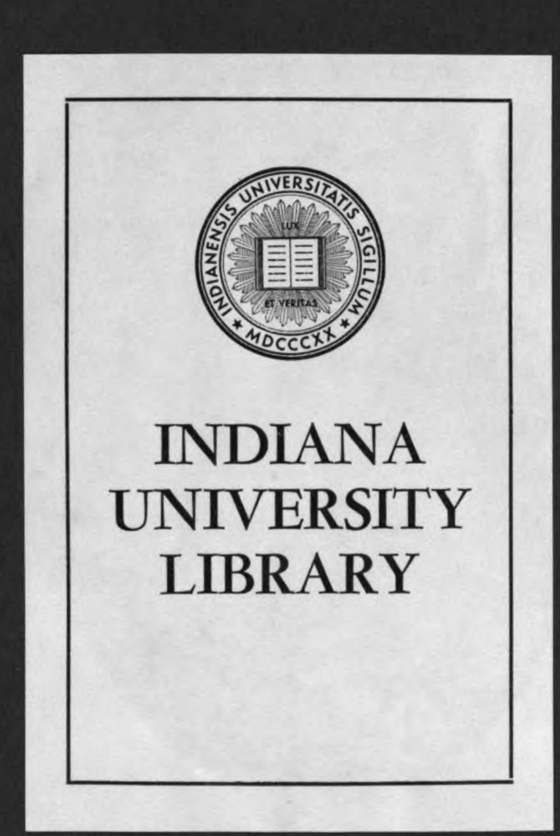
D
531
.W46
v.2

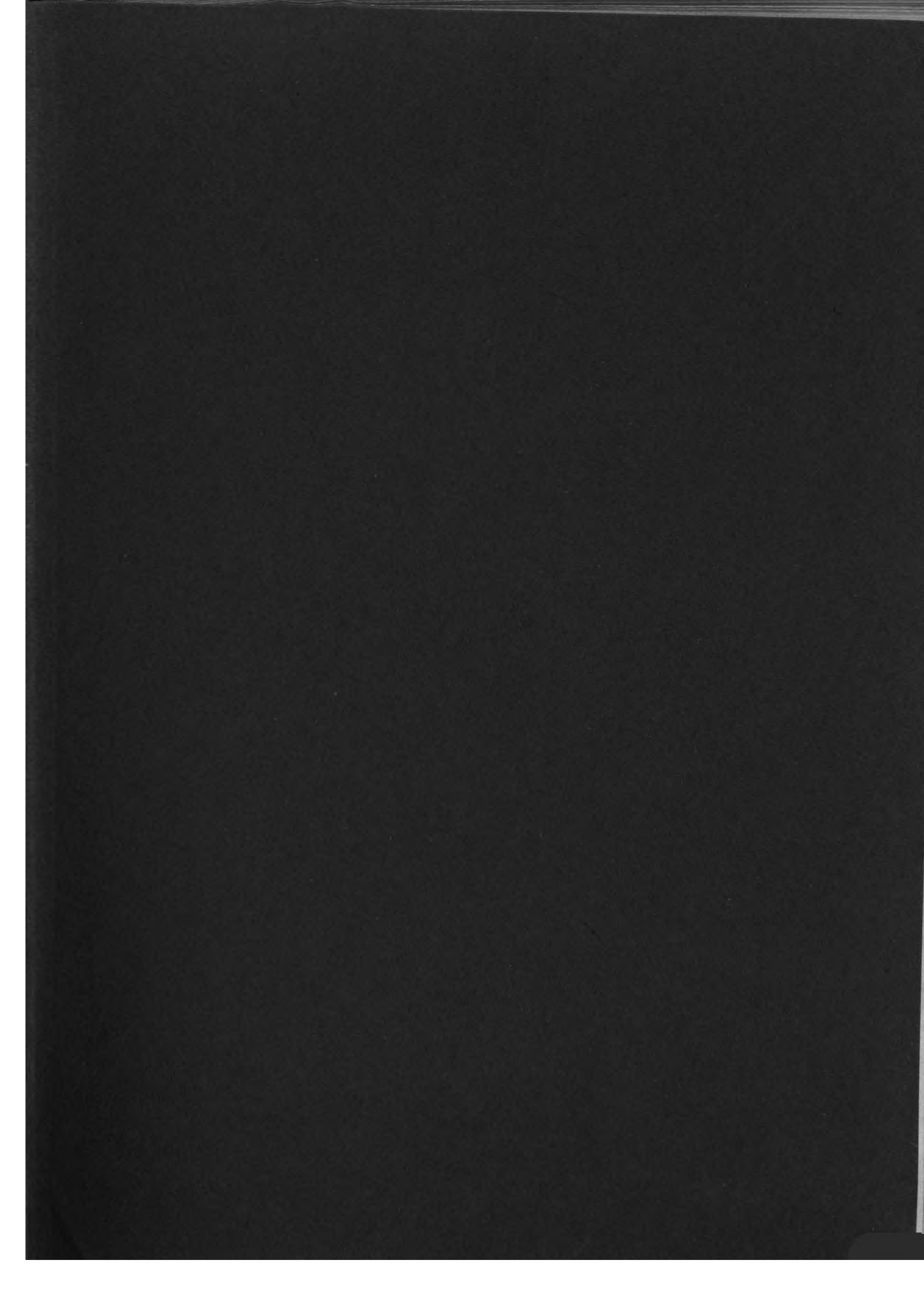
Der Weltkrieg

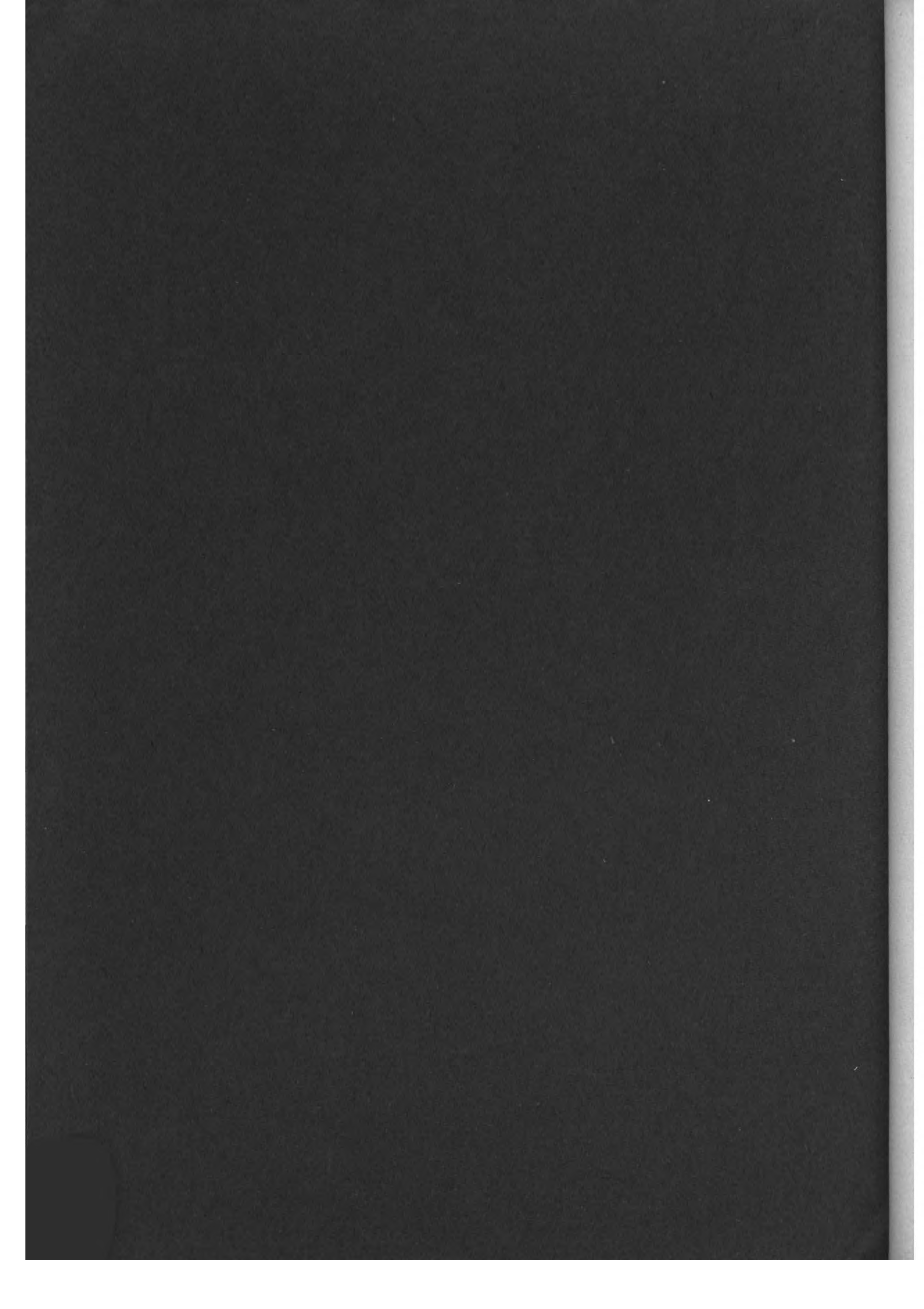
Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Zweiter Band

Bielefeld / Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY





Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Zweiter Band



Wilhelm I. R.

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Zweiter Band: Die Ereignisse bis zum Eingreifen Italiens ◆ Mit der Chronik des Weltkrieges von Prof. Dr. Otto Hoetzsch und dem Anhang: Urkunden u. amtliche Telegramme

Bielefeld und Leipzig / 1915
Verlag von Velhagen & Klasing

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.)

Aufsätze.

Gedichte.

Bilder.

Illustrationen.

Bildnisse.

Karten.

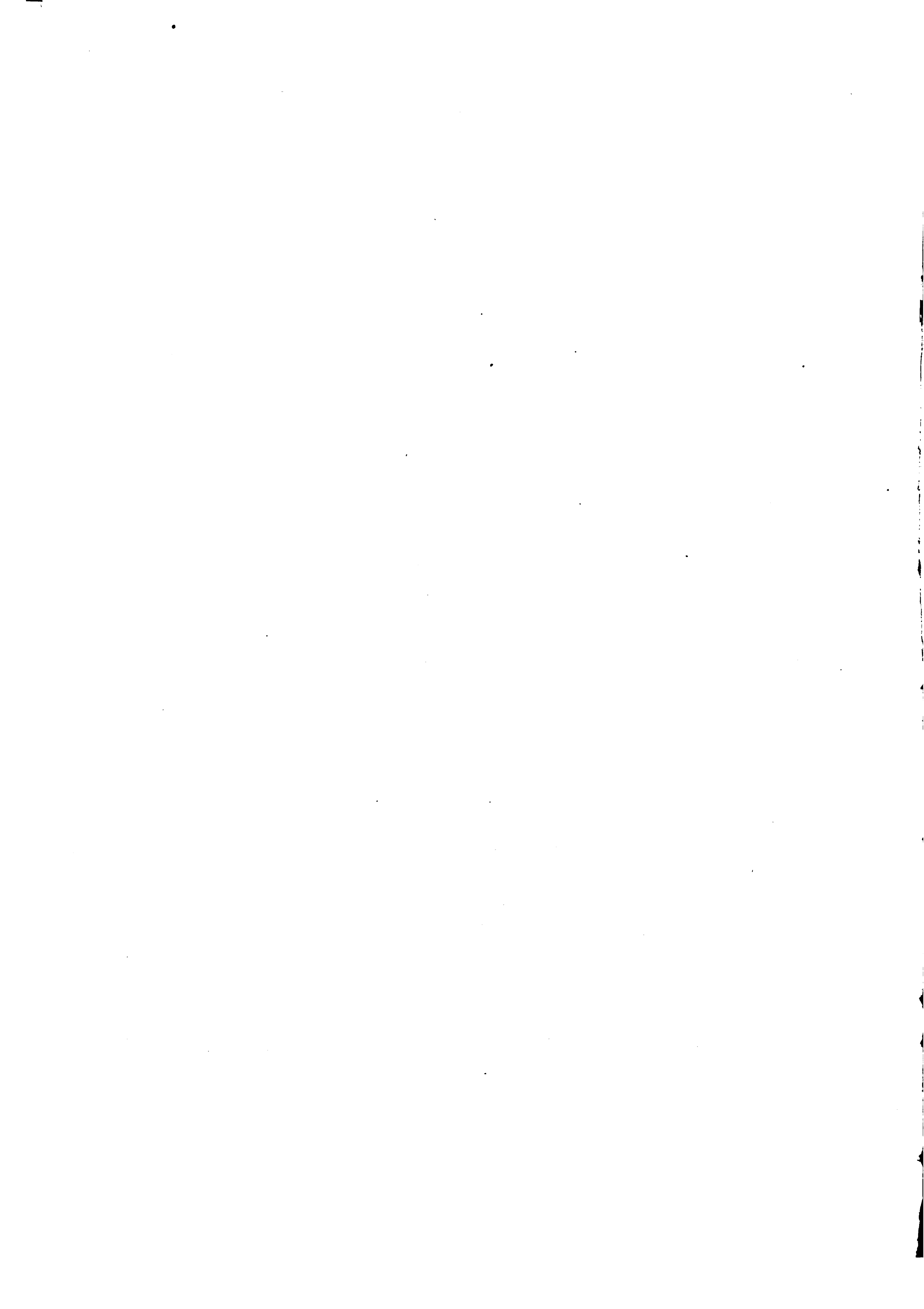
Komposition.

Chronik des Weltkrieges

Von Professor Dr. Otto Hoetzsch

Zweiter Teil

✠



Chronik des Weltkrieges.

Von Professor Dr. Otto Hoetzsch.

Die Kriegführung bindet sich nicht an den Kalenderwechsel und gestattet so dem Chronisten nicht, mit einem abgerundeten Rückblick das neue Jahr zu beginnen. Dafür darf er die monumentale Tatsache feststellen, mit der das Jahr 1915 für die Welt begonnen hat: das große, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtete Bündnis ist in den fünf Monaten eines ungeheuren Ringens nicht zu seinem Ziele gekommen, das in dem Auseinanderfall Österreich-Ungarns und der Niederwerfung, vielleicht Zertrümmerung Deutschlands gesehen wurde. Die Zentralmächte Europas, wie man mit einem ganz guten und bezeichnenden Ausdruck jetzt häufig Deutschland und Österreich-Ungarn zusammenfaßt, haben sich gegen die feindliche Übermacht als die stärkere und kriegsmächtigere Staatengruppe erwiesen. Der Geist, in dem sie das zu tun vermochten, konnte nicht besser ausgedrückt werden als in dem Armeebefehl, den unser Kaiser am Silvester 1914 an sein Heer und seine Flotte erließ und der auch in dieser Chronik im Wortlaut aufbewahrt werden muß:

„Nach fünf Monate langem schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr. Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert. In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

„Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk, in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen. Viel ist im alten Jahr geschehen; noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen: immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist: voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

„Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volk. Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland."

Wenn wir die bisherigen Erfolge abmessen, so wollen wir nicht vergessen, daß sie trotz einer höchst ungünstigen politischen Stellung errungen wurden, in der Deutschland den Kampf aufzunehmen gezwungen wurde. Hat sich nun auch diese diplomatisch-politische Aufstellung bisher gegen den Beginn des Krieges nicht wesentlich geändert, so ist doch die Frage berechtigt, wie der Eindruck der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Kriegführung auf die Seele der Neutralen gewirkt habe. Darauf sei eine Antwort in einem zusammenfassenden Überblick zu geben versucht.

Mit allen erlaubten und noch mehr mit allen unerlaubten Mitteln hat die Presse unserer Feinde ununterbrochen sich bemüht, die Neutralen gegen uns zu beeinflussen. Ein Feldzug der Lüge, den namentlich die englischen Zeitungen und Depeschenbureaus führten, ist dem Krieg mit den Waffen parallel gegangen. Gegen letzteren setzen wir uns zur Wehr, gegen ersteren vermochten wir es nicht oder nur ganz unzulänglich, teils weil wir im Frieden die nötige Rüstung uns zu beschaffen versäumt hatten, teils weil wir zu anständig dazu waren. Heute aber können wir sagen, daß, wie immer in der Weltgeschichte, auch hier Taten und Erfolge gewirkt haben, namentlich dort, wo man den Deutschen diese Widerstandskraft und Entschlossenheit doch nicht zugetraut hatte. Natürlich füllen die scheinheiligen Klagen über die Verletzung der belgischen Neutralität, über die „Greuel" von Löwen und Mecheln und die Beschießung der Reimser Kathedrale immer noch die Spalten der englischen, französischen, auch der italienischen und nordamerikanischen Blätter. Aber das wirkt alles nicht mehr wie vor einigen Monaten. Die verschiedenen Weiß-, Blau-, Orange-, Gelbbücher haben den Neutralen gezeigt, daß es nicht so einfach ist, die Frage der Schuld an dem Kriege zu beantworten. Ferner haben die Funde, die wir in Belgien gemacht haben, das diplomatische Material und die Handbücher des englischen Generalstabs, die dieser seit Jahren für einen Feldzug in Belgien vorbereitet hatte, auch dem Auslande die Augen darüber geöffnet, wie es mit der sogen. Neutralität Belgiens in Wahrheit stand. Die Hauptsache aber waren unsere Taten, vor allem, da sie ohne alle Ruhmredigkeit, wahr und schlicht von unserer Heeresleitung gemeldet wurden. So wagt es auch das perfideste deutschfeindliche Blatt Nordamerikas, der „New York Herald", nicht mehr, die Berichte des deutschen Generalstabes seinen Lesern vorzuenthalten. Das genügt uns vorerst durchaus, denn diese Berichte sprechen für sich.

Unbehaglich ist die Stimmung bei allen Neutralen, da sie fast alle — vielleicht China und Mexiko ausgenommen — unter dem Kriege schwer leiden. Sie sind, wenigstens die Neutralen Europas, zu mehr oder minder kostspieligen militärischen Rüstungen genötigt, damit sie auf alle Fälle vorbereitet sind. Alle aber leiden unter den Schädigungen des Welthandels, die der Krieg an sich schon mit sich bringt und die die brutale Seepolizei der englischen Kriegsschiffe noch mehr verschärft. An der Lage, wie sie schon vor hundert Jahren Friedrich Schiller schwermütig besungen hat, hält England heute noch ohne jede Rücksicht fest. Es will nach wie vor „das Reich der Amphitrite schließen wie sein eigenes Haus" und bestimmen, wenn es dieses zur freien Durchfahrt zu öffnen für gut befindet. So setzt es willkürlich fest, was es unter Konterbande versteht, und durchsucht rücksichtslos jedes Schiff der Neutralen, das nach Englands Meinung seine Gegner irgendwie unterstützen könnte. Dieser Zustand vollendeter Unsicherheit wirkte um so unerträglicher, als England monatelang die Störungen des Welthandels durch die kühnen deutschen Kreuzer nicht zu verhindern vermochte. Infolgedessen leiden die Neutralen zum Teil auf das empfindlichste, sie sehen die Zufuhr der ihnen notwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe gestört oder sie sitzen mit ihren Rohstoffen fest, die an anderer Stelle der Weltwirtschaft auf das empfindlichste entbehrt und heftig verlangt werden. Das hat eine Stimmung der Neutralen geschaffen, die uns nur recht sein kann, weil sie sich fast ausschließlich gegen England richtet. Denn sie empfinden an ihrem eigenen Leibe, was vor 50 Jahren ein englischer Staatsmann, Lord Derby, öffentlich von dieser Politik seines Landes, die sich ganz gleich geblieben ist, gesagt hat: „Wir verfahren gegen die Fremden höchst schamlos. Die Geschichte des Seerechts ist ein unauslöschliches Zeugnis der Habgier des englischen Volks und der englischen Regierung."

Am meisten spüren das, außer Nordamerika, die Neutralen Europas, die von der englischen Nordseesperre unmittelbar betroffen werden, also Holland und Skandinavien. Das Königreich der Niederlande liegt, so sehr es sich bemüht, seine Neutralität aufrecht zu erhalten, den Kriegsschauplätzen bedenklich nahe. Über seinen Boden geht der Verkehr zwischen Deutschland und England, der auch durch den Krieg nicht unterbrochen werden kann, wie Rückkehr

von Flüchtlingen, Briefverkehr durch neutrale Adressen, Nachrichtenvermittlung und dergleichen mehr. Ferner sind aus Belgien rund 400 000 Flüchtlinge nach Holland übergetreten. Und schließlich ist Holland für die Scheldemündung verantwortlich, die für einen Angriff auf Antwerpen zu forcieren der englischen Kriegführung gar wohl zugetraut werden kann. Das alles schafft Sorgen und Unbequemlichkeiten, wozu nun erschwerend die Schwierigkeiten der Rohstoffzufuhr, die Benachteiligung des Rotterdamer Handels und schließlich auch die Frage nach der Zukunft der eigenen Kolonien kommt. Liegen diese doch so recht mitten darin in dem Bereich, den der Machtehrgeiz Japans sich zieht.

Noch schwerer ist die Lage für die skandinavischen Staaten. Die wirtschaftlichen Schäden des Krieges sind wenigstens für Norwegen und Schweden so groß, daß sie zusammen mit der schlechten Ernte in beiden Ländern die Bevölkerung geradezu mit Nahrungssorgen bedrohen. Für Dänemark liegen ja diese Verhältnisse etwas anders. Ist Skandinavien so wirtschaftlich vornehmlich durch die englische Seepolitik in Handel und Schiffahrt, von denen es wesentlich lebt, schwer geschädigt, so droht von Osten her Rußland, Schweden und Norwegen direkt in den Krieg hineinzutreiben. Unser östlicher Gegner ist ja durch den Krieg und den Winter in der unangenehmen Lage, von allen Meeren abgeschnitten zu sein, außer der wenig besagenden Verbindung über Wladiwostok. Rußland drängt deshalb mit doppelter Energie auf den Zugang zur Nordsee oben im Norden, der durch das deutsche Ostseegeschwader nicht bedroht werden kann. Da es aber bekanntlich nicht an die Nordsee grenzt, muß es entweder von Torneo aus Anschluß an das schwedische oder das norwegische Eisenbahnnetz finden, um nach dem in Frage kommenden Hafen Narvik an der norwegischen Küste durchzukommen. Gegen diese Aussicht, die nicht erst im Kriege aufgetaucht ist, sträuben sich aber Schweden und Norwegen aus sehr erklärlichen Gründen. Und in der richtigen Einsicht, daß Einigkeit stark macht und in diesen großen Kämpfen nur der Mächtige etwas zu sagen hat, sind die drei Könige Skandinaviens am 10. Dezember in Malmö zusammengetreten. Es ist ein Bund zur Wahrung der Neutralität und zur Abstellung schwerer Klagen namentlich gegen England. Ob er das wird bleiben können und ob nicht Rußland ihn in den Krieg hineinzuziehen vermag, steht noch dahin. Wir freuen uns jedenfalls dieser neuen Auflage der alten Kalmarischen Union, denn ein starkes und unabhängiges Skandinavien liegt durchaus im deutschen Interesse.

Am wenigsten hört man jetzt in Europa von Spanien. In diesem Lande ist wohl die Mehrheit für die Neutralität, und auch der König selbst, obwohl er eine englische Prinzessin zur Frau hat, der aber aus seiner Bewunderung für den deutschen Kaiser niemals ein Hehl gemacht. England scheint auch nicht unmittelbar auf Spanien zu drücken, für das es am wesentlichsten ist, was aus Portugal wird, da dies zwar auf der Seite Englands steht, aber zu einer tätigen Anteilnahme am Kriege noch nicht gebracht werden konnte oder sollte. Sodann ist für Spanien wichtig, welche letzten Entschlüsse Italien fassen wird, und damit treten wir in den Kreis der Neutralen, die durch den Krieg politisch berührt werden und deshalb mit der Möglichkeil, in ihn noch einzutreten, rechnen.

In Italien hat die große Rede des Ministerpräsidenten Salandra am 3. Dezember allerdings noch durchaus die bisherige Haltung der Neutralität bewahrt, zu der Italien auch nach dem Dreibundvertrag durchaus berechtigt war. Aber seit die Türkei auch Kriegspartei geworden ist, hat die Strömung zugunsten unserer Gegner sehr erheblich zugenommen, und Salandra ließ die Ziele seines Vaterlandes auch erkennen, daß Italien nämlich selbst eine relative Machtverminderung nicht dulden könne. Ministerpräsident Salandra stellte zunächst fest, daß der Konflikt „ohne irgendeine Teilnahme oder ein Einverständnis“ von Italiens Seite ausgebrochen sei, und fuhr dann, vielfach von allseitigem Beifall unterbrochen, fort: „Die Regierung mußte erwägen, ob die Vertragsbestimmungen (des Dreibundes) uns zur Teilnahme zwangen; aber die gewissenhafteste Prüfung des Buchstabens und Geistes der bestehenden Vereinbarungen und die Prüfung der Ursprünge und des augenscheinlichen Endzweckes des Konfliktes brachte uns zu der loyalen und sicheren Überzeugung, daß wir nicht verpflichtet waren, an ihm teilzunehmen.

„Unsere frei proklamierte und loyal beobachtete Neutralität genügte nicht, um uns gegen die Folgen der ungeheuren Umwälzung zu schützen, die jeden Tag größer wird und deren Ende von niemand abgesehen werden kann. In Ländern und Meeren des alten Erdteils, dessen politische Gestaltung vielleicht im Begriffe ist, sich zu ändern, besitzt Italien bereits Interessen, die es zu schützen, und gerechte Ansprüche, die es zu bekräftigen hat. Es muß seine Stellung als Großmacht behaupten und sie nicht nur unversehrt erhalten, sondern auch so, daß sie nicht durch die möglichen Vergrößerungen anderer Staaten relativ verändert wird. Daher mußte und wird notwendigerweise unsere Neutralität eine tätige und wachsame sein, nicht eine ohnmächtige, sondern eine starke, gewappnete, die jeder Möglichkeit gewachsen ist. Demgemäß war und ist die höchste Sorge der Regierung vollständige Vorbereitung der Armee und Marine.

„Um sie durchzuführen, ist sie nicht davor zurückgescheut, die schwere Verantwortlichkeit für weitere Ausgaben und für eine gewisse Änderung der militärischen Organisation zu übernehmen. Die Erfahrung aus der Geschichte und noch mehr aus den gegenwärtigen Ereignissen muß uns überzeugen, daß, wenn die Herrschaft des Rechts aufhört, die Kraft allein die Bürgschaft für das Wohlergehen eines Volkes bleibt, die organisierte und mit allen kostspieligen und vollendeten technischen Verteidigungsmitteln ausgerüstete militärische Kraft.

„Wenn auch Italien nicht das Ziel hat, irgend jemanden mit Gewalt zu unterdrücken, so mußte es sich doch so gut wie möglich und mit der größten Stärke organisieren und ausrüsten, damit es nicht früher oder später selbst unterdrückt werde.“

Aus der Sprache des Diplomaten in die des gemeinen Mannes übersetzt, heißt das, daß Italien, wenn der Krieg Machtverschiebungen bei den Kämpfenden herbeiführt, nicht zusehen will, — daß es nicht gesonnen ist, während andre größer werden, selbst in seinen bisherigen Grenzen bleibend, tatsächlich gegen jene anderen kleiner zu werden. Es ist kein Zweifel, daß es diese Absicht auch mit kriegerischer Drohung durchzusetzen nicht scheuen wird. Aber sie kann sich ebensogut gegen Österreich wie gegen England oder Frankreich wie gegen Griechenland richten. Denn es ist ja nicht bekannt, wo Italien dann diese Entschädigung für sich suchen will, auf der Balkanhalbinsel, im Mittelmeer oder in Afrika oder wo sonst — je nach dem sind die Gegner, gegen die es auftreten wird, verschieden.

In dieser Lage ist es ins neue Jahr eingetreten, in dem in absehbarer Zeit die Entscheidung fallen muß. Für diese aber muß es bereit sein und macht es sich bereit. Daher ist es auch voller Kriegssorgen in seinem friedlichen Lande. Über eine Milliarde hat es schon für Rüstungen ausgegeben, die italienischen Arbeiter strömen von überallher aus den kriegführenden Ländern zurück, Arbeitslosigkeit und Teuerung klopfen an seine Tür. Und obwohl es neutral ist, drangsaliert England seinen Außenhandel auf das empfindlichste. Immer zahlreicher werden die Klagen darüber, die sich zugleich auch gegen Frankreich richten. Denn dessen Flotte — das einzige, was man von ihr hört — leistet für diese Durchsuchungen und Schikanen England im Mittelmeer die Dienste des Handlangers. Schwer ist der Entschluß, der den italienischen Staatsmännern bevorsteht, aber zweifelhaft ist nicht, wohin die Lebensinteressen dieser zur Führung der

Romanen berufenen Großmacht sie weisen, auf das Mittelmeer und nach Afrika — dort lockt, jedoch nur gegen England, der Ruhm der Scipionen.

In ähnlicher Lage wie Italien ist auf der Balkanhalbinsel Rumänien. König Karol, der Schöpfer des modernen Rumäniens, hat seinem Nachfolger eine nicht leichte Aufgabe hinterlassen müssen, nicht leicht, gerade weil durch seine glänzende Politik Rumänien im Frieden von Bukarest die bestimmende Balkanmacht geworden war. Auch im Staatenleben wollen wie im Leben des einzelnen dauernde Erfolge verdient sein, dürfen sie nicht zu leicht gewonnen werden. Rumänien muß auf der einen Seite Bessarabien, das 1878 an Rußland verlorene, auf der andern das rumänische Gebiet Ungarns und der Bukowina locken. Und keineswegs gleichgültig kann ihm sein, welches der Ausgang des Kampfes der Türkei sein wird. Bulgarien anderseits, müde und erschöpft durch zwei Kriege, hat vor allem den Wunsch, neutral zu bleiben. Sieht es sich aber gezwungen, nochmals das Opfer eines Krieges auf sich zu nehmen, dann soll unter allen Umständen Mazedonien bis zum Wardar herauskommen. Darauf will aber Serbien nicht verzichten, an das durch Bündnis und gleiches Interesse Griechenland gebunden ist; diese beiden wieder stehen an der westlichen Küste zusammen gegen jene Ansprüche Italiens, denen dieses durch die Besetzung Valonas am 27. Dezember Ausdruck gegeben hat. So liegt eine ungeheure Spannung auf der gesamten Balkanhalbinsel, und man wundert sich, daß dieser die maßgebenden Männer, König Karl und König Ferdinand und ihre Minister, so lange haben widerstehen können.

Denn da ohne viele Zahlen klar ist, was für den Kampf im Osten die ganz frische rumänische Armee bedeutet und da der völlige Zusammenbruch Serbiens durch ein Eingreifen Bulgariens gewaltig beschleunigt würde, haben Rußland und dann auch England kein Mittel des Druckes in Sofia und Bukarest gescheut, um diese Mächte auf ihre Seite zu ziehen. Das Spiel ist bisher nicht gelungen, die beiden Staaten warten, sich gegenseitig balancierend, in Ruhe die weiteren Erfolge der uns verbündeten Türkei gegen Rußland ab, vor allem aber die Entscheidungen auf dem ganzen polnischen Kriegsschauplatze. Die werden so manches zur Entscheidung drängende Problem der Neutralen vor allem in diesem Gewirr der Adria- und Balkanpolitik zur Lösung führen. Denn hier hängt alles von Italien bis Rumänien so eng zusammen, daß vielleicht nur ein kleines Ereignis genügt, alles ins Rollen zu bringen. Und bedeutungslos ist's natürlich keineswegs, wohin die rund zwei Millionen Soldaten, die Italien und Rumänien auf die Beine stellen, marschieren.

⌘ ⌘ ⌘

Es ist daher für alle diese Zusammenhänge das bisher überhaupt wichtigste politische Ereignis des Krieges, daß am 13. Januar der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Graf Leopold Berchtold, überraschend zurücktrat. Denn bekannt ist, daß Italien wie Rumänien Wünsche an Österreich-Ungarn haben, die für die politischen Entschlüsse beider Staaten von großer Bedeutung sein können. Wenn in diesem kritischen Momente Graf Berchtold ausschied, so war daraus wenigstens das eine klar, daß in Wien von Kaiser Franz Josef, der ja selbst sein eigener auswärtiger Minister ist, eine andere Behandlung dieser Fragen für richtig gehalten wird, als Graf Berchtold sie befürwortete. Sein Nachfolger wurde Baron Stefan Burian von Rajecz, bisher Minister Ungarns beim Allerhöchsten Hoflager. Er ist ein Vertrauter des Grafen Tisza, des ungarischen Ministerpräsidenten, dessen Ansichten damit wohl die ausschlaggebenden werden und der ein hochbedeutender Staatsmann von unerschütterlicher Energie ist. Wir aber denken bei dieser Ernennung eines Magyaren zum Minister gleich und gern an den großen magyarischen Minister Österreich-Ungarns für die auswärtigen Angelegenheiten in früherer Zeit, an den Grafen Julius Andrassy, unter dem das deutsch-österreichische Bündnis geschlossen wurde.

In einem beneidenswerten Frieden spielte sich alledem gegenüber das Leben der Vereinigten Staaten ab, der einzigen Weltmacht, die am Kriege nicht teilnimmt. Natürlich hat uns die Frage, wie sich die Union zum Kriege stellen werde, seit Kriegsbeginn aufs tiefste beschäftigt. Wir hofften auch dafür auf mancherlei Wirkungen der Beziehungen, die seit etwa zwölf Jahren geknüpft worden waren. Deshalb waren viele enttäuscht, daß die öffentliche Meinung in Nordamerika so völlig der englisch-französischen Berichterstattung Glauben beimaß. Etwa von den Wirkungen des Professorenaustausches hatte man mehr erwartet, als daß diese Gelehrten, die bei uns gewirkt und freundlichste Aufnahme gefunden hatten, nur in Ausnahmen unsre Partei ergriffen. Mit großem Eifer wurde dagegen die Aufklärungsarbeit eingesetzt; Männer wie Graf Bernstorff, Dernburg, Eugen Kühnemann und manche andre haben rastlos die Wahrheit über die deutschen Taten im Lande verbreitet. Und das ist gelungen, die Nachrichten der deutschen Erfolge dringen heute auch durch den dicksten Lügenqualm. Aber die Mehrheit der Amerikaner steht trotz alledem mit ihren Sympathien im Lager unserer Gegner. Um so dankbarer empfinden wir dafür die mächtige Bewegung der Deutsch-Amerikaner dagegen, denen sich überall die Iren anschließen. Das rauscht durch die ganze Union, in einem gemeinsamen Widerspruch gegen die angloamerikanische Haltung und vor allem gegen die Neutralitätspolitik der Union.

Diese richtet sich nämlich praktisch gegen uns, weil sie den Verkauf von Waffen und Kriegsmaterial an die Kriegführenden zuläßt — was bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen zur See nur unseren Gegnern zugute kommt. Man verdient ganz enorm an den aus England, Frankreich und Rußland eingehenden Kriegsbestellungen; auf fast 300 Millionen Mark wird das wöchentlich darin für die Union gemachte Geschäft berechnet. Aber an diesem angenehmen, uns freilich nur nachteiligen, Geschäft beginnt sich manches zu ändern. England benutzt zwar gern und gegen Barzahlung so den amerikanischen Markt, aber es wendet seine Grundsätze der Konterbandepolitik und Durchsuchung auch rücksichtslos auf amerikanische Schiffe an. Dies Verfahren hat zu einer unerträglichen Belastung und Störung des amerikanischen Handels geführt, gegen die sich das Selbstbewußtsein der Yankees immer entschiedener gewendet hat. Schließlich mußte Präsident Wilson am 29. Dezember dagegen auf das entschiedenste Widerspruch erheben. England hat versucht, in einer Antwort sich mit halben Zugeständnissen zu begnügen und die Amerikaner mit allgemeinen Redensarten abzuspeisen, wie es das bisher mit Holland und den skandinavischen Staaten getan hat. Aber Amerika läßt sich so nicht beiseite schieben, es will Schutz und Sicherheit für seinen neutralen Handel; und jede Maßnahme, die es ergreift, kommt uns zugute.

Zugleich aber wehren sich auch gerade die kräftigsten Staaten Südamerikas. Auch unter ihnen hat die gewissenlose antideutsche Presse gehetzt. Aber das konnte uns nicht schaden, und man erreichte nicht, daß diese südamerikanischen Staaten ihre Interessen preisgaben. Sie wollen eben nicht in diesen großen Krieg hereingezogen werden, und wissen, wenn die Länder der drei Amerikas darin einig sind, daß sie ihre Forderungen durchsetzen. Das führt sie näher an die Vereinigten Staaten heran und deutet schon eine Einheit der amerikanischen Länder an, die die Vollendung des Panamakanals noch mehr befördert. Wie hatte man dies Werk und die Ausstellung in San Francisco in diesem Jahre 1915 feiern wollen, und wie still spielt sich das jetzt ab! An der historischen Bedeutung dieser Dinge dort am Stillen Ozean ändert aber der Weltkrieg nichts, im Gegenteil. Je stärker die Union und ihr naherückend die südamerikanischen Staaten nach dem Stillen Ozean

blicken, um so mehr schauen sie dem gelben Manne, Japan, ins Gesicht, mit dem sich die amerikanischen Wünsche an jeder Ecke kreuzen. Darum weiß Japan recht genau, warum es sich gegen den französischen Hilferuf um japanische Truppen in Europa harthörig stellte, und warum England diesen Hilferuf seines guten Freundes nur sehr lau unterstützte. Dort, auf den Wassern und an den Küsten des Stillen Ozeans kommen neue Kämpfe, für die Japan seine Waffen nötiger hat, vielleicht nicht schon während dieses Krieges, sicherlich aber danach. So ist auch das Schicksal unseres tapferen Tsingtau noch keineswegs ganz entschieden, das Japan angeblich für China zurückerobern wollte und nun in aller Ruhe für sich behält.

Dort aber wogen noch die Kämpfe, die auf alle diese Fragen zurückwirken werden. Sie sollten in der Weihnachtszeit unterbrochen werden, damit die Millionen Kämpfer wenigstens ein paar Stunden des Christfests und ihrer Lieben gedenken könnten. Aber diese Anregung des Papstes ist gescheitert, nicht nur am Widerspruch Rußlands, das bekanntlich sein Weihnachtsfest 13 Tage später feiert, sondern wohl auch, weil eine solche Einstellung der Kämpfe auf Fronten von bald 1000 Kilometern kaum recht möglich ist. Dafür hat ein anderer von edler Nächstenliebe eingegebener Vorschlag des Papstes, wie es scheint, überall Anklang gefunden, nämlich die dauernd militäruntauglich gewordenen Kriegsgefangenen gegeneinander auszutauschen. Sehr rasch kann das ja nicht gehen, bei der Zerstreuung der Massen von Gefangenen und bei den großen Entfernungen. Aber die Schwierigkeiten sind wohl zu überwinden, und manche Mutter und Gattin auf der weiten Erde wird dem Papste danken für dies sein menschenfreundliches Vorgehen.

Unter dem Donner des Kriegs ist Pius X. gestorben. Während sonst die Papstwahl größtes Interesse erregte, ist diesmal Benedikt XIV. als Nachfolger des Heimgegangenen ohne viel Anteilnahme Europas gewählt worden. Das schienen alles kleine Fragen gegen die Kämpfe, die auf französischem und polnischem Boden über Staatengeschicke entscheiden sollen. Aber das schienen sie nur zu sein. Jetzt hat aber England einen eigenen Gesandten am Vatikan ernannt, was seit der Reformation nicht der Fall gewesen ist, und sehr zum Mißfallen seiner evangelischen Kirche. Rußland hat das gleiche getan, obwohl seit Pius IX. alle Beziehungen völlig abgebrochen waren. Japan und Nordamerika sollen dasselbe erwägen, und zwischen Papst und Sultan sind bereits direkte Beziehungen angeknüpft, indem der neue päpstliche Delegat vom Sultan feierlich empfangen wurde. Das scheinen auf den ersten Blick ziemlich unverständliche Ereignisse. Aber sie zeigen, daß die gewaltige Macht des Papsttums auch in diesen irdischen Machtkämpfen sehr viel bedeutet, und sie zeigen zunächst vor allem, daß man sich auf der Welt nicht mehr um das Protektorat scheren will, das Frankreich über die Katholiken des Orients — unter Orient wurde dabei gleich der ganze Osten von der Levante bis nach China verstanden — seit Jahrhunderten in Anspruch nahm. Diesen schweren Verlust, der mehr bedeutet, als man zunächst denkt, hat Frankreich bereits zu buchen; es ist nicht mehr der Schutzherr der Katholiken im Orient, jeder Staat schützt da seine Katholiken selbst, wie das Deutschland immer in Anspruch nahm, und sucht dafür die direkte Verbindung mit dem Papste selbst.

So ist es wohl möglich, daß auch Italien daran denkt, mit dem Papste in seinen schwierigen Zeiten eine Verständigung zu suchen. Denn möglich wäre es doch, daß Rom zum Orte der Verhandlungen über den Frieden würde, und dann kann der alte Gegensatz zwischen Vatikan und Quirinal nicht mehr bestehen, wenn er nicht große Schwierigkeiten bereiten soll. Frieden? Davon zu reden ist noch keine Zeit. Fest und geschlossen steht England als unser Gegner da; so gut wie nichts stört seine innere Geschlossenheit und Entschlossenheit, den Kampf zu Ende zu führen. Anders steht es freilich mit Frankreich und Rußland. Zwar hat Viviani am 22. Dezember stolz verkündet, Frankreich würde den „Kampf ohne Gnade bis zur endgültigen, durch einen völlig siegreichen Frieden gesicherten Befreiung Europas" fortführen. Aber fast ein Sechstel des französischen besten Bodens ist fest in deutscher Hand; Frankreich will jetzt in einer sogen. „Zweiten Armee" eigentlich alles Männliche zwischen 17 und 55 Jahren zu den Fahnen bringen und zeigt damit, daß es militärisch bald am Ende ist; seine Finanzlage ist nach dem Berichte des Finanzministers Ribot sehr düster und nur auf die Hilfe der Bank von Frankreich angewiesen; seine Regierung ist nicht nach Paris zurückgekehrt. Kurz, es ist im Verbluten. Aber ob die, die das einsehen, schon die Kraft haben, die Parteien und Cliquen zu der Einsicht zu zwingen, die schon Bismarck den Franzosen nahelegte, welch starke kolonial- und weltpolitische Gemeinsamkeit zwischen den beiden in Europa verfeindeten Staaten Deutschland und Frankreich besteht? Wir können es jedenfalls abwarten.

Über Rußlands innere Zustände ist ein sicheres Urteil nicht zu gewinnen. Was die Zeitungen darüber bringen, stammt aus dritter, vierter Hand, zumeist aus trüber, oft aus künstlich getrübter Quelle. Aber das steht fest, daß ihm die Verbindung mit Europa abgeschnitten ist und ihm von außen Kriegsmaterial nicht oder nur ganz wenig zugeführt werden kann, daß dieses Kriegsmaterial, Geschütze, Gewehre und Munition in erster Linie, rapide abnimmt und daß es auch bereits den letzten Mann aufgeboten hat. Unerschöpflich ist sein Menschenvorrat nicht, und wenn wir auch keine bestimmten Zahlen haben und alle Rechnungen darüber in der Luft schweben, so sind in jedem Falle die Abgänge in seinem Heere an Toten und Verwundeten, Kranken und Gefangenen nicht nur absolut, sondern auch relativ, im Verhältnis zur Gesamtzahl seiner Soldaten, erschreckend hoch. Gar manchem von den russischen Kriegshetzern mag darum heute schon schwül zumute sein. Aber auch das können wir abwarten, und die Erörterungen um einen Sonderfrieden, die sich in manchen Blättern fanden, waren sehr überflüssig.

Gewiß hat mancher am Weihnachtsabend mit tiefer innerer Sehnsucht an das „Friede auf Erden" gedacht, das zu diesem Weihnachtsfeste so gar nicht recht klingen wollte. Aber keinem Deutschen im Felde und daheim hat dies Gefühl den festen Entschluß, durchzuhalten, gemindert. Wir haben kein Bedürfnis und keinen Wunsch nach Frieden, ehe dieser Krieg nicht ausgekämpft ist, den wir nicht gesucht und vom Zaune gebrochen haben. Noch stehen die großen Entscheidungen im Westen und im Osten und auf der See bevor, denen wir mit festem und gutem Vertrauen entgegensehen. Und noch geht, wie es dieses Bild der politischen Fragen und Beziehungen zu Anfang 1915 gezeigt hat, ein Zittern durch die ganze Welt der Neutralen, das ganz neue Ereignisse bringen kann. Über ein Jahrzehnt hat England den Krieg gegen uns vorbereitet, und drei Jahrzehnte gehen schon die Feindseligkeiten und Gegensätze zwischen Rußland und Österreich-Ungarn, die zuletzt in diesen Krieg geführt haben. Millionen Soldaten stehen gegeneinander in den Waffen, und ungeheure Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens haben die Staaten durchzumachen. Da gehört viel Weltfremdheit dazu, zu glauben, daß dies alles sich schnell auseinanderwickeln und wieder zur Ruhe kommen könnte. Stärken wir uns vielmehr das Gemüt an den gewaltigen Dingen, durch die wir geführt werden, und stärken wir uns immer und immer wieder den Entschluß, daß in diesem großen Kriege durchgehalten werde. Er kann ja nach seiner ganzen Entstehung und Natur nur langsam Entscheidungen bringen. Die kurzen Kriege gehören der Geschichte an, die nur durch die Überlegenheit des preußischen Wehrsystems möglich waren. Heute kann der Krieg erst enden, wenn die physische und moralische Kraft erschöpft ist. Und dafür bauen wir auf die Kraftreserven, die in unserem Volke zum Staunen der Welt lebendig sind.

„Ich glaube, Hindenburg kommt jetzt neben Bismarck und Moltke und Roon," so hörte ich am Morgen nach dem 17. Dezember zwei Gymnasiasten, die zur Schule gingen, zueinander sagen. Wahrspruch der Jugend, Wahrspruch des deutschen Volkes über den Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte im Osten! Was er geleistet hat, machen wir uns am besten klar, wenn wir uns die Schlachtstellung im Osten auf der Karte ansehen, wie sie lief nach Abschluß der Neugruppierung, auf die der strategische Rückzug von der Weichsel vollzogen wurde, und wie sie war nach der Mitteilung der Heeresleitung vom 17. Dezember. Etwa am 8. November ging die Linie so: Pillkallen – Eydtkuhnen – Wirballen – Lyck – Schtschutschin – Johannisburg – Soldau – von da auf russischem Boden, aber nahe der ostpreußischen Grenze – vorwärts Kruschwitz – Kalisch – Czenstochau; von da die Linie unserer Verbündeten, die zum Teil mit den Unseren, zum Teil selbständig kämpften: Krakau – rückwärts Sandez – Sanok – Karpathenpässe – westliche Bukowina. Das Ergebnis der Kämpfe rund eines Monats aber war folgende deutsche Aufstellung: Pillkallen – Gumbinnen – Johannisburg – von da über die Grenze vorwärts Mlawa – Plozk – Mündung der Bsura – Sochaczew – Lowitsch – Brzeziny – Czenstochau; die österreichisch-ungarische Linie: Krakau – Sandez – Krosno – Sanok – Paßhöhen der Karpathen – das Suczawatal in der Bukowina. Ohne weiteres ist deutlich, welch ein Stück Arbeit damit getan war.

Die Idee des Generalfeldmarschalls war, als die russische Offensive wie eine „Dampfwalze" – das Bild wird in der feindlichen Presse zum Überdruß oft gebraucht – heranfeuchte, nicht diesen Angriff Gewehr bei Fuß an der Grenze Posens und Schlesiens zu erwarten, sondern ihn durch Einbruch zwischen der russischen rechten Seitenarmee (Rennenkampf) und der Zentralarmee und gleichzeitigen Angriff auf die feindliche linke Seitenarmee (die gegen Oberschlesien gerichtet war) in sich selbst zu ersticken. Zu diesem Zwecke benutzte er das schlesisch-posensche Eisenbahnnetz auf das glänzendste, indem er möglichst viele Truppen von Oberschlesien nach Thorn zog, von wo die Armee Mackensen die erste Aufgabe zu lösen hatte. Rechts stand dann in seiner Aufstellung eine Armee (Dankl) unserer Verbündeten, die so ihren linken Flügel weit nach Norden herauf verlängerte, und daran anschließend die Armeegruppe des Generalobersten von Woyrsch. In Westgalizien und den Karpathen operierte die österreichisch-ungarische Heeresleitung, die dort auch über reichsdeutsche Truppen verfügen konnte, während vor ihrer Aufstellung die Festung Przemysl nach wie vor als für die Russen unüberwindliches Hindernis mit größter Tapferkeit gehalten wurde. So waren Plan und Aufstellung, die zu folgenden Ergebnissen führten: Abweisung aller Angriffe östlich der Weichsel (30. November, 4. Dezember, 19. Dezember), sogar gelungene Offensive mit der Erstürmung von Prasnysch (südöstlich Mlawa) – Einnahme von Lodz, 6. Dezember – österreichisch-ungarischer Sieg bei Limanowa (zwischen Tarnow und Neu-Sandez) – 16. Dezember Erstürmung von Petrikau durch unsere Verbündeten. Am 17. Dezember erfolgte dann die hocherfreuliche historische Meldung, die durch die des österreichisch-ungarischen Generalstabs seinerseits bestätigt und erweitert wurde: „Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt." Das war ein großer und herrlicher Erfolg, verdankt einer überlegenen Feldherrnkunst und einer Zähigkeit und Tapferkeit der Truppen, von der wir erst später einen wirklichen Begriff erhalten werden.

Er wurde auch in seiner Bedeutung nicht dadurch gemindert, daß die Russen, deren Standhaftigkeit und Tapferkeit anerkannt werden muß, schon vom 19. Dezember ab sich wieder zur Gegenwehr stellten. An der Bsura und Rawka, an der Nida und am Dunajec suchten sie wieder Fuß zu fassen und sich einzugraben. Damit hatte ein neuer Abschnitt des Kampfes um Polen und Galizien zu beginnen, der nun zu den nächsten Zielen führen muß, nach Warschau und seinen Flügelfestungen Nowo-Georgiewsk und Iwangorod, zur Räumung Westgaliziens und zum Entsatz von Przemysl. Doch zog er sich bei der Natur des Kampffeldes und der trotz ungeheurer Abgänge immer noch großen Masse des Gegners mit der russischen Front Bsura-Rawkamündung – entlang der Rawka – Rawa – Opotschno ins neue Jahr herüber. Nirgends sucht der Feldmarschall ihn zur Ruhe, zum Eingraben und zur Befestigung kommen zu lassen, er drückt mit aller Kraft dem Weichenden nach, damit er allen inneren Halt verliere. Daß das der Fall ist, hörten wir seitdem immer mehr. Trotz ungünstigen Wetters und tief aufgeweichten Bodens, der den Transport der Geschütze und die Nachführung der Munition und des Proviants ungeheuer erschwerte, ist die deutsche Offensive ununterbrochen vorgetragen worden: 28. Dezember bei Inowlodz – 3. Januar Einnahme von Borzymow – 6. Januar Durchstoß bis zum Suchaabschnitt. Die Kämpfe stehen in einem immer engeren Zusammenhang von der Memel bis an die rumänische Grenze. Im Norden und östlich der Weichsel wurden russische Angriffsversuche stets mit Erfolg zurückgeschlagen, so daß sich an der angegebenen Linie dort nichts geändert hat. Westlich der Weichsel aber vollzieht sich die gewaltige deutsche Offensive, östlich der Bsura, Rawka und Piliza; wo sie die Verbindung mit dem nächsten Abschnitt, der Nida-Linie, findet, ist im einzelnen nicht bekannt. Diese wird in ununterbrochenem Stellungskampf gehalten und setzt sich am Dunajec fort, während die Russen sie südlich Tarnow zu durchbrechen suchen, um zwischen Bochnia und Neu-Sandez die Linie zu zerreißen und an Krakau von Süden heranzukommen. Diese Offensive suchen sie zu unterstützen durch eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen um die Karpathenpässe längs der ganzen Linie des Gebirges, in denen vor großen russischen Verstärkungen die österreichischen Truppen zurückgenommen werden mußten. Am Südostende dieser Kampflinie ist zugleich der russische Druck auf Siebenbürgen immer stärker geworden. Doch haben die österreichischen Truppen den Erfolg von Limanowa behauptet und halten durch zähen Widerstand in dem schwierigen Gebirgsgelände den Ansturm auf. Der Plan des deutschen Feldherrn geht wohl dahin, mit starker Kraft Warschau und sein Festungssystem zu nehmen, damit dadurch auch die ganze nach Südwesten laufende russische Angriffslinie zum Zusammenbruch gebracht wird. Nicht nennenswerte Stücke Ostpreußens in Feindeshand – Westpreußen, Posen und Schlesien vor der russischen Invasion gerettet – und ein Drittel Kongreßpolens in deutscher Hand – unaufhaltsamer Vormarsch auf die polnische Hauptstadt – das ist der Jahresabschluß und der Stand in der Mitte Januar, den der Feldherr des Ostens unserm Volk darreichte. Auch der Feind beugt sich dieser Feldherrngröße; im englischen „Manchester Guardian" stand zu lesen, daß dieser Krieg bisher einen Feldherrn von ganz großem Maß hervorgebracht habe: Paul von Hindenburg.

An der Hand der vom Hauptquartier gegebenen Veröffentlichung können wir also nun die Kämpfe im Osten im ganzen verfolgen von Mitte September bis Ende Januar. Aus den schlichten und, wie man in jedem Worte spürt, völlig wahren Darlegungen, die zu uns sprechen wie die Kommentarien Cäsars, sehen wir den Gang der Dinge vor uns abrollen, den ein Meister der Kriegführung völlig in der Hand hat. Wir verfolgen den ersten Vorstoß auf Warschau, in dem die Deutschen bis dicht an die Tore dieser Hauptstadt Polens kommen, während die oberhalb gelegene Festung Iwangorod schon zerniert war. Da der zähe Widerstand der in Galizien stehenden russischen Kräfte das Vordringen der österreichisch-ungarischen Armee gegen die linke Flanke der Russen unmöglich machte, war es nötig, die gesamte Linie trotz dieses großen Erfolges wieder zurück-

zunehmen. Die Russen drängten nach, was nur langsam möglich war, da die Verkehrsmittel vollständig zerstört waren. Jetzt begann eine russische Offensive auf Westpreußen, Posen und Schlesien, von deren Umfang und Gefahr die davon unmittelbar bedrohten deutschen Gebiete gar keine rechte Vorstellung bekommen haben, weil die Meisterschaft der deutschen Führung sie davor bewahrte. Diese Offensive ist mit sämtlichen im Innern Rußlands verfügbaren Kräften, vor allem auch den Korps aus Sibirien und dem Kaukasus, unternommen worden. Die Gesamtstärke der dazu bestimmten, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichteten russischen Streitkräfte wird auf 45 Armeekorps veranschlagt, d. h. 1 Million 800000 Mann mindestens. Die Zahl ist sicher zu gering, da, obwohl von der Sollstärke der russischen Korps natürlich sehr viel abzuziehen ist, andererseits die zahlreichen Reservedivisionen nicht eingerechnet werden konnten, die an der Offensive auch beteiligt waren.

Ihren Gang und ihre Zurückweisung hat diese Chronik verfolgt. Sie ist nur mit folgendem zu ergänzen. Nach den Siegen von Wloclawek und Kutno (13.–15. Nov.) rückten die Deutschen unaufhaltsam auf Lodz vor. Dort schien eine völlige Einkreisung des Feindes zu gelingen, da die dort zusammengedrängten Russen von Osten und Süden, Südwesten und Westen eingeschlossen waren. Indes gelang es den Russen, den so umklammerten Armeen von Osten und Süden Hilfe zuzuführen, wodurch die deutschen Truppen ihrerseits in die Gefahr der Umklammerung kamen. Aus dieser Umklammerung hat die kühne Tat des Generals Litzmann die deutsche Sache gerettet, die erst in dieser Zusammenstellung ihre volle Bedeutung erfährt und die die deutsche Heeresleitung nur anhangsweise als „eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges" meldete. Der Erfolg war so groß, daß der Zusammenschluß mit der von Norden kommenden Armee wieder hergestellt wurde; dadurch wurde die Einnahme von Lodz möglich. Was für eine Elitetruppe muß das sein und welch glänzende Führung, die sie völlig in der Hand hat, daß man, im Rücken bedroht, mit doppelter Front fechtend, in dreitägigem Kampfe nicht nur den feindlichen Ring durchbricht, sondern mit fast allen eigenen Verwundeten noch fast 12000 Gefangene und 25 feindliche Geschütze heimbringt! Es liest sich so einfach und klingt so selbstverständlich, daß eine im Rücken bedrohte Truppe kehrtmacht, aber welche Übersicht über die Lage und welche Kraft des Entschlusses ist nötig, um eine solche Bewegung durchzuführen, ohne daß die eigene Truppe in Stücke auseinanderfällt! Die alte Preußengarde war es, die neben anderen beteiligten Truppen in diesem Kampfe wieder neuen Lorbeer um die alten Fahnen gewunden hat.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen hatten die österreichisch-ungarischen Truppen zum Angriff vorgehen können, so daß Mitte Dezember die genannte russische Front zurückgenommen wurde, zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen. Hinter dem Dunajec, der Nida, Rawka und Bsura hat ihr Widerstand von neuem begonnen; um diese Abschnitte wird jetzt noch erbittert gekämpft. Aber trotzdem ist das erste Ziel der deutschen Operationen glänzend erreicht. Die seit Monaten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, ist völlig niedergeworfen, Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien vor einem russischen Einfall gerettet. Über 130000 Gefangene, viele Geschütze, Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial wurden die Siegesbeute der verbündeten Armeen. Damit ist, wie der Schluß unseres offiziellen Gesamtberichts mit Recht sagte, eine Kraftprobe ersten Ranges zu einem günstigen Ausgang gekommen, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht ruhmreichen Anteil hatte. Die deutsche Führung hat es eben verstanden, diese Hunderttausende zu einem gemeinsamen, des Zieles sich bewußten Willen zusammenzuschweißen. Und sie durfte sich dabei der verständnisvollen Mitarbeit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung überall da erfreuen, wo die Operationen der beiden großen verbündeten Armeen im Osten ineinander übergehen, wie sie auch ihrerseits mit derselben Hingabe die gemeinsame Sache förderte. Koalitionskriege sind immer in der Geschichte schwierig zu führen gewesen, weil natürlich, so sehr auch die Interessen gemeinsam sind, sie sich doch nicht völlig zu decken brauchen und weil noch weniger die Ansichten über das, was getan werden muß, gleichsam automatisch in dem einen wie dem anderen Hauptquartier dieselben zu sein brauchen. Um so schwerer liegt es und um so dankbarer empfinden es beide Völker, daß dieser deutsche Generalbericht feststellen kann: „Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundestreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen." Den Schluß aber dürfen wir auch in dieser Chronik festhalten, aus ihm klingt ein so erhebendes Vertrauen in die Truppen und ein so schlichtes und so sehr berechtigtes Selbstbewußtsein heraus, der Glaube an die eigene Sache: „Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit fünf Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten drei Monaten auf einem Kriegsschauplatze, der an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast fünf Wochen ununterbrochen anhaltenden Ringens ist die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Überlegenheit des Feindes zu siegen verstehen." Vielleicht liest mancher daheim über solche Worte dahin, dergleichen ist in der langen Friedenszeit durch häufigen, allzuhäufigen und gedankenlosen Gebrauch in Festreden und Festartikeln etwas abgegriffen worden. Dann denke man aber daran, daß der Feldherr des deutschen Ostens so spricht, der alle Mühe und Schwierigkeit dieses ernsten und schweren Feldzugs aus erster Hand empfindet, in dessen Kopf alle Sorgen und Schwankungen dieses Riesenringens sich zusammendrängen. Und dann funkeln diese Worte wie lauteres und schweres Gold, ein köstlicher Schatz der deutschen Geschichte.

⌘ ⌘ ⌘

Starke deutsche Kräfte mußten nach dem Osten gezogen werden, damit dort ein entscheidender Erfolg angebahnt werde. Infolgedessen war für die große Schlachtlinie im Westen, von Dünkirchen bis Belfort, im Dezember für die deutsche Seite ein defensives Verhalten gegeben. Dabei war aber immer damit zu rechnen, daß die Verbündeten nunmehr versuchen würden, in angespannten Vorstößen die schwächer gewordene oder als schwächer vermutete deutsche Linie zu durchbrechen. Das ist auch durch den bei einem Gefallenen gefundenen Armeebefehl des Generalissimus Joffre vom 17. Dezember bewiesen, der lautete: „Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezählten Angriffe nicht imstande gewesen, uns zu durchbrechen, überall haben wir

ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunutzen, die sie uns bieten, nachdem wir uns verstärkt haben an Menschen und Material. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen; nachdem wir die deutschen Kräfte im Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien“ usw. Dementsprechend wurde längs der ganzen Front gehandelt, und die deutschen Generalstabsberichte meldeten täglich von solchen Angriffen, die ebenso regelmäßig abgewiesen wurden. Sie scheinen wohl zusammenhanglos, aber sie sind es nicht, wenn wir uns auch die zahllosen Dörfer und Stellungen, um die da blutig gerungen wird, im einzelnen gar nicht zu merken vermögen. Sie sind ein unablässiges Fühlen und Tasten, ob sich nicht irgendwo an der 700 Kilometer langen Front eine schwache Stelle finde, zugleich aber eine von so großer Bedeutung, daß an ihr ein in breiter Front unternommener Durchbruchsversuch gelingen könnte, durch den dann die ganze Riesenlinie in sich zusammenbräche. Wie eine große Festung wird so von uns Nordfrankreich, ein Sechstel des ganzen Landes, und reichste Teile des Weinbaus und der Erz- und Kohlenindustrie, belagert, von Franzosen, Belgiern und Engländern verteidigt. Aber man spürt, daß die strategische Lage immer mehr zur Entscheidung drängt. Bei Festubert, bei Bethune, bei Richebourg, vor allem in den Argonnen rückt trotz aller Schwierigkeiten, die im Norden besonders in der völligen Versumpfung des Geländes bestehen, der deutsche Angriff stetig vorwärts. Und mit Ausnahme der Südvogesen haben die Gegner auf der ganzen Linie keine Vorteile davongetragen. Am 30. Dezember wurde bekannt, daß die große Offensive Joffres endgültig aufgegeben sei.

Dafür haben die Franzosen in den vier Wochen, seitdem der allgemeine Angriffsbefehl bekannt wurde, 26000 Tote und rund 18000 unverwundete Gefangene verloren; im ganzen belaufen sich ihre Verluste bei Einsetzung des üblichen Verhältnisses von 1:4 auf mindestens 150000 Mann, während die deutschen Gesamtverluste im gleichen Zeitraum noch nicht ein Viertel dieser Zahl betrugen. Mithin ist in glänzender Weise eine planmäßige Defensive im Westen durchgeführt worden, die unnötige Opfer durchaus vermied und trotzdem an keiner Stelle einen Durchbruch gestattete. Man hat sich aber im Westen damit nicht begnügt, sondern in den Kämpfen bei Soissons vom 12. bis 14. Januar sogar einen erfolggekrönten Offensivstoß führen können. Der Ruhm wurde von dem Brandenburgischen Korps unter Führung der Generale v. Lochow und Wichura heimgebracht. Der Erfolg dieser Kämpfe war, daß der Feind auf einer Frontbreite von 12 bis 15 Kilometern um 2 bis 4 Kilometer zurückgeworfen wurde und daß das nördliche Aisneufer vom Feinde gesäubert wurde. Wenn man die Meldungen berücksichtigt, in denen von tagelangen Kämpfen um Schützengräben von 100 Meter Länge gesprochen wird, so sieht man, welch ein großer Erfolg damit erzielt worden ist. Eine Kompagnie des Leibregiments (8. Grenadiere) ist sogar bis in die vorstehende Front Soissons eingedrungen. Jedenfalls ist hier die deutsche Stellung unangreifbar, weil sie den ganzen Rand der Hochfläche nördlich der Aisne erobert hat und die deutsche Artillerie nunmehr das ganze Aisnetal beherrscht. Diese Kämpfe von Vregny, Crouy, Bucy le Long, Missy, reihen sich den großen Erfolgen von 1870 durchaus an. Sie wurden nach langen Wochen des Stilliegens geführt, in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Wind und Regen an. Dabei mußte auf grundlosen Wegen marschiert, über lehmige Felder, verschlammte Schützengräben und zerklüftete Steinbrüche angegriffen werden, so daß die Stiefel oft im Kote stecken blieben und die Soldaten barfuß weiter fochten. Denkt man da nicht, wenn man sie sich vergegenwärtigt, schmutzig und geschwärzt, aber prachtvoll an Kraft und kriegerischem Geiste, an ein grimmig-stolzes Wort Friedrichs des Großen über eine ähnlich ausschauende Truppe: „Sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen“? Wie bekannt wurde, war es ein Teil der Armee des Generaloberſten von Kluck, die diesen Sieg in glänzendem Zusammenarbeiten aller Waffen errang. Es ist zu begrüßen, daß in den Berichten darüber besonders auch der technischen Truppen, der Pioniere und der Fernsprechabteilungen, mit Dank gedacht wird, die in hohem Maße zum Siege beigetragen haben.

Frankreich ist nun völlig in die Defensive zurückgedrängt und blickt sich verzweifelt nach fremder Hilfe um. Es hofft auf seine „zweite Armee“, die alle zurückgestellten, aber keinen Fehler aufweisenden Leute (die sogenannten „Embusqués“), ferner die Jahresklasse 1915, also 19jährige Jungen, und die von 1916 enthalten soll; die Klasse 1914 ist schon Ende November zur Ausfüllung der Lücken ins Feuer geschickt worden. Dann muß man auf die 17jährigen zurückgreifen und das dienstpflichtige Alter von 47 auf 55 Jahre erhöhen, um im ganzen das zu bilden, was man die „zweite Armee“ nennt. Aber wenn man da wirklich an große Erfolge glaubte, würde man nicht mit solchem Nachdruck um die japanische Hilfe bitten. Wie weit ist es mit diesem Volk gekommen, wenn ein früherer Minister, Pichon, das demütigende Zugeständnis macht: „Für jetzt müsse alles in Europa und Asien daran gesetzt werden, Beistand zu erlangen, um den Schmerz und Schimpf preußischer Okkupation los zu werden!“ Aber auf Japan wirken diese Hilferufe nicht ein. Es hat seinen Preis schon heimgetragen und will seine militärischen Kräfte aufsparen für den Kampf, der ihm sicher kommt: mit den Vereinigten Staaten.

⌘ ⌘ ⌘

Die Kämpfe in den Karpathen und in der Bukowina stehen nur in einem losen Zusammenhang mit dem großen Ringen in Polen, zu welchem Begriff ja das eigentliche Galizien sowieso gehört. Aus den Angriffsbewegungen der Russen wurde immer deutlicher, daß sie sich bemühten, die österreichische Stellung immer stärker über die Karpathen nach Ungarn zurückzudrücken und durch Druck auf die Bukowina ihren Einmarsch nach Siebenbürgen vorzubereiten. Diese Operationen Rußlands hatten zugleich einen politischen Hintergrund. Man spekuliert auf eine angebliche Kriegsmüdigkeit in Ungarn und hofft außerdem, durch den Druck auf Siebenbürgen Rumänien zum Eintritt in den Krieg zu bringen. In der Kriegsgeschichte hat es sich aber immer gerächt, wenn rein taktische Maßnahmen nach politischen Gesichtspunkten angelegt werden. So auch hier. Die Russen haben ihre Kräfte in diesem Kampf verzettelt und sind, wie die Meldung des österreichisch-ungarischen Generalstabs vom 23. Januar besagte, mit ihrem Angriff aus der südlichen Bukowina her vollständig gescheitert. Deshalb war es bisher mit den Hoffnungen auf ein Eingreifen Rumäniens in diesen Krieg nichts. Nach wie vor schaut dieses den Ereignissen neutral zu und überläßt es den Russen, wie sie nach dem vollständigen Zusammenbruch ihrer großen Offensive sich wieder zu einem neuen Angriff zusammenfinden werden. Da die Deutschen im Vormarsch auf Warschau sind, ist die russische Offensive auch gegen Krakau sehr erschwert und können die Russen entscheidende Operationen in Galizien und gegen Ungarn nur sehr schwer oder wohl kaum mehr erneuern.

Bei dieser Lage ist es deshalb militärisch nicht von so großer Bedeutung, daß der Feldzug Österreich-Ungarns in Serbien mit einem Mißerfolg geendet hat. Denn dort hat nach dem 10. Dezember Belgrad wieder aufgegeben werden müssen. Mit freimütiger Offenheit stellte das die österreichisch-ungarische Heeresleitung fest, daß ein Rückschlag eingetreten sei, weil die Führung den Schwierigkeiten der Witterung und des Klimas nicht genügend Rechnung getragen hatte. Deshalb mußte der Rückzug angetreten werden, bei dem leider auch empfindliche Verluste an Mann und Material erlitten wurden. Das österreichisch-ungarische Heer hat feste Stellungen an der Grenze eingenommen und kämpft dort mit den Serben und Montenegrinern; Serbien selbst ist von unserm Verbündeten vollständig wieder geräumt.

Fest steht aber, daß die Serben vielleicht auch mit Offizieren und Mannschaften, sicher aber mit Munition und Kriegsmaterial aus Rußland versorgt wurden und daß sie trotzdem in einer sehr schweren Lage sind.

Militärisch hat sich sonst auf der Balkanhalbinsel nichts geändert, da Bulgarien und Rumänien noch neutral sind und so ein erheblicher Teil türkischer Truppen in der europäischen Türkei ohne Betätigung stehen bleiben muß. Von der gemeldeten Forcierung der Dardanellen durch die englisch-französische Flotte ist es still geworden. Dafür zerniert die Türkei Batum und kämpft gegen die Russen im südlichen Kaukasus und in Nordpersien. In zwei Richtungen ist sie im Kaukasus vormarschiert, von denen die eine Kars bedroht und die andere bereits zur Eroberung von Ardahan geführt hat. Ein wirklich bedeutungsvolles Ereignis aber wurde auf ihrem außereuropäischen Kriegsschauplatz gemeldet: am 20. Dezember hat die türkische Armee unter Dschemal Pascha von Damaskus aus den Vormarsch nach dem Suezkanal angetreten. Sie hat damit über 400 Kilometer Marsch längs der sogenannten Hedschasbahn bis nach Maan und von da 300 Kilometer bis zum Kanal selbst vor sich; die zweite Strecke führt durch wasserlose Wüste. Wir müssen uns also mit Geduld wappnen, ehe wir von dort von Entscheidungen hören können. Inzwischen setzt England den Kanal in eine möglichst hohe Verteidigungsfähigkeit. Deshalb hat es auch am 19. Dezember Ägypten zum britischen Protektorat erklärt, einen neuen Khediven und einen britischen Oberkommissar ernannt. Dieser Schritt kann die Türkei und uns ganz kühl lassen; über die endgültige Stellung Ägyptens entscheiden die Waffen, die Waffen des heiligen Krieges, der sich immer weiter in der islamischen Welt ausdehnt.

Dafür ist das Vorrücken der Türken in Persien von größter Bedeutung. Am 14. Januar sind ihre Vortruppen in Täbris eingezogen und von der persischen Bevölkerung mit Freude aufgenommen worden. Dieses Ereignis ist von großer Bedeutung. Einmal ist Täbris nicht weit entfernt von Dschulfa, von wo das russische Kaukasusgebiet leichter zu bedrohen ist als im Westen. Dann hat mit der Besetzung dieses Punktes die russische Herrschaft in dieser nördlichsten persischen Provinz Aserbeidschan ein Ende gefunden. Rußland hatte sich dort bereits eingerichtet, als wenn das Gebiet schon zu seinem eigenen Lande gehörte. Daher ist es kein Wunder, wenn die Bevölkerung die Türken jetzt als Befreier begrüßt, und es ist wohl möglich, daß sich persische Truppen mit dem weiteren türkischen Vormarsch vereinigen. Dieser hat aber ein ganz besonders wichtiges Ziel. Er führt hier am westlichen Ufer des Kaspischen Meeres nach den Petroleumquellen von Baku. Gelingt die Einnahme von Baku, so wird Rußland ein außerordentlich schwerer Schlag versetzt. Denn nicht nur daß hier immer zur Revolution bereite Elemente dann losbrechen werden, vor allem versorgt Baku die russischen Eisenbahnen mit dem unentbehrlichen Heizstoff, dem Masut, der bekanntlich Rückstand des Naphtha ist und der für die Eisenbahnen im russischen Süden durch Kohle schlechterdings nicht ersetzt werden kann.

⌘ ⌘ ⌘

Am 8. Dezember wurde die Schlacht bei den Falklandsinseln geschlagen, in der unsere Kreuzer „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" einer mehrfachen, von englischen, französischen und japanischen Schiffen gebildeten Übermacht unterlagen. Wie im Seekriege überhaupt, in dem es nur entweder Sieg oder Vernichtung gibt, haben Offiziere und Mannschaften fast ausnahmslos den Tod in den Wellen gefunden, an ihrer Spitze der Admiral selbst, Graf Spee, mit zwei blühenden Söhnen. „Das war kein Heldenstück", Mr. Churchill, der in einem schwülstigen Telegramm den Japanern für ihre „kräftige, unschätzbare Hilfe" danken mußte. Wir aber denken der prophetischen Worte, mit denen Graf Alfred Schlieffen, der Generalstabschef, am 14. Juni 1906 diese jetzt ruhmvoll gesunkene „Gneisenau" taufte und die sie bewährt hat: „Jetzt leben wir im tiefsten Frieden. Ringsherum am weiten Horizont ist kein Wölkchen zu entdecken. Keine Gefahr droht diesem Schiffe bei seiner ersten Ausfahrt. Aber einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen, und daß du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, der letzte bist, welcher wutschnaubend von der Verfolgung abläßt."

Die deutsche Antwort auf den 8. Dezember erfolgte am 16. und am 21. Dezember. Am 16. Dezember beschossen deutsche Kriegsschiffe die englische Nordostküste bei Scarborough und Hartlepool, trotz Minen und feindlicher Schiffe unversehrt heimkehrend. Mochten die Engländer zetern, daß die offene Küste beschossen werde, es ist Krieg, und es ist doch naiv, zu erwarten, daß unsere Flotte auf die Kampfgelegenheiten warten soll, die dem Gegner passen. Daß aber ihre Angriffsmöglichkeiten noch nicht erschöpft sind, sagte mit überraschender Offenheit der Admiral von Tirpitz (21. Dezember) einem amerikanischen Pressevertreter mit jener schon erwähnten Ankündigung, daß bald ein umfassender Unterseebootkrieg gegen die gesamte feindliche Handelsschiffahrt beginnen werde, in dem Deutschland seiner Überlegenheit sicher sei.

Am gleichen 21. Dezember torpedierte das österreichisch-ungarische Unterseeboot „12", als es in der Straße von Otranto 16 französische Kriegsschiffe traf, das feindliche Flaggschiff. Der gerade am Weihnachtsabend unternommene Vorstoß englischer Schiffe und Marineflieger gegen Cuxhaven machte uns keinen Eindruck, um so mehr den Engländern das Sinken des Dreadnoughts „Formidable", das eingestandenermaßen durch einen deutschen Unterseebootsschuß erfolgte.

⌘ ⌘ ⌘

Die Besorgnis Englands vor der deutschen Invasion ist darum immer weiter gestiegen; an den Küsten wird die Bevölkerung mit Instruktionen versehen, was sie tun soll, wenn eine solche erfolge. Verständigerweise ist sie dabei gewarnt worden, mit Waffen den deutschen Soldaten entgegenzutreten. Wie der Krieg auf England schon gewirkt hat, obwohl es die Meere völlig beherrscht, zeigen die offiziellen Zahlen über seinen Handel 1914. Der Krieg hat noch nicht die Hälfte dieses Jahres gedauert, trotzdem ist die Einfuhr um 1426 Millionen Mark, die Ausfuhr gar um 1900 Millionen Mark gesunken. Im Dezember 1913 wurde eingeführt für 1422 Millionen Mark, im Dezember 1914 für 1350 Millionen Mark, für die Ausfuhr waren die Zahlen: Dezember 1913, 866 Millionen Mark und Dezember 1914, 524 Millionen Mark. Das sind nur die rohen Zahlen; würde man sie analysieren, so würde sich noch zwingender zeigen, wie ungeheuer diese so eng mit der Weltwirtschaft verbundene Volkswirtschaft leidet.

Dagegen kann aus Deutschland, so sehr natürlich auch unser Handel und Gewerbefleiß getroffen sind, ein wirtschaftlicher Sieg gemeldet werden. Am 23. Dezember wurde der Diskont der Reichsbank von 6 auf 5 Prozent herabgesetzt. Somit hatte das Ende des Kriegsjahres 1914 den gleichen Diskont wie das Ende des Friedensjahres 1913. Die Kreditkrise, die am Anfang des Krieges ausbrach, dauerte nur wenige Tage. Dann trat die Organisation der Darlehnskassen in Tätigkeit. Das Vertrauen kehrte wieder, die Siege stärkten die Unternehmungslust und Handel, Industrie wie Landwirtschaft paßten sich bewundernswert den Verschiebungen an, zu denen der Krieg zwang. Die $4^1/_2$ Milliarden der Kriegsanleihe bewiesen die deutsche Kapitalkraft, und nun zeigt dieser Diskontsatz, wie ausgezeichnet unser Wirtschaftsleben den furchtbaren Erschütterungen und Anspannungen des Krieges gewachsen ist. Auf diese Führung und Leistung kann die deutsche Reichsbank stolz sein, sie ist unerhört schwierigen und kritischen Verhältnissen in einer großartigen Weise Herr geworden.

Am 4. Februar veröffentlichte der deutsche Admiralstab folgende Bekanntmachung: „1. Die Gewässer rings Großbritannien und Irland, einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. 2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen." Die ganze Welt wohl hatte das Gefühl, daß mit dieser Erklärung der Kampf zwischen England und Deutschland in sein entscheidendes Stadium zu treten beginnt. Schon vorher war am 1. Februar eine Warnung an die neutrale Schiffahrt ergangen, nachdem bereits der Angriff des deutschen Marineluftschiffgeschwaders am 20. Januar auf die englische Ostküste bei Yarmouth alle durch diesen Seekrieg aufgeworfenen Fragen zur leidenschaftlichen Erörterung in England gebracht hatte. Am 31. Januar sind dann drei englische Dampfer durch „U 21" in der Irischen See und ein anderer unweit Le Havre versenkt worden. Das sind gewissermaßen die Vorspiele der Angriffe, die mit dem 18. Februar einsetzen werden. Besonders daß ein deutsches Unterseeboot an die Westküste Englands kam, südlich der Insel Man und unweit Liverpools, dieses bedeutendsten Seehafens Englands, seine Tätigkeit erfolgreich ausüben konnte, hat die Wellen der Entrüstung gegen die deutsche „Barbarei" auf das tiefste aufgewühlt. Wir lassen uns durch diesen Lärm ebensowenig irremachen, wie durch die Stimmungsmache in den neutralen Ländern, besonders in Nordamerika, wo die mit den englischen Zeitungen so eng verknüpfte anglophile Presse sofort in dasselbe Horn gestoßen hat. Aber ebensowenig wollen wir die Bedenken und Zweifel kurzerhand beiseite schieben, die auch uns kamen, wenn wir von den Bombenwürfen auf englische Küstenstädte, denen Unschuldige zum Opfer fielen, lasen oder von der Gefahr, daß das Torpedo eines Unterseeboots die Besatzung eines Handelsschiffes mit Mann und Maus zum Ertrinken bringt.

Jedermann auf der Welt wußte, daß die deutsche Hochseeflotte der englischen an Zahl der Streitkräfte unterlegen ist und daß es ein frevelhaftes Spiel sein würde, sie in einem Kampf auf hoher See gegen die englische sofort einzusetzen. Das wäre freilich auch an sich nicht so einfach gewesen, da England seine Hochseeflotte, mit der es angeblich die Meere der ganzen Welt beherrscht, seit Beginn des Krieges ängstlich eben in der Irischen See versammelt hielt und die Drohung seines Marineministers, man würde die deutschen Schiffe ausgraben wie die Ratten aus dem Loch, bisher wenigstens nicht zu verwirklichen gesucht hat. Darum ist der Kampf der Linienschiffe und Panzerkreuzer bisher auf einige, noch nicht entscheidende Zusammenstöße beschränkt geblieben. So hat im letzten Monat am 24. Januar ein Seegefecht in der Nordsee stattgefunden, ungefähr 70 Seemeilen westlich von Helgoland, an dem auf deutscher Seite die Panzerkreuzer „Seydlitz", „Derfflinger", „Moltke" und „Blücher" mit vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen teilgenommen haben. Das Gefecht, das in einem Abstand der Flotten von etwa 20 Kilometern geführt wurde, wurde vom englischen Admiral Beatty abgebrochen, der wohl fürchtete, entweder von stärkeren deutschen Kräften angegriffen zu werden oder auf die Minensperre zu geraten. Auf deutscher Seite wurde der „Blücher" verloren, der über die geringste Geschwindigkeit verfügte und heldenhaft unterging. Von den deutschen Torpedobooten wurde keines versenkt oder beschädigt. Die englischen Verluste sind in der Weise, wie wir es von der englischen Admiralität schon gewöhnt sind, verschleiert worden. Es steht aber so gut wie fest, daß zwei der großen englischen Panzerkreuzer aufs schwerste beschädigt sind, ein drittes großes Schiff verloren ist und sicher ebenso mindestens zwei englische Torpedobootszerstörer verloren sind. Mit diesem Ergebnisse des Seegefechts können wir durchaus zufrieden sein, wie wir überhaupt sicher sein können, daß die Verluste der englischen Kriegsmarine in diesem Kriege bereits erheblich höher sind, als bekanntgegeben wurde. Ist doch noch nicht einmal der unzweifelhaft feststehende Verlust des „Audacious" amtlich zugegeben worden.

Aber diese Gefechte in der Nordsee sind bisher vereinzelte Zusammenstöße ohne einen bestimmten strategischen Zusammenhang. Die wirklich großen Streitkräfte werden auf beiden Seiten noch zurückgehalten. Wär, wie wir sagten, nun darin die Unterlegenheit Deutschlands, wenn man alles zusammenrechnet, bekannt, so wußte die Welt weniger genau, wie Deutschland in den neuen Methoden des Seekampfes gerüstet sein würde. Das sind die der Unterseebootsblockade und des Luftschiffangriffs. Über diese Möglichkeiten waren im Frieden in der Hauptsache doch nur mehr oder minder abenteuerliche Vorstellungen verbreitet. Wir erinnern uns auch noch, daß bei uns zeitweise unserer Marineverwaltung sehr entschieden vorgeworfen wurde, sie vernachlässige namentlich gegenüber Frankreich die genügende Ausrüstung mit Unterseebooten. Aber der Krieg hat bisher schon gezeigt, in welchem Maße Deutschland im Unterseeboot und im Luftschiff an erster Stelle marschiert. Es ist, als ob die gewaltige technische Schulung und Erfahrung bei uns sich mit vollster Wucht auf diese neuen Kampfesmittel geworfen hätte, und so hat sie Werkzeuge höchster technischer Vollendung geschaffen, zugleich aber auch Männer erzogen, die sich dieser Werkzeuge mit unvergleichlicher Kühnheit und Besonnenheit zu bedienen wissen. Für den, der sich lediglich auf den Standpunkt des Krieges stellt, sind dabei auch gar keine Zweifel. Er wird sagen, wie eine Schweizer Zeitung es ausgedrückt hat, daß Deutschland sich heute England gegenüber in der Lage dessen, der erwürgt werden soll, befindet, und in solcher Lage trifft man den Würger, gleichgültig wohin man ihn trifft. England hat erklärt, daß es Deutschland aushungern wolle, dem antwortet Deutschland mit der Erklärung eines Kampfes bis aufs Messer, der England an seinen Lebensadern zu treffen in der Lage ist.

Aber es ist keine Pedanterei oder innere Unsicherheit, wenn wir uns doch über diesen Standpunkt des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" hinaus über die rechtlichen und sittlichen Gründe Rechenschaft geben, die uns zur Anwendung dieser neuen Seekampfmethode berechtigen. Sie haben beide, der Kampf über und unter dem Wasser, etwas Unheimliches an sich, und da sie leider auch unschuldige Opfer treffen, erhebt sich der Lärm gegen die deutschen Barbaren mit neuer Kraft. Darum war es richtig, daß mit diesem Angriff zugleich amtliche Auseinandersetzungen erfolgten, die die völker- und kriegsrechtlichen Fragen für das neutrale Ausland einwandsfrei darlegten. England gegenüber brauchen wir solche Rechtfertigungen nicht. Der heuchlerische Widerspruch, der von dorther kommt, gehört, wie Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" sagt, „zu den in dem Cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Betätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinem eigenen Gegner nicht immer zugute kommen läßt". Wir sehen nicht ein, warum es barbarischer sein soll, wenn unsere Zeppelinbomben eine unschuldige Person an der englischen Küste töten, als wenn England Millionen deutscher Frauen und Kinder mit dem Hungertode bedroht. Völkerrechtlich aber hat England erst recht nicht irgendeinen Grund zur Entrüstung. Wir erinnern uns daran, daß auf der zweiten Haager Konferenz im Jahre 1907 der Versuch begonnen wurde, das ziemlich wüst liegende und unklare Seekriegs- und Konterbanderecht zu klären. Auf der Londoner Konferenz 1909 wurde diese Arbeit dann fortgeführt

und das Ergebnis war die in unseren Tagen oft angeführte sogenannte Londoner Deklaration vom 26. Februar 1909, die wenigstens den Anfang damit machte, die Fragen der Blockade, der Konterbande, des Prisenrechts zu regeln, in denen bisher die reine, nur von der englischen Selbstsucht bestimmte Willkür geherrscht hatte. Es ist weniger bekannt, daß England gerade diese in seiner Hauptstadt beschlossene Deklaration nicht ratifiziert hat. Nach seinem Wunsche sollte es nach wie vor sein, wie schon vor 100 Jahren Schiller schwermütig gesungen hat, daß auf dem Meere alles Welle, daß auf dem Meere kein Eigentum sei. In jedem Punkte handelt England heute gegen diese Deklaration; es gibt heute ein Seekriegsrecht überhaupt nicht. Weil es aber wegen der Unterseeboote die sogenannte effektive Blockade in der Nordsee nicht mehr durchführen kann, hat es einfach am 3. November die ganze Nordsee zum Kampfgebiet erklärt und übt die Kontrolle darüber durch Minen und Kaperei aus. Ein volles Vierteljahr hat Deutschland gewartet, ehe es darauf mit Gegenmaßregeln antwortete. Es ist nur logisch, wenn es darauf ebenso, wie es in der Erklärung seines Admiralstabes tat, die gesamte Nordsee zum Kampfgebiet erklärte. Damit bedroht es die Zufuhr von Kriegsmaterial, Nahrungsmitteln usw., von der England abhängig ist. Da dabei eine Gefährdung der neutralen Handelsschiffahrt möglich ist, hat der Admiral von Tirpitz bereits im Dezember diesen Krieg angekündigt und hat unser Admiralstab der ganzen Welt eine Frist von vierzehn Tagen bekannt gemacht, innerhalb deren sich jedes neutrale Handelsschiff auf die neue Lage einrichten kann. Es ist ihm ausdrücklich eine sichere Fahrrinne angewiesen, und somit weiß heute jedes neutrale Kauffahrteischiff, das sich in diese Gewässer wagt, ganz genau, welcher Gefahr es sich aussetzt. Somit hat die deutsche Marine gewissermaßen die alte Vorschrift des Völkerrechts durchaus erfüllt, daß eine Blockade erst angekündigt werden müsse. Ob diese peinliche Befolgung der juristischen Seite bei den Neutralen noch verfängt, ob die frühzeitige Ankündigung nicht vielmehr uns direkt schädlich ist, ist freilich eine andere Frage. Aber in jedem Falle ist die rechtliche Seite ganz klar und darin unser Gewissen rein.

Ebenso steht es mit dem Angriff durch Luftschiffe, der beinahe noch größere Entrüstung und Zweifel erregte. Der Luftangriff ist ein anerkanntes Mittel moderner Kriegführung, genau so wie ein schweres Geschütz. Das Ziel seiner Operationen sind die militärisch wichtigen Punkte, die in England genau so auf jede unerwartete Beschießung gefaßt sein müssen wie eine Festung oder wie eine Truppe, daß sie aus dem Luftballon mit Fliegerpfeilen und Bomben beworfen wird. Andere – offene – englische und französische Plätze werden nur überflogen und lediglich in der Verteidigung beschossen, wenn aus ihnen auf unsere Luftschiffe geschossen wird. Statt sich in heuchlerischer Entrüstung gegen diese Art Kriegführung zu ergehen, sollte in England vielmehr Vorsorge getroffen werden, daß die Bevölkerung durch ihre wahnsinnige Invasionsfurcht sich nicht zu Unbesonnenheiten verleiten läßt, auf die das deutsche Luftschiff so antworten muß. So naiv sind wir freilich nicht, daß wir den Engländern die Unverletzlichkeit sogenannter offener Plätze zugestehen und dafür ruhig zusehen, wenn die Engländer ihrerseits offene Städte wie Freiburg, Daressalam, Swakopmund (21. November) mit Bomben bewerfen.

Freilich genügt diese rein juristische Begründung nicht immer für solche Fragen, für die auch religiöse und sittliche Zweifel mitsprechen. Es ist keine Schwäche, sondern zeugt für den Ernst der deutschen Natur, wenn aus Gründen der Religion und Humanität sich unser Gewissen dagegen sträubt, daß wehrlose Menschen, sogar Frauen und Mädchen, von den Bomben des Luftschiffes zu Tode getroffen werden oder die Besatzung eines neutralen Handelsschiffes nicht gerettet werden kann. Trotzdem meinen wir, daß unsere Kriegsmarine auch dieses sittliche Recht durchaus für sich hat. An ihr liegt es nicht, wenn diese Angriffe etwas an sich haben, gegen das sich unser Humanitätsgefühl sträubt. Sie hält sich auf das genaueste innerhalb des Rahmens, in dem sie operieren darf. Daß aber in diesem Rahmen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln vorgegangen werden kann und muß, ist auch nach den Geboten der Religion und Menschenliebe berechtigt. Deutschland ist von England gezwungen, um seine Existenz zu kämpfen. Es ist darum sein Recht, ja seine Pflicht, jedes Mittel einer erlaubten Selbstverteidigung, die nach alter preußischer Überlieferung am besten im Hieb besteht, anzuwenden. Denn nur so, indem die Küste und die Zufuhr Englands selbst bedroht wird, wird den Bewohnern dieser bis dahin so glücklich geschützten Insel der Ernst des Krieges wirklich nahegebracht. Je erbarmungsloser dies geschieht, um so wirksamer ist es, denn um so schneller führt es zu dem Ziel, das jeder Kriegführung vor Augen steht, nämlich den Krieg so rasch wie möglich zu beendigen. Es ist heute dieselbe Frage, die 1870 mit der Beschießung von Paris die Gemüter aufregte und für die Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" schon alle Antwort geben; was war humaner, die Beschießung, die nur eine kurze Zeit dauert, oder die Aushungerung, die viel länger dauern konnte und viel quälender war? So glauben wir, daß auch diese Art der Kriegführung mit den ernstesten Geboten unserer Religion und Menschenliebe letzten Endes zu versöhnen ist. Und wir freuen uns der großen technischen Überlegenheit und der glänzenden Ausbildung unserer Marine, die dafür nun in diesem Kampf zur Geltung kommt.

Zu welcher Leistung sie befähigt ist, hörten wir am selben 4. Februar mit der Meldung, daß das Landungskorps der „Emden" unter dem Kapitän von Mücke an der Südwestküste von Arabien eingetroffen ist, nachdem es unbemerkt durch die Straße von Persien durchgefahren war. In Sicht eines französischen Panzerkreuzers vollzog das Schiff seine Landung. Das klang wirklich wie ein Märchen, daß, nachdem die „Emden" am 9. November bei den Keelingsinseln der Übermacht erlegen war, die überlebenden 3 Offiziere und 47 Mann auf einem armseligen Dreimaster durch die indischen Gewässer ihre Kaperfahrten fortsetzten und so durch die feindlichen Schiffe hindurch sich retten konnten! Drei Monate lang hat diese Fahrt gedauert; wie sicher müssen unsere Seeleute ihrer nautischen Fähigkeiten sein, daß sie eine solche großartige Leistung vollbringen konnten in derselben Zeit, da England seine Handelsflagge ängstlich versteckt. Denn der Geheimbefehl der englischen Admiralität, auf den das deutsche Vorgehen erfolgte, daß nämlich die englischen Handelsschiffe im Falle der Gefahr eine neutrale Flagge hissen sollen, ist amtlich von England nicht abgeleugnet worden. Außerdem liegen eine Reihe von Beweisen dafür vor, daß Handelsschiffe und Personendampfer, z. B. die berühmte riesige „Lusitania" von der Cunard-Linie, tatsächlich unter fremder Flagge gefahren sind. Was für eine erbärmliche Kampfesweise und welch ein Mangel an Mut kommt doch darin zum Ausdruck! Ob sich das wohl die Neutralen auf die Dauer gefallen lassen, deren Hoheitsrechte dieser Mißbrauch verletzt?

⌘ ⌘ ⌘

Unsere Heeresleitung hat jetzt zur Freude unseres Volkes begonnen, schon absehbare Stücke der Operationen in ausführlicher Darstellung und mit Kartenskizzen uns vorzulegen. Das hat sie für den westlichen Kriegsschauplatz getan mit einer Schilderung des Erfolges von Soissons, der schweren Kämpfe in den Argonnen und im Oberelsaß. Aber es sei erlaubt, daß dieser Überblick darauf nicht zurückgreift, damit nicht hier die zusammenhängende Schilderung verwirrt werde. Im ganzen ist über den Kampf in Flandern und Frankreich Neues nicht zu sagen. Auch in dem neuen Monat sind die überall schwächer werdenden Angriffe der Gegner nirgends vorangekommen. Obwohl bekannt ist, daß starke

deutsche Streitkräfte im Osten fechten und wir im Westen noch auf die Verteidigung angewiesen sind, ist die deutsche Stellung nirgends durchbrochen worden. Eine planmäßige Defensive ist von unserer Seite im Westen glänzend weitergeführt worden, die unnötige Opfer durchaus vermied und trotzdem an keiner Stelle den Durchbruch gestattete. In den Kämpfen bei Soissons aber vom 12. bis 14. Januar hat man sogar einen erfolggekrönten Offensivstoß führen können, in dem der Ruhm besonders dem brandenburgischen Korps unter Führung der Generale von Lochow und Wichura zufiel. Der Erfolg dieser Kämpfe war, daß der Feind auf einer Frontbreite von 12 bis 15 Kilometern um 2 bis 4 Kilometer zurückgeworfen und das nördliche Aisneufer vom Feinde ganz gesäubert wurde. Eine Kompagnie der 8. Grenadiere ist dabei sogar bis in die Vorstädte von Soissons eingedrungen. Jedenfalls ist nunmehr hier die deutsche Stellung ganz unangreifbar, weil sie den ganzen Rand der Hochfläche nördlich der Aisne erobert hat und unsere Artillerie das ganze Tal beherrscht. Diese Kämpfe von Crouy, Bucy le long und Missy reihen sich den großen Erfolgen von 1870 würdig an. Sie wurden nach Wochen des Stilliegens geführt in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an dem Kampftage selbst hielten Wind und Regen an. Dabei mußte auf grundlosen Wegen marschiert, über lehmige Felder, verschlammte Schützengräben und zerklüftete Steinbrüche angegriffen werden, so daß die Stiefel oft im Kote stecken blieben. Denkt man da nicht, wenn man sich diese Soldaten vergegenwärtigt, schmutzig und geschwärzt, aber prachtvoll an Kraft und kriegerischem Geiste, an ein grimmig-stolzes Wort Friedrichs des Großen über eine ähnlich ausschauende Truppe: „Sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen"? Es war ein Teil der Armee des Generals von Kluck, die diesen Sieg in glänzendem Zusammenarbeiten aller Waffen errang, und wir freuen uns von Herzen, daß in dem Berichte besonders auch der technischen Truppen, der Pioniere und der Fernsprechabteilungen, mit Dank gedacht wird, die in hohem Maße zum Siege beigetragen haben.

Dafür haben die Franzosen in den vier Wochen, seitdem jener Angriffsbefehl des Generals Joffre vom 17. Dezember bekannt wurde, 26 000 Tote und rund 18 000 unverwundete Gefangene verloren; im ganzen belaufen sich ihre Verluste, wenn man das übliche Verhältnis von 1 : 4 ansetzt, in dieser Zeit auf mindestens 150 000 Mann, während unsere Gesamtverluste im selben Zeitraum noch nicht ein Viertel davon betrugen.

⌘ ⌘ ⌘

Auch über die Kämpfe im Osten ist von unserer Heeresleitung ein zusammenfassender Bericht veröffentlicht worden, den man Zeile für Zeile immer wieder lesen muß als ein kostbares Dokument deutscher Feldherrnkunst und deutscher Tapferkeit. Er führt bis Mitte Dezember, da die Masse der Russen zuerst in Westgalizien, dann in Süd- und Nordpolen auf der ganzen Front zurückgegangen war. Damit war die seit Monaten mit stolzen Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, völlig niedergeworfen; Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien haben keinen russischen Einfall mehr zu befürchten. Eine Kraftprobe ersten Ranges war zu einem günstigen Ausgang gekommen, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht ruhmreichen Anteil hatte, die durch die deutsche Führung zu einem gemeinsamen, des Zieles sich bewußten Willen zusammengeschweißt wurde. Vielleicht hat mancher über die Schlußworte dieses deutschen Generalstabsberichtes hinweggelesen, weil dergleichen Worte in der langen Friedenszeit durch allzu häufigen und gedankenlosen Gebrauch abgegriffen erscheinen. Dann denke man daran, daß der Feldherr des deutschen Ostens so spricht, der alle Mühe und Schwierigkeit dieses Feldzuges aus erster Hand empfindet und in dessen Kopfe sich alle Sorgen und Schwankungen dieses Riesenringens zusammendrängen.

Es kam nun zunächst wieder zum Stillstand, weil hinter der Linie der Bzura, Rawka, Nida und des Dunajez die Russen sich von neuem zu zähem Widerstand stellten. Wochenlang hörten wir auf dieser ganzen Linie von Einzelkämpfen, in denen namentlich der Druck auf Warschau immer größer wurde. Die Deutschen stießen durch bis zum Abschnitt der Sucha (22., 23. Januar gemeldet) und kämpften offensiv vorwärts Bolimow und südlich Sochatschew, während nach wie vor die Angriffe der Russen auf die ostpreußische Grenze und östlich der Weichsel abgewiesen wurden (10., 18., auch 25. Januar). Aber von russischer Seite wurde ein neuer gewaltiger Plan angekündigt, der, auf sechs Monate berechnet, nun endlich den Sieg bringen sollte. Dem Feldmarschall von Hindenburg dauerte das aber jedenfalls zu lange, denn nun hat im Gegenteil von der verbündeten Seite die Offensive begonnen. Sie setzte zuerst im äußersten Süden der Kampffront, nämlich in der Bukowina und von da in den Pässen der Karpathen ein. Am 17. und 18. Januar begann vor allem in der Bukowina die österreichisch-ungarische Offensive, der rasch schönste Erfolge beschieden waren. Am 23. wurden die Russen bei Kirlibaba und Jakobeni geschlagen, am 27. Januar einer der wichtigsten Karpathenpässe, der Uszokpaß, den die Russen seit dem 1. Januar in der Hand und stark befestigt hatten, zurückerobert, am 28. war das Nagyagtal gesäubert, am 8. Februar die Linie der Suczawa und am 12. die des Sereth und die Stadt Radautz erreicht. Am 17. Februar zogen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mit klingendem Spiel wieder in Czernowitz ein. Das bedeutete die Wiedereroberung fast der ganzen Bukowina, was nicht nur militärisch wegen der Bedrohung Ostgaliziens, sondern auch politisch wegen der Haltung Rumäniens von größter Bedeutung ist. In den Karpathen sind begreiflicherweise mitten im Winter in Schnee und Eis die Kämpfe noch schwerer. Hier kann nur schrittweise Boden gewonnen werden, aber auch hier drängt die österreichisch-ungarische Offensive langsam in das galizische Karpathenland vor, das demnach bald der Schauplatz großer Aktionen werden muß. In diesen Kämpfen haben, ohne daß wir genau wissen wo, deutsche Truppen überall mitgekämpft. Am 4. Februar gab das unsere Heeresleitung kund mit der Mitteilung: „In den Karpathen kämpfen seit einigen Tagen deutsche Truppen Schulter an Schulter mit der österreichisch-ungarischen Armee. Die verbündeten Truppen haben in dem schwierigen, verschneiten Gebirgsgelände eine Reihe schöner Erfolge erzielt."

Natürlich ist es kein Zufall, sondern läßt einen weitschauenden, strategischen Plan erkennen, wenn vom 10. Februar an die Meldungen unserer Heeresleitungen vom östlichen Kriegsschauplatz von Kämpfen in größerem Umfange in Ostpreußen meldeten. Daß die beiden Nebenkriegsschauplätze, als die sie bisher galten, nämlich die Bukowina und Ostpreußen, jetzt hervortraten, ließ eine großangelegte strategische Absicht vermuten. Bereits am 16. Februar kam die Nachricht, daß in Ostpreußen ein großer Schlag geglückt war. In einer neuntägigen „Winterschlacht" in Masuren, deren entscheidenden Gefechten inmitten der Schlachtlinie der Kaiser selbst beiwohnte, wurde die 10. russische Armee geschlagen. Wir hatten von dieser Armee seit dem ersten Siege Hindenburgs an den Masurischen Seen nicht viel mehr gehört, als daß sie in erfolglosen und unzusammenhängenden Angriffsstößen unsere ziemlich dünne ostpreußische Verteidigungslinie durchbrechen wollte. In den letzten Wochen waren auch wohl Andeutungen gemacht worden, daß von hier aus eine große und umfassendere Offensive der Russen eingeleitet werden sollte. Jedenfalls ist dazu diese sogenannte 10. Armee erneut gesammelt worden, aus mindestens elf Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen bestehend. Sie wurde nicht nur aus den verschanzten Stellungen östlich der

masurischen Seenplatte vertrieben, sondern zugleich über die Grenze zurückgeworfen und, nahezu völlig eingekreist, vernichtend geschlagen, so daß nur Reste nach Osten, in das Gouvernement Suwalki, entkommen konnten. Die Verluste des Feindes an Toten, Verwundeten und Gefangenen sind auch diesmal wieder ganz außerordentlich. Sie beweisen, ebenso wie das erbeutete Kriegsmaterial, daß diese Armee nicht mehr existiert.

Die Bedeutung dieses Sieges ist fast noch größer als die der Siege auf west- und ostpreußischem Boden im bisherigen Feldzuge vorher. Er hat nicht nur, wie das Telegramm des Kaisers jubelnd betonte, Ostpreußen vom Feinde ganz befreit, sondern er ermöglicht — das zeigten die gleich darauf folgenden Gefechtsnachrichten nordöstlich der Weichsel — einen Druck nach dem Süden, der Warschau unmittelbar bedroht, während zugleich der Fortgang der Operationen in Galizien und der Bukowina den dortigen Flügel der Russen in eine sehr kritische Lage bringt. Das sind sehr gute, herrliche Aussichten, die wir abermals der Zähigkeit und Tapferkeit unserer und der verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen verdanken. Kämpften diese doch in einem Winterfeldzuge voller größter Schwierigkeiten, auf unwegsamem Gelände, vielfach in tiefem Schnee oder, was noch unangenehmer ist, in ebenso tiefem Schlamm. Wieder sind zwei deutsche Generale in die Reihen der deutschen Heerführer getreten, die sich in diesem Kriege als solche Ruhm erworben haben: der General von Below und der Generaloberst von Eichhorn, sie haben diese Operationen nach dem Urteil der obersten Heeresleitung glänzend durchgeführt. Besonders herzlich ist unsere Freude über den Sieg des Generals von Eichhorn, der, wie bekannt, der einzige Armeeinspekteur des Friedens war (16., 18., 21. Korps in Saarbrücken), dem zu Beginn des Krieges nicht die Führung einer Armee anvertraut werden konnte, weil ihn ein hartnäckiges Leiden dienstunfähig machte. Er hat das überwunden und beweist nun in diesem ostpreußischen Kampfe, wie sehr er des Vertrauens seines Kaisers wert war.

Noch übersehen wir heute nicht, wie diese Gesamtoperationen zum Ende laufen werden. Aber wir spüren wiederum mit zitternder Freude die Klaue des Löwen, die Feldherrnkunst des deutschen Marschalls. Wie der Bericht der obersten Heeresleitung selbst sagte, leitete Hindenburg die Operationen mit alter Meisterschaft. Er faßt diese zusammen in einer Einheit von Memel bis zu den Südkarpathen in Gemeinschaft mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung und holt in ihnen zum nunmehr dritten Offensivstoß auf das Herz des Gegners aus. Dieses liegt in der sogenannten russischen Zentralarmee in und um Warschau. Ist sie geschlagen, dann fällt als reife Frucht das berühmte Festungsdreieck mit seinem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt dem Sieger in den Schoß.

⁂

Auch der Kampf der uns verbündeten Türkei hat bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Zwar haben im Kaukasus die Operationen wegen des Unwetters eingestellt werden müssen. Dafür sind die Türken am 13. Januar in Täbris eingerückt; die Bedeutung dieser Kämpfe ist schon an dieser Stelle gekennzeichnet worden. Und am 3. und 6. Februar haben die ersten Gefechte am Suezkanal stattgefunden, zwar nur Erkundungs- und Vorbereitungskämpfe, aber Gefechte, die zeigten, was die Türken militärisch hier leisten können.

So liegt ein militärisch sehr ereignisreicher Monat hinter uns, der auch politisch die Spannung immer weiter gesteigert hat. Diesmal ist die politische Spannung begründet in der Frage, wie die russischen Finanzen dem Kriege standhalten und wie die Vereinigten Staaten von Amerika sich zu dem deutschen Unterseebootkrieg stellen. In der letzten Januarwoche hat eine viel bemerkte Reise des russischen Finanzministers nach Paris und London stattgefunden, die erkennen ließ, wie es um die russischen Finanzen steht. Man hatte sich den Kriegsverlauf in Rußland anders gedacht und gehofft, sehr bald schon in Berlin und Wien zu sitzen. Gelang dieses, so war durch die gewaltige Kriegsentschädigung, die man Deutschland und Österreich-Ungarn auferlegen wollte, der Krieg finanziert und ein glänzendes Geschäft für den Staat und — nicht zu vergessen — auch seine einzelnen Beamten. Aber die Dinge sind anders gekommen. Auf eine Kriegsentschädigung derart kann Rußland nach menschlichem Ermessen nicht rechnen. So sieht es, daß es aus eigener finanzieller Kraft den Krieg nicht durchhalten kann. Zwar verfügt es noch über einen gewaltigen Goldvorrat (von über 3 Milliarden Mark), aber es hat weit mehr Papiergeld schon ausgeben müssen als wir, haben doch die Kriegskosten bis zum 1. Januar 1915 weit über 6 Milliarden Mark betragen. Der russische Minister hat jedoch bei England und Frankreich sehr wenig Gegenliebe gefunden. Was er heimbrachte, war die Gewährung einer Anleihe von einer halben Milliarde Rubel seitens Englands und Frankreichs; das bedeutet nicht mehr als die Kriegskosten für einen Monat. In derselben Zeit rüstet sich Deutschland, seine zweite Kriegsanleihe aufzulegen, deren Erfolg wir mit ruhigstem Vertrauen entgegensehen.

Daß die Vereinigten Staaten gegen den deutschen Unterseebootskrieg ihre Bedenken äußern würden, war zu erwarten. Sie haben es getan in einer Note, die am 12. Februar veröffentlicht wurde. Zu gleicher Zeit haben sie sich in einer Note gegen England gewandt, gegen jenen Mißbrauch der neutralen Flagge, der in letzter Linie die deutsche Marine zu ihrem schonungslosen Vorgehen zwingt. Die an uns gerichtete Note war durchaus freundschaftlich gehalten, ebenso wie die Antwortnote unserer Regierung vom 17. Februar. Aber in der Sache konnte Deutschland nicht nachgeben. Es konnte nur der nordamerikanischen Schiffahrt anheimgeben, das deutlich bezeichnete Kriegsgebiet zu meiden, und riet den Vereinigten Staaten, ihre Schiffe „konvoieren", d. h. durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Ladung solcher Schiffe keine Konterbande sei, wobei unter letzter ausdrücklich der ausgedehnte Begriff verstanden wird, von dem die englische Handhabung heute ausgeht. So ist von deutscher Seite alles geschehen, was sich an Rücksicht gegen die Union vereinigen läßt mit der Notwendigkeit, den Krieg auch zur See in dieser Weise zu Ende zu führen. Damit müssen sich eben die Neutralen abfinden; unsere Schuld ist es nicht, sondern die Englands.

Wir haben aus alledem das Gefühl, daß die Entscheidungen jetzt langsam herandrängen. Darum war es nun auch notwendig, bei uns alle Kräfte zu überschauen und zusammenzufassen, indem die verfügbaren Mehl- und Brotvorräte am 26. Januar beschlagnahmt wurden. Es ist jetzt in Deutschland wie in einer belagerten Festung: die Rationen werden zugeteilt, aber wir wissen, daß sie bei verständiger Sparsamkeit ausreichen werden. Schritt für Schritt greift der Staat in das Leben und die wirtschaftliche Verfügungsfreiheit jedes einzelnen ein: Getreide, Brot, Hafer, die Zusammensetzung und das Gewicht unserer Brotnahrung wird genau geregelt und vorgeschrieben. Gewiß ist das für manchen unbequem, für manche auch ein Gegenstand der Sorge, ob sich mit dieser Regelung alles vereinigen läßt, was die Rücksicht auf die Ernährung etwa der Kinder, der Kranken fordert. Aber das wird und muß überwunden werden. Erstaunlich ist doch dies Bild, das Deutschland der Welt bietet, ein Volk, das sich durch seinen Staat so sein Brot und seine Nahrung monopolisieren läßt, damit es bis zum Ende des Krieges, wie *wir* es wünschen, ausreicht. Wieder ein Sieg der Organisation, wieder ein solcher der Disziplin, Fähigkeiten und Eigenschaften, die uns so kein anderes Volk nachmacht. Und auch darauf gründen wir die Hoffnung auf den endgültigen Sieg, zunächst da, wo wir ihn nunmehr erwarten: im rücksichtslosen Blockadekrieg gegen England und in der Offensive in Polen!

Wieder ist ein Akt unserer Unternehmungen im Osten zum herrlichen Ende gediehen, und unsere Vermutung hat sich bestätigt, daß mit den Meldungen vom 10. Februar auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatze sich ein großer neuer strategischer Gedanke andeutete. Am 16. Februar wurde sein Erfolg mitgeteilt. Wir hatten, wie erwähnt, von Kämpfen im östlichen Teile Ostpreußens längere Zeit nicht viel gehört. Die geringfügigen Truppen, die dort standen, zur Hälfte Landwehr, zu einem Viertel Landsturm und nur zu einem Viertel jüngere Kräfte, mußten sich darauf beschränken, in starken Stellungen an den masurischen Seen und hinter der Angerapp den Schutz ihrer Heimat wahrzunehmen, von der immerhin noch ein Stück, besonders die Stadt Lyck, in der Hand des Feindes blieb.

Anfang Februar änderte sich zur Überraschung der Russen das Bild. Neue Kräfte, die der Feldmarschall mit gewohnter Schnelligkeit und Berechnung versammelte, ermöglichten eine neue Anlage der Kämpfe, in der Hindenburg wie immer dem Gegner das Gesetz des Handelns diktierte. In zwei Heeresfäulen ließ er seine Truppen im äußersten Ostpreußen vorgehen. Eine neue 10. deutsche Armee unter dem Generalobersten von Eichhorn marschierte in Gewaltmärschen von Tilsit her auf Suwalki, wobei sie natürlich zugleich die Sicherung gegen Osten wahrzunehmen hatte, in welcher Richtung die starke Festung Kowno eine gefährliche Flankierung sein konnte. Die andere Heersäule unter dem General Otto von Below rückte mit direkt nach Süden gerichteter Front auf Lyck los. Das Ziel dieser Operationen war klar darin zu erkennen, daß neben der Befreiung von Ostpreußen ein immer stärkerer Druck auf den äußersten rechten Flügel der ganzen russischen Aufstellung geübt werde. Bis zum 22. Februar war diese Kampfhandlung glänzend gelungen. Schon die Gesamtbeute erweist dies: mehr als 100000 Gefangene, über 300 Geschütze und ungezähltes Kriegsmaterial. Die 10. russische Armee unter dem General von Siewers war damit vernichtet. Erzielt wurde das durch ein meisterhaftes Ineinandergreifen der deutschen Operationen, die am besten durch folgende Daten bezeichnet sind: Erstürmung von Eydtkuhnen und Wirballen am 10. Februar und Einnahme von Tauroggen am 18. (hier operierte der General von Lauenstein), Einnahme von Lyck 14. Februar und vom 7. bis 16. Februar jene Winterschlacht an den Seen, die die russische 10. Armee korpsweise aufrollte und einkreiste. Gleichzeitig wurde westlich von diesen Kämpfen, aber östlich der Weichsel ein umfassender Vorstoß unternommen, der am 16. Februar zur Einnahme von Bjelsk und Plozk und am 25. zur Erstürmung der stark befestigten Ortschaft Prasznysz führte. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden, am 18. wurden bereits Kämpfe in der Nähe der Festung Grodno und am 20. vor Lomscha gemeldet. Am 13. März waren die Russen hinter den Bobr und vor Grodno zurückgewichen.

Vor den Augen des Allerhöchsten Kriegsherrn spielten sich namentlich die Kämpfe in Lyck ab, und es war ein hinreißendes Schauspiel, als der Kaiser gerade beim Einmarsch seiner Soldaten in Lyck bei dieser Stadt eintraf. Im Nu ist sie mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen gefüllt, überall gehen die schwarz-weiß-roten Fahnen hoch, und auf einmal steht auf dem Marktplatze der Stadt, umringt und umjubelt von seinen Soldaten, der deutsche Kaiser. Hunderte von russischen Gefangenen werden nach allen Seiten abgeführt, und während der Kaiser zu seinen Soldaten spricht, blickt die Ruine der alten Ordenskirche und das Kriegerdenkmal von 1870 auf eine wahrhaft tief ergreifende Szene.

Nun zeugt es aber für die Masse und auch für die innere Kraft des russischen Heeres, daß es sich schon vom 27. Februar ab von Süden her zu neuen Gegenstößen vorwärtsbewegen konnte, die sogar die Aufgabe jener Ortschaft Prasznysz erzwangen. Bei Grodno, Lomscha und Ostrolenka sind sie zu erneuten Angriffen vorgegangen, und westlich davon wurde hart an der ostpreußischen Grenze weiter gefochten. Denn die Russen hatten nach dem Zusammenbruch ihrer 10. Armee aus ihren Resten und drei neu herangezogenen Armeekorps eine neue 10. Armee gebildet, die sich nun bemühte, die bis an die Bobr-Linie und hart an die Festung Grodno vorgerückten deutschen Truppen zu vertreiben. In diesen Kämpfen erlitten sie aber erneut die schwersten Verluste. Die deutschen Truppen bargen zunächst die ungeheure Kriegsbeute, die überall in den Forsten von Augustow zerstreut lag. Danach gruppierten sie sich zu erneutem Angriff gegen diese russische Formation. Dem Feinde blieben diese deutschen Bewegungen in der Gegend von Augustow völlig verborgen, so sehr, daß er noch deutsche Stellungen mit Artilleriefeuer beschoß, als die Deutschen sie bereits verlassen hatten. Auf diese Weise wurde es möglich, den neuen russischen Vormarsch durch den Wald von Augustow gewissermaßen aufzufangen. Trotz zwei- und dreifacher Überlegenheit vermochte der Gegner die deutschen Stellungen nicht zu nehmen. Darauf begann am 9. März die deutsche Offensive gegen diese neue 10. russische Armee abermals. Ein Armeekorps nach dem andern wurde dabei zum Rückzug gezwungen, so daß der russische Armeeführer, der eine Wiederholung der Umfassungsschlacht von Masuren kommen sah, auf der ganzen Linie den Rückzug auf die Festung Grodno befahl. Schon die Drohung mit dieser deutschen Umfassung hatte genügt, nicht nur den bedrohten rechten Flügel, sondern die ganze feindliche Armee, die sich in einer Breite von 50 km zum Angriff aufgestellt hatte, zum Rückzuge zu bringen. Damit war im Verlaufe von zwei Wochen auch diese neue russische Formation zurückgeworfen und lahmgelegt. Natürlich hat sie bei dem zweiten Rückmarsch abermals Kriegsmaterial in großem Umfange zurückgelassen, das wieder den fortwährend umkämpften Wald von Augustow erfüllte.

Diese Bewegungen und Gefechte führten in Ostpreußen und weiter im Reiche, ehe sie so vollständig deutlich wurden, abermals zu unsinnigen Gerüchten, nach denen die Russen neuerdings einen Teil Ostpreußens in Besitz genommen hätten. Als jetzt die eben geschilderte Operation zu Ende war, konnte die deutsche Heeresleitung bekanntgeben, daß die ganze Kampflinie im Osten von Anfang bis zum Ende ausschließlich auf feindlichem Boden verläuft. Nur in der äußersten Nordspitze von Ostpreußen, nördlich Memels, fielen am 17. März schwache russische Abteilungen ein, deren Vorgehen nur erwähnt wird, weil das keine strategische Bewegung war, sondern lediglich ein richtiger Räuberzug. Es waren Formationen der russischen Reichswehr, d. h. des Landsturms, die hier plündernd und brennend in das Land zogen. Mit Recht legte die deutsche Heeresleitung zur Strafe den Städten des von uns besetzten russischen Gebietes die Zahlung von großen Summen als Entschädigung auf und ließ für jedes von den Russen niedergebrannte Dorf und Gut drei Dörfer und Güter im russischen Okkupationsgebiet anzünden. Diese Drohungen und Vergeltungsmaßregeln klingen hart und sind es auch. Aber daß sie berechtigt, ja notwendig sind, daran ist kein Zweifel. Eine Kriegführung wie diese verdient nicht mehr den Namen einer solchen und kann nur durch schärfste Gegenmaßregeln im Zaume gehalten werden.

Die Linie nun, die von den deutschen Truppen im Osten besetzt ist, läuft von Norden nach Süden im einzelnen wie folgt: nordwestlich Tauroggen (im Gouvernement Kowno)-Tauroggen — der Grenze entlang nach Szaki-Pillwiszki (an der Bahn und großen Straße von Wirballen nach Kowno) — Mariampol — Krasnopol (östlich Suwalki) — östlich Augustow — nordwestlich Ossowiec (das von den Deutschen beschossen wird). Von hier folgt die deutsche Stellung der Bobr-Linie bis Mocarce, geht von da nach Südwesten nördlich Lomscha und südlich Kolno weiter bis südlich Mystiniec (wo sie der deutschen Grenze allerdings noch sehr nahe ist). Nördlich Prasznysz zieht sie weiter südlich von

Mlawa über Stupsk und Zurominek nach Plozk, so daß sie von dem an vorletzter Stelle genannten Punkte ziemlich scharf nach Südwesten läuft. Das ist der Bereich der 10. und 8. Armee. Südlich der Weichsel geht die deutsche Linie danach, gegen früher nicht wesentlich verändert, längs der Bzura und Rawka bis zur Pilica. Die Hauptstütze für die Russen in dieser langen Linie ist unserer 9. Armee, die westlich der Weichsel steht, gegenüber natürlich Warschau und unseren Armeen östlich der Weichsel gegenüber die bekannte sehr starke Festungslinie an den Flußläufen des Njemen, Bobr und Narew. Diese Festungen bilden einen zusammenhängenden Verteidigungsabschnitt in folgender Reihenfolge: Kowno, Grodno am Njemen, Ossowiec am Bobr, Lomscha, Ostrolenka, Pultusk, Sierozk; Segrz und Nowo-Georgiewsk bilden daran anschließend mit Warschau das berühmte Festungsdreieck. So stehen die russischen Truppen in einer Stellung, die durch die vielen Flußläufe und dieses sorgsam ausgebaute Festungssystem dem Angriff große Schwierigkeiten entgegenstellt. Auch diese werden unsere Truppen und ihre glänzende Führung überwinden, während zugleich westlich Warschau der Stellungskampf auf die vor der Festung letzte Linie der Russen von Blonie bis Grojec weitergeht. Es ist das Ziel des Feldmarschalls, von Norden her in Bewegungsschlachten die Weichselfront zu umfassen, um die Linie Narew-Weichsel-San zu erreichen, deren Durchstoßung namentlich an der Bahnlinie von Warschau nach Wilna den Gegner auf das gefährlichste bedroht. Unvergleichlich ist die Schnelligkeit und Verschleierung, mit der Hindenburg die Operationen leitet. Er fordert von seinen Truppen das Äußerste, aber, wie die Verluste zeigen, unter größtmöglicher Schonung der Menschen. Und er erreicht damit Wirkungen, deren Umfang uns jetzt, da die Ereignisse sich drängen, gar nicht so deutlich wird wie später, wenn wir sie in Muße mit früheren Kriegsbegebenheiten vergleichen. In ungeahnt großartiger Weise setzt der Feldmarschall jenen Moltkeschen Hinweis auf die Bedeutung einer deutschen Flankenstellung bei Thorn in die Wirklichkeit um, aber in originalen Entschließungen, wie sie nur ein ganz großer Feldherr fassen kann.

⌘ ⌘ ⌘

Der geniale Gedanke des deutschen Führers faßt die Operationen zusammen in einer Einheit von Tauroggen bis nach Kimpolung in Gemeinschaft mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung. Denn die entsprechenden Operationen unseres Verbündeten, in denen eine Mitte Januar unter dem Befehl des deutschen Generals von Linsingen neu gebildete Armee aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mitwirkt, waren weitere Glieder in der großen Kette, die die sogenannte russische Zentralarmee in und um Warschau erdrosseln und so die Räumung Galiziens durch den allgemeinen Rückzug des russischen Heeres hinter die Weichsel erzwingen soll. Der Hauptnachdruck liegt dabei in Südostgalizien, in den Karpathen und in der Bukowina. Während die bekannte alte Stellung am Dunajez und an der Nida weit in den Süden von Russisch-Polen hinein in der Hauptsache weiter nur defensiv zu halten war, hat im äußersten Süden die Offensive begonnen. Sie gewann am 17. Februar Czernowitz zurück, das von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit klingendem Spiele wieder besetzt wurde. Die ganze Bukowina war damit befreit; am Sereth, am Pruth und am Dnjestr (23. Februar) kämpften schon die Truppen unseres Verbündeten. Am 16. Februar wurde Kolomea erobert, so daß in Südostgalizien der Kampf in die Ebene vorgetragen ist, in die Gegend von Kolomea, Nadworna und Stanislau. Links davon hatte in den Karpathenpässen bis zum Uszok-Paß jene neue Armee unter Führung Linsingens zu kämpfen, die Ende Januar aus Nordungarn in den Tälern des Talabor, Nagy-Ag, der Latorcza und der Vecsa vorrückte. Eine ihrer Divisionen wurde hinter dem rechten Flügel der daran nach links sich anschließenden österreichisch-ungarischen Armee am Uszok-Paß vorgeschoben. Von diesem Passe an kämpft weiter nach links bis zur Dunajezstellung eine Armee unseres Verbündeten, die vor allem am Uszok- und Dukla-Passe scharfe Kämpfe zu bestehen hat. Es ist unmöglich, sie im einzelnen aufzuzählen. Hier spielt sich ein Ringen ab, wie es die Kriegsgeschichte noch nicht gesehen hat. Auf Pässen von über 1000 m Höhe, in tiefstem Schnee, in dem die Leute bis an die Schultern einsinken, auf unmöglichen Wegen arbeiteten sich die Kolonnen voran. Aber erstaunlich schnell haben sich unsere Truppen an die ganz besonderen Verhältnisse des schwersten Gebirgskampfes gewöhnt, in dem der einzelne noch viel mehr auf sich gestellt ist als sonst. Die russische Presse selbst hat die „bedeutende Offensivkraft des Gegners" anerkannt, der es langsam, aber sicher gelingen muß, den Feind aus den Karpathen in die Ebene zurückzudrücken, damit das oben bezeichnete Gesamtziel der Kämpfe im Osten erreicht wird.

⌘ ⌘ ⌘

Je unheimlicher dieser Druck der Deutschen, Österreicher und Ungarn so wird, um so unruhiger sind die verbündeten Gegner geworden. Daher war es kein Zufall, sondern ein Teil eines großen Gesamtplanes, wenn mit dem 25. Februar eine aus rund 40 englischen und französischen Kriegsschiffen bestehende Flotte die Beschießung der Dardanellen begann. Man braucht bei unsern Gegnern einen entscheidenden Sieg auf diesem Kriegsschauplatze. Für Rußland ist die Öffnung der Meerengen, die der Eintritt der Türkei in den Krieg auf unsrer Seite hermetisch verschlossen hat, eine Lebensfrage. Diese Sperre zu brechen, erscheint schon deshalb den Verbündeten als dringend notwendig. Noch wichtiger ist ihnen aber der Druck auf Rumänien und Serbien, den ein Sieg an dieser Stelle zugunsten Serbiens üben würde, und ein Sieg in Ungarn, den sie durch die Dardanellen hindurch erfechten möchten, weil sie immer noch des Glaubens leben, hier liege ein besonders schwacher Punkt unserer Aufstellung im Osten. So ist von England eine umfassende Aktion eingeleitet worden, in der man versucht, durch nicht weniger als 326 englische und französische Geschütze die Forts der Meerengen zu beschießen und durch Landungsversuche auf der Halbinsel Gallipoli dem Ziele, der Eroberung Konstantinopels, nahezukommen. Mag dabei auch die Beschädigung der Eingangsforts gelingen, wir sind sicher, daß das ganze Unternehmen, so umfassend es vorbereitet ist und so zäh es durchgeführt wird, scheitern wird. Den Landungsversuchen steht die Elite der türkischen Armee gegenüber, der Forcierung in der Meerenge selbst aber die Befestigung vor allem der schmalsten Stelle, die am Ende des ersten Drittels der Meerenge liegt; es ist die Stelle, wo Leander und Lord Byron den Hellespont durchschwommen haben. Zu modernen Forts und moderner Strandartillerie ist dort noch ein sehr gefährliches Minenfeld getreten, so daß die Durchfahrt nach menschlichem Ermessen als unmöglich erscheint, zumal sie von der Tapferkeit unseres türkischen Verbündeten und mit Hilfe deutscher Offiziere und Soldaten auf das zäheste und umsichtigste verteidigt wird. Obwohl darum die Stimmung in bezug auf den militärischen Erfolg dieses Unternehmens bei unseren Gegnern alles andere eher als zuversichtlich ist, wird sein politischer Ertrag bereits auf das lebhafteste erörtert. Denn jetzt wird der welthistorische Charakter dieser Kämpfe im Osten deutlich. Nach der freien Durchfahrt durch die Meerengen zum offenen Meere strebt Rußland seit Jahrhunderten, und sie zu erreichen ist das hauptsächlichste, das eigentlich konkrete Ziel, auf das hin es diesen Krieg begonnen hat. Zugleich ist Konstantinopel der Sitz des Patriarchen der griechischen Kirche. Allerdings erkennt ihn Rußland nicht als Haupt dieser Kirche an, da es seine Kirche schon längst selbständig gemacht hat. Aber an der „Hagia Sophia" hängen so viele Erinnerungen, es ist auch eine alte Forderung der Panslawisten, daß auf ihr anstatt des türkischen Halbmondes das griechische Kreuz aufgepflanzt werde. So ist

das Interesse sehr begreiflich, mit dem man in Rußland die englisch-französische Unternehmung auf die Dardanellen verfolgt, die der russischen Orientpolitik die Erfüllung dieser Wünsche bringen soll, die Eroberung von Konstantinopel und die völlige Auflösung der Türkei, die daraus folgen müßte. Mit voller Offenheit hat der russische Minister Ssasonow in der Duma dieses Ziel Rußlands auch ausgesprochen. Keineswegs mit derselben Offenheit indes hat der englische Minister Sir Edward Grey eine sauersüße Erklärung (am 25. Februar) im Parlament abgegeben, der man deutlich anmerkt, wie unangenehm es England ist, daß Rußland nun seine Hand auf diese – noch gar nicht eroberte – Stelle legen möchte. Die Gegensätze gerade in der orientalischen Frage, die zwischen England und Rußland trotz aller Bündnisse bestehen, brechen hier in einer Weise offen hervor, die für unsere verbündeten Gegner nichts Gutes verspricht. Einstweilen aber ist das alles müßiges Gerede. Denn die Dardanellen sind noch nicht erobert, und die Türkei wird ihre Aufgabe im großen Feldzugsplan unserer Ostkämpfe hier rühmlichst erfüllen, diese Stellung für sich und für ihre Verbündeten auch gegen die schwersten Angriffe zu halten.

⌘ ⌘ ⌘

Weil ihre eigene Kraft nicht ausreichte, vermehrte sich, je mehr die Entscheidungen zu nahen scheinen, der Druck unserer Gegner auf die Balkanstaaten und auf Italien. Bisher ohne jeden Erfolg. Rumänien und Bulgarien bleiben neutral und verhindern so eine Unterstützung Serbiens von Osten her. In Griechenland hat der Gegensatz um die Frage der Neutralität zum Sturze des langjährigen Ministerpräsidenten Venizelos (6. März) geführt, weil König Konstantin das ungeheure Risiko einer Beteiligung am Kriege nicht auf sich nehmen will. Er weiß, daß er damit nur den Interessen Englands dienen würde ohne die geringste Sicherheit, einen Vorteil für sich daraus zu gewinnen. Ebenso ist es nicht gelungen, Italien zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. Sein Ministerpräsident Salandra hält an der Erklärung vom Dezember noch fest, daß Italien neutral bleibe, freilich nicht zusehen könne, wenn durch große Umwälzungen seine Machtstellung auch nur „relativ gemindert“ werde. Der große Einfluß des bedeutendsten italienischen Staatsmannes von heute, Giolittis, hat es auch bisher in Verbindung mit dem Könige und Salandra verhindert, daß die Wünsche der Irredenta Italien in einen Krieg hineintreiben, der auch vom italienischen Standpunkte aus lediglich vom Gefühl und nicht vom eigenen Interesse bestimmt wäre. Am 9. März konnte mitgeteilt werden, daß zwischen Italien und Österreich-Ungarn eine „Verständigung“ angebahnt sei, die die zwischen beiden Staaten schwebenden Fragen auf friedlichem Wege unter verständnisvoller Mitwirkung des Deutschen Reiches bereinigen möchte. Gelingt das, was wir zuversichtlich hoffen, dann ist die Hoffnung unserer Gegner auf Italiens Unterstützung im Mittelmeer enttäuscht. Damit sind sie auf ihre Kraft allein angewiesen, von der immer zweifelhafter wird, ob sie für die Erringung des Zieles ausreicht, das ihnen vorschwebt.

⌘ ⌘ ⌘

Der westliche Kriegsschauplatz steht unter dem Eindrucke der großen Operationen, die sich im Osten vollziehen und in denen heute der Schwerpunkt des ganzen riesigen Feldzuges liegt. Um nun gewissermaßen die Wirkungen der schweren russischen Niederlage an der ostpreußischen Grenze auszugleichen, hat der französische Führer, Joffre, eine neue Offensive begonnen. Er wollte durch einen großen Erfolg im Westen das erschütterte Ansehen des Dreiverbandes heben und die Aufmerksamkeit der Deutschen wieder nach dem westlichen Kriegsschauplatz ablenken. So haben wir ununterbrochen von Kämpfen längs der ganzen Front gelesen, von denen die wichtigsten die Gefechte in der Champagne waren. Hier wurde von der französischen Heeresleitung ein Durchbruchsversuch, und zwar ohne jede Rücksicht auf Opfer angesetzt, als dessen nächstes Ziel die Stadt Vouziers bezeichnet war, nordöstlich von Reims. Seit dem 16. Februar sind hier nacheinander mehr als sechs vollzählige Armeekorps eingesetzt worden, die durch ein ungeheures Artilleriefeuer unterstützt wurden. Der Bericht unseres Generalstabs teilte mit, daß oft mehr als 100000 Schuß in 24 Stunden fielen, übrigens Artilleriemunition zum großen Teile amerikanischen Ursprungs. Nur zwei rheinische Divisionen verteidigten diese Front von 8 km, und unerschütterlich hielten diese schwachen Kräfte, zu denen dann nur noch Bataillone der Garde und anderer Verbände gezogen wurden, dem Ansturm einer sechsfachen Überlegenheit stand, ja, stießen gegen ihn sogar offensiv vor, so daß trotz des Verteidigungskampfes hier eine ganz ansehnliche Zahl von Gefangenen gemacht wurde. Freilich mußte der amtliche Bericht hervorheben, daß die deutschen Verluste dabei sehr schwere waren, größer als die gesamten an der Schlacht in Masuren beteiligten Kräfte erlitten. Aber diese Verluste waren nicht umsonst gebracht. Als am 10. März der Abschluß dieser Winterschlacht gemeldet wurde, war von der französischen Offensive nicht ein Fußbreit gewonnen. Unter der Führung der Generale Riemann und Fleck hat hier ein Teil der Armee des Generalobersten von Einem das Feld siegreich behauptet; die Front in der Champagne steht fester als je. Sie ist auch sonst nirgends durchbrochen, im Gegenteil sogar vorgeschoben worden. So im Norden bei La Bassée, ferner bei Soissons (über diese Kämpfe wurde hier schon berichtet), bei Craonne, bei Massiges, in den Argonnen und in den Südvogesen. Hier namentlich ist ein Geländegewinn von 20 km Breite und 6 km Länge erzielt worden, so daß die Linie der Deutschen die Punkte Verdinal-Brémenil – östlich Badonviller – östlich Celles erreichte. Wie tief diese langgestreckte deutsche Front, die auf keine Weise zu erschüttern ist, in das französische Land hineingeschoben ist, lehrt am besten die eine Zahl: von der Stellung bei Soissons sind es bis Paris nur etwa 80 km, d. h. die Entfernung zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder. Das Gesamtergebnis dieses Monats ist also Abweisung aller französischen Angriffe und an vielen Punkten Fortschritte der Deutschen. Der entsetzlich ermüdende, nervenanspannende Kampf in den Schützengräben, der jetzt durch Unterminierung und Handgranaten noch schrecklicher gestaltet wird, hat die Spannkraft unserer Truppen nirgends zu lähmen vermocht; sie harren mit Ungeduld des Tages, da an der einen oder anderen Stelle ein ganz großer Durchbruch wirklich möglich ist, und sind, wie wir, aufs tiefste überzeugt, daß dieser Tag kommt.

⌘ ⌘ ⌘

Am 18. Februar hat der Unterseebootskrieg gegen England begonnen, dem sich England auf eine, wir können nicht anders sagen, erbärmliche Weise gegenüberstellt. Mit dem Flaggenschwindel, mit dem Anstreichen der Schiffe in anderen Farben sucht es ihm zu begegnen und mit Repressalien, die sein Premierminister am 2. März im Parlament ankündigte und die nur geeignet sind, die Neutralen zu verletzen. Fast jeder Tag bringt uns die Nachricht, daß ein englischer Dampfer unsern U-Booten zum Opfer gefallen ist, bald im Kanal, bald weiter draußen im Weltmeer. Am 20. und 22. Februar ist bereits die Versenkung je eines englischen Transportdampfers mit mehreren 1000 Mann gelungen – ein Erfolg, der sicher die stärkste moralische Wirkung im englischen Heere auslösen wird. Freilich haben auch wir Verluste zu beklagen, am 4. März ist „U 8“, am 10. „U 12“ verloren gegangen. Aber der Schaden Englands ist größer. Eine genaue Aufstellung der Verluste, die die englische Handelsmarine vom 1. August 1914 bis 1. März 1915 erlitten hat, umfaßt nicht weniger als 126 Dampfer mit einem Tonnengehalt von fast $^1/_2$ Millionen Tonnen. Wie soll das England auf die Dauer aushalten, zumal an seiner finanziellen Kraft alle seine Bundesgenossen mit größter Rücksichtslosigkeit saugen? Wir wußten, daß ein

Krieg mit England mit Zähigkeit geführt werden würde, und das gilt ganz besonders für diesen gewissermaßen schleichenden Handelskrieg, in dem große kriegerische Vorfälle selten sind. Aber halten wir durch, so sind unserer Marine die Erfolge darin durchaus sicher.

Die Kühnheit unserer Marine veranschaulichte besonders wieder einmal der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich". Er hatte nicht weniger als je drei englische und französische und je ein russisches und amerikanisches Handelsschiff versenkt, ehe er, um der Verfolgung durch einen englischen Kreuzer zu entgehen und selbst beschädigt, am 11. März in den neutralen Hafen von New York einlief. Zwar war man in Amerika darüber wenig erbaut, daß ihm auch ein amerikanisches Handelsschiff zum Opfer gefallen war, aber seiner Gewandtheit und Kühnheit zollte man auch in der Union die höchste Anerkennung.

Leider mußte in derselben Zeit auch ein betrüblicher Verlust unserer Flotte beklagt werden. In der Schlacht an den Falklandsinseln hatte der kleine Kreuzer „Dresden" mit teilgenommen und war entkommen. Er hatte darauf ein unruhiges und den Feinden sehr gefährliches Leben weitergeführt, eine ganze Reihe englischer Handelsschiffe versenkt und vor allem, was erst jetzt bekannt wurde, einen japanischen Kreuzer in den Grund gebohrt. Zwei englische Kreuzer und ein Hilfskreuzer gehörten dazu, um unserem kleinen Kreuzer den Garaus zu machen. Sie stießen im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez auf ihn; nach kurzem Kampf explodierte die Munitionskammer, das Schiff geriet in Brand und versank. Ein ruhmvolles Ende hat es so in den Fluten des Weltmeeres gefunden, wie seine Gefährten, die in jener Schlacht bei den Falklandsinseln auf den Grund sanken.

⌘ ⌘ ⌘

In einer Rede hat Englands Marineminister, Churchill, erklärt, daß sein Land den Krieg durchfechten würde, auch wenn Rußland und Frankreich Frieden schließen würden. Und der Ministerpräsident hat diese auffällige Erklärung auch im Parlament bestätigt. Zwar fügt man hinzu, daß dieser Fall eines Abfalles der Verbündeten selbstverständlich nicht eintrete, aber wozu erklärt man das so laut? Uns sagte diese Erklärung nichts Neues. Denn wir wissen, daß der Hauptkampf in diesem Weltkrieg zwischen Deutschland und England geht und daß dieser von beiden zum äußersten Ende geführt werden muß. Vor allem von unserer Seite, da in diesem Ringen uns nichts weniger nützen kann als ein unsicherer und fauler Friede. Darin ist sich auch heute bei uns alles durchaus einig. Und geht Rußland und Frankreich der Atem aus, so daß sie sich von ihrem Verbündeten trennen, so ist uns das natürlich recht, aber wir können es durchaus abwarten.

Amerika hat auf die deutsche Antwort vom 17. Februar erwidert und Deutschland darauf eine Gegenantwort gegeben. Beide Schriftstücke sind am 2. März veröffentlicht worden, führen aber die Auseinandersetzung nicht wesentlich weiter, sondern lassen sie etwas im Sande verlaufen. Jedoch dürfen wir bestimmt erwarten, daß die Berechtigung des deutschen Standpunktes in Amerika sich immer mehr durchsetzt, zumal die Bewegung unserer deutschen Stammesbrüder drüben immer mächtiger anschwillt und die unsichere, englandfreundliche Haltung des angeblich neutralen Präsidenten und namentlich seines Staatssekretärs Bryan rücksichtslos angreift. Gerade die Ankündigung Deutschlands vom 4. Februar hat den heillosen Zustand des bestehenden Seevölkerrechts oder besser Seevölkerunrechts allen Neutralen aufs deutlichste klar gemacht, und der Ärger der Neutralen richtet sich jetzt viel weniger gegen Deutschland, dessen Selbstverteidigungsrecht man doch anerkennt, als gegen England, dessen rücksichtslose Vergeltungsmaßregeln gerade den neutralen Handel völlig schutzlos machen und jeder Willkür aussetzen.

⌘ ⌘ ⌘

Wir blicken gespannten Auges auf die Schlachtfelder Europas und auf die Nordsee und den Kanal. Aber wir wollen nicht vergessen, daß sich auch fern von uns weltgeschichtliche Umwälzungen schon anbahnen. Im Januar hat Japan an China eine Reihe von Forderungen gestellt, die die Absichten Japans ganz klar machen. Es denkt nicht daran, auf dem europäischen Kriegsschauplatze einzugreifen, sondern es verfolgt auch gegen seinen bisherigen Verbündeten, England, seine eigenen Ziele in Asien, die auf eine Beherrschung mindestens Nordchinas ausgehen. Wir können heute noch diesen Bestrebungen ziemlich gleichgültig zusehen. Denn unsere Ansprüche und Interessen in Ostasien werden auch in den Kämpfen Europas entschieden. Aber wir wollen diese Verwickelungen nicht aus dem Auge verlieren, die auf die Kampffähigkeit unserer verbündeten Gegner, vor allem Englands immer drückender einwirken müssen. Wir haben gewissermaßen den Vorteil der inneren Linie auch in diesen weltpolitischen Umwälzungen, England aber muß sie alle gleichmäßig berücksichtigen, ohne das wirklich zu können.

⌘ ⌘ ⌘

Wichtiger als dieses jedoch ist, daß nach wie vor unser Volk auch im achten Kriegsmonat einheitlich und geschlossen dasteht. Die Tagungen des preußischen Landtags und des deutschen Reichstags im März bekundeten das immer wieder. Durch sie ging der Zug, den Burgfrieden unbedingt zu bewahren, was auch gegen mancherlei Versuche der Sozialdemokraten, der Polen und der Dänen gelang. Dann beschäftigten sich die Parlamente mit der schon heute so brennenden Frage der Kriegshilfe, der Heilung von Schäden und Wunden, die dieser Krieg unserm Volk in allen Beziehungen schlägt. Schließlich aber beschäftigte sie beide der Staatshaushalt. Für die Reichsfinanzen ist im Januar ein neuer Minister bestellt worden, Karl Helfferich, der diesen ersten Kriegsetat des Deutschen Reichs dem Reichstag vorlegte. 10 Milliarden Kriegskredite sind schon bewilligt, 10 weitere wurden gefordert, die durch Anleihen aufzubringen sind, und bewilligt. Die neue Anleihe aber ergab zur freudigen Überraschung des ganzen Volkes am 22. März nicht weniger als 9 Milliarden Mark, so daß von den bewilligten 20 Milliarden Kriegskrediten im ganzen durch Anleihe bereits $13^1/_2$ gedeckt sind. Das ist, da doch fast der ganze Betrag im Inlande aufgebracht ist — der aus dem neutralen Auslande geflossene Betrag dürfte nicht allzu hoch sein —, ein erstaunliches Zeichen unserer wirtschaftlichen Kraft. Wir stehen darin sicherlich nicht hinter England zurück und übertreffen ohne jeden Zweifel, von Rußland gar nicht zu reden, Frankreich erheblich. Und jedermann beteiligte sich an der Zeichnung nach seinen Kräften, weil alle Vertrauen haben zur inneren Festigkeit der Wirtschaftsorganisation, in der sie arbeiten. Das stärkt den Mut und das Vertrauen in die Zukunft wie eine glorreich gewonnene Schlacht. Ernst und gesammelt wurde die Arbeit der Volksvertreter verrichtet, leider mit einer Störung die sich zwei sozialdemokratische Abgeordnete erlaubten. Aber ihre Partei bewilligte wenigstens — zum ersten Male in ihrer Geschichte —, wenn auch mit 30 Stimmenthaltungen den Reichskriegsetat für 1915. Friedenssehnsucht zeigt sich in unserem Volke nirgends. Denn der Wunsch, daß die Ziele des Krieges öffentlich erörtert werden möchten, erklärte sich nur aus dem Verlangen nach einem Frieden, der erst nach der Durchkämpfung des Krieges geschlossen werden dürfe und der der gebrachten Opfer wert ist. Die Regierung hat vorläufig die öffentliche Erörterung der Kriegsziele und der Friedensbedingungen verboten, wofür sich viele gute Gründe anführen lassen. Aber die Zeit wird kommen, da diese Aussprache freigegeben werden muß. Sie bestimmt sich ganz von selbst nach den militärischen Entscheidungen, die uns die nächsten Monate auf der Kampffront von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere und auf der Nordsee und im Kanal bringen sollen.

Im Monat April waren die Augen der Welt auf die Dardanellen und auf die Karpathen gerichtet, auf den Versuch der englisch-französischen Flotte, durch die Beschießung der Forts in der Meerenge der Eroberung von Konstantinopel näherzukommen, und auf das Streben der Russen, mit aller Kraft die von Österreichern, Ungarn und Deutschen geführte Verteidigung der Karpathenpässe einzudrücken. Ohne weiteres ist klar, was geschehen würde, wenn unsern Gegnern an beiden Stellen ein Erfolg beschieden wäre. Erst dann würden alle Balkanstaaten in den großen Streit hereingezogen sein, worum sich bisher die Politik des Dreiverbandes mit allem rücksichtslosen Drucke vergebens bemüht hat.

Die alte, schwere Frage der Meerengen ist für diesen Krieg von England aufgerollt worden, was auf den ersten Blick sehr auffällig ist, weil, wie bekannt, bis in die Gegenwart herein die englische Politik herkommensgemäß an dem Verschlusse dieser Meerengen festhielt und darin auf der Seite der Türkei stand. Warum sie nach der anderen Seite überschwenkte, ist bekannt. England hat durch eine Blockade der Dardanellen, längst ehe die Türkei in den Krieg eintrat, diese geradezu dazu gezwungen. Denn erst auf die Herausforderungen der englischen Flotte antwortete die Türkei am 28. September 1914 mit der Schließung aller Durchfahrt durch die Dardanellen. Damals in Deutschland gar nicht ganz beachtet, ist diese Maßnahme heute in ihrer gewaltigen Bedeutung für den Krieg auch unserer weiteren Öffentlichkeit ganz klar. Sie schloß Rußland hermetisch von der Möglichkeit ab, durch diese Engen mit Kriegsmaterial versorgt zu werden und durch sie hindurch sein Getreide zu verschiffen, dessen Ausfuhr ihm so bitter notwendig ist, wenn es seinen internationalen Kredit aufrechterhalten will. Durch diesen Verschluß der Meerengen hat also die Türkei ihren Verbündeten einen außerordentlich großen Dienst getan, den wir niemals vergessen wollen. Die Zeit wurde benutzt, um die Befestigungen vollkommen kriegsfertig zu machen, diese Befestigungen, an denen schon Moltke beteiligt war und deren Hauptverdienst einem deutschen Ingenieur (Friedrich Bluhm — 1851 bis 1887 in türkischen Diensten) gehört. Deutsche Offiziere und Mannschaften waren schon längst zahlreich dahin abgegangen. Mit ihnen gemeinsam hat die türkische Wehrmacht, geführt an der Spitze von Enver Pascha, die große Probe erstmalig bestanden. Am 29. März und 19. April ist auch die Zusammenarbeit der Verbündeten nach außen bekannt geworden, als der deutsche General Liman von Sanders zum Oberbefehlshaber der Dardanellenarmee und Colmar von der Goltz zum Oberbefehlshaber der I. Armee ernannt wurde. Die Namen der anderen Heerführer, der Türken wie der Deutschen, werden uns erst später bekannt werden; daher gilt heute unser Dank erst der namenlosen Gesamtheit dort, die die große Aktion der Gegner abschlug.

Schon am 3. November sind die Außenwerke der Dardanellen von einem englischen Kriegsschiff beschossen worden. Doch hat das ebensowenig bedeutet wie ein paar Versuche von Unterseebooten danach. Im Schwarzen Meer ging der Kampf zwischen der türkischen Flotte, die seit 100 Jahren zum ersten Male wieder in diesem Gewässer erschien, und den russischen Schiffen weiter zur Unterstützung der Operationen im südlichen Kaukasus. Die eigentliche Aktion begann aber erst am 19. Februar dieses Jahres. Ihr politischer Hintergrund ist, wenn auch in Einzelheiten noch nicht völlig bekannt, doch im ganzen zu erkennen. Die großen Schläge der Kämpfe im Osten hatten die Kriegsmüdigkeit in Rußland gesteigert, da man dort sah, daß man trotz der ungeheuren Verluste und aller Anstrengungen dem eigentlichen Ziele dieses Krieges auch nicht einen Schritt näher kam. Denn dieses eigentliche Ziel des Krieges liegt für Rußland ja gar nicht in der Richtung gegen Deutschland und auch erst in zweiter Linie gegen Österreich, sondern das ist die endliche Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne, was praktisch die Unterwerfung der Meerengen und Konstantinopels unter russische Herrschaft bedeutet. Weil daher Rußland mit der Einstellung der Kämpfe drohte, entschloß sich England, dem Frankreich ohne weiteres folgen mußte, die Forcierung der Dardanellen zu beginnen, so wenig England an sich Lust zu einem solchen Unternehmen hatte. Denn es war bekannt, daß ein Angriff, auch wenn er siegreich ausging, infolge der starken Uferbefestigungen und der Minensperren nur mit großen Opfern an Schiffen durchzuführen war, Opfer, die wiederum sich geltend machten, wenn Zusammenstöße zwischen den Hochseeflotten Englands und Deutschlands in den Bereich der Möglichkeiten rückten. Und gelang wirklich der Angriff, so waren diese Opfer der Engländer und Franzosen gebracht nicht nur für den Verbündeten Rußland, sondern unmittelbar gegen die eigenen Interessen, da England nichts unerwünschter sein kann, als den mächtigen Gegner in Asien (das bleibt Rußland trotz aller Bündnisbeziehungen) mit eigener Hand in das östliche Mittelmeer hereinzugeleiten.

Trotz alledem aber konnte der Gefahr, daß Rußland aus dem Kriege ausschied, nur begegnet werden, wenn man seinen Wünschen entgegenkam, und so wurde die große Aktion versucht. Man konnte sich ja auch von ihr zunächst unmittelbare Vorteile für den Kriegsverlauf versprechen. Werden die Dardanellen frei, so kann Rußland mit Kriegsmaterial versorgt werden und droht der Kampf nicht mehr an diesem Mangel aufzuhören. Anderseits wird die russische Kornausfuhr frei und kann Rußland etwas für die Geldvorschüsse bieten, die es von seinen Verbündeten immer dringender verlangt und die zu zahlen diese gar nicht sehr bereit sind. Ferner konnte man sich von einem gelungenen Angriff eine reelle Gegenwirkung gegen die Gärung in der mohammedanischen Welt versprechen, die in Ägypten und Indien, in Persien, ja auch in Afghanistan und Marokko immer größer wird. Schließlich aber mußte derselbe Erfolg Rumänien und Bulgarien zur Entscheidung zwingen, und zu allerletzt die schwankende Haltung Italiens nach der Seite des Dreiverbandes hinneigen, und damit wurde der ganze Krieg für letzteren entschieden. Das sind die großen und weltweiten Zusammenhänge, innerhalb deren sich die militärische Aktion vollzog.

Ihnen entsprach auch die Flottenmacht, die dazu aufgeboten wurde und gar nicht verächtlich war. Im Gegenteil sind die neuesten englischen Schiffe dafür verwendet und über 300 Schiffsgeschütze dazu in Wirksamkeit gesetzt worden. Am 19. Februar eröffnete diese englisch-französische Flotte das Feuer gegen die Außenforts, Kidil Bahr auf der europäischen und Kum Kalessi auf der asiatischen Seite. Diese waren am 25. Februar auch soweit zerstört, daß die Einfahrt in die Meerenge begonnen werden konnte. Sie wurde zugleich unterstützt durch das Absuchen der Minensperre, wozu ja besondere Minensucher vorhanden sind. Darauf begann die Beschießung der eigentlichen Befestigungen, die an der schmalsten Stelle der Dardanellen angelegt sind; wo die äußeren und mittleren Dardanellen ineinander übergehen, beträgt ihre Breite nur 1350 Meter. Hier liegen die Hauptbefestigungen überhaupt; das Viereck: Kidil Bahr — Maidos — Nagara — Kaleh Sultanieh. Diese wurden beschossen, und zwar direkt von den Wellen der Meerenge aus, indem dabei die schießenden Schiffe nach der üblichen Taktik im Kreise herumfuhren, und indirekt, indem die weittragenden Geschütze des modernsten englischen Schlachtschiffes, der „Königin Elisabeth", vom Golf von Xeros aus über die Halbinsel Gallipoli hinweg schossen. Glänzend bewährten sich aber dagegen alle Maßregeln, die die Verteidigung ergriffen hatte, obwohl ihre Stellungen der englischen Flotte an sich bekannt sein mußten. Hatte doch bis in den Krieg hinein ein englischer Admiral als Chef der Marinemission der Türkei alle Gelegenheit gehabt, sich diese wertvollen Einzelheiten recht einzuprägen. Aber mit größter Geschicklichkeit sind die vorhandenen Abwehrbatterien benutzt worden, so daß dieser erste Angriff scheiterte. Am 18. März

wurde er erneuert. 18 englische und französische Linienschiffe beschossen sieben Stunden lang die genannten Befestigungen der Dardanellen; es war der Höhepunkt der ganzen, großangelegten und weder Material noch Munition schonenden Angriffsversuche. Am Ernst des Entschlusses, die Dardanellen zu forcieren, konnte also nicht gezweifelt werden. Um so größer ist der türkische Erfolg. Denn der Angriff wurde abgeschlagen, und zwar, wie der Bericht der englischen Admiralität sagte, unter Verlusten, die im Verhältnis zu der Bedeutung der Operation sehr schwer waren. Bestimmt sind drei moderne Schlachtschiffe (die Engländer „Irresistible" und „Ocean" und der Franzose „Bouvet") und je ein Torpedoboot und Minensucher mindestens untergegangen. Das Maß der übrigen Beschädigungen ist amtlich von den Angreifern natürlich nicht zugestanden worden, aber außerordentlich groß. Denn ziemlich sicher sind noch ein französisches Linienschiff gesunken, zwei englische und ein englischer Kreuzer so schwer beschädigt, daß sie für längere Zeit ausscheiden. Der Verlust an Mannschaften betrug nach dem Eingeständnis der Angreifer selbst 2000 Mann, dagegen der der türkischen Verteidiger in sämtlichen Forts nur 23 Tote und 60 Verwundete. Es sind, wie die Forts gezählt haben, von der verbündeten Flotte etwa 3000 Schuß abgefeuert worden.

So konnte am Abend des 18. März auf einen vollen Sieg zurückgeblickt werden. Daß am 28. März dann noch die russische Schwarzmeerflotte erschien und die unbefestigte Küste am Bosporus ohne Erfolg beschoß, besagte gar nichts. Zunächst schien es, als wenn die damit abgeschlagenen Operationen nur vorübergehend unterbrochen seien, aber am 31. März bestätigte sich, daß ein großer Teil der Angriffsflotte, die an den nahegelegenen Inseln des Ägäischen Meeres gelandet hatte, von diesen Häfen zurückgezogen war. Angeblich geschah das aus Verpflegungsschwierigkeiten. Ob das wirklich der ausschlaggebende Grund war und nicht vielmehr die Truppen in Ägypten anderen Aufgaben dienen sollen, ist abzuwarten. So hat dieser erste Akt des konzentrischen Angriffes auf die Türkei vom 19. Februar bis zum 18. März mit einer glatten Niederlage des Dreiverbandes geendet.

Ihre politischen Wirkungen sind sofort eingetreten. Italien hält nach wie vor an seiner Neutralität fest, und zwischen ihm und Österreich-Ungarn gehen die Verhandlungen hin und her, die alte Streitfragen jetzt bereinigen sollen. Der türkisch-deutsche Sieg an den Dardanellen wird hier immer ernüchternder wirken und die Anschauung unterstützen, die gerade für die Mittelmeer-Interessen Italiens dessen Zukunft an unsere Seite weist. Es ist ja nicht nur die russische Gefahr, die das für Italien deutlich macht, sondern noch mehr die englische. Schon sucht die weitblickende englische Politik sich mit der sehr unangenehmen Möglichkeit abzufinden, daß Rußland die Durchfahrt für seine Kriegsschiffe durch Bosporus und Dardanellen freibekommt. Cypern hat es zu seiner Kolonie gemacht, Malta hat es längst inne, am Suezkanal verteidigt es eine seiner Positionen auch am Mittelmeer mit größter Zähigkeit, jetzt aber hat es sich auch, zunächst unter dem Vorwande rein militärischer Zwecke, auf jenen Inseln unmittelbar am Eingang der Dardanellen festgesetzt, in Tenedos und Imbros und namentlich auf Lemnos. Man braucht sich deren Lage zum Dardanellenausgang nur auf der Karte anzusehen, um die englische Absicht zu verstehen; der Hafen von Mudros auf Lemnos ist wie geschaffen, für England ein neues Malta im Nordosten des Ägäischen Meeres zu werden. Zur gleichen Zeit richtet es seine Blicke auf den herrlichen Hafen auf Kreta, die Sudabai, um deswillen es sich von Anfang an an den kretischen Wirren so lebhaft beteiligt hat. Imponierend und weitsichtig ist solche Politik, aber sie läßt im Drange des Krieges naturnotwendig zu sehr die Maske fallen. Das wirkt ernüchternd auf Italien, dem im Gegenteil gerade daran liegen müßte, im Mittelmeer den unerträglichen Druck der englischen Seeherrschaft mindestens zu verringern und das hat bereits im gerade entgegengesetzten Sinne, als England wünschte, auf Griechenland gewirkt.

Immer mehr ist dieses zum Angelpunkt der verwickelten Balkanfragen geworden, die der Dreiverband auf alle Weise zur Entzündung bringen möchte, weil von der Stellung der bisher noch neutralen Balkanstaaten auf seiner Seite der Ausgang des Feldzuges im Osten abhängt. Die Dardanellen-Aktion konnte und kann militärisch nur gelingen, da die Forts bei ausreichender Munition überhaupt nicht zu nehmen sind, wenn der Flottenangriff durch einen Landungsversuch auf der Halbinsel Gallipoli unterstützt wird. Ausreichendes Truppenmaterial dazu haben unsre Gegner nicht. Man müßte also einen der Balkanstaaten dafür zu gewinnen suchen und das kann am leichtesten Griechenland sein. Denn dieses könnte sich am ehesten dazu entschließen, weil es für ein solches Unternehmen nicht allzuviel von den anderen Balkanstaaten zu befürchten hätte. Diese Möglichkeit hatte der bedeutende griechische Staatsmann, der seit $4^1/_2$ Jahren die Politik dieses Staates leitete, der aus Kreta stammende Venizelos, auch erkannt. Er hatte ein unzweifelhaft weitblickendes und erfolgversprechendes Geschäft vorbereitet. Von dem Dreiverband ließ er sich ein großes Gebiet der asiatischen Türkei versprechen, das für seinen Traum eines allgriechischen Reiches ein mächtiger Schritt vorwärts gewesen wäre, also Smyrna und dessen Umgebung. Da die Mächte aber anderseits das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu erhalten entschlossen waren, und um Weiterungen von bulgarischer Seite zu begegnen, nahm er dafür die Abtretung von Land an Bulgarien in Aussicht im alten Mazedonien, auf das Bulgarien in den beiden letzten Balkankriegen sich ein Anrecht erworben zu haben glaubte und von dem es im Frieden zu Bukarest zu seinem großen Schmerze nur einen sehr geringen Teil erhalten hatte. Für diese Aussichten, die übrigens alle erst nach dem vollständigen Siege des Dreiverbandes liquidiert werden sollten, war Venizelos bereit, die Streitmacht seines Vaterlandes unsern Gegnern zur Verfügung zu stellen. Hätte sich sein Plan verwirklicht, so wäre nach menschlichem Ermessen die Aufrechterhaltung der Neutralität den übrigen Balkanstaaten fast unmöglich geworden. Gewiß, eine schlaue Rechnung Englands und des griechischen Staatsmannes, die eines großen Zuges nicht entbehrt, wie überhaupt Venizelos unter den Staatsmännern der Balkanhalbinsel unstreitig der hervorragendste ist. Erst jetzt machen wir uns die ganze politische und militärische Bedeutung der eben geschilderten, großen Aktion auf die Dardanellen ganz klar und damit auch die Krisis, die diese Wochen, ohne daß das uns ganz zu Bewußtsein kam, bedeuteten. Sie ist zunächst überwunden, militärisch durch die Tapferkeit der Türkei, politisch durch den Sturz von Venizelos am 6. März. König Konstantin hat die Politik seines Ministers nicht mitgemacht und so hat sich dieser zum Rücktritt gezwungen gesehen. Der innere Grund, daß seine Gedanken scheiterten, ist jetzt auch deutlich. Es ist nicht nur die Einsicht König Konstantins, der im Anschluß an den Dreiverband das Heil seines Staates eben nicht sieht, sondern auch die entschiedene Weigerung Rußlands, eine griechische Beteiligung am Einzug in Konstantinopel zuzulassen. Ein alter, unüberbrückbarer Gegensatz klaffte damit auf: Die Russen streben nach diesem Mittelpunkte der griechischen Kirche, aber diese Kirche mit ihrem gewaltigen Einflußgebiet ist eben, wie der Name sagt, griechisch. Und wenn vor 100 Jahren Alexander I. ähnlichen Gedanken, auch erfolglos, nachjagen konnte, ohne sich um Griechenland zu kümmern, das ihm vielmehr für die Unterstützung seines Aufstandes gegen die Türkei dankbar sein mußte, so hat Nikolai II. es mit einem erstarkten und selbständigen Königreich Griechenland zu tun, das großgriechischen Hoffnungen nachstrebt und dessen Tendenzen dem russischen Eroberungsgedanken durchaus widerstreben. Das hat Venizelos nicht gesehen oder nicht sehen

wollen, daß in solchem Falle zwar das Blut der griechischen Soldaten auf der Halbinsel Gallipoli für den Dreiverband geflossen wäre, aber gerade an dieser wichtigen Stelle der orientalischen Frage Griechenland unberücksichtigt geblieben, ja zurückgestoßen worden wäre. Daran ist seine Politik gescheitert und so ist der Erfolg, militärisch und politisch, auf diesem großen Gebiete unsrer Weltkämpfe für uns sehr befriedigend und gibt Hoffnung zu weiterem Gelingen.

Während sich das abspielte, sind die anderen wichtigen Stellen dort von geringerer Bedeutung geblieben. Politisch sind Bulgarien und Rumänien in der Neutralität verharrt, wenn auch die Kämpfe in ihnen beiden darum weitergehen. Militärisch sind die Unternehmungen im Kaukasus stehengeblieben, während die auf den Suezkanal ihren ruhigen Gang weitergeht. Und auch vom Kriegsschauplatz in Serbien und Montenegro haben wir in dieser Zeit nichts gehört. Doch ist damit dieser Schauplatz keineswegs in zweite Linie gerückt. Im Gegenteil gewinnt, wie jeder Blick auf die Karte, insonderheit auf die Donau lehrt, der Feldzug gegen Serbien immer entscheidendere Bedeutung. Was später mit ihm wird, darüber braucht sich heute noch niemand den Kopf zu zerbrechen. Aber daß es militärisch niedergeworfen werden muß, wenn für uns der Feldzug im Osten zu einem vollen Siege werden soll, daran ist kein Zweifel.

⌘ ⌘ ⌘

Mit Absicht haben wir hier soviel Raum auf die Kämpfe der Türkei verwandt. Denn das waren die wichtigsten und entscheidendsten Ereignisse des letzten Monats. Aber gleich danach kommen die großen Kämpfe in den Karpathen. Hier wurde die Stellung unseres Verbündeten insofern ungünstig verschoben, als am 22. März die Festung Przemysl nach viereinhalbmonatiger Belagerung zur Übergabe gezwungen wurde. Die Festung ist gleich nach der Besetzung Lembergs etwa Mitte September 1914 eingeschlossen worden. Am 12. Oktober meldete die österreichisch-ungarische Heeresleitung, daß sie entsetzt sei. Mit dem Vormarsch überlegener russischer Truppen, der die bekannte Umgruppierung notwendig machte, geriet Przemysl wieder in das Gebiet der Russen und wurde seit dem 10. November wieder belagert. Vier Wochen ist es so frei gewesen, doch hat diese Zeit nicht ausgereicht, um die sehr starke Festung mit genügend Munition und Proviant auszurüsten. Danach griffen die Russen nicht mehr in der Weise an wie bei der ersten Belagerung, in der sie in sinnlosem Sturm ungeheure Verluste erlitten hatten. Vielmehr riefen sie den Hunger zum Bundesgenossen an, und der hat dann auch sein Werk getan. Mitte März zeigte es sich, daß die Vorräte zu knapp wurden. Da entschloß sich der Kommandant, General von Kusmanek, zu einem letzten Ausfall, der am 19. unter größter Tapferkeit der Ausfallstruppen durchgeführt wurde. Danach aber reichten die Vorräte nur noch auf drei Tage aus und der Festungskommandant erhielt den Befehl, nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. Das hat er auch getan. Es gelang, die Forts mit Geschützen, Munition und Festungsanlagen zu zerstören. Der Feind übernahm in der Hauptsache eine Trümmerstätte, die ihm als solche militärisch nichts nützen kann. So ist die Kapitulation trotzdem ein Ruhmesblatt in der Geschichte der uns verbündeten österreichisch-ungarischen Armee, die mit zähester und heldenmütiger Tapferkeit einen an sich verlorenen Posten monatelang festgehalten hat. Mit Recht ist dieser Dank von unserer Heeresleitung ausgesprochen worden, und auch der russische Gegner hat in der Behandlung der kapitulierenden Österreicher die heroische Tapferkeit dieses ritterlichen Gegners anerkennen müssen.

Der Fall der Festung war insofern von Einfluß auf die Lage, als die recht erhebliche Zernierungsarmee der Russen damit frei wurde und nun voll eingesetzt werden konnte in dem ungeheuren Ringen, das sich längs der Karpathen bis in die Bukowina hinein wochenlang abspielt. Das strategische Ziel der dahin gerichteten russischen Angriffe ist klar: sie suchen den Durchmarsch durch die Pässe zu erzwingen, um zunächst die Eisenbahnlinie Oderberg – Zsolna – Kaschau – Satoralja Ujhely – Marmaros Sziget zu erreichen. Das ist ein Ziel von derselben Bedeutung, wie es in der Bahn von Warschau nach Wilna unserer Heeresleitung im Osten vor Augen steht. Gelingt es den Russen, durch die Karpathen in die ungarische Ebene bis zu dieser Linie zu kommen, so sind alle rückwärtigen Verbindungen ihrer Gegner durchschnitten oder bedroht und ist der Vormarsch auf Budapest möglich. Deshalb wird mit solcher Entschiedenheit und Wut um die Pässe gekämpft, deren Namen wir jetzt immer in den Zeitungen lesen. Wenn wir von Westen nach Osten gehen, so kommt zunächst der Duklapaß, südöstlich von Tarnow, die südwestlichste Straße über die Karpathen, die schon in Bartfeld eine Seiten-Eisenbahnlinie erreicht. Südöstlich schließt sich daran der Lupkowpaß, der in das oft genannte Tal der Laborcza herüberführt, gleichfalls eine Seitenlinie auf die genannte große Bahn. Dann kommt der am häufigsten erwähnte Paß von Uszok, um den tage- und wochenlang gekämpft worden ist. Seine Bedeutung ist am größten, denn durch ihn führt die Eisenbahnlinie von Lemberg nach Debreczin. Beinahe ebenso wichtig aber ist der Übergang von Lawoczne, der Tucholkapaß, durch den die zweite Eisenbahnlinie von Lemberg über Stryj nach Ungarn herein leitet. Schließlich kommt noch der Jablonicapaß in Frage, durch den die Eisenbahn aus der Marmaros nach Nadworna, nach Stanislau und zugleich nach Kolomea läuft. Um alle diese Stellungen ist im letzten Monat ununterbrochen auf das heftigste gekämpft worden, unter Schwierigkeiten des Gebirgskampfes, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen können. Fortwährend versuchen die Russen, diese Übergänge zu forcieren, und zwar in einer Weise, die auch nicht die geringste Schonung ihres Menschenmaterials kennt. In zahlreichen, hintereinander vorgehenden Reihen werden die Massen zum Sturm vorgetrieben, Tausende und Zehntausende fallen unter dem Feuer des Feindes und immer neue drängen gegen die Verteidiger an. In der Hauptsache richteten sich die Angriffe auf das Gebiet zwischen Dukla- und Uszokpaß und auf diese Pässe selbst, weil von hier aus am günstigsten der Eingang nach Ungarn gegeben ist. Gerade in den Ostertagen erreichte diese Offensive ihren Höhepunkt, die unmittelbar mit dem Fall von Przemysl zusammenhängend, etwa seit dem 20. März ohne Unterbrechung andauerte. Wo am heftigsten gekämpft worden ist, können wir heute noch ebensowenig sagen, wie wir leider auch noch nicht in der Lage sind, die einzelnen Phasen dieser Kämpfe anzumerken, an denen, wie bekannt, auch eine große deutsche Armee sehr wesentlich beteiligt ist.

Gelungen ist es den Russen nirgends, die Verteidigungsfront vom Dunajec bis zum Ende der Karpathen zu zerreißen. Am 13. April konnte die österreichisch-ungarische Oberste Heeresleitung melden, daß die russische Offensive auf der ganzen Front zum Stehen gekommen sei, und das heißt, daß sie wiederum als mißlungen betrachtet werden konnte. Am 19. wurde eine Mitteilung der (offiziellen) russischen Telegraphenagentur gemeldet, daß die russische Armee von den Karpathen rückwärts konzentriert werde. Eine gerade Linie der Verbündeten steht dort unzerreißbar und ununterbrechbar fest, nirgends konnte ein russischer Durchbruch gelingen und nirgends wird er gelingen, weil er dazu schnell und überraschend erfolgen müßte, wozu ihm heute alle Vorbedingungen fehlen. Allmählich muß sich auch die stärkste Offensive an dieser unerschütterlichen Mauer brechen und zurückweichen, und dann kommt die Zeit, in der die Verbündeten ihrerseits vorstoßen, um das für sie gegebene Ziel zu erreichen, nämlich die einzige große Eisenbahnlinie Galiziens von Krakau über Lemberg bis an die russische Grenze. In der Bukowina ist die letztere von dem österreichischen Vordringen bereits erreicht, ja in der südöstlichen Ecke Galiziens schon überschritten worden.

⌘ ⌘ ⌘

Die Linie, die im Osten von unseren Truppen besetzt ist, läuft wie folgt: nordwestlich Tauroggen (im Gouvernement Kowno) – Tauroggen – der Grenze entlang nach Szaki – Pillwiszki (an der Bahn und großen Straße von Wirballen nach Kowno) – Mariampol – Krasnopol (östlich Suwalki) – östlich Augustow – nordwestlich Ossowiec (das von den Deutschen belagert wird). Von hier folgt die deutsche Stellung der Bobr-Linie bis Mocarce, geht von da weiter nach Südwesten nördlich Lomscha und südlich Kolno, weiter bis südlich Myſtiniec (wo sie der deutschen Grenze noch sehr nahe ist). Nördlich Praszynsz zieht sie weiter südlich von Mlawa über Stupsk und Zurominek nach Plozk, so daß sie von dem an vorletzter Stelle genannten Punkte ziemlich scharf nach Südwesten läuft. Das ist der Bereich unsrer 10. und 8. Armee. Südlich der Weichsel geht die deutsche Linie danach, gegen früher nicht weiter geändert, längs der Bsura und Rawka bis zur Pilica, wo die Stellungen der Deutschen und Österreicher zugleich beginnen, die längs der Nida und des Dunajec bis zu den Karpathen laufen.

Die Hauptstütze für die Russen in dieser langen Linie ist unsrer 9. Armee, die westlich der Weichsel steht, gegenüber natürlich Warschau und gegen die Armeen östlich der Weichsel die Festungslinie am Njemen, Bobr und Narew, die hier schon charakterisiert wurde.

Nach der Schlacht an den Masurischen Seen wurde dieser Sieg gegenüber einer von den Russen rasch gebildeten neuen Armee ausgenutzt. Nach dem Zusammenbruch der russischen 10. Armee wurde nämlich aus ihren Resten und drei neu herangezogenen Armeekorps eine neue 10. Armee formiert, die sich bemühte, die bis an die Bobr-Linie und hart an die Festung Grodno vorgerückten deutschen Truppen zu vertreiben. In diesen Kämpfen erlitten die Russen erneut scharfe Verluste. Die Deutschen nahmen zunächst die ungeheure Kriegsbeute, die überall in den Forsten von Augustow verstreut lag. Danach gruppierten sie sich zu neuem Angriff. Den Feinden blieb diese deutsche Bewegung in der Gegend von Augustow so verborgen, daß sie noch deutsche Stellungen beschossen, als die Deutschen sie bereits verlassen hatten. So war es möglich, den neuen russischen Vormarsch durch den Wald von Augustow gewissermaßen aufzufangen. Am 9. März begann darauf die deutsche Offensive von neuem. Ein Armeekorps nach dem andern wurde zum Rückzug gezwungen, so daß der russische Armeeführer, der eine Wiederholung der Umfassungsschlacht von Masuren kommen sah, auf der ganzen Linie den Rückzug auf die Festung Grodno befahl.

Schon die Drohung mit der deutschen Umfassung hatte genügt, nicht nur den bedrohten rechten Flügel, sondern die ganze feindliche Armee, die sich in einer Breite von 50 Kilometer zum Angriff aufgestellt hatte, zum Rückzug zu zwingen. Damit war binnen zwei Wochen auch diese neue russische Formation lahmgelegt. Seitdem haben die Schwierigkeit des Geländes, die starken russischen Stellungen und vor allem Witterung und Grundlosigkeit der Straßen die deutsche Vorwärtsbewegung gehemmt. Die Russen haben eine Reihe von Angriffen in der Gegend von Augustow und Praszynsz versucht, doch ohne Erfolg; die Gegner stehen sich in der Hauptsache beide überall in Verteidigungsstellung gegenüber.

Statt dessen wurde von den Russen an der äußersten Nordostecke Preußens ein erneuter Vorstoß unternommen, der freilich als regelrechte militärische Unternehmung nicht zu bezeichnen war, sondern vielmehr ein richtiger Räuberzug war. Haufen russischer Reichswehr, die nach unseren Begriffen Landwehr und Landsturm zusammenfaßt, griffen am 18. März die Stadt Memel an und besetzten sie am 20. März. Sie hausten dort und in der Umgebung wie die Vandalen, schleppten Tausende von Ostpreußen in die Gefangenschaft, plünderten und brannten in der wüstesten Weise. Mit Recht legte die deutsche Heeresleitung den Städten des von uns besetzten russischen Gebietes die Zahlung von großen Summen als Strafe auf. Am 22. März war diese Horde wieder aus Memel hinausgeworfen. Darauf wurde ein noch umfassenderer Versuch unternommen. Eine neu gebildete russische Armeegruppe setzte sich gegen Tilsit in Bewegung, wo sie nur auf deutschen Landsturm traf. Am 23. und 24. März wurde aber auch dieser Angriff auf Tauroggen zurückgeworfen und dieses am 29. März über das Eis des Flusses hinweg im Sturm genommen. Nach schweren Verlusten flüchteten die Russen in die Wälder. Der Einfall gegen Memel wie gegen Tilsit hatte ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Ende gefunden, kein bewaffneter Russe steht mehr auf deutschem Boden und alle Landratsämter Ostpreußens sind wieder in ihren alten Stätten tätig.

Dafür halten wir mit unserem Verbündeten ein großes Stück russischen Gebietes in der Hand, dessen Zahlen folgende sind: besetzt sind 53000 Quadratkilometer mit $5^1/_2$ Millionen Einwohnern in den Gouvernements Suwalki, Lomscha, Plozk, Warschau, Radom, Kielce, Petrikau und Kalisch. Es ist dem Flächeninhalt des Königreiches Polen nach fast die Hälfte, in genauem russischen Maße 46581,8 Quadratwerst (etwa = 1 Quadratkilometer) von 111554,2 Quadratwerst, die das Königreich Polen in Rußland im ganzen einnimmt. Verwaltet wird dieses Gebiet von Deutschland und Österreich-Ungarn, doch nicht gemeinsam, sondern es ist eine genaue und scharfe Teilung vorgenommen worden, so daß jede Macht innerhalb ihres Gebietes selbständig ist.

⌘ ⌘ ⌘

Nach wie vor hat im Westen defensiv weitergekämpft werden müssen, weil der Schwerpunkt aller Entscheidungen nach dem Osten gerückt ist. So sind dort von unserer Seite in sich nicht zusammenhängende Gefechte geliefert worden, die ohne Unterbrechung in den Berichten unserer Heeresleitung zu melden waren. Die Winterschlacht in der Champagne war zu Ende, ist jedoch an manchen Stellen noch im letzten Monat wiederaufgeflammt. Siebenmal hat die Heeresleitung von Kämpfen dort berichtet, die ohne Erfolg für die Franzosen ausliefen. Im Norden ist es zu einzelnen Kämpfen gekommen, wobei nicht weit von der belgischen Grenze auf flandrischem Boden in den Gefechten vom 11., 12. und 13. März den Engländern die Eroberung des Ortes Neuve Chapelle gelang. Dieser Sieg ist, obwohl er nur örtliche Bedeutung hatte, von England sehr aufgebauscht worden. Freilich war der Erfolg sehr gemindert durch die sehr schweren Verluste, die der englische Sturm dabei erlitt.

Auch in den Vogesen ist, mit Unterbrechungen durch Schneesturm, am Reichsackerkopf und am Hartmannsweilerkopf, den oft erwähnten Stellungen auf deutschem Gebiet unweit Münster, gefochten worden. Am wichtigsten aber waren die Kämpfe zwischen Maas und Mosel, an denen an verschiedenen Stellen die Franzosen östlich und südöstlich von Verdun in der bekannten Weise Vorstoß- und Durchbruchsversuche machten. Namentlich in der Ebene von Woevre und bei Combres wurde und wird dort heftig gekämpft. Nirgends aber ist auch nur ein kleiner Durchbruch gelungen. Immer wieder sind die Franzosen mit einem Heldenmut, der unsere Bewunderung verdient, angerannt, immer wieder unter zum Teil fürchterlichen Verlusten zurückgeschlagen worden. Das ist aber das, was auf die Dauer unsern Gegner dort töten muß. Denn er ist militärisch am Ende seiner Kraft angekommen.

Frankreich hat die Einberufung der Jahresklasse 1917 bereits beschlossen, 17–18jährige Jungen, gegen deren Heranziehung im Lande lauter Widerspruch erhoben worden ist. Schon heute können wir mit Bestimmtheit sagen, daß Frankreich den furchtbaren Aderlaß dieses Krieges nicht wieder einholt. Seit 1870 hat seine Bevölkerung noch nicht um anderthalb Millionen Köpfe zugenommen, während Deutschland in dieser Zeit von 41 auf 67 Millionen wuchs. Frankreichs Verluste werden allein für das erste Kriegshalbjahr auf 400000 Mann geschätzt.

Und nun greift Frankreich auf diese Jungen zurück, mit denen schon die Väter des nächsten Jahrzehnts dezimiert werden. Mit einer Folgerichtigkeit, die bewundernswert, aber auch verrannt ist, halten Regierung und Heeresleitung immer noch daran fest, die furchtbaren Opfer weiter zu bringen, die der Krieg ihrem Volke auferlegt. Wir bedauern das, aber wir haben keinen Grund, das zu ändern. Wir können es länger aushalten. Unsere Stellung ist im Westen so fest, daß keine Übermacht weder in Belgien, noch in Frankreich sie uns entreißen kann. Nun warten wir auf die Möglichkeit entscheidenderer Schläge, die das Frühjahr bringen kann, ohne daß wir darum drängen oder ungeduldig sind.

⌘ ⌘ ⌘

Der Kampf auf dem Meere hat abermals große Entscheidungen nicht gebracht. Am 16. März ist unser kleiner Kreuzer „Dresden" gesunken, der in der Schlacht an den Falklandsinseln mitgekämpft hatte und darauf, wie erst jetzt bekannt wurde, einen japanischen Kreuzer und viele englische Handelsschiffe in den Grund gebohrt hat. Drei englische Kreuzer haben ihn im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez gestellt; es ist die Insel, auf der von 1704 bis 1709 Selkirk allein lebte, der Pirat, dessen Geschichte den Untergrund für den Roman von Robinson Crusoe gegeben hat. Hier geriet die „Dresden" nach kurzem Kampf in Brand und ist gesunken. Weiter haben sich zwei deutsche Hilfskreuzer, der „Eitel Friedrich" und der „Kronprinz Wilhelm", rühmlich hervorgetan. Sie sind beide in amerikanischen Häfen angelaufen, der „Eitel Friedrich", nachdem er auch ein amerikanisches Schiff vernichtet hatte. Trotzdem imponiert seine Besatzung ebenso wie die des „Kronprinz Wilhelm" den Amerikanern außerordentlich. Denn mit einem unvergleichlichen Schneid und mit größter Sicherheit finden sich diese Schiffe durch alle Schwierigkeiten hindurch, die England bereitet.

Unterdessen ist der deutsche Unterseebootskrieg weitergegangen. Wir geben absichtlich keine Zahlen, da diese auf mehr oder minder unsicheren Zusammenrechnungen beruhen müßten. Aber beinahe jeder Tag bringt die Nachricht vom Untergang eines englischen Handelsschiffes durch ein deutsches U-Boot; das ist die „Abknabberungs-Methode", die langsam, aber sicher wirkt. Einen schweren Verlust haben wir freilich dabei erlitten. Am 7. April wurde bekannt gegeben, daß „U 29" als verloren betrachtet werden müsse. Und das trug als Führer den Kapitänleutnant Otto Weddigen, der zum ersten Male der Welt gezeigt hatte, was mit dem U-Bootskriege geleistet werden kann. Größte Geschicklichkeit, eiserne Ruhe und außerordentlicher Wagemut waren in diesem kühnen, jugendfrischen Seeoffizier vereint, der am 22. September 1914 sich das Eiserne Kreuz 1. Klasse und den Pour le Mérite erwarb und nun, auch von den Gegnern als ritterlicher Feind geachtet, den Tod in den Wellen gefunden hat. Keine schönere Ehrung konnte es für ihn geben, als die Fürstin Bismarck ihm darbrachte, die am Sarkophag Ottos von Bismarck einen Kranz niederlegte mit der Inschrift: „Dem Helden Otto Weddigen".

An der Steigerung der Preise für alle Lebensbedürfnisse und an der Verringerung der Versorgung mit Getreide spürt England von Woche zu Woche deutlicher die Wirkungen dieses deutschen Krieges. Die Waffe, die es dagegen mit seiner Blockadeerklärung vom 11. März erhob, ist uns gegenüber stumpf. Der deutschen Handelsflotte kann diese Erklärung einer Blockade über die ganze Nordsee und die ganze deutsche Küste hin nichts mehr schaden. Dafür schadet sie den Beziehungen Englands zu den Neutralen, insonderheit zu Amerika, dessen Handel sie empfindlich stört. Amerika hat deshalb auch am 2. April, allerdings recht bescheiden und gewunden, dagegen protestiert, daß England ganz willkürlich eine Blockade für die gesamte deutsche Zufuhr erkläre, gleichviel auf welchem Schiff sie kommt, ohne daß es in der Lage ist, diese Blockade durchzuführen. Aber das ist die englische Art, gegen die Deutschland mit seinem Streben vorgeht, den Anspruch der unbedingten englischen Seeherrschaft zu brechen. Es wird von den Neutralen dabei so gut wie nicht unterstützt, Amerika tut ja durch seine Waffenlieferungen noch dazu alles, den Krieg zu verlängern. Aber gleichwohl ficht Deutschland in diesem Seekriege gegen England mit seinen Waffen für die Neutralen, für die Menschheit überhaupt und wird diesen Kampf auch bis zum Ende durchfechten. Inzwischen wachsen die inneren Schwierigkeiten Englands, die Schwierigkeiten mit der Versorgung von Munition, die Schwierigkeiten vor allem, die die organisierten Arbeiter machen, um auch ihren Anteil an den Kriegsverdiensten zu erhalten. Und was in Irland, Indien und namentlich Ägypten vorgeht, das wissen wir ja im einzelnen nicht. Daß aber England mit solcher Rücksichtslosigkeit jede Nachricht aus diesen Gebieten der Welt vorenthält, zeigt, wie wenig es dieser Kolonien sicher ist. Und in dem Aufstand von Singapore, der der Welt nicht verheimlicht werden konnte, hat es sehr unangenehm sehen müssen, wie es in seinem Bündnis mit Japan sich gerade selber den größten Feind der ferneren Zukunft aufgebunden hat.

⌘ ⌘ ⌘

In drei Zahlen drücken wir im neunten Kriegsmonat unsern Erfolg und unsre Kraft am besten aus. Am 1. April 1915 befanden sich in deutscher Gefangenschaft 812 808 Kriegsgefangene. Das Ergebnis der Zeichnungen auf die zweite Kriegsanleihe erreichte 9060 Millionen Mark, wovon bis zum 15. Mai bereits über die Hälfte eingezahlt worden ist. Der Goldvorrat der deutschen Reichsbank beträgt 2,5 Milliarden Mark und deckt damit unsern Notenumlauf zu über zwei Fünftel. Das sind sehr gute Zeichen innerer und äußerer Kraft, und in diesem Bewußtsein konnten wir ernst, aber zufrieden und entschlossen den 100. Geburtstag des Reichsgründers am 1. April begehen. Zwar hat die Verhandlung des Reichstages am 20. März in die Einmütigkeit unseres Volkes einen Mißklang gebracht. Aber immerhin ist zum ersten Male seit Bestehen des Reiches sein Haushaltsplan einstimmig von der Volksvertretung angenommen worden, und wir trösten uns damit, daß eine so ungeheure Umwandlung, wie sie jetzt vom Denken und Fühlen der deutschen Sozialdemokratie erfordert wird, Zeit verlangt und nicht ohne Stöße und Gegenstöße zu Ende kommen kann.

Wie wir stehen, das hat am besten der Präsident des Preußischen Herrenhauses in der Schlußansprache der Tagung dieses Parlaments ausgedrückt. Die Aufgabe der Verteidigung ist heute in der Hauptsache erfüllt. Das ist etwas Ungeheures und Großartiges, daß ein Reich, von allen Seiten angegriffen und überrannt, sich so zur Wehr setzte, daß es den Krieg nahezu ganz auf feindlichem Boden führt und in Ost und West gewaltige Strecken feindlichen Landes als Pfand fest in der Hand hält. Nun kommt es darauf an, von hier aus die Lage zu gewinnen, die einen ehrenvollen und dauernden Frieden sichert. Wie man sich den denkt und erhofft, das malt sich heute jeder in seinem Kopf schon aus. Nach außen über diese Wünsche zu reden, ist die Zeit noch nicht gekommen. Wir gehen ruhig und sicher den schweren Weg weiter, auf den wir gedrängt sind. Wir denken nicht an Frieden, sondern jeder nur an die Pflicht, die dieser große Krieg ihm für das Ganze auferlegt, und wir handeln gerade in dieser Zusammenfassung unseres ganzen Denkens und Handelns auf das eine nächste Ziel im Sinne und Geiste Ottos von Bismarck, um dessen Werk wir in diesem größten Kriege unseres Volkes kämpfen.

⌘ ⌘ ⌘

Eine neue Periode in der Geschichte des Weltkrieges hat begonnen! Im Strudel der Meldungen, die jetzt mindestens von vier Kriegsschauplätzen auf uns eindringen, ist das vielleicht nicht gleich zu vollem Bewußtsein gekommen. Aber das Neue und Großartige in ihnen allen war doch dies. Das von allen Seiten umstellte und angefallene Deutsch-

land hat in den ersten neun Monaten alle diese Angriffe so gründlich abgeschlagen, daß es nach dem Eingeständnis des Auslandes heute in Ost und West einer uneinnehmbaren Festung gleicht. Schon das ist eine Leistung unseres Staates, Volkes, Heeres, die die Geschichte für alle Zeit mit Rühmen nennen wird und die sich nach dem Kriege, wenn sie dem Ausland ganz zum Bewußtsein gekommen ist, in einer mächtigen Zunahme an „Prestige" vor aller Welt ausdrücken wird. Nun aber hat dieses Deutschland im engsten Bunde mit der österreichisch-ungarischen Streitmacht die Offensive ergriffen. Seit Ende April und Anfang Mai bestimmen die Heeresleitungen der Zentralmächte, gestützt auf ihre Verstärkungen an neuausgebildeten Truppen, die Lage, in Litauen und in Galizien und in Flandern, und die anderen haben sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Die neutrale Welt aber sieht — an der Art wie Amerika die Torpedierung der „Lusitania" aufnahm, merken wir das besonders — mit Staunen dieser Spannkraft und Leistungsfähigkeit nach dreiviertel Jahren eines Riesenringens zu.

Wir beginnen im Südosten, wo entscheidende Schläge schon gefallen sind. Am 13. April war, wie hier schon erwähnt, der große russische Angriff auf die Verteidigungsfront in den Karpathen und den Zipfeln ungarischen Bodens, die die Russen wirklich erobert hatten, zum Stehen gebracht, d. h. mißlungen. Während der Wintermonate hatten die Russen, vornehmlich die Armee des Generals Radko Dimitriew, mit Einsatz aller Kräfte und in wochenlangen Kämpfen südlich des Grenzkammes der Karpathen wirklich Fuß gefaßt, in den Tälern der Ondawa, Laborcza und Cziroka nach Süden vordringend. Aber den wichtigsten Paß östlich davon, den von Uzsok, hielt die österreichisch-ungarische Armee (unter dem Kommando des Generals Boroevic von Bojna) gegen alle Stürme und Angriffe fest; mit ihr zusammen focht, wie bekannt, auch eine deutsche Beskiden-Abteilung (unter General von Besser). In monatelangen schweren Kämpfen hat somit unser Verbündeter, während die von Nord nach Süden (Nida—Dunajec) laufende Kampffront — der Scheitelpunkt der damit gegebenen Winkelstellung lag bei Gorlice — in der Hauptsache still lag, diese Karpathenfront (Dukla-, Lupkow-, Uzsok-Paß) gehalten und östlich davon den Kampf nach vorn, nach Südgalizien hineingetragen. Damit hat die österreichisch-ungarische Armee — das wollen wir ihr nicht vergessen und wahrhaftig nicht gering einschätzen! — überhaupt erst die Voraussetzung geschaffen und erhalten, die nun im Frühling die gemeinsame Offensive ermöglichte.

In aller Stille waren Ende April starke Entsendungen deutscher Truppen nach Westgalizien geschehen, die unter dem Befehl des Generaloberst von Mackensen mit den benachbarten Armeen unseres Bundesgenossen die nach Westen gerichtete russische Front durchbrechen sollten. Gelang dies, so wurde die russische Kampffront nach dem militärischen Kunstausdruck aufgerollt und, indem dadurch auch die Nida-Stellung unhaltbar wurde, die gesamte russische Aufstellung in Galizien zum mindesten auf Przemysl zurückgedrängt. Dann war das dahinterstehende Ziel ganz klar: die russische Front östlich des Uzsok-Passes käme ins Wanken, und indem die schon begonnene Offensive in die Ebene Ostgaliziens hinein dann mit noch stärkerem Druck, auch von Osten umfassend, fortgesetzt würde, würde die Räumung ganz Galiziens durch die Russen erzwungen. Mit glänzendem Erfolge ist ein Teil dieses großartigen Angriffsplans bereits durchgeführt. Die Armeen oder Armeegruppen des Erzherzogs Josef Ferdinand, Mackensen (deren rechter Flügel vom Eroberer Lüttichs, General von Emmich, befehligt wird), und Boroevic mit einer deutschen Beskiden-Gruppe des Generals von der Marwitz arbeiteten sich gegenseitig zur Erringung eines Erfolges in die Hände. Am 2. Mai wurden nach gewaltiger artilleristischer Vorbereitung im frontalen Angriffe die aufs kunstvollste befestigten russischen Stellungen von der Dunajec-Mündung bis fast zur ungarischen Grenze an zahlreichen Stellen durchbrochen. Was man nach den Erfahrungen der Schützengrabenkämpfe dieses Krieges nicht mehr für möglich hielt, geschah hier: auf 16 Kilometer hin wurden seit fünf Monaten ausgebaute Feldstellungen im Sturm genommen, und zwar so gründlich, daß bis sieben hintereinanderliegende russische Linien erstürmt und gleich zu Anfang Zehntausende von Gefangenen gemacht wurden. Am 4. Mai war der taktische Durchbruch in dieser Schlacht von Gorlice—Tarnow vollendet und bereits ein erster glänzender Sieg erfochten. Von der Sonne und ausgetrockneten Wegen begünstigt, von einer glänzenden Fliegeraufklärung unterstützt, hatte diese Operation, die man vorher für schier unmöglich gehalten hätte, einen Erfolg von unabsehbarer Tragweite angebahnt.

Und nun ging's Schlag auf Schlag. Der Feind war an seiner Westfront in ein Wanken gekommen, das unter dem eisernen Druck der Verfolger bald zu fluchtartigem Rückzuge wurde. Es zeigte sich schon am 5. Mai, daß die Russen die Linie der Wisloka nicht mehr halten konnten. Dann aber kam ihr Karpathenflügel in die höchste Gefahr, im Gebirge abgeschnitten zu werden. Daher gab auch dieser in der Nacht vom 4. zum 5. Mai dem Drängen der Armee Boroevic nach und wich nach Norden zurück. Mit Ungestüm drängten die Österreicher und Ungarn nach, während zugleich General von Emmich seinen Flügel in einem Gewaltmarsch bis an die Jasiolka nördlich Dukla vorbrachte. So konnte am 6. Mai die Wisloka von den Armeen Josef Ferdinand und Mackensen in breiter Front überschritten werden. Am gleichen Tage wurde Tarnow besetzt, und bis zum 12. erreichte dieser ungestüme Vormarsch bereits Rzeszow. Vom Lupkow-Paß bis zur Weichsel war die russische Armee zu einem ungeordneten, höchst verlustreichen Rückzuge gezwungen, am 12. Mai drangen die Verbündeten auch auf russischem Boden über die Nida vor, und in den Karpathen ging ein Raumgewinn der Russen, um den monatelang gefochten worden war, in wenigen Tagen verloren. Ungarn war nun ganz vom Feinde frei (Meldung vom 9. Mai), heftigste Angriffe östlich des Sattels von Lupkow, besonders immer wieder gegen den Uzsok-Paß, nützten nichts, und in Südostgalizien drang der österreichische Angriff schon bis Zaleszczyki vor.

So ist in einer sehr kurzen Zeit, nämlich noch nicht zwei Wochen, Galizien bis zur Linie Mielec (an der Wisloka) — Rzeszow (an der Krakau—Lemberger Bahn) — Dynow (am San) — Sanok (an der Bahn Neu-Sandec—Chyrow) — Lisko — Uzsoker-Paß von den Russen geräumt worden. Die Gefangenenzahl, die 100 000 überschritten hat, und die Kriegsbeute lassen darauf schließen, mit welcher Wucht der Angriff die Russen getroffen hat. Auch wenn diese Armeen Dimitriew und Brusilow noch nicht völlig desorganisiert sind, so ist eine Wiederaufnahme der Offensive durch sie ausgeschlossen. Und es ist nicht zu sehen, wie die eine die Aufgabe Przemysl hintanhalten und die andere, auf engem Raume nordöstlich des Lupkower Sattels zusammengepreßt, sich aus Wald und Gebirge herauswinden, einer völligen Vernichtung entgehen soll. In jedem Falle aber ist die russische Front zwischen Russisch-Polen und den Karpathen hoffnungslos zerrissen. Den Russen ist das Schicksal bereitet worden, das sie so gern ihren Gegnern in den Karpathen bereitet hätten. Truppen aller Kontingente, vor allem aber doch wieder die preußische Garde, haben auf deutscher Seite Schulter an Schulter mit den Bundesgenossen gekämpft, unter den Augen des deutschen Kaisers, und hohe Auszeichnungen lohnten den Generaloberst von Mackensen und den deutschen Generalstabschef, denen, so weit die deutsche Beteiligung in Frage kam, dieser herrliche Sieg zu danken war. Herrlich wegen der Anlage und Durchführung des Angriffes, die der Welt eben gezeigt hat, daß trotz alles Raffinements des Stellungskrieges ein strategisch und taktisch erfolgreicher Durchbruch auch unter den heutigen Kampfesverhältnissen durchzuführen ist, herrlich auch wegen

der Früchte, die er im Schoße tragen muß. Mitte Mai war die russische Front in einer Ausdehnung von fast 400 Kilometern zum Rückzug gewonnen, Kjelce erobert, Jaroslau mit seinem wichtigen Brückenkopf desgleichen, Przemysl im Norden, Westen und Südosten umklammert und die ostgalizische Offensive auf Drohobycz und Stryj, d. h. auf Lemberg im vollem Vordringen. Von Norden nach Süden und dann nach Südosten folgten sich Schulter an Schulter die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen so: noch auf russischem Boden die Armeen (oder Armeegruppen) Woyrsch und Dankl, dann mit der Front nach Osten die Armeen Erzherzog Josef Ferdinand und Mackensen, mit der Front nach Nordosten die Armeen Boroevic, Boehm-Ermolli, Pflanzer-Baltin und Linsingen.

⌘ ⌘ ⌘

Inzwischen hatte die 9. Armee an Bzura, Rawka und Pilica die Wacht gegen jeglichen Durchbruchsversuch von Warschau her zu halten, nur von vereinzelten Angriffen der Russen gestört. Heftiger waren diese Versuche östlich der Weichsel, bei Prasznysz, dem bekannten, viel umkämpften Orte vorwärts der ostpreußischen Grenze, bei Augustow und bei Kalwarya und Mariampol im Gouvernement Suwalki. Alle diese Angriffe schlugen fehl. Nun hatte man solange nichts von dem großen Feldherrn des Ostens gehört, der sich hier anscheinend ganz auf die Defensive beschränkte, man glaubte ihn schon gar nicht mehr in diesen Gegenden. Da lasen wir urplötzlich die Meldung, daß am 30. April die deutschen Vortruppen die Eisenbahnlinie Dünaburg-Libau in breiter Front erreicht hätten. Wo vor allem, hörten wir tags darauf — bei Schawli, fast genau nördlich Kowno war ein Gefecht entbrannt, die (sehr stark von Juden bewohnte) Stadt ging, von den Russen angesteckt, in Flammen auf, am 3. Mai kamen die Deutschen schon in die Gegend von Mitau, die Russen wichen auf der Flucht gegen Riga zurück. Am 8. Mai wurde Libau von unseren Truppen besetzt, wobei die Ostseeflotte durch Beschießung von Stadt und Hafen kräftig mit eingriff. Reiche Vorräte wurden da wie im Lande überhaupt gefunden und beschlagnahmt. Vestigia leonis! Das war wieder die Pranke des Löwen, dieser kühne Vormarsch durch Litauen, der gleich beinahe die Hälfte eines vom Kriege bisher noch gar nicht berührten Landes in deutsche Hand brachte. Noch wissen wir nicht, welche Ziele der Feldmarschall hier verfolgt. Aber die Karte zeigt, wie nahe diesen Aktionen die große Eisenbahnlinie Wilna — Dünaburg — Petersburg zieht, die die Reichshauptstadt mit Litauen und Polen verbindet und für die gesamte russische Nordostfront ebenso eine Lebensnotwendigkeit ist, wie für die Stadt Warschau selbst. Wir hatten kaum geglaubt, daß eine Ausdehnung der Schlachtfront noch möglich sei, nun dehnt sie sich über Memel hinaus bis hin zur Rigaer Bucht.

⌘ ⌘ ⌘

Aber auch im Westen sind die Deutschen zum Angriff übergegangen, in Flandern, auf Ypern, gegen das eigentliche Kampffeld der Engländer und seinen Hauptschlüsselpunkt. Nach der Mitteilung im Parlament hat England 36 Divisionen auf das Festland gesendet, also zwischen 400 000 und 500 000 Mann, die zum größten Teile massiert auf diesem nördlichsten Teile des Kriegsschauplatzes im Westen stehen. Ihrem Angriff, auf den die englische Öffentlichkeit für das Frühjahr wartete, kamen die Deutschen, die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg, zuvor. Am 22. April begann aus ihrer Stellung von Steenstraate am Yserkanal über Langemarck hin der Angriff. Pilkem wurde genommen, das von Ypern nur noch 5 Kilometer entfernt ist. Am 23. April wurde sodann bei Steenstraate und Het Sas, genau nördlich von Ypern, der Übergang über den Yserkanal erzwungen. Im Norden, Osten und Süden wird Ypern immer fester von den deutschen Truppen umspannt. Bereits jetzt aber war es möglich, als Folge dieses erfolgreichen Vordringens, nicht nur Poperinghe, den westlich hinter Ypern gelegenen Eisenbahnknotenpunkt, der der Etappenhauptort der Engländer in dieser Gegend ist, mit schwerer Artillerie zu beschießen, sondern sogar, zum Staunen der Welt und zu sehr geringer Freude der Gegner, die noch viel weiter dahinter liegende Festung Dünkirchen. Mit großer Sicherheit können hier durch indirektes Feuer, das die Meldungen der Flieger leiten, die Magazine usw. in Brand geschossen werden, und niemand in der Festung weiß, wie sich gegen diese unheimlichen, von irgendwo kommenden deutschen Geschosse wehren.

Im übrigen Teile der Westfront, um Lille — zwischen Maas und Mosel — in den Vogesen, ist heute noch die strategische Defensive gegeben, die natürlich ein zähes, taktisches Vordringen gar wohl in sich tragen kann und an manchen Stellen auch gebracht hat. In der Osterwoche wurde von den Franzosen im Abschnitt zwischen Maas und Mosel der Angriff versucht, dessen Aussichten hier günstiger sind als in der Champagne, wo die deutsche Front nur von vorn berannt werden kann. Denn hier stehen unsere Truppen in einem Winkel, dessen Scheitel in St. Mihiel liegt, während der eine Schenkel nach Pont-à-Mousson, der andere nach Combres und darüber hinaus reicht. Aber der Angriff, obwohl zugleich von beiden Seiten geführt und mit immer frischen Kräften unternommen, führte nicht zum Ziel: nach $1^1/_2$ Wochen vergeblicher Versuche gaben ihn die Franzosen auf, die dann auch von den Maashöhen bei Combres vertrieben wurden. Für eine große Offensive zwischen Maas und Mosel war danach keine Aussicht mehr.

Dafür setzte diese (Meldung vom 11. Mai), wie man nach den Erfolgen in Galizien erwarten konnte, bei Lille ein. Der von Engländern und Franzosen unternommene Angriff (vom 10. Mai an), für den mindestens vier neue Armeekorps eingesetzt wurden, richtete sich gegen die Stellungen zwischen Lille und Arras, auf einer östlich davon vorspringenden Linie, die vorwärts La Bassée und südwestlich davon lief. Trotz der großen Verstärkungen, die der Gegner herangezogen hatte, sind aber auch diese Stellungen auf der nördlichsten Stelle des französischen Kampffeldes in der Hauptsache gehalten worden. Was diesen Kämpfen ihre Besonderheit gibt, sind die technischen Mittel des Nahkampfes (Minen und Bomben mit Gasentwicklung u. dergl.), die hier so raffiniert wie nirgends sonst in diesem großen Kriege zur Anwendung kommen, die Schwindelmeldungen der Gegner, gegen die hier unsere Heeresleitung besonders zu kämpfen hat, und das „sonderbare Völkergemisch", wie unser Generalstab sagt, das aus allen Gegenden der Welt unseren Soldaten hier entgegengestellt wird. Mit berechtigter, schneidender Ironie sprach die deutsche Heeresleitung von „weißen und farbigen Engländern" in den Kämpfen bei Lille. Den Unterschied zwischen der weißen Herrenrasse und den beherrschten Farbigen, den Englands Kolonialpolitik vordem immer so stolz festhielt, hat England in diesem Kriege selbst vernichtet, zum Schaden der gesamten weißen Rasse in der Zukunft, vor allem aber zum Schaden für seine eigene Reichszukunft in Afrika und in Asien.

⌘ ⌘ ⌘

Man fragt sich in England angesichts der erstaunlichen offensiven Kraft, die die Deutschen mit Beginn des Frühlings überall entwickeln, ob es gut getan sei, die eigenen Kräfte des Landheeres zwischen Flandern und den Dardanellen zu zersplittern, so, wie es für einen Erfolg gegen Konstantinopel nötig ist. Denn, wie erwähnt, ohne Landungsarmee ist dieser überhaupt nach menschlichem Ermessen, wenn die Forts der Meerengen genügend Munition haben, ausgeschlossen, und trotz stärkster Lockungen wollten bisher weder Italiener noch Griechen, weder Rumänen noch gar Bulgaren ihre Soldaten als Kanonenfutter dem Dreiverbande zur Verfügung stellen. Blieb also nur die eigene Landmacht der Engländer und Franzosen. Diese hat denn auch, da man trotz jener Zweifel — die uns übrigens recht deutlich zeigen, wie England die Herrschaft über die Lage aus der Hand verloren hat — die Notwendigkeit stärkster Aktion

auf Konstantinopel einsieht und anerkennt, den Versuch erneuter Forcierung gemacht.

Von der Basis aus, die die Inseln Tenedos und Imbros und die dem Dardanellenausgang fast gegenüberliegenden sog. Kanincheninseln (deren wichtigste — natürlich! — einem englischen Untertanen gehört) darstellen, hat man versucht, an mehreren Stellen der Halbinsel Gallipoli von Westen und Süden her zu landen: an der Suvla-Bai, bei Kaba Tepe, bei Tekke Burun, bei Seddil Bahr und, auf der asiatischen Seite, bei Kum Kaleh. Vom 25. April und den folgenden Tagen wurden derartige Angriffe gemeldet. Sie sind sehr gründlich, fünf Wochen lang, vorbereitet worden und haben, wenn auch die Stellungen des Landungskorps hart an der Küste, bei Kaba Tepe und Seddil Bahr, gehalten werden konnten, doch zu nichts geführt. Die feindliche Flotte konnte währenddem in den Dardanellen fast nichts unternehmen, weil sie ja die Landungen und die gelandeten Truppen an der anderen Seite schützen mußte. Obwohl sie daher diese Landungsunternehmen mit fürchterlichstem Geschützfeuer unterstützte, haben die feindlichen Truppen — Australier und Neuseeländer waren darunter — nichts ausgerichtet. Sie scheiterten an der zähen Tapferkeit unserer osmanischen Bundesgenossen und auch an der unzureichenden Zahl von Kräften, mit denen der Angriff unternommen wurde. Die Landungsarmee war längst nicht so groß, wie man sie so gern den Balkanstaaten vortäuschen wollte; stärker als 40 000 Mann werden diese Detachements nicht gewesen sein. Die deutliche Absicht vollends, durch Angriffe und Demonstrationen gleichzeitig an verschiedenen Stellen die türkischen Streitkräfte zu zersplittern, wurde durch die Umsicht zunichte gemacht, mit welcher der Marschall von Liman-Pascha als Oberkommandierender der fünften türkischen Armee diese Verteidigung leitete. So erlitten die Verbündeten in diesen Angriffen vom 25. April und danach nur Fehlschläge. Vielleicht stellten sie überhaupt den letzten Versuch dar, da die türkische Armee ihre Widerstandsfähigkeit den Gegnern doch allzu deutlich bewiesen hat. Wir aber freuen uns, wie in diesem Kampfe Deutschlands, Österreichs, der Türkei, in Litauen, in den Karpathen, an den Dardanellen die Erfolge einander entsprachen!

⁂ ⁂ ⁂

So ist die strategische Lage zu Beginn des Frühlings für uns und unsere Verbündeten ausgezeichnet, ja an wichtigen Stellen glänzend geworden, und von Herzen mußten wir das unserem Heere und seiner Leitung danken, sowohl denen, die draußen die Kämpfe leiten und durchfechten, wie denen, die daheim alle die notwendige Arbeit leisten, damit das Heer in allem, Rekrutennachschub, Munition, Ausrüstung allerart, keinen Mangel leidet, sondern allezeit auf der Höhe bleibt. In Verbindung damit wird eine große zivilisatorische Arbeit in den Gebieten geleistet, die von uns okkupiert sind.

In Belgien wie in Polen ist ein großes Netz deutscher, militärisch bestimmter Zivilverwaltung dafür geschaffen. Sie steht, wie bekannt, im Westen unter einem eigenen Kaiserlichen Generalgouverneur, dem Freiherrn von Bissing, der in Brüssel seinen Sitz hat. Im Osten ist sie dem Oberbefehlshaber für den Osten, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, unterstellt, unter dem die Zivilverwaltung im besonderen von dem Landrat von Kries als Chef der Zivilverwaltung geleitet wird. Natürlich dient diese Okkupationsverwaltung hüben wie drüben in erster Linie unseren Bedürfnissen. Aber zugleich nimmt sie sich auch der Nöte der Bevölkerung sehr entschieden an, in der Nahrungsversorgung, im Sanitätswesen, in der Wiederinbetriebsetzung von Fabriken und Werkstätten, im Straßenbau usw. Mit Österreich-Ungarn ist in bezug auf Polen ein Abkommen getroffen, durch das eine Teilung zwischen den okkupierten Gebieten vorgenommen ist, so daß jeder der beiden Verbündeten innerhalb des ihm zugesprochenen Gebietes selbständig ist. Das österreichische reicht dabei nach Norden bis in die Linie Petrikau—Pilica und schließt sowohl das Kohlengebiet von Dombrowa-Bendzin wie das berühmte Kloster der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau in sich ein. Von der Wichtigkeit und Bedeutung aller dieser Arbeit hinter der Front hat man daheim nur selten eine wirkliche Vorstellung, und fast wie selbstverständlich nehmen wir es hin, daß durch eine musterhafte Organisation des Feldsanitätswesens die zahlreichen ansteckenden Krankheiten, mit denen unser Heer, namentlich im Osten, in Berührung kommt, unserer Heimat so fern gehalten werden. Da arbeiten militärische Organisation und wissenschaftliche Arbeit in segensreichster Weise zusammen.

⁂ ⁂ ⁂

Ununterbrochen ist die Tätigkeit unserer U-Boote im Gange geblieben, die fort und fort, bald hier, bald dort ein englisches Schiff zur Strecke bringen. Am 7. Mai aber gelang ihnen ein ganz besonderer Schlag, als ein deutsches U-Boot den berühmten Dampfer der englischen Cunard-Linie, die „Lusitania" zum Sinken brachte. Schon der materielle Verlust traf England aufs schwerste. Handelte es sich doch um einen Riesendampfer von 31 000 Tonnen, der 40 Millionen-Mark Baukosten gemacht hatte. Es war das Schwesterschiff der „Mauretania", und beide sind nach Plänen der englischen Admiralität und mit erheblicher Staatsbeihilfe erbaut worden. Denn sie sollten die gefährlichen „Windhunde der See" ausstechen, die Schnelldampfer der großen deutschen Linien, welche die englische Passagierdampfschiffahrt so sehr in den Schatten stellten. Eins davon liegt jetzt, an der Südküste von Irland vom deutschen Torpedo getroffen, mit einer Ladung von 12 Millionen Mark Wert, auf dem Grunde der Nordsee. So ist die Wut Englands über diesen Schlag außerordentlich und ja auch verständlich genug. Unser Recht, ihn zu führen, stand außer allem Zweifel. Die „Lusitania" trug Kriegskonterbande, vor allem amerikanische Munition, sie war ein Hilfskreuzer der englischen Kriegsflotte und, wie seit einiger Zeit die meisten englischen Handelsdampfer, mit Geschützen armiert und mit einigen Matrosen der Kriegsmarine bemannt. Unheimlicher noch als der Verlust wirkte aber die Art, wie er beigebracht wurde. Der deutsche Botschafter in Washington hatte am 1. Mai in einer Bekanntmachung, die als Annonce in die amerikanischen Zeitungen eingesetzt wurde, vor der Benutzung gerade dieses Schiffes gewarnt. Die englische Presse spottete über diese Art, offiziell gewissermaßen den Angriff anzukündigen, und verwies darauf, daß ja die mächtige britische Flotte den transatlantischen Verkehr sichere. Und in den englischen Gewässern selbst erscheint das deutsche U-Boot, wie eigens dahin auf den Posten gestellt. Binnen weniger Minuten versank das stolze Schiff! Gewiß haben wir Mitleid mit seinen Passagieren, die, als Personen betrachtet, unschuldig litten und ertranken. Aber es war mit ihnen so wie mit jemand, der sich in einen Schützengraben begibt: er weiß, was er wagt, und es ist seine Schuld, wenn er dabei zugrunde geht. Das deutsche U-Boot aber beweist der Welt, daß England die großen Handelsstraßen des Ozeans eben nicht mehr zu schützen vermag, und so ist uns die Torpedierung der „Lusitania" soviel wert wie eine gewonnene Schlacht.

England will sich, da es mit gleichen Waffen — hat jemand in diesem Kriege schon von einem englischen U-Boote Wesentliches gehört? — nicht dagegen kämpfen kann, dafür rächen, indem es U-Boots-Bemannungen, die in seine Hände fallen, nicht die Rechte der Kriegsgefangenen zugesteht, sondern sie wie Verbrecher behandeln will. Darauf hat Deutschland das einzig Richtige getan und eine entsprechende Anzahl englischer Offiziere, die in seiner Gefangenschaft sind, und zwar Söhne der vornehmsten englischen Familien, in entsprechende Haft übergeführt. Wahrhaftig ist es nicht Deutschlands Schuld, wenn der Krieg mit England auf diese Weise geführt wird. Wir brauchen und wollen darüber auch gar keine Worte mehr machen. Es kann uns heute nicht mehr darauf ankommen, die Neutralen in der Welt von unserem

tiefen sittlichen Rechte zu überzeugen, die sich nicht überzeugen lassen wollen. U-Boote und Marineluftschiffe, die auch wieder ihre Besuche an gefährlichen Stellen der englischen Küste im letzten Monat abgestattet haben, sind Waffen des Kriegs, wie das Geschütz und der Säbel. Und ein Fall, wie der Untergang der „Lusitania“, zeigt der Welt, daß Deutschland nicht mit sich spaßen läßt!

Er hat es zugleich auch den Vereinigten Staaten von Amerika gezeigt. Denn unter den Passagieren der „Lusitania“, die ihr Grab in den Wellen fanden, befanden sich zahlreiche Amerikaner. Trotz der Versuche der deutschfeindlichen Presse in Amerika, womöglich daraus einen Kriegsfall zu machen, sieht indes auch der gesunde Menschenverstand der Yankees ein, daß ihre Landsleute auf dem englischen Dampfer sich mutwillig in eine Gefahr begaben, vor der sie gewarnt waren und in der sie eben deshalb umkamen. Freilich verbessern sich dadurch die Beziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika auch nicht. Wir sind dem letzteren dankbar, daß seine Vertreter in Deutschland sich in aufopfernder Weise unserer Interessen gegenüber den Mächten, mit denen wir Krieg führen, annehmen. Wir verstehen es schließlich auch, daß der Präsident der Vereinigten Staaten nicht kurzerhand die Ausfuhr von Kriegsmaterial verbieten kann, obwohl diese den Krieg nur verlängert. Aber wir spüren doch in weiten Kreisen der Union, auch in amtlichen, eine Abneigung, ja, Deutschfeindlichkeit, die naturgemäß auf unser Volk, je länger der Krieg dauert, je mehr seiner Söhne durch amerikanische Patronen fallen, um so stärkeren Eindruck macht, als es sich mit Recht keiner Schuld daran bewußt ist.

Das mächtige deutsche Vorgehen war durch die immer drohender werdende Haltung Italiens zugleich überschattet. Eine Sorge war ja die Stellungnahme Italiens zum Krieg schon seit Monaten. Denn allgemach wurden die Kräfte stärker, vom Auslande her und im Inlande, die von Italien ein aktives Eingreifen in den Krieg auf seiten des Dreiverbandes forderten. Vom Auslande, d. h. von England, war das ohne weiteres verständlich. Ohne aktive Hilfe Italiens und der Balkanstaaten ist der Dardanellenangriff nicht zu Ende zu führen, geht der ganze Feldzug nach menschlichem Ermessen, so wie der Dreiverband ihn sich gedacht hat, verloren. Wie aber die Interessen Italiens dabei ihre Rechnung finden sollen, war nicht recht deutlich. Es verlangte Stücke österreichischen Gebiets, auf die es nach Sprache und Abstammung der Einwohner ein Recht zu haben glaubt, und in der Gier danach stieg die Welle der Volksstimmung, die eine bewaffnete Intervention forderte, von Woche zu Woche höher und höher. Es sind sehr trübe Fluten, die durch sie aufgerührt wurden. Ein zielloser, wilder Haß gegen Österreich machte diese Irredenta blind dagegen, wo wirklich die Interessen Italiens liegen; was hat das Trentino mit einem afrikanischen Kolonialreich oder mit Italiens Interessen in der Levante zu tun? Dabei aber machten zugleich Republikaner und Freimaurer ihre Geschäfte, die auf den Umsturz der bestehenden Verfassungsform, der Monarchie, abzielen und gegen die Kirche und den Vatikan gerichtet sind. Niemand spricht dem kraftvollen, jugendlichen Volke der Italiener das Recht ab, sich große und weite Ziele seines Imperialismus zu stecken, aber diese sind nicht zu finden in der wüsten Schreierei der Straße gegen Österreich und für den Erwerb von Trient und Triest.

Nun hat am 23. Mai Italien an Österreich wirklich den Krieg erklärt, und man muß sich die Reihe der einzelnen Daten mehrmals klar machen, um — auch dann noch nicht zu verstehen, warum Italien in den Krieg eintrat. Obwohl dieser Krieg für Deutschland und Österreich, wenn je ein Krieg ihrer Geschichte, ein Verteidigungskrieg war, hat Italien den Bündnisfall des Dreibundes, dem es seit dem 20. Mai 1882 angehörte, nicht für gegeben gehalten. Wir fanden uns darein, obwohl schon darin ein Bruch des Bundes durch Italien überhaupt lag. Aber Deutschland und Österreich fanden sich damit ab, daß es wohlwollend neutral bleiben wollte; das hat König Viktor Emanuel in einem Telegramm am 2. Mai auch ausdrücklich Kaiser Franz Joseph ausgesprochen. Es hat auch damals nichts im Vorgehen Österreichs gefunden, was nach seiner Ansicht dem Dreibundvertrage zuwider gewesen wäre. In diesem findet sich nämlich eine Bestimmung, daß sich Österreich und Italien gegenseitig darüber verständigen sollten, wenn eine der beiden Mächte sich gezwungen sähe, eine Veränderung des sogenannten status quo auf der Balkan-Halbinsel herbeizuführen. Eine solche war von Österreich von vornherein nicht beabsichtigt, da es gleich bei Beginn seines Vorgehens gegen Serbien klipp und klar versichert hatte, es strebe keine territorialen Erweiterungen in Serbien an. So schien eine Lage gegeben, die durch den Krieg hindurch hätte dauern können, und selbstverständlich hätte Italien beim Friedensschluß ein gewichtiges Wort mitgesprochen, auch auf Berücksichtigung seiner wesentlichen Interessen rechnen können, wenn durch den Krieg die Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel sich durchgreifend ändern würden. So etwa hat auch der Minister des Äußeren, der in den ersten Monaten des Krieges dies Amt bekleidete, San Giuliano, die Lage betrachtet. Am 16. Oktober 1914 ist er aber gestorben, und nun beginnen im Ministerium die Männer die Oberhand zu gewinnen, die bereits während des Krieges die Lage mit allerlei Geschäften für eine Erweiterung des italienischen Gebietes ausnutzen wollten, Salandra, der Minister-Präsident, und der neue Minister des Auswärtigen, Sonnino, der, wie auch sein Vorname Sidney zeigt, ein halber Engländer ist. Am 4. Dezember hielt Salandra in der italienischen Kammer eine Rede, die auch in dieser Chronik besprochen worden ist; auch sie ließ nach außen einen Willen zum Eintritt in den Krieg noch nicht erkennen. Dieser stand aber, wie wir heute bestimmt sagen können, damals schon den leitenden Männern durchaus fest. Und nun beginnt — inzwischen war Fürst Bülow mit der Vertretung des Deutschen Reiches in Rom beauftragt worden — ein diplomatischer Feldzug der italienischen Politik, der sich immer deutlicher als eine gemeine Erpresserei enthüllte. Denn anders kann man das Vorgehen der italienischen Minister nicht bezeichnen. Schon im Dezember erklärte Österreich sich bereit, in einen Meinungsaustausch über Ansprüche Italiens einzutreten, obwohl für diese ein Recht nicht konstruiert werden konnte. Denn der Artikel 7 des Dreibundvertrages, mit dem Italien dann glücklich seine Kriegserklärung zustande gebracht hat, war gar nicht verletzt. Wohl aber verletzte ihn Italien, als es Ende Dezember Valona in Albanien besetzte. Was es wünschte, trat im Januar zutage mit der Forderung, daß das italienische Trentino und die Stadt Triest von Österreich abgetreten werden sollte. Die österreichischen Staatsmänner verhandelten, obwohl diese Forderungen Lebensinteressen Österreichs berührten, weiter und machten große Zugeständnisse, von Deutschland darin bestärkt, da beiden Mächten daran lag, den Eintritt Italiens in den Krieg zu verhindern.

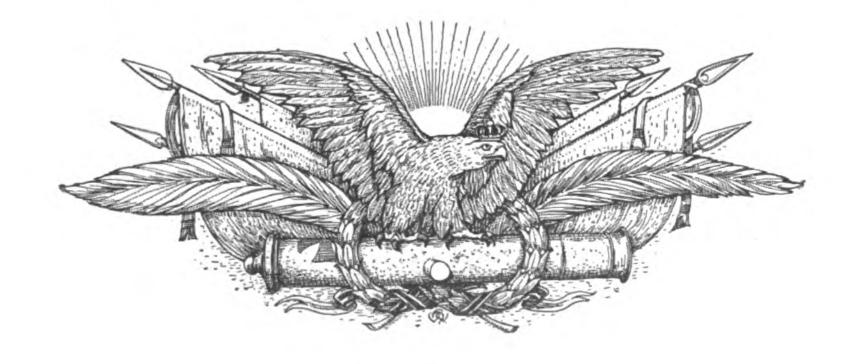
Von Anfang März bis Ende Mai hat sich darauf ein diplomatisches Spiel abgespielt, das auf der italienischen Seite immer unwürdiger gespielt wurde. Man merkte immer mehr, daß sich zum mindesten die verantwortlichen Staatsmänner gegenüber dem Dreiverband bereits gebunden hatten, und daß es ihnen nur darauf ankam, die Zeit für die vollständige Rüstung möglichst in die Länge zu ziehen. Dazu wurde von den nichtverantwortlichen Leitern der italienischen Politik die Straße, oder wie man in Italien sagt, die Piazza in einem Umfange mit zur Stimmungsmache herangezogen, der kaum übertroffen werden konnte. Zeitungen und Versammlungen sprachen sich dafür aus, daß der Krieg die Befreiung der „Irredenta Italia“, des unerlösten Italiens, bringen müsse (was Österreich zuzugestehen bereit war), und, von der bestochenen Presse geschürt, stieg

die Stimmung für den Krieg immer mehr und mehr. Schon bei der Feier am 5. Mai zu Ehren Garibaldis, glaubte man, würde die Entscheidung fallen. Da bot Österreich noch weitergehende Zugeständnisse an, die der deutsche Reichskanzler am 18. Mai im Reichstage öffentlich mitteilte und von denen wir heute sagen dürfen, daß sie über das hinausgingen, was Österreich und mit ihm Deutschland zugestehen durften. Denn es handelte sich dabei nicht nur um das Trentino, das für beide entbehrt werden kann, sondern um die Zukunft von Triest, an dem die Verbindung der beiden Zentralmächte Europas mit dem Mittelländischen Meere hängt. Als am 13. Mai unerwartet das italienische Kabinett zurücktrat, glaubte man, hoffen zu können, daß diese Zugeständnisse Eindruck gemacht hätten. Aber bald zeigte sich, daß der Rücktritt nur eine Farce war, um eine Mehrheit im Parlament sicherzustellen und um die an sich schon nicht sehr klare und entschiedene Friedenspolitik des früheren Ministers Giolitti lahmzulegen. Das ist auch in vollem Umfange gelungen. Beide Kammern gewährten der Regierung Kriegsvollmachten, obwohl der Krieg noch gar nicht erklärt war, und am 23. Mai ließ Italien eine Kriegserklärung in Wien überreichen, die so erbärmlich begründet ist, wie noch keine der Kriegserklärungen in diesem Weltkampfe. Italien hatte versucht, indem es immer nur auf Österreich abzielte, Deutschland aus dem Spiele zu lassen. Natürlich war das ein vergebliches Unterfangen. Im Augenblick der italienischen Kriegserklärung erklärte Deutschland, daß sein Vertreter in Rom seine Pässe zu fordern habe, und so sind die Beziehungen auch mit ihm abgebrochen. Die Erklärung des Kriegszustandes zwischen der Türkei und Italien ist jedoch noch nicht erfolgt.

So stand seit Ende Mai abermals ein neuer Gegner gegen Deutschland und Österreich auf. Daß Italien diesen Schritt tat, wurde bei uns und in Österreich mit Recht als Treubruch und Verrat empfunden. Selbst die englische Politik vor Beginn des Krieges reicht an diese italienische Handlungsweise nicht heran. Denn daß England unser Gegner war, haben wir seit Jahren gewußt. Aber Italien war seit Jahrzenten unser Bundesgenosse, in einem Verhältnis, das von den Hohenzollern und ihren Ministern immer besonders herzlich gepflegt worden ist. Wir können es nicht verstehen, daß König Viktor Emanuel genau an derselben Stelle, auf demselben Balkon sein Volk beim Kriegsbeginn gegen Deutschland begrüßte, auf der ihn Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen als kleinen Jungen auf dem Arm dem Volke gezeigt und geküßt hatte, so den Bund zwischen Deutschland und Italien verkündend. Und darüber hinaus zerbricht in vielen Deutschen bei diesem Schritte Italiens ein Stück ihres Lebens. Unendlich viele hingen an diesem Lande, dem die Sehnsucht der Nordländer seit Jahrhunderten galt, so manchem unserer größten Genien waren die Schwingen erst unter dem Himmel Italiens gewachsen. Und alles, was es heute in der Welt ist, dankt Italien den deutschen Waffen, der Staatskunst Bismarcks und der deutschen Wirtschaftskraft. Diese unendlich zahlreichen und festen Zusammenhänge werden von solcher Treulosigkeit im Nu zerrissen, und wir glauben, daß Schmerz und Groll darüber sich bei uns, vor allem in unseren gebildeten Kreisen, beinahe noch tiefer und dauernder festsetzen werden, als gegenüber England.

Jetzt aber geben wir uns diesen Gefühlen nicht hin. Wir unterschätzen den Gegner nicht, der mit frischen Kräften, mit über einer Million Soldaten sogleich in den Kampf eintritt. Aber wir fürchten ihn auch nicht, weder wenn er anrennt gegen die Befestigungen des Trentino oder am Isonzo, noch wenn er seine Soldaten als Trabanten Englands auf der Halbinsel Gallipoli oder in Frankreich mit fechten ließe. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei werden auch dieses Gegners Herr werden. Und nach dem Kriege wird sich zeigen, was Italien für seine Zukunft aufgab mit dem Bruch des Bundes, für den Bismarck und Crispi ihre beste Kraft eingesetzt hatten, und was es dafür eintauschte mit der Gunst Englands, dessen Knecht im Mittelmeer es rettungslos wird und von dem es die Fetzen bekommt, die England ihm zuzuwerfen für gut hält. Das Weltreich Italien, von dem die Italiener heute im Rausche träumen, wird niemals Wirklichkeit im Bunde mit England; das hätte nur geschaffen werden können g e g e n England, im Bunde mit den Zentralmächten, mit dem Deutschland, das Englands Seeherrschaft brechen will.

Wir fürchten diesen Gegner auch nicht, weil unzweifelhaft der Hinzutritt Italiens zu der uns feindlichen Koalition den Krieg in die Länge zieht. Wir sind auch auf einen längeren Krieg physisch und wirtschaftlich und militärisch durchaus gerüstet. Mancherlei Reden vom baldigen Frieden waren im April in unserem Volke umgegangen, Gerüchte und dergleichen mehr. Mit Entschiedenheit hat (25. April) ihnen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ein Ende gemacht, besonders insoweit diese Gerüchte England betrafen. Wir sind stark genug, weiter kämpfen zu können, bis die Möglichkeiten zum Frieden vorliegen. Denn wir sehen ja auch, daß die wirtschaftlichen Fragen der Ernährung und Versorgung ihre befriedigende Lösung finden, wenn alle Teile sich der Pflichten gegen die Gesamtheit bewußt bleiben. Vielmehr konnten wir aus dem Waffenlärm der Gegenwart unsere Augen einmal rückwärts richten an einem großen Gedenktag, der freilich fast spurlos an uns vorüberging, am 30. April, dem fünfhundertjährigen Gedenktag der Hohenzollernherrschaft in der Mark. Was Deutschland diesem Fürstenhaus, das allezeit nur seiner staatlichen Pflicht gelebt hat, dankt, das lehren die Bücher seiner Geschichte. Daß es aber nach einer Wirksamkeit eines halben Jahrtausends eine der lebendigsten Kräfte unseres Staatslebens ist, das spüren wir in diesem Kriege ganz besonders. Und denken dabei des lateinischen Spruches, der über dem Hohenzollernhause im Wandel der Jahrhunderte, in schweren und trüben Tagen, härteren selbst als wir sie heute erleben, schwebte und seine Zuversicht ausdrückt wie die unsere: per aspera ad astra!



Illustrierte Kriegs-Chronik

Zweiter Teil

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

30. Dezember: Fortschritte in den Argonnen. — Französische Angriffe westlich Sennheim brechen zusammen. Kampf um Steinbach. — Im Osten Fortschritte in Gegend Rawa. — Unglückliche Vorstöße der Russen in der Bukowina und in den Karpathen.

31. Dezember: Kriegsbeute in Polen seit dem 11. November: 136000 Gefangene, 100 Geschütze, 300 Maschinengewehre. In Deutschland befinden sich an Kriegsgefangenen 8138 Offiziere und 577875 Mann. — Französische Angriffe bei Flirey und Sennheim scheitern. — Südlich Tarnow machen die Österreicher und Ungarn 2000 Gefangene und erbeuten 6 Maschinengewehre.

1. Januar: Ein deutsches Unterseeboot vernichtet bei Plymouth das englische Linienschiff »Formidable«. — In den Argonnen das heiß umstrittene Bois Brûlé ganz genommen. Kampf um Steinbach. — Die Türken besetzen Ardahan.

2. Januar: Artilleriekämpfe auf der ganzen Westfront. — In Polen westlich der Weichsel Borzymow genommen. — Versuche der Russen, die österreichisch-ungarische Schlachtfront westlich und nordwestlich Gorlice zu durchbrechen, gescheitert.

3. Januar: Kämpfe bei Thann im Oberelsaß. Das Dorf Steinbach wird von den Franzosen genommen. — Die Österreicher und Ungarn fechten glücklich südlich Gorlice. In der Weihnachtszeit nahmen sie in Polen und Galizien den Russen 37 Offiziere und 12678 Mann ab. — Erfolge der Türken in Asserbeidschan.

5. Januar: Fortschritte bei Souain und in den Argonnen. — In Polen westlich der Weichsel Durchstoß bis zum Sucha-Abschnitt.

6. Januar: Angriffe der Franzosen bei Sennheim abgewiesen. Neue Beschießung von Soissons.

7. Januar: Deutsche Flieger über Dünkirchen. — Kämpfe östlich Reims und in den Vogesen. Französische Angriffe bei Sennheim abgewiesen. — Östlich der Rawka 2000 Russen und 7 Maschinengewehre erbeutet. — In den Ostbeskiden russischer Vorstoß gescheitert.

8. Januar: Angriffe nordöstlich Soissons sowie auf Perthes abgeschlagen. Bei einem Sturmangriff im Ostteil der Argonnen 1200 Franzosen gefangen genommen. — In Westgalizien nordöstlich Zakliczyn russischer Nachtangriff von den Oesterreichern abgewiesen.

9. Januar: Starke Verluste der Franzosen bei Soissons und Perthes. Fortschritte in den Argonnen. Gescheiterter Angriff der Franzosen auf Oberburnhaupt.

10. Januar: Artilleriekämpfe bei Nieuport-Ypern. Bei La Boisselle nordöstlich Albert ein französischer Angriff völlig gescheitert. Östlich Perthes erleiden die Franzosen schwere Verluste. — Die österreichisch-ungarischen Truppen weisen russische Angriffe an der unteren Nida ab. — Ein Geschwader von 16 deutschen Flugzeugen in der Nähe der Themsemündung. Starker Nebel vereitelt den Angriff. Heftige Fliegerbeschießung von Dünkirchen.

11. Januar: Französische Angriffe nördlich Crouy, östlich Perthes, sowie bei Ailly, südlich St. Mihiel, zusammengebrochen. Fortschritte in den Argonnen: seit dem 8. Januar allein im östlichen Teil des Waldes 1600 Franzosen gefangen. — Langsame Fortschritte westlich der Weichsel. Neue vergebliche Vorstöße der Russen an der Nida. Starke russische Verluste vor Przemysl.

12. Januar: Artilleriekampf bei Nieuport; die feindlichen Schützengräben bei dem Vorort Palingsburg werden geräumt. Angriffe bei La Bassée und La Boisselle abgewiesen. Niederlage der Franzosen östlich Cuffies und nördlich Crouy; 1700 Gefangene, 4 Geschütze, mehrere Maschinengewehre. — Russische Angriffe an der Nida abgeschlagen. — Die Türken besetzen Täbris.

13. Januar: Rücktritt des Grafen Berchtold; Graf Burian an seiner Statt Leiter der österreichisch-ungarischen Politik.

14. Januar: Nördlich Soissons griffen unsere Truppen erneut die Höhen von Vregny an; Graben auf Graben wurde im Sturm genommen.

15. Januar: Nördlich und nordöstlich Soissons ist das nördliche Aisne-Ufer von Franzosen endgültig gesäubert worden. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenem Angriff die Orte Cuffies, Crouy, Bucy-le-Long, Missy und die Gehöfte Vau rot und Verreris. Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soissons rund 5200 Gefangene, 14 Geschütze, 6 Maschinengewehre, mehrere Revolverkanonen; 4000—5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffelde gefunden.

Kaisers Kriegsgeburtstag.

Von Karl Hans Strobl.

Und Deutschland steht an diesem Tag in Waffen!
An seinen Grenzen brandet Flammenschein,
Granaten heulen und Schrapnells zerpaffen
Hoch über eingegrab'nen Schützenreihn.
Es geht um alles, was wir je geschaffen,
Um unsr'rer alten Heiligtümer Schrein,
Um unser Reich, um Ehre und um Sein.
An unserm Eigentum uns zu betrügen
Wälzt sich der Drache aus dem Wald der Lügen.

Den ganzen Schwall von Männern und von Rossen,
Der Heeresmassen angeschob'nen Trott,
Im Sturmwind von zerstörenden Geschossen,
Baschkir und Turko, Inder, Hottentott —
Der Gott, an den du innig dich geschlossen
Macht sie wie Pharaos großes Heer zu Spott,
In deines Schwertes Klinge funkelt Gott.
Unbeugsam ist dir Glaube und Vertrauen:
ER ist mit uns und wird sie niederhauen.

An diesem Tag! Du hießest Friedenskaiser!
Wie oft schon an der Kriegsentscheidung Rand
Hieltst du das Schwert zurück und wähltest weiser
Als kriegerischer Sinn und Unverstand.
Sie duckten sich und spannen nur noch leiser
Die Netze von Paris bis Samarkand,
Und schürten tückisch ungeheuren Brand.
Du dachtest, uns den Frieden zu verbürgen,
Sie aber sannen nur, uns zu erwürgen.

Und steh' bei dir in diesen Schicksalsstunden
Den greisen Herrscher, der mit dir vereint,
Sein Leben blutete aus vielen Wunden,
Ein Kaiser, der gelitten und geweint.
Der hohe Bund, in dem ihr euch gefunden
Ist wie ein Zeichen bess'rer Zeit vermeint,
Daß wieder einmal Gottes Sonne scheint.
Deutschland und Österreich! Zu Sieg und Ehren
Wird sich der Bund der Edelsten bewähren.

Nun bebt die Welt. Und du stehst da in Eisen,
Du Friedenskaiser, Panzer du und Schwert;
Sie zwangen deine Güte, zu erweisen,
Wie leuchtend Balmung aus der Scheide fährt.
Sie lachten über deine Friedensreisen:
Nun bist du da, wohin du nie begehrt,
Und Frankreichs mürbe Scholle stampft dein Pferd.
Du stößt den Stahl in unsres Feindes Erde,
Daß zwischen uns und ihm er Grenzpfahl werde.

So reite uns voran im Sturm der Zeiten.
Um deine Waffen fliegt ein heller Glanz,
Sechs Söhne reiten mit, um mitzustreiten
Mit allen andern Söhnen deutschen Lands,
Viel Hunderttausende, sie reiten, reiten . . .
Und schon bereitet sich im Waffentanz
Das hohe Lied: „Heil dir im Siegerkranz“,
Das wird sich wie ein Adler einst erheben
Und soll dich heute schon als Gruß umschweben.

Unseres Kaisers Weihnachten im Felde.

Von Geh. Konsistorialrat D. G. Goens, Feldprediger des Großen Hauptquartiers.

Wir hatten alle einige Sorge, am heiligen Abend möchte uns, die wir dem äußeren Feinde tapfer widerstehen, ein innerer Feind, das Heimweh, überwinden. Aber es wurde anders. Wir haben ein schönes Weihnachtsfest gefeiert, uns unvergeßlich, solange wir leben; schön war es in seiner Loslösung von aller weltlichen Vielgeschäftigkeit, ganz auf sich selbst gestellt, in seiner schlichten Einfalt.

Kaum hatte sich der heilige Abend herniedergesenkt, da zogen sie hinaus, die schöne Straße, in dunklen Kolonnen, oder in feldgrauen Kraftwagen: Alles was das Leben unseres Kaisers schützt, berät oder ihm dient; 900 Menschen! Unsere gewaltige Halle, in der wir zurzeit die Feldkirche eingerichtet haben und die eine große Zahl von Personen faßt, war durch die Kunst und die Liebe eines der Generaladjutanten in eine Weihnachtskirche verwandelt. Alle Wände und die ganze, lange, hohe Decke waren mit Tannenreisern verkleidet; rechts und links von einem Laufgange aus Bohlen reihten sich, ausgerichtet, wie eine Front kerzengerader Grenadiere, die Tannenbäume mit ihren Tausenden von Lichtern und bildeten gleichsam Spalier bis zu den elektrisch erleuchteten Riesenbäumen, die rechts und links unseren Feldaltar flankierten. Unter den Bäumen lange, lange weißgedeckte Tische, und für jeden Mann ein Platz mit Namen und auf jedem Platz ein Teller mit Pfefferkuchen und rotwangigen Äpfeln — und für alle, vom ältesten General bis zum jüngsten Kraftwagenführer, dieselben Geschenke: ein schönes Bild von unserem obersten Kriegsherrn und eine Holzpfeife mit Lederbeutel und Tabak! Das Bild soll in mein bestes Zimmer kommen — und die Pfeife wird der alte Krieger rauchen, auch dann noch, wenn er einmal im Juchtensessel zahnlos in der Ofenecke sitzt! — —

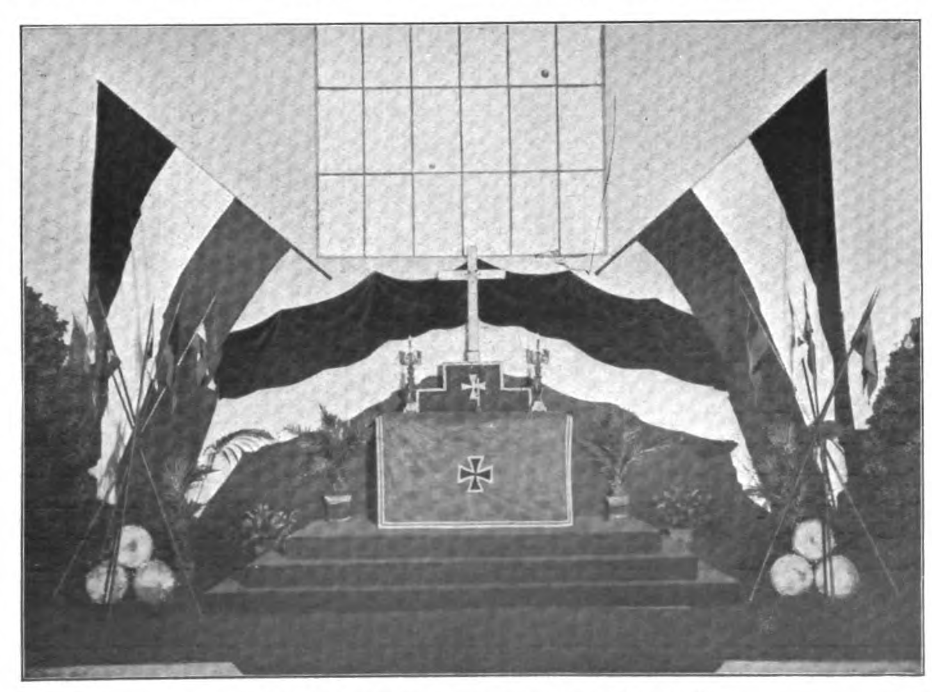
Doch ich vergesse mich, ich will die Weihnachtsfeier beschreiben. Im Augenblick, wo der Kaiser den Raum betritt, verstummt das Gesumme der Stimmen, die Männer werden zu Säulen, bis Gruß und Gegengruß die Glieder wiederum löst. Weihnachtslieder werden gesungen unter reichen Harmoniumklängen und begleitet von dem schmetternden, hellen Tone der Musiker unserer Stabswache — alles gerade wie daheim: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" und „Stille Nacht, heilige Nacht" — und die Töne dringen durch das Tannengezweig und schaukeln sich auf den Nebelwolken draußen und hallen wider in den Hügeln und Tälern und steigen empor zu Gottes Himmel. Dann das liebe, alte Weihnachtsevangelium und eine Ansprache. Wir haben aller derer gedacht, die wir lieben, an Vater und Mutter, an Weib und Kind, und keiner ist keinem etwas schuldig geblieben. Aber wir haben auch des Christkindes gedacht — des Friedenskindes, des Königskindes und des Heldenkindes, und endlich haben wir rauhen Krieger uns alle zu den rauhen Hirten gesellt und sind hinter ihnen niedergekniet, um aus der Hand des Weltheilandes die Fahne: Kraft und Sieg für den Weltkrieg zu erflehen. Dann dankte der Kommandant des Hauptquartiers dem Kaiser mit tief bewegenden Worten für sein Erscheinen zu dieser bedeutsamen Stunde, und endlich nahm der oberste Kriegsherr selbst das Wort — ein Wort, das uns allen durch Mark und Bein ging: „Ich bin durch meine Feinde zu diesem Kriege gezwungen worden, und nicht eher legen wir die Waffen beiseite, bis wir den Gegner auf die Knie gezwungen haben!" —

Wir zogen zurück durch die stille Nacht, jeder mit seinen Gedanken im Herzen — an die Lieben daheim, an unsere Aufgabe hier und an den Sieg dereinst! — Am andern Morgen, als es kaum Tag wurde, ratterte bereits das Auto tatendurstig vor meiner Tür. Mein treuer Weiß saß, bis an die Augen eingehüllt, neben dem Begleitmann mit der Wegekarte, hinter dem Steuerrade. Es galt eine weite Reise zu tun, durch einen großen Teil Nordfrankreichs; und der Motor gab, was er hatte. Wie ein Toller sauste der Wagen dahin über die schön gepflegten Wege, bestanden von Bäumen im Schmuck des Rauhreifes. Bald ging es durch Orte, die den ganzen Schrecken des Krieges erfahren hatten und deren verkohlte Dachbalken zum Himmel starrten, bald vorbei an den Kriegslazaretten mit den Rote Kreuz-Fahnen, die uns die Nähe der kämpfenden Truppen ahnen ließen, bald durch Wälder, in denen wir die Krähen aufscheuchten, die sich an einem verborgen liegenden Pferdekadaver gütlich taten, — bald aber auch durch Dörfer und Städte, in denen der deutsche Soldat in guter Beziehung zu den Einwohnern sein Weihnachtsfest auf kriegsmäßige Art beging. Oft wurden wir angehalten durch die braven Landsturmmänner, die vor tannengeschmückten Schilderhäusern am Wege standen. Und da half uns nicht, daß wir sagten, wer wir wären, da half uns nicht die königliche Krone an unserem Wagenschlag, da half nur eins: der Paß mit seiner Unterschrift und seinem Siegel! Sobald er aber den gesehen, wandert der bärtige Mann, eingewickelt bis über die Ohren in den Weihnachtsschal von seiner Herzallerliebsten daheim, mit unnachahmlicher Würde auf seinen Posten zurück, und sein bisher im Anschlage stehender Kamerad nimmt sein Gewehr auf die Schulter.

Nach fast vierstündiger Fahrt sind wir zur Stelle. In der Mitte der Stadt erhebt sich stolz die alte Stiftskirche, des Namens einer Kathedrale würdig, und um die Kirche drängen sich schon unsere Leute, die die Eingänge suchen. Nicht Fremde sind es mir — mein liebes, altes Gardekorps! Zuletzt hatten wir uns gesehen Mitte August, in den schweren Tagen an der Marne — wo wir gestritten, gesiegt, gelitten und miteinander unser Leben zu wage gesetzt hatten, und nun wollten wir hier miteinander Weihnachten feiern — und das mit dem ersten Offizier der Garde, unserem Kaiser!

Kaum daß ich mich innerlich und äußerlich für die Ausübung meines Amtes gerüstet hatte, da ertönt draußen der Präsentiermarsch, und der Kaiser betritt das hochgewölbte herrliche Gotteshaus. Ein ganz ergreifender Anblick: Um ihn her 3000 bis 4000 seiner treuesten Soldaten, die eben erst aus der Feuerlinie zurückgezogen waren, während die übrigen Kameraden des Korps mit ihren Gewehren in den Schützengräben und mit den Feuerschlünden auf den Anhöhen das Leben ihres Königs decken, daß ihm kein Leids geschieht, während er betet. Mit einer gewissen Beklemmung des Herzens stieg ich die Stufen des goldstrotzenden Hochaltars hinan. Wenn ich mir je der Unzulänglichkeit meiner Kraft bewußt war, dann jetzt. Nur mit dem Geiste eines Apostels und mit der Stimme eines Riesen konnte hier gegeben werden, was der Augenblick erheischte; — zwar war der Text groß (Röm. 8, 31—32) und der Wille gut, aber das Fleisch viel zu schwach.

Ich stellte Vergleiche an zwischen dem Weihnachtsfeste 800, wo Karl der Große in Sankt Peters Dom, umgeben von seinen fränkischen Kriegern die Kaiserkrone annahm — und dem Weihnachtsfeste von heute, wo wir auf altem fränkischen Herrschafts-



Der Altar beim Weihnachts-Feldgottesdienst des Kaisers.

gebiete mit unserem Kaiser in einem Weltkriege um die Erhaltung dieser Krone kämpfen. Welche Zeit ist die größere und folgenreichere, die damalige oder die heutige? — Gott weiß es!

Wir sangen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht," und dann auf besonderen Wunsch des Kaisers: „Mit unsrer Macht ist nichts getan" und bei den Worten: „Er heißt Jesus Christ" war es ein Brausen, als ob die Meerflut gegen Felsen schäumt!

Mittags bei der Tafel bin ich, so glaube ich, ein einsilbiger Tischnachbar gewesen, obwohl ich unter lauter guten Freunden saß — mein Herz war noch zu voll und mein Geist abwesend. Aber am Abend, als uns der Kaiser alle in seine „Herberge" geladen hatte, da hatte auch ich nach einigen stillen Stunden an dem flackernden Kaminfeuer eines französischen Patrizierhauses mich wieder gefunden — und durfte einen schönen hoffnung- und freudedurchwehten Abend mit erleben. Auch Prinz Eitel-Friedrich war gegenwärtig, und der König von Bayern mit den Seinen erschien zu einem freundnachbarlichen Besuch bei seinem hohen Vetter, er hatte es nicht so weit wie sonst von München nach Berlin! Und jeder teilte aus — Gaben für das Fest aus dem reichen Schatze des Erlebten. Unserem Kaiser aber stand vor allen anderen die helle Weihnachtsfreude auf der Stirn geschrieben. Er glaubt an die Hilfe seines Gottes, an die Kraft seiner Heere, an die Zukunft des Deutschen Reiches und weiß sich getragen von der Liebe seines Volkes — und wer sollte da nicht fröhlich sein, trotz aller schweren Opfer, die der Kampf um unser Sein oder Nichtsein von uns erheischt? —

Am anderen Morgen war der Sonnenschein durch das Gewölk gebrochen und ergoß sein Licht über alle Hügel und Täler; leise lösten sich die Tropfen von dem Geäst und fielen zur Erde. Waren es Tränen der Trauer über Frankreichs Leid, waren es Tränen der Freude über das uns wiedergeschenkte Licht der Welt — ich weiß es nicht und hatte keine Zeit zu fragen. Wie im Sturmwind trug mich mein Auto von Stadt zu Stadt, wo ich konnte, grüßte ich meine Amtsbrüder — prächtige, wettergebräunte und in ihrer neuen violettbesetzten Feldkleidung schmucke Männer, die auf der ganzen Linie soweit möglich den Kämpfenden vorn und den Wachenden hinter der Front ihre Weihnachtspredigt gehalten haben — gewiß ein schönes Amt — aber in diesem Jahre hatte ich doch mehr erlebt als sie alle — ja mehr als alle Brüder in der ganzen Welt: Ich durfte sehen, wie der deutsche Kaiser Weihnachten feierte. Und das war schön!

Der Kaiser und das Heer. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne.

Beim Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., sagte ein längst verstorbener kommandierender General, sei es wie ein Schlag durch die ganze Armee gegangen „Stillgestanden". In der Tat begann eine Zeit größter Anspannung und schärfster Friedensarbeit, durchgeistigt von einer geradezu rührenden Liebe des Herrschers zu seinem Heer. Ersterer führte gern die Aussprüche seiner großen Ahnen im Munde, deren einer die Armee einen rocher de bronze genannt hatte, und die Worte Friedrichs des Großen nach einem seiner Siege im Siebenjährigen Krieg: „Der Erdball ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf dieser Armee." Seinen Gefühlen gab Kaiser Wilhelm in einem Erlaß an sein Heer wärmsten Ausdruck. Hervorzuheben sind die Worte: „So sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unaufhörlich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Frieden oder Sturm sein." Gepaart mit tiefer Religiosität, gewann sein Vertrauen fast den Charakter glaubensvoller Innigkeit. Ein feiner Kenner europäischer Armeeverhältnisse schrieb 1909 vom deutschen Heere: Es befindet sich zurzeit in einem Training, das den Kulminationspunkt der kriegsmäßigen Anspannung bedeutet, einer derartigen Anspannung, daß auch nur ein Aufrechterhalten dieses Zustandes über Jahrzehnte hinaus einfach undenkbar wäre." Wie ein erfahrener Trainer sein edles Roß für den einzelnen großen Tag des Hauptrennens stählt und vorbereitet, so hat der Kaiser das deutsche Heer für die große Entscheidung des Weltkrieges, den er kommen sah, nach jeder Richtung hin kampfes- und siegesfähig gemacht. Diese Errungenschaften sind natürlich nur allmählich herangereift. Um ihre stetige Entwicklung beobachten zu können, müßten wir die einzelnen Regierungsjahre des Kaisers durchgehen. Um aber einen Überblick zu gewinnen, reicht es aus, die einzelnen großen Gebiete der Organisation, der Bewaffnung und Ausrüstung, der Rechtspflege, der Taktik und feldmäßigen Erziehung, der Führung und wissenschaftlichen Ausbildung und endlich das Verhältnis des Kaisers zu seinen Offizieren zu überdenken, um zu verstehen, welche Riesenarbeit, aber auch welche Riesenerfolge die nunmehr 26jährige Regierungszeit unseres Kaisers in sich birgt. Als erste große hervorstechende Tat ist zu nennen die Erhaltung der allgemeinen Wehrpflicht für das deutsche Volk.

Unser oberster Kriegsherr.

Mit der schnell wachsenden Bevölkerung Deutschlands nach 1871 hatte die Vermehrung der Armee nicht gleichen Schritt gehalten. Die Reichsverfassung sah vor, daß ein Prozent der Bevölkerung aktiven Waffendienst im Frieden tun sollte. Dieser Satz sank allmählich um ein volles Viertel. Viele Tausende kraftvoller, felddiensttüchtiger Männer mußten der Ersatzreserve oder dem Landsturm ohne Waffe zugeführt werden. Die Ungerechtigkeit, die dem Fernbleiben dieser Klassen anhaftet, den Reservisten und Landwehrmännern gegenüber, die ihre volle Zeit dienen mußten, lag auf der Hand. Als ernsteres Bedenken trat hinzu, daß die dienstfrei gebliebenen Leute der großen Volkserziehungsanstalt der Armee entzogen wurden, somit der gewaltigen Einflüsse verlustig gingen, die ein mehrjähriger straffer militärischer Dienst mit sich bringt. Der große Geschichtsschreiber Treitschke nennt das Heer „die organisierte physische Kraft der Nation", — diese zu vermindern, abzuschwächen, ist ein nationales Verbrechen. Den angedeuteten Mißständen trat der Kaiser kraftvoll entgegen, einmal durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, wobei die Kavallerie und reitende Artillerie ausgenommen wurde, sodann durch eine auf mehrere Zeitabschnitte verteilte Vermehrung der Truppenteile und ihrer Rahmen (cadres).

Die zweijährige Dienstzeit war Jahrzehnte hindurch ein Streitpunkt militärischer Denker gewesen. Kaiser Wilhelm I. war ihr nicht hold gewesen. Eine gewandte schriftstellerische Befürwortung durch den damaligen Hauptmann jetzigen Generalfeldmarschall von der Goltz hatte eine herbe Abweisung erfahren. Auch unser jetziger Kaiser mag ihr zunächst nicht geneigt gewesen sein. Wenn er ihr trotzdem zustimmte, so bewies er damit eine große Herrschertugend, nämlich die Fähigkeit, sachliche Erwägungen über persönliche Gefühlsregungen zu stellen. Hier mögen gleich zwei Gelegen-

heiten erwähnt werden, bei denen der Kaiser die gleiche Selbstüberwindung bewies, nämlich einmal, als die Öffentlichkeit bei den Verhandlungen der Militärgerichte eingeführt werden sollte, sodann bei dem Übergang zur feldgrauen Uniform, die das Grab alles kriegerischen Glanzes und aller historischen Erinnerung war, soweit sie durch den bisherigen „Königsrock" versinnbildlicht waren.

Im Jahre 1890 war es durch eine geringe Heeresvermehrung (Dispositionsurlauber usw.) möglich geworden, den jährlichen Rekrutensatz von 154 000 auf 172 400 Mann zu erhöhen. Wir geben diese Zahlen nur, um auf ihre bescheidene Höhe aufmerksam und einen Vergleich mit den später geltenden möglich zu machen. Der jährliche Überschuß an unbedingt brauchbaren Mannschaften betrug damals schon 44 000 Mann. Um ihre Einstellung zu ermöglichen, war die zweijährige Dienstzeit erforderlich. Wie sparsam und fürsorglich der Übergang zu dieser gestaltet wurde, kann nicht die Aufgabe dieser schlichten Zeilen sein. Die genauen Daten bis zum Abschluß der großen Heeresvermehrung im Jahre 1913 finden sich in Ottomar Freiherr v. d. Osten-Sacken „Kaiser Wilhelm II. und sein Heer, 1888—1913" — Berlin 1913, Mittler & Sohn. Um nur ein Beispiel anzuführen, begnügte man sich bei der Schaffung von Infanterietruppenteilen mit Halbbataillonen (173), die den bestehenden Infanterieregimentern angeschlossen wurden, nur um nicht die Kadres und Stäbe erhöhen zu müssen. Der Reichstag lehnte die ganze Vorlage 1892 zwar ab. Nach seiner Auflösung erhielt aber die allerdings etwas beschnittene Vorlage durch den neugewählten Reichstag am 1. Oktober 1893 Gesetzeskraft. Die Heeresstärke betrug nunmehr 538 Bataillone, 173 Halbbataillone, 465 Eskadrons, 494 Feldbatterien. Die jährliche Rekrutenzahl wuchs hiermit auf 230 000 Mann an. Im Jahre 1895 wurde die Luftschiffer-Abteilung ein selbständiger Truppenteil; 1896 wurden die unzweckmäßigen Halbbataillone zu je zwei in ein Vollbataillon zusammengezogen und zur Bildung von 42 neuen Regimentern verwandt. Zwingende Gründe, vornehmlich die unausgesetzt fortschreitenden Rüstungen der feindlich gesinnten Nachbarstaaten zwangen Deutschland bei der Jahrhundertwende die Friedenspräsenzstärke der Armee bis 1904 auf 625 Bataillone, 482 Eskadrons, 574 Feldbatterien, 38 Fußartillerie-, 26 Pionier-, 11 Verkehrs-, 23 Trainbataillone usw., in Summa 495 500 Mann, hinaufzusetzen. Zugleich ist bemerkenswert die erste, schüchterne Einführung der Maschinengewehre, für die der Kaiser von vornherein die größte Aufmerksamkeit zeigte, die Heeresgliederung muß hier übergangen werden, ebenso die schrittweise Weiterentwicklung der Heeresverstärkung 1904/05, 1909 und 1912/13, die sich in gewaltiger Vermehrung der Fußartillerie (schwere Artillerie des Feldheeres), der Verkehrs- und Telegraphen- und Radfahrertruppen, der Maschinengewehrkompagnien usw. besonders deutlich machte. Am 1. Dezember 1910 betrug die Einwohnerzahl Deutschlands 65 Millionen. Seit 1871 war sie um mehr wie ein Drittel gewachsen. Die gesamte Kriegsstärke betrug aber 1914 5 Millionen Streiter, ohne die 2 Millionen Kriegsfreiwilligen zu rechnen, d. i. etwa 7 Prozent der Bevölkerung und kam verhältnismäßig der des Jahres 1813 gleich, wo Preußen den 16. Mann, also etwa 6,5 Prozent zum Waffendienst stellte. Man kann also Deutschland nach der nunmehr wieder eingetretenen vollen Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht von neuem das „Volk in Waffen" nennen. Daß es das geworden ist, hat es seinem Kaiser zu verdanken. Dieser ist keineswegs nur ein Verehrer der Zahl. Er weiß, daß nicht diese allein, sondern die Ausbildung, die Bewaffnung und der lebendige Geist die Tüchtigkeit einer Armee ausmachen. In diesem Sinne hat er eine wahre Titanenarbeit vollbracht. Bei der Infanterie hat er die Ausbildung im Schießdienst so gefördert, daß das deutsche Fußvolk als das am besten schießende in ganz Europa angesehen werden kann. Was sein Präzisionsschießen gerade im jetzigen Stellungskriege wert ist, weiß jeder Kenner der jetzigen kriegerischen Verhältnisse. Die Einführung des vortrefflichen Modells 98 und der S-Geschosse gab dazu der Infanterie eine Waffe in die Hand, die von keinem andern Gewehr übertroffen wurde. Ein handliches Seitengewehr ist für den Nahkampf in hohem Grade geeignet, und hier gebührt dem Kaiser noch der besondere Dank dafür, daß er fest blieb in der Beibehaltung des Gewehrfechtens, so sehr auch Theoretiker das Seitengewehr ihm als entbehrlich geschildert hatten. Schwerer wogen aber noch die Umwälzungen auf dem Gebiet der Taktik. Die achtzehn Jahre nach dem Kriege von 1871 hatten ein Verweilen bei den alten Formen gebracht, die Kaiser Wilhelm I. durch die erstrittenen Erfolge als geheiligt und gewissermaßen unantastbar angesehen wissen wollte. Die ältere Generation wird sich z. B. erinnern, welchen Schwierigkeiten die Einführung der flügelweisen Aufstellung der Brigade begegnete. Mit vorsichtiger Hand führte der junge Kaiser allmählich die Formen und die Fechtweise ein, die die moderne Waffenwirkung gebieterisch erheischt. Der Weg war von Irrtümern nicht frei. So hat z. B. der Burenkrieg die Gemüter zeitweilig verwirrt, aber die klare Erkenntnis des Notwendigen rang sich immer wieder durch, und in dem Reglement von 1906/09 machte der Kaiser seiner Infanterie ein Geschenk, wie es wertvoller nicht gedacht werden kann. Der Abschnitt vom „Gefecht" enthält wahrhaft goldene Worte, die die fremden Armeen für ihre Vorschriften eiligst entlehnten. Ein Eingehen auf diese verbietet sich. Hervorgehoben sei aber doch, daß als alleinige Kampfform für die Infanterie der Schützenschwarm bezeichnet wurde, verbunden mit der Anforderung zu stürmischer und dauernder Offensive und rückhaltloser Ausnutzung des erstrittenen Erfolges — die Erziehung der Mannschaft zu selbständigen Einzelkämpfen unter Beseitigung jeden Formelkrames. Das Reglement schließt den Abschnitt über das Gefecht mit den Worten: „Die Ausbildung der Infanterie ist dann nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem abzustreifen hat, was sie im Frieden erlernte." Daß das Reglement ganz besonders die Verwendung der Maschinengewehre — dieser furchtbaren Waffe unserer Tage — betont und regelte, zeugt von der Voraussicht des Gesetzgebers. Der Kavallerie hat der Kaiser die gleiche organisatorische Fürsorge gewidmet. Er hat die „Einheitskavallerie" geschaffen insofern, als alle Waffengattungen gleichmäßig ausgerüstet, bewaffnet, ausgebildet werden. Nur die Uniform macht einen äußerlichen Unterschied. Das Dutzend neugeschaffener Jägerregimenter zu Pferde hat sich in den großen Rahmen hineingepaßt. Der Kaiser hat aus ureigenstem Antrieb der Kavallerie den praktischen Armeesattel gegeben, der den ungefügen (20 Pfund schweren) deutschen Sattel der Kürassiere und den Bocksattel, der im Grunde nur ein aus Ungarn überkommener Packsattel war, für die übrigen Regimenter verdrängte — weiterhin die Bewaffnung mit der Stahlrohrlanze, dieser wundervollen Attackenwaffe, die sich im jetzigen Weltkrieg bereits viel häufiger bewährt hat, als die dürftigen Nachrichten vermuten lassen und endlich den Karabiner, der dem Infanteriegewehr Modell 98 kaum etwas nachgibt. Ebenso wichtig aber ist des Kaisers Tätigkeit auf dem Gebiet der Taktik und der Verwendung der Kavallerie. Die Felddienstordnung ist für diese ein ebenso wichtiges Gesetzbuch geworden wie das Reglement von 1909.

In bezug auf die Artillerie ist neben der Einführung hervorragender Geschützmodelle für die Feldartillerie der Metallpatrone, der Beobachtungstürme usw. eine große, geradezu geschichtlich bedeutungsvolle Neuerung anzuführen — nämlich die Schaffung der schweren Artillerie des Feldheeres. Sie ist ein geistiges Lieblingskind des Kaisers gewesen und ihm fast ausschließlich zu danken. Was unserem hart kämpfenden Heere die 15 cm-Haubitzen in den Riesenschlachten dieses Krieges gewesen sind, das wird die spätere Geschichtsschreibung nur mit aufrichtigem Staunen berichten können. Wenn auch über die Organisation usw. zurzeit noch Stillschweigen beobachtet werden muß, so darf doch gesagt werden, daß die Zuteilung dieser kostbaren Geschütze an die einzelnen Armeekorps eine erfreulich reichliche hat sein können. Was der Kaiser Neues erschuf auf den Gebieten der Militärverwaltung, der Feldzeugmeisterei, der technischen Institute, des Remontierungswesens, der Infanterieschulen, der militärischen Strafanstalten, der Truppenübungsplätze, des Militärgerichts- und Sanitäts- und Veterinärwesens, der Festungen, der Landesverteidigung, des Ingenieurkorps und der Pioniere, der Telephon- und Verkehrstruppen, der Luftschiffer und Flieger — das alles können wir nur durch Anführung dieser Überschriften andeuten. Jede derselben würde zu richtiger Wertschätzung einer besonderen Abhandlung bedürfen.

Wir können eine Seite im Gemütsleben des Kaisers nicht unerwähnt lassen, die wunderbar harmonisch anklingt — das Verhältnis zu seinen Offizieren! Sie sind seine Kameraden, zum Teil seine Freunde. Nirgends fühlt er sich so wohl als in ihrer Mitte — in und außer Dienst. Hervorragende Leistungen in Krieg und Frieden liebt er in überströmender Dankbarkeit glänzend zu belohnen. Nach gelungenen Besichtigungen und Manövern, beim einfachen Glase Wein sieht man ihn eine übermütige Lustigkeit überkommen, wie seinen Ahn Friedrich Wilhelm I., der im Tabakskollegium zu Potsdam seinen Kriegskameraden von Pannewitz bei dessen Geburtstag zu umfassen und mit ihm um den Tisch zu tanzen pflegte unter dem dröhnenden Lachen der Grumbkows, Leckendorff, Pöllnitz, des Dessauers u. a. Mit dieser gesellschaftlichen Wärme geht aber Hand in Hand eine tiefe Fürsorge für die Lebensinteressen des Offiziersstandes. Manch einer, der Not litt, konnte diese unter dem stillen Beistand seines Kaisers abstreifen. Trotz aller seiner glänzenden Eigenschaften hat Kaiser Wilhelm viele Widersacher, viele Verleumder gefunden. Unsere jetzigen Feinde überbieten sich darin in Gemeinheit. Der Kaiser tröstet sich dagegen mit den klassischen Gedanken, die Friedrich der Große — gleichfalls schwer getroffen — seinerzeit seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Ansbach-Bayreuth, in einem schwungvollen Gedicht zusandte. — Im deutschen Volke aber herrscht die gläubige Zuversicht, daß unser Kaiser im neuen Lebensjahre geradeso über seine Feinde triumphieren wird, wie damals der Große König über seine Widersacher.



Kaiser Wilhelm II.

Zeichnung fürs Daheim von Willi Scheuermann.



Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

I. Wenn die Kugeln pfeifen.

Auf dem Truppenübungsplatz Bitsch, wo ich — trotz meiner 42 ungedienten Jahre — kriegsfreiwillig das Schießen und Schanzen lernte, hörte ich's zum ersten Mal. In langer Kompagniefront lagen wir bei nebelnasser Tagfrühe, längelang auf den Bauch gestreckt, im dicken Wiesengras und schossen „scharf" auf gemalte Französchen, die 800 Meter fern postiert waren. Gewehr im Anschlag. „Ruhig zielen, Kerls, gestrichen Korn, langsam Finger krümmen, nicht durchreißen . . ." Vor der langen Zeile der starren schwarzblanken Flintenläufe, dicht über den Boden hin, tanzten Schwärme von Schwalben lustig durcheinander, tolle ausgelassene Tänze, immer kreuz und quer vor den Mündungen. Wie übermütig das lachte und neckte und zwitscherte: pjiu! pjiu! pjiu! O weh, dacht' ich, das wird eine böse Geschichte mit euch. Ahnungslose Spaßvögel ihr! Und dann: „Feuer!" Aber wie? Was war das? Waren aus 100 Tanzschwälbchen plötzlich 1000 geworden? Denn tausendfältig durch all das Geknall und Geknatter pfiff und neckte und jauchzte es schwirrend durch die Morgenluft: pjiu! pjiu! pjiu!, immer toller, immer ausgelassener, ein großmächtiger wirbelnder Schwalbenchor. Pjiu! Pjiu! . . . wie lustig das war, o frischer fröhlicher Krieg auf grüner Heide. — — Zwei Stunden später wimmelte das Barackenlager wie ein Ameisenhaufen. Gerenn und Gestürz und aufgeregtes Rufen, Kommandieren, flackernde Augen und fieberglühende Gesichter. Ein Telegramm war gekommen: „Sofort 300 Freiwillige an die Front!" Tausend wollten mit, dreihundert durften's nur. Die Beneideten, die Begnadeten! Wie sie strahlten. Es war zu sehen, wie plötzlich ihre Leiber um Haupteslänge wuchsen. Und ich war dabei. Vier Tage und Nächte rollte unser Zug durch Luxemburg und Belgien nach Frankreich hinein. Besonders die letzte Nacht ist mir unvergeßlich. Sie war noch sommerlich lau und im Nebel dämmernd silbern. Der Güterwagen, in dem wir auf rohen Bänken saßen, weit geöffnet; ganz langsam wurden wir durch die Stille getragen, feierlich fast, dem großen Ziel entgegen. Bald! Bald! Die Umrisse unserer feldgrauen Gestalten zerflossen in die graue Luft; das Gewehr zwischen den Beinen, saßen wir regungslos, schweigend, andächtig, im tiefsten Herzen voll großer, heiliger Empfindung. Da flammte am Himmel ein breiter rotgelber Schein empor, wuchs und wuchs und entzündete Millionen Flimmerfunken in der Nebelnacht. Und aus unsichtbaren Gründen dröhnten dumpfe Donner herauf, weitab, wie hinter dichten Hüllen gedämpft, aber unaufhörlich, Schlag auf Schlag. Dort hinten tobte die erste Schlacht, die wir hörten. Dort brannten Dörfer lichterloh, dort spieen feurige Drachen aus erzenen Schlünden, dort fielen Opfer um Opfer in Blut und Todesnot. Und uns — uns trug die Hand des Schicksals feierlich durch diese Nacht, — — dorthin! Keiner sprach ein Wort. Was hätten wir sagen sollen? Es war so still in uns, so unaussprechlich festlich still. — Nach langer Zeit begann einer leise zu singen. Und bald sangen wir alle mit ihm. Ein zartes, sommertraumzartes Lied, eine süße, liebe, schwermütige Heimatmelodie: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn . . ." So schob uns die Schicksalshand lautlos vorwärts, großen unbekannten Opfertaten entgegen.

Im fahlen Frühmorgenschein setzten wir dann den Fuß auf Feindeserde. Mit der stillen Träumerei war's jetzt aus, jetzt ging's ohne weiteres vorwärts zum Regiment. Wo das wohl stehen mochte, wußten wir nicht, aber irgendwo dort hinter den fernen Wäldern mußte es sein. Denn dort stand ja der gelbe sackige deutsche Fesselballon in der Luft, dort surrten Tauben und Zweidecker ihre Spürerkreise am blauen Himmel. Und wo ihre Motore ratterten, da schossen wie hergezaubert ganze Scharen von kleinen weißen wolligen Wolkenbällchen rings um sie hervor, die sich überall in feine Schleier lösten: platzende feindliche Schrapnells, die die neugierigen Vögel herunterholen oder wenigstens ihnen die Bahn über den französischen Stellungen versperren sollten. Es wurde ein sonnengleißender heißer Tag. Immerzu über endlose Landstraßen, durch unbekannte Dörfer, querfeldein über Stoppelfelder und Rübenäcker. Und das ganze Land wimmelte von deutschen Truppen aller Gattungen. Truppen, die schon ganz heimisch schienen hier in der Fremde, so selbstverständlich war alles, was sie taten, wie im Manöver. Einmal machten wir Halt auf grüner Wiese, stellten ein offenes Viereck und warteten, Gewehr bei Fuß. Da trat einer, feldgrau wie wir, die Kreuzbinde am Arm, vor uns hin und sprach zu uns. Das klang freilich nicht nach Manöver. Sprach von Schlachtgewirr und Draufgängertum, von gläubigem Aufblick und trotzigem Vorwärtsblick. Nur durch das Wort Rückblick machte er einen dicken Strich. Er sprach, als müßte er die Brandfackeln anfachen. Und wirklich, als er geendet hatte, der Divisionspfarrer, da brannten wir lichterloh. Jetzt sah mit einem Schlage alles anders aus. Die Donner in der Ferne dort, die waren dröhnende Stimmen geworden und riefen uns: herbei! herbei! herbei! Stille Hecken und Gebäude waren Schlupfwinkel, hinter denen Feinde auf der Lauer liegen konnten — unwillkürlich griffen wir die Gewehrkolben fester. Und dann kam bald allerlei Wirklichkeit, mahnende Zeichen von Kampf und Vernichtung, von Sieg und jäher Flucht. Nackte Mauern mit hohlen Fensterluken und verkohltem Gebälk und Schutt und Trümmerhaufen. Scheunen und Ställe, die Dächer und Wände von Flintenkugeln durchsiebt. Zerstampfte Äcker. Verlassene Laufgräben und zerrissene Drahtverhaue. Und auf den Feldern wie ausgestreut zerfetzte Tornister, Patronentaschen, Helme, blaue Franzosenmäntel, rote Käppis, Seitengewehre, zersplitterte Flinten, abgebrochene Lanzenschafte, Steigbügel mit Riemenfetzen, Hufeisen — und da und dort verwesende Pferdeleiber, dick aufgetrieben, die Luft verpestend. In einem Dorfe — Fonches hieß es — machten wir Halt und blieben über Nacht. Ein unglaublich zerschossenes Nest. Und, wie es schien, von Menschen ganz verlassen. In einer leidlich heil gebliebenen Scheuer schliefen wir, auf ungedroschenem Weizen — auf heiligem Brot. Wir traten damals noch mit Scheu darauf, später wußten unsere Nagelstiefel wenig mehr davon. Die Sterne sahen durch die Dachsparren herab, um Mitternacht fiel eisige Kälte auf uns, wir mußten die Mäntel anziehen. Stille. Nur irgendwo in der Weite bellte hin und wieder ein Geschütz — wie im Schlaf. Da plötzlich — — pjiu! pjiu! pjiu! dicht über unsere Köpfe hinweg.

Alarm. Alles auf die Beine, an die Gewehre! Draußen feuern unsere Wachposten ins Dunkel hinein. Kein Mensch weiß, was los ist, von Feinden keine Spur. Mit einemmal erhebt sich ganz in der Nähe ein ohrenzerreißendes Jammergeschrei. Etwa zwanzig, dreißig Weiber rennen wie wahnsinnig durcheinander, ein Dutzend schreiende Kinder an den Röcken und in den Armen. Und des Pudels Kern? Die ganze übriggebliebene Einwohnerschaft von Fonches hatte sich in einem Kellernest versteckt, und zwei verwegene Kerle waren toll genug gewesen, von dort aus gegen uns loszuknallen. Bei grauendem Morgen wurden sie beide füsiliert und fortgeschafft. — — Am hellen Tage sahen wir dann erst, wie die Granaten im Dorfe gehaust hatten. Trümmer über Trümmer. Ganze Gehöfte in Schutt und Asche. Der kleine Kirchhof verwüstet, das Kirchendach zerborsten, der Kirchturm eingestürzt. In diesem Turme hatte ein Wahnwitziger gesessen und durch Glockenschläge den Franzosen draußen die Treffer und Fehlschüsse ihrer Artillerie gemeldet, bis ihn eine deutsche Flintenkugel herunterholte. In einem Häuschen lag ein verlaufener Hund auf dem Tische und knabberte hungrig an einem Kruzifix, das er mit bissigem Knurren verteidigte. Auf einem einzigen Kartoffelacker am Dorfrande zählte ich 32 gewaltige Granatenlöcher. In einem davon, tief auf dem Grunde, lag friedlich ein weißer, breitrandiger Frauenstrohhut, mit leuchtendroten Stoffrosen bekränzt. In einem übel zugerichteten Gärtchen stand noch ein schlankes Pfirsichbäumchen aufrecht, ganz vollbehangen mit schweren, saftigen Früchten; zwei Schritt davon lag eine Ansichtskarte aus St. Quentin: „Ma chère Jeanette, je t'aime, je t'embrasse mille fois. Que nous serons heureux, si la guerre . . ." Das übrige war von Wetter und Regen ausgewischt. „Wie werden wir glücklich sein, wenn der Krieg . . ." — Arme Jeanette!

Gegen Mittag zog im hellen Sonnenschein ein seltsamer Trupp durchs Dorf. Ein Haufe Verwundeter mit verbundenen Köpfen, Armen, Händen, Beinen, grellrote Blutflecke auf dem schneeweißen Mull, dunkle Blutflocken auf den zerrissenen, lehmgelben Kleidern, junge Burschen und breitbärtige Landwehrleute; viele barhäuptig, alle starrend von Schmutz und Schweiß, und alle hungrig, hungrig, hungrig! Wir rissen die Feldflaschen und Brotbeutel hervor, da fielen sie mit stummer Gier drüber her. In ihrer Mitte schoben sie einen schmalen kleinen Karren; unter Decken und Mänteln lag ein blutjunger Offizier, das Gesicht so braun wie Ackererde. Sechs Tage und Nächte lang hatte er schwer verwundet auf freiem Feld gelegen und sich von Runkelrüben genährt, bis sie ihn gefunden hatten. Mit matten Blicken bettelte er: trinken, trinken, und zog in langsamen Zügen an der Feldflasche, lange, lange. Wir fragten nach unserm Regiment. Ja, sie hatten es gesehen, aber . . .

Und dann hörten wir — zum erstenmal unmittelbar — von unserm Regiment, was sie stockend, in abgerissenen Sätzen erzählten. In drei hart aufeinanderfolgenden mörderischen Gefechten war es bis auf einen schwachen Rest, kaum noch ein Drittel, aufgerieben worden! Unser Regiment . . . .! Eine ganze Weile lang konnten wir kein Wort sprechen, es lag wie Bergeslast über uns. Aber dann packte und schüttelte uns eine ungeheure Wut; die Fäuste ballten sich, die Tränen stürzten . . . Rache! Rache! Es kam fast wie eine Befreiung auf uns. Bei aller Begeisterung und Opferfreudigkeit — das Ziel war zu weit, die Begriffe Vaterland, Feind, Krieg zu gewaltig gewesen für uns Einzelne. Aber jetzt, jetzt hatten wir mit einem Schlage unsere ganz besondere Aufgabe: Rache für unser armes, zerriebenes, heldenmütig tapferes Regiment! Unsere Aufregung war unbeschreiblich; am liebsten wären wir

auf der Stelle geradenwegs vorwärts gestürmt, zum Regiment, gegen den Feind, unsern Feind, den wir plötzlich mit glühender Seele haßten, auf Tod und Vernichtung haßten. — —

Nachmittags setzte einige Kilometer vor uns ein Artilleriegefecht ein. Ganz deutlich konnten wir die Abschüsse von Freund und Feind unterscheiden. Auf einer Höhe standen wir und horchten hinüber, weit ins waldige Tal hinab, wo gekämpft wurde. In der Ferne bellte ein Hund, in langgezogenen, heulenden Tönen. „Hören Sie das?" fragte mich der Leutnant neben mir. „Ja, ein Köter irgendwo." — „Nein, ein Schrapnell." — — Sobald es dämmerig wurde, rückten wir ab, die letzte Strecke – zum Regiment. Je näher wir zur Front kamen und je dunkler es wurde, desto lebendiger wurden die Wege: Feldküchen, Packwagen, Patronenkarren, Geschützzüge in drangvoller Menge. Immer näher und lauter der Kanonendonner, bald knallten auch die Gewehre vor uns, immer dichter kamen wir ins Gewimmel von Fuhrwerk und Truppenabteilungen und endlich „Halt!" – Wir waren an Ort und Stelle. Auf einer Waldwiese stand unser Regiment. Wir wurden abgezählt und den einzelnen Kompagnien zugeteilt. Ich kam mit 20 Kameraden zur fünften; sie zählte noch ganze 56 Mann; 260 Köpfe stark war sie am ersten Kriegstage ausgerückt! — — Eine kurze Mahlzeit an der Feldküche, ein paar halblaute Kommandos — und vorwärts ging's, in tiefe, sternenlose Nacht hinein. Keiner sprach zu uns. Wir fragten dies und das — niemand gab Antwort. Schweigend, mit verbissenen Zähnen stapften wir vorwärts, über Sturzäcker, über Stoppelfelder, durch Rübenstücke, vorwärts, immer vorwärts, wer weiß wohin. Über uns in der Nachtluft schossen ganze Schwärme von Schwalben lustig durcheinander: pjiu! pjiu! pjiu! — Zwischen dicken Runkelrüben stolperte ich und fiel. Da lag jemand unter mir. Ein Mensch, kalt und starr, die Pickelhaube mit herabgezogenem Sturmriemen auf dem Kopfe, die Fäuste krampfhaft an die Schläfen gedrückt, das Gesicht schwarz von Blut. Weiter, nur weiter. Immerfort über tote Kameraden hinweg, mit vorsichtig tastenden Füßen. Eine Stunde mochten wir in der Finsternis dahingetappt sein, da hieß es: „Halt!" und „Auf der Grundlinie schwärmt!" Einer neben dem andern standen wir plötzlich vor einem schmalen, kaum metertiefen Graben. Hinein und eine Weile Rast, dann wieder vorwärts, „gefechtsbereit". „Machen wir einen Angriff?" wollte ich wissen. Keine Antwort, nur ein stummes Achselzucken. Etwa 400 Meter gingen wir ausgeschwärmt vor, dann: „Halt, Gepäck abhängen". Mit unseren kleinen scharfen Handspaten stachen wir in die starke Erdkruste und schanzten und gruben, eilig, eilig, denn der Morgen kam bald und vor uns lag der Feind. Pjiu! Pjiu! schwirrte es über uns hin und fern hinter uns schlugen und klatschten die Kugeln mit lautem peitschenscharfem Knall in den Wald. Als gegen fünf Uhr der Himmel grau wurde, waren wir fertig. Mein erster Schützengraben, in dem wir drei Tage und Nächte zubrachten, dicht zusammengedrängt, die Knie an die Brust gezogen, das Gewehr schußbereit zwischen den Beinen, die Nase nach dem Feinde zu. Das pfeifende Geschwirr verlief, langsam kam der Tag, ein Sonntag. Weit links erklang Musik und Choralgesang:

„Befiehl du deine Wege Der allertreusten Pflege
Und was dein Herze kränkt Des, der den Himmel lenkt".

Ein Nachbarregiment hielt Feldgottesdienst. — Nun es hell wurde, sahen wir auch, wo wir waren. Mitten in unabsehbar weiter baumloser Ebene lagen wir, vor uns, hinter uns, rechts, links — Blachfeld, überall weites, deckungsloses Feld. Vom Feinde war nichts zu sehen, der saß wie wir in die Erde eingeschanzt. So lagen wir uns — in kaum 500 Meter Entfernung – gegenüber, einer auf den Angriff des anderen wartend. Unnötige Sorge, solange Tag war. In diesem Gelände würde jeder kleinste Angriffsversuch unfehlbar Selbstmord sein. Dicht vor uns streckte sich ein Ackerstück, auf dem lag etwas ganz rätselhaft unförmiges. Schließlich, als der Nebel weg war, sah ich, es war ein toter Soldat, der mit den benagelten Stiefelsohlen uns zugekehrt lag, nur ein paar Meter weg. Zwei Tage und Nächte lang, wie wir unablässig auf den Feind spähten, so starrten uns die Nagelsohlen an, denn nun sahen wir sie selbst im Dunkel. In der dritten Nacht sind wir dann heimlich aus dem Graben gekrochen, haben ihn mit Erde überworfen und mit Helm und Mantel zugedeckt – ein karges Grab auf fremdem, ödem Felde. Uns im Rücken aber, wo das blutige Gefecht vor wenig Tagen mein Regiment so hart zugerichtet hatte, da lagen noch viele, viele. Zweiundvierzig in nächster Nähe haben wir aufgesucht und notdürftig begraben. — wer findet die Stätten wieder, wo sie modern? Vorher bekam ich den Auftrag, ihnen die Erkennungsmarken abzunehmen, damit die Angehörigen benachrichtigt werden könnten. Eine mühsame, traurige Arbeit. Im grauen Nebelmorgen kroch ich von Leichnam zu Leichnam, trennte mit dem Messer die durchnäßten, festgespannten Waffenröcke und Hemden auf und tastete über die starre, eiskalte Brust, wo die Marken getragen werden. Der Menschheit ganzer, fürchterlicher Jammer faßt mich an, so oft ich daran denke. Faltet eure Hände, ihr in der Heimat dort, und weint um sie. Und blickt mit Andacht hierher, denn das Feld ist geheiligt, auf dem sie verblutet sind. — — — Gegen Abend schickten uns die Franzmänner ihre ersten Grüße herüber. Krachend, polternd, rasselnd, brummend zogen die Granaten und Schrapnells durch die Luft herbei, schlugen vor und hinter uns ein und warfen Wagenladungen Dreck gegen den Himmel. Damals schossen sie noch recht schlecht, jetzt haben sie's besser gelernt. Und da — rrr . . . rrr . . . rrr — da kamen auch die unsrigen geflogen; wir winkten ihnen nach und segneten jedes Geschoß: triff gut! triff gut! — Mit dem Nachtdunkel begannen auch die lustigen Vögel wieder zu pfeifen: pjiu! pjiu! Wir hatten die Gewehre vor uns auf dem Grabenwall liegen, schußfertig, durften aber nicht eine einzige Kugel aus dem Laufe jagen, solange wir den Feind nicht zu Gesicht bekamen. Das war ein ungeduldiges Warten. Der Finger am Abzug prickelte wie von tausend Nadeln, wir bohrten die Augen in die schwarze Ferne, — umsonst; es krachte und knallte und pfiff um uns und über uns her, aber nicht ein Zoll von einem Franzmann war zu erblicken. In der dritten Nacht erst waren die Kerle toll genug, uns überrumpeln zu wollen. Es war unsere Feuertaufe. Sie ist uns gut bekommen, keiner von uns fiel. Aber den Feinden, **unsern** Feinden haben wir da die erste Rate der Riesensumme von Vergeltung bezahlt, die wir ihnen für die Kameraden schuldig waren, die hinter uns mit gebrochenen Augen in den Himmel starrten. — Davon ein anderes Mal.



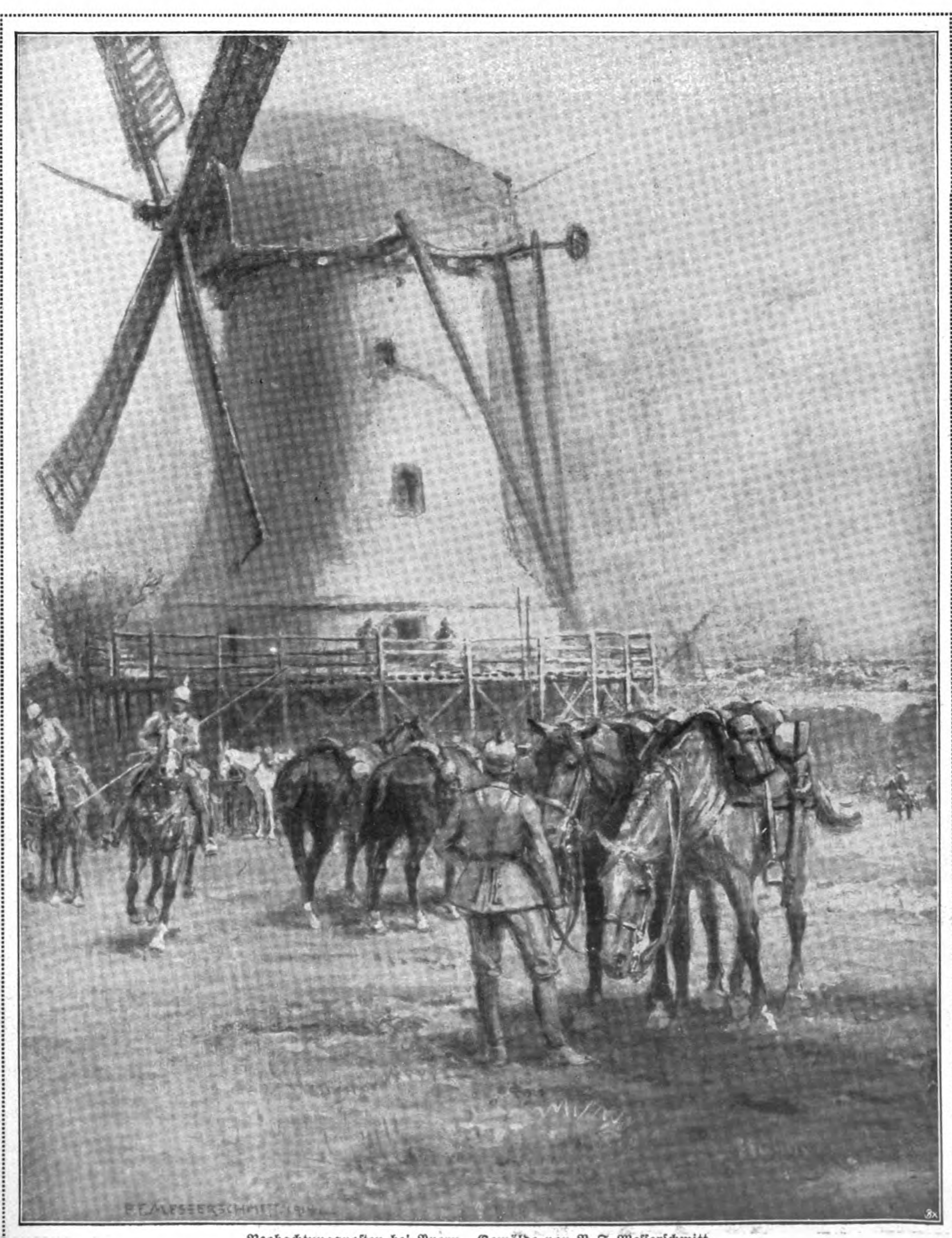
Ein Fliegerquartier im Westen. Phot. R. Sennecke.

Reiters Lied unter den Sternen. Von Will Vesper.

Wir reiten. Wie der Hufschlag klappt,
Und wie der Gaul im Finstern tappt,
Blick' ich hoch in die Sterne.
Die Straße unten kenn' ich nicht.
Doch oben glänzt wie Heimatlicht
Die sternenvolle Ferne.

Tritt jetzt mein Schatz zur Tür hinaus,
Blickt über sich und nach mir aus,
So blickt er in die Sterne,
Und unsere Blicke treffen sich.
Dort oben irgend ahn' ich dich
Und grüß' dich in der Ferne.

Horch Schüsse! Weit vor uns im Land.
Still nach der Waffe fährt die Hand,
Der Blick verliert die Sterne.
Schlaf wohl! Du trittst ins Haus hinein
Und gehst in dein warm Kämmerlein.
Wie wär' ich bei dir gerne!



Beobachtungsposten bei Ypern. Gemälde von P. F. Messerschmitt.

Eine Johanniterfahrt nach dem Osten. I. Von Fedor von Zobeltitz.

Seit meinen letzten Schilderungen im Daheim war ich noch einmal im Westen, und das war schon um des Vergleichs willen doppelt anziehend. In diesen wenigen Wochen hatte sich doch mancherlei verändert. Was mir vor allem auffiel, war eine sichtliche Wandlung in dem äußeren Sichgeben der belgischen Bevölkerung. Sie zeigte sich bei weitem nicht mehr so aufsässig, widerspenstig und mürrisch als bisher — es machte entschieden den Eindruck, als füge sie sich endlich bis zu einem gewissen Grade willig dem Zwange der Notwendigkeit. In den kleinen Städten hat sich sogar eine Freundschaft zwischen Siegern und Besiegten herausgebildet. Es mag dabei mitsprechen, daß die Stimmung der breiteren Masse der sogenannten Regierung in Havre durchaus nicht mehr günstig ist. Daß zu diesem Stimmungswechsel die Veröffentlichungen aus dem belgischen Geheimarchiv in Brüssel beigetragen haben, glaube ich nicht. Von stärkerem Einfluß ist jedenfalls der wachsende Ärger über die Engländer, die als rettende Freunde kommen wollten, aber den Zusammenbruch nur beschleunigen halfen — dazu auch der Ärger darüber, daß die belgische Regierung ihren Beamten verboten hat, in deutsche Dienste zu treten, sie für diese geforderte Entsagung jedoch nicht genügend unterstützt. Ein ehemaliger Eisenbahnbeamter klagte mir bitter, daß man ihm allerdings die Fortgewähr seines Gehalts versprochen, daß er aber seit acht Wochen keinen Centime erhalten habe und nun mit seinem Weibe und seinen drei Kindern bei der drohenden Hungersnot nicht wisse, wie er sich ernähren solle.

Am auffallendsten erschien mir der Umschwung der Dinge in Brüssel, wo zur Zeit meiner letzten Anwesenheit gerade Exzellenz von Bissing als neuer Generalgouverneur seinen Einzug hielt. Brüssel ist wieder die alte elegante Stadt geworden. Fast alle Läden sind geöffnet, und über die großen Boulevards flutet von den Nachmittagstunden ab das schimmernde Leben von einst. Die Bevölkerung droht nicht mehr mit aufspießenden Blicken, sie rempelt uns auch nicht mehr auf der Straße an — sie ist merkwürdig freundlich geworden, und sogar die Handelsbeziehungen mit den Deutschen spinnen sich allgemach wieder an. Mit der störrischen Bürgergarde hat man aufgeräumt. Wer noch zur alten Bürgerwehr gehört, trägt heute als Erkennungszeichen die gelbrote Binde am Ärmel, und die Gardisten helfen auch der Polizei, die gleichfalls um vieles zugänglicher geworden ist und sogar vorschrifts-gemäß die deutschen Offiziere grüßen muß.

Die Hotels sind überfüllt. Im Astoriahause bekam ich keinen Platz mehr und mußte deshalb in dem sehr eleganten, gut gehaltenen Palacehotel am Bahnhofsplatze absteigen, das nunmehr meines Wissens geschlossen, wenigstens unsern Offizieren verboten ist: entweder, weil der Besitzer sich an deutschfeindlichen Kundgebungen beteiligt hat, oder aber — wie andre sagen —, weil das Haus von Spionen beiderlei Geschlechts wimmeln soll. Im Palacehotel traf ich einen lieben Freund, einen Schriftsteller von berühmtem Namen, der sehr traurig war. Er hatte von hoher Stelle in Berlin einen Ausweis erhalten, der ihn berechtigte, Belgien zu bereisen, kam aber trotz dieser Erlaubnis nicht so recht vorwärts. Für jeden Ausflug bedurfte er eines neuen Passierscheins, auf dem auch immer wieder eine neue Photographie kleben mußte, und wenn er zum Paßbüro kam, harrten da bereits hundert Menschen, und der Berliner Ausweis nützte ihm gar nichts: er mußte nach Recht und Ordnung in die hinterste Reihe treten und warten, bis man ihn abfertigte. Das machte ihn natürlich ungeduldig und mir wäre es ebenso ergangen. Aber die Verschärfung der Passiervorschriften ist andererseits doch auch eine Notwendigkeit, um der unverschämten Spionage entgegenzutreten, die sich lange genug in Belgien breit machte. Über die holländische Grenze ist es nur ein Katzensprung, und von da nach England hinüber zu kommen macht auch keine Schwierigkeit. Das wurde gründlich ausgenützt — bis man Gegenmaßregeln ergriff, die für die Reisewelt freilich mit allerhand Unbequemlichkeiten verknüpft sind. Immerhin hat man trotzdem die Bahnverbindungen verbessern können, so daß man heute wenigstens in sechs bis acht Stunden von Brüssel nach Aachen kommt. In der gleichen Zeitspanne sollte ich auch von Ostrowo nach Lodz gelangen, aber es wurde leider sechsmal mehr — und wie sich das mit allem drum und dran entwickelte, wie ich bei dieser Gelegenheit Polen kennen lernte und unsern Truppen auch im Osten folgen konnte, das soll hier erzählt werden.

In den letzten Dezembertagen erhielt ich vom Johanniterorden den Auftrag, mich zu einem Transport von achtzig barmherzigen Schwestern in das östliche Etappengebiet bereit zu halten. Die achtzig Damen hatten bereits eine kleine



Radfahrerpatrouille in einer kleinen Stadt in der Nähe von Warschau. Phot. Boedecker.



Stabsoffiziere eines Generalkommandos vor ihrem Quartier, dem Gutshause eines polnischen Edelmanns. Phot. R. Sennecke.

Odyssee durch Frankreich und Belgien hinter sich. Infolge von Truppenverschiebungen waren sie im Westen hin und hergeworfen worden; man hätte sie schließlich in Lille brauchen können, aber sie waren nun einmal für ein anderes Korps bestimmt worden, das inzwischen nach dem Osten gekommen war, und so mußten sie denn in ungeheizten belgischen Wagen achtundfünfzig Stunden hintereinander wieder zurückfahren, blieben über Weihnachten in Berlin und sollten nunmehr weitergebracht werden. Ich hatte den Befehl, sie nach Kutno zu überführen. Das ist ein Städtchen an der Linie Alexandrowo—Warschau, das erst vor kurzem von uns eingenommen worden war, in dem aber wohl nicht viel zu holen ist, denn ich erhielt unmittelbar vor der Abfahrt eine Gegenordre des Inhalts, daß die Unterkunft eines größeren weiblichen Transports in Kutno mit allerhand Schwierigkeiten verknüpft sei und ich demgemäß zwanzig Pflegerinnen in Alexandrowo und die übrigen sechzig in Lodz abliefern möge. Den Weg kannte ich. Ich war in friedlichen Tagen schon einmal über Warschau und Kiew nach Odessa und von dort weiter nach Konstantinopel gefahren, wußte zudem, daß das ganze Land bis über Skierniewice hinaus in unsern Händen war: es konnte also nicht sonderlich schwer sein, meine Damen an die Orte ihrer Bestimmung zu geleiten. An einem naßkalten Dezemberabend fanden wir uns auf dem Bahnhof Zoologischer Garten zusammen und waren in aller Morgenfrühe in Thorn. Ich hatte Empfehlungen an den Gouverneur Exzellenz von Dickhuth-Harrach in der Tasche, aber der Bahnhof ist weit von der Stadt entfernt, und es herrschte zudem ein so schauderhaftes Wetter, daß ich auf die Abgabe der Empfehlungen verzichtete und mich zunächst mit der Bahnhofskommandantur in Verbindung setzte. Da hörte ich denn nun, daß es sehr zweifelhaft sei, ob ich auf dieser Strecke überhaupt nach Lodz kommen würde; jedenfalls riet man mir, mich noch an die Linienkommandantur zu wenden. Die ist in der Stadt stationiert, aber Wagen gab es nicht; es regnete Strippen, die Straße war Urbrei, Pfützen lachten mich an, bei jedem Schritt spritzte das Wasser hochauf und verlieh meinen gelben Ledergamaschen eine feldmäßige Stimmungsfarbe. So versuchte ich, die Linienkommandantur telephonisch zu erreichen, was auch gelang. Und die telephonische Antwort bestätigte mir: bis Skierniewice könne ich allenfalls kommen; da aber sei die Welt mit Brettern vernagelt, und auch an eine Verbindung zwischen Lowicz und Lodz sei vorläufig noch nicht zu denken. Aber vielleicht könnte ich „unten herum", über Ostrowo-Kalisch, mein Ziel erreichen; dort baue man rüstig, und vielleicht sei die Linie schon fertig — immerhin lohne sich ein Versuch . . .

Wenn man allein fährt, kommt man bei einiger Geschicklichkeit überall durch. Da hat man nur für sich selbst zu sorgen. In Begleitung von mehr als einem halben Hundert weiblicher Schützlinge aber ist die Sache schon schwieriger: sie müssen untergebracht und verpflegt werden. Ein Zug in der Richtung nach Lowicz stand zum Abfahren bereit. Da übergab ich denn zunächst die zwanzig für das Kriegslazarett in Alexandrowo bestimmten Schwestern einem Pfleger vom Roten Kreuz. Alexandrowo ist nur zwanzig Kilometer von Thorn entfernt, also unschwer zu erreichen. Damit war ich die eine Sorge los. Mit den sechzig verbleibenden Schwestern fuhr ich nach Posen zurück, um mir von dort meinen Weg nach Russisch-Polen zu bahnen.

Ich saß kaum im Abteil, als mich ein Herr in Zivil aufsuchte, der sich als ein Direktionsmitglied der Eisenbahnverwaltung vorstellte und mir sagte: er habe gehört, daß ich über Kalisch nach Lodz wolle; das sei indessen unmöglich, da diese Linie erst halbwegs, nämlich bis zur Station Szjerads, fertiggestellt sei. Er erzählte auch weiter, welche Umstände der Bau mache, da die Linie aus strategischen Gründen hätte mehrfach zerstört werden müssen: zweimal von den Russen, um unser Vordringen zu verhindern, und zweimal von den Deutschen, um den Russen den Rückweg abzuschneiden, und da hätten denn unsre braven Pioniere so gründliche Arbeit geliefert und mit so lodernder Begeisterung aufgerissen und gesprengt, daß die Zerstörungen sich nicht Hals über Kopf in Ordnung bringen ließen. Es könne immerhin noch eine gute Woche dauern, ehe die Strecke vollkommen im Stande sei.

„Recht erfreulich", sagte ich, „was mache ich denn da?"

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf", antwortete der liebenswürdige Beamte, „so ist es der, mit dem nächsten Zuge in Gnesen wieder umzukehren und abermals nach Thorn zu fahren. Von Thorn aus kommen sie jedenfalls nach Lowicz Das ist ein schauderhaftes Judennest, aber es ist da eine ganz interessante alte Kirche, die Sie sich ansehen können, und in der Nähe der Synagoge wohnt ein Rabbiner, der einen ausgezeichneten Ungarwein hat. Die Verbindung Lowicz-Lodz ist sicher in drei Tagen fertig. Sie können auch bis Skierniewice fahren. Das ist ebenfalls ein erbärmliches Nest, zehrt aber von der schönen Überlieferung, einmal Residenz des Fürstprimas von Polen gewesen zu sein. Außerdem befindet sich da ein schönes Schloß, in dem 1884 die berühmte Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland stattfand."

„Was mir aber nicht weiterhilft", warf ich ein.

„Das ist richtig", entgegnete der Beamte mit unveränderter Freundlichkeit. „Es kommt jedoch hinzu, daß auch auf der Strecke Skierniewice-Lodz fleißig gearbeitet wird, so daß Sie unter Umständen von zwei Punkten Ihr Ziel erreichen könnten."

„Sie meinen, ich möge so lange zwischen Lowicz und Skierniewicze hin und herrutschen, bis ich irgendwo den nötigen Anschluß fände?"

„Es sind nur zwanzig Kilometer, und die Gegend ist schmutzig, aber nicht übel. Ihre Diakonissen können Sie ja verteilen. Hier ein paar und da ein paar; zwischen beiden

Städten liegen auch die Radziwillschen Schlösser — die werden freilich nicht offen sein. Nur mit der Verpflegung wird es ein bißchen hapern — indes im Kriege gewöhnt man sich ja leicht an derlei Kleinigkeiten . . ."

Ich beschloß, weiter zu fahren. Mit meinen sechzig Damen zwischen der Bzura und Rawka so lange hin und her zu pendeln, bis eine der Bahnstrecken eröffnet sein würde, war eine Unmöglichkeit. Lieber versuchte ich, die Schwestern in Posen einzuquartieren und dort alles Kommende in Ruhe abzuwarten.

So trafen wir denn wieder in Posen ein. Mein erster Gang war auch hier wieder zum Bahnhofskommandanten, den ich zagenden Herzens um seinen Rat bat. Er lächelte und nickte. „Sie haben Glück", meinte er, „die Strecke Kalisch-Lodz ist seit gestern für Militärzüge eröffnet . . ." Freute ich mich! Ich stürmte zu meinen Sechzig, ließ ihnen Kaffee und Buttersemmeln vorsetzen und rückte dann mit ihnen in die Stadt, wo ich sie in dem großen und schönen Dort pfiff die Lokomotive wie rasend und hielt folgerichtig auch rasend lange. Es war eine sanfte Vorbereitung für das kommende Vergnügen. Nun drangen mit der Weiterfahrt aber auch die Erinnerungen auf uns ein. Hier hatten sich die ersten deutsch-russischen Kämpfe abgespielt. Bei Ocionz dreht sich mitten im heitern Wintergrün der Saat lustig eine Windmühle. Doch unter dem Grün ist der Boden mit Blut gedüngt, und die Mühle hat lange still gestanden. Bei Szczipiorno sieht man noch die von den Russen Anfang August gesprengte Brücke. Das Städtchen war eine starke Grenzgarnison; hier rückten wir am 8. August ein und fanden die Kosakenkaserne leer vor und alle Magazine in gutem Stande: die Russen waren schon ausgerückt und hatten es eilig gehabt. Der Zug, in dem wir saßen, hatte es leider minder eilig. Er kroch und hielt und hielt und kroch; sechs Stunden waren bereits verflossen, aber statt in Lodz befanden wir uns erst im Anbeginn der Reise.

Es dämmerte schon, und die Abendnebel flogen über die



Verwundete werden auf einem Schlitten in das Lazarett gebracht. Phot. Photothek.

Stadtkrankenhause ganz ausgezeichnet unterbringen konnte. Ihre Koffer waren in einem verschlossenen Gepäckwagen mit der Bezeichnung Thorn-Lodz" befördert worden, und ich hatte mich davon überzeugt, daß der Wagen auch in Posen eingetroffen war. Ich konnte also bruhigt sein.

Am nächsten Morgen um sechs waren wir schon wieder auf dem Bahnhof. Ich zählte die Häupter meiner Lieben und fand alles in Ordnung. Nun ging es zunächst mit einem niedlichen Bummelzuge über Jarotschin und andere bedeutende Örtlichkeiten nach Ostrowo. Ein junger Fliegeroffizier mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse teilte mein Abteil und verkürzte mir durch seine Erzählungen die Zeit. Seine Maschine lag in Ostrowo; dort wollte er aufsteigen und seine Erkundungsflüge bis Warschau ausdehnen. Später traf ich ihn in Lodz wieder; er hatte in Sturm und Regen Schaden erlitten und mußte erst die Instandsetzung seines Flugzeugs abwarten. Auch in Ostrowo fand ich Bekannte: einen in Schriftstellerkreisen sehr bekannten Maler, der seinen vermißten Sohn suchte, und eine junge Frau, die ihres gleichfalls vermißten Gatten halber in die östliche Welt wollte. Beide hatten Ausweise, die sie berechtigten, Militärzüge gegen Zahlung der gewöhnlichen Fahrpreise zu benutzen.

Unser Zug hielt bereits auf dem Nebengleise. Es war schönes Wetter, Sonnenschein bei leichtem Frost, und das stimmte uns um so vergnüglicher, als uns der Fahrdienstleiter versichert hatte, die Strecke sei noch ziemlich leer, so daß wir wohl in sechs bis höchstens acht Stunden in Lodz sein würden. Es ging also los, durch eine Gegend, an der nicht viel zu rühmen ist, bis Skalmierschütz, der Grenzstation. Schneefelder, als wir in Kalisch einfuhren. Da kam mir wieder eine Erinnerung, aber eine lustige. Vor einer Reihe von Jahren war ein Freund von mir, ein Freiherr von L., Landrat des Kreises Ostrowo. Den besuchte ich einmal, und da nahm er mich mit über die Grenze zu einem kleinen Frühstück beim Garnisonältesten von Kalisch. Eine besondere Einladung hatte ich nicht bekommen, aber das machte nichts: der Kommandant begrüßte mich, als ob wir liebe alte Jugendfreunde seien, und dann ging es auch gleich mit dem Frühstücken los, und das dauerte so sacht bis in die Abendstunden hinein. Es waren nur Offiziere anwesend, die alle recht gut deutsch sprachen, und selten habe ich liebenswürdigere Menschen kennen gelernt als diese weltmännischen Eisbären, die gehörig bechern konnten, aber nicht einen Augenblick die Haltung verloren. Erst später, als die Karten auf den Tisch flogen und man zu spielen begann, verlor sich die Gemütlichkeit, und da machten wir denn auch, daß wir fortkamen, und nun umarmte uns jeder Einzelne und küßte uns auf beide Backen und tat so, als ob wir durch innigste Blutsbrüderschaft miteinander verbunden wären.

Daran dachte ich, als wir einen Tag vor Sylvester in den Bahnhof von Kalisch (Kalicz heißt es noch immer) einfuhren, der eigentlich nur ein Trümmerfeld ist. Man weiß, was die Stadt gelitten hat. Schon vor Beginn des Krieges erhielten die russischen Einwohner die Aufforderung, sie zu verlassen. Der Krakauer „Czas" erzählte, die Beamten hätten, was sie konnten, zusammengerafft, Silbergeld, Nickel, sogar Kupfer mit sich genommen und nur das Papiergeld zurückgelassen. Von der Brücke Stawiscyn wurden zwei schwere Munitionskisten in die Prosna versenkt. Dann be-



Russische Soldaten geben sich gefangen.

gann die Zerstörung des Bahnhofs und der Eisenbahn. Vom Bahnhof-gebäude steht auch heute nur noch das völlig ausgebrannte untere Stockwerk und jenseits der Gleise häufen sich die Trümmer vernichteter Züge und zerstörten Bahnmaterials. Die Russen wollten nichts Brauchbares in den Händen der Deutschen zurücklassen. Der Wasserturm ist auf einer Seite vollständig aufgerissen; neben dem niedergebrannten Schuppen ist eine große Baracke als Verpflegungsstation im Bau. Sonntag, den 9. August, erschien die erste preußische Patrouille, eine kleine Kavallerieabteilung, in der Stadt, in der Nacht darauf rückten Infanterie und Artillerie ein und besetzten die Regierungsgebäude mit Ausnahme der Kasernen, die erst vom Schmutze gereinigt werden mußten. Die Russen hatten die Gefängnisse geöffnet und die Banditen frei gelassen. Das führte zu dem Aufstande, der acht Tage später mit starker Hand unterdrückt werden mußte und über den am 16. August das dienstliche Telegraphenamt Bericht erstattete. Es ging hier ähnlich zu wie in Löwen. Der Ueberfall geschah unerwartet, und die Folgen blieben nicht aus. Nur soll man sie nicht den Deutschen aufbürden. Es ist zweifelsfrei festgestellt worden, daß versteckte Russen (vielleicht Strolche aus den Gefängnissen, die russische Uniform angelegt hatten) aus dem Hinterhalt das Feuer auf die ahnungslosen Deutschen eröffneten. Kalisch hat dafür büßen müssen. Es sieht traurig aus in der Stadt, in der vor hundert Jahren ein Bündnisvertrag zwischen Preußen und Rußland geschlossen wurde, dem der berühmte „Aufruf an alle Deutschen" folgte. An fridericianische Tage erinnert in seinem architektonischen Schmuck noch ein Haus, das König Friedrich für eine Kadettenschule erbauen ließ und das später ein russisches Verwaltungsgebäude wurde; jetzt hat sich dort das deutsche Kommando ein Kasino eingerichtet.



Gefangene Russen auf dem Transport. Phot. A. Groß.

Heil Dir im Siegerkranz.

Dreimal neun Jahre begeht der Kaiser nun sein Geburtstagsfest als Träger der alten deutschen Reichskrone, dreimal neun Jahre jubelt ihm ein Volk, dem er von Jahr zu Jahr tiefer ins Herz gewachsen ist, als Gesalbtem Gottes zu. Aber zum erstenmal in dreimal neun Jahren grüßt ihn heut das schmerzvoll heiße Gefühl, das erst eine große Zeit der Schmerzen und der heißen Anfechtung aus der Seele eines Volkes reißt, grüßt ihn als den Geliebten, den Auserwählten, als den Reinen, dessen redliches Herz „Undank, schwärzer als Verräterwaffen" schlug um Deutschlands willen, von denen, die sich von ihm nur des rechtlichsten Wollens, des treuesten Meinens versehen konnten, grüßt ihn als den, dessen Seele Leid getragen hat um Deutschland, im vollen Kranz des Siegers.

Bittrer Lorbeer, besprengt vom Blut der Treuesten und Besten, die für ihn verbluteten auf heißer Erde des Südens, im welschen Dickicht, in östlichen Morästen, auf salzer See, bittrer Lorbeer, benetzt von Tränen der Witwen und Waisen, der Väter und Mütter, all der verlassenen und trauernden Herzen, von denen das Licht ihrer Augen genommen ward. — Wohl steht ganz Deutschland in Tränen; durch ganz Deutschland geht ein Weinen, die Heimat weint um ihre Kinder, und ist kein menschlicher Trost, der sie trösten möge.

Und ganz Deutschland steht heut dennoch in Freude, in Trost und Zuversicht, lächelnd durch seine Tränen, den Blick erhoben zu dem, der da recht richtet, betend zu ihm für seines Kaisers und für Deutschlands Heil. Denn das ist der herrliche und fast unbegreiflich hohe Gewinn dieser Tage der Trauer und der Größe: Deutschland ist der Kaiser, und der Kaiser ist Deutschland, und in ihm ist Fleisch und Mensch geworden, was für den Deutschen Deutschland bedeutet. Kein Mann der Erde hätte so Deutschland sein können wie er, nicht der geliebte, greise Tote, nicht sein heldenmütiger Sohn, nicht der große König, der Preußen war, nicht Bismarck und nicht Luther, und fast will es den Betrachtenden bedünken, als habe der große Meister, der aller Welten Geschicke meistert und lenkt, durch soviel Generationen das geheimnisvolle Blut gemischt, um uns in der schwersten Zeit, die unser Volk erfuhr, den Mann zu geben, der diese heilige Seele Deutschlands sein kann, so Schwert und Zeichen. Herrlicher Lorbeer, tiefgrünend und frisch, der heut des Kaisers Stirn umlaubt, Lorbeer der Mutter Deutschland erkämpft auf roter Heide mit dem Blut der Treuesten und Besten. Mit Singen gingen sie in den Tod, mit Lächeln sind sie gestorben, entrückt in den süßen Tod der Tapferen, ein Gebet für ihn auf erbleichenden Lippen: Heil Dir im Siegerkranz, der Du Deutschland bist.

* * *

In dieser Zeit der Einkehr und der inneren Besinnung erinnern wir Zurückgebliebenen uns wieder unseres großen nationalen Erbbesitzes, steigen mit unserer Leuchte wieder hinab in die unterirdischen Gewölbe, auf denen der Druck von Jahrhunderten liegt, stehen ergriffen vor den Schätzen der deutschen Seele, für die wir nicht mehr Zeit fanden im Gewühl des geschwätzigen Tages. Jetzt ist es wohl still um uns, wir sitzen und warten, unsere innerste und tiefste Seele wartet, mögen die äußeren Kräfte auch Arbeit die Fülle haben. Da suchen wir Trost bei dem, was uns zeigt, was Deutschland ist, und welche erschütternd gewaltige Bedeutung gewinnt da das Vermächtnis des alten Deutschlands, sein Nibelungenlied, sein Parzival. Ist nicht Deutschland der reine Tor, der wie ein junger Riese mit Lachen hinausgeht in die feindliche Ferne, lockt uns nicht die Sünderin Welt mit dämonischerer, weil fremderer Gewalt als andere Völker, sind wir nicht am größten, wenn wir uns beugen unter Gottes gewaltige Hand? Da wachsen unsere Kräfte, und unsere Seele ist stark und vermag, was sie zuvor nicht im Traum erhoffte.

Und wo ist Deutschland, wenn nicht in Siegfried, der auch hinauszieht, lachend und ungebärdig, im Blut des schnöden, giftigen Gewürms sich badet und nur unverwundbarer wird von dem heißen Gift. Eine Stelle bleibt, da trifft die verräterische Waffe des Neidlings, an der verblutet der Held, die Stelle in Herzgestalt, gezeichnet vom weichen grünen Blatt des Lindenbaumes, der zum Gemüt spricht, wie sonst keiner: das ist das deutsche Gemüt, unsere Schwäche und unser Ruhm. Unverwundbar würden wir sein, hätten wir die eiserne Stirn Angelsachsens; die gefährliche Stelle für uns liegt im Gemüt.

Aber im Gemüt, in unserem Glauben und Meinen, in unserem Arbeiten um der Sache willen, in unserer Zartheit für Weib und Pflanze, für Tier und Kind, für alles, was wir mit Kräften des Herzens umfassen, liegt auch unsere Kraft, die mit nachwirkender Gewalt unsere Sache führt. Furchtbarer als je in Lebzeiten, mit düsterer Gewalt, die seinem arglosen Herzen fern war, lebt Siegfried weiter in der Seele der Trauernden, und ob sie gleich schutzlos und verlassen scheint, findet sie Macht, die fast größer ist als ihr Schmerz und die ihrem Schmerz Recht schafft und Rache. Wie oft die Neider uns das Leuchtende, Arglose, Getroste in unserer Seele gemeuchelt haben, so oft sind die schlafenden, unbewußten Kräfte unserer Seele in rasendem Schmerz um das Tote aufgestanden und haben das Gemordete gerächt und wiedererweckt.

* * *

Der Weg ist nicht weit zur Gegenwart, alles kommt wieder. Wo ist der Vertrauende, Redliche, Hilfreiche, Schutzbereite, der aus seiner redlichen Seele heraus Aufrichtige, der von Ränken nichts weiß und Ränkevollen traut? Wo ist der Glaubende, Getroste, den Jugend des Herzens leuchtend machte, dem die Herzen zuflogen auch der fremden Völker, — wo müßte heut des Kaisers Glauben an das Gute sein und an den Sieg der Wahrheit, wenn seine Seele nicht so fest in Gott verankert wäre, wenn nicht jeder neue Tag es ihm zeigte, was das Volk ist, für das er kämpft und leidet? Aber welcher Kampf und welche Tiefe des Leidens, welche Last der Verantwortung und welche dunklen Pfade: denn er ist Deutschland, sein Menschliches leidet für das Übermenschliche. Wer könnte heut des Kaisers Bild betrachten, ohne daß ihm die Tränen in die Augen kämen, wer begriffe nicht heut erst den vollen Adel dieser ernsten, leidgeprüften Züge: nie ist dies Antlitz herrlicher durchleuchtet gewesen vom Glanz des Seelischen, nie hat ein unsichtbarer Kranz des Kämpfers und Überwinders und Siegers diese nachdenkliche Stirn wie heut umfaßt, nie ist sein Volk bis zum letzten Mann freudiger bereit gewesen, das Leben hinzugeben für sein Leben: Denn er ist Deutschland.

Heil Dir im Siegerkranz, dessen Seele gearbeitet hat für uns, Heil Dir im Siegerkranz, der Du uns Deutschland bist.

Johannes Höffner.



Feldgottesdienst in einem kleinen Städtchen im Argonnerwald. Phot. A. Menzendorf.

Der Kaiser und die Volkswirtschaft. Von J. R. de la Espriella.

Die treibende Kraft zur politischen und wirtschaftlichen Größe eines Landes ist im Grunde genommen seine Volkswirtschaft. Ihre Entwicklung ist auf die Tüchtigkeit seines Volkes, auf die leitende Organisation, die politischen und wirtschaftlichen Ziele zurückzuführen und gipfelt zu guter Letzt in der leitenden Persönlichkeit des Staatsoberhauptes, der dem Ganzen die Richtschnur und Fürsorge gibt.

Unter der segensreichen Friedensregierung Kaiser Wilhelms II. kann man einen derartig schnellen und großen deutschen volkswirtschaftlichen Aufschwung feststellen, desgleichen die Weltgeschichte in dem Maße wohl noch nie zu verzeichnen gehabt hat. Manch Uneingeweihter, in der treibenden Schnelligkeit des wirtschaftlichen Aufschwungs mitgerissen, hat die volle und große Bedeutung unseres Kaisers für die deutsche Volkswirtschaft nicht ganz erkannt. Bis Neid und Haß östlich und westlich unserem Friedenskaiser zur Erhaltung des Erbes seiner Väter und dessen, was er selbst geschaffen, das blutige Schwert in die Hand zwangen. —

Und wahrlich, wenn wir — was nachfolgend der Zweck dieser Abhandlung ist — zahlenmäßig die deutsche volkswirtschaftliche Entwicklung seit den letzten 26 Jahren zeigen wollen: der jetzige Weltkrieg machte Freund und Feind die Größe des Deutschen Reiches klar, das große Regierungswerk eines großen Kaisers. —

Als höchstes Ziel jeder volkswirtschaftlichen Entwicklung ist die schaffende Arbeit zu bezeichnen, die sich mit der anwachsenden Bevölkerungsziffer steigert und dieser ein besseres Einkommen sichert, den Volkswohlstand vermehrt. Die Zunahme der Bevölkerungsziffer bedeutet mithin eine vergrößerte Arbeitskraft, eine Mehrung der politischen Macht und den allgemeinen Fortschritt eines Volkes.

Das Deutsche Reich zeigt seit der Regierung unseres Kaisers eine Volksvermehrung von 48 auf 67 Millionen, also ein Anwachsen auf mehr als ein Drittel seiner Bevölkerung. Der Geburtsüberschuß, der allerdings in den letzten Jahren etwas zurückgegangen ist, beträgt jährlich etwa 800 000 Köpfe. Besonders bemerkenswert ist der Rückgang der Sterblichkeit, womit eine Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer Hand in Hand geht. So starben von der Bevölkerung vor 20 Jahren 24,3, jetzt nur etwa 16,2‰, womit eine Abnahme von 23,3% festgestellt werden kann, ein Erfolg der Hygiene, der von keinem anderen Lande erreicht worden ist.

Die Auswanderung, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr groß war, ging von Jahr zu Jahr zurück und stellte sich im Jahre 1912 nur noch auf etwa 18 000 deutsche Auswanderer, gegen 135 000 des Jahres 1888. Aufs deutlichste kann man hieraus die große lohnende Arbeitsgelegenheit ersehen, die die vermehrte Volksanzahl weit überschritt. Die Erwerbstätigkeit der Gesamtbevölkerung in Landwirtschaft, Industrie und Handel ist um 4,3% seit 1882 angewachsen. Die Berufsstände haben seit 1882 eine Verschiebung aufzuweisen.



Die Industrie unter dem Schutze der Krone. Wandgemälde von Hugo Vogel.

Von der Gesamtbevölkerung Deutschlands waren tätig:

	1882	1910
Landwirtschaft	42,5%	28,6%
Industrie und Bergbau	35,5%	42,8%
Handel und Verkehr	10,0%	13,4%
Übrige Berufe	12,0%	15,2%

Die abnehmende Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen ist aber nicht auf einen Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zurückzuführen, sondern wurde durch Verwendung von Maschinen, Verbesserung der Wirtschaftsgrundsätze, ausländischer Zeitarbeiter usw. ausgeglichen.

Die Technik, die mit der gesteigerten wirtschaftlichen Arbeit Hand in Hand geht, hat diese in Deutschland innerhalb der letzten 26 Jahre durch ihre gewaltigen Fortschritte auf dem Gebiete der Entwicklung der Naturwissenschaften, wie Physik und Elektrizitätslehre, Chemie usw., weit überflügelt. Bahnbrechend und zur Verwendung in die Praxis übertragen

hat deutsche Wissenschaft und Forschung durch Wissen, Können und Wollen nicht allein seinem eigenen Lande, sondern der ganzen anderen Welt ihre Errungenschaften zum Nutzen übergeben. Die Leistungsfähigkeit der Dampfmaschinen ist — nach Pferdekräften berechnet — in den letzten 26 Jahren etwa um das Fünffache gesteigert worden.

Ganz besonders muß noch der Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Chemie erwähnt werden. Die Ackerbauchemie hat uns in der Hauptsache ermöglicht, landwirtschaftlich alle anderen Länder während der Regierungszeit Wilhelms II. zu schlagen. Die gleichen Vorteile aus der Wissenschaft der Chemie zieht die Industrie, sei es bei der Verarbeitung des Eisens, der Verbesserung der Stahlbereitung, der Ausnutzung und Umwandlung der Kohle, in der Erzeugung organischer Farbstoffe, der Holzverarbeitung oder sonst.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Organisation ist auch ein besonders wertvolles Kapitel in unserer gesteigerten Volkswirtschaft. — Arbeitsteilung und Vereinigung, Schulung, Kapital, Kreditwesen usw. zeigen unter der fürsorgenden Regierung unseres Kaisers eine erstaunliche Entwicklung.

Im Jahre 1887 bestanden in Deutschland 2143 Aktien- und Kommanditgesellschaften mit einem Kapital von 4876000 Mark, 1912 ist das Ergebnis ein Bestand von 4712 Gesellschaften mit 14880 Millionen Mark. Die Gesellschaften mit beschränkter Haftung sind seit ihrer Begründung 1892 heute auf mehr als 16000 mit einem Kapital von mehr als 3½ Milliarden Mark angewachsen. In den Genossenschaften nimmt Deutschland mit einer Anzahl von 30000 und einer Mitgliederzahl von 5 Millionen bei weitem die führende Rolle unter allen andern Ländern ein. Die Geldeinlagen, die das deutsche Volk bei Banken, Genossenschaften und Sparkassen 1880 stehen hatte, betrugen etwa 6½ Milliarden und sind heute auf über 30 Milliarden angewachsen.

Die Staatsfinanzen, sowie die ganze Staatswirtschaft weist einen besonders erfreulichen Aufschwung auf. Nicht nur Post, Telegraph und Fernsprecher, sondern fast auch das ganze Eisenbahnnetz, viele landwirtschaftliche Domänen, Bergwerke, Forsten usw. sind Staatsbesitz und unter Staatsverwaltung. Die große vermehrte Staatseinnahme zeigt am besten nachfolgende Tabelle im Vergleich mit anderen Ländern:

	1881		1911	
Deutschland	2860,4	Mill. Mark	8534	Mill. Mark.
England	1714,4	„ „	4166,6	„ „
Frankreich	3928,4	„ „	3555,8	„ „

Hiervon entfallen auf Eisenbahnen 34%, sonstige Erwerbseinnahmen 20%, Steuern und Zölle 26%, sonstige Einnahmen 20%. Die Staatsausgaben erstrecken sich nicht nur auf die Landesverteidigung, Verwaltung usw., sondern auch auf eine mustergültige Arbeiterversicherung und andere soziale Zwecke.

Die in Verkehr und Handel erwerbstätigen Personen haben seit dem letzten Vierteljahrhundert eine Steigerung auf mehr als das Doppelte erfahren. Der Briefverkehr hat sich in den letzten 25 Jahren auf den Kopf der Bevölkerung mehr als verdreifacht, der Telegrammverkehr mehr als verdoppelt.

Die Einnahmen der Postverwaltung betrugen im Jahre 1911 etwa 784 Millionen Mark gegen 190 Millionea Mark im Jahre 1887. Das Netz der deutschen Eisenbahnen hat sich, wie nachfolgende Tabelle zeigt, gewaltig ausgebreitet.

	1885	1911	Zunahme
Bahnlänge km	37 190	59 763	60,7%
Anlagekapital (Mill. Mark)	9 722	17 833	83,4 „
Beamte und Arbeiter	333 439	713 187	113,9 „
Betriebseinnahmen (Mill. Mark	997	3 271	218 „
Beförderte Tonnen-km (in Mill.)	16 600	61 870	272,7 „
„ Personen-km (in Mill.)	7 932	37 855	377,1 „

Unter der ganz besonderen Anregung unseres Kaisers haben die Binnenwasserstraßen zur Unterstützung der Eisenbahnen und Erleichterung des Verkehrs an Ausdehnung gewonnen. Vergleicht man die schiffbaren Wasserstraßen mit denen Englands und Frankreichs, so sehen wir Deutschland mit einer Länge von 24519 km, wogegen England nur 13087, Frankreich 12913 aufzuweisen hat. Der Bestand an deutschen Binnenschiffen hat sich seit 1887 von 20390 Stück auf 26235 Stück gehoben. Durch eine größere Tragfähigkeit ist aber ein Tonnenverhältnis von 2,1 Mill. zu 5,9 Mill. eingetreten.

Einen guten Einblick in die so sehr gesteigerten und umgesetzten Werte gibt das Geld- und Kreditwesen. Die Gesamtumsätze der Reichsbank innerhalb der letzten 25 Jahre steigerten sich von 79,8 auf 414 Milliarden Mark, die der Deutschen Bank von 18,1 auf 132,2 Milliarden Mark.

Kohle und Eisen ganz besonders, Salze, Zink- und Bleierze usw. sind die hauptsächlichsten Stützen, die — zum Glück in Deutschland in reichem Maße vorhanden — der großen industriellen Entwicklung gedient haben. Die Erzeugnisse des Bergbaues haben sich innerhalb der letzten 25 Jahre von 700 auf 2000 Millionen Mark gesteigert. Die Kohlengewinnung hat sich seit den letzten 25 Jahren mit einer Förderung von 259,4 Millionen Tonnen um das Dreifache vermehrt. Die gleiche Entwicklung können wir in der Eisenindustrie feststellen. Die Förderung von Eisenerzen ergab 1887 10664000 Tonnen, 1911 etwa 30000000 Tonnen. Die eigene große Förderung genügte dem Bedarf aber nicht, es wurden 1912 etwa 10 Mill. Tonnen eingeführt. Das letzte Vierteljahrhundert ergibt also fast eine Vervierfachung der Roheisenproduktion.

Die nachstehende Tabelle zeigt durch die Zahl der mehrbeschäftigten Personen die Entwicklung der deutschen Industrie.

Zahl der beschäftigten Personen:	1882	1907
Textilindustrie	910089	1088280
Baugewerbe	533511	1563594
Nahrungs- und Genußmittel	743881	1239945
Maschinenindustrie	856089	1120282
Metallverarbeitung	459713	937000
Bergbau	430134	860903
Holzindustrie	469695	771059
Chemische Industrie	114482	265451
Druckereien	85394	239030
Papierindustrie	100156	230952

Hand in Hand mit der Entwicklung der Industrie wuchs der auswärtige Handel Deutschlands. —

Der Gesamtumsatz in Ein- und Ausfuhr ist in der Regierungszeit Wilhelms II. von 6379 auf 20117 Millionen Mark gestiegen. — Deutschlands Gesamtaußenhandel hat den englischen, der seit Jahren beherrschend an der Spitze des Welthandels stand, fast erreicht, alle anderen Länder, selbst Amerika überflügelt, in Prozenten ausgedrückt von 214,7 gegen England mit 113,1, Vereinigten Staaten mit 173,3, Frankreich mit 98,1.

Die Handelsmarine wuchs von 3811 Kauffahrteischiffen mit einem Raumgehalt von etwa 1¼ Mill. Registertonnen und einer Besatzung von 37076 des Jahres 1888 bis zum Jahre 1913 auf die Anzahl von 4850 Schiffen mit weit über 3 Mill. Registertonnen und 67746 Besatzung. —

Während wir nun die fabelhafte Entwicklung von Industrie und Handel kurz beleuchtet haben, die Deutschland unter der Regierung unseres Kaisers zu einem der Hauptindustrie- und Handelsländer gemacht hat, finden wir in der blühenden, großen Entwicklung der heimatlichen Landwirtschaft, die vom Auslande abgeschnitten, uns einzig und allein als Nahrungsquelle so unendlich hilfreich in diesem Kriege zur Seite steht, ein leuchtendes, unauslöschliches Merkmal in der weitsehenden, tätigen Fürsorge, die Wilhelm II. dieser fördernd zuteil werden ließ. —

Es wird in der Geschichte aller Zeiten wenige Beispiele geben, daß ein Land als Handelsstaat groß und beherrschend wurde und dabei doch ein Ackerbaustaat blieb, seine Produktion ohne einen nennenswerten größeren Flächenanbau mit der so stark wachsenden Bevölkerungsziffer in gleichem Maße vermehrte.

Diese weltgeschichtlich erstaunliche Tatsache läßt sich unter der Regierung unseres Kaisers feststellen. Unter seiner starken Erhaltung und Förderung gehört Deutschland nach wie vor zu den Hauptackerbauländern der Welt. Den vielfach auf Grund von Fachunkenntnis erörterten Behauptungen der einseitigen Bevorzugung der Industrie durch unseren Kaiser muß auf das entschiedenste entgegengetreten werden. Genügend Beweise, die hier anzugeben zu weit führen würde, ließen sich hierfür nennen. Es hat in der Regierungs- und Friedenszeit Wilhelms II. genug Parteien und Personen gegeben, die am liebsten die einheimische Landwirtschaft völlig der Industrie und dem Handel geopfert hätten: alle diese Personen und Parteien, die ihre Ansichten teilweise zur offenen Fehde ausdehnten, konnten unsern großen Kaiser nicht veranlassen, seine schützend-fördernde Hand von dem Kern unseres Deutschlands, der Landwirtschaft, zu nehmen. Sie hat es ihm nun zu schweren Kriegszeiten gedankt; als starker Hort schützt auch sie im Verein eines glorreichen Heldenheeres und einer tapferen Flotte ihr Vaterland. Die gesteigerte Erzeugungskraft in Acker- und Viehwirtschaft, die ganze Entwicklung der deutschen Landwirtschaft ist wohl in der Lage, auf sich selbst angewiesen, Heer und Volk bei einem noch so lange währenden Kriege zu ernähren. Die deutsche Landwirtschaft hält die schwarz-weiß-rote Fahne in ihrer Leistungsfähigkeit all den andern Ländern gegenüber siegreich und stolz in ihrer Hand.

Wenn wir volkswirtschaftlich die Schlußfolgerung der letzten Berechnungen des Volksvermögens und Einkommens erwähnen, die in einer Einnahme von 40 gegen 23 Milliarden des Jahres 1895 und einem Volksvermögen von weit über 300 gegen 200 Milliarden Mark der gleichen Jahre gipfeln, und weiterhin ersehen, daß von dem Volkseinkommen 7 Milliarden für öffentliche Zwecke, 25 Milliarden privatim verbraucht und 10 Milliarden durch den Wertzuwachs jährlich zur Vermehrung des Volksvermögens zugeschrieben werden, — könnten wir so recht die Worte des Reichskanzlers vom 4. Dezember verstehen, die treffend das große Werk eines großen Volkes unter der Leitung eines großen und weitsehenden Herrschers zur jetzigen politischen Weltlage in den Worten zusammenfaßte: „Deutschland läßt sich nicht vernichten.“



An Grete schreiben . . . Von Rudolf Herzog.

Der Stabsarzt erhob sich, er quälte ihn nicht;
Er lupfte den Helm von des Wunden Gesicht;
Der murmelte wirr aus den Ätherträumen:
„An die Front! An die Front! Nicht die Schlacht versäumen."

„„Wach auf, mein Jung', wach auf, Kamerad!""
— Zwei Augen suchten auf irrem Pfad . . .
Dann hatte die grübelnde Stirn es gefunden:
Im Feldlazarett. Unter lauter Wunden.

„„Schön ruhig, mein Junge. Kein blinder Zorn.
Eine Spanne Geduld, und du bist wieder vorn.""
„Herr Doktor — —! Das sind — bei Gott, keine Lügen?"
„„Bleib liegen, mein Junge, hier gibt's kein Betrügen.""

Er strich aus der Stirn ihm das feuchte Haar.
Ein Räuspern kurz, und die Stimme war klar.
„„Nun? Einen Gruß nach Hause schreiben?
Die fragen sich sonst, wo die Briefe bleiben.""

Eine Röte färbte das blasse Gesicht.
Zwei Augen starrten ins Tageslicht,
Zwei Knabenaugen, verwirrt und verlegen —
„Herr Doktor — es wär' nur — der Grete wegen."

Der Stabsarzt bog sich ein Blatt Papier.
„„Ich schreib's schon der Grete, mein Junge, diktier'.""
Der lag so still, als ob er bete . . .
Dann sagte er leis: „Meine liebe Grete —

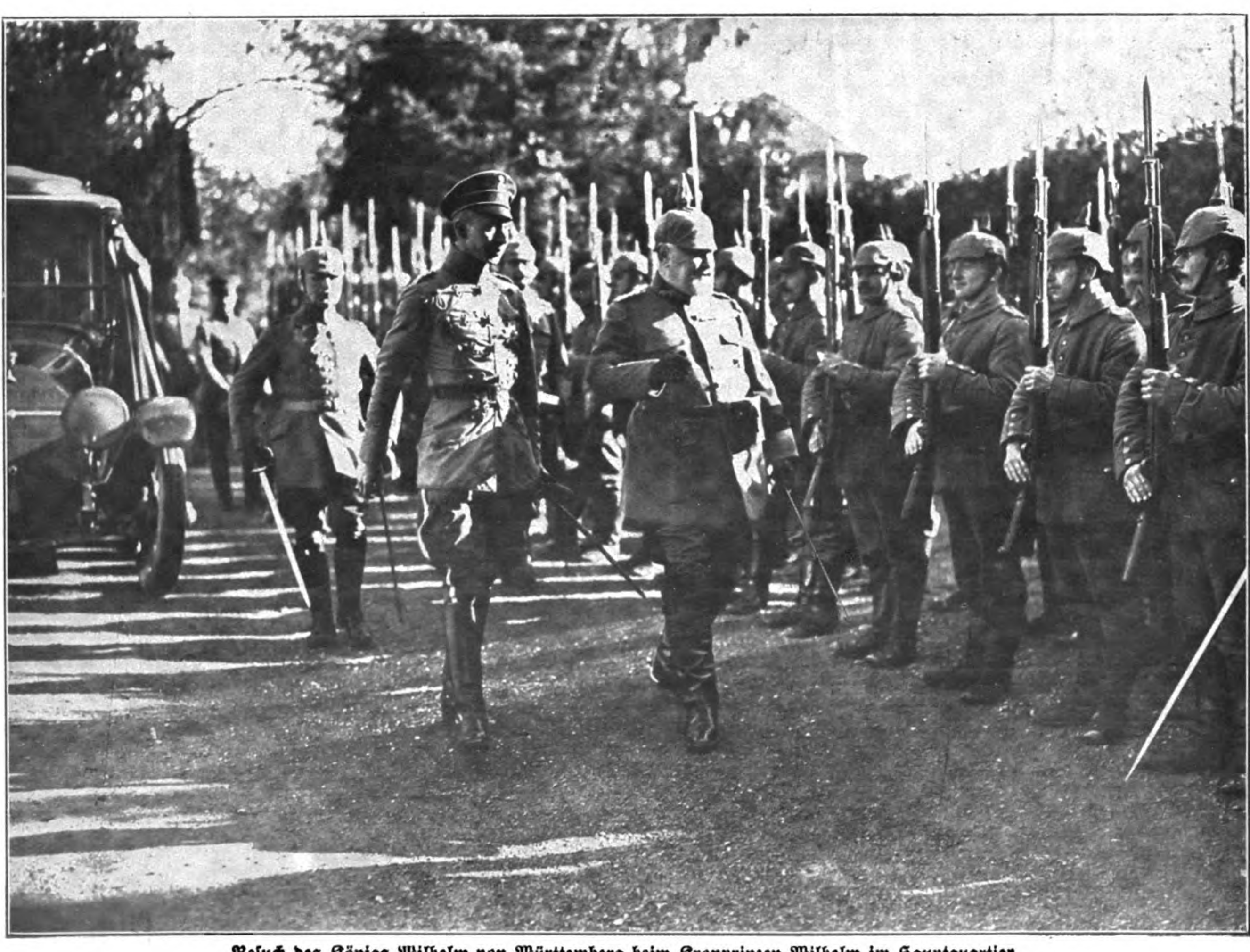
„Ich hab's dir versprochen, so wahr ich's gekonnt,
Ich weich' keinen Schritt, keinen Schritt aus der Front.
Da haschte ein Schuß mich; mein Mädchen, verzeihe;
Doch morgen schon — steh' ich — in vorderster Reihe — —"

Die Stimme schwieg . . . Noch ein Atemzug tief —.
Der Schreiber saß, als ob er schlief.
Dann hob er die Hand, und sanft strich er nieder
Dem lächelnden Knaben die Augenlider.

„„Nun bist du im Himmel, mein junger Held.
Wir haben die Wahrheit nicht entstellt.
Nur die Stunde zu nennen das Mitleid sich scheute —
In der vordersten Reihe, da stehst du schon heute.""



Generalleutnant Frhr. von Gebsattel, Kommandeur einer bayrischen Division, mit seinem Generalstabschef Oberstleutnant Braun und dem Major von Kreß I. Phot. Hoffmann.



Besuch des Königs Wilhelm von Württemberg beim Kronprinzen Wilhelm im Hauptquartier. Phot. A. Groß.

Unserm Kaiser. Von Albert Roderich.

Ein Grüßen geht heut durch das deutsche Land
Zu dir, du Allverehrter,
Ein Grüßen, von deinem Volk gesandt
Ins wilde Klirren der Schwerter.

Und führen wir dröhnend Schlag auf Schlag
Den Feinden zu Leid und Schande, –
Für uns ist heute ein Feiertag
Mit Rosen am Gewande.

In Notwehr nur zieh' ich das deutsche Schwert –
Sprachst du, ein Held und ein Weiser;
Du hast uns in Demut siegen gelehrt,
Du kämpfender Friedenskaiser!

Dein frommer Glaube hat es geweiht,
Das Schwert, das du sorgend geschliffen;
Du hast die große, gewaltige Zeit
Groß und gewaltig begriffen.

Ein Grüßen geht durch die deutsche Welt:
Heil sei deinem Hause beschieden, –
Dir werde, gesegneter Kampfesheld,
Ein langer, gesegneter Frieden!

Die Deutschen in Lodz. Von Ad. Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Lodz, Ende Dezember.

Man kann wochenlang hier im Felde sein, ohne die Trommel zum Streit schlagen zu hören oder die Fahne hoch im Winde flattern zu sehen. Der Kampf Mann gegen Mann ist selten geworden, und noch seltener ist die dramatische Folge der einzelnen Gefecht abschnitte, wie sie der alten Feldschlacht mit ihrer Schnelligkeit der Entscheidung über Sieg und Niederlage ganzer Heere — bei Sonnenuntergang war alles zu Ende — innewohnte. Selten geworden ist der o t geschilderte Abend auf dem Schlachtfeld! Die Szene ist bekannt. Die Beiwachtfeuer des Siegers leuchten, und der Feldherr tut bei der Truppe Umgang. Der Choral von Leuthen setzt ein . . . Immerhin: ganz ist die Romantik des Krieges auch heute noch nicht aus der Welt geschwunden. Ich gebe hier ein Augenblicksbild vom Abend nach dem Fall von Lodz.

Wochenlang ist um die Stadt in heißem Ringen und mit wechselndem Erfolg gestritten worden. Pabianice, Lutomirsk, Alexandrow, Lenczyza, Konstantynow, Brzezeny: das sind nur die wichtigsten der vielen Nam n, an die sich die Erinnerung an blutige Schlachten aus dieser Zeit knüpft. Die Armee Mackensen stand vor einer schweren Aufgabe. Der Gegner war ihr gewaltig überlegen in der Zahl seiner Gewehre, über-



Pontontransport bei Lodz. Phot. M. Rosenberg.

legen auch an praktischer Kriegserfahrung in seinen Reihen. Viele seiner Offiziere und Reserveleute hatten bereits in der Mandschurei mitgefochten und sich dort unter dem Angriff eines zähen, kühnen und listenreichen Gegners Witz gekauft. Vielleicht, daß ihm das schnelle Ausnützen eines Einzelerfolgs nicht so lag, als uns. Vielleicht, daß der einzelne Mann bei uns dem einzelnen drüben an Verständnis für die Bedeutung des Augenblicks und an persönlichem Interesse am Ausgang der Sache voran stand. Vielleicht, daß wir ein paar schwere Geschütze mehr hatten als der Feind und daß sich damit etwas machen ließ. Diese Vorteile jedenfalls hieß es eifrigst ausnützen, wenn wir nicht eine Enttäuschung erleben sollten. Tatkraft und Umsicht der Führung, der Wille zum Sieg bei der Truppe und die Überlegenheit der Artillerie schafften es dann schließlich. Am Morgen des 6. Dezember waren die Schützengräben des Feindes geräumt. Auch seine Artillerie antwortete nicht mehr. Endlich also! Aber war er auch wirklich weg? Waren nicht nur die Vororte, sondern auch die Stadt selbst dem Sieger preisgegeben? Lagen die Russen etwa doch noch drin in den Häusern und wollten einen Straßen-vielleicht noch am nächsten gelegen hätte. Die Glocken läuteten überhaupt nicht an dem Tage, obgleich es Sonntag war. Denn unsere Artillerie hatte notgedrungen die Türme und damit auch die Glocken selbst in dem vorangegangenen Kampfe heruntergeputzt; der feindlichen Beobachter und ihrer Fernsprecher-Stöpselkästen wegen, die sich überall dort eingenistet hatten. Das Oberkommando tat also zur Feier des glorreichen Tages nichts, als was es immer tut: es arbeitete neue Befehle aus und übergab sie an die Befehlsempfänger. Der Aufmerksamkeit der Truppe weiter draußen war es natürlich nicht entgangen, daß die Artillerie heute schwieg. Sie machte sich denn auch ihren Vers darauf. Mündliche Botschaft lief um und erschien sicher. Die Unteroffiziere und die Ordonnanzen bei den Stäben wußten sogar längst Einzelheiten. Die richtige Bestätigung konnte aber doch erst die Befehlsausgabe bringen. Soweit sich der Herr Hauptmann oder Rittmeister nicht zu einer besonderen Mitteilung bewogen findet, erkennt man beim Kommiß aus dem Inhalt der Befehle in Verbindung mit dem, was von Mund zu Mund läuft, was Wahrheit und was fauler Zauber ist. Auch im Kriege. Eines allein reicht nicht

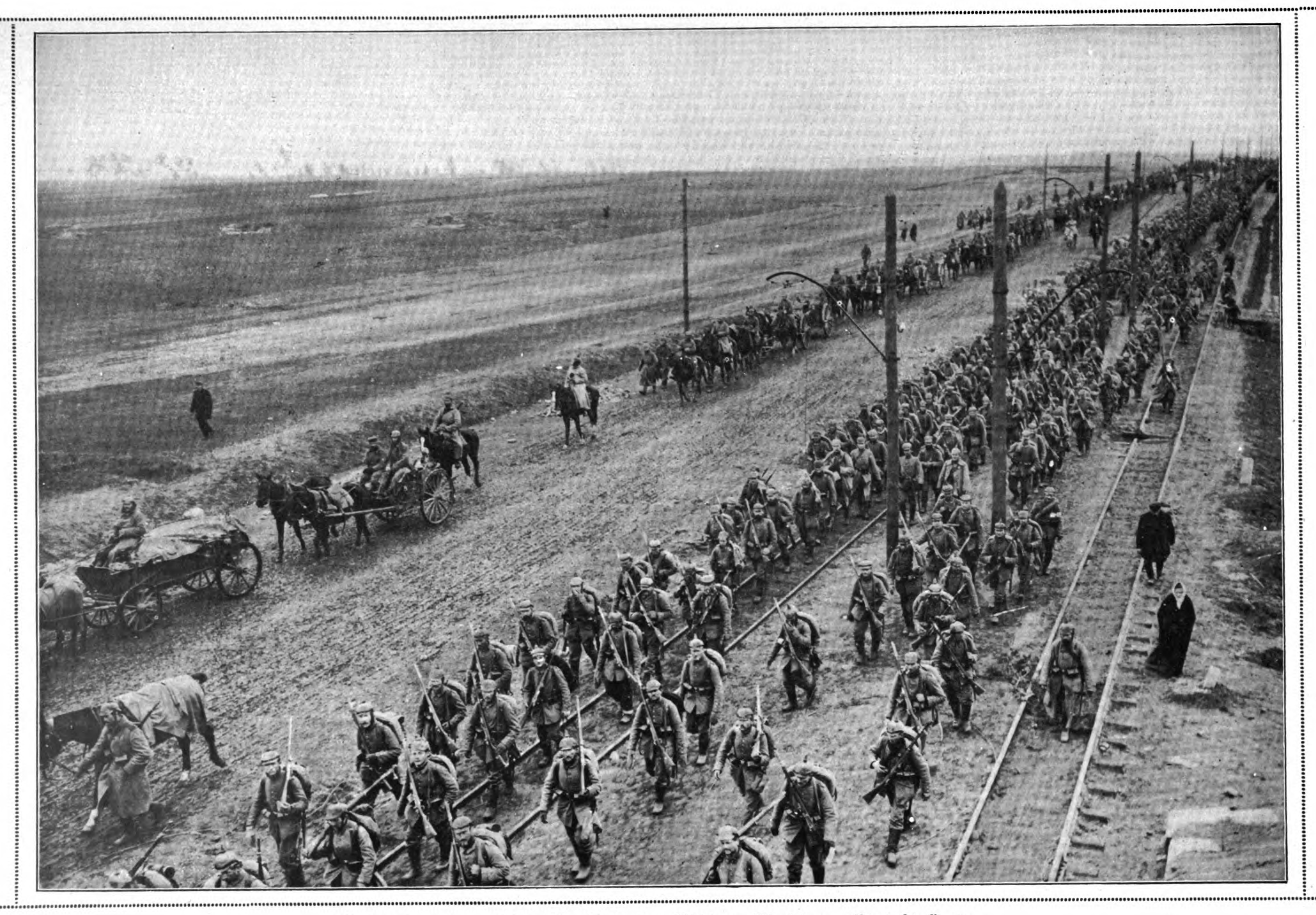


Die Deutschen in der Petrikauer Straße in Lodz. Phot. Werkstätten für Graphische Kunst, Berlin.

kampf? Nach der Regel wäre es ja nicht gewesen, — aber was bedeutet die Regel in diesem Feldzug überhaupt und in dem mit Rußland insbesondere? Man schickt also ein paar Granaten in die Stadt hinein. Da geht an der katholischen Pfarrkirche die weiße Fahne hoch. Lodz ist über! Und unsere ersten Truppen rücken in die Stadt ein.

Überall wohin die Siegesbotschaft kommt, wird sie mit Jubel aufgenommen. Seien wir ehrlich: nicht aus Begeisterung für die hehre Sache von Kaiser und Reich allein, nein, auch aus schnöder Sehnsucht. Diese von den Hin- und Herfluten der russischen und der deutschen Heereswogen ausgesogene, und ausgepreßte Juden- und Industriestadt erschien unseren Truppen inmitten der polnischen Dezemberlandschaft wie ein ihnen sonnig lächelndes Capua. Daß sie dieses Capua nur betreten sollten, um gleich am anderen Ende wieder hinauszuziehen und dort weiter zu fechten, konnte noch kein Mensch wissen. Kurz und gut: wo die frohe Kunde hinkam, freuten sich die Leute. Naturgemäß verbreitete sie sich etwas langsam. Dienstliche Mitteilungen der höheren Führung an die Truppe über die Gesamtlage, insbesondere also auch über Erfolg oder Mißerfolg der eigenen Partei, gibt es im Krieg im allgemeinen nicht. Da gibt es nur Befehle. Und beim Fall von Lodz wurde es nicht anders gemacht, wie sonst auch. Mit anderen Worten: das Oberkommando der Armee Mackensen brannte weder am hellichten Tage ein Feuerwerk ab, noch ließ es Viktoria schießen, noch bestellte es Extrablätter und ließ sie bei der Truppe durch Dienstautos verbreiten. Die Glocken nach dem Geibelschen Rezept von Turm zu Turm durchs Land frohlocken lassen, konnte man auch nicht, obgleich das aus. Auch die zwei Schwadronen Nikolaus-Kürassiere, die beim Schwinden des Tages von dem heiß umstrittenen Lutomirsk her querfeldein gegen Lubinek heranrückten, wußten in diesem Sinne und wußten doch nicht ganz gewiß, daß und ob Lodz über war. Freilich, ernstlich zweifelte niemand! Übrigens mußte die nächste halbe Stunde die Entscheidung bringen. Marschziel war einstweilen der Bahnübergang bei Lubinek. Dort sollte Halt gemacht werden zum Abwarten der Befehle. Linker Hand lag das hart umstrittene und demgemäß gründlich zusammengeschossene Konstantynow. Der Kavallerie folgten eine Batterie und zwei Bataillone thüringischer Infanterie. Die Truppe bildete die Vorhut ihres Korps.

Der Bahndamm war erreicht. Es war nasses Schlackerwetter; immerhin tönte etwas weißer Schnee die trostlose, von dünnem Nebel halb verhüllte Flur. Es wurde dunkel. Die Truppe hatte sich längs des Bahndamms gelagert. Von fernher hörte man Hundegebell, ab und zu auch das Rasseln marschierender Munitionskolonnen, dieser nie zur Ruhe kommenden Wandertruppe der Heere. Ein paar Lagerfeuer flackerten bald auf und warfen zuckende Schatten; frostige Seelen hielten die Hände darüber und vertraten sich die Füße. Die Offiziere hatten sich beim Wärterhäuschen gesammelt. Sollte man hier etwa nächtigen? War deshalb Lodz, wo man möglicher Weise sogar auf ein Bad hoffen konnte, gefallen? Wo, zum Henker, blieben die Befehle? Kam man heute noch hinein oder nicht? Würde man endlich einmal wieder in einem Bett schlafen oder abermals, günstigsten Falls, in der Ecke einer fensterlosen, in einem zufällig nur halb zusammengeschossenen Bauernhause erhaltenen Bude? Das war die große Frage! Man



Unsere Truppen auf dem Marsch in der Richtung Warschau. Phot. A. Grohs.

war doch gleich so hübsch vorn an auf Lodz zu! Dabei wurde es immer dunkler und ungemütlicher.

Da auf einmal eine Unterbrechung des zukunftschwangeren, tatenlosen, fröstelnden Harrens! Eine tiefe und schöne Baßstimme setzt ein:

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, — Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren! — Kommet zu Hauf! — Psalter und Harfe, wacht auf! — Lasset den Lobgesang hören."



Leichtverwundete hinter der Feuerlinie; links ein Infanterist mit dem Patronenstreifen eines russischen Maschinengewehrs. Phot. R. Sennecke.

Feierlich klingt die Weise durch die Nacht. Alles horcht erstaunt auf. Dann fallen ein paar andere Stimmen ein. Und dann immer mehr. Die Offiziere singen mit, und schließlich singt alles, was da am Bahnübergang von Lubinek dem Befehl gemäß und neuer Befehle gewärtig lagert.

Hinterdrein hat niemand daran gedacht, umzufragen, wer eigentlich der erste Sänger gewesen war. Doch dieser erste hatte anderen Mut gemacht, und so kam zum Ausdruck, was den Leuten außer dem Sieg durch den Kopf ging. Man schrieb zwar erst den 5. Dezember, aber das Weihnachtsfest, das sie nun so unerwartet in Feindesland vor sich hatten, spukte doch schon mächtig in den Köpfen. „Stille Nacht, heilige Nacht" fingen ein paar von der Infanterie ganz leise an, doch die andern fielen sofort ein, auch der zweite Chor klang voll und bestimmt, und das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" machte den Schluß der stimmungsvollen, ganz aus der Truppe heraus entstandenen einsamen Sieges- und vorgreifenden Christfestfeier.

Etwas abseits von der Gruppe der Offiziere am Bahnwärterhäuschen standen ein bärtiger Major in der Uniform der Fünfundneunziger und der Rittmeister, der das Helbregiment der Brandenburger Kürassiere führte.

„Was sagen Sie zu unsern Leuten? Sind sie nicht rührend, Hoheit?" wandte sich der Kürassier an seinen Nachbar. Der als arger Spötter Verschriene war sichtlich ergriffen.

„Ganz gewiß!" antwortete der Major. „Ich werde diesen Abend nicht so leicht vergessen."



Deutscher Landsturmmann beim Einkauf in Lodz. Phot. R. Sennecke.

Unten ritt ein höherer Offizier mit seinem Adjutanten an. „Wo ist Rittmeister Wilkins?" rief er. „Auf dem Damm, Herr General!" klang es zurück. Es war der Führer der Brigade, General v. Versen. Guten Abend, meine Herren!" „Gute Nachricht! Machen Sie sich fertig! Wir rücken noch heute Abend in Lodz ein. Ich bin zum Kommandanten ernannt. Sie, Wilkins", — er wandte sich an den Rittmeister — „müssen mitkommen. Sie wissen mit den Verwaltungsgeschichten Bescheid. Und auch Sie, Prinz, habe ich mir erlaubt, mir für die Kommandantur auszubitten. Also bitte los, meine Herren!"

Rittmeister Wilkins ist der langjährige Landrat des Kreises Spremberg auf Schloß Hornow, der bekannte Ostafrikaner. Der Major war Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, der sich als Maler einen Namen gemacht hat. Auch die Landräte und die Prinzen gehören zum Volk in Waffen.

❀ ❀ ❀

Der ersten Kommandantur in Lodz nach dem Wiedereinzug der Deutschen gehörten außer dem General von Versen, dem Rittmeister Wilkins und dem Prinzen von Meiningen die Hauptleute von Veltheim und von Witzendorf, sowie die Leutnants Erb löh und v. d. Kutsch an. Bei seinem Eintreffen schlug der neue Kommandant sein Quartier zunächst in der Vorstadt auf. Das Gelände, das man ausgewählt hatte, erwies sich jedoch sofort als ungeeignet, und so wurde beschlossen, die Kommandantur gleich am andern Morgen in das im Mittelpunkt der Stadt gelegene erste Hotel von Lodz, das Grand Hotel, zu verlegen. Außerdem wurde in Aussicht genommen, den Bewohnern von Lodz, durch einen schönen Einzug klar zu machen, daß das Erscheinen des deutschen Stadtkommandanten in der Geschichte von Lodz immerhin einen neuen Abschnitt bedeute. Irgend etwas mußte in dieser Richtung geschehen. Die Russen hatten ein besonderes Verfahren gewählt, bei ihrer ersten Wiederkehr nach der Räumung von Lodz durch die Deutschen Eindruck zu machen. Klappern gehört zum Handwerk, und so hatten sie fürs Erste ein halbes Hundert Juden und Deutsch-Russen, die es angeblich mit den Deutschen gehalten hatten, aufgeknüpft. In der Anwendung derartig drastischer Mittel konnten wir mit ihnen nicht in Wettbewerb treten. So ritt General von Versen mit seinen Offizieren hinter den wippenden Fähnchen einer Schwadron Kürassiere in die Stadt ein. Eine Batterie folgte; dann ein Bataillon Infanterie, und dann noch eine Schwadron Kürassiere. So! Nun wußten die Lodzer, woran sie waren. Für die ganz Begriffsstutzigen erschien noch eine Reihe von Bekanntmachungen, aus denen in bündiger Kürze zu ersehen war, was nunmehr erlaubt und verboten sein sollte, und daß auch mit uns nicht zu spaßen sein würde. Vor dem Grand Hotel zog ein Doppelposten auf, außer Angehörigen des Heeres durfte niemand mehr hinaus und hinein, die militärischen Amtszimmer wurden in die Nachbarschaft der Gouvernements gelegt; ein Bürgerausschuß zur Verwaltung der Stadt nach den Weisungen des Kommandanten eingesetzt, — und alles ging vortrefflich. Bürgerliche Schutzleute traten an Stelle der russischen Polizei ihr Amt an, und auch ein bürgerlicher Gerichtshof wurde schnell ins Leben gerufen. An Stelle der russischen Richter, die sich nach Warschau empfohlen haben, sprechen die Rechtsanwälte der Stadt über die kleinen Schächer, die nicht vors Kriegsgericht gehören, Recht. Sie sprechen durchaus nicht alle Leute frei, für deren Schuldlosigkeit sie unter anderen Verhältnissen aus tiefinnerster Überzeugung ihre sämtlichen Hände ins Feuer gelegt hätten. Und etwas Unerhörtes hat sich ereignet. Die etwa zwölf Kilometer lange Hauptstraße der Stadt ist von ihrem

Jahrzehnte alten Schmutz gesäubert und rein gefegt worden. Die entsprechenden Anordnungen sind eine der Taten des Rittmeisters Wilkins, der hier zeigt, daß er nicht nur Kürassiere zu führen, sondern in der Tat auch in Uniform zu verwalten versteht. Die Vertretung des Gouverneurs in Zivilsachen liegt im Wesentlichen in seiner Hand, und er zeichnet in der Hauptsache dessen Erlasse, ist auch als Zensor der hiesigen Presse tätig gewesen, bis ihn in diesem Punkte kein geringerer als Herr Dr. v. Dziembowsky, Mitglied des Reichstags, abgelöst hat, der hier als — nicht gerade jüngster — preußischer Oberleutnant die Reichshoheit stramm vertreten hilft. — Der Gouverneur — denn die Kommandantur ist unterdessen zum Gouvernement geworden — Generalmajor v. Versen hat sehr bald wieder in die Front gemußt. An seine Stelle ist Generalmajor Gehrigke getreten, der als Fußartillerist in dem gegenwärtigen Abschnitt des Kriegs draußen wohl eher abkömmlich ist. Die ganze Zeit über herrscht am Sitz des Gouvernements ein höchst interessantes militärisch-gesellschaftliches Leben. Man übersieht es am besten des Mittags bei der Tafel. Nach einander erscheinen der Herzog von Sachsen-Koburg, der Meininger und der Fürst Reuß mit dem Erbprinzen. Der Erbprinz Ernst Hohenlohe, kolonialpolitischen Angedenkens, taucht als Johanniter auf; zufällig ist auch sein gegenwärtiger Nachfolger an der Spitze des Reichskolonialamts, Staatssekretär Dr. Solf, gerade in Lodz. Er kommt von den Schlachtfeldern des Westens und macht jetzt eine Rundfahrt über die des Ostens. Die Kolonialexzellenz ist nicht nur ohne ernstere Sorgen um das Schicksal unserer Siedlungen, sie ist sogar, wenn ich mich so ausdrücken darf, bester Zuversicht. Allerdings: Kiautschou! .. Da ist der Charakterkopf des Kammerherrn der Kaiserin, Grafen Keller, der Liebesgaben bringt, und da der bekannte Rittmeister a. D. Delacroix, den wohl der gleiche Zweck herführt. Auch Schloßhauptmann Graf Hutten-Czapski, Mitglied des Herrenhauses, als unverändert flotter Husar, fehlt nicht. An einem Tisch in meiner Nähe sitzt ein General mit zahlreichen Stabsoffizieren. Ich kenne ihn und kenne ihn doch nicht! Wer mag es sein? In meiner Not fange ich schon an, die deutschen Bundesfürsten und die zugehörigen Prinzen von vorn nach hinten und von hinten nach vorn innerlich durchzugehen: nein, von Bayern bis Waldeck und Schwarzburg; aber es stimmt nicht, mein Gegenüber ist nicht darunter. Da ergibt sich die Lösung des Rätsels. Der General erhebt sich. So etwas gibt es nur einmal! Wenn das nicht der „lange Plüskow" ist! . . . Und wahrhaftig, er ist es. Er ist uns Berlinern etwas aus den Augen gekommen, seit er Kommandierender ist. Und nun der gewaltige Kriegsbart, und dazu die riesige Hornbrille . . .



General von Plüskow. Phot. Werkstätten für Graphische Kunst, Berlin.

Ueberhaupt die Kriegsbärte! — Doch das gibt einen Artikel für sich!

Herzen empor! Von Traugott Pilf.

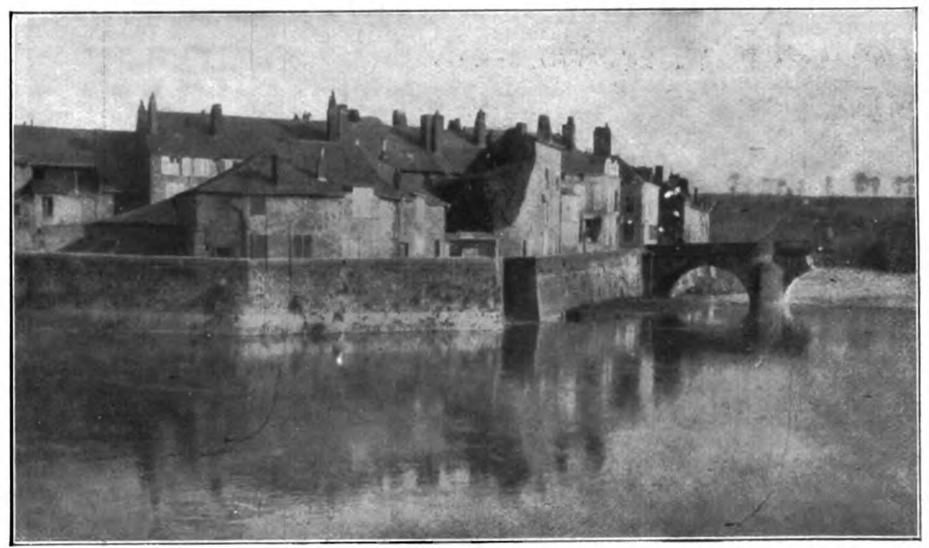
Von blutroten Flammen brennt die Erdenwelt,
Die Walküren reiten täglich über das Feld;
Sie lenken die Lanzen in siegender Heldenwahl,
Sie tragen die Toten in Gottes ewigen Saal.
Viel Kampfeskunde bringt des Tages Ferne,
In edler Ruhe brennen nachts die Sterne.

Ihr, die ihr starr um tote Helden trauert,
Daß eure Seele schwer im Schmerz erschauert,
Ihr sollt euer Leid an Sternenwelten messen,
Und allen Kleinmuts Zagen ist vergessen.
Seid stolz! Die Helden fielen im Siegeslauf;
Drum Herzen empor, und blickt zu den Sternen auf!

Eine Fahrt zu unsern Feldgrauen. VI. Von Johannes Höffner.

Ein wundervoller Spätherbstmorgen nach all den grauen Regentagen. Mild und gelassen und behaglich steigt die Sonne am leichtverschleierten mattblauen Himmel über dem Maastal auf. Eine weiße, tannene Notbrücke hängt dicht über dem wallenden graugrünen Wasser. Pioniere rutschen auf den Knien über die Bohlen, bohren und hämmern, hobeln und sägen. Aus dem nahen kaiserlichen Marstall kommen die Bereiter auf den Gradißern und Trakehnern. Die Hufe poltern über die Bretter der Brücke, und jenseits auf dem Weg, der tief und lehmig am Ufer dahinläuft, am ziemlich steil ansteigenden Hang, werden sie getummelt wie daheim im Tiergarten; ihr lautes Wiehern ist der einzige helle Ton in der morgendlichen, verschlafenen Landschaft. Es ist mit ihr wie mit den Einwohnern, sie liebt das frühe Erwachen nicht. Selten findet man in dem stillen Landstädtchen eines der Geschäfte vor 9 Uhr morgens geöffnet. Und wenn sie einen unserer Feldgrauen vergebens an der Ladentür klinken sehen, reiben sie pfiffig den Daumen gegen die Nase und lachen. „Das ist hier nicht wie bei uns. Die sind faul. Die haben es nicht nötig."

Drüben auf der Höhe inmitten einer Obstanlage steht ein Türmchen. Die Sonne scheint es durch und durch. Die bunten Scheiben glitzern rot und gelb und blau und grün, wie die Fenster der alten Baukästen meiner Kindheit, wenn man ein Licht dahinter stellte. Das Türmchen steht da oben wie aus einem Modellierbogen geklebt, zierlich, sechseckig, weißgetüncht und auf dem Dach eine Galerie. Ich steige die Höhe hinauf, Schritt für Schritt. Denn der Morgen ist zu schön, und die milde Luft will geatmet sein. Brombeeren blühen am Rande. Große starke Hühner zwischen den Büschen: Kochinchina. Ein Hahn kräht. Und wahrhaftig nicht wie bei uns: Kikerikih, sondern wie in dem Rostandschen Tierstück, so wie alle französischen Hähne krähen sollen: Kokorukuh. Das Türmchen ist im Innern völlig verfallen. Eine wacklige Wendeltreppe nur für schlanke, schmächtige Franzosen berechnet, führt zur Plattform. Seitwärts gedreht, klemme und schraube ich mich hinauf, durch die farbigen Fensterscheiben die Landschaft bald im Morgenrot bald im Gewitterschein, in der Dämmerung oder in Feuerlohen sehend. Der Turm muß bei unsern Feldgrauen sehr beliebt sein. Überall, am Geländer, an den Wänden, an den Fensterkreuzen Namen, Verse und Schriften aller Art, Herzen und Zeichnungen, in denen sie sich hier mit genauer Angabe ihres Regiments und ihrer Kompagnie verewigt haben. Oben treffe ich zwei Eisenbahner aus Pommern. Auf Rohrstühlen, die wer weiß welcher Naturfreund hier nach oben geschleppt hat, sitzen sie in der blanken Sonne, haben die Hände über dem Leib gefaltet und jagen mit den Daumen Zeck. Sie sind ganz hingenommen von dem Reiz der Landschaft; ihre Augen hängen an dem fernen Horizont, bald sagt der eine, bald der andere in dem breiten, mahlenden Dialekt des Hinterpommern: Das ist ein schönes Land. Unten im Tal, in Frieden gebettet und Ruhe,



Eine gesprengte Maasbrücke.

die Stadt. Es ist, als wäre Feiertag. Ein paar Türme und Kirchen steigen aus dem Volk der kleinen, freundlichen Häuser, die langgestreckt das Tal entlang sich sammeln, gleich einem Heerlager, je eine Stadt am rechten wie am linken Ufer.

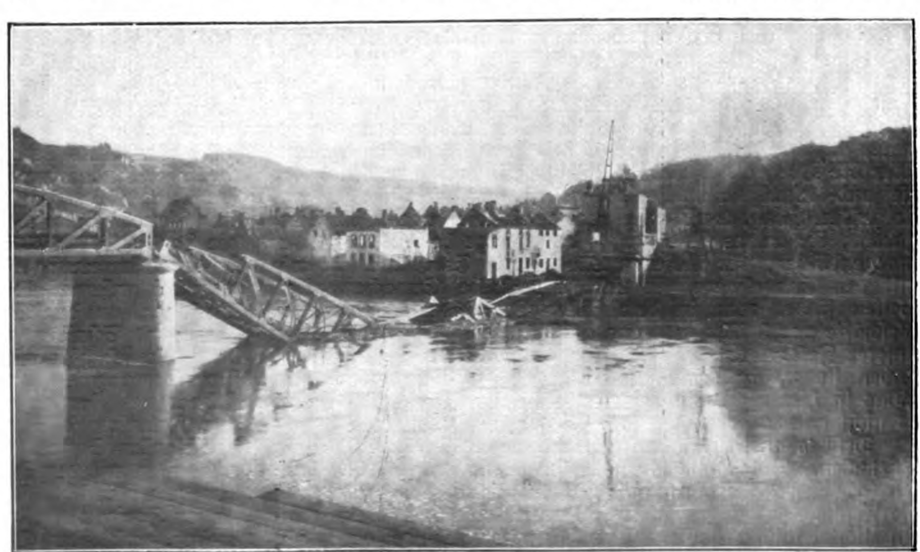
Ein Glockenspiel schlägt an; die Töne steigen leise hallend nach oben, wie — es mag gesucht klingen, aber ich hatte das Gefühl — wie Leuchtkugeln in den Himmel steigen. Die Maas blinkt; am Marstall blitzt und flammt und leuchtet und sprüht es auf: der Widerschein der Sonne auf den Brustschildern der Leibgensdarmen, die dort Posten stehen. Weiterhin rechts die hochgebaute, malerische Zitadelle, deren Räume jetzt als Ställe für die Pferde des kaiserlichen Gefolges dienen. Der Verteidigungswert ist nur gering. Früher war der Ort einer der stärksten an der Ostgrenze, im Mittelalter und 1815 noch widerstand er der Belagerung durch die Preußen lange Zeit; 1871 aber kapitulierte er nach zweitägiger Beschießung, am 2. Januar. Einige Jahre später verstärkten ihn die Franzosen durch das Fort des Ayvelles, das aber auch nicht lange Widerstand geleistet hat. Vom Kriege ist kaum eine Spur zu sehen. Nur die Brücken wurden von den Franzosen auf dem Rückzug ohne Ausnahme gesprengt. Drüben bei der Zitadelle langt wie ein Krahn der stehengebliebene Stumpf der Eisenbahnbrücke von der Landseite her über das Wasser. Die Zitadelle hatte diesen Übergang zu schützen; das Eisenbahngeleis führt in einer Untertunnelung mitten durch die Werke hindurch. Nun arbeiteten unsere Pioniere an der Wiederherstellung der Strecke. Der eingestürzte Tunnel wurde durch Sprengungen freigemacht, und von Zeit zu Zeit erdröhnte die Luft von den Explosionen, wie von fernem Kanonendonner. Damit kein falscher Alarm entstände, waren diese Sprengungen vorher bekannt gemacht worden. Die Eisenbahner erzählen von Belgien. Sie haben an den Umgehungsbauten mitgearbeitet, die durch die Zerstörungen der wilden Züge nötig geworden waren. Aber sie sind nicht sehr redselig. Sie sonnen sich und gehen mit den Augen über Berg und Tal spazieren.



Kriegerdenkmal für 1870 gefallene Franzosen in Ch.

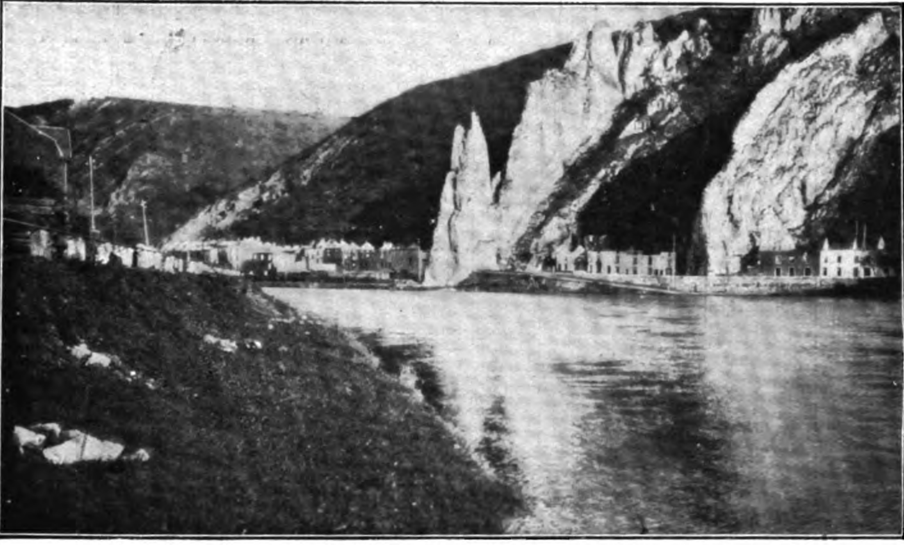
Fern im Osten bleibt der Blick an den blauen Linien der Ardennen hängen. Das ist eine Erfüllung alter Kindheitsträume. Kein Stück Erde umwob sich für mich mit soviel Zauber und Romantik wie der Ardenner Wald. Uhlands Balladen hatten es mir angetan und die deutschen Heldensagen, von Roland und von den vier Heimonskindern, die auf ihrem Roß Bayard zu Kampf und Sieg ziehen. Und merkwürdigerweise steht unten im Ort ein Denkmal für den Ritter gleichen Namens, den „Chevalier sans peur et sans reproche". Im Jahre 1521 hat Bayard die Festung gegen Karl V. gehalten, und Karl VIII. von Frankreich erbat sich von ihm den Ritterschlag. Weiter nördlich an der Maas, wo starrende Kalkfelsen drohende Festungen tragen und, bald parallel dem Lauf, bald senkrecht auf ihn stoßend, scharfgratig und grotesk wie die Nadeln der Dolomiten weiß und kalt den Fluß begleiten, kann man mit einiger Phantasie ein Roß mit vier Reitern erkennen: die Heimonskinder. Durch alle Not und Gefahr haben die vier Brüder sich furchtlos hindurchgeschlagen. So reiten Deutschlands Kinder aus Nord und Süd und Ost und West, gegen ihre Feinde in der Welt. Deutschland reitet, und unserm Bismarck würde das Herz im Leibe lachen, *wie* es reitet und *wie* es im Sattel sitzt. Ein edles Roß geht unter ihm, weich und ohne Furcht und heißt wie das der Offenbarung „Treu und Wahrhaftig". Dort hinten in den Wäldern der Ardennen, die blau in blau stehen, schlug Roland der Knabe den Riesen und brach das funkelnde Kleinod ihm aus dem Schild. Auch das ist in diesen Tagen Sinnbild und Gleichnis. — Es ist altes deutsches Land, über das mein Auge gleitet. Deutscher Fleiß hat es einst besiedelt; deutsches Blut hat es getränkt viele Male. Die Sage hielt es fest, der deutschen Hand ging es verloren. —

Ein wenig später schlendre ich durch die Straßen der Stadt. Ich stecke meine Nase bald in diesen, bald in jenen Laden. Es will mir scheinen, als ob auch in den Adern der Bewohner noch ein Schuß deutschen Blutes und Empfindens kreise. Es ist nicht, als wäre man in einem feindlichen Lande. Nirgends auch nur der geringste Haß, die geringste Unfreundlichkeit. Das ist nicht nur Klugheit oder Geschäftstüchtigkeit. Und



Zerstörte Brücke bei Festières.

die Feldgrauen, die ich über die Stimmung in der Stadt ausfrage, bestätigen es: das ist aufrichtige Freundlichkeit. Aufs bereitwilligste werden die Waren hervorgeholt, ausgebreitet, bis man findet, was man sucht. Und wenn man es nicht findet und bedauert: ein Lächeln, ein Kopfschütteln. „O, mein Herr, das macht nichts. Es war uns ein Vergnügen," und man wird zur Tür hinaus geleitet, als hätte man wer weiß was gekauft. In einer „Lingerie" erstehe ich ein Spitzentaschentuch. Ein Zahlmeister ruft mir im Hinausgehen zu: „Lassen Sie sich nicht übers Ohr hauen; der Frank gilt nur 73 Pfennig," und noch einmal französisch für die Frau hinter dem Ladentische. Die seufzt und wiegt den Kopf: „La guerre — c'est triste." Aber sie rechnet den Frank zu 73 Pfennig und gibt mir richtig heraus. Der Mann und die Söhne sind im Kriege; der Mann in Flandern, die Söhne bei Soissons. Sie hält die Hand über die Augen. „La guerre, la guerre — est-il vrai m'sieur, que la France est perdue?" Was soll ich sagen? Ich zucke die Achseln. Sie weint: „Mes pauvres garçons." In einem Papiergeschäft gibt man mir bei einem Einkauf von einigen Karten und Photographien eine Karte mit einem vierblättrigen Kleeblatt zu: für meine Frau; solch ein Kleeblatt bringe Glück. — Als unsere Truppen in die Stadt einzogen, war sie leer. Die Einwohner waren geflohen bis auf den Bahnhofswirt. Jetzt sind fast alle zurückgekehrt. Und stehen sich nicht schlecht. Unsere Feldgrauen und der Landsturm lassen ein schönes Stück Geld in ihren Händen. In allen Geschäften, selbst in ganz kleinen, sind die Kassen mit deutschem Papiergeld gefüllt, bündelweise mit Stecknadeln zusammengesteckt. Der ganze Verkehr wickelt sich in Markberechnung ab; das französische Geld ist völlig verschwunden, bis auf die Scheidemünze, und die Obstfrau auf dem Markt unter den Lauben gibt mir auf einen Zwei-Mark-Schein ein paar Pfund Soustücke heraus. Man kann sie brauchen, denn die Not in der Stadt ist groß. Alle Augenblick hört man hinter und neben sich ein schüchternes, geflüstertes, geseufztes: Charité! Auch im Betteln gibt sich der Nordfranzose noch mit Anmut. Ganz anders wie in Belgien, wo man umringt, bedrängt, bestürmt, umkreist wird: Un sou! Un sou! Hier ein Wort, in dem altchristlicher Klang liegt, der sich an das Herz wendet, der an die höhere Barmherzigkeit mahnt, und dazu nur ein Blick, ein zaghaftes Handausstrecken. Einem größeren Mädchen gebe ich die letzte Münze und sage dabei: Le dernier. Da sieht sie mich bedauernd an, als ob ich wirklich nun nichts mehr hätte. „Oh, oh — le dernier", und fast scheint es, als wollte sie mir den großen, abgriffenen, verbeulten Sou wieder in die Hand legen. Auch hier, wie in L., muß die Militärverwaltung für die Ernährung der armen Einwohnerschaft sorgen. Vor allem liefert sie das Brot, das sehr knapp ist. Vergebens versuchte ich in verschiedenen Bäckerläden ein Stück für einen zum Gerippe abgemagerten Ziehhund zu kaufen, der vor Ermattung neben seinem Wagen in der Sonne lag, während sein Herr in einem „Café", einer Destillation, bei einem Stück Wurst und einem Glas Branntwein frühstückte. — Ich krieche durch die stillen, winkligen Gassen, die abseits der einzigen, großen Hauptstraße, der „rue de Paris" sich biegen und schlängeln. Hier liegen die Häuser und Heime der Stiftungen, an denen die Stadt sehr reich zu sein scheint. Zwischen all den nüchternen, ernsten Gebäuden der Kongregationen, die ebenso gut in einer deutschen Mittel-



Blick auf das Maastal.



Brückenbau über die Maas mit Hilfe einer Dampframme.



Brückenwache.

stadt stehen könnten, als Stilproben der Bauweise vor hundert Jahren, ein Kleiderladen mit der verlockenden, aber wohl keineswegs übertriebenen Inschrift: Paradies des dames. Daneben die: Brasserie de Strasbourg. In der Tat, Straßburg hat den Franzosen ein schönes Bier gebraut. Auf einem Platz ganz abseits erlebe ich ein überraschtes Wiedersehen. Da sind sie aufgefahren, in Reih und Glied, all die Berliner Autobusse, die einst so hastig und immer überfüllt die Linden hinunterfuhren. Aber kein Plakat, kein farbenfroher Fleck an den sachgemäß feldgrau gestrichenen Ungetümen. Die Bänke sind herausgenommen, damit Platz für die Tragbahren mit Verwundeten sei. Wovon sie nun auf dem stillen, menschenleeren Platz wohl träumen mögen? Plötzlich kommt Leben in den verschlafenen Augenblick. Eine Schule läßt die Kinder heimwärts tollen. Sie jagen sich und necken sich, und einem kleinen Mädchen, das die Füße sehr zierlich setzt und die blonden Zöpfchen schwenkt, fliegen immer wieder, nicht hämisch und boshaft, sondern zärtlich und liebevoll in unserer Sprache die Worte nach: Deutsches Fräulein, deutsches Fräulein! Es ist, wie ich später erfuhr, in der Tat ein deutsches Kind, das hier mit den kleinen Franzosen zur Schule geht. Die Kinder sind allerliebst. In einer der stillen Gassen kommt ein kleines blitzsauberes Schlingelchen von etwa 4 Jahren auf mich zu, sieht an mir mit treuherzigen Augen hoch und sagt etwas, das ich nicht verstehe. Schließlich kriege ich heraus, daß er mir „bon jour" sagen wollte In der nahen Kirche treffe ich eine Schar, die von Altar zu Altar eilt, sich bekreuzigt, auf die Knie fällt und voll Andacht betet. Einige bringen Blumen und legen sie scheu und ehrfürchtig an den Stufen nieder Eine Marienfigur steht in einer Nische: Zur schnellen Hülfe. Ein junges Mädchen kniet davor. Für wen mag sie beten? Für einen, der im Felde steht? Für den Bruder? Für den Geliebten? Für den Vater? Ich komme wieder an die Maas über eine der neuen Brücken. Autos jagen dahin; in jedem fast ein höherer Offizier. Der Schmutz der aufgeweichten Straße spritzt einem um die Ohren. Man muß beizeiten Deckung suchen. Dabei tritt mir ein Feldgrauer so nachdrücklich auf den großen Zeh, daß ich die Engel im Himmel singen höre. Eine Mauer läuft an dem hohen Ufer entlang. Landfrauen haben ihre Butterstücke darauf zum Verkauf ausgebreitet. Ich frage nach dem Preis. „1.50 Frs." Zehn Hände mit Butterstücken strecken sich mir entgegen. „C'est bon. C'est frais." Ich wehre lachend ab. Unten an der Maas drei Angler. Verbotene Gestalten. Sie wollen bis Mittag noch ihr Gericht Fische. Einer zieht ein fingerlanges Ding aus dem Wasser. Ich krame den alten Schulwitz hervor und sage zu dem kleinen Knirps, der neben mir steht: „Poisson c'est bon à manger. Poison porte la mort." Einen Augenblick sieht er mich verdutzt an, dann nickt er und lacht. Ich steck ihm einen Apfel in die Hand. Damit läuft er vergnügt zu seiner Mutter, die seitwärts mit einer der Landfrauen spricht, und drückt den Kopf in ihre Kleider. Ein Auto schießt vorbei. Zwei Offiziere darin. Der rechte hoch und aufrecht: Es sind vier Monate her, seit ich ihn zuletzt sah. — Es ist nun Zeit zum Essen geworden. Die Sonne steht am Himmel, so hoch, wie es ihr die Novembertage noch gestatten. Es gibt nur einen Ort, an dem man anständig essen kann, der Bahnhof. Hier ist ein Kasino eingerichtet, die Ordonnanzen stellt die Militärverwaltung. Die Wirtschaft versieht der frühere Bahnhofswirt, der bei der allgemeinen Flucht vor unseren Truppen, nicht zu seinem Schaden, allein zurückblieb. Er macht gute Geschäfte, und seine Preise sind nicht gerade niedrig. Die Weine läßt er sich laut Karte so gut bezahlen wie ein erstes Berliner Hotel.

Am Bahnhof vor einer Gittertür steht eine Schar von Frauen und Kindern. Durch die Eisenstäbe reichen ihnen unsere Feldgrauen Brot und Näpfe mit Mittagessen. Dabei sind beide Parteien im eifrigem Gespräch. Ein Musketier reicht einem Mädchen die Hand. In der Halle vor dem Wartesaal eine Reihe von Kindern, die der Bahnhofswirt tagtäglich speist. Der Wartesaal selbst bis auf den letzten Platz besetzt: Herren von der Bahnhofskommandantur, vom Freiwilligen Automobilkorps, Offiziere aller Waffengattungen. Konsistorialrat G., an dessen Tisch ich einen Platz erhalte, erzählt viel vom Kaiser, von seiner großen Frische und unerschütterlichen Zuversicht, seiner Güte gegen Jedermann, besonders auch gegen die Kinder. Wir können Gott nicht genug danken, daß er an der Spitze unseres Volkes steht. So zwischen Suppe und Braten geht das Gespräch über die ernsten und großen Dinge unserer Zeit, über unseres Volkes Zukunft, über den Preis, wenn Gott uns den Sieg gegeben habe. Brennende Wünsche und Hoffnungen steigen auf. Ringsum schwirrt es, klappern Teller und Gläser, und auch der leichte hellrote Landwein, der in den Karaffen schimmert wie Himbeerlimonade, regt die Geister an. Den Nachmittag schlendere ich weiter in der Stadt umher, so selig wie in meiner Gymnasiastenzeit, wenn einmal unvermutet der Nachmittagsunterricht ausfiel. Ich nehme die Auslagen der Buchhändler aufs Korn. Da finde ich Autoren mit gut deutschen Namen. R. Herzog, Le Chant du Travail. Ouvrage couronné par l'académie française. Arthur Meyer, Ce qu'il faut taiser, Wolfgang von Goethe, die Leiden des jungen Werther. In einem Buchladen kaufe ich mir den Tartarin; ich will ihn vor dem Einschlafen lesen und den französischen Humor im eigenen Lande genießen. Eine Zeitung wird ausgerufen. Ich kann es nicht verstehen und frage zwei Franzosen nach dem, was der Junge schreit. Aber wir kommen nicht zu Rande. Schließlich ahme ich den Tonfall nach, der noch von fern an das Ohr schlägt. Sie lachen. „Ah, M'sieur — Le journal des Ard-ähhhnnes." An einer Ecke ein schwarzumränderter Anschlag. Eine Todesanzeige und zugleich eine rührend familienhafte Einladung an die ganze Stadt, am Begräbnis teilzunehmen. Vous êtes priés d'assister au Convoi funèbre Service et Enterrement de monsieur Eugène-Auguste Devillez, Docteur en droit. Daneben eine Verordnung, daß Hunde, die nicht an der Leine geführt werden, unweigerlich zu erschießen sind; 25 Hunde seien schon auf diese Weise getötet. An einer Straßenbiegung sehe ich das Denkmal für die aus dem Departement des Ardennes 1870/71 Gefallenen. Ein geschmackvolles Werk: ein französischer Offizier, mit zersplittertem Degen noch die Fahne verteidigend, sinkt sterbend zu Boden.

Es ist dunkel geworden. Düster steigt die gotische Kirche hinter einem Schmuckplatz in die Höhe. Durch ein Gewirr von Gassen muß ich mich winden, ehe ich davor stehe. Die Fenster sind schwach erhellt. Frauen und Kinder, schwarz gekleidet, kommen aus den Winkeln der Straßen heraufgestiegen. Drinnen kaum Dämmerung. Ein paar Lichter sind im Gang aufgestellt. Weit hinten am Hochaltar rot wie glühendes Eisen, still und ohne Flackern die ewige Lampe. Ein Priester auf der Kanzel, von unten her schattenhaft beleuchtet, den Kopf schon in der Finsternis des Kreuzgewölbes. Er haspelt ein Gebet herunter, von Zeit zu Zeit unterbrochen von dem Gemurmel der Frauen: priez pour nous. Es ist ein Kriegsgebet. Die Kanzel ist leer. Ihr gegenüber im Mittelgang um ein Harmonium eine Schaar etwa fünfzehnjähriger Mädchen. Sie singen das Ave. Nicht wie ein Kirchenlied klingt es, eher wie ein Volkslied, und sie singen so süß und rein, wie ich noch nie einen Gesang gehört habe, voller Innigkeit und Andacht: Ave, Ave, Ave Maria. Dazwischen die Sprengschüsse vom Tunnel her. Der Priester sammelt indessen die Kollekte ein. Für wen? Wohl für die Armen der Stadt. Er sieht mir verwundert ins Gesicht. Ein deutscher Darlehnskassenschein fällt in seine Büchse. Nachdenklich trete ich aus dem Gotteshaus. Ein Feldgrauer in schweren Stiefeln stapft daher. Die Stufen hinauf. Ich blicke ihm nach. Er sieht so garnicht kirchenmäßig aus. Aus dem Weihwasserkessel netzt er Stirn und Brust. Eilig; hastig. Es gibt viel Grauenvolles im Felde, von dem man die Seele wieder rein waschen muß.

Am Abend sollen wir in einem Schlößchen zu Gast sein. Es war ein wundervoller Abend da oben. Ein Abend voller Ernst und Scherz. Die Herren leben wie die Fürsten. Natürlich cum grano salis. Sie haben keinen schlechten Koch und der Eiergrok, der uns nach dem Essen gereicht wurde, konnte sich sehen lassen und tat bei der aufkommenden Kühle, die wir auf der Heimreise am andern Tage noch bis ins Mark spüren sollten, eine schöne Wirkung. Manch politisches Gespräch ging hin und her. Mit einem der genau unterrichteten Herren hatte ich eine lehrreiche Unterhaltung über den Panama-Kanal und die Perfidie der Engländer, die auf allen möglichen Schleichwegen versucht haben und noch versuchen werden, Einfluß auf den Kanal zu bekommen. Am liebsten würden sie ihn wohl zu einem zweiten Suezkanal werden sehen. — Mit Kriegs- und Soldatenliedern, auf Klavier und Ziehharmonika, klingt der Abend aus.

Der nächste Morgen bringt die Heimreise durch das wunderschöne Maastal. Ein schneidender Wind weht. Aber die Sonne steht hell am Himmel. Überall flattert Wäsche auf der Leine: die schönen Tage nach dem langen Regen müssen benutzt werden. An den zerstörten Maasbrücken sind die Pioniere an der Arbeit. Givet, Dinant, Namur, Lüttich: noch einmal fliegen die ersten Wochen des Krieges an uns vorüber. In Köln fassen wir einen Militärzug. Ein paar Kriegsfreiwillige, die verwundet in die Heimat zurückkehren, erzählen von den furchtbaren Kämpfen bei Dixmuiden erschütternde, grauenvolle Einzelheiten. Dann verschläft man auf den roten Polstern die Nacht.

In Berlin sitzt der Leierkastenmann vor dem Portal und spielt: „Die Wacht am Rhein." Das Auto fährt wie eine Droschke zweiter Güte. So kommt es mir vor nach der rasenden Fahrt im Kriegsgelände. Zwei Kompagnien Freiwillige ziehen die Straße entlang. Der Gesang prallt gegen die Häuser, steigt in den Himmel: Deutschland, Deutschland über alles.

So daheim wie draußen, und draußen wie daheim. Da ist keiner, der an unserm Sieg zweifelte, da ist nichts, was uns höher stünde in dieser Welt, als unser geliebtes, teueres Vaterland. Deutschland, Deutschland über alles! Hohenzollern voran!

Weihnachten im Felde. Von Felddivisionspfarrer Walter Kaehler.

Bei uns wollte gar nicht Weihnachten werden. Wir standen alle unter dem schweren Eindruck des 20. Dezember, des Dies ater, wie ein Offizier ihn nannte. Der Franzosenangriff hatte uns schmerzliche Verluste gebracht. Die Kirche in R. war mit Verwundeten gefüllt, und alle Truppen standen in erhöhter Gefechtsbereitschaft, sodaß sie aus den Lagern nicht in die Dörfer und Kirchen kommen konnten. So fürchtete auch ich: Sie werden bei uns kein Weihnachten haben. Aber das ist für den deutschen Krieger ganz undenkbar und unmöglich. Man hörte doch, wie unter der Hand Bäume geschmückt und Lichter besorgt wurden. So begann ich denn auch meine Vorbereitungen am Tage vor Heiligabend. Ergriffen ging ich in die Kirche, dem Friedefürsten die Feier zu bereiten. Wir schmückten die Kronleuchter mit Lichtern und Zweigen und konnten auch zwei kleine Bäume auf den Altar stellen.

Das aber bleibe unvergeßlich, wie wir nun erlebten, daß die Freude, welche zu Weihnachten allem Volke widerfahren soll, durch keine Not und kein Elend erstickt werden, sondern nur vertieft und durchleuchtet werden kann, und auch wir lauschten auf das Wort:

Die ihr arm seid und elende,
Kommt herbei,
Füllet frei
Eure Glaubenshände.

In einem bösen naßkalten Wetter fuhr ich am Heiligabend nach R. hinüber. Der vom Vater ererbte Pelz tut auf dem halboffenen Wagen gute Dienste. Eine große Weihnachtsüberraschung harrt dort unserer Truppen. Es ist ein Bataillon neuer Truppen eingetroffen, die in den Dorfstraßen auf ihre Bestimmung warten sollen. Jubelnd werden sie begrüßt, die Wackeren, die nach heißem Kampfe eine Ruhezeit haben sollten und statt dessen am Christabend ihre Quartiere verlassen, um uns zur Hilfe zu eilen. Leider läßt es sich trotz aller Versuche des Kommandeurs nicht ermöglichen, daß sie am Gottesdienste teilnehmen. Sie sehen die erleuchtete Kirche von draußen an, im Regenwetter stehend und frierend. Drinnen feiern wir mit deutschen Verwundeten in gewohnter Weise. Als ich heraustrete, höre ich die neu gekommenen Kompagnien auch ihr: Stille Nacht, heilige Nacht! im Dunklen singen. Die große Freude hat doch weiter gezündet.

Nun geht's im Wagen zurück auf der halsbrecherisch zerfahrenen Straße nach F. Dort hat uns ein Trupp Soldaten damit überrascht, daß sie die Kirche aufgeräumt, gesäubert und mit einer Fülle von Lichtern und anderen Herrlichkeiten geschmückt haben. Nun klangen die alten trauten Lieder im vollen Chor der Männerstimmen. Erst fehlten uns die fröhlichen Kinderstimmen. Aber wenn man die leuchtenden Kriegeraugen sah, merkte man, daß es ein Fest ist für die Kinder des Vaters im Himmel.

Der erste Weihnachtstag erwachte in strahlendem Sonnenschein unter stillem Frost. Das macht das Herz festtäglich gestimmt. Aber für mich brachte es eine ungeahnte Schwierigkeit. Ich mußte zu Pferd nach A. zum Gottesdienst über die Berge, und so wundervoll nun auch die Aussicht, so schwer der Ritt über die gefrorenen Sturzäcker, Wiesen und Gräben. Der Abstieg ins Tal wollte erst gar nicht glücken. Auf dem Wege war es ganz unmöglich. Schließlich kam ich doch einen sanften Abhang hinunter, das Pferd am Zügel führend, das ängstlich schritt und glitt; aber es glückte doch. Das Pferd trägt Altardecke, Abendmahlsgeräte, Talar, verschiedene Lichter treulich an das Ziel. Nach der Feier in A. geht es auf ebenen Wegen hinüber nach S., wo das Generalkommando sich zum Gottesdienst versammelt. Der offene Heuschuppen ist mit Tannengrün ganz ausgekleidet und verwandelt, und zur Weihnachtsüberraschung des kommandierenden Generals hat sich ein Bläserchor gebildet, der ausgezeichnet die Lieder begleitet. Dort also in S. war es wirklich feierlich und weihnachtlich. Der Feind ließ auch an diesem Tage die Geschütze schweigen.

Aber noch viel schöner wurde es abends. Ich war nach Haus geritten, wieder über die Berge. Der Tag war so strahlend, daß ich an Paul Gerhardts Lied denken mußte:

Alle Luft laute ruft: Christus ist geboren!

Dann holte mich ein kleiner Wagen ab zur Feier im Lager des . . . Regiments. Schon diese Fahrt war ein Erlebnis für sich. Heller Mondschein verklärte bei mildem Frost die weithin sichtbare Landschaft. Bald tauchten die Lagerfeuer auf. Es war, als brennte oben am Himmel ein Lichterbaum mit leuchtenden Sternen, und darüber war der Widerschein menschlicher Freude. Durch die ruhige Nacht klang der Gesang der feiernden Mannschaften. Plötzlich hält der Wagen. Die Straße ist ziemlich gefährdet durch feindliches Artilleriefeuer. So steige ich denn aus und wandere das letzte Stück. Oben ist eine Revierkrankenstube als Weihnachtszimmer hergerichtet. In dem niedrigen Schuppen liegen die Verwundeten, die nicht fortgeschafft werden konnten. Ein tapferer Reservist mit einem Schuß durch die Lunge kann nur schwer atmen. Die Fülle der Menschen und Lichter ist nicht gut für ihn. Aber als ich ihn nachher fragte, war es ihm noch nicht lange genug gewesen. Die Mannschaften drängen sich im engen Raum. Festlich gekleidet sind sie nicht gerade; sie kommen ja eben aus dem lehmigen Schützengraben, aber festlich gestimmt sind sie alle. Ein Offizier wollte eigentlich nichts wissen von dem Vorschlag, das Lied von der fröhlichen seligen Weihnachtszeit zu singen. Aber die Leute stimmten es mit Begeisterung an, und ich tat, soviel ich konnte, um die rechte innerlichste Weihnachtsfreude zu wecken. Es war doch auch nur ein ärmlicher Stall, wo die Krippe stand. Wir denken dort oben auch der Gefallenen und der Trauernden und sind doch fröhlich im großen Geschenk der Liebe Gottes. Auch eine Weihnachtsüberraschung für die Mannschaften habe ich noch — Bücher mit Weihnachtsliedern und allerlei Schriften ernsten und heiteren Inhalts. Obwohl nicht einmal Sitzgelegenheit da ist, wird die Stimmung ordentlich warm. Es sind eben prachtvolle Kerls, unsere Feldgrauen, bescheiden und immer obenauf. Am Schluß der Feier kommt noch ein Mann im geheimen auf mich zu: Sind Sie nicht ein Sohn vom alten Pastor von Bodelschwingh? Ich mußte lachen und dachte: du hast doch von den fröhlichen Feiern in Bethel etwas gelernt. Wir treten hinaus in die zauberhafte Nacht. Hier und da versammeln sich die Korporalschaften zur Feier. Ganz oben schwebt ein Baum geradezu in den Lüften. Ein praktischer Mann hat ihn in den Baum hineingehängt; eine Zeltbahn hängt vor dem Wind zum Schutz der Lichte; es wirkt ganz wunderbar. Ganz selten fällt ein Gewehrschuß — stille Nacht, heilige Nacht ringsum.

Ich finde kameradschaftliche Unterkunft in einer Offiziershütte, wo wir noch lange, lange zusammensitzen. Totmüde kriechen wir in den Schlafraum nebenan. Der Schlafsack schützt vor aller Kälte.

Am zweiten Weihnachtstage wandere ich hinüber in das Lager eines anderen Regiments. Während des morgendlichen Gottesdienstes donnern die Geschütze so laut, daß ich alle Kraft der Stimme anwenden muß, sie zu übertönen. Trotzdem fehlt die Sammlung nicht. Unvergeßlich bleibt mir die Abendmahlsfeier dort oben bei den Fichten auf dem Berg am schlichten Tisch. Jetzt geht es zu Fuß heimwärts; es läßt sich nicht anders einrichten. Ich wandere mit all meinem Gepäck auf dem Rücken, Abendmahlswein und Geräte, Lichte und Schriften. Dazu meint's die Sonne gut, und der mit Macht auftauende Boden klebt an den Füßen, daß ich keuchend mein Quartier erreiche.

Zum Abend sollte ich wieder bei dem . . . Regiment sein, um für die nunmehr abgelösten Mannschaften die zweite Feier zu halten. Aber der Morgen hatte dort schmerzliche Verluste gebracht. Werden die Kameraden feiern wollen? Ich frage durch Fernruf an. Der Kommandeur antwortet: Um so mehr müssen wir feiern. Und wir haben es getan, ernster als am Tage vorher, aber nicht minder weihnachtlich.

Dann kam ein seltsames Nachweihnachten. Der blutige Morgen hatte u. a. das Opfer eines jugendlichen Pionieroffiziers gefordert. Er wird oben im Lager bestattet. Am Berghang haben die Pioniere einen kleinen Friedhof angelegt, keine fünf Schritt von den Hütten entfernt. Da wollen sie ihre gefallenen Kameraden weiter in ihrer Gemeinschaft haben. Schöne Kreuze aus weißem Stein hat ein kunstvoller Pionier geschnitten, und sorgsam ist der kleine „Alarmplatz für die Ewigkeit" gepflegt. Dort sammelt sich auch eine Fülle von Soldaten, Offizieren und Generalen und gibt dem Kameraden die letzte Ehre. Es war mir wie eine große Ehre, dort oben das Lob der Treue laut werden zu lassen, die auch in der Ewigkeit unvergessen ist:

Die Treue steht zuerst, zuletzt
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele eingesetzt,
Dem muß die Krone werden.

Zurück über den furchtbar glatten Boden. Das Pferd stürzte, als ich es führte. Gottlob verletzte es sich nicht, und ich konnte es mit Gewalt wieder hochreißen. Dann im Trabe hinaus aus diesem Wetterwinkel, wo überall die Granatlöcher aufgähnen, und hin zu der Kirche von R. Dort haben sich zwei Kompagnien Sachsen eingefunden, uns zur Unterstützung gesandt. Noch ist die Kirche geschmückt. Sie haben noch keine Gelegenheit zur Weihnachtsfeier gehabt auf ihren Wanderzügen in den Festtagen. So begehen wir schnell einen wunderschönen Gottesdienst aus dem Stegreif. Die Fenster klirren zwar unter dem Donner der Geschütze, aber die Sonne leuchtet in den Tannenzweigen — festlich ist es doch!

Ob nicht viele erst im Jahre 1914 recht gelernt haben, Weihnachten zu feiern? Nicht Geschenke und Zerstreuungen machen es ja, sondern ein Herz, das sich der Botschaft öffnet: Euch ist heute der Heiland geboren!

Auf der Sinaihalbinsel. Von Superintendent Fritz Hoppe-Wollin.

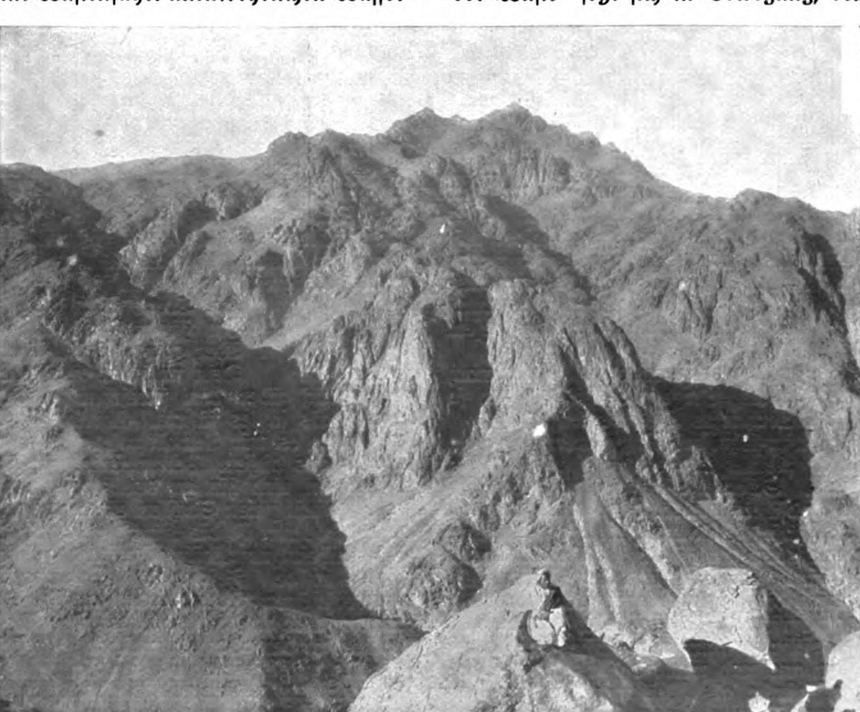
Seit einigen Jahrzehnten hat das Abendland mit seinen kulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften vom Morgenlande Besitz ergriffen. Es hat ihm seine Schulen und Universitäten, seine Eisenbahnen und Dampfmaschinen gebracht, und Harun al Raschid, der Kalif aus Tausendundeiner Nacht, würde seiner Welt heute voll Grausen den Rücken kehren. Doch gibt es immerhin noch Gegenden, die ihr ursprüngliches Gepräge bewahrt haben. Zu ihnen gehört auch jene dreieckige, an der Grenze zweier Erdteile gelegene Halbinsel Sinai, der Schauplatz der Gesetzgebung Israels, der gerade jetzt, da die Türken gegen Ägypten vorrücken, unsere Aufmerksamkeit in besonderem Maße erregt.

Wüste El-Kaa.

Nur wenige Reisende betreten den Boden der Halbinsel, denn die Reise ist, besonders für die der arabischen Sprache Unkundigen, mühsam, kostspielig und auch sehr anstrengend. So suchen in Friedenszeiten, von den zahlreichen russischen Pilgern abgesehen, kaum dreißig Personen jährlich den Berg der Gesetzgebung auf. Die meisten von ihnen schlagen den Weg über Suez, Marara, Wadi Feran ein; er erfordert freilich acht Tage Reisezeit, hat aber den Vorzug, daß man auf ihm den Spuren des Volkes Israel folgen kann. Bedeutend kürzer und darum auch weniger kostspielig ist der von dem südlich von Suez gelegenen Hafenort Tur seinen Anfang nehmende Weg, der bereits in drei Tagen zum Sinai führt.

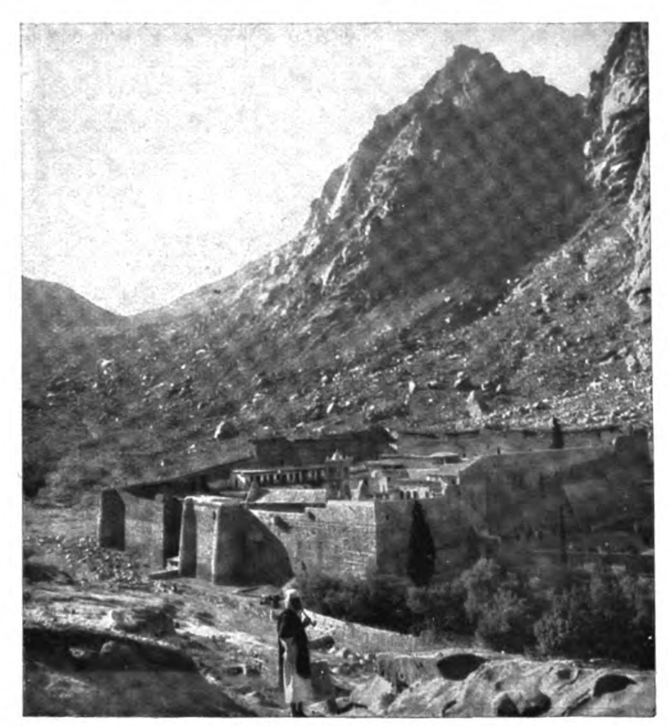
Während die unter Führung eines Dragoman aufbrechende Karawane aller mühseligen Vorbereitungen enthoben ist, stellt der Beginn der Reise an den ohne einen solchen kostspieligen Vormund Reisenden nicht geringe Anforderungen an Zeit, Kraft und Geduld. Die für eine Wüstenfahrt unentbehrlichen Wasserschläuche, Kohlen, Konserven, Betten, Zelt, Munition, Insektenpulver und noch viele andere notwendige Dinge müssen beschafft werden; auch darf der Tabak und Kaffee für die begleitenden Beduinen nicht fehlen; vor allem aber gilt es, die zeitraubenden Verhandlungen mit den Mönchen über die Hergabe der Reit- und Lastkamele zu führen. Obgleich nämlich die Halbinsel zu Ägypten gehört und der Militärpascha von Suez das weite, in seiner Größe etwa Holland nebst Belgien gleichende Küstengebiet durch drei Forts beherrscht, darf doch niemand ohne einen von den Sinaimönchen ausgestellten Geleitsbrief den Boden der Halbinsel betreten und ohne ihre Genehmigung von den Beduinen ein Tier mieten. Und die ehrwürdigen Väter vom Sinai, die ihre Niederlassungen in Suez und Tur haben, sind geriebene Geschäftsleute. Da sie keinen Wettbewerb zu fürchten haben, wird der Mietspreis in unverantwortlicher Weise in die Höhe getrieben, zugleich versuchen sie, mehr Tiere, als nötig sind, dem künftigen Gast ihres Klosters aufzudrängen. So ziehen sich denn die Verhandlungen, die in angemessenen Zwischenräumen durch eine Tasse Mokka versüßt werden, stundenlang hin, bis man endlich handelseins geworden ist.

Aber der Kampf ist noch nicht zu Ende. Während drinnen im Zimmer die Klosterherren ihren Beutel zu füllen versuchen, warten draußen bereits ihre Bediensteten, die Towarabeduinen, mit ihren Kamelen auf den Fremdling. Nur sehr bescheiden freilich ist der von den Mönchen ihnen ausgezahlte Führerlohn, aber er ist die einzige Einnahmequelle der Wüstensöhne. Da nun immer bedeutend mehr Beduinen mit ihren Tieren erscheinen als nötig sind, kommt es auch hier zu hartem Streit. Mit wutverzerrten Gesichtern und ohrenbetäubendem Lärm stürzen die braunfarbigen Gesellen aufeinander los, um sich den Rang streitig zu machen, jeden Augenblick meint man, es müsse Blut fließen. Doch eine gebietende Handbewegung, ein kurzer Befehl ihres Scheichs genügt, und die aufrührerische Rotte Korah stiebt auseinander; freundlich werden sogar die wenigen Auserwählten von ihren zurückbleibenden Kameraden verabschiedet. Schreien gehört eben auch im Morgenland zum Handwerk. Nun endlich heißt es: abfahren oder vielmehr abreiten. Das schwerfällige „Schiff der Wüste“ setzt sich in Bewegung, dem Sinai zu.



Dschebel Katerin, die höchste Erhebung des Sinai-Gebirges, gesehen vom Dschebel Musa.

Unbeschreiblich reizvoll ist solch ein Wüstenritt. Todeseinsam liegt die sowohl hinter Suez wie Tur sich ausdehnende Wüste da, über deren gelben Sandboden einst blaue Meereswogen dahinrauschten, so daß er mit zahlreichen Kieseln und Steinblöcken bedeckt ist. Tage können vergehen, bis ein Mensch sich blicken läßt. In dieser Stille können nervenkranke Menschen Erholung finden und gesund werden. Aber die Wüste hat auch ihre Schrecken. Wenn die Sonne über die ersten Morgenstunden hinaus ist, zittert die Luft förmlich vor Hitze, und wie feurige Pfeile treffen die Sonnenstrahlen das benommene



St. Katharinen=Kloster.

und schmerzende Haupt. Wohl dem Sinaipilger, der von Tur her in etwa sechsstündigem Ritt die kahle, heiße Wüste Kaa zu durchqueren hat; aber drei oder vier Tage wie Israel von Suez her in dem heißen Sonnenbrand den Weg zurücklegen zu müssen, ist eine Qual. Wie erklärlich wird uns unter solchen Verhältnissen das Murren Israels bei Mara.

Hinter der Wüste steigt das Gebirge, das den Hauptteil der Insel einnimmt, an. Während im nördlichen Teil der Halbinsel sich ein nur mäßig hohes, von vielen Tälern durchschnittenes Kalkgebirge vom Busen von Suez aus nach Südosten erstreckt, das Israel nach seinem Wegzug vom Berg der Gesetzgebung durchzog, füllt den südlichen Teil der mächtige Granitblock der Sinaigruppe, die im Dschebel Musa, dem Gesetzesberg, Dschebel Katerin und Dschebel Serbal ihre höchsten Gipfel hat. Als ein gewaltiger Zeuge längst vergangener Zeiten erhebt diese wunderbare Gebirgswelt sich über der Erde. Dieses Urgestein aus Granit, Porphyr, Gneis und Glimmer ist die Jahrtausende hindurch so geblieben, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Und welche wundervollen Farben weiß die auf die starren, waldlosen Berge fallende Sonne ihnen zu entlocken; schwarz, grün, rot, braun leuchtet es im steinernen Meer auf, und wie gebannt bleibt das Auge namentlich bei Sonnenaufgang auf dem unvergleichlichen Farbenbild haften.

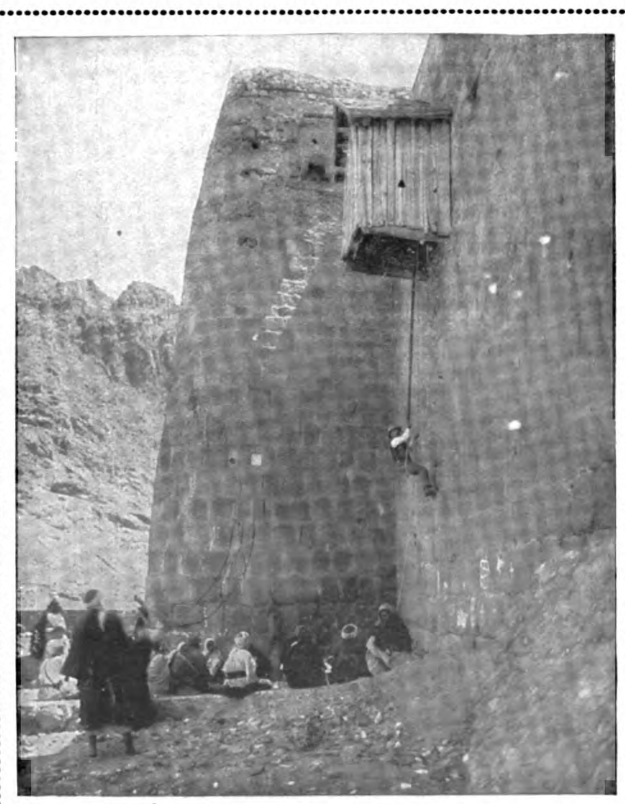
Aber auch an fruchtbaren Landstrichen fehlt es der Halbinsel nicht, wenn ihrer auch nur sehr wenige sind. Nur eine gute Tagereise vom Dschebel Musa entfernt liegt die „Perle des Sinai", die Oase Feran. Wie in eine andere Welt glaubt man sich hier versetzt. Hohe Granit- und Porphyrwände schließen ein schmales, langgestrecktes Tal mit üppiger Vegetation ein, ein nie versiegender Bach plätschert lustig dahin, und Palme an Palme reiht sich an seinen Ufern, deren Dattelfrucht weithin berühmt ist. Dieses Tal hat seine Geschichte. Dort, wo heute die armseligen Hütten der Beduinen stehen, schlugen die Israeliten nach der heißen Amalekiterschlacht als glückliche Sieger ihre Zelte auf, und Jahrhunderte später wuchs hier eine ganze Stadt empor, die alte Bischofsstadt Pharan, ein Mittelpunkt anachoretischer Niederlassungen, deren Ruinen noch heute im Tal sichtbar sind.

Überhaupt ist es mit der Vegetation auf der Halbinsel nicht so schlecht bestellt als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Noch heute stehen in den Gebirgstälern zahlreiche Tamariskenbäume, die in den Monaten Mai und Juni das bekannte Manna liefern. Ein Insekt sticht die Rinde an, aus der ein kristallheller Tropfen fließt; dieser verhärtet sich dann und rollt in den Sand. Hier und da erblickt man auch dunkelbelaubte Steineichen, und in den Felsenspalten wächst das Kapernkraut mit seinen herrlichen Blüten und zahlreichen Früchten. Auch die Gummiakazie findet sich öfter, und die gurkenartigen zitronengelben Koloquinthen ziehen mehr als einmal im Frühjahr den Blick auf sich. Zu dieser Jahreszeit zieht auch die Küste ein grünes Kleid an. Ginstersträucher mit ihren weißbraunen Blüten bringen in das eintönige Bild eine gewisse Abwechslung, und der Fuß der Kamele schreitet über duftende Flächen von Kamillen, Pfefferminzkraut und Kasuarine. Aber auch die Tierwelt ist vertreten. Eilfertig schlüpft die gemeine Eidechse oder der Gecko, der Vater des Aussatzes, wie ihn die Beduinen nennen, über das Felsgestein, und Perlhühner und Wachteln müssen in den Kochtopf mancher Beduinenfamilie spazieren, nicht minder wie die leichtfüßige Gazelle und der schnelle Steinbock. Raubtiere wie Wölfe, Leoparden und Hyänen treiben zur Nachtzeit ihr Unwesen. Natürlich fehlt auch der Spatz nicht.

Das Land ist arm. In alter Zeit grub man freilich Kupfer im Wadi Marara, dessen Bergwerke schon zweitausend Jahre vor Moses begründet wurden. Aber heute liegen die Minen verlassen da. Auch die Türkisgruben, die schönes Material bergen, sind nicht ergiebig genug, um eine Wiederaufnahme der Schürfungen zu rechtfertigen. Die heutigen Bewohner, etwa fünftausend Beduinen, gehen, wenigstens im westlichen Teil der Halbinsel, den Werken des Friedens nach, während im östlichen Teil kriegerische Stämme leben. Jene, die seit alter Zeit als Ghufara, d. h. Beschützer des Klosters, galten, heute aber vielmehr seine Schützlinge sind, suchen ihren kümmerlichen Erwerb in der Ausführung von Mühlsteinen und Holzkohlen nach Ägypten, dem Handel mit Datteln und vor allem der Beförderung der Pilger.

Das Ziel aller Reisenden ist der Mosesberg, der Dschebel Musa, auf den man die Gesetzgebung verlegt. Zu seinem 2292 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Gipfel gelangt man auf einer uralten nicht weniger als 3000 Stufen zählenden Treppe. Nach etwa einer halben Stunde betritt man plötzlich durch ein mit einem Rundbogen geschmücktes Tor eine grüne nach der vierzig Meter hohen Riesenzypresse in ihrer Mitte Zypressenebene genannte Bergfläche, die, von gewaltigen Granitgipfeln eingerahmt, ein ungemein wohltuendes Bild des Friedens zeigt. Dann noch etwa dreiviertel Stunden, und wir stehen auf der Höhe des Berges, einem großen Granitblock von kaum sechzig Schritt Umfang, der aber doch groß genug ist, um eine kleine Kapelle und eine noch kleinere Moschee zu tragen. Weithin schweift der Blick über das Sinaigebirge bis zum Roten Meer und den jenseits des Meerbusens von Akaba gelegenen Bergen Arabiens, und ein Meer von Gebirgsketten und Bergspitzen, die von tiefen Schluchten unterbrochen sind, liegt vor dem Beschauer. Vor allem hebt sich ab der größte unter den Bergesriesen, der Dschebel Katerin; seine Höhe beträgt 2606 Meter. Er hat seinen Namen geradeso wie das Kloster der Sinaimönche nach der heiligen Katharina, einer vornehmen Jungfrau aus Alexandrien, die sich vor den Verfolgungen der Christenfeinde hierher gerettet hatte, aber nach Alexandrien zurückgeschleppt wurde und dort den Märtyrertod erlitt. Ihre Leiche soll von Engeln auf den Berg zurückgetragen sein.

Am Fuße des Dschebel Musa liegt das Katharinenkloster, ein festungsartiger, weiter Bau, aber inmitten der gewaltigen Bergwelt wirkt es fast wie ein Kinderspielzeug. Kaiser Justinian



Früherer Eingang zum Katharinen=Kloster.

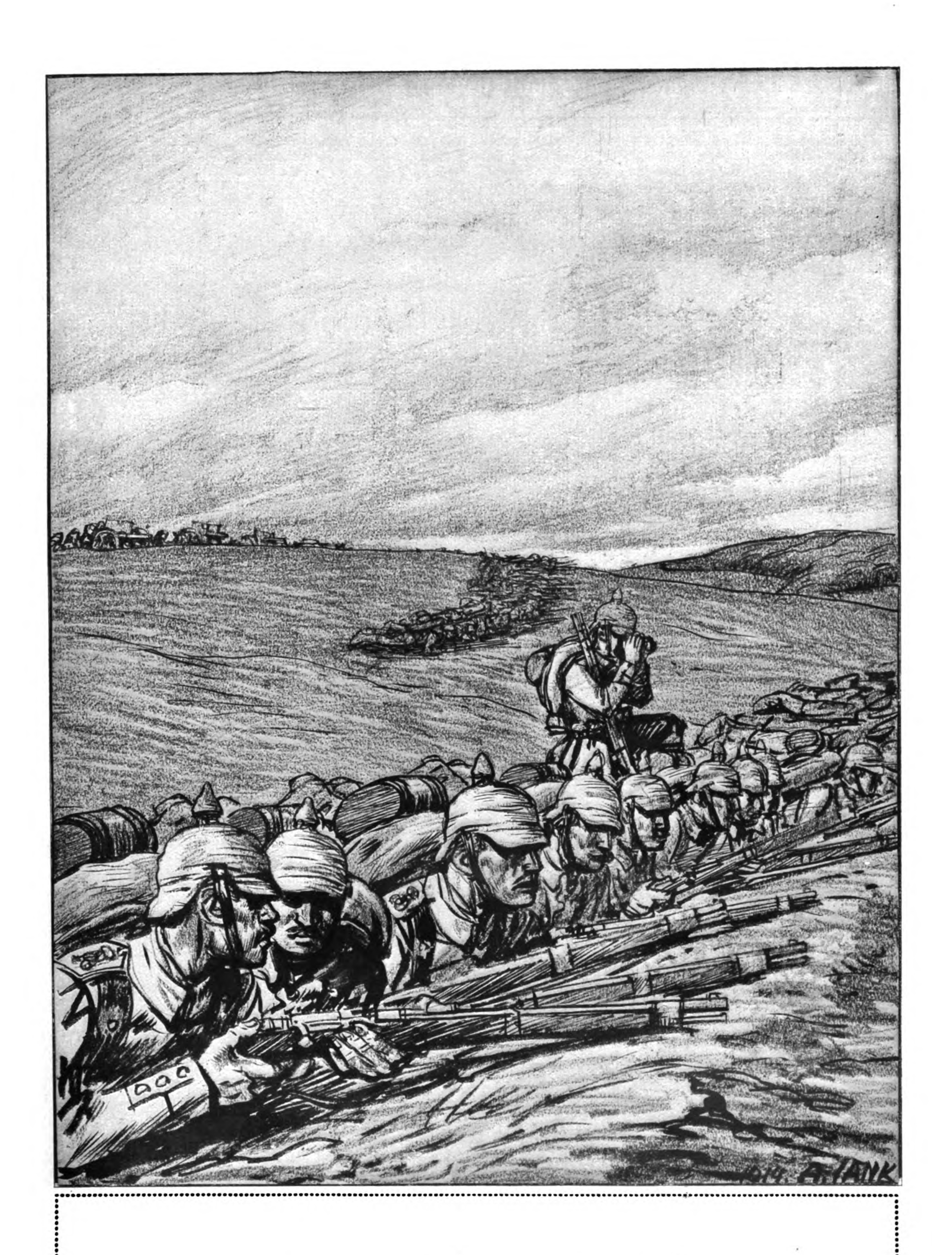
hat es im Jahre 530 als Kastell für die umwohnenden Anachoreten erbauen lassen, die später, nachdem die in der Oase Feran gelegene Bischofsstadt Pharan ketzerisch geworden war, hierher übersiedelten. Die Mönche haben sich in ihrer Weise hinter den starken Mauern eingerichtet, ähnlich wie sie es in dem in der Kidronschlucht gelegenen Kloster Mar Saba bei Jerusalem getan haben. Um das Sanktuarium des Klosters, die Kirche der Verklärung, die Bibliothek und die Wohnung des Priors liegen die Zellen der Mönche und die Wirtschaftsräume oft in regellosem Durcheinander. Wohin man blickt, überall mächtige himmelhohe Granitwände, von denen aus der Feind bequem mit seinen Wurfgeschossen die Klosterleute erreichen konnte. Aber die schlauen Mönche wußten sich zu helfen. Neben die Kirche bauten sie eine Moschee, und fortan war das Kloster für die Moslim ein heiliger Ort. Um aber auf alle Fälle vorbereitet zu sein, verlegte man den Eingang hoch nach oben an die Mauer, zu dem vermittelst eines Strickes der Fremdling langsam unter prüfenden Augen hinaufgewunden wurde. Heute darf wenigstens der gebildete Kulturmensch durch die kleine dicht über dem Boden angebrachte Eingangspforte das Kloster betreten. Freilich mag manchem Mönch seine festungsartige Wohnung mehr wie ein Gefängnis deuchen, wie denn das Kloster in der Tat ein Strafkloster ist, das manchen Übeltäter in seinen Mauern birgt. So ist denn auch der geistige Stand der Klosterinsassen überaus niedrig. Abgesehen von dem Prior, dem Ökonom und dem Bibliothekar macht das Mönchskollegium einen abgestumpften, minderwertigen Eindruck. Die einzige Abwechslung in ihrem Dasein bietet der Gottesdienst, der nicht weniger wie achtmal täglich stattfindet und von den einzelnen Mönchen mindestens viermal, zweimal bei Tag und zweimal bei Nacht, besucht werden muß.

Mitten in dem freundlichen Klostergarten mit seinen Orangen- und Zitronenbäumen, seinen Mandel- und Granatäpfelbäumen, aber auch seinen schlanken Zypressen und silbergrauen Olivenbäumen, die die Mönche sorgsam pflegen, steht das Totenhaus. In einem halbunterirdischen Gewölbe werden die Toten hier beigesetzt, um einzutrocknen und dann — horribile dictu — auseinandergerissen zu werden. Fein säuberlich liegen auf dem einen Haufen die Schädel, auf dem andern die Arme, auf dem dritten die Füße. Am Eingang sitzt der Pförtner, mit einem bunten Samtkäppchen auf dem Kopf. Aber auch er ist ein Toter und, da er früher einmal ein Pförtner war, hat man ihm sein Amt gelassen.

Gipfel des Dschebel Musa, des Mosesberges, auf den man die Gesetzgebung verlegt.



Achtzehn kalte Hände an einem kleinen Feuer. Phot. Boedecker.

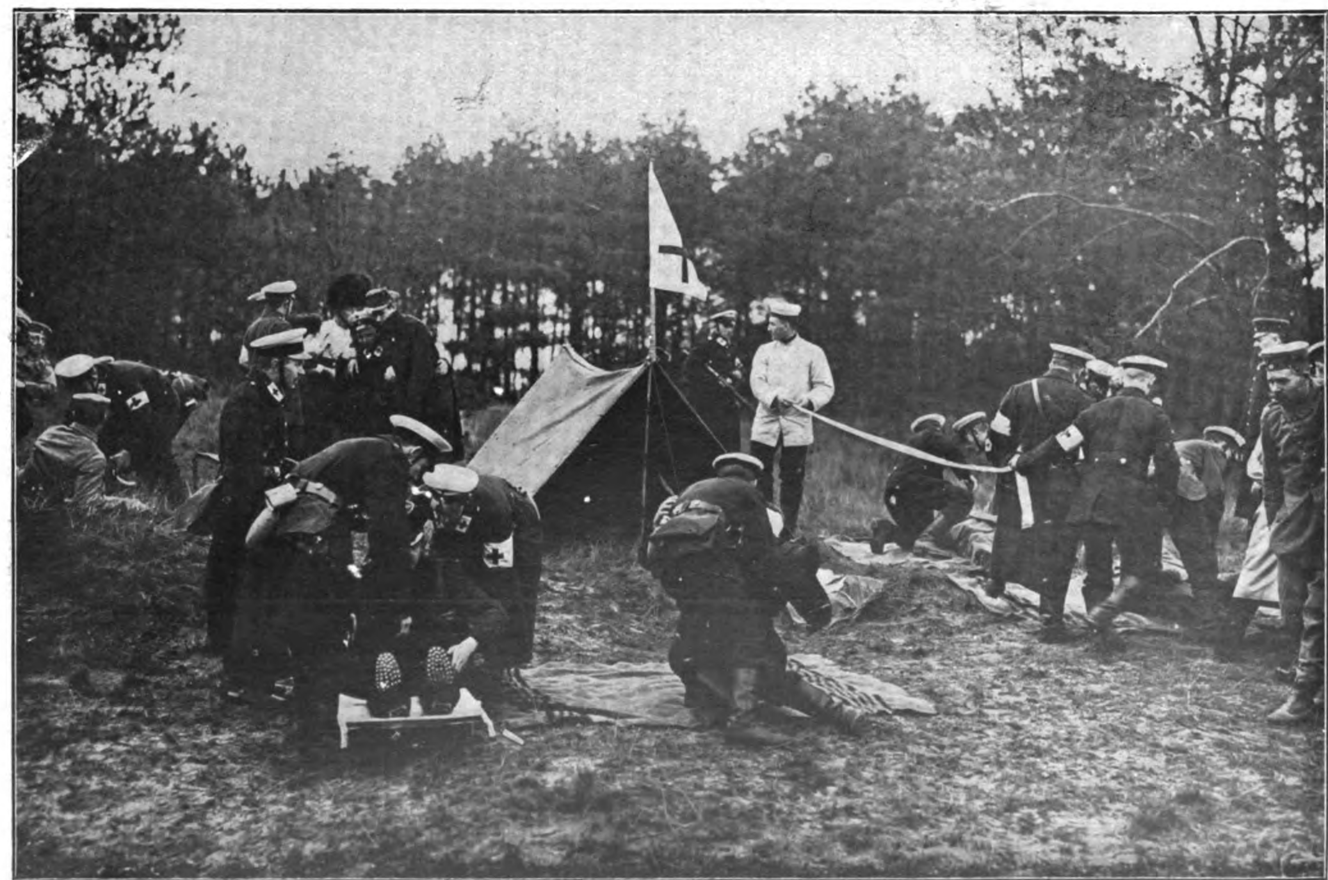


Im Schützengraben. Zeichnung von Angelo Jank.

Unsere Sanitäter im Felde.

Sturmangriff bei Tage, pünktlich zur festgesetzten Stunde, vorbereitet durch gründliche Arbeit der Artillerie. Die Trommeln wirbeln. Die Hörner blasen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr geht es in den Höllenlärm der Schlacht gegen die feindlichen Gräben. Die Maschinengewehre knattern, wie die Funken einer riesenhaften Induktionsmaschine. Die Granaten heulen. Wohin sie treffen, reißen sie furchtbare Trichter, lassen sie erstickende Dämpfe qualmen wie aus dem Feuerschlund der Erde. Haushoch spritzt die Erde empor, und es muß mit, was in der Nähe ist. Leiber fliegen brennend durch die Luft. Zwanzig, dreißig auf einmal werden dahingerissen. Aber es hilft dem Feind alles nichts: er muß aus den Gräben. Er springt heraus und stellt sich dahinter zum Bajonettkampf. Durch den drohenden Tod und in den drohenden Tod gehen die Linien vorwärts und hinter den Stürmenden die Gefallenen, mit deren Tod und Wunden der Sieg erkauft wird. Stöhnen, Ächzen, stilles Verbluten. Da schiebt sich dem Verletzten eine Hand unter das blutende Haupt, da werden dem Verschmachtenden die Lippen genetzt, da werden sie langsam und behutsam aus dem Getümmel geschafft, auf Bahren, auf Zeltbahnen, im Arm, auf dem Rücken — mitten im Kugelregen sind unsere Sanitätskolonnen an der Arbeit, alle Gefahr verachtend, alles Eigene vergessend, nur eins denkend: Helfen und retten. Unter den stillen Helden, die ihre schwere Pflicht tun, im Stillen, hinter der Front, und ihr Leben einsetzen, ohne nach Lohn und Anerkennung zu fragen, wie es jedem Deutschen schließlich im Blut liegt und wie keiner von uns anders kann als eine Sache tun um ihrer selbst willen. Man kann wohl sagen, daß keiner der neuzeitlichen Kriege, auch der russisch-japanische nicht, an das Sanitätspersonal solche Anforderungen stellt wie der gegenwärtige, daß keiner auch in dem Maße das Rote Kreuz mit Gefahren bedroht hat. Nicht nur bei der Tätigkeit auf dem Schlachtfelde, sondern auch hinter der Front. Haben doch Franzosen wie Engländer wiederholt Verbandplätze und Lazarette, die an dem Roten Kreuz deutlich und selbst für Flieger kenntlich gemacht worden waren, beschossen und mit Bomben beworfen. Und unsere Bilder zeigen, wie wir ihnen das vergelten.

Sanitätsdienst im Schutz einer Erdsenkung.



Auf dem Verbandplatz. Phot. F. Gerlach.

Der Kaiser und die Flotte. Von Graf E. Reventlow.

In Deutschland, ja in der ganzen Welt ist es schon lange eine bekannte Wahrheit, daß ohne Kaiser Wilhelm II. wahrscheinlich keine nennenswerte deutsche Flotte vorhanden wäre und sicher, daß es nicht gelungen wäre, innerhalb beispiellos kurzer Zeit die deutsche Flotte zur zweiten der Welt zu machen. Die Jahre aber gehen dahin, in Vergessenheit gerät, wie ungeheuer die Schwierigkeiten waren, die deutsche Flotte zu schaffen, und so könnte sich vielleicht hier und da als Gedankenbild festsetzen: Kaiser Wilhelm II. habe bei seinem Regierungsantritte das Fehlen deutscher Wehrkraft zur See festgestellt und die Notwendigkeit einer Kriegsflotte erkannt und dann einfach befohlen, man solle eine bauen, Reichskanzler und Minister sollten das Erforderliche tun, um vom Reichstage die nötigen Gelder zu erlangen. Das sei geschehen. So habe der Kaiser sicher ein Verdienst um die deutsche Flotte, aber man solle dieses auch nicht übertreiben! — Wie gesagt, es wäre möglich, daß solche Vorstellungen sich festsetzten, je längere Zeit seit den Gründe- und Werdejahren verfließt.

Sollte das einmal kommen, so würde damit eine große geschichtliche Ungerechtigkeit begangen worden sein.

Als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, gab es nicht nur keine deutsche Flotte, sondern es gab nur sehr wenige Deutsche, die die Notwendigkeit einer starken deutschen Seemacht erkannten, und noch weniger, die sagen zu können glaubten, welches Ziel praktisch anzustreben sei und wie. Die allgemein herrschende Auffassung war: das Deutsche Reich sei als Festlandstaat mit nur sehr kurzer Küste schon durch die Natur nicht auf Seemacht hingewiesen. Geschaffen durch das Heer, könne und müsse es nur durch das Heer erhalten werden. Auf der See brauche man nur eine Küstenverteidigungsflotte, so daß eine Blockade der deutschen Küsten z. B. durch kleine Seemächte, wie durch Dänemark im Jahre 1848, nicht ausgeführt werden könne. Was die Flotten der großen Festlandmächte, wie die Frankreichs und Rußlands anlange, so könne für Deutschland natürlich nie die Rede davon sein, ihnen zur See gewachsen sein zu wollen. Das sei aber auch nicht nötig, denn im Kampfe mit Frankreich wie mit Rußland entscheide das Heer, und jeder Schade, den deren Flotten Deutschland im Kriege zufügten, könne sofort mit Zinsen durch die deutschen Heere wieder gutgemacht werden. Dazu kam die Auffassung, man möchte sie beinahe eine Zwangsidee nennen, daß kein Land der Welt, am allerwenigsten aber das Deutsche Reich und Volk die Mittel und die Kräfte besäße, um neben einem Heer ersten Ranges auch eine Flotte zu schaffen und zu erhalten, die imstande wäre, sich mit den Flotten ersten oder selbst zweiten Ranges anderer Mächte zu messen. Im deutschen Volke waren die Gedanken über deutsche Seemachtsfragen ganz unklar und dürftig. Es war wohl ein dunkler Drang vorhanden. Der alte Flottengedanke vom Jahre 1848 lebte noch. Er führte ein romantisches Leben in der Einbildung und in der Erinnerung. Ein großes geeinigtes Deutsches Reich sei es schon seiner Würde schuldig, eine Flotte zu besitzen, die sich sehen lassen könnte.

Ein neuer treibender Umstand kam durch die Bismarcksche Kolonialpolitik der achtziger Jahre hinzu: Deutschland sei jetzt Kolonialmacht, folglich müsse es auch Seemacht werden. Die innere Natur dieses folgerichtigen Schlusses ist aber damals und noch lange nachher wohl von den allerwenigsten erkannt worden. Weder die militärische, noch vor allem die wirtschaftliche Seite der Notwendigkeit einer Flotte für das Deutsche Reich war in das Volksbewußtsein eingedrungen. Die Art, wie eine deutsche Kriegsflotte beschaffen sein müsse, um den nötigen Anforderungen zu entsprechen, entzog sich schon aller Übersicht, und auch im Seeoffizierkorps der damaligen deutschen Marine gab es darüber keine Einigkeit und keine Klarheit. So war es schließlich kein Wunder, wenn die dem Heer entstammenden Leiter der Marine, besonders General von Caprivi, nur spärliche Summen vom Reichstag forderten und noch spärlichere bewilligt erhielten. Der deutsche Reichstag ist damals sehr herbem Tadel ausgesetzt gewesen, und sicher zum großen Teil mit Recht. Aber wir müssen ihm heute doch mildernde Umstände zubilligen, weil eben eine klare Erkenntnis, daß und warum Deutschland eine Flotte brauche, nirgends vorhanden war. Die wenigen, die sie besaßen, verfügten nicht über die



Kaiser Wilhelm II. mit seinen Gästen an Bord der Jacht „Meteor". Photographie von Th. Jürgensen.

Möglichkeiten, ihre Erkenntnis zu verbreiten. — Ich habe soweit ausgeholt, um zu zeigen, wie Verhältnisse und Stimmung im allgemeinen beschaffen waren, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam. Der Kaiser war schon als Prinz von dem Gedanken erfüllt gewesen, daß Deutschland eine Flotte besitzen müsse, die im Verhältnis der deutschen Armee ebenbürtig sei. Kaiser Wilhelm hatte die Zeit benutzt, um sich eine gründliche Kenntnis der englischen Flotte, sowie der deutschen Marine und ihrer Mängel zu verschaffen. Es wäre natürlich weit übertrieben, wollte man behaupten, daß der Kaiser, als er zur Regierung kam, auch nur im groben die spätere Gliederung und den Aufbau des jetzt gültigen Flottengesetzes „im Kopf gehabt“ habe. Davon war nicht die Rede. Was der Kaiser aber schon zu Anfang klar erkannt hatte, das war die große Wahrheit, die er später in die Worte zusammenfaßte: Reichsgewalt sei Seegewalt, beide bedingten einander, und keines von beiden könne ohne das andere bestehen. Diese Grundwahrheit war in Deutschland damals freilich etwas ganz Neues, und die Reife für ihre Erkenntnis kam erst erheblich später. Für den Kaiser war sie aber die Triebfeder, mit allen Kräften vorwärts zu drängen. Das war erfolgreich nur möglich, wenn die Förderung der Erkenntnis, weshalb man den Bau einer starken Flotte fordere, mit allen Mitteln angestrebt wurde. Hier liegt ein großes, unvergängliches Verdienst des Deutschen Kaisers. Kaiser Wilhelm II. ist immer auf dem Gebiete der maritimen Erkenntnis ein Vorkämpfer und Anreger ersten Ranges gewesen, der, unterstützt durch persönliche Anlage, den Grund zu allem gelegt und die Voraussetzung zu allem geschaffen hat, was später erreicht worden ist. In den ersten neun Jahren seiner Regierung, bis 1897, schien es, als ob der Kaiser mit seinem Vorhaben scheitern würde. Wohl waren die Ausgaben für die Marine gegen früher erhöht worden, aber der Widerstand des Reichstages wurde von Jahr zu Jahr immer größer. Öffentliche Äußerungen des Kaisers über die Bedeutung einer Flotte für Deutschland und ihre Notwendigkeit fanden in der deutschen Öffentlichkeit und im Reichstage erbittertsten Widerspruch. Man verhöhnte sie, bezeichnete sie als den Ausfluß romantischer Phantasie, kaiserlicher Launen des Flottengrößenwahnsinns. Ihre Verwirklichung würde den Beginn einer „uferlosen Weltpolitik“ bezeichnen. Die Leiter der deutschen Politik ihrerseits fügten sich wohl den kaiserlichen Willensmeinungen, aber ein tiefer gehendes Verständnis für die Bedeutung dieser maritimen Zukunftspläne besaßen sie nicht. Sie waren einseitige Festlandpolitiker und vermochten nicht, sich an eine so neue Richtung und in einen so neuen Gesichtskreis hineinzufinden. Die Flotte ihrerseits wurde im Reichstage nicht mit der Geschicklichkeit vertreten, die die schwierige Aufgabe erfordert hätte. Dazu herrschte noch immer Meinungsverschiedenheit innerhalb des Seeoffizierkorps, nach welcher Richtung hin ihre Zukunft zweckmäßigerweise auszubauen sei. Neun Jahre sind eine lange Zeit, und man hätte es dem damals jungen Kaiser nicht verdenken können, wenn der Mangel an Erfolg seines Strebens für das Zustandekommen einer Flotte, und dazu die Flut von Erbitterung, Widerspruch, Unverstand und Spott ihn veranlaßt hätten, sein Bemühen vorläufig aufzugeben und sich zu sagen, das deutsche Volk sei noch nicht reif, um die Lage, um seine wahren Bedürfnisse und Notwendigkeiten zu erkennen. Die Gegner einer vordringenden Flottenpolitik würden Kaiser Wilhelm das hoch angerechnet und die anderen Deutschen, denen der Flottengedanke am Herzen lag, würden sich entsagungsvoll gesagt haben: es sei eben nicht gegangen, der Kaiser habe bis zur Grenze der Möglichkeit getan, was er konnte. Kaiser Wilhelm selbst aber würde seine Bahn auch den Vertretern seiner eigenen Regierung gegenüber freier und glatter gefunden haben. Daß der Kaiser trotzdem fest blieb und sich durch nichts in seinem Vorwärtsdringen und Vorwärtsdrängen beirren ließ, ist, wie gesagt, beinahe sein größtes Verdienst um die Flotte. Denn der **kritische** Punkt ihrer Vorgeschichte liegt in den neunziger Jahren. Die Gegner meinten, — behaupteten jedenfalls, — es handle sich nur um eine in sich unbegründete Liebhaberei des Kaisers, um eine kaiserliche Laune, und sie haben das auch noch später behauptet. Solche Launen überstehen aber keine Widerstände und Enttäuschungen, keine Mißerfolge, und vor allem nicht ein ganzes Jahrzehnt lang. Gerade jene Unbeirrbarkeit und Zähigkeit, mit der der Kaiser an seinen Grundgedanken und seinem Vorhaben festhielt, ist so besonders bemerkenswert. Sie ging aus der unbedingten inneren Sicherheit Kaiser Wilhelms hervor, daß er sich auf dem rechten Wege befände.

Im Jahre 1897 fand Kaiser Wilhelm dann den Mann, dessen er und dessen die Sache bedurfte. Im Sommer jenes Jahres wurde der damalige Konteradmiral Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamtes ernannt. Ein organisatorisches Genie, ein Seeoffizier, der bis dahin beinahe auf jedem Gebiete des vielseitigen Marinedienstes bahnbrechend gearbeitet hatte, ein Mann der schöpferischen, weitausschauenden Pläne und der großen, weitgesteckten Ziele, gleichzeitig mit der seltenen Fähigkeit ausgerüstet, seinen Gedanken eine praktisch lebensfähige Wirklichkeit zu geben, ein Staatsmann großen Stiles, ein politischer und parlamentarischer Taktiker ersten Ranges, — das war der Mann, der seit dem Sommer 1897 die Entwicklung der Marine auf das richtige Geleise brachte, ihr eine Zukunft eröffnete.

Das Werk des Staatssekretärs von Tirpitz ist schon oft gewürdigt worden. Das des Kaisers wird dadurch nicht verkleinert. Admiral Tirpitz hätte seine Erfolge nicht erzielen können, wenn nicht das klare und tiefe Verständnis des Kaisers für alle maritimen, marinepolitischen und weltwirtschaftlichen Fragen gewesen wäre und nicht jene durch nichts beirrbare Ausdauer und das zähe Festhalten an der Verwirklichung des großen Grundgedankens. Dazu kam die fortreißende Kraft und Wirkung Kaiser Wilhelms. Jenen Gedanken, durch Aufklärung Stimmung zu machen und Willen zu wecken, hat der Kaiser schon als Prinz durch Vorträge in Offizierkasinos verwirklicht. Im Laufe der folgenden zehn Jahre ist dann eine ungeheure Anregung von ihm ausgegangen und hat mit der Zeit das ganze deutsche Volk in ihre Kreise gezogen. Politiker, Parlamentarier, Wirtschaftler, Vertreter des Handels und der Industrie, vor allem auch Techniker erhielten durch die unermüdliche Anteilnahme des Kaisers Antrieb und Betätigungsmöglichkeit, die sie sich vorher nicht hatten träumen lassen. Die Vielseitigkeit des Wesens und der Gaben Kaiser Wilhelms II. hat sich gerade für die Förderung der Marine unvergleichlich nützlich gezeigt, denn eben durch sie und dadurch, daß der Kaiser mit allen jenen Berufen und Kreisen enge Fühlung nahm, immer unter dem einen Gesichtspunkte und mit dem einzigen Ziele, die Grundlage zur Schaffung einer starken Flotte zu legen, Verständnis und Begeisterung hervorzurufen, brachte er alle jene Kreise einander nahe, schuf Verständnis zwischen ihnen und spannte sie gewissermaßen an den Wagen der Marine. Die gleiche anregende Kraft und Tätigkeit brachte der Kaiser innerhalb der Marine selbst zur Wirkung, im Seeoffizierkorps und in der Welt der Marinetechnik. Überall betätigte er seine eindringende Kenntnis des Gegenstandes und jenen lebendigen Anteil, der, wenn er von einem Herrscher ausgeht, schon an sich ungeheuer befruchtend wirkt. Die „Kenntnis des Gegenstandes“ ist, wie ganz besonders hervorgehoben werden muß, keine Redensart. Wer den Kaiser über technische Fragen hat sprechen, wer ihn die Kritik eines Flottenmanövers einmal hat abhalten hören, weiß, wie erstaunlich die Beherrschung des Stoffes und die Urteilskraft des Kaisers auf diesen Gebieten ist.

Nachdem es in den Jahren 1897 bis 1900 gelungen war, durch die Flottengesetze der deutschen Flotte eine angemessene und gedeihliche Entwicklung zu gewährleisten, hat es gleichwohl nie an Einflüssen gefehlt, die, sei es in Deutschland oder von außen her, an der Arbeit waren, um das große Werk des Admirals von Tirpitz zu zerstören, zum mindesten zu verkümmern. Erst in späterer Zeit wird es möglich sein, in diese innere Entwicklungsgeschichte unserer Marine hineinzuleuchten. Dann wird sich auch zeigen, wie hoch wiederum das Verdienst des Deutschen Kaisers gewesen ist, indem er allen gegenteiligen Bestrebungen zum Trotz den einmal für richtig erkannten Kurs des Staatssekretärs von Tirpitz weitersteuern ließ, ausdauernd und unbeirrt. Oft mag dem Kaiser gerade im Laufe der letzten vierzehn Jahre nahegelegt worden sein, wie leicht er die so großen Schwierigkeiten der internationalen Lage und im besonderen der Führung der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches beseitigen, jedenfalls verringern könne: er brauche ja nur den deutschen Flottenplan aufzugeben oder in Grenzen zu halten, die sich nach den Wünschen Großbritanniens richteten. Die Kräfte, die in Deutschland und von außerhalb in dieser Richtung gearbeitet haben, sind nicht klein gewesen. Der Kaiser hat sich durch sie nicht von seinem Wege abbringen lassen, im Bewußtsein, daß die Zeit der Schwierigkeiten überwunden werden müsse, weil es für das Deutsche Reich nur die Wahl gäbe: mit einer starken Flotte Weltmacht zu werden, oder ohne eine starke Flotte Vasallenmacht Großbritanniens.

Nun ist das Deutsche Reich gezwungen worden, gegen eine Welt von Feinden um sein Dasein zu kämpfen. Das große Werk des Flottenausbaues konnte nicht beendet werden. Im Laufe von anderthalb Jahrzehnten ist es aber gelungen, die deutsche Flotte zur zweitstärksten der Welt zu machen. Militärisch, technisch und organisatorisch ist Erstaunliches geleistet worden, aber, wie gesagt, das Ziel konnte nicht erreicht werden. Dazu wäre ungefähr ein Menschenalter nötig gewesen. Heute steht diese neugeschaffene deutsche Flotte furchtlos und bereit der größten Seemacht der Welt gegenüber und hat im verflossenen Kriegshalbjahr ausnahmslos bei jeder Gelegenheit gezeigt, daß sie ihr an Geist und Tüchtigkeit mindestens ebenbürtig ist. Wie der Seekrieg sich auch immer entwickeln und welches Ende er nehmen mag, das eine steht fest: der Deutsche Kaiser wird auf **seine** Marine stolz sein, ebenso wie die Marine stolz war und ist, **seine** Marine zu sein. Dieser Besitztitel gebührt Kaiser Wilhelm im höheren und innerlichen Sinne des Begriffes uneingeschränkt.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

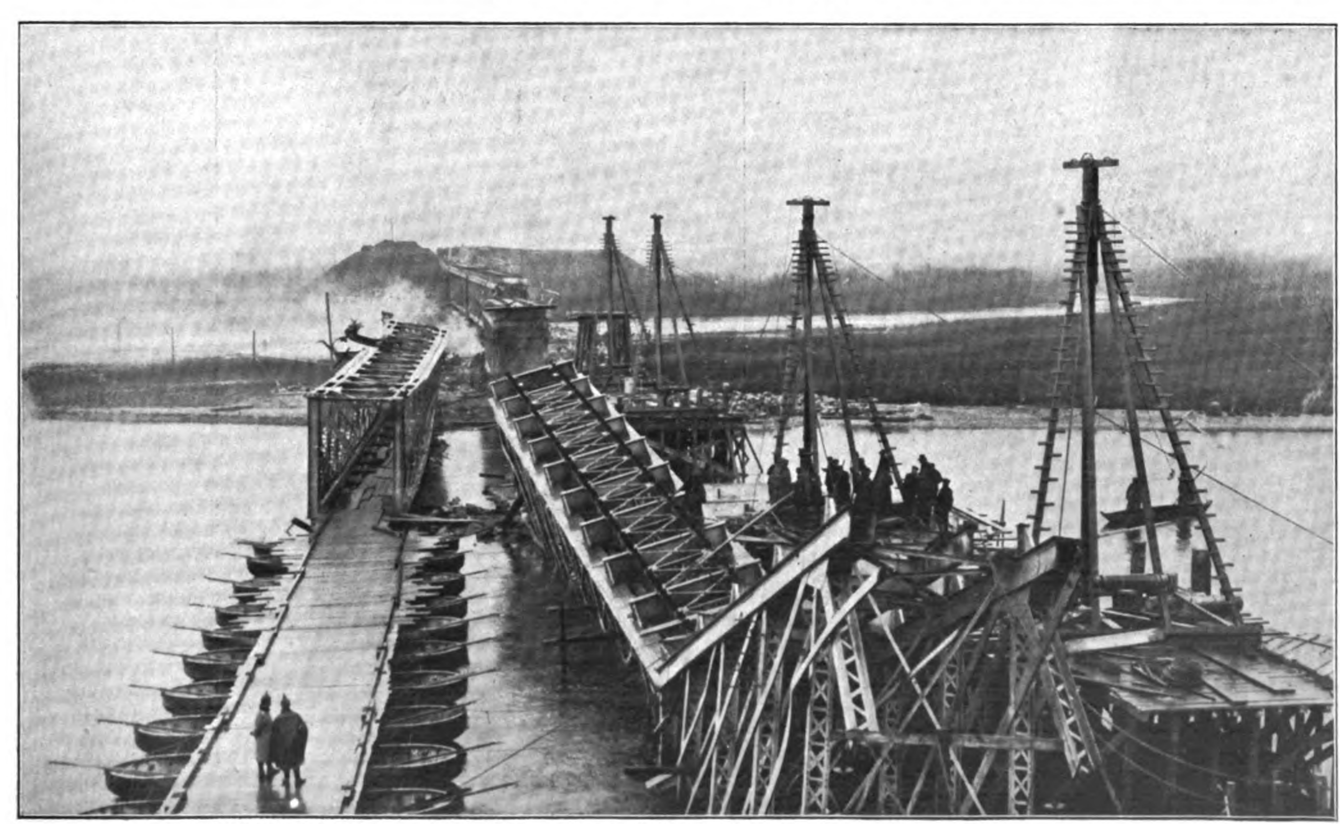
Kriegschronik:

15. Januar: Artilleriekämpfe bei Nieuport. — Feindliche Angriffe nordwestlich Arras abgewiesen. — Schöne Erfolge der österreichisch-ungarischen Artillerie am Dunajec.
16. Januar: Artilleriekämpfe auf der westlichen Front. Verluste der Feinde in den letzten 4 Wochen seit Beginn ihrer Offensive: 150000 Mann. — Geschützkampf südlich Tarnow. — Jetzt erst ging der amtliche Bericht über die siegreichen Kämpfe bei Tanga in Deutsch-Ostafrika vom 3.—5. Nov. 1914 ein. Die Engländer haben 3000 Mann und zahlreiches Kriegsmaterial verloren.
17. Januar: Artilleriekampf bei Nieuport. Bei La Boiselle nordöstlich Albert glücklicher Vorstoß. In den Argonnen mehrere Schützengräben erobert. — Versuch der Russen, über den Wkra-Abschnitt bei Radzanow vorzustoßen, gescheitert. — Östlich Zakliczyn werden die Russen von den österreichisch-ungarischen Truppen zum Weichen gebracht.
18. Januar: Schwere Verluste der Russen bei Radzanow, Biezun und Sierpe. — Bei Jacobeny in der südlichen Bukowina russischer Vorstoß entscheidend zurückgeschlagen.
19. Januar: Fortschritte bei Notre Dame de Lorette, in den Argonnen und nördlich Sennheim. — Vordringen der Österreicher und Ungarn am Dunajec.
20. Januar: Beschießung einiger befestigter Plätze der englischen Ostküste durch Marineluftschiffe. — Französische Angriffe nordwestlich Arras und südlich St. Mihiel abgewiesen; Fortschritte bei Berry-au-Bac und Pont à Mousson.
21. Januar: Bei Arras Artilleriekämpfe. — Französischer Angriff nördlich vonVerdun abgewiesen. — Schwere Verluste des Feindes bei Croix des Carmes, nordwestlich Pont à Mousson sowie nördlich Sennheim. — Fortschritte am Sucha-Abschnitt.
22. Januar: Französischer Angriff zwischen Souain und Perthes bricht zusammen. — Fortschritte in den Argonnen. — Schwere Verluste der Feinde bei Pont à Mousson. — Weitere Fortschritte am Sucha-Abschnitt. — Wiedereroberung von Kirlibaba in der Bukowina.
23. Januar: Schwere Verluste der Russen bei Borzymaw im Sucha-Abschnitt.
24. Januar: Seegefecht bei Helgoland: ein englischer Schlachtkreuzer und drei englische Torpedobootszerstörer vernichtet; der deutsche Panzerkreuzer »Blücher« gesunken. — Französische Angriffe auf Hartmannsweilerkopf unter starken Verlusten zurückgeschlagen. — Nordöstlich Gumbinnen russische Angriffe verlustreich abgewiesen. — Während der beiden letzten Tage haben die österreichisch-ungarischen T:uppen in den Karpathen über 1000 Gefangene eingebracht.
25. Januar: Südlich des Kanals von La Bassée stürmen die Badener die englischen Stellungen in einer Frontbreite von 1100 Metern; zwei starke Stützpunkte erobert, 4 Offiziere und 110 Mann gefangen, ein Geschütz, drei Maschinengewehre erbeutet. — Gefechte bei Craonne, südöstlich Laon. — Artilleriekämpfe in Ostpreußen und westlich Tarnow. — Der Kleine Kreuzer »Gazelle« bei Rügen durch Unterseebootsschuß leicht beschädigt. — Ein deutsches Marine Parseval-Luftschiff bei Libau von den Russen vernichtet.
26. Januar: Artilleriekampf bei Nieuport und Ypern. Erfolg der Sachsen bei Craonne; mehrere Stützpunkte auf einer Breite von 1400 Meter wurden im Sturm genommen, 865 unverwundete Franzosen gefangen, 8 Maschinengewehre erobert, ein Pionierdepot und viel sonstiges Material erbeutet. Auch südöstlich St. Mihiel nahmen unsere Truppen einen französischen Stützpunkt. — Schwere Verluste der Russen bei Gumbinnen.
27. Januar: Auf den Craonner Höhen wurden dem Feinde weitere östlich anschließende 500 Meter Schützengräben entrissen; dabei 350 Gefangene gemacht. Französische Gegenangriffe mühelos abgewiesen. Auch in den Vogesen und im Elsaß an mehreren Stellen für uns erfolgreiche Kämpfe. — Der wichtige Uszoker Paß in den Karpathen gelangte nach dreitägigen Kämpfen wieder in Besitz unserer Verbündeten.
28. Januar: Die englischen Etappenanlagen der Festung Dünkirchen von deutschem Luftgeschwader bombardiert. Ein feindlicher Angriff nordwestlich Nieuport abgewiesen; ebenso ein Angriff der Engländer südlich des La Bassée-Kanals leicht zurückgeschlagen. — Östlich Lowicz warfen unsere Truppen den Feind aus seiner Vorstellung und drangen in die Hauptstellung ein. Russische Angriffe nordöstlich Gumbinnen scheiterten unter schweren Verlusten für den Feind.

Eine Johanniterfahrt nach dem Osten II. Von Fedor von Zobeltitz.

Als wir in Kalisch wieder abfuhren, wußte ich ganz genau, daß es bis Lodz noch eine geraume Zeit dauern würde. Immerhin trugen wir uns mit der Hoffnung, wenigstens am Morgen dort sein zu können. Vorläufig hieß es, sich nachtsüber im Zuge einzurichten. Zu meinem Leidwesen mußte ich feststellen, daß der Gepäckwagen mit den Koffern meiner Diakonissinnen bereits fehlte. Er mußte beim Umrangieren des Zuges an der Grenze liegen geblieben sein. Ich gab entsprechende Depeschen auf, auch ein Telegramm nach der Station Sieradz, wo ich für die Schwestern das Mittagessen bestellt hatte. Es wurde aber ein Mitternachtsessen daraus. Sieradz ist ein Nest wie die meisten sonstigen polnischen Kleinstädte, doch mit verhältnismäßig großem Bahnhof. Das Wetter hatte sich wieder gewandelt, als wir dort eintrafen. Es rieselte, es war kalt und naß. Das ist in Polen unangenehmer als die strengste Kälte. In der Umgebung des Bahnhofsgebäudes versank man; die lehmige Erde heftete sich an die Sohlen; bei jedem Schritte wurde ein sanftes Klatschen und Quatschen hörbar.

Wir arbeiteten uns tapfer bis zu einem großen Zelte durch, das als Sammelstelle für Verwundete eingerichtet worden war und augenblicklich leer stand. Zahlreiche Matratzen mit Decken lagen am Boden; in der Nähe des Mitteltisches brodelte Feuer in einem eisernen Ofen und verbreitete eine angenehme Wärme. Ein Anflug von Behaglichkeit ging durch den Raum. Dann kam die Suppe und schmeckte ausgezeichnet. Es war so eine Art Kohlsuppe mit kleinen Fleischstücken; der Maler nannte sie Consommé prin-



Pioniere stellen eine von den Russen zerstörte Weichselbrücke wieder her. Phot. Leipziger Presse-Büro.

tannière, aber es war mehr etwas Russisches, wohl auch etwas sonst in der Gastronomie Unbekanntes. Doch meine tapferen Damen waren nicht verwöhnt; sie löffelten in stillem Vergnügtsein ihre Suppe aus und kletterten dann wieder in die Abteile.

Eine Nacht im Abteil hat selten etwas Erfreuliches. Man rollt sich wie ein Igel zusammen und versucht zu schlafen. Es geht nicht. Das Ohr ist empfänglicher geworden für alle Geräusche von draußen. Der Zug schleicht allerdings nur. Er muß vorsichtig fahren auf dem eben erneuten Schienenstrang. Aber er versucht sich dennoch in allerhand Melodien, noch mehr in den verschiedensten Mißtönen. Er kreischt zuweilen anmutig, dann heult er wieder auf, dann singt er oder pfeift leise ein Liedchen mit unverkennbar slawischen Anklängen. Zwischendurch hält er: ein Viertelstündchen, eine halbe Stunde, weit über eine Stunde; auf einer Station, auf freiem Felde. Am Morgen hören wir von den Ursachen dieser verstimmenden Haltepunkte im Rhythmus des Fahrgesangs. Einmal entgleiste die Lokomotive (gefahrlos); einmal war ihr das Wasser ausgegangen und mit einem letztem Aufseufzen versagte sie den Dienst; einmal war von einer Brücke ein Balken gebrochen und mußte erst wieder hergestellt werden. Und so fort.

Aber auch dies Nachtleiden hatte sein Ende. Ein toteserweckender Pfiff ließ uns aus lindem Morgendrusel emporfahren. Wieviel Uhr? Sechs. Jetzt sind wir ganze vierundzwanzig Stunden unterwegs. Draußen brauender Nebel. Durch die weißgelben Schwaden, die wie die Fittiche fabelhafter Riesenvögel über die Erde streichen, sieht man die Umrisse großer Gebäude und dazwischen ein überaus lebhaftes schattenhaftes Treiben. Gott sei Dank, das ist Lodz! I wo, das ist erst Pabianicze! Wie lange Aufenthalt? Der Zugführer schiebt die Schultern sehr hoch. Ganz unbestimmt. Vorläufig kommen wir nicht in den überfüllten Bahnhof der Gouvernementsstadt hinein.

Also Geduld. Wir frühstücken. Die Lokomotive spendet heißes Wasser. Wir haben löslichen Kaffee bei uns: „Ruwie“, eine neue Erfindung, keine Lehmbrühe, sondern wirklichen Kaffee, der dem Magen wohltut. Wir requirieren auch. Pabianicze besitzt ein großes Verpflegungsdepot. In Riesenschuppen wird da der Proviant für das durchschüttelte und ausgehungerte Land gesammelt: Haufen von Konserven, Käse in Form von Mühlensteinen, gefrorenes Fleisch, ganze Reihen von Fässern mit spanischem Wein und der Signatur Antwerpen. Der Westen grüßt den Osten. Wir bekommen, was wir haben wollen, und schauen uns dann ein wenig (denn wir haben ja Zeit) in der Umgebung um.

Auf dem freien Platze neben dem Bahnhof halten Hunderte von Bauern mit ihren kleinen Wägelchen, die Vorräte in die Städte und Dörfer bringen sollen. Polen und Russen in schmutzigen Schafspelzen, vorn offen, so daß man die Rubaschka sieht, das bunte Hemd, an den Füßen schwere Kniestiefel oder die Lapti, sandalenartige Bastschuhe mit Lederriemen. Dazwischen Juden in langen Kaftanen mit Kilpacks, hohen Pelzmützen, die Bärte verfilzt, zuweilen an den Enden in Zöpfen geflochten, alle starrend vor Schmutz. Die Gäule sind dürre struppige kleine Tiere, in den Knochen hängend, lahmend, durch die Lungen pfeifend. Was irgendwie brauchbar war, hat längst der Russe genommen. Auch ein paar Weiber sind da: in grellfarbigen Sarafanen mit knallend bunten Kopftüchern, wie eben aus der Maskengarderobe gekommen. Wo sind die schönen Polinnen? —

Wir gehen weiter. Da steht eine zerschossene Haubitze. Man hat es ihr gut gegeben. Die Lafette ist zersplittert, das Rohr aufgerissen und verbogen, als habe eine Gigantenfaust es zerdrücken wollen. Daneben ein unsagbarer Haufen von Küchenabfällen zwischen zerfetztem Lederzeug, Patronenstreifen von Maschinengewehren, Geschoßhülsen, alten Sätteln, von Uniformresten und derlei mehr. Magere Hunde umkreisen dies schauderhafte Allerlei, spähen nach Atzung aus und knurren sich neidisch an. Ein gelbbrauner Köter mit unregelmäßig gestutzten Ohren zerrt an einem Pferdegerippe. Und noch immer braut der Nebel und legt sich schwer auf die Brust.



Einzug unserer Truppen in Sieradz. Phot. M. Rosenberg.

Stunde um Stunde verrinnt. Gar kein Gedanke an eine Weiterfahrt. Von Zeit zu Zeit gibt sich die Lokomotive den Anschein einer schwachen Ermannung, setzt an, keucht ein paar Schritte vorwärts und hält dann wieder. Es hilft alles nichts. Ein paar Munitionszüge rollen an uns vorüber — sie haben immer den Vorrang. Wir halten Mittagsschlaf, und als wir aufwachen, sinkt draußen abermals der Dämmer über die Welt. Sollen wir den Silvesterabend im Bahnwagen verleben? Nein, doch nicht. Hui — ein gewaltiger Pfiff, und jetzt geht es wirklich weiter. Aus dem Nebel leuchten uns elektrische Lichter entgegen. Endlich, endlich sind wir — nach sechsunddreißigstündiger Fahrt — an dem ersehnten Ziele . . .

Die Schwestern springen wohlgemut aus den Wagen und stellen sich militärisch auf. Ich lasse von der Bahnhofskommandantur aus an das Kriegslazarett telephonieren (dies Telephon ist auch erst eine Errungenschaft von vorgestern), und in einem halben Stündchen trifft ein Abgesandter ein, dem ich meine Pflegerinnen übergeben kann. Ein paar Abschiedsworte, ein Dank herüber und hinüber — dann ist mein Auftrag ausgeführt, und ich bin sozusagen ein freier Mann. Nur mit der erhofften Silvesterfeier ist es Essig; um elf Uhr liege ich in der Klappe und träume mich in das neue Jahr hinein.

* * *

Ich bin in Friedenszeiten einmal durch Lodz gefahren, blieb allerdings nicht lange, gewann aber doch den Eindruck, in einer Stadt zu sein, in der man zu leben versteht — und auch zu arbeiten. Nun ist der männermordende Krieg wie ein Sturmwind über diesen Mittelpunkt des polnischen Industrie-



Ausgabestelle für Benzin in Sieradz. Phot. Leipziger Presse-Büro.

bezirks gefahren: zum drittenmale haben die Deutschen Einzug gehalten, und nach Lage der Ereignisse ist kaum daran zu zweifeln, daß sie bleiben werden. Ich habe Freunde in Lodz, die seit einem Menschenalter dort angesiedelt sind, und ihre Erzählungen bestätigten die Eindrücke, die ich selbst bei meinem kurzen Aufenthalte gewann. Daß man sich im Allgemeinen in der Deutschfreundlichkeit der polnischen Bevölkerung getäuscht hat, ist leider wahr. Es liegt das aber weniger an der slawischen Rassenverwandtschaft als an dem mit großer Geschicklichkeit russischerseits gesponnenen Lügen- und Verhetzungsnetz. Es ist hier unten in Polen ganz ähnlich wie oben in Belgien. In Zeitungsartikeln, Broschüren, Bilderbogen und Ansichtskarten, selbst in Armeebefehlen sind die ungeheuerlichsten Verleumdungen über die Deutschen ausgestreut worden. Das kaum zur Ausführung gekommene Enteignungsgesetz für die Provinz Posen und die Beschießung von Kalisch haben zu Propagandazwecken gedient, um die Einwohner in Angst und Schrecken zu setzen, und so kam es, daß vor und nach der ersten Einnahme von Lodz zahlreiche Polen und Deutschrussen, besonders aus reichen Häusern, nach Warschau flüchteten. Den daheimgebliebenen Deutschen aber galt der ganze Haß der rückkehrenden Russen. Unter den deutschen Kolonisten in der Umgegend wurde ein regelrechtes Blutbad veranstaltet. Es ist eine Tatsache, daß viele von ihnen grausam mißhandelt worden sind; einen Bäcker, der nicht das verlangte Brot liefern konnte, hängte man an erbarmungslos auf; die Läden der in Lodz sehr zahlreich ansässigen Juden wurden überall schonungslos geplündert. Ein Fabrikbesitzer, der sich mit den Seinen in den Kesselraum geflüchtet hatte, wurde beschuldigt, den Deutschen durch Feuerzeichen Signale gegeben zu haben; man erschoß ihn ohne Untersuchung. Es ist verständlich, daß sich die Nachwirkungen eines solchen Schreckensregiments auch noch heute fühlbar machen, daß namentlich in den deutschen Kreisen eine lähmende Angst vor der Wiederkehr der Russen herrscht. In dieser Angst war beispielsweise einer der angesehensten Deutschen, den die Verwaltung um Beschaffung von Lazarettmaterial ersuchte und der erklärte, er werde alles tun, man möge es aber durch gemessene Befehle unter Strafandrohung von ihm verlangen und sein Haus durch Wachen besetzen lassen, damit er bei etwaiger Rückkehr der Russen beschwören könne, daß er nur dem Zwange nachgegeben habe.

Wie in Belgien, so beunruhigen auch hier allerhand abenteuerliche Gerüchte die Einwohner. Als ich in Lodz war, hieß es, die Russen hätten bereits Lowitsch und Skierniewicze wieder erobert, während beide Städte tatsächlich schon weit, weit hinter unserer Frontstellung liegen. Nun werden die Berichte der Hauptquartiere durch Maueranschläge bekannt gemacht und auch in den Zeitungen veröffentlicht. Aber im Geheimen spinnt das Gerücht sich dennoch fort und wird durch Klatschzungen wie durch russische Agenten eifrig genährt. Ein



Küche des Roten Kreuzes in Pobianize. Phot. Leipziger Presse-Büro.

polnischer Berichterstatter wurde durch den Gouverneur wegen wissentlicher Verbreitung falscher Nachrichten denn auch ausgewiesen. Anerkennung verdient die Haltung der beiden seit Jahrzehnten bestehenden deutschen Lodzer Blätter. Sie sind allerdings der Militärzensur unterstellt, kämpfen aber auch zwanglos mit warmem Herzen und ohne Furchtsamkeit für die deutsche Sache und nehmen vor allem der eigenen Stadtverwaltung gegenüber kein Blatt vor den Mund.

Es ist fraglos, daß die städtischen Behörden anfänglich sich etwas zu stark auf die entgegenkommende Milde des Gouverneurs Generals Gerecke verließen. Es fehlte an allem. Als die ersten Verwundetenzüge eintrafen, war noch nichts vorbereitet. Erst als die Lodzer kräftig aufgerüttelt wurden, traf das Material ein und wurde nach Abschätzung bezahlt; nun entfaltete das Rote Kreuz eine rege Tätigkeit. Auch Hülfskräfte, vor allem Pflegerinnen, strömten von allen Seiten herbei; ich sagte schon, daß man meine Sechzig mit Schmerzen erwartete und glücklich war, sie endlich da zu haben. Überall waren Cholera- und Typhusherde zu bekämpfen, die Ruhr wütete, der herrschende Schmutz erzeugte ekelhafte Krankheiten. Und wie griffen die Herren vom Roten Kreuz ein! Der Obergeneralarzt Dr. von Kern, der übrigens auch ein ausgezeichneter Kantforscher und einer unserer besten Dantekenner ist, hat jetzt die hygienische Oberleitung des gesamten Ostens übernommen. In Lodz waltet ein Garnisonsarzt; die Etappenlazarette stehen unter Generaloberärzten, die wieder einen ganzen Stab von Hilfsärzten zur Hand haben. Denn es gilt nicht allein die Pflege der Verwundeten, die von der Front in die Feldlazarette und weiter in die Etappen gebracht werden: es handelt sich, wie gesagt, auch darum, sich des unsichtbaren Feindes zu erwehren, der aus dem Innern Rußlands die deutschen Grenzen bedroht. Und diese Abwehr ist im Osten tausendmal schwieriger als im zivilisierten Westen.

* * *

Ich hatte mich im Grandhotel einquartiert. Anfänglich versuchte ich es — einem Freunde zu Liebe, dem kein Quartierzettel zur Verfügung stand — in einem anderen Gasthause. Aber da erschrak ich so gewaltig vor dem Zuständlichen, daß meine Freundschaft brüchig wurde. Das Grandhotel ist ein Riesenhaus mit vielen Hunderten wohnlich eingerichteter Zimmer. Es ist Besitz einer Aktiengesellschaft, und die Leitung hat es — vielleicht nur in Rücksicht auf die russischen Gäste — für notwendig gehalten, auch hier das Kriegszeitgemäße ein wenig herauszukehren. Die Teppiche von den Treppen, aus der großen Vorhalle und den meisten Zimmern sind vorsorglich entfernt worden; auch bewegliche Schmuckstücke sieht man nicht mehr, und jedwedes die Räumlichkeiten gemütlich machende Drum und Dran ist verschwunden. Eins aber, etwas Unschätzbares, ist geblieben: die Warmwasserheizung. Es tat mir herzlich leid, als ich eines Abends zwei Offiziere in beschneiten Pelzen mit dem Torhüter verhandeln sah. Sie verlangten ein Zimmer, aber das Gouvernement hatte das Hotel mit Beschlag belegen lassen, denn das Oberkommando wurde erwartet. Der Hüter des Hauses riet den Herren zum Savoy, Manteuffel oder Viktoria. „Da waren wir schon," rief einer der Offiziere zurück, „aber da ist nirgends geheizt! Jetzt sind wir zehn Stunden im offenen Kraftwagen durch Schnee und Sturm gefahren und finden nicht einmal eine warme Bude!..“ Ja, so ist es. Der Kohlenmangel ist drückend geworden, die Kälte herrscht in Lodz. „Spart mit Gas und Elektrizität!“ rufen die Blätter der Bürgerschaft zu. Die deutsche Verwaltung sucht Abhilfe zu schaffen. Lange Kohlenzüge rollen aus Oberschlesien heran; aber sie kamen bisher schwer vorwärts auf der eingleisigen Bahn. Das ist nun besser geworden, da inzwischen auch die Strecke über Westpreußen, die Linie Alexandrowo-Lowitsch-Skierniewicze, erschlossen worden ist, so daß man von allen Seiten in das Herz Russisch-Polens kann. Und das war auch der Verpflegung halber eine Notwendigkeit. Proviant- wie Sanitätszüge sind in Massen liegen geblieben; ein Zug mit Liebesgaben brauchte nicht weniger als sechs Tage, ehe er von Ostrowo bis Lodz gelangte. Nun kommt auch die Bahnbewegung in Fluß, und die schwerste Gefahr ist glücklich überwunden: in die östlichen Etappen kehrt die Ordnung zurück.

Bürgerausschuß und Miliz sorgen in Lodz für die Ordnung, die gewissermaßen eine neue ist: die deutsche. In russischer Zeit glich auch diese Gouvernementsstadt den meisten übrigen russischen Städten: oben hui, unten pfui. Bei Regenwetter sind die Straßen unergründlich, und wer sich in die Vorstädte wagte, wo noch die kleinen Holzhäuser stehen, der konnte bis zu den Beinen im Schlamm versinken. Für die Hygiene wird jetzt gründlich gesorgt.

Der Kampf gegen die Unsauberkeit ist das Schlimmste. Gefallene Pferde sah ich sogar in den Straßen, und es bedurfte immer erst militärischer Nachhilfe, um die Kadaver fortzuschaffen.

Im Grandhotel sind auch die Preise geregelt worden. Ich fuhr unterwegs mit Offizieren zusammen, die bitter darüber klagten, daß sie in den Gasthäusern für schlechtes Essen fürchterlich bezahlen müßten. Nun sind Einheitspreise eingeführt worden: 2 Mark das Frühstück, 2,50 das Abendessen. Die Weinkarte weist außer Mosel- und Rheinweinen zu ziemlich hohen Preisen auch zwei billige Rotweine auf: schön klingende Bordeauxmarken, aber der Inhalt ist Krimwein, nicht übel schmeckend, doch schwer und ölig. Immerhin ist das Essen leidlich. Champagner gibt es nicht mehr, den haben die Russen ausgetrunken, die den Keller auch sonst gehörig geleert haben. Übel steht es mit der Zimmerbedienung. Die Offiziere haben ihre Burschen bei sich; wer aber nicht in der glücklichen Lage ist, über Ordonnanzen verfügen zu dürfen, kann sich das Bett selbst machen. Man sagte mir, die meiste Dienerschaft sei eingezogen worden. Trotzdem wimmelt es in den Straßen noch von nichtstuenden jungen Leuten, von sogenannten „Losgekauften“. Die Miliz hat es schwer, alle diese Faulpelze zur Arbeit heranzuziehen.



Das Rathaus am Neuen Ring in Lodz. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Stellungen Ende Dezember 1914.

X X Gefechtsorte 2. Dezmb.-Hälfte.

W. T. B. 1445



Stephan Freiherr Burian von Rajecz an Stelle des Grafen Berchtold zum österreichischen Minister des Äußeren ernannt.



Wirkl. Legationsrat, bisheriger Direktor der Deutschen Bank, Prof. Dr. Karl Helfferich wird Staatssekretär des Reichsschatzamts.
Hofphot. Ernst Sandau.



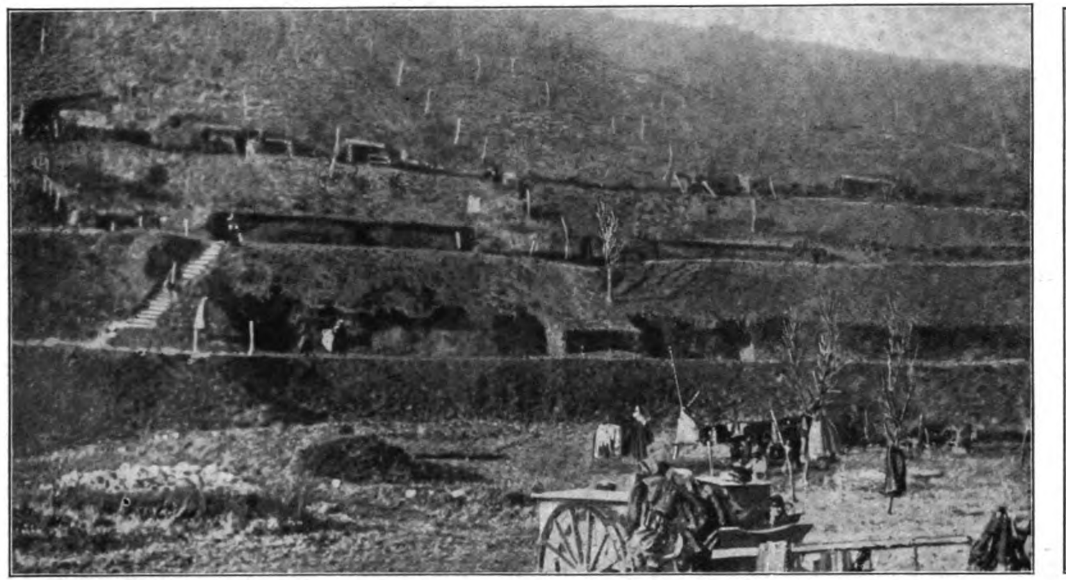
Staatssekretär des Reichsschatzamts Hermann Kühn tritt in den Ruhestand.
Phot. Richard Buschmann.



Ein von unseren Pionieren zur Entgleisung gebrachter wilder Eisenbahnzug, den die Franzosen zur Verhinderung eines Streckenbaues losgelassen hatten. Phot. A. Grohs.



Zerstörte Brücke an der Aisne bei Soissons. Die dunklen Streifen im Gelände: französische Schützengräben. Phot. A. Grohs.



Französische Stellungen an der Aisne bei Soissons. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Unsere am weitesten vorgeschobenen Schützengräben an der Aisne. Phot. A. Grohs.

In dem seit langem heiß umstrittenen Gelände nördlich Soissons brachten unsere Truppen in schweren Kämpfen vom 12. bis 14. Januar unter den Augen unseres Kaisers bei aufopferndster Tapferkeit den Franzosen eine schwere Niederlage bei und trieben sie von den beherrschenden Höhen auf das südliche Ufer der Aisne zurück. Der Feind verlor an Gefangenen, Toten und Verwundeten rund 30 000 Mann sowie eine große Anzahl von Geschützen und Maschinengewehren. Auf dem Schlachtfeld wurden General der Infanterie von Lochow mit dem Orden Pour le mérite und Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet. Die Breite des Kampffeldes entsprach annähernd der von Gravelotte und St. Privat. Die Verluste der Franzosen übersteigen aber die damaligen um ein beträchtliches. Umstehend geben wir eine Gesamtübersicht unserer Stellungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Die Führer in der Schlacht bei Soissons.



General d. Inf. von Lochow. Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Auf all die Lügen der Engländer von siegreichen Gefechten der Verbündeten an der westlichen Front und auf die mit soviel Gewichtigkeit angekündigte Offensive ist die Schlacht bei Soissons die schlagendste Antwort gewesen. Mit ihr darf die vom Generalissimus Joffre so groß beabsichtigte und so lau ausgeführte Unternehmung als gescheitert angesehen werden. Kostete sie den Feinden doch nicht weniger als 150 000 Mann an Toten und Verwundeten. Dieser glänzende aber nicht leicht errungene Sieg an der Aisne zeigt den Franzosen, daß die Spitze des deutschen Schwertes trotz allem noch immer auf Paris gerichtet ist und daß die Armee Klucks die alte Schneidigkeit noch lange nicht verloren hat. Ihm und vor allem den Generalen v. Lochow und Wichura ist der große Erfolg bei Soissons zu danken.



Generalleutnant Wichura. Phot. Otto Heinrich, Frankfurt a. O.



General d. Inf. von Kluck mit (im Bilde links) Oberst von Bergmann und (im Bilde rechts) General von Kuhl. Phot. A. Grohs.

Das tägliche Brot.

In diesen Tagen ist die neue Verordnung in Kraft getreten, nach der das Backen von Weißbrot über Nacht für die Dauer des Krieges verboten wird, eine erziehliche Maßregel, die leider notwendig wurde, weil die große Masse der Daheimgebliebenen, so zeitig die Behörden um Einschränkung des Weizenverbrauchs baten und ersuchten, sich nicht von ihren gewohnten Frühstücksbrötchen trennen mochte. Es wäre gewiß kleinlich, ein Volk, das freudigen Herzens und unermüdet die größten und schwersten Opfer bringt, darum anzuklagen, daß es zu den kleinen Verzichten gezwungen werden muß, aber es zeigt sich wieder einmal, wie der Muß-Heroismus in großen Dingen der menschlichen Natur doch so viel leichter wird als ein freiwilliges Heldentum im Kleinen und Alltäglichen. Es scheint lächerlich und doch wurde neulich mit Recht betont, wieviel Frauen es gibt, die zwar starken Herzens und in tapferer Bezwingung den Mann hinausgehen lassen in den Kampf fürs Vaterland, die selbst ihre volle Kraft — oft unter Hintansetzung der nächsten Pflichten, aus einem sehr verständlichen Betäubungsdrang heraus — in den Lazaretten und Wohltätigkeitsanstalten einsetzen, aber daneben erklären: Morgens kein Weißbrot — das halte ich einfach nicht aus. Daneben sind es die zumeist der Erziehung bedürftigen Kreise, die in der Begrenztheit ihres Blickes meinen, auf „das Bißchen“, was gerade sie genössen, würde es wohl nicht ankommen; in vielen Häusern essen zwar die Herrschaften seit Beginn der behördlichen Vorstellungen Brot, aber das weibliche Personal besteht auf seinem Schein und speist seine Schrippen zum Morgenkaffee.

Nun freilich hilft kein Mundspitzen mehr, es muß gepfiffen sein, und wie die weise Mutter Natur mit dem menschlichen

Geschlecht, so macht es jetzt auch Vater Staat mit seinen Kindern: er hängt ihnen den Brotkorb ein wenig höher. Gewiß, es gibt noch Weißbrot, aber nur vom Abend vorher, es ist altbacken und nicht mehr frisch und knusprig. So führt die altbackene Semmel sanft hinüber zum frischen Brot; auf sie zu verzichten wird dem begehrlichen Gaumen schon ein wenig leichter. Vom gesundheitlichen Standpunkt ist die Einschränkung des Weißbrotverbrauchs ohnehin nur zu begrüßen: Brot gibt Kraft, sagt das Volk, zwingt Kaumuskeln und Zähne zu besserer Arbeit, und viele Klagen über die Entartung der Knochensubstanz bei dem jetzigen Geschlecht werden aufhören, wenn wieder der kräftige Roggen einen großen Teil unseres Blutes bilden hilft. Roggen und Hafer sind Kraftfutter, Weizen mästet, macht schlappe Muskeln und weiche Knochen. Mit dem Brot selbst ist es nicht viel anders, der Kaiser ißt Kriegsbrot, die Höfe der deutschen Fürsten verbrauchen kein anderes Brot, gehen mit ihrem Beispiel in der vaterländischen Pflicht, die Vorräte strecken zu helfen, voran; aber Herr Hinz und Frau Kunz rümpfen die Nase über die Zumutung, Brot mit Kartoffel dazwischen essen zu sollen, denn das hätten sie, Gott sei Dank, noch nicht nötig! Aber wenn die Millionen Hinz und Kunz so denken, dann werden sie es in der Vorerntezeit sehr wohl nötig haben, während bei verständiger Benutzung und Verteilung des Vorhandenen nicht der leiseste Mangel fühlbar würde. Wir haben genug, um uns alle gut und auskömmlich zu erhalten, aber wir müssen lernen, die Gottesgabe wieder zu achten und zu ehren. Daran hat es in den letzten vierzig Jahren gar sehr gefehlt. Die weise Sparsamkeit unserer Mütter und Großmütter, die die Not eines verarmten Landes sparen und einteilen gelehrt hatte und deren Vorsicht in der Verwendung ihrer Mittel und Vorräte nicht dem Geiz, sondern der Achtung vor der Gabe Gottes und der harten Arbeit der Menschen, die daran hing, entsprang, war, wenigstens in den großen Städten, traurig verschwunden. Statt ihrer hatte eine Verschwendung im Alltäglichen — Häuslichen Platz gegriffen, die ein Ausdruck des Volksmundes „urschen" nennt, die Bezeichnung für ein gedankenloses, sinnloses, tägliches Umgehen mit Werten, die vielleicht nur Pfennige und Groschen betragen, aber im Lauf des Jahres zu Silber und Gold sich a ıfsummen.

Einem gut gearteten Landmädchen kann man eher begreiflich machen, welche Verschwendung das Dickschälen der Kartoffeln z. B. bedeutet, aber was hätte bei einem großstädtischen Mädchen alles Vorhalten geholfen. Die halbe Erdfrucht flog mit der Schale in die Schüssel. Was wurde aus den Brot- und Weißbrotresten, aus den Gemüseabfällen, dem ausgekochten Suppenfleisch! Was ist nicht alles in die „Putzlappen" gekommen! In den guten Häusern wurden die Sachen wohl sorgfältig gesichtet, an Gemeindeschwestern überwiesen oder von armen Frauen ausgebessert und dann an Bedürftige gegeben, wurden die Küchenabfälle gesammelt und Frauen überlassen, die sie wöchentlich für ihr Vieh abholten. Was aber in weiten Kreisen, uneingedenk der Mahnung: Sammelt die Brosamen, damit nichts umkomme! vergeudet wurde, das sieht man aus den Gewohnheiten der Dienerschaft, die es aus den Häusern früherer Herrschaften mitbringt und dann die ihm unverständliche Sparsamkeit mit kleinen Dingen in der neuen Stelle kurzerhand für „Geiz" hält. Wenn diese Leute dann eine Familie gründen, frißt sich der Krebsschaden weiter, und tatsächlich sind die Kinder, rühmliche Ausnahmen abgerechnet, nirgend so „mäklig" und mit Bezug auf das Essen verzogen als in weiten Kreisen der Handarbeiter.

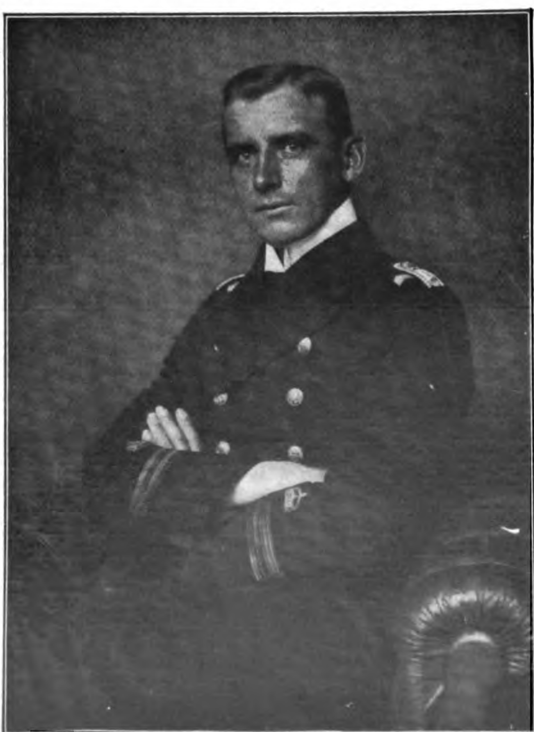
Alle andere Verschwendung des Einzelnen kommt andern zu Gute, aber die Verschwendung des „täglichen Brotes", d. h. der alltäglichen Werte im Haushalt ist eine Vernichtung, die nur durch die Weisheit der Natur, die unermüdlich alles in seine Bestandteile auflöst, verarbeitet und erneut, in ihren schädlichen Wirkungen ein wenig aufgehoben wird. Große Mengen — nicht an Kapital — sondern an lebendigen Werten der Ernäherung und Erhaltung gehen unserem Volk dennoch verloren.

Da ist es gut, daß der große Erzieher Krieg wieder einmal haushalten hilft, den Einzelnen daheim um des Ganzen willen auch ein wenig verzichten und nachdenken lehrt, wo so Unzählige draußen um des Ganzen willen verzichten und sich selbst aufgeben. Jedes Gramm Wolle ist heute wertvoll wie Gold, hat man vor kurzem dem Volk ins Gewissen gerufen. In diesen Tagen gingen die Helfer von Haus zu Haus, das zu sammeln, was sonst verdarb und verworfen wurde: alte Kleider, Abfälle, Decken, Vorhänge. Aus all dem werden fleißige Hände Dinge herstellen, die unsere Tapferen draußen so nötig haben wie das tägliche Brot, und die Hausfrauen werden sich gewöhnen, die Sachen, die sonst in den Flickensack wandern, mit etwas aufmerksameren Augen anzusehen. Auch in anderen Dingen wird der Krieg sparen lehren: das Petroleum steigt beständig, das frische Fleisch hat höheren Wert als je, auch Hülsenfrüchte haben nie dagewesene Preise erreicht: es heißt verständig sein, sparen, durchhalten bis zur nächsten Ernte. Nur mit einem soll man nicht sparen, soweit die eigenen Verhältnisse es erlauben: mit Arbeitgeben. Durch Arbeitgeben schafft man Werte, läßt das tote Geld wirken, erhält Tausenden Zuversicht und Lebensmut, die sonst, abgestumpft und dickfellig geworden, der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen. Dann wird uns allen bis zur frohen Erntezeit und bis zur frohen Ernte des Friedens das reichlich werden, um das wir täglich bitten: das tägliche Brot.

Johannes Höffner.

Die neue „Emden".

Die Taten der „Emden" unter ihrem tapferen Kapitän von Müller haben in der ganzen Welt, bei Freund und Feind, höchste Bewunderung erregt. Jetzt wird bekannt, daß ein Teil der kühnen Besatzung des inzwischen durch Übermacht niedergekämpften Schiffes weiter die Meere befährt. Was eine batavische Zeitung aus Padang in Niederländisch-Indien darüber berichtet, liest sich wie ein Stück aus einem Abenteuerroman: „Am 28. November nachmittags kam ein kleiner Schoner in den Emma-Hafen. Man vermutete, daß es ein Schiff mit Konterbande sei, aber als der kleine Schoner näher herankam, konnte man die deutsche Kriegsflagge unterscheiden und durch das Wechseln von Signalen feststellen, daß man es hier mit einem Teil der Mannschaft der ‚Emden' zu tun hatte. Es war inzwischen ½6 Uhr geworden, bevor der Schoner vor Anker lag. Bald wurde allgemein bekannt, daß an Bord des Schoners der Kapitänleutnant von Mücke, der Oberleutnant z. S. Giesling, Leutnant Schmidt und 47 Matrosen waren. Diese Mannschaft ist ein Teil der Mannschaft der ‚Emden', die auf der Kokos-Insel landete, um dort das Kabel durchzuschneiden. Der Schoner war durch die ‚Emden' bereits vorher erbeutet worden und lag noch im Hafen, als die Mannschaften nach Abschneidung des Kabels zurückkehrten. So gut es möglich war, wurde das Schiffchen ausgerüstet, wobei die Beamten der Telegraphenstation auf der Kokosinsel ihnen halfen, indem sie zum Beispiel ihnen die Wasserbrunnen zeigten usw. Alles an Bord war sehr dürftig. Die Leute hatten nur die Kleider, die sie am Körper trugen, und so gingen sie auf die Reise und kamen nach achtzehn Tagen in Padang an. Auf dieser Reise geschah nichts Bemerkenswertes. Wohl konnten die Leute nicht backen, denn der Ofen arbeitete nicht, weil keine Feuerungsstoffe vorhanden waren, aber sie hatten Schokolade und vermutlich noch einige andere Lebensmittel, die für die Reise genügten.



Kapitänleutnant von Mücke. Hofphot. Ferd. Urbahns.

„Das Schiffchen durfte nach den Vorschriften des Völkerrechts nur vierundzwanzig Stunden im Emma-Hafen bleiben, und diese Zeit verwandten die Mannschaften der im Hafen liegenden deutschen Schiffe, um ihren Kameraden Kleidung, Tabak, Decken, Früchte und Proviant zukommen zu lassen. Die Besatzung war besten Muts. Als die Leute wieder wegfuhren, geschah das unter dem fröhlichen Singen der ‚Wacht am Rhein' und des Liedes ‚Deutschland, Deutschland über alles'." — Wo mögen die Wackeren nun sein? Hoffentlich hören wir bald einmal wieder gute Kunde von Schiff und Mannschaft.

Unsere Feldpost in Frankreich. 

Dinge vom Kriegsrand. Von Georg Queri (Lothringen).

Metz, 30. Dezember.

Das . . . Landsturmbataillon zu Briey ist durch ein anderes ersetzt worden. Und so ist „Der Landsturmbote von Briey" eingegangen, weil die beiden Musketiere, die ihn druckten, ihre Musketen weitertragen mußten.

Diese belanglose Kriegsmär nebenbei; aber im „Landsturmboten" habe ich ein wunderschönes Zeitgedicht gefunden, das nach meiner Vermutung den Hauptmann Rolfs zum Verfasser hat:

Die harte Hand am kalten Gewehr,
So steh' ich auf der Wacht,
Schreit' auf den Schienen hin und her
Die liebe lange Nacht.

Mein Junge zieht mit Hurra und Hoch
Ins blutgetränkte Feld,
Und wenn das blanke Geschoß ihn trifft,
So stirbt ein deutscher Held.

In harter Hand der kalte Stahl;
Es bläst der eisige Wind.
Ich grüße der Sonne Morgenstrahl
Und denke an Weib und Kind.

Und tief im Herzen lodert's warm,
Mein Deutschland ist in Not:
Ich halte die Waffe und spanne den Arm
Und gehe in den Tod.

Ich weiß nicht, wie diese musikalischen Verse drüben in der Heimat wirken, wenn sie nur mehr ein Schwarzweißdruck sind und wenn ihnen die Umgebung fehlt, in der ich sie mit rascherem Atem las: die Laterne, die die Liliputanerzeitung beleuchtete, in der sie zu lesen waren; der harte Schritt des Wachtpostens; ein Bajonett funkelt auf der nächtlichen Straße; fern plötzlich ein paar Schüsse, dann das Knattern eines Maschinengewehres; und ein Auto taucht aus der Nacht und starrt uns mit großen glühenden Augen an; es ist vom Kühler bis zu den Rücksitzen mit massiven Stahlstangen bewehrt, an denen Drähte abgleiten sollen, die vielleicht quer über die Straße gespannt sind, von Baum zu Baum . . . Kriegsland! Die Fremde der seltsamen Stimmungen voll!

Und außerdem war ich von Longwy gekommen, das damals — am 26. September — noch in seiner ganzen schauerlichen Verwüstung zu sehen war. Es lag nur ein einziges Bataillon in Stadt und Festung, und man munkelte von einem Franktireurunternehmen — Nachtangriff? In den Wäldern lagen vertriebene französische Bauern mit ihren Schrotbüchsen, und die nächtlichen Wege waren unsicher. Hatte ich nicht ein Auto gesehen, dem man Felsbrocken in die Kurve gestreut hatte? Ein toter Schofför am Wegrand . . .

Und jetzt lies das Gedicht ein zweites Mal und sieh den deutschen Hauptmann vor dir, der es schrieb. Und sieh ein deutsches Heim und liebe Menschen, die von ihm reden. Und sieh irgendwo im Feld einen blutjungen Leutnant — sein Bub.

Nicht wahr, ein schönes Lied!

⁂

Ich kann die Klingelei der französischen Kriegsdichter nicht leiden. Die Franzosen haben kein richtiges Soldatenlied und tragen ihre Kriegsstrophen vor nach Art hochtrabender Parlamentsreden. Was haben die Zuaven einen maulvollen Leibgesang! Etwas aus diesem Versgeflunker:

Comme un torrent des laves bouillonnantes
Nos bataillons foudrent sur l'ennemi
Et vont briser leur vagues triomphantes
Jusqu'au sommet des remparts de granit!

Deutsch im dröhnenden Pennälerstil:

Gießbächen glühender Lava gleich
Stürzen sich unsere Bataillone — Blitze —
auf den Feind,
Triumphierende Wogen, deren Brandung
Die Gipfel granitener Wälle sucht!

Ich möchte drauf wetten, daß der Dichter des Zuaven-„Leibliedes" mit mehr Sicherheit in Paris als in Algier zu suchen ist . . . Und auch die Zuaven scheinen sich davon überzeugt zu haben, daß der schulmeisterliche Gesang nicht zu ihnen paßt; denn sie haben den Strophen einen ganz merkwürdigen Kehrreim angehängt, der deutsch ungefähr so lauten würde:

Bumbum, trara! Zuaven, die sind da!
Zuaven und die Jäger, die brauchen keine Schuh —
He! Kolonist! Fürs Paar zwei Sous!
Kein Kolonist mit nacktem Fuß!
Wenn der Zuav' es sehen muß,
Gibt er die Schuhe weg, trara,
Bumbum, trara! Zuaven, die sind da!

Woraus hervorgeht, daß die Herrschaften, die sonst die Gipfel granitener Bollwerke zu stürmen pflegen, gelegentlich als Schuhhändler ihr Leben fristen und das von Madame la France gelieferte Paar um acht Pfennige an die Kolonisten weiter zu verschachern pflegen.

Oder glaubt ihr, daß es sich hier um Gemütswerte handelt, armen unbeschuhten Franzosen im Wüstensand gegenüber? Dann kennt ihr die Zuavenseele nicht bis in alle ihre Winkel hinein. Und überhaupt: Gemüt . . . Als ich in meinem französischen Wörterbuch keinen klaren Ausdruck dafür fand — immer nur diese verlegenen Umschreibungen — suchte ich im Tagebuch eines französischen Leutnants nach. In einem Kriegstagebuch, nicht wahr, in persönlichen Aufzeichnungen über eine große und furchtbare Zeit müßte doch dann und wann der schnellere Herzschlag nachzittern, den man das Gemüt nennt? Schön; bitte:

„27. August. La 24. Cie. a arrêté le jardinier au château de Mangeseille. Aspirant Lamontagne lui a causé en allemand. Croyant avoir à faire à des camarades (il était nuit) il a répondu en allemand. Chose qu'il n'avait pas encore fait, a été fusillé."

Also: die 24. Kompagnie hat den Gärtner im Schloß Mange-sur-Seille festgenommen. Der Offiziersaspirant Lamontagne sprach ihn deutsch an; da er (es war nachts) es mit Kameraden zu tun zu haben glaubte, antwortete der Gärtner deutsch. Das hatte er kaum getan, als er schon erschossen war . . .

Das Gemüt des Tagebuchschreibers macht keinen Zusatz zu dem gemeinen und aus dem Hinterhalt verübten Mord.

Weiter: am 3. September schildert der Leutnant den Kampf mit einer berittenen deutschen Patrouille, die in französisches Artilleriefeuer kam. „Deux blessés; l'un emporté par ses camarades, l'autre s'est tué d'un coup de carabine au moment où des Dragons allaient le chercher. Il s'est tué sans doute pour ne pas être prisonnier . . ."

„Zwei Verwundete: der eine wird von seinen Kameraden mitgeschleppt — der andere erschießt sich mit seinem Karabiner in dem Augenblick, da unsere Dragoner ihn holen wollen. Zweifellos hat er Selbstmord begangen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten ...“

Das Gemüt des Tagebuchschreibers macht diesmal einen Zusatz: „j'ai tué une poule d'un coup de sabre — ich habe eine Henne mit meinem Säbel geköpft.“

Zwei große Ereignisse an einem Tag, Monsieur le Lieutenant: ein deutscher Soldat zieht den Tod der Gefangenschaft vor — und Sie köpften ein Huhn ... Wahrhaftig: das Wörtlein Gemüt hat in Ihrem Wörterbuch nichts zu suchen.

Auf den Umschlag meines Kriegstagebuches hab' ich einen stolzen Titel gezeichnet: „Der eiserne Vierzehner“. Aber manchmal kommt's mir vor, als ob all das Eiserne nicht das Hauptmerkmal dieser großen deutschen Zeit sein dürfe. Neben der riesenhaft gewappneten Germania will ein feinerer Recke mitstreiten und mitsiegen: der gute deutsche Kerl.

Ich habe diesen guten deutschen Kerl kennen gelernt: im Feldlazarett, wie er den winzigen Schluck Bier, den ihm das Vaterland ins Feld gesandt hatte, mit einem kleinen Piou-Piou teilte; ich sah die Kinder um ihn stehen im Feindesland — er behielt nichts von seinem Brotleib; ich sah ihn an der Seite alter französischer Bauern beim Kornschneiden; und ich sah ihn ihm Schützengraben verträumt in den Brief starren, den ihm der Bub daheim geschrieben hatte. Ich las in den Zeitungen, wie die kleinen Postanweisungen, die unsere Soldaten vom Felde an Frau und Kinder senden, sich zu einer ungeheuren Millionenziffer summieren ... Ein Ruck im Herz! Ich habe mir eine dieser Postquittungen aufbewahrt: Saargemünd, den 16. September. Zehn Mark an Frau Anna Menzel, Fabrikarbeitersfrau in Friedenfels in der Oberpfalz. Absender: Landwehrmann Menzel.

Ich kam aus der Gegend von Schloß Salins; es mag in St. Médard gewesen sein, wo der Landwehrmann mit dem wuchernden Barte zögernd an mein Auto trat: „Fahrn S' hinüber?“ Und er deutete heimwärts ins altbayrische Land. Dann langsam: „Es is halt nix mit der Post. A Geld hätt' i halt für dahoam — möcht'n Sie's net mitnehma? Für mei Frau und meine Kinderlen. I brauch koa Geld net da heraus.“

Und gab mir eine mit ungelenker Hand geschriebene Postanweisung. Auf der Rückseite stand: „Libe Frau und Kinderlen mir gets gut. Ich schik dir das Geld. Die Kinder ein Bußl, dir zwei ...“

Mein Herz schlug rascher.

„Ein paar Zigarren, Kamerad!“ Er griff voll Freuden zu. „Vergelt's Eahna Gott — und gel, des Geld taat halt pressiern, net wahr ...“

Mein Wagenführer Rothenauger gab heidenmäßig viel Gas und ließ den Motor so lange rumoren, bis die halbe Träne in seinem linken Auge wieder aufgetrocknet war. Dann sprang er ab, holte ein wollenes Hemd aus seinem Rucksack und gab's dem Landwehrmann.

„Herrgott!“ Der Soldat riß den Waffenrock auf und zeigte die nackte Brust; „Herrgott, a Hemad ...“

Wir sausten weiter. Als ich an der nächsten Kurve zurückguckte, sah ich noch immer seinen hocherhobenen Arm: „Herrgott, a Hemad ...“

Als ich abends in Saargemünd die zehn Mark aufgab, fiel's meinem Wagenführer plötzlich ein: „Sie, die Quittung müssen S' Eahna fei eirahma lassen!“

Einrahmen — jawohl — und daneben einen der Siegeszettel aus dem Osten: 100 000 Russen ... Tat neben Tat.

Zu Woël im Woëvre ein verwundeter Landwehrmann mit wucherndem Barte — ich erinnerte mich augenblicklich an den Mann von St. Médard. Ein Bayer auch und die gleich schwarzen Augen wie der Oberpfälzer. Er lag hilflos auf einem Bauernwägelchen, das ihn in ein Lazarett über der Grenze bringen sollte; am linken Unterschenkel einen Gipsverband.

„Wo hat's uns derwischt, Kamerad?“

Er deutete auf den Gips und dann dringlicher auf die Zehen, die aus dem Verband heraussahen: „Bittschön,“ sagte er unvermittelt, „wenn der Herr mei große Zech angreif'n möcht'! Ob s' halt noch warm is, wissen S'!“

Natürlich griff ich zu. „O, die is noch ganz warm.“

„So?? Gel, sie is noch warm ... Wissen S': die Granat'n halt! Gleich überm Knöchl ...“

Er griff in die Tasche und zog ein furchtbares Stück Knochensplitter heraus. „Dees is gleich ganz weggeflog'n. Dees nimmst dir, hab' i mir denkt, dees laßt net lieg'n. Wenn's net so groß waar, taat i's fass'n lass'n, wiss'n S', in Silber fass'n.“

„Ja, Kamerad in Silber ...“

Jetzt sah er mich scharf an, als ob er in meinen Gedanken lesen möchte: „Glaub'n S', daß dees Boa wieder nachwachst?“

„Aber freilich, Kamerad ...“

„Sehen S'!“ sagte er freudig, „dees hat der Herr Dokter aa g'sagt: dees wachst scho wieder nach, hat er g'sagt; ah was, sagt er, warum sollt' denn dees net nachwachsa! Und da glaub'n also Sie aa ...?“

Ein Schuft, der diese Frage nicht bejaht hätte. „Brauchst koa Angst net ham, Kamerad; wenn's aa sei Zeit dauert ...“

Und dann kam's ganz leise und traurig: „Wiss'n S', i hab' halt Kinderlen dahoam, kloane Kinderlen ... Mir san erst sechs Jahr' verheirat' ... Dee könna si ja no gar net helfa, dee Kinderlen ...“

Seht zu, ob ihr nicht solche Augenblicke in eure breit vorgetragenen Weißbücher packen könnt; sie sollen die Schuldbücher der Nationen vor aller Welt belasten.

An der Heeresstraße von Mars-la-Tour: neben den Soldaten, die da kommen und gehen, neben den Fahrkolonnen, den Verwundetentransporten und neben den Munitionszügen geht noch ein Restchen ziviles Leben her, das mit zur Kriegsgeschichte gehört. Manchmal, wenn ich auf der Plattform des Kirchturms die Flieger über der Côte Lorraine verfolgte, sah ich in der Ferne so etwas wie ziviles Volk auf der Landstraße auftauchen; dann eilte ich die kitzlige eiserne Wendeltreppe hinab und tat's den Bauern von Mars-la-Tour gleich, die die Straße flankierten und der Dinge und Menschen harrten, die da kommen sollten ...

Erbärmliches und erbarmungswürdiges Volk zieht dieses Weges. Die Gruppe der Erbärmlichen: einmal waren's ein paar halbwüchsige Burschen mit einer alten Frau, sie gehören einer Gesellschaft von Leichenräubern an und waren vielleicht Verbrecher minderen Grades, weil sie dem ordentlichen Kriegsgericht zu Metz überwiesen wurden. Aber doch Leute, die den Danebenstehenden frösteln machen. Hände, die sich diebisch nach Toten ausstrecken!

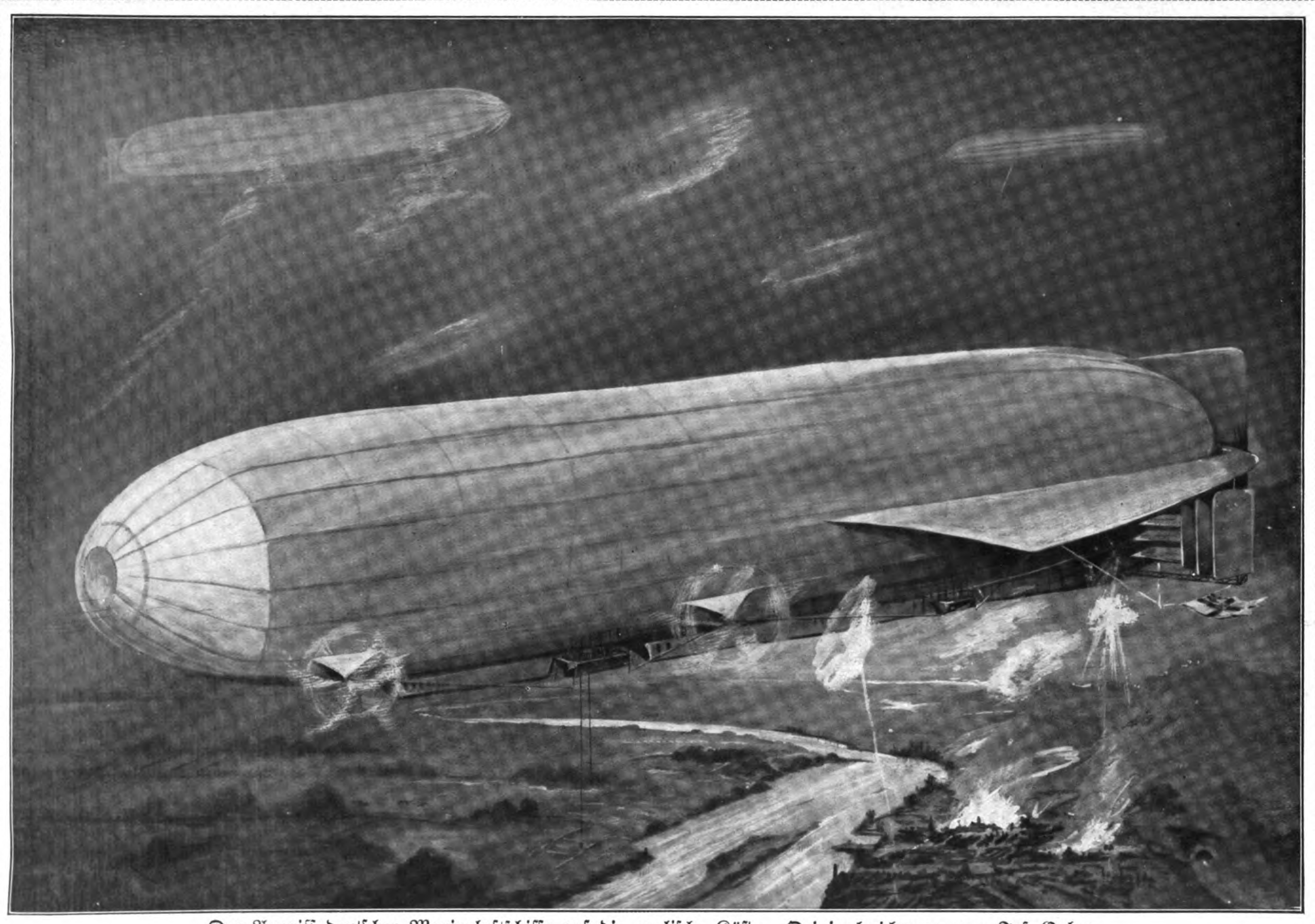
Und ein paarmal Spionageverdächtige — sie gingen bleich vor den Bajonetten her.

Und dann und wann erbarmungswürdige Leute aus ausgebrannten Dörfern, verarmte, hungernde Menschen ohne Obdach. Über die Grenze ... Einmal sah ich ihrer 169, Kinder, alte Frauen und Männer. Unsere Soldaten waren wie die Retter zu ihnen gekommen, als sie ihre brennenden Dörfer verlassen hatten und mit winzigen Bruchstücken ihrer Habe auf die Felder zogen, um dann — bedräut von den Granaten ihrer eigenen Leute — ihr Leben zu retten! Aus drei Dörfern 169 Menschen. Unsere Soldaten griffen erschüttert in ihre Tornister und leerten ihre Brotbeutel. Was tun mit den Menschen? Der Weg über die Maas — ein Todesweg. „Nach Deutschland!“ Und sie zogen stumm und traurig und sahen auf Dörfer zurück, in denen der Krieg wütete. Und alle Herzen öffneten sich über der Grenze.

Dann wieder Leute, die man in Schutzhaft hatte nehmen müssen. Sie sahen den Aufmarsch unserer Truppen, sie wissen die Stellungen unserer Batterien — wenn man sie ins Land vorschickt, gegen die Stellungen der Ihrigen, können Bataillone der Unsrigen vernichtet werden. Wenn sie in ihren Dörfern bleiben, sind sie bedroht von den Granaten der eigenen Freunde. Und wenn man ihnen Bewegungsfreiheit gibt, dann ... Das unergründliche System des Zusammenarbeitens zwischen der französischen Armee und der Zivilbevölkerung zwingt zu Maßnahmen von einiger Härte. Wenn sich's überhaupt um Härten handeln kann. Der Pfarrer von Hattonchatel, der als Vertrauensmann der französischen Regierung in Schutzhaft genommen werden mußte — selbstverständlich — schrie auf, als man ihn bat, im Wagen Platz zu nehmen. — Er wurde mit aller Höflichkeit behandelt, und es wurde ihm für die Kriegsdauer ein ehrenhafter Aufenthalt in einer deutschen Festung zugesichert. „Nach Deutschland!“ schrie der Mann, „o mon Dieu ...“ Und dabei war's vielleicht seine Rettung — die Granaten sind bald darauf bündelweise nach Hattonchatel geflogen ...

Was muß man diesen Leuten von deutschen Barbarismen vorgelogen haben! Als der Wagen in Mars-la-Tour kurze Rast machte, zog der Pfarrer sein Notizbüchl und schrieb sein Testament hinein: „ma chère sœur je vous embrasse —“ beginnt und verteilt sorgfältig die Habe eines armen Landgeistlichen, 335 Franken im ganzen, und vorschriftsgemäß mit ausgeschriebenen Zahlen: „fait à Mars-la-Tour le troisième Octobre mil neuf cent quatorze“ ... Die Soldaten, die ihn geleiteten, ärgerten sich sehr — „gilt denn das deutsche Wort nix? Was braucht er denn sein Testament zu machen?“ Sie konnten's ihm nicht französisch sagen, was sie auf dem Herzen hatten: „Da heißt's allweil, die Franzosen woll'n übern Rhein — und hernach, wenn's müssen, dann geht die Trenzerei an ...“

Ich möchte dem Pfarrer einen Leidensgenossen gegenüberstellen, einen Berliner, der die Karpfenteiche von Chambley gepachtet hatte. Pünktlich mit der Kriegserklärung nahm man ihn in Haft. Und er hatte Glück gleich dem Pfarrer: es dauerte nicht lang, da ließ ein französischer Flieger eine Bombe auf das Haus des Berliners in Chambley fallen — sie wirkte furchtbar. Aber der Berliner war gerettet durch die Gefangenschaft, wenn es ihm auch im französischen Süden nicht so gut ging wie dem Pfarrer im deutschen Norden ...



Der Angriff deutscher Marineluftschiffe auf die englische Küste. Originalzeichnung von Jos. Gaber.

Der Weltkrieg in der Luft, seine bisherigen Ergebnisse und Lehren.

Zu dem Angriff unserer Marineluftschiffe auf die englische Ostküste in der Nacht vom 19. zum 20. Januar.

Einen „Krieg der Überraschungen" haben holländische Blätter nicht übel den gegenwärtigen großen Weltkrieg genannt, und man muß gestehen, daß diese Bezeichnung schon jetzt, obwohl ein guter Teil der Überraschungen noch der Zukunft vorbehalten geblieben sein dürfte, recht treffend ist. Dabei sind die meisten Überraschungen erfreulicherweise solche, die zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten merklich in die Wagschale fallen. Ganz abgesehen von den zahlreichen politischen Überraschungen, unter denen die Einmütigkeit aller Nationen Österreich-Ungarns und die Reichstreue der Elsaß-Lothringer am wohltuendsten waren, haben das Auftreten der 42 cm-Mörser, die eine neue Epoche des Festungskrieges einleiteten, der rasche Fall von Lüttich, Namur und Antwerpen, die erstaunliche Leistungsfähigkeit der Unterseeboote und ihrer Torpedos, der beispiellose Erfolg der Umfassungs- und Vernichtungstaktik in der Schlacht bei Tannenberg, das Riesenergebnis der deutschen Kriegsanleihe, schon genug des Überraschenden in den ersten beiden Kriegsmonaten gebracht. Dazu kam aber als weiterer nicht hoch genug einzuschätzender Vorteil die Tätigkeit der Luftkreuzer und der Flugzeuge, deren Erfolge selbst hochgespannte Erwartungen übertroffen haben, wenigstens soweit die deutschen und österreichischen Leistungen in Frage kamen. Während die französischen Flieger, deren Zahl und Tüchtigkeit so groß sein sollte, daß im phrasenseligen Frankreich vorher verkündet wurde, ihre Zahl werde die Sonne verdunkeln, merklich versagt haben und hinter den französischen Hoffnungen und deutschen Befürchtungen erheblich zurückblieben, sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß ein sehr großer Teil der gewaltigen Erfolge des Zweibundes in der Feldschlacht wie im Belagerungskrieg für die Flieger und Luftschiffe gebucht werden muß.

Auf Seiten unserer Gegner haben zweifellos die englischen Flieger verhältnismäßig die besten Leistungen aufzuweisen. Der (offenbar von Antwerpen ausgegangene) Flug nach Düsseldorf am 8. Oktober, der Flug von Belfort nach Friedrichshafen am 21. November, die Fliegerangriffe auf Langeroog und Cuxhaven am 25. Dezember vorigen Jahres, dazu die Aufklärungsflüge britischer Piloten auf der Sinai-Halbinsel und manche anderen ähnlichen Unternehmungen stellten an sich beachtenswerte Leistungen dar, wenn auch das eigentliche Ergebnis der Flüge, soweit es die Zerstörung bestimmter Baulichkeiten zum Ziele hatten, nahezu gleich Null war und nur in einem einzigen Fall zu einem Erfolge führte — bei der nicht unbedeutenden Beschädigung der Düsseldorfer Luftschiffhalle am 8. Oktober.

Im Gegensatze zur französischen Kriegsführung, die ihre Flieger von Anfang an überwiegend gegen Gebäude und Bahnanlagen ausschickte, im Gegensatz auch zur englischen, für deren Flieger die Beschädigung von Luftschiffhallen anscheinend das einzige erstrebenswerte Ziel war (auch ein Zeichen für die Zeppelin-Angst Englands), ging die deutsche und österreichische Tätigkeit in der Luft, soweit Flugzeuge in Betracht kamen, von vornherein in der Hauptsache auf zwei ganz andere Zwecke aus. Das Bombenwerfen durch Flieger erstrebte nicht so sehr die Zerstörung wichtiger Anlagen und Baulichkeiten (diese Aufgabe überließ man, wo es angängig war, lieber den Luftschiffen), sondern die moralischen Wirkungen auf die Feinde erschienen als das Wesentlichste. Demgemäß warfen die Flieger über befestigten, großen Städten, wie Paris, Warschau, Nancy, Belfort, Dünkirchen, Dover usw. ihre Bomben ab, wobei es gleichgültig war, welches Ziel getroffen wurde, da die erstrebte moralische Wirkung in jedem Fall dieselbe bleiben mußte.

Unerwartet häufig sind Fliegerbomben auch über nicht befestigten, „offenen" Städten abgeworfen worden. So weit die deutsche Kriegführung in Betracht kommt, ist dabei in durchaus zulässiger Weise nur gegen Ortschaften vorgegangen worden, die „im feindlichen Operationsgebiet" lagen, d. h. die für den Aufmarsch und die Zusammenziehung von Truppen jeweilig wichtig waren. So sind z. B. über Troyes, Amiens, Béthune, Hazebrouck, Furnes, Lodz, Skierniewice und anderen offenen Städten in gewissen Abschnitten des Krieges deutsche Fliegerbomben abgeworfen worden. Im Gegensatz zu der strengen Beachtung der Kriegsregeln durch die deutsche Heeresleitung, die bisher jede Art von Bombardement nur gegen befestigte Plätze oder gegen Orte im Operationsbereich der Truppenbewegungen richtete, haben Deutschlands Feinde sich nicht gescheut, gelegentlich Bomben über offenen Städten abzuwerfen, die fernab von allen kriegerischen Operationen gelegen waren, ja, sogar über Lazaretten, die unter dem Schutze des Roten Kreuzes standen. Besonders wurde im Dezember in einer militärisch vollkommen zwecklosen Weise die Stadt Freiburg i. Br. zu wiederholten Malen durch Fliegerbomben heimgesucht. Bei einem englischen Fliegervorstoß im Anfang Oktober wurde in dem Bestreben, die erste beste offene Stadt des Feindes durch Bomben zu erschrecken, versehentlich sogar das holländische Maestricht mit einem Bombenwurf bedacht.

Die Beunruhigung und Schädigung feindlicher Heereskörper in der Front durch Fliegerbomben hat während des Krieges dauernd eine bedeutende Rolle gespielt. Zu den Bomben gesellten die französischen Flieger noch schwere Stahlpfeile, die sie in gewaltigen Mengen abgeworfen haben müssen. Diese neueste Kriegswaffe, die später auch die Deutschen übernommen haben sollen, hat eine gewaltige Durchschlagskraft, aber naturgemäß nur eine äußerst beschränkte Treffmöglichkeit. Scherzhaft bezeichnete man das Abwerfen von Fliegerpfeilen wohl als das „Schütte-Lanz"- oder „Shakespeare"-System.

Ungleich wichtiger als das aktive Eingreifen in die kriegerischen Operationen ist aber die Tätigkeit der Flieger im Aufklärungsdienst. In dieser Art der Betätigung haben die Flugzeuge mit größtem Erfolg einen bedeutenden Teil der Tätigkeit übernommen, die ehedem ausschließlich der Kavallerie und den Patrouillen zufiel. Was die deutschen und auch die österreichischen Flieger in dieser Hinsicht geleistet haben, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen und ist auch von feindlicher Seite unwillig genug anerkannt worden. Die Aufklärung der Heeresleitung über feindliche Truppenbewegungen und Stellungen konnte dank der Tätigkeit der Flieger mit einer Gründlichkeit und Genauigkeit durchgeführt werden, wie in keinem früheren Kriege. Die Flieger des Zweibunds haben sich dabei den feindlichen ganz erheblich überlegen gezeigt, insbesonders die russischen scheinen fast völlig versagt zu haben und wagten sich überdies kaum jemals freiwillig in größere Nähe der deutschen und österreichischen Truppen, sondern suchten nach Möglichkeit durch Beobachtung aus der Ferne zu wirken. Dabei wurden wiederholt unschätzbare wertvolle Beobachtungen gemacht. Die Zurücknahme des rechten deutschen Flügels am 10. September nach den Kämpfen an der Marne war das Ergebnis einer Fliegerbeobachtung, die das ganz unerwartete Auftreten starker englischer Truppenmassen in der Flanke der Kluckschen Armee meldete. Die deutschen und österreichischen Flieger scheuten sich niemals, feindliche Truppenmassen zu überfliegen, ja sogar 200—300 Kilometer weite Flüge durch feindliches Land zu unternehmen, und der Erfolg hat ihrer Kühnheit recht gegeben, denn allen Nachrichten zufolge ist der Verlust an Fliegern trotz größter Tollkühnheit auffällig gering gewesen. Aus Ostpreußen wurde am 27. September gemeldet, daß bis dahin kein einziger von den dort tätigen deutschen Fliegern ums Leben gekommen war. Die Österreicher und auch die deutschen Heere im Westen hatten einige Verluste zu verzeichnen, aber verhältnismäßig nicht viele, und bei den Österreichern waren doch einige ganz besonders waghalsige Flüge vorgekommen, so insbesondere der, der am 1. Oktober einen Flieger mit Befehlen und Nachrichten in das von den Russen umschlossene Przemysl und am 6. Oktober unbeschädigt wieder zurückbrachte, trotz wütenden Gewehr- und Schrapnellfeuers der Russen. Bei der zweiten Belagerung von Przemysl durch die Russen ist sogar in Zwischenräumen von wenigen Tagen ein leidlich regelmäßiger Nachrichtendienst eingerichtet worden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine Beschießung eines Fliegers, wenn dieser gerade über den Truppen schwebt, ein höchst zweischneidiges Mittel ist, da der im eigenen Heer angerichtete Schaden dabei meist erheblich größer als der dem Feind zugefügte ist. Der Flieger kommt in den meisten Fällen mit Durchlöcherungen seines Apparates davon und wird, wenn er hoch genug schwebt, von den Geschossen überhaupt nicht mehr erreicht; die in dichte Truppenmassen zurückgefallenen Granaten können dagegen naturgemäß furchtbares Unheil anrichten. Auch das Beschießen der über Paris schwebenden deutschen Flieger hat mehrere Menschenleben aus der Pariser Bevölkerung selbst gefordert, sodaß schließlich das Beschießen von bereits über der Stadt schwebenden Fliegern verboten werden mußte.

Dieselbe Erfahrung hat man, zumal in Antwerpen, mit dem Beschießen von Luftschiffen gemacht. Ende September wurde in der Stadt durch die gegen ein deutsches Luftschiff abgeschossenen belgischen Geschütze ungleich größerer Schaden als durch die vom Luftschiff geworfenen Bomben angerichtet, während eine irgendwie nennenswerte Beschädigung des Luftschiffes nicht erzielt werden konnte. Mehr und mehr hat sich übrigens die Überzeugung gefestigt, daß es eine wirksame Abwehr gegen feindliche Luftschiffe kaum gibt. Es müssen schon mehrere glückliche Umstände zusammentreffen, um ein feindliches Luftschiff durch Beschießung oder durch einen Fliegerangriff zu vernichten. Die unseren Luftschiffen zugefügten Schäden stehen keinesfalls im Verhältnis zu den geradezu ungeheuer großen Diensten, die jene uns geleistet haben.

Die Aufgaben der Luftkreuzer waren im wesentlichen dieselben, wie sie die Flieger zu erfüllen hatten, aber sie brachten den großen Zug in diese Tätigkeit der Luft. Was der Flieger im kleineren Rahmen leistete, an Aufklärung und Beschädigung feindlichen Eigentums, das vollbrachte das Luftschiff in ungleich großartigerer Weise. Es konnte seine Aufklärungsflüge natürlich über weit größere Räume als die Flieger ausdehnen und zwar über dem Lande wie über dem Wasser.

Gerade in dieser Hinsicht ist die deutsche Heeresleitung den Feinden ganz außerordentlich überlegen. Unsere Zeppelinkreuzer können unschwer das gesamte, für die Kriegführung in Ost und West (auch zur See) in Betracht kommende Gebiet bei einem nicht gar zu schlimmen Wetter ohne Mühe nach allen Richtungen überfliegen und bleiben dabei nahezu gesichert gegen feindliches Feuer. Die Franzosen, Engländer, Belgier und Russen besitzen demgegenüber nur kleine und wenig leistungsfähige Luftschiffe, deren militärische Brauchbarkeit ganz gering sein muß, da bezeichnenderweise während des ganzen bisherigen Krieges kein einziges feindliches Luftschiff in Europa in Tätigkeit trat. Einzig und allein von einem japanischen Luftschiff, das einmal über Kiautschou einige wenig wirkungsvolle Bomben warf, war in einer Meldung die Rede. Auf dem europäischen Kriegsschauplatz hatten allein die deutschen Luftschiffe das Wort, von denen eines auch den verbündeten Österreichern in der Schlacht bei Krasnik 24. und 25. August höchst wertvolle Dienste leistete.

Neben dem Aufklärungsdienst haben die Luftschiffe aber auch schon im Landkrieg gegen Franzosen und Belgier in einer Weise gewirkt, die die höchsten Erwartungen für den kommenden Seekrieg rechtfertigt. Bei der Erstürmung von Lüttich griff zum erstenmal ein Zeppelin mit großem Erfolg durch Abwerfen von Bomben ein. Später zerstörte eine Zeppelinbombe während eines nächtlichen Luftfluges über der Festung Antwerpen die Gasanstalt, sodaß ein großer Teil der Stadt des Lichtes beraubt wurde. Bei einem anderen Fluge richtete ein Zeppelin durch Bombenwürfe in den Hafenanlagen von Boulogne anscheinend erheblichen Schaden an. Vor allem aber entfalteten während des Bombardements von Antwerpen die deutschen Luftschiffe eine sehr wirkungsvolle Tätigkeit. Zeppeline sollen kurz vor der Eroberung der Stadt über der Festung gekreuzt haben und die Schrecken des Bombardements durch eigene gut zielende Bomben erhöht haben, die unter anderen auf dem Bahnhof den Königlichen Sonderzug erheblich beschädigten und im Hafen einen der großen Petroleumstanks in Flammen aufgehen ließen.

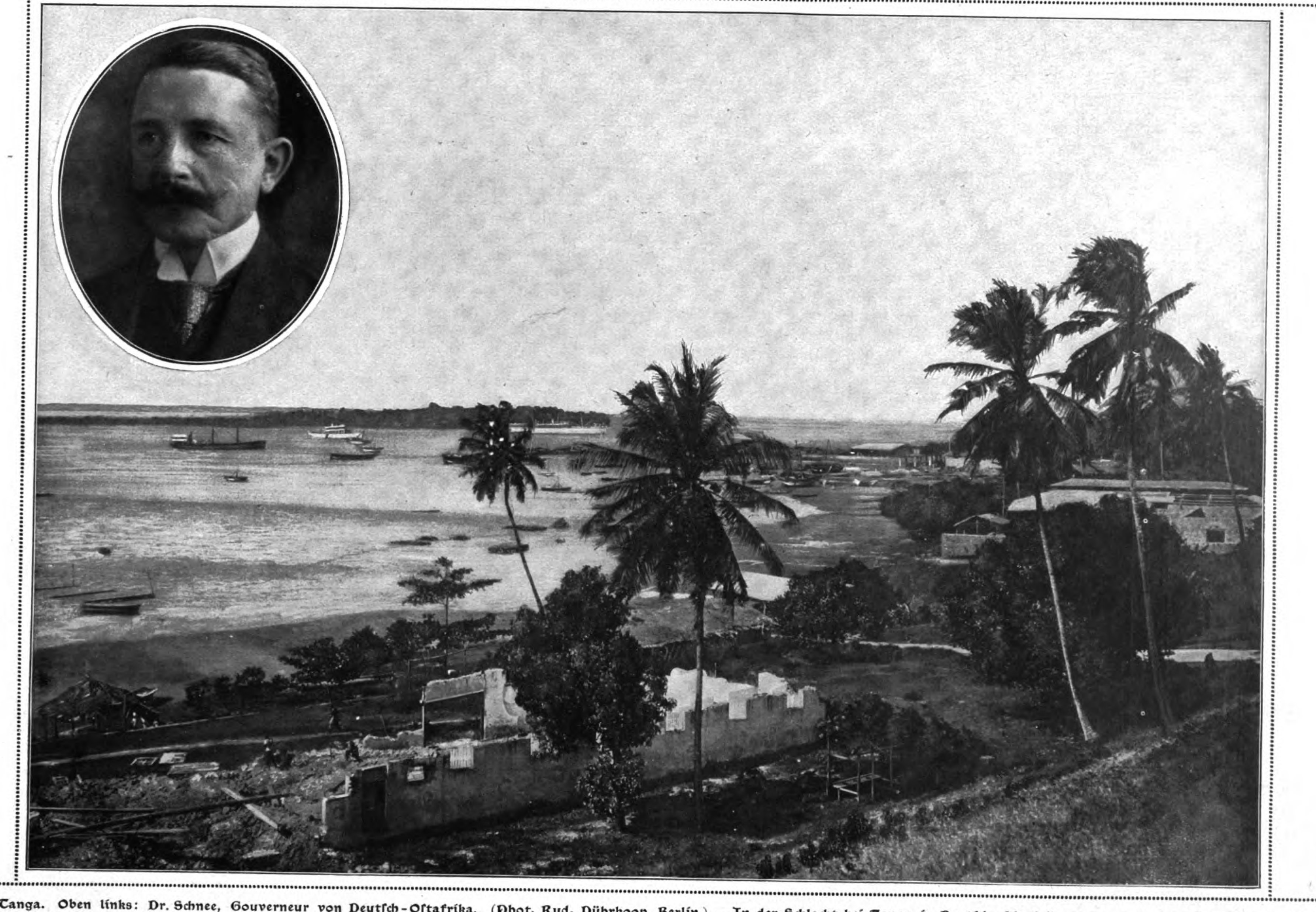
Zu diesen großen Erfolgen kam in der Nacht vom 19. und 20. Januar der, auf den wir und — mit Entsetzen und Zittern — das perfide Albion gewartet haben: der erste Luftschiffangriff gegen England. Ein Geschwader von Marineluftschiffen unternahm einen Flug gegen befestigte Plätze an der englischen Ostküste. Hierbei wurden, wie der englische Bericht sagt, bei nebligem Wetter und Regen, mehrfach Bomben mit Erfolg geworfen. Die Luftschiffe wurden beschossen, sind aber unversehrt zurückgekehrt. Nach holländischen Nachrichten handelt es sich um die Ortschaften Sherringham, Sandringham, Hunstanton, Cromer, Kings Lynn und das vor kurzem von unserer Flotte beschossene Yarmouth. Natürlich hat England wieder viele Worte und Lügen gefunden, um die Bedeutung dieses Luftangriffs herabzusetzen, hat geschrien und gezetert — wir aber werden uns weder um Geschrei noch Lügen kümmern und alles tun, um England heimzuzahlen, was es an uns gesündigt hat.

Maßstab 1:3 Mill. (1 cm der Karte = 30 km der Wirklichkeit).
Die Ostküste Englands, die den Angriffen unserer Luftflotte ausgesetzt ist.

Die von Luftschiffen geworfenen Bomben können ungleich besser, als es der Flieger vermag, ein sicheres Ziel wählen und treffen, da das Luftschiff über dem ausgesuchten Punkt stillstehen und somit unvergleichlich mehr als der ständig in Bewegung befindliche Flieger Fehlschüsse vermeiden kann. Dazu kommt, daß das Luftschiff viel größere und wirksamere Bomben mitzunehmen vermag als das Flugzeug, bei dem meist die Notwendigkeit, das mitzunehmende Gewicht tunlichst gering zu wählen, der Bombengröße gewisse enge Grenzen setzt.

Mit den feldgrauen Uniformen und den 42 cm-Mörsern, den leistungsfähigen Unterseebooten und den starken Explosionswirkungen der Torpedos gehören auch unsere Luftschiffe und vor allem die Zeppeline zu den technischen Ausrüstungsgegenständen, die Deutschland von vornherein eine merkliche Überlegenheit über die Feinde verschafft haben. Noch ist sicherlich der Höhepunkt des Wirkens der Luftschiffe nicht gekommen. Der Angriff vom 20. Januar wird nicht der einzige bleiben — das weiß ganz Deutschland und sehnt den Tag herbei, da im Luftkrieg gegen England unsere Zeppeline aller Welt zeigen, was sie leisten können, und da England unter der gerechten Strafe erzittern wird. Es sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Bezeichnung „Krieg der Überraschungen" auch durch den weiteren Verlauf des Weltkrieges gerechtfertigt werden wird, aber in einem Sinne, mit dem Deutschland vollauf zufrieden sein kann.

Dr. Richard Hennig.



Die Reede von Tanga. Oben links: Dr. Schnee, Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. (Phot. Rud. Dührkoop, Berlin.) — In der Schlacht bei Tanga in Deutsch-Ostafrika am 3., 4. und 5. November 1914 schlugen unsere tapferen Kolonialtruppen in der Stärke von 2000 Mann die vierfache englische Uebermacht völlig. Der Feind verlor: an Toten, Verwundeten und Gefangenen 3000 Mann, 8 Maschinengewehre, 30 Feldtelephonapparate, 1000 wollene Decken und große Mengen Proviant und kehrte auf die Landungsschiffe zurück. Der Kaiser telegraphierte auf die Nachricht von dem Siege an den Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf: „Ihre Meldung von dem schönen Siege bei Tanga in Ostafrika hat mich hoch erfreut. Ich spreche Ihnen zu dieser Ruhmestat unserer Schutztruppe Meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Uebermitteln Sie Meine Anerkennung an die braven Männer, die fern von der Heimat vierfache Ueberlegenheit entscheidend geschlagen haben zur Ehre des deutschen Namens. Das Vaterland ist stolz auf diese Söhne."

Generalfeldmarschall von der Goltz in Konstantinopel. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Der anatolische Soldat. Von Franz Carl Endres.



Aus meinem Skizzenbuche.

Anfangs sind sie sich alle gleich, die einen bartlos, die anderen mit großen schwarzbraunen oder schwarzen Vollbärten — das ist die einzige Unterscheidungsmöglichkeit bei anatolischen, ja bei allen türkischen Soldaten. Man empfindet, daß sie alle etwas unserer Rasse Fremdes haben, aber es fällt schwer, einen bärtigen von einem bartlosen noch an anderen Merkmalen der Gesichtszüge zu unterscheiden.

Wenn nun auch feststeht, daß Personen niederer kultureller Entwicklung in ihren Zügen weniger persönlich eigentümliche Linien aufweisen als Personen eines kulturell sehr hochstehenden Volkes, so kann das allein nicht den Ausschlag geben. Der Grund liegt in der Art des Beschauens. Wir sehen zuerst und mit stärkstem Eindruck das Fremdeste und uns Überraschendste — das ist an sich der Rassentypus des Orientalen. An ihm bleibt unsere Beobachtung haften, ohne daß wir zunächst bemerken, wie dieser Rassentypus gar nicht einheitlich ist, sondern in sich eine ganze Reihe verschiedener Rassen vereinigt. Geschweige denn, daß wir merkten, wie innerhalb jeder Rasse jede einzelne Persönlichkeit etwas ihr allein Eigentümliches und von anderen Persönlichkeiten Trennendes besitzt. Wenn man dann länger im Orient weilt, hält man es für rätselhaft, daß man anfangs den Perser nicht vom Armenier, den Araber nicht vom Anatolier, den Griechen nicht vom Juden hat unterscheiden können. Je länger man in der Türkei Menschen studiert, desto weniger ist man in der Lage, den Typus des türkischen Soldaten festzustellen. Dem anfänglichen: „Sie sind alle gleich", folgt ein ebenso entschiedenes, aber diesmal berechtigtes: „Sie sind alle verschieden!"

Ich greife aus dem Rassengewimmel des türkischen Heeres den anatolischen Bauern heraus.

Ich habe ihn im Balkankriege kennen gelernt, als er zwischen Cholera und Hungertyphus, schweigend, gehorchend und hoffnungslos über die unsagbar öde thrazische Halbinsel marschierte. Ich habe ihn gesehen als der Hunger ihn zu Boden warf, körperlich und seelisch, als wilde Panik ihn erfaßte und er sich mit Scharen der anderen kopflos und sinnlos auf den Brücken drängte, über Hügel und Tal fortschleppte und alles verlor, was zum Soldaten äußerlich und innerlich gehört.

Und doch ist er ein guter Soldat. Solche Entbehrungen wie im Balkankriege hätten jede andere Armee ebenso vernichtet — das sind allgemein menschliche Grenzen, die damals überschritten wurden, nicht besondere türkische.

Ich habe ihn dann wieder gesehen, wie er im Frühjahr 1913 den rechten Flügel der Bulgaren westlich Kallikratia angriff und mit dem Bajonett eine grausige Ernte hielt. Er hat nicht das blitzende Auge des Arabers und dessen männliche Schönheit, nicht die geistige Beweglichkeit des Armeniers — und doch ist er allein durch die erstaunliche Widerstandskraft seiner gänzlich anspruchslosen Natur beiden überlegen.

Ein verhungertes Bataillon sah ich einmal — sie hatten seit 36 oder 48 Stunden nichts gegessen, die Bulgaren waren hinter ihnen her. Sie lagen im Schmutz einer Dorfstraße und wachten nicht auf, wenn man in rabenschwarzer Novembernacht über sie stolperte. Im Dorf gab es viel Geflügel, das in einem lächerlichen Gegensatz zu dem wahnsinnigen Hunger dieser Menschen sich seines Lebens freute. Ich fragte einen jungen Leutnant: „Kinder, warum eßt ihr diese Hühner nicht." — „Weil sie uns nicht gehören!" — Nicht ein Huhn ist seines Lebens beraubt worden. — War das nun auch vom militärischen Standpunkt als grundfalsch zu bezeichnen, denn die Bulgaren aßen diese Tiere mit Vergnügen ein paar Tage später, so ist es anderseits ein Zeichen, wie sehr diese militärisch ordnungslose Truppe sich noch in ihren einzelnen Mitgliedern von sittlichen Forderungen leiten ließ. Was mir der Leutnant sagte, war nicht etwa seine alleinige Ansicht, sondern die jedes Soldaten. Wäre ein Befehl gekommen, die Hühner zu schlachten, dann hätte man sie geschlachtet. So kam kein Befehl, und damit war das Federvieh als fremdes Eigentum geschützt; daß die Leute verhungert umfielen, spielte gar keine Rolle.

Von der Anspruchslosigkeit des Anatoliers kann sich ein Mitteleuropäer kaum eine rechte Vorstellung machen. Geld ist ein fast unbekannter Begriff. Es gibt anatolische Dörfer, voll vom goldenen Segen des Weizens, wo man ein türkisches Pfund (18 Mark) nicht wechseln lassen kann, weil niemand soviel Geld hat. Aus diesen Dörfern wandert der Soldat von Frau und Kindern weg. Tage und Wochen bis an die Bagdadbahn. Es ist ein Abschied für das Leben. Was weiß der Soldat, wohin es geht. Ist Krieg oder Frieden? Wann wird er wieder entlassen? Niemand weiß es. Gott wird Alles in Ordnung bringen! Der Reiche kann sich loskaufen, der Arme nicht! Kismet! Gott weiß, warum *ich* arm und *jener* reich ist.

Am Abend sitzen sie zusammen und summen uralte Lieder mit näselnder Stimme. Sie trinken keinen Tropfen Alkohol.

Ihre Speise ist einfach: Ölsuppe, Oliven, Gemüse mit wenig Hammelfleisch und viel Brot, das die Türken besonders gut zu backen verstehen. Ist wenig da, wird eben wenig gegessen. Im allgemeinen kann der Türke unendlich viel mehr als wir essen. Er vertilgt, wenn er es sich leisten kann, unheimliche Mengen fetter Speisen, dabei aber wenig Fleisch und trinkt dazu, namentlich bei warmer Witterung, noch unheimlichere Mengen von Wasser oder Aiwa (Wasser mit verrührtem Joghurt). Einem richtigen Münchener, also dem Verfasser, wachsen Frösche im Magen, nur vom Zusehen. Der Anatolier ist seiner Natur nach noch mit den guten soldatischen Eigenschaften des Nomaden ausgestattet. Monatelanges Zeltlager, monatelanges nicht Wechseln der Kleider, kärgliche unregelmäßige Kost wird nicht als besondere Entbehrung angesehen. Mit einem Vermögen von 20 Pfennigen kann der Tag des Soldaten schon zu einem Festtag sich gestalten. Man bekommt dafür 4 Tassen ausgezeichneten Kaffees oder 20 gute Zigaretten! Damit kann man sich stundenlang unterhalten, still-friedlich in die Welt schauen und in urtiefem Behagen jeden Vergleich mit besserem Los in Träumen und Ruhe begraben.

Viele sparen den kleinsten Verdienst, das kleinste Geschenk, um alles nach Hause zu senden, wo Weib und Kinder darben. Das tut mein braver Diener, das Urbild des Anatoliers. Weil ich für ihn sorge, nach seiner Familie frage, mich erkundige, ob er genug zu essen bekommt, nicht verbotene Sachen (Schweinefleisch, Wild usw.) essen muß, liebt er mich mit einer ganz grenzenlosen Liebe. So sind sie alle. Und darum hat der Offizier es verhältnismäßig nicht schwer, sich die Liebe seiner Truppe und damit die erste Bedingung kriegerischer Leistung zu erringen.

Wenn die Hoffnung, die der einfache Mann auf uns Deutsche setzt, nicht so deutlich jedem Fremden zu Tage tritt, so liegt der Grund darin, daß der Orientale an sich dem Höhergestellten gegenüber außerordentlich schüchtern ist. Lautsprechen gilt in Anwesenheit eines Höheren für ungezogen, ebenso eine Meinung äußern, nach der man nicht gefragt ist. Wenn der Fremde daher die Sprache des Landes nicht kennt, so wird er wenig Einblick in seelische Vorgänge der Leute gewinnen.

Der anatolische Soldat ist wohl der stillste Soldat der Welt. Doch will das nicht sagen, daß er nicht auch lebhaft wäre. Er spricht wie alle Orientalen mit den Händen, ja mit dem ganzen Körper, und er muß, wenn viele zusammen etwas tun, z. B. einen Kahn entladen oder einen Wagen schieben, schreien. Ohne Schreien ist eine gemeinschaftliche Tätigkeit nicht zu denken.

Desgleichen schreit er, wenn er sich streitet. Das kommt verhältnismäßig oft vor. Der Grund ist meistens so geringfügig, daß ihn die Streitenden selbst während des Streites vergessen. Sie fahren wie Kampfhähne auf einander los, so wie die homerischen Helden es einst getan haben. Es kommt aber nur zur Redeschlacht. Bis sie handgreiflich werden, sind sie getrennt und zwar von ihren Freunden, die nie hetzen, sondern ihren Freund zurückhalten, eine Eigentümlichkeit, die mir besonders aufgefallen ist. Ich habe noch nie eine größere Schlägerei anatolischer Soldaten gesehen.

Der anatolische Soldat ist fromm. Er gehorcht den Formvorschriften des Koran, namentlich was Speiseverbote anlangt, soweit Ueberlieferung in der Familie und Erziehung (von Schule kann man noch nicht sprechen) sie ihm bekannt gemacht haben, weniger aus einem innerlichen Bedürfnis heraus (das ja ein gewisses Verstehen voraussetzt), als weil er weiß, daß es ein Verbrechen wäre, anders zu handeln.

Die Scheu vor dem Heiligen ist der Ursprünglichkeit der Empfindung entsprechend groß. Die Wirkung des heiligen Krieges als eines Religionsaktes wird vor dem Feinde von Bedeutung sein. Das Verständnis dafür, daß gewisse Völker von diesem Kriege ausgenommen sind, besteht vollauf. Italien hat nicht das Geringste zu befürchten.

Der anatolische Soldat ist trotz seines völligen Bildungsmangels nicht ohne geistige Interessen. Ich erstaunte oft über die Freude, die Soldaten empfanden, wenn ich ihnen türkische Zeitungen schenkte. Sie können zwar nicht lesen, aber irgendeiner in der Kompagnie versteht diese Kunst, und um ihn kauern sich die wißbegierigen Analphabeten und begleiten mit beifälligem Murmeln die Stellen, die ihnen besonders gefallen. So namentlich die Berichte über deutsche Hindenburgsiege und Flottenerfolge.

Die Sprache des anatolischen Soldaten ist arm. Ich glaube, mit 800 bis 1000 Worten ist sein Sprachschatz erschöpft, weitere 5000 versteht er, ohne sie selbst regelmäßig zu benützen. Was darüber ist, ist ihm fremd. Und das ist viel! Da ist das ganze Rankenwerk der arabischen Religions- und Gelehrtensprache, die zahllosen Ausdrücke und Redewendungen der persischen Sprache, die beide im Gespräch des gebildeten Türken mehr Platz einnehmen als beispielsweise die französischen Beimengungen in der Redeweise Friedrichs des Großen. Das sind für den anatolischen Bauern völlig unbekannte Dinge. Er hält sich an die türkisch-tatarischen Wortstämme und Wortbildungen, die seit Jahrhunderten dem Volke und seinen geringen Bedürfnissen genügen.

Trotzdem die Erlernung dieser Volkssprache keine großen Schwierigkeiten macht, ist es aus den schon angegebenen Gründen sehr schwer, den Soldaten dazu zu bewegen, aus sich herauszugehen, frei und offen zu sagen, was er denkt, was er wünscht, was er fürchtet. Wie oft ist es mir, namentlich bei kranken Soldaten, vorgekommen, daß sie auf alle Fragen geantwortet haben, sie wollten nichts und seien zufrieden. Dann, nachdem ich schon längst mit anderen sprach, schickten sie mir einen, der irgendwelche Bitten überbrachte. Es liegt das zum Teil an dem ganz gewaltigen Unterschied von Reich und Arm, Hoch und Nieder, der im Lande herrscht. Sie sind es nicht gewöhnt, daß man wie ein Mensch zum anderen mit ihnen spricht.

Welche Freude sie an Deutschland haben, diese einfachen Menschenkinder! Man ist als Deutscher im finstersten Anatolien wie in Abrahams Schooß. Ich will eine hohe Wette machen, daß ich monatelang in Anatolien weilen kann, ohne auch nur die Möglichkeit zu finden, einen Pfennig auszugeben — wenn man weiß, daß ich Deutscher bin. Aber nur im Inneren, wohlgemerkt! In der Nähe großer Städte mit Fremdenverkehr, so namentlich in Konstantinopel und Smyrna, herrscht eine ekelhafte Ausbeutung des Fremden durch griechisches und internationales levantinisches Gesindel, dem jedoch der Nationaltürke fernsteht.

Die alte orientalische Gastfreundschaft ist auch bei den Soldaten in hohem Maße entwickelt. Ich verletzte einmal bei einem Sprung über eine Dornhecke mein Pferd, so daß es stark blutete. Der Schauplatz lag weit von jeder menschlichen Niederlassung entfernt. Mit meinem Taschentuch verband ich die Wunde und führte mein Pferd trübselig dahin. Plötzlich stand ich vor einem weltverlassenen Bauernhaus, das heißt einer Lehmhütte mit vielleicht zwei oder höchstens drei Räumen. Sogleich erschien der Besitzer, ein etwa 35jähriger Mann, untersuchte mein Pferd, schickte sein Weib, die in einem kleinen Gemüsegarten arbeitete, in das Haus, um sie den Blicken des fremden Mannes zu entziehen, rief seine Kinder herbei, versicherte mir, daß er die Deutschen liebe, daß ich sein Gast sei, daß das Pferd nicht weiter könne, ließ Kaffee bereiten, bot mir Tabak an und verband mein Pferd, ohne daß ich es hätte hindern können, mit Tabak und Leinwand — was tatsächlich die Blutung hemmte. All das ging ziemlich gleichzeitig vonstatten.

Ich mußte lange Zeit bei ihm bleiben. Das Pferd wurde als das schönste bezeichnet, was er je gesehen, und zum Zeichen der Verehrung rücksichtslos im Gemüsegarten angebunden; ein Nachtlager wurde für mich angeordnet, und weitere Schätze der Küche wurden herangetragen. Schließlich erfuhr ich, daß mein Gastgeber den Balkankrieg mitgemacht hatte.

Als ich mich dem Essen und dem keineswegs verlockenden Nachtlager durch den Abschied entzog, legte ich dem Manne ein Geldstück in die Hand, das vermutlich seinen Monatsverdienst überstieg. Er lächelte, küßte mir die Hand und legte meine Hand an seine Stirn. „Herr," sagte er, „du bist doch der Freund meines Landes und mein Gast." Er war durch nichts zu bewegen, sich auch nur die Ausgaben für Tabak und Leinwand ersetzen zu lassen.

Ähnliche Beispiele von Gastfreundschaft habe ich viel erlebt. Im Balkankrieg gab mir ein Soldat fast sein ganzes Brot, obwohl das seine einzige Nahrung war für diesen Tag, weil ich so unvorsichtig war und meinem Begleiter sagte, daß ich Hunger habe. Der Soldat nahm nichts an und ließ sich das Brot nicht mehr zurückgeben.

Alles in allem steht fest, daß der Anatolier soldatische Eigenschaften besitzt, die von Natur aus vielleicht mehr im Ertragen und Erdulden liegen. Gute Ausbildung vermag aber auch die Tatkraft dieses Soldaten zu heben, ihm Vertrauen zu sich und seiner Waffe zu geben, kurz ihn seinen Gegnern mindestens ebenbürtig zu machen.

Manche Verhältnisse des Volkes und manche Rasseeigentümlichkeit, auf die ich später einmal vielleicht zu sprechen komme, erschweren die soldatische Ausbildung. Aber in der Zusammenrechnung aller Eigenschaften und tatsächlichen Verhältnisse scheint mir dies das Endergebnis zu sein.

In diesen wenigen Zeilen eines Skizzenbuches darf der gütige Leser auch nur eine Skizze verlangen, kein Porträt! Die unendlich vielen kleinen Einzelzüge in Charakter und Auffassungsgabe des Anatoliers, die eigentümlichen Lebens-, Familien-, Berufs- und Gesellschaftsverhältnisse, in denen er den kleinen Kreis seines Lebens schließt, die Verbindungen, in denen er als Einzelwesen zur Gemeinde und zum Staate steht, all das hat auf seine Eigenschaft als Soldat einen gewissen Einfluß. Eine gründliche Darstellung dieser Bedingungen ergäbe erst das vollendete Bild, das ich heute nur andeuten konnte. Denn der Soldat eines Volksheeres trägt vor allem die Züge seines Volkes. Im Volkstum liegt seine Kraft oder Schwäche; die militärische Ausbildung kann nur schon vorhandene Keime in einer bestimmten Richtung zur Entfaltung bringen.



Husarenpatrouille auf einer Landstraße in Polen. Phot. A. Grohs.

Eine Johanniterfahrt nach dem Osten. III. Von Fedor von Zobeltitz.

Der Neujahrstag brachte zum Glück trockneres Wetter. Sogar die Sonne traute sich ein wenig hervor, und als ich aus dem Fenster schaute, sah ich, daß in der großen, die Stadt von Süden nach Norden kerzengerade durchschneidenden Hauptstraße, der Piotrkowka, schon ein reges Leben herrschte. Man feiert in Lodz das Neujahr zumeist nach der Zeitrechnung des Gregorianischen Kalenders, und die deutschen Blätter brachten denn auch lange und eingehende, meist auf vorsichtige Wehmut gestimmte Neujahrsartikel. „Was wird aus Lodz werden?“ ist die Frage, die naturgemäß allen am meisten am Herzen liegt. Die Groß- und Kleinindustrie ist seit Monaten lahmgelegt, die Arbeiterschaft feiert. Ein Jahrhundert hat dazu gehört, um der Stadt eine führende Rolle im Gewerbebezirk Polens zu geben; um einen Kreis von Fabriken schart sich ein Stab von technisch gebildeten Meistern und tüchtigen Arbeitern — das alles muß erhalten bleiben, um nach dem Frieden, der ja einmal kommen wird, wieder in Tätigkeit zu treten und neue Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Die großen Fabrikbetriebe haben inzwischen geeignete Wohlfahrtseinrichtungen gegründet, um die brotlos gewordene Arbeiterschaft zu unterstützen; schlimmer geht es den Leuten aus den Kleinbetrieben, den Handarbeitern und Lohnwebern, und den zahlreichen obdachlos Gewordenen. Aus Andrzejow, Wioczyn, Königsbach und andern Orten der näheren Umgebung sind Deutsche und Polen zu vielen Hunderten nach Lodz geflüchtet, weil ihre Heimstätten bis auf den Grund zerstört worden sind und sie nicht mehr retten konnten als das nackte Leben. Da hat man Wohnungen für Heimatlose eingerichtet, die ich zum Teil besucht habe, um ein unbeschreibliches Elend kennen zu lernen. In Königsbach haben die Russen schlimmer gehaust, als wären es die erbittertsten Feinde gewesen. Eine arme Mutter hat alles verloren. Der Mann steht im Felde; von sechs Kindern sind zwei vor Hunger gestorben, das jüngste trägt sie noch an der Brust. Das ist keine Ausnahme; mit hartem Schritt ist das Elend über das Land gezogen. Man braucht nur wenige Kilometer über Lodz hinaus zu kommen, um sich zu überzeugen, welche fürchterlichen Zerstörungen hier der Krieg hinterlassen hat. Noch sieht man in dem Gelände, das von den deutschen Stellungen beherrscht wurde, überall die trichterartigen Aushöhlungen der feindlichen Granaten. Schützengräben mit geschickt unterminierten Übergängen schlingen sich zwischen befestigten Batterieauffahrten um die Anhöhen. Drahtverhaue und Wolfsgruben vervollständi-

Deutsche Trainkolonnen vor der Marktkirche in Lowicz. Phot. R. Sennecke.

gen die Abwehrmittel. Es ist schwer für den Laien, sich in diesem System zurechtzufinden. Die gedeckten Verbindungen überwiegen, die Zickzacklinien der Anlagen erinnern an die alten Formen, die schon zu Vaubans Zeiten üblich waren, die Profile und Abdeckungen der inneren Brustwehrböschungen sind mit architektonischer Sauberkeit hergestellt. Auf einer Höhe hinter dem Dorf Nowosolna läßt sich noch deutlich die Auffahrt für die schwere Artillerie der Russen erkennen. Mit dem Aufräumen des Schlachtfeldes hat man gleich nach dem Rückzug des Feindes begonnen und dabei eine reiche Beute an Gewehren und Munition gemacht. Trotzdem sind auch die Marodeure auf ihre Kosten gekommen: in Lodz wurde insgeheim ein schwunghafter Handel mit Beutestücken getrieben.

So scheint auch die Gouvernementsstadt, flüchtig betrachtet, wenig von dem Leben früherer Tage eingebüßt zu haben. Menschengewimmel in allen Straßen, der Kleinhandel blüht wie sonst, Jungen rufen die Zeitungen aus. Die Kinos sind offen und werden fleißig besucht, auch die Theater. Wahrhaftig, drei oder vier Theater! In der Thalia wird neben einer polnischen Operette ein Kabarettteil gegeben; im Volkstheater kündigt man ein aus dem Französischen übersetztes Melodram an; in der Scala gastiert sogar eine deutsche Truppe unter der Direktion Julius Adler, der zu seinem Benefiz einladet. Gegeben wird der berühmte Schwank „Der amerikanische Stiefelputzer" mit dem Direktor in der Titelrolle. „An der Aufführung beteiligten sich die hervorragendsten Kräfte des Ensembles. Man sieht der Aufführung in den weitesten Kreisen der Lodzer Gesellschaft mit höchstem Interesse entgegen." So heißt es in den Zeitungen. Aber telephonisch kann man noch keine Karten bestellen. Das ganze Telephonnetz der Stadt ist zerstört worden. Auch die deutsche Verwaltung hat lebhaftes Interesse an der Wiederherstellung der Fernsprechleitungen. In den Räumen des Gouvernements in der Passage Meyer, in der Etappenkommandantur am Markt, in den Kriegslazaretten: überall wird eifrig gearbeitet, um die taub gewordenen Apparate von neuem zum Sprechen zu bringen. Es ist zweifellos, daß Lodz die Hauptetappenstation des Ostens bleiben wird, und so ist eine gut arbeitende Drahtverbindung mit dem Hinterlande wie mit den weiter vorgeschobenen Etappen eine unumgängliche Notwendigkeit.

Das Neujahrsfest feierte ich gemeinsam mit einer ganzen Anzahl Mitglieder des Roten Kreuzes. Der Delegierte Herr Behn, im Frieden ein Lübecker Großindustrieller und jetzt ein pflichteifriger Anhänger der freiwilligen Krankenpflege, hatte die Ärzte und Pflegerinnen des Kriegslazaretts, dem er beigeordnet ist, zu einer nachträglichen Weihnachtsfeier in das Grand Hotel geladen und dazu liebenswürdiger Weise auch mich gebeten. Die meisten der Schwestern hatten schon recht schwere Tage hinter sich. Sie waren zu einer Zeit nach Kutno gesandt worden, da von dort aus nach Lodz noch keine Bahnverbindung möglich war, und hatten dort tagelang in halb zerschossenen, ungeheizten Räumen untergebracht werden müssen. Man mußte Herrn Behn von den manigfachen, in den Einzelheiten auch einer derben Tragikomik nicht entbehrenden Leiden der Kutnoer Einquartierung erzählen hören, der ich selbst glücklicherweise entgangen war! Schließlich ging es in offenen Wagen und Autos nach Lodz: bei einem Hundewetter und auf Wegen, die jeder Beschreibung spotten zehn Stunden lang durch Pfützen und Löcher, über Knüppeldamm und Steingeröll, bis man am 23. Dezember in Lodz eintraf, wo schon die ersten Verwundetentransporte warteten. Der Heiligabend gehörte der Liebesarbeit — nun aber sollte er gemeinsam mit Neujahr nachgefeiert werden, und in dem großen Saale brannte auch schon der Christbaum und durch die Luft zog ein Duften von Tannenharz. Gegen sechzig Schwestern und über ein Dutzend Ärzte waren anwesend; man konnte also in buntester Reihe am Tische sitzen, und man warf die Sorgen ab und freute sich des Augenblicks. Gemeinsamkeit der Liebestätigkeit war das verbindende Band und erhöhte auch die Stellung des Einzelnen. Ich hatte an diesem Abend das Gefühl einer besonderen Weihe: das unmittelbare Verhältnis zu Gründen reinsten und edelsten Schaffens, das jede menschliche Selbstsucht aus dem Herzen verdrängt, wirkte wie eine Rettung aus Gefahren und wie etwas Erlösendes von der sinnlichen Welt. In dieser Gemeinschaft war die Menschenliebe in der Tat eine Macht, die ihren Glanz in das Dunkel der Zeiten warf.

Draußen in den Schützengräben hat man auf andere Weise Weihnachten gefeiert. Man hat mir davon erzählt. In der bitteren Wirklichkeit ist von der Schützengrabenpoesie, die einen ständigen Raum in den Zeitungen fordert, wenig zu spüren gewesen. Aber am Weihnachtsabend flogen die Engel doch auch durch die Erdfurchen, und der Himmel senkte sich tiefer, und zu den Liebesgaben von daheim trat ein Geschenk freier Gnade. „Kein anderes Volk," sagte mir ein Offizier, „kennt die stille Andacht unsrer deutschen Weihnacht. Wir waren am weitesten vorgeschoben und mußten vorsichtig sein; durften keine Lichtzeichen sehen lassen, durften nicht laut singen — wir mußten Freude und Wehmut im Herzen verschließen. Aber die Herzen wanderten dennoch zurück in die Heimat, und alles Kleine verlor sich. Konnten zwei sich erreichen, so fanden sich gewiß ihre Hände, und die Lippen summten wenigstens das ‚Stille Nacht, heilige Nacht'. Im tiefsten Innern feiert jeder hier Weihnachten, — ja jeder. Es war auch aus den Schützengräben heraus ein Aufstieg zum Göttlichen . . ."

Das neue Jahr brachte den Einzug des Oberkommandos in Lodz. Wagenzüge rasselten schon vom frühen Morgen ab durch die Straßen, und dann hatte die neugierige Bevölkerung, die Wochen vorher dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zugejubelt hatte, auch die Freude, einmal den berühmten deutschen Reiterführer kennen zu lernen, der die Strategie der Hindenburg und Ludendorff so kräftig zu unterstützen verstand. Eine prachtvolle Erscheinung, der Typus des preußischen Kavalleristen: schlank, sehnig, nervig, unter dem weißgrauen Haar ein paar blitzende Augen und ein frisch gerötetes Gesicht — ein Husar wie Zieten, ein Draufgänger wie Seydlitz, ein Reiter wie Rosenberg. In seinem Gefolge noch so mancher andere, der in diesem Kampfe zum Werkzeug der Ideen wurde — und siehe da, auch eine der bekanntesten Berliner Erscheinungen, gleich beliebt bei Hofe, in der Gesellschaft, in Künstlerkreisen: Major, Schloßhauptmann, Exzellenz, schon hoch in den Sechzig, aber noch immer frisch genug, um die Waffen zu tragen. Als jungen Leutnant, beim Begängnis des Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel, habe ich diesen Grafen zum erstenmal kennen gelernt; das sind genau dreißig Jahre her, und an den Tag mußte ich denken, da ich ihn nun hier wiedersah auf der Erde seiner Ahnen, die auch er verteidigen hilft — gegen den Tyrannen des Ostens und für die deutsche Kultur . . .

* * *

Von den Kosaken hat man auch in Lodz genug: man hat sie in allen Schattierungen kennen gelernt — als Tataren aus dem Kasanschen Gouvernement, als Baschkiren und Tschuwaschen, Turkmenen und Kirgisen, aber sie taugen alle nicht viel. Besser sind die großrussischen Soldaten mit den Riesenbärten und der angeborenen Gutmütigkeit. Sie stehlen auch, wo sie stehlen können, doch sie sind nicht grausam; mir wurden im Gegenteil manche anheimelnde Züge von diesen Waschbären erzählt: wie sie mit gefangenen Deutschen das letzte Stück Brot teilten und bei ihren melancholischen Liedern vor Heimweh zu heulen begannen. Denn sie singen gern, und das haben sie mit den Unsern gemeinsam. Auf der Rückreise habe ich sogar einen Trupp gefangener Russen getroffen, denen der begleitende Unteroffizier Hauffs „Morgenrot" einstudieren wollte; aber das war schwer. „Puppchen, du bist mein Augenstern" konnten sie dagegen nach deutscher Melodie auf russisch singen: ein Beweis dafür, wie rasch sich unsere neuklassische Musik selbst das Moskowiterreich erobert hat.

An die Rückreise mußte ich natürlich auch denken, aber ich tat es ungern. Mir graute doch ein bischen vor der kriechenden Geschwindigkeit der Militärzüge. Deshalb hatte ich neben dem Pförtnergelaß des Hotels ein Blatt anschlagen lassen des Inhalts, daß ich Autogelegenheit nach Deutschland suchte. Die Wege durch Polen sind für Kraftwagen zwar keine musterhaften Anlagen; die Russen haben sie geflissentlich zerstört, aber zum großen Teil sind sie doch schon wieder ausgebessert worden, und unter allen Umständen kam ich mit Benzin und Auspuff schneller an die Grenze zurück als mit Hilfe eines Militärzugs. Die Gelegenheit fand sich denn auch, wenigstens wurde sie mir angekündigt. Ein Kellner brachte mir in früher Morgenstunde einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, auf dem ein Mitglied des Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps sich freundlichst erbot, mich mitzunehmen: ich möchte ihn um neun Uhr früh in der Halle erwarten. Ich war schon um acht in der Halle und wartete bis elf — aber mein liebenswürdiger Gönner zeigte sich nicht. Warum er nicht gekommen ist und warum er mir nicht einmal abgesagt hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat er mich bösartig versetzt und damit auch meine Hochschätzung für den „K. F. A. C." wesentlich verringert. Nun harrte ich hoffnungsvoll noch weitere zwei Tage, und dann hörte ich zu meiner Freude, daß man Personenzüge nach Deutschland eingerichtet habe. Ausgezeichnete Verbindung: ab Lodz neun Uhr früh, Ankunft in Ostrowo gegen sieben Uhr abends und dort sofortiger Anschluß nach Posen, das man so gegen neun erreichen könnte.

Da ich kein geborener Lodzer bin, freute ich mich auf die Abreise und war sehr pünktlich auf dem Bahnhofe. Diese Pünktlichkeit war unnötig. Sämtliche Lokomotiven wurden plötzlich anderweitig gebraucht, daher verzögerte sich die Abfahrt zunächst um vier Stunden. Gegen Eins wurde endlich eine alte Rangierlokomotive vor den Zug gespannt, und dann fuhren wir davon. Es war, wie gesagt, ein Personenzug — aber ich habe beim besten Willen zwischen ihm und einem Militärzuge keinen Unterschied finden können. Als wir in Ostrowo eintrafen, war es glücklich fünf Uhr früh geworden.



Generalleutnant Ludendorff.
Phot. Arnold Overbeck, Düsseldorf.



Straßenbild aus dem besetzten Lodz. Phot. R. Sennecke.

Im Morgengrauen lag die Stadt vor uns und dünkte mich ein Paradies, weil ich in den besten ihrer Hotels ein gutes Bett vermutete. Dies beste Hotel war besetzt; ich versuchte es im „Schwan", im „Adler", im „Löwen" und bei anderem Getier: alles vergeblich. Es war eine erstaunliche Tatsache, daß sämtliche Gasthäuser Ostrowos für einen armen Reisenden keinen Platz hatten. War denn Saison in Ostrowo? Nein. Aber Ostrowo ist sozusagen die Grenzstation zwischen zwei Kulturen geworden. Wer nach dem Osten will, pflegt da zu übernachten, und wer die besseren Gefilde des Westens aufsuchen möchte, macht es ebenso. So ist Ostrowo derzeitig zur Begehrlichkeit gekommen und tauscht sicher nicht mit Ostende. Auch die Nachwirkungen der Ostrowoschen Odyssee habe ich schließlich überwunden. Vierundzwanzig Stunden später saß ich am Frühstückstische des Feldmarschalls von Hindenburg. Da rückte mir wieder Menschliches näher. Dieser prachtvolle Soldat ist das Heldenvorbild für eine moderne Epopoe. Alles an ihm ist frische Anschaulichkeit, ist eine Zusammenfassung von kräftig zugreifendem Realismus, beherrschender Tatkraft, unbekümmerter Zuversicht. Im Strom des Geschehens scheint sein Optimismus Sieger bleiben zu wollen. Eins ist bei ihm Erkennen und Handeln. Aber er leidet — er leidet wahrhaftig unter seiner Popularität, die tausend Dichterlinge unermüdlich an die Tintenfässer ruft und die Feldpost mit Sendungen beschwert. Das ist etwas Furchtbares: die Andichterei, in der sich noch kein neuer Reim auf Hindenburg gefunden hat als „hinten durch". Der Marschall wird trübe, wenn er von diesem Reime spricht. In den Grundtrieb seines Daseins hat dieser Reim sich wie ein Ballast gelegt. Ich taxiere, wenn er sich an die Feldzugskarten setzt, muß er sich erst schütteln, um die Erinnerung an den Reim loszuwerden. Besser zu Hindenburg paßt jedenfalls der alte Blücherruf „Vorwärts!" — wenn er sich auch **nicht** reimt.

Ein liebenswürdiger Gönner, Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, der jetzt als Generaldelegierter im Osten steht, hatte die Güte, meine Einführung bei dem Marschall übernehmen zu wollen. Und in der Tat fand ich schon ein paar Stunden später in meinem Hotel eine Einladung zum Frühstück beim Oberkommando vor. Das Schloß, in dem Exzellenz Hindenburg wohnt, ist zugleich das Kasino des „A.O.K.O." Rechtsseitig der großen Halle, in der ein paar ausgestopfte Auerochsen mit geduckten Köpfen aufeinander losgehen, liegen ein paar kleinere Gemächer. Im ersten Zimmer versammelten sich Punkt ein Uhr (denn der Kommandierende liebt es, daß die Suppe auf den Schlag der Stunde aufgetragen wird) die Herren der Tafelrunde.



Requirieren eines Wagens in Strykow. Phot. R. Sennecke.



Jüdische Pferdehändler in Russisch-Polen. Photothek phot.

Dann geht es nebenan: der Marschall mit seiner näheren Umgebung speist allein, im anschließenden Gemach vereinigen sich die jüngeren Offiziere.

Wir saßen etwa acht bis zehn Mann zu Tisch: meine Wenigkeit neben dem Fürsten Hohenlohe, Hindenburg gegenüber, der Exzellenz Ludendorff, seinen Generalstabschef, neben sich hatte. Ludendorffs Name wurde der größeren Oeffentlichkeit erst nach dem Falle von Lüttich bekannt. Damals erhielt er den Pour le Mérite, und es ist heute kein Geheimnis mehr und braucht nicht als solches bewahrt zu werden, daß die hohe Auszeichnung eine Folge seiner glücklichen Vorarbeiten am grünen Tische war. Wir wissen, daß der Aufmarsch unserer Armeen und die Möglichkeit ihres schnellen Vorrückens nicht zum wenigsten den Studien Ludendorffs zu danken ist. Das dem Feinde Zuvorkommen bildet die Grundlage jedes Schlachtplans, und die raschen Erfolge in Belgien waren nur möglich durch den Vorteil der Initiative, den die geniale Aufmarschbewegung gestattete.

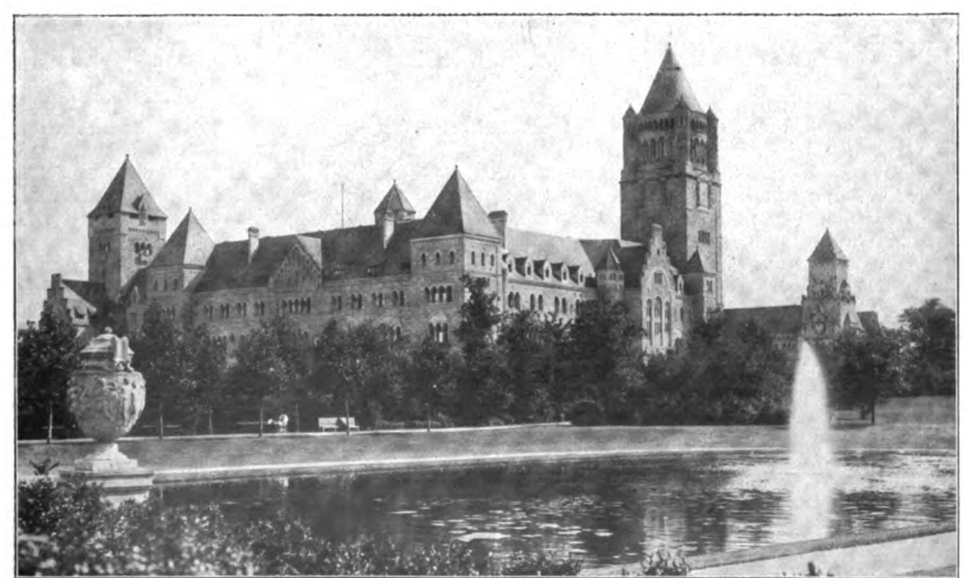
Es ist stets ein eigenes Empfinden, Menschen nähertreten zu können, von denen man weiß, daß sie am Räderwerk der Weltgeschichte tätig sind. Nicht immer klappt freilich das Bild, das voreilige Phantasie sich von diesen Männern entwarf, mit der Wirklichkeit zusammen. Exzellenz Ludendorff habe ich mir so gedacht — ja, fast genau so, wie er aussieht. Groß, von kräftiger Schlankheit, mit feinem, klugem Gesicht und geistreichen Augen. Es ist kein Diplomatengesicht, aber eins, das das Vermögen des Individiums dartut und eine siegende innere Kraft verdeutsamt. „Er hat eine Generalstabsphysiognomie“, sagte man mir. Das ist eine Schmeichelei für die ganze ‚Himbeerplantage‘, der ich nicht widerspreche.

Wenn ich nun erzählen sollte, was wir in dieser Frühstücksstunde alles geplaudert haben, ich würde ein wenig in Verlegenheit kommen. Die Unterhaltung sprang rasch von einem Thema zum andern und berührte natürlich auch die Kriegsereignisse. Aber ebenso natürlich war, daß man zwischen Suppe und Käse vor den Augen des erstaunten Gastes keine strategischen Pläne aufrollte. Und da mir die journalistische Kunst des „Ausfragens“ gänzlich abgeht, so bin ich leider auch nicht in der Lage, der Welt zu verkünden, was sich voraussichtlich in nächster Zeit auf dem Boden Russisch-Polens abspielen dürfte. Dafür kann ich ohne weiteres sagen, was die beiden Strategen des Ostens über die Fortsetzung des Krieges denken. Nämlich nichts anderes, als daß wir auch weiter siegen müssen und werden. Das ist eine Selbstverständlichkeit, aber man hört sie doppelt gern aus fachmännischem Munde. Nur darf man nicht glauben, daß die Selbstverständlichkeit des Siegens eine kinderleichte Sache ist. Der brave Bürgersmann daheim möchte bei der Zeitungslektüre nach dem Abendbrot wie beim Frühkaffee seine Erfolge haben, und er rechnet sogar darauf. Doch wie diese Erfolge zustande kommen, das ahnt er kaum, und wenn man ihm erzählen wollte, welche Vorbereitungen sie erfordern, wie die Strategie in Taktik umgesetzt wird und wie aus den taktischen Erwä-



Die Hindenburg-Straße in Lowicz. Phot. R. Sennecke.


Draisinenfahrt deutscher Soldaten. Phot. Max Rosenberg.


Das Kgl. Schloß in Posen. Phot. Conrad Hünich.

gungen sich Verteidigung und Angriff entwickeln, die kluge Reserve oder das kühne Draufgehen: er würde in der Behaglichkeit seiner vier Wände doch eine gewisse überraschende Bewunderung empfinden. Denn auch der Feind des Ostens darf nicht unterschätzt werden: in seinen immer von neuem nachrückenden Mächten gleicht er der Hydra, der aus den abgeschlagenen Köpfen ständig neue erwachsen.

Ernstes und Heiteres mischt sich in die Unterhaltung. Rechts von mir sitzt ein älterer Herr: der Obergeneralarzt Dr. von Kern, dem die hygienische Verwaltung des östlichen Kampfplatzes übertragen worden ist, im Nebenberufe auch ein Philologe von Berühmtheit, der der Kantforschung dient und zugleich einer der besten Kenner Dantes ist. Als Arzt hat er es in seinem Gebiete nicht leicht: es gilt vor allem die Seuchenherde zu bekämpfen, die sich überall da eingenistet haben, wo die russischen Horden Quartiere bezogen und in unbeschreiblicher Verfassung zurückgelassen haben. Dann fliegen wieder scherzhafte Bemerkungen über den Tisch. Exzellenz Hindenburg erzählt von seinem Briefwechsel mit den Gelehrten des „Kladderadatsch", die ihn, um nicht hinter den Universitäten zurückzustehen, zum „Dr. Kladd" ernannt haben, und da ich dem Stammtische dieser gelehrten Vereinigung angehöre, so trägt er mir schönste Grüße für die erlauchten Herren auf. Die habe ich auch acht Tage später der Kladderadatschgesellschaft überbracht und damit einen Erfolg erzielt, der sich schließlich in einem dreifachen begeisterten Hurra für den Generalfeldmarschall auslöste. Masuren hat ihm zu einer Volkstümlichkeit verholfen, die kaum noch zu übertreffen sein dürfte und die für Hindenburg, ich sagte es schon, beinahe ein wenig drückend geworden ist. Bei der Schlichtheit seiner Persönlichkeit und der Einfachheit seines Sichgebens empfindet er sie wie ein Zuviel, vor dem man sich hüten muß. Und wenn er davon spricht, daß er zum Jahreswechsel Waschkörbe — tatsächlich Waschkörbe voll Glückwunschschreiben erhalten hat, in deren Inhalt sich seine Adjutanten kopfüber stürzen mußten, um sie wenigstens oberflächlich zu sichten, so begreift man auch, daß die Volkstümlichkeit tatsächlich ihre Schattenseiten hat. Kleine Kinder, Mütter, Väter, Backfische, alte Jungfern und hysterische Erzieherinnen schickten ihre gutgemeinten Stilübungen ein — und wenn sie auch unmöglich allsamt beantwortet werden konnten: die Briefe mußten doch erbrochen und überflogen werden, und das nahm immerhin Stunden der Arbeit in Anspruch — und zwar von Männern, die wahrlich Besseres zu tun haben. Ganz zu schweigen, von den Bettelbriefen und den Tausenden von Anfragen gewerbbeflissener Menschen, die den berühmten Namen für ihre Erzeugnisse in Anspruch nehmen möchten: für Fettheringe und Liköre, Unterjacken und Zigarren, für Leibbinden und Sektmarken und Hunderterlei mehr.

Die Frühstücksstunde verrann schnell, denn auch die Speisenfolge war nur kurz: Blumenkohlsuppe, Hammelfleisch mit Bohnen, Käse — fertig. Keine ausgedehnte Gasterei — der Marschall liebt das nicht. Dann noch ein letztes Ausplaudern bei einer Tasse Kaffee und einem guten Tabak und endlich eine freundliche Verabschiedung. Das alles nichts von Bedeutung und dennoch haftenbleibend in der Erinnerung.

Ich möchte hier wiederholen, was ich an anderer Stelle sagte, als man mich fragte, was ich von den beiden Generälen halte, deren Namen heute auf Millionen Lippen schweben: sie bilden in ihrem Geistigen, in der Besonderheit ihrer Begabung, in der Gesamtsumme unvergleichlicher Tüchtigkeit die wundervollste gegenseitige Ergänzung, die sich denken läßt.

Dinge vom Kriegsrand. Von Georg Queri (Lothringen).

Am Weihnachtsabend fiel der kleine Piou-Piou Hilaire N... an der Côte Lorraine. Von seinem engen Schützengraben am Rand des Bois Pliamont konnte er über den schmalen Talzug zum Bois Haut gucken und vielleicht von ferne durch den entlaubten Wald ein Lichtlein von St. Rémy blinzeln sehen. Kleine Zeichen fernen Lebens, nach denen sie wie die Kinder ausschauen in der Einsamkeit dieser Kriegsnächte. Brannten irgendwo Weihnachtslichter in den deutschen Gräben? Die Côte war schweigsam — feierten sie das deutsche Fest nicht? Choräle — wo blieben die Choräle? Der blasse Küfer von Vaudières, der mit im Graben lag, hatte einmal in Lorry geschafft und wußte zwei Strophen eines deutschen Weihnachtsliedes zu singen. „Das ist so schön, das müßt ihr heute hören!" Nein, sie sangen nicht. Sie feierten ihr deutsches Fest nicht und hatten den Finger am Drücker. Eine kleine bayrische Feldwache hatte sich weit vorgeschoben in die Côte. Bereit zu sterben, wenn die da drüben in der heiligen Nacht...

Sie lagen hinter den Klippen eines Steinbruches und unterhielten sich leise. „Schnürl habens s' an die Gewehr, ih hab s' gsehn. Die andern schlafen, und da geht einer her und zieht an einem Schnürl und dann gehn die Gwehr alle auf einmal los. Und das heißen s' an Rafal-saudumm. — Mir soll heut einer ziehn an dem Schnürl!" Aber da drüben zog einer an der Schnur, die die Drücker der ganzen Gewehre des Grabens miteinander verbindet, und die Kugeln pfiffen durch die Nacht. Und die Feldwache sprang auf und eilte vor. Und vor ihrer bayrischen Wut stürmte der Schrecken her, der den Finger am Drücker lähmt; die kleinen Piou-Pious ließen ihre Gewehre auf den Böschungen liegen und liefen in die Dunkelheit hinein. Einer nur blieb, das Blei im Herzen. „Was braucha denn die heut an Rafal!" brummte der Müchner Reservist. „Ham mir hingschossen? Da müassen dee eahnern Rafal schiassn..." Er besetzte mit seinen paar Leuten den Graben und gab die Meldung zurück: soeben Graben gestürmt. Feind geflohen, einen Toten zurücklassend. Tornister des Gefallenen folgt.

Die Offiziere vom Stab nahmen die Meldung schweigend entgegen. Der Tod in dieser Nacht! Ein armer Teufel ausgelöscht - woher stammte er?... Ein Mann kommt mit dem Tornister. Briefe? Ein ganzes Bündel findet sich. Der Kommandeur blättert in den Papieren; dann sagt er: „Der jungste Brief — Mitte Dezember. Unterschrieben von der Schwester. Was für eine Zärtlichkeit: mon cher Gaga... Mein liebes Sorgenkind! Da — das ist ja ein kleiner Abbé gewesen oder ein Pfarrer! Hören Sie, meine Herren: „Wann wird dieser unselige Krieg sein Ende finden? Wann werden wir Dich wiederhaben! Deine Schwester, Deine Lieben, Deine Gemeinde, Deine Kirche erwarten Dich! Du kommst zurück — Du bist ein Diener des Herrn, und er wird Dir seinen besonderen Schutz angedeihen lassen..."

Eine Granate gurgelt vorüber. Nah antwortet die Batterie. Das laute Tosen hilft über das Schweigen im Graben hinweg. Der hagere Oberleutnant hustet verlegen. Der dicke Hauptmann versucht ein kurzes Lachen, und dann steht Hauptmann G. auf und streckt sein Punschglas hoch über den Grabenrand. „Krieg! Hurra und drauf, so lang wir schnaufen können!" Sie nippen von ihrem Weihnachtspunsch. Hauptmann G. leert sein Glas und gießt den letzten Tropfen auf die Erde — Totenspende. „Is halt Krieg! Der kleine Abbé da drüben... Wir haben unsere eigenen Toten! Schaut unsere Regimentsliste an: wir haben viel ausstreichen müssen.. Gleich zu Anfang da drüben bei Lanhères! Ich mein', ich seh's heut, wie wir da abend für abend zusammensaßen und sie alle herzählten, die gefallen waren. Und einmal, das war Ende August, so rund acht Tage nach dem Gefecht, da fällt's mir plötzlich ein: ob wohl noch einer draußen liegt? — Unmöglich! — Unmöglich — warum unmöglich? Ich steh auf und geh zu meinem Fuchs — warum unmöglich? Ich seh nach der Sonne; sie ist am Abschwenken. Ich muß noch vor der Dämmerung hinaus — wenn noch irgendwo ein armer Teufel... Und mein Fuchs sprengt dahin.

„Ein Haberfeld. Mein Fuchs braucht die Sporen — warum? Und scheut — da liegt mittendrin im Feld einer der Unsern. Die Hitze hat den Toten furchtbar verunstaltet. Wer bist du, Kamerad? Ich steige ab und beruhige den erregten Gaul. Kamerad, wer trauert um dich? Ich kämpfe mit meinen erregten Nerven und mühe mich, meine Augen von dem entstellten Gesicht abzuwenden, während ich die Rocktasche des Toten suche. Eine Brieftasche... Und der Gaul jagt wieder unter mir davon.

„In der Brieftasche ein Bild des Gefallenen in Zivil, neben ihm eine hübsche Frau und zwei liebe kleine Kinder. Auf der Rückseite eine Frauenhandschrift: ‚Du kehrst zu mir zurück!'

„Der junge Thüringer Amtsrichter kehrte nicht zurück. Wie da drüben der kleine französische Geistliche...

„Ich ritt weiter über das Schlachtfeld. Es trieb mich, den Platz aufzusuchen, an dem meine Kompagnie vor acht Tagen in so schwerem Artilleriefeuer gelegen hatte. Mein braver Bursche hatte auch sein Teil abbekommen, schwerer Granatsplitter — ich muß morgen die Zeit finden, hinüberzureiten und ihn im Lazaret zu besuchen. Na los, Füchsle! Doch — da vorn haben sie einen Mantel über etwas gebreitet... Der süßliche Geruch — Ihr kennt ihn ja. Ich steige ab und decke den Toten auf — ein fürchterlich zerrissenes Gesicht — blonde Brauen seh ich noch. Wer hatte diese blonden Brauen? Sie erinnern mich an meinen blonden Burschen - Hans, Du bist doch... Mein Gaul schnaubt; ist's die Leichenscheu oder erkennt er den braven Kerl wieder? Wieder der Kampf mit fast versagenden Nerven, dann greife ich in die Rocktasche des Toten. Ein Schlüssel — es kennt ihn niemand besser als ich! Er öffnet das Tor zu meinem Landhaus in Montigny... Hans! Du armer treuer Kerl — warum verschwiegen sie mir das! Ich hatte dich gern. Meine Frau füllte deinen mageren Tornister. Meine Kinder ritten auf deinen Knieen und schrien vor Vergnügen...

„Hans. Und drüben der kleine Franzos...

„Damals zwischen Etain und Lanhères fiel mein lieber Freund von Z. von den vierten Ulanen. Verlagsbuchhändler





Oben: Der Kaiser und der Kronprinz während des Vorbeimarsches gefangener Garibaldianer.
Unten: Die gefangenen Garibaldianer. Phot. A. Grohs.

in G. Am Morgen vor dem Treffen waren wir querfeldein geritten und hatten uns alte Sachen vom Herzen geplaudert. Da sieht er plötzlich nachdenklich drein und beginnt: ‚Nimmst du mirs eigentlich übel, daß ich nochmal geheiratet habe?' Ich halte einen Augenblick mein Pferd an, ganz unwillkürlich, um mir die Frage klar zu machen. Z. war Witwer gewesen, jawohl. Und litt an dem Verlust und ging dann auf Reisen. ‚Bist du nicht damals, wie man so sagt, rund um die Erde gegangen?' — ‚Ja, ich brauchte Zerstreuung. Und da kam ich auf langen Wegen eines Tages nach Sumatra — ach, was ist die Welt schön! Man wird ordentlich wieder froh. Eine deutsche Dame war mit in der Reisegesellschaft — findest du es wunderlich, daß ich gern mit ihr plauderte? Wir trugen ein gleiches Schicksal, sie hatte ihren Mann verloren, und es trieb sie auch hinaus. Und Freier waren da: vor denen floh sie auch. Aber da in Sumatra — wir verlobten uns an einem wundervollen Abend. Vor einem Jahr haben wir geheiratet. Du — ich bin so glücklich! Ich habe die schönste, die liebste Frau — wie ich jetzt an sie denke! Wir werden uns wiedersehn. Und weißt du: dieser Tage muß ein Telegramm kommen' (lachte fröhlich), ‚da sollst du mal Vaterstolz kennen lernen!'

„Und dann mittags das Gefecht. Und abends sah ich ihn tot daliegen — Kopfschuß. „Und als ich von dem Toten weg ging, da kam die Feldpost. Ein Brief für Z. war mit im Feldsack. Schrieb man ihm, daß ein junges Leben . . . ?

„Die Ereignisse um Etain und Lanhères sind mir lange im Kopf herumgegangen. Um das Augustende noch überall die Spuren dieser gräßlichen Dinge, Verwüstung und Leichen. Und man war schließlich noch ein Neuling im Felde, und alles wirkte mit frischem Schrecken auf das Gemüt ein. Und die Gedanken gingen umso lebhafter nach Hause! Da ritt ich einmal durch das zerstörte Landres —. Ihr wißt, wie das aussah! Aber ich sah an den Dingen vorbei und war in Gedanken in dem hübschen Montigny bei den Meinen und freute mich jeder Unart meines Jungen und dachte an mein braves kleines Mädel. Und sah meine liebe Frau . . . Wenn ich bei ihnen sein könnte! Da — eine Frau an einer Haustreppe mit einem niedlichen kleinen Mädchen. Eine Achtjährige, sie glich meiner Kleinen wie ein Ei dem andern. Ich riß meinen Fuchs zusammen und winkte dem Kinde: viens chez moi, ma petite! Einen Augenblick sah die Mutter der Kleinen erschrocken nach mir aus. Ihr Kind! Und ein deutscher Soldat — un boche! Aber dann lächelte sie ihre Gedanken weg und schickte das Kind zu mir, und ich streichelte vom Pferde herab das feine Köpfchen. Die Frau bekam feuchte Augen vom eigenen und vom fremden Leid, ‚oh, er 'at auf ßu'aus eine Kind wie das . . .' Und da hob sie das Mädel hoch und sah es gern, daß ich die Kleine küßte. Zu Landres küßte ich so meine kleine Tochter in Montigny!"

* * *

Genug in dem Ton. Ich will versuchen, ein Husarenstückchen zu erzählen, das im Gegensatz zu allen anderen Husarenstückchen papieren ist — lediglich ein Brief, den ein mitteldeutscher Husar nach Hause hatte schreiben wollen und der in die Hände seines Schwadronschefs geriet. Und der dann in lauter winzigen Fetzen in tiefsten französischen Straßenmorast flatterte; ich konnte ihn nicht vor dem Grimme des Rittmeisters retten. Es war am Silvesterabend ein französischer Fesselballon bei Toul ausgerissen; er flüchtete in deutsche Weiten, verfolgt von einem bayrischen Doppeldecker, der ihn umkreiste.

Und der mitteldeutsche Husar sah das, hatte seine Freude dran und begeisterte sich zu einem Nachhausebrief, der ein ähnliches Thema behandelte; daß er seinen Adressaten nicht erreichte, weiß man bereits. Es ist nur hinzuzufügen, daß der Inhalt des Briefes mit drei Tagen Mittel geahndet wurde. Und dann kann ich also auf den Inhalt des besagten Briefes eingehen: „Ich hatte dieser Tage ein interessantes Abenteuer. Ich ritt auf Patrouille und entdeckte plötzlich einen französischen Fesselballon. Ich ritt näher, stieg ab und kletterte dann an dem Drahtseil des Ballons empor. Noch war ich nicht ganz oben, als eine deutsche Granate heransauste und das Ballonseil durchriß. . . Ich wurde mit dem entfliehenden Ballon fortgerissen, aber ich hielt mich fest, bis der Ballon niederging. In einem sehr großen französischen Wald landete ich; ich vermochte indes nicht gleich herauszufinden und irrte drei Tage und Nächte umher. Beeren, Wurzeln und Kräuter nährten mich dürftig, bis ich endlich den Waldrand erreichte. Aber kaum war ich im Freien, als schon Franzosen auf mich schossen. Da sah ich in der Nähe drei Kühe grasen — ich eilte auf diese zu und schwang mich auf den Rücken der stärksten, auf der ich dann wohlbehalten zu den Meinen zurückkehrte. Mit Hurra empfingen sie mich . . ."

Der gütige Leser wird das Empfinden haben, daß drei Tage Mittel in diesem Falle keine barbarische Strafe darstellen . . . Na ja, ein bißchen wird ja wohl in jedem Kriege gelogen, und manche kleine briefliche Dichtung wird nicht nur von staunenden und erschauernden Lesern, sondern mit der Zeit auch von ihrem Dichter selbst geglaubt. Ganz seltsame Dinge oft, ausgeheckt von seltsamen Menschen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen der Seltsamsten vorstelle.

Ein Kriegsfreiwilliger. Der 55jährige O. K. aus N. bei Deggendorf in Niederbayern. (Übrigens aus einer Gegend, die ganz prächtige Helden in diesen Krieg gesandt hat: die bayrischen 13er und 16er!) Der Mann meldete sich also Ende Oktober in einer Festung an der Westgrenze und gab als Grund seiner Meldung lakonisch an: dem Franzosen die Gurgl abschneidn . . . Als ich ihn späterhin traf, wiederholte er nur mehr: Gurgl abschneid — und ich glaubte wirklich das Weiße in seinen Augen zu sehen.„ Warum?" „Weil sie mir siebn Buam derschossn ham . . ."

„Sieben . . . Das ist ja schrecklich. Sieben Söhne gefallen? Ja, Mensch . . . " „Jawohl. Viere beim Hindenburg z' Rußland hintn und drei z' Frankreich."

Ich mußte als alter Zeitungsschreiber trotz einiger Ergriffenheit doch in Verzückung fallen, als sich mir dieser herrliche Kriegsstoff darbot. Der Vater, der auszieht, seine Söhne zu rächen! „Mann, kommen Sie, wir trinken eine Flasche Wein zusammen." — Und ich entkorke in meiner Wohnung eine herrliche Flasche Lothringer Clairet Scy, deutschen Sekt in Urform. „Bitte, erzählen Sie. Also sieben Söhne — waren die alle bei Ausbruch des Krieges bei Ihnen zuhause?"

„Nana. Der eine also, der war z' Konstantinopl bei die Türken, zwei sind in Frankreich gwsn und einer in Kairo . . . "

„Halten Sie um alles . . . Wo sind sie gewesen?"

„Also in Kairo . . . "

„Ja, wie kommen denn Ihre Söhne dahin?" — Ich sehe mir den sehr einfachen Menschen an und wälze in meinem Kopf eine lange Reihe niederbayrischer Menschen und ihre Lebensschicksale. In Kairo war noch keiner von den allen gewesen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

„Ja mei," sagt der Mann trocken, „ih bin ja doch auch in der Welt rumkemma, net wahr, und da hab ih halt gesagt: Buam, so müßts Ihr auch rumkemma wia enker Vater. Ih bin schon in Indien gewesn und in Australien und in Texas . . . "

„Indien — Australien — Texas. Aber was haben Sie denn da . . . „ Er schneidet mit einer Handbewegung den Schluß meiner Frage ab. „Ih bin halt mit die Expeditiona mitganga, net wahr, mit die wissenschaftlichen Expeditiona."

„Mit welchen Expeditionen? Unter welcher Führung?"

„Ja, dees woas ih nimmer. So Professer san halt dabei gwesn, net wahr." „Und was hatten Sie zu tun?"

„Allerhand halt, net wahr. Und da hab ih also gsagt, meine Buam müaßen aa amal die Welt kennen lerna, net wahr, und da san s' also fort. Und nachher san die Gschichtn in der Zeitung drin gstand — auweh, hab ih mir denkt, dös giebt an Krieg. Und bin her und hab telegraphiert."

„Telegraphiert . . . Was haben Sie denn telegraphiert?"

„Ganz einfach so: ‚Gewitter im Anzug. Heimkemmen.' Net wahr. Da kennt sich doch a jeder aus." „Freilich . . . „

„Und wia ih also meine Buam alle beieinander hab, net wahr, da sag ih: Buam, das Vaterland is in Gefahr. Halts enk guat und schlagts enk wia die Löben, dafür ham mir den boarischn Löbn auf der Fahna. Und wann enk die Franktanehr angreifn — — " Jetzt deutet er auf ein langes Messer auf meinem Schreibtisch, und augenblicklich versteht ein Bayer den andern. Dann erinnert er sich wieder seiner persönlichen Mission: „Und da bin ih also da her, net wahr — Gurgl abschneidn. Jetzt sagt aber der Stabsarzt zu mir: Sie därfn net auf's Feld, Sie ham an Herzfehler. Was, sag ih, ih hab an Herzfehler? Dees giebts net — da is mir nix bekannt! — Sagt der ander: Dafür bin ih Stabsarzt, daß's mir bekannt is. — Sag ih wieder: Dafür is dees mei Herz, daß ih woaß, daß da nix fehlt."

„Und dürfen Sie jetzt aufs Feld?"

„Na. Aber ih muaß naus — Gurgl abschneidn. Mir Niederboarn san die bestn Menschn von der Welt, aber auf die Art und Weis san mir schlecht z'sprechn. Und ih muaß auf Frankreich hinteri und auf England umi — der Grey wann mir unter die Finger kemma taat . . . Mei Aufgab is halt die — aus ganz London Spähn macha. Und 250 Milliardn müaßn s' zahln, d'Engländer, da kann ma koa Fünferl nachlassn . . .

„Nein, da kann man nix nachlassen . . ." Und der arme Kerl, dem der Krieg die Sinne umnebelt hat, geht wieder in seine Kaserne. Es reizt mich festzustellen, was an seinen Erzählungen wahr ist; ich telegraphiere seiner Heimatbehörde. Antwort: Hatte nur einen Sohn, der mit sechzehn Jahren starb.

Armer Kerl . . .

* * *

Von einem andern seltsamen Menschen eine Kriegslegende — die 2. österreichische Mörserdivision hat sie mir von Longwy mitgebracht. Longwy — na, ich war in dem zerschossenen Longwy Haut und komme nicht drüber weg: das fürchterlichste Beispiel deutscher Schießerei. Grauenhaft. Und im Rahmen dieser unbändigen technischen Kriegskräfte ein unbändig starker deutscher Soldat. Er stürzt auf meinen Freund Chaffusz zu, oder eigentlich auf dessen österreichische Uniform, und sagt: „Ich bitt' gehorsamst um Entschuldigung, Herr Oberleutnant, aber es freut mich halt, daß ich einen

Österreicher seh. Ich hab nämlich schon in Wien gearbeitet." „Wie lang?" — „Vierzehn Tag." — Denkt sich mein Freund Chaffusz: vierzehn Tag — ein netter Arbeiter, dem's nach vierzehn Tagen schon nimmer freut. „Warum denn nur vierzehn Tag?" Und der andere, seine Riesengestalt noch strammer aufreckend und den bärenhaften Brustkasten noch um einige Zoll dehnend: „Ich bin halt ein Ringkämpfer." „Ah, Respekt! Das is ja gor nix Schlechtes im Krieg! Ham S' alsdann schon g'rungen auch im Krieg?" — „Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, mit sechs auf einmal! — „Oho! Und wie is das nausgangen?" — „Für die ersten fünf ganz schlecht. Aber der sechst, der Lump hat mich mit dem Bajonett derwischt. Grad im obern Haxen. Und da fall ich halt um, und er kniet sich auf mich nauf — — Herr Oberleutnant, was sagen Sie dazu!" Chaffusz kommt aber nicht dazu, seine Ansicht über diese Kampfesweise an den Mann zu bringen, weil der Ringkämpfer mit aller Entrüstung weiterfährt: „Lump, schrei ich, was willst! Naufkniegln willst dich auf mich!?? Hanswurscht, trauriger . . ." Und dann beschreibt er etwas sonderbar, grausige Augenblicke mit Athletenfachworten schildernd, wie der Franzose in seinen Händen stirbt . . . „Und dann?" frägt Chaffusz. — „Ja, der Bajonettstich halt. Auf einmal hat's mich auch packt — da hab ich halt mein Geist aufgebn." Lang scheint aber der Ringkämpfer nicht ohne Geist gewirtschaftet zu haben; die Sanitäter fanden ihn, und er genas in der Folge wieder zum Riesen von ehedem. „Und jetzt solln sieben oder acht kommen, ein Franzos um den andern — Herr Oberleutnant, fragen S' nur den Cyganiewicz, der wo bei die Österreicher dient — mit dem hab ich schon einmal gerungen, ich glaub in der Alhambra. Sie, der hat aber Augen gemacht . . ."

Übrigens ist eine ganz große Anzahl von fahrenden Leuten, die wir aus der Manege und aus dem Variété kennen, im deutschen Heer — starke Männer wie vordem, nur ihre Namen haben sich wesentlich geändert. Zwei ehemalige „Brothers" kenn' ich, die der Krieg auseinandergerissen hat; der eine „arbeitet" bei der Fußartillerie, der andere reitet — gute deutsche Soldaten, die zwei alten „Brothers". Und jüngst traf ich einen Mann der 2. bayrischen Trainkolonne des III. Korps, der mir in friedlichen Zeiten schon manchen Spaß gemacht hat: einen Clown. Heut der Soldat Joseph Gechter aus der Erlanger Gegend, früher der berühmte „August" vom Schichtl. Halt — wo lebt der Leser, der den alten Schichtl nicht gekannt hat? In einer deutschen Kleinstadt sicherlich nicht; es giebt keine, die der Zirkus Schichtl nicht besucht hat. Und also kennt der Leser aus der Kleinstadt auch meinen berühmten „August" Joseph Gechter und begreift die Form seiner Begrüßung: „Gel' da schaun S'! Jetzt ham sich die Gspaß aufghört — der August haut. Nur hereinspaziert, meine Herrschaften, gleich wird der weltberühmte August die Franzosen klopfen!" (Übrigens ein prächtiger und schneidiger Soldat, der August, wie mir sein Rittmeister erzählte.) „August, der berühmte Militärkriegssoldat, wird sofort auf dem Kriegsschauplatz erscheinen! Kassakassakassa! Eben poliert er sein Banganett mit Geduld und Spucke! Ahhhhhhhhhhh — da muß man hineineingetreten haben! Kassakassakassa! Die Vorstellung wird sofort —. Aber die Vorstellung begann nicht; denn ich traf den tapfern August mitten in Metz, und seine lauten Worte ließen einen Feldwebel den Kopf verdächtig rasch nach dem Manne mit dem Ausruferorgan umdrehen. Und der Militärkriegssoldat dämpfte seine Stimme bis zum Flüstern und sagte: „Wissn S', Gspaß muß sein; der Gspaß ist mein Brot und mein einzigs Glück. Und wissn S', was noch mein einzigs Glück is?" (Woher sollte ich sein einziges Glück Nummer 2 kennen?) „Mein einzigs Glück is die Köchin und das Stubenmadl von Herrn Kommerzienrat X in Bamberg." Er klopfte an seine Brust und holte sein tiefstes Schichtlpathos heraus: „Liebesgaben schicken s'! Die guten Fünferzigarren, wissn S', warum ich diese Zigarrn allweil Freimaurerzigarrn heiß?" Auch diese Frage konnte ich nicht beantworten. Er schüttelte mit ernstem Bedauern den Kopf: „Ihnen kann man aber viel fragn, werter Herr, ohne daß Sie was wissn. Wenn ich ein Gstudierter wär, mein liaber Herr — —"

„Mein liaber August: was sind also Freimaurerzigarrn?"

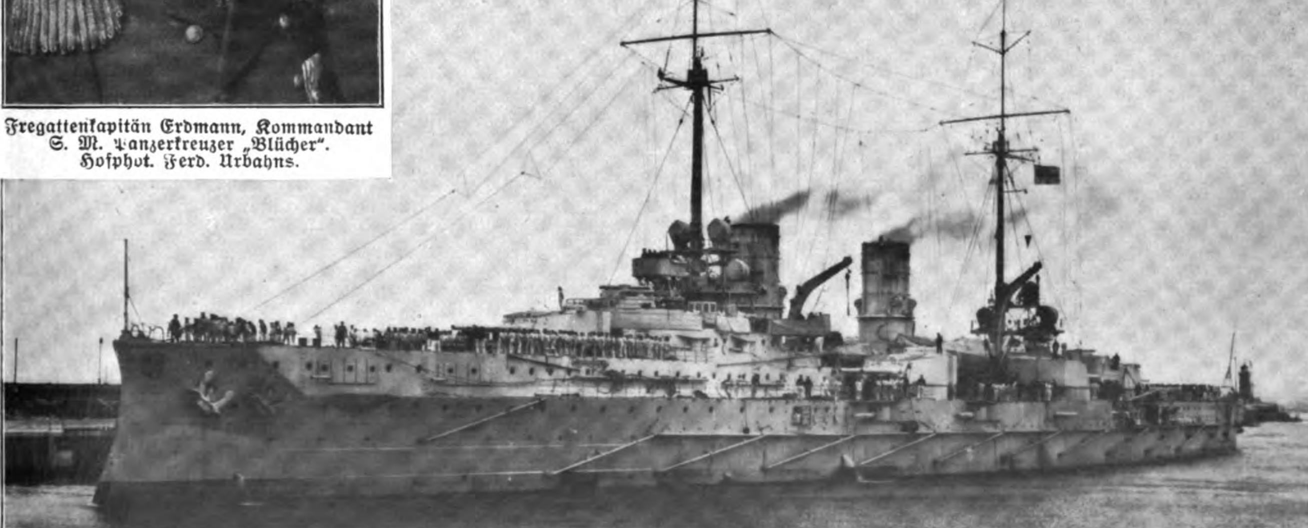
„Die, wo nur ein Maurer, und der nur im Freien rauchen kann — verstehn S' mih?" Ich verstand und gab ihm eine Salonzigarre. Sieh, schon hat er sie angezündet und raucht sie im Freien.

Das Seegefecht bei Helgoland am 24. Januar.

Als uns die Kunde erreichte, daß in einem Seegefecht bei Helgoland am Sonntag, den 24. Januar, unser Panzerkreuzer „Blücher" nach heldenmütigem Kampf gesunken wäre, als über neutrale Länder die aufgebauschten, verschleierten englischen Nachrichten kamen und uns von dem Triumphgeheul in London erzählten, waren wir bei der lakonischen Nachricht unseres Reichsmarineamts wohl einen Augenblick in Sorge und Bangigkeit. Aber dann kamen die ausführlichen und sachlichen deutschen Berichte, und jetzt wissen wir, daß die Schlacht kein englischer, sondern ein deutscher Erfolg gewesen ist, daß die englische Flotte einen erneuten Angriff auf die Ostküste Großbritanniens wohl verhindert hat, aber nur unter erheblichen Verlusten, weit erheblicheren als wir sie davon getragen haben. Der Feind verlor 3 Torpedobootszerstörer und einen Linienkreuzer; das Schlachtschiff ‚Lion' wurde unter Wasser getroffen, der ‚Tiger' geriet in Brand. Das alles ist einwandfrei von unseren mitkämpfenden Schiffen und dem beobachtenden Zeppelin festgestellt worden. Aber England lügt und wird weiterlügen. Es ist der Lügner von Anfang. Aber wir werden nicht ruhen, bis wir es samt seiner Lüge ins Herz getroffen haben.



Fregattenkapitän Erdmann, Kommandant S. M. Panzerkreuzer „Blücher". Hofphot. Ferd. Urbahns.



S. M. Panzerkreuzer Blücher, der nach heldenmütigem Kampf im Seegefecht bei Helgoland gesunken ist. Phot. Neue Photographische Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.

Quartiere in Russisch-Polen. III. Der Bauer.

Der „Pomje" spielt eine große Rolle im polnischen Feldzuge, er ist ein fester Begriff für jeden deutschen Soldaten geworden, und wer kein Wort Polnisch gelernt hat — den Ausdruck „Pomje" kennt er. Pomje heißt eigentlich Herr; jetzt ist dies Wort eigentlich mehr Allgemeinname für den Bauern hier. Will man von einem der biederen Leute etwas, so ruft man: „He, Pomje!" und er hört sofort. Die kleinen polnischen schmalspurigen Wagen heißen kurz „Pomjewagen", man nennt die kleinen Häuser der Bauern „Pomjehäuser", spricht von „Pomjefrauen", „Pomjekindern", „Pomjeeltern" und „Pomjewirtschaft". Unsere Leute gehen natürlich noch weiter, sie rufen sich auch gegenseitig „Pomje" an und nennen die Gefangenen „Pomje Rußki". Ich glaube, daß mit dem Wort Pomje ein neuer Begriff in unsere Armee eingezogen ist, der sicher später noch weiterleben wird.

Jeder von uns hat schon ein Pomjequartier kennen gelernt, vom kommandierenden General bis zum letzten Fahrer der hintersten Trainkolonne, denn sehr oft gibt es selbst für die höchsten Stäbe nichts anderes wie Bauernkaten zur Unterkunft. Die Häuser sind fast alle nach demselben „Stil" gebaut; sie enthalten zwei gleichgroße Räume, in beiden vertritt der Herd den Ofen, in beiden stehen zwei bis drei Bettgestelle, ein Tisch und ein paar Stühle oder Bänke. In beiden ist auch der übliche „Pomjeduft" und „Pomjeschmutz".

Man ist, der bittren Not gehorchend, herzlos geworden, wenn man in ein solches Quartier einrückt. Zuerst wirft man einmal sämtliche Bewohner der „Villa" aus ihrem Eigentum hinaus. Das ist meist eine recht stattliche Kopfzahl, oft sind drei bis vier verwandte, verschwägerte Familien in einem Hause vereinigt. Wie sie dort unterkommen, wie die Schlafstätten verteilt gewesen, wie die Kinder neben den Erwachsenen hausen, ist mir oft ein Rätsel geblieben. Fünfzehn Köpfe in zwei Stuben zusammengedrängt ist aber keine Seltenheit. Die „Pomjes" haben sich jetzt schon an diese Enteignung gewöhnt — sie kennen sie schon, wenn wir bei ihnen einrücken; wahrscheinlich haben es die Russen vor uns genau so gemacht. Sie gehen eigentlich immer gutwillig, die Männer fast wortlos, sie sehen eben die Notwendigkeit ein, die Frauen zetern manchmal ein wenig, aber sie beruhigen sich bald. Und wiederum habe ich mich oft gefragt, wo kommen die armen Vertriebenen denn nun unter. Oft verschwanden sie einfach, sie zogen wohl in die Wälder, oft fand ich sie auch zusammengedrängt in Kartoffelkellern und in Schuppen. Sie sind wirklich zu bedauern, aber was hilft es — in erster Linie müssen wir daran denken, unsere Leute wenigstens unter ein Dach und an einen warmen Herd zu bekommen. Sie liegen meist eng genug in diesen Pomjequartieren, oft vierzig und mehr Mann in einem kleinen Hause. — Nachdem also Herr und Frau Pomje entfernt sind, kommt der zweite Akt der Einrichtung der Wohnstätte, nämlich die „Demöbilisierung". Die Betten werden hinausgetan, es sind ja auch nur Gestelle, die mit Stroh gefüllt sind und über diesem Strohlager recht zweifelhafte Lagen von Federkissen haben. Uns erschienen diese Ruhestätten der Pomjes nur Krankheitsträger, die gleichzeitig noch unerträglich von allerlei „Mitbewohnern" bevölkert sind. Sie nehmen nur Raum fort. Es schläft sich in ihnen weit schlechter, als auf einer guten, frischgeschütteten Strohschicht. Auch die Truhen, Fässer und Kisten wandern auf den Hof, nur der Tisch und die Sitzgelegenheiten bleiben in den Stuben. Dann wird eingeheizt und gelüftet. Heizungsmaterial wird sehr kurzerhand requiriert, da müssen die Zäune dran glauben. Polen ist so schon ein zaunloses Land geworden; das erscheint wieder hart und lieblos, aber das Zaunholz ist alt und ausgetrocknet, das gibt wirklich Wärme ab — nasses Holz frißt die Hälfte der Hitze zum eigenen Austrocknen in sich hinein.

Wenn dann die Luft rein ist, der Herd prasselt und Wärme verbreitet und der Abend durch die niedrigen kleinen Fenster dämmert, kann es beinahe behaglich im Pomjequartier sein. Man liegt auf seiner Strohschütte, hat sich den Mantel unter den Kopf geschoben, sich mit einem Woylach zugedeckt und döst in das Halbdunkel hinein. Müde ist man auch, fast zu müde zum Denken. Es druselt sich aber ganz hübsch, man blickt auf die getünchten Wände, meist leicht grünlich oder grauweiß, von denen uns die Heiligenbilder ansehen. Die Heiligenbilder sind der einzige Wandschmuck in diesen Hütten — immer die gleichen kehren wieder. Die Schwarze Muttergottes von Czenstochau und die Heilige Mutter von Kasan. Die ganze rührende Frömmigkeit der Polen spricht aus diesen Bildern; sie sind ihr Reichtum, ihre einzige und schönste Habe. Sie pflegen sie, schmücken sie mit bunten Papierrosen und grellfarbigen Flittersternen, heften auf ihre Rahmen all die Wallfahrtsandenken. Einfältig und kindlich groß ist diese Frömmigkeit. In einem Dorf brach Feuer aus, als wir Ortsunterkunft dort bezogen hatten. Wir stellten unsere Leute sofort zum Löschen ein; hier, wo Strohdach neben Strohdach steht, ist die Gefahr des Umsichgreifens natürlich groß. Man kann den Brandherd immer nur beschränken; was einmal brennt, muß dem Feuer überlassen werden. Auf die Dächer der anliegenden Gebäude wurden Leute gesetzt, die jeden Funken, der auf das Stroh fiel, sofort erschlugen und Wasser auf die Dächer gossen, damit diese durch die ausstrahlende Hitze sich nicht selbst entzündeten. Die Pomjes selber standen dem zuerst untätig gegenüber, sie mußten von unseren Leuten erst zur Mitarbeit getrieben werden, was zum Teil nicht gerade milde geschah. Dann aber, als sie den Druck fühlten, arbeiteten sie ganz behende. Dicht aber an der Brandstätte kniete ein altes Mütterchen und hielt beschwörend ein Heiligenbild der Schwarzen Mutter gegen das Feuer. Ihre Lippen plapperten unausgesetzt eine Gebetsformel. So hockte sie wohl eine Stunde oder mehr. Bis der Wind umsprang und nun mit einemmal die Gefahr für andere Häuser entstand. Da kam ihr Mann, ein weißhaariger Greis, zu ihr, fuhr sie an und brachte sie zu der anderen Seite des Feuers. Man ahnte seine Worte: „Was willst du denn hier — hier ist doch keine Gefahr mehr — da drüben mußt du beten!" Und wieder kniete die Frau an der anderen Stelle nieder und streckte wieder ihr Heiligenbild dem Feuer entgegen. Zehn Schritte von ihr lag ein kleines, zehnjähriges Mädel auf den Knien, auch ein Heiligenbild im Arm, und starrte mit halb neugierigen, halb erschrockenen Augen in die Glut. Ab und zu schrak es zusammen, als entsänne es sich der aufgetragenen Pflicht, und dann begannen die kleinen blutleeren Lippen auch zu plappern, wie jene alten. Ich bin aber fest überzeugt, daß nachher, als das Feuer eingedämmt war, die Frau wie das Kind in der festen Überzeugung fortgingen, daß ihre Gebete alle Gefahr abgewendet hätten. Ich aber werde das Bild der beiden Knienden nie vergessen, die Verkörperung kindlichster Frömmigkeit. Die Schwarze Muttergottes von Czenstochau wird mir auch immer im Gedächtnis bleiben, sie, die ich bis zu Ausbruch des Krieges nur aus jenem unseligen Prozeß vor drei Jahren kannte, die mich dann durch vier Monate polnischen Feldzuges von Quartier zu Quartier begleitete und die ich schließlich in dem schönen Seitenschiff der Klosterkirche in ihrer großen Pracht sah, umgeben von Tausenden von silbernen und goldenen Opfergaben, umstrahlt von Hunderten von hohen Kerzen, und vor ihr kniend eine vielköpfige, bunte Menge, sonntäglich-festlich in Andacht versunken, als ob der Krieg weit, weit fort wäre, und unter dieser Menge viele Soldaten unseres Heeres, die nicht nur Neugierde in das Gotteshaus getrieben hatte. Diese Schwarze Muttergottes ist für mich mehr ein Merkzeichen Polens, als die weißen Adler seines Wappens. — Charakteristisch, wie es für den Polen war, daß er sich zur Arbeit beim Feuer treiben ließ, so war es auch bezeichnend für ihn, daß er, als die Hauptgefahr vorüber und nur noch Glut zu dämpfen war, den Frauen die Schaufeln in die Hände drückte und sie nun weiter schaffen ließ, selbst aber untätig dabei stand. Er ist als Slawe der Herr seiner Frau — auch wenn er nur armer Bauer ist. Er tut nur die wichtigste Arbeit. Allen Kleinkram muß die Frau schaffen, während er müßig zusieht.

Es ist schwer, ein Durchschnittsbild des Polen zu entwerfen, vielleicht ist der Eindruck, den wir als kriegerische Machthaber empfangen haben, falsch. Die russische Knute, die nun schon fast anderthalb Jahrhunderte auf diesem Lande lastet, macht sich im Wesen des Polen stark bemerkbar. Er ist — der Bauer — eine ausgesprochene Knechtsnatur, der auch seit Aufhebung der Leibeigenschaft noch nicht frei geworden ist. Er arbeitet eben nur, soweit es für seinen Unterhalt notwendig ist, nutzt daher den zum großen Teil prächtigen Boden nicht aus. Unter Zwang aber kann er kräftig schaffen, ist dann auch anstellig und gewandt. Er ist in seinen Lebensansprüchen äußerst genügsam; in den Landstrichen, wo die Heere wieder und wieder durchgezogen waren und wo daher schließlich jede Nahrung aufgezehrt war, lebt er von Kartoffeln — allein von Kartoffeln. Er ist auch nüchtern. Ich habe keinen betrunkenen Polen während des ganzen Feldzuges gesehen. Hierbei mag aber auch mitsprechen, daß die russische Regierung hier einen scharfen Kampf gegen Alkohol in jeglicher Form geführt hat. Daher findet man auf den Dörfern auch nirgends eine Wirtschaft, eine Schenke, wie sie doch in jedem deutschen Dorfe üblich ist. Der Bildungsstand des Polen ist sehr niedrig. Die Zahl der Analphabeten ist groß. Viele unserer Quittungen über Heu, Hafer und andere Bezahlungen tragen als Unterschrift die drei Kreuze. Ich habe auch wenig Schulen gesehen. In jedem siebenten oder achten Dorfe findet man höchstens eine, und diese umfaßt nicht soviel Raum, daß sie alle Kinder der Umgebung aufnehmen könnte. — Die polnische Frau ist völlig die erste Arbeiterin ihres Mannes. Das fällt einem in jedem Ort wieder neu auf. Sie ist es, die im Hause und im Stall ständig tätig ist, die es auch bleibt, wenn die Soldaten eingezogen sind und der Mann sich gedrückt hat. Immer wieder huscht sie ins Haus, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hat einen gewissen Sinn für Ordnung und für Sauber-



Englische Kavallerie unter deutschem Feuer. Gemälde von P. F. Messerschmitt.
Nach einer Kupferätzung im Verlage von Ludwig Möller in Lübeck.

keit, der nur durch die Lebensgewohnheiten verkümmert ist. Wir fanden doch oft Polenfrauen, die hinter jedem offensichtlichen Schmutz mit dem Wischtuch her waren, wenn sie den größeren, heimlichen auch liegen ließen. Immer gibt es einzelne Gegenstände, die den Stolz des Hauses bilden und gehegt werden, sehr oft unbenutzte Federkissen in tadellos weißen, spitzenumsäumten Bezügen, die hoch oben auf den Betten liegen und abends in die Lade wandern. Oder es ist Geschirr, buntfarbig und großblumig, ganz ähnlich unsern Thüringer Bauerntöpfereien.

Gut erzogen sind die Kinder — artig und gehorsam. Man merkt wenig von ihnen, wenn sie nicht klein sind und in demselben Tonfalle plärren, wie das gebildetste Kind im deutschen Vaterlande. Die Eltern passen auch auf sie auf. Ich schenkte einmal einem solchen Wurm etwas Schokolade, sofort ermahnte es die Mutter, sich auch zu bedanken, und es kam auf mich zu, ergriff meine Hand und küßte sie. Zum Hände- und Rockküssen sind überhaupt alle Polen schnell bereit — auch die Erwachsenen. Wenn man ihnen einmal außer der Reihe etwas an Geld zukommen läßt, wenn man ihnen eine Bitte um einen Passierschein oder etwas Ähnliches erfüllt, wenn sie ein Gesuch an einen Offizier haben, stets wollen sie den Kuß anbringen. Die Unterwürfigkeit steckt ihnen noch aus der Zeit der Leibeigenschaft in den Knochen.

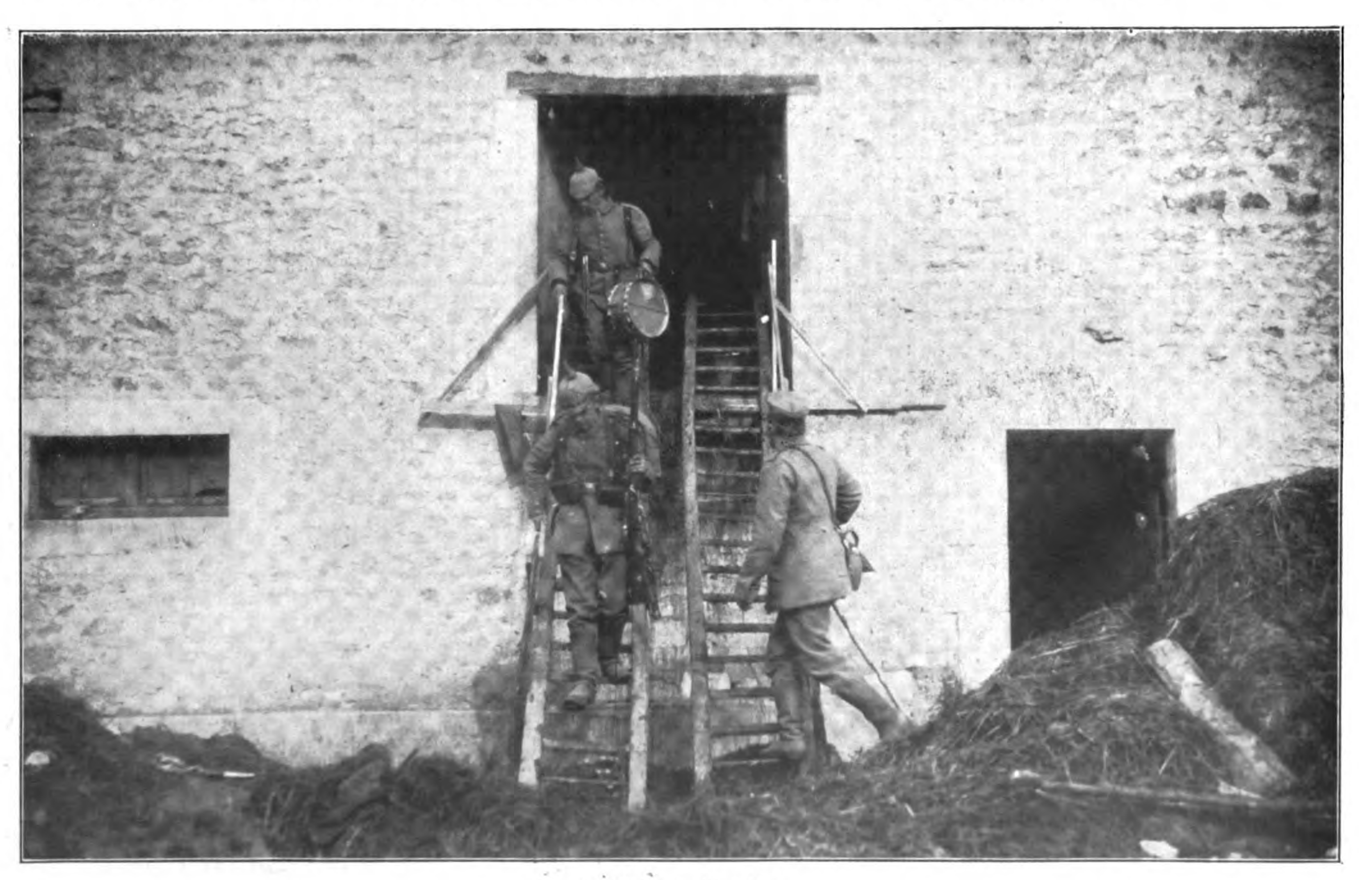
Unsere Leute kommen mit den Pomjes ausgezeichnet aus. Sie haben einen gewissen kameradschaftlichen Herrenton ihnen gegenüber gefunden, der der Lage im Lande voll entspricht, diese Leute dabei auch nicht verletzt. Sie stellen die Bewohner zu kleinen Arbeiten an, verstehen mit ihnen zu scherzen, lassen sich von Herrn Pomje das Holz hacken und von Frau Pomje das Hemd waschen, wenn es einmal einen Tag der Ruhe geben sollte. Jeder von ihnen kann jetzt schon einen Brocken polnisch, und in jeder Kompagnie gibt es drei oder vier Mann, die die Sprache ganz beherrschen. Wie überall teilen auch hier unsere Leute mit den Einwohnern — sie sind viel zu gutmütig, um die Polen so darben zu sehen. Manches Stück Speck von der Kolonne wandert in die hungrigen Pomjemagen.

Dem Kriege stehen die Polen meines Erachtens — wenigstens der polnische Durchschnittsbauer — ziemlich gleichgültig gegenüber. Sie haben kein politisches Denken. Ich glaube, daß nur sehr wenige von ihnen etwas von einem Großpolen und einer polnischen Bewegung wissen.

Viel Deutsche trifft man in polnischen Landen. Der Boden ist billig und fruchtbar, und aus allen Gegenden unseres Vaterlandes sind einst Ansiedler hierher gezogen. In manchen Gegenden sind sie seltener, in manchen Landstrichen aber so eng, daß es ganze deutsche Dörfer gibt, wo man überhaupt kein Wort Polnisch hört. Manchmal kommt uns der Ton der Muttersprache ganz überraschend. Ich stand eines Abends im Halbdunkel an einem Dorfrand und sah zu den vorderen Linien hinüber, in denen noch lebhaftes Gewehrfeuer ertönte, ab und zu sah ich den Feuerschein platzender Schrapnells aufblitzen — ich dachte am wenigsten an die Heimat in dem Augenblick. Mit einemmal klingt neben mir eine fremde Stimme: „Da drüben im Walde werden se mi wohl stecken, — die Russen!“ Neben mir stand ein Pomje. Ich bin wirklich zusammengeschreckt, so überraschte mich der heimatliche Laut aus dem Munde des Nichtsoldaten. Es war einer der vielen, deren Eltern schon hier eingewandert und russische Untertanen geworden sind, der selbst bereits in Polen geboren wurde und so ziemlich als einziges Vermächtnis seines deutschen Blutes seine Sprache behalten hat. Deutsches Empfinden ist diesen Ansiedlern meistens verloren gegangen, soweit, daß sie den deutschen Truppen gegenüber dieselbe Gleichgültigkeit zeigen, wie die Vollpolen.

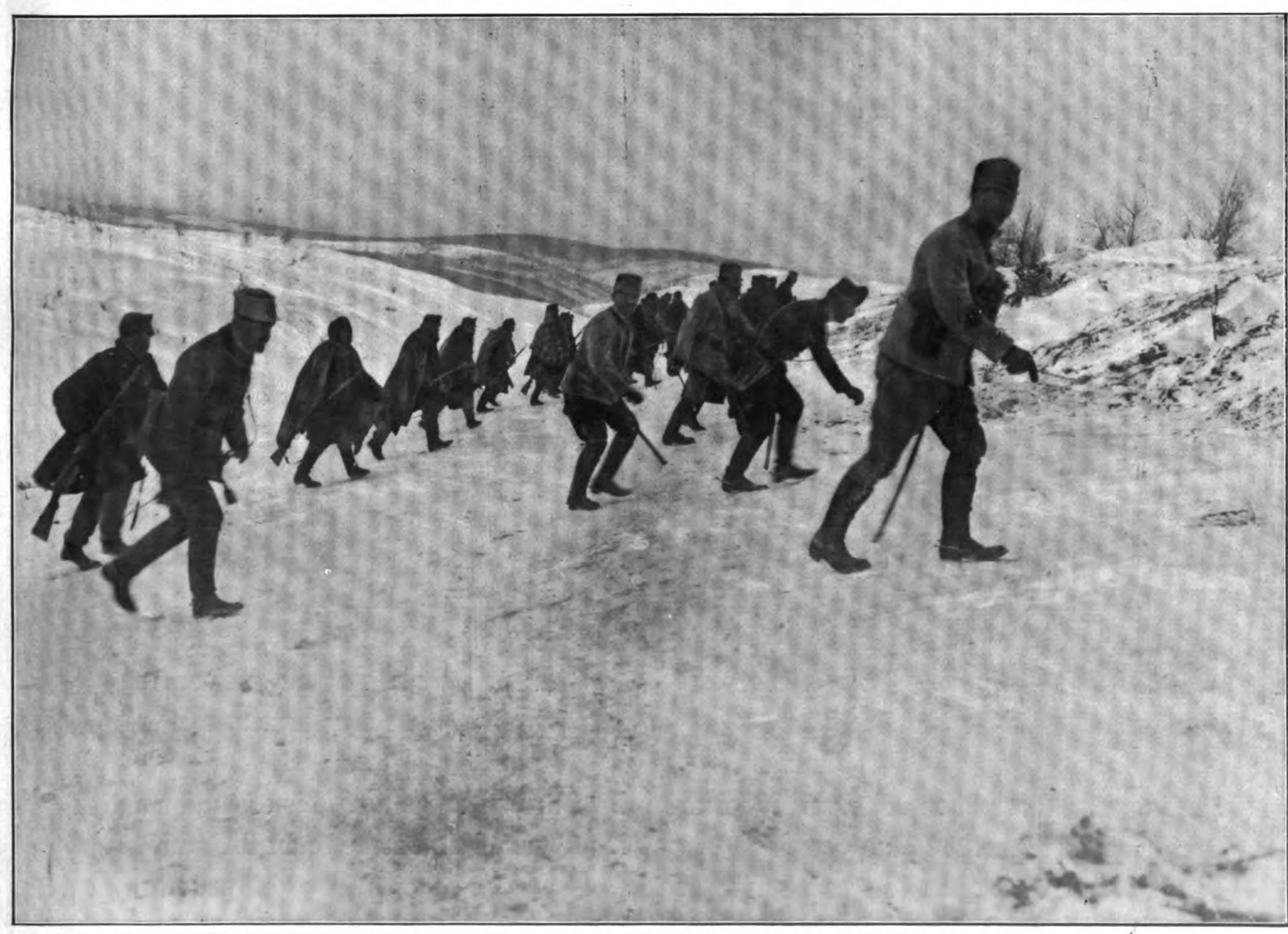
Ihren Grund und Boden — das ist allerdings fast das einzige, was diesen armen Pomjes bleibt. Sonst hat ihnen der Krieg alles genommen — ihr Vieh, ihre Vorräte, ihre Wohnstätten, denn wieviel ist in Flammen aufgegangen, eingeschossen und niedergelegt worden! Wehe den Orten, in deren Nähe ein Gefecht tobte, in denen sich der Russe oder der Deutsche im Kampf festsetzte. Schon kamen die Schrapnells und fuhren zündend in die leichten Strohdächer, und dann waren keine Hände zum Löschen da. Natürlich, was ihnen fortrequiriert wurde, wurde bezahlt — übrigens auch von den Russen. Aber was nützen den armen Leuten jetzt die Rubel- und Markscheine, wo sie nichts dafür kaufen können, weil es nichts zu kaufen gibt, was nützt ihnen Geld, wenn man ihnen dafür die letzte Kuh, das Mutterschwein fortnimmt, den Saathafer den Pferden vorwirft, wenn sie nichts mehr haben, wie die Kassenscheine, sobald die Truppe ihren Ort verläßt. Wie oft hört man: „Ich will kein Geld — ich will mein Schwein behalten!“, und man kann das Tier den Leuten nicht lassen, weil die Truppe leben muß, weil wir daran denken müssen, möglichst viel aus diesem Lande zu nehmen, um möglichst wenig aus der Heimat nachkommen zu lassen. Hart muß man sein. Oft tun uns unsere armen Quartierwirte, die Pomjes, bitter leid, es jammert uns oft um dieses zertretene Polen, durch das nun fünf Monate sich der Krieg wälzt. Wir fragen uns oft, wovon sollen diese Leute leben, wenn der Krieg hier weiterdauert? Armer Pomje, — du leidest schwer und eigentlich unverdient, denn du bist nicht Russe und nicht Deutscher.

Wer aber die Leiden dieses Volkes sieht, wer daran denkt, welche Wunden der Krieg hier schlägt und weiter schlagen wird, der versteht es erst, wie dankbar wir sein müssen, daß unser Vaterland fast ganz frei vom Feinde ist, daß die Schlachten im Lande unserer Feinde geschlagen werden.



Aufstieg zum Quartier.





Oben: Geschützstand auf den Höhen bei Dorna-Watra. Unten: Patrouille auf den schneebedeckten Hängen.
Zu den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

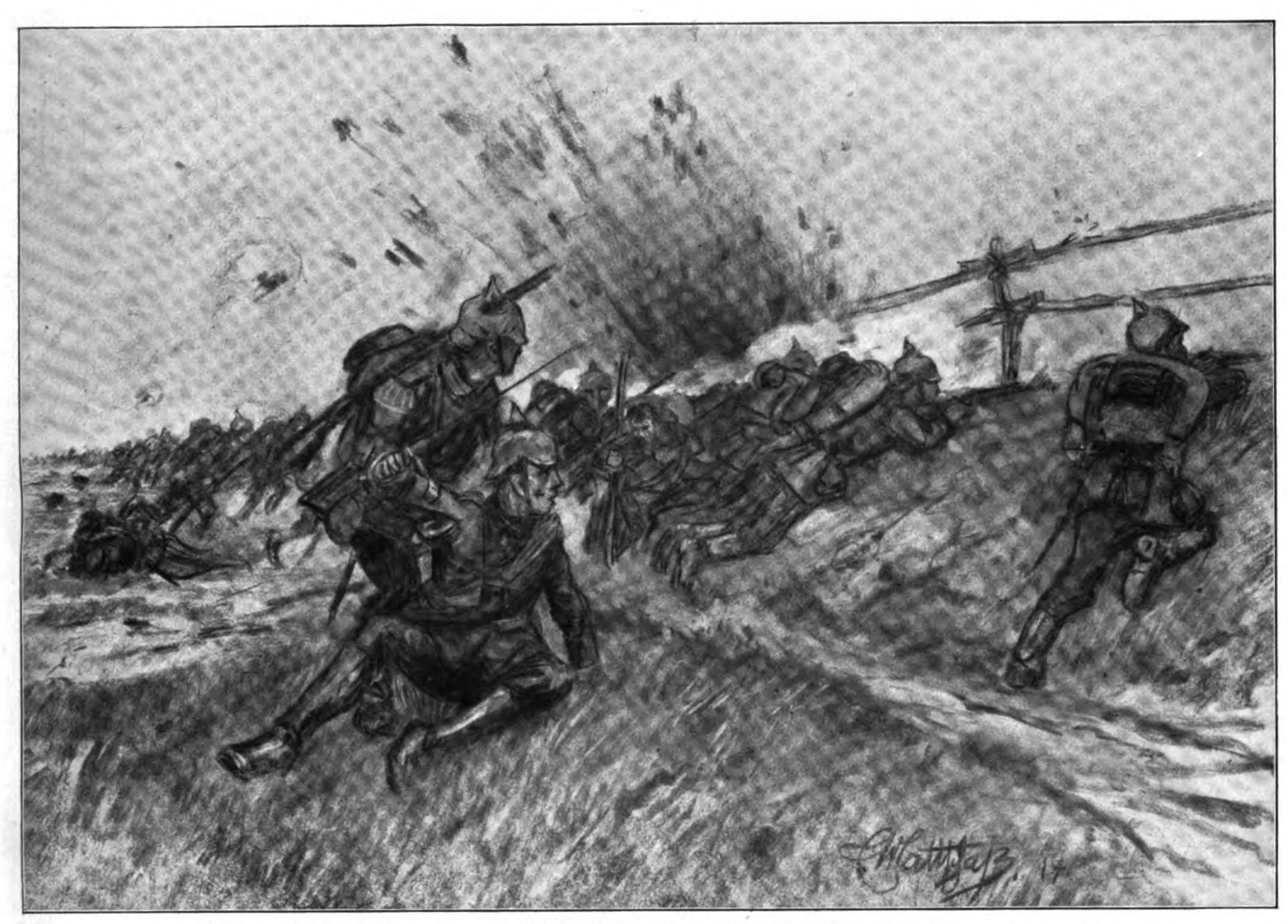
Der Kaiser geht über ein Schlachtfeld.

Von Hans Benzmann.

Zu Boden sank ich – ein Granatenstück
Schlug heftig mir ins Kreuz ... ich lag und sann:
Fiel ich von einem Berg tief in den Grund? ...
Wo war ich? .. Schritte um mich .. Rennen, Stürmen ..
Vorbei .. Die Schlacht .. vertost .. Noch einzeln Schüsse ...
Die Grillen zirpen ... Fern verworrene Töne – –
Ach, wie harmonisch stimmen sie sich nun ...
Das ist Musik, ist süßes Geigenspiel ...
Ich lausche, lausche .. eine Dämmerung,
Ein Traum sinkt über mich .. sinkt .. über ... mich ...

⌘ ⌘ ⌘

Als ich erwache, liegt die Ebene ganz
Im Abendrot, in tiefer Abendruh.
Ein Haus raucht in der Ferne irgendwo.
Doch was sind das für Maulwurfshügel rings? ...
Mein Aug' wird schärfer – sind das Schlafende?
Haufen von Schlafenden? ... Nein, das sind Tote! ...
Wie ausgezogene Kleider übereinander ...
Und einer starrt mich an, schmerzlich entsetzt, –
Auch der und der .. Ein ungeheures Schweigen ..
Entseelte Stille .. blutende Dämmerung ...
Wie Erde liegt auf Erde: so die Toten ...
– Da fällt ein Schatten plötzlich übers Feld –
Und wie ich in die Purpurdünste blicke,
Kommt jemand wie grad aus dem Abendrot
Geschritten – und zwei andre folgen langsam –
Sie sind nun näher schon ... Drei Offiziere!
Drei hohe Offiziere! ... Und der eine
Den andren stets voraus, als wär's ihm lieb,
Allein zu sein ... und langsam starken Schrittes
Kommt er daher – wo hatt' ich ihn gesehn? ...
Die Dämmerung verbirgt sein Angesicht ...
Und wie er langsam übers Schlachtfeld schreitet –
Ist er ein Arzt? – beugt er sich zu den Toten,
Zu dem und dem und steht gesenkten Hauptes
Wie tief ergriffen still und wendet sich
Und beugt sich wieder, beugt sich immer wieder
Tief zu den bleichen, blutigen Toten nieder
Und hebt wohl gar in quellendem Gefühl
Ein Antlitz hier und dort und drückt den Toten
Als wie zum Zeichen heißer Dankbarkeit
Die starren, harten Hände ... Als er so
Zu einem ganzen Berg von Toten kommt,
Da stieg der Schmerz so stark in ihm empor,
Daß er gen Himmel rief: „Herr Gott, Herr Gott!
Mach' bald ein End', ein Ende dieser Qual!"
Sein graues, herbes Antlitz tief durchfurcht
Flehte empor inbrünstig, glaubend, hoffend –
In diesem Augenblick erkannt' ich ihn –
Mein Kaiser! Deutschlands Kaiser stand vor mir
In grenzenloser tiefster Einsamkeit ...
Erschüttert flog ihm meine Seele zu, –
Allein ich war gebannt, ich rührt' mich nicht,
Ich sah und lauschte nur und sog es ein,
Das Herrliche, das ich erleben durfte, –
Ich war so tief bewegt, so Glückes voll,
Daß unwillkürlich alte Liedesklänge
Durch meine Seele summten süß und weh ...
Er aber wandte sich und ging feldein
Mit schnellen, starken Schritten, wie er's pflegt.
Ich sah ihm lange nach, bis er entschwand ...
Und dann, Kameraden, habt ihr mich gefunden ...



Vor dem Sturm. Zeichnung von Erich Mattschaß, der zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatze weilt.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

II. Unsere Feuertaufe.

Wir bekamen sie wie ein großes, ganz besonderes Geschenk. Eine Aufgabe ganz für uns allein. Die ... Division, links von uns, hatte einen wichtigen Stützpunkt verloren und mußte ihn, koste es, was es wolle, wiederhaben. Damit nun die Franzmänner, die unserem Regiment unmittelbar vor der Nase lagen, sich nicht als vorwitzige Störenfriede in diese Angelegenheit hineinmischten, hatten wir sie anzugreifen und so lange in Schach zu halten, bis die Sache erledigt war. Lange genug hatten wir drauf gebrannt und zornig die Fäuste geballt über alle die, die unserer frischlodernden Wut nicht die Zügel schießen ließen. Und jetzt kam's über Nacht, buchstäblich über Nacht.

Wir lagen dicht vor dem Dorfe in Stellung, und unser Schützengraben lehnte sich gemächlich an ein verlassenes Gehöft, in dem wir die allerschönste Milchwirtschaft betrieben.

Die Franzmänner lagen kaum zweihundert Meter weit vor uns eingegraben, ihre Geschütze standen hinter ihnen in einem Waldpark, und eine Landstraße mit dichten Hecken und hohen alten Pappeln führte hart an unserem Landsitz vorbei zu ihnen hinüber. Mitten auf der Straße schlief, um einhundert Meter vorgeschoben, eine grüngrau verwitterte kleine Steinwalze, und hinter ihr lag ich von Abend bis Morgen auf Wachtposten, behaglich in den weichen Schlamm gebettet. Es gab da mitunter allerlei Kurzweil, und mehr als einmal hab' ich nach links und rechts in die Hecken hineingeknallt, wo so manches herumkroch, was dort bei dunkler Nacht nichts zu suchen hatte. Es hat auch öfters wieder herausgeknallt, und die gute alte Steinwalze hat mit lautem Klatschen manche Kugel aufgefangen, die meinem Preußenschädel zugedacht war, und dankbaren Herzens hab' ich ihr dafür den rissigen Rücken gestreichelt. Aber einmal konnte sie mir nicht dienlich sein, da kam eine Bombe hinterrücks geflogen und warf mir den Helm dahin, wo er dienstlich streng bestraft wird: in den Dreck. Die Bombe war ein Blindgänger, sie platzte nicht; näher betrachtet war sie sogar noch etwas weit Ungefährlicheres: ein Feldpostbriefpäckchen mit Schokolade und warmem Wollgestrick und einem Kärtchen dabei: „Meinem lieben Onkel Hans, für den ich alle Abende bete." Das klingt wohl ganz einfach und wie gar nichts Besonderes. Aber legt euch nur mal bei kalter Herbstnacht mitten auf eine einsame, verschlammte Landstraße im Franzosenland draußen, hinter eine alte Walze, hart vor dem Feind, der euch hinter Bäumen und Heckengebüsch beschleicht und belauert und — pjiu! pjiu! pjiu! — die spitzen Kupferkugeln gegen euch pfeifen läßt, und dann lest im blassen Mondscheindämmern mein Kärtchen, dann geschieht euch was unendlich Liebes und Wohliges. Dann wird euch ganz heimatl'ch warm ums Herz. Dann liegt ihr nicht mehr im nassen Dreck und spitzt die Ohren und schielt über den Flintenlauf — o nein, dann seid ihr für eine kurze, kleine Minute fern im schönen Deutschland und fühlt gern zwei Kinderärmchen um eurem Hals, und Kinderlöckchen wirren euch ums Gesicht. Kleine, zarte Fingerchen streicheln eure kalten, schmutzigen Kriegertatzen warm und stecken euch Schokolade in den Mund, und ein rotes Kindermäulchen plappert lauter liebes, dummes Zeug und will nicht stillstehn, bis euch ganz heiß und naß um die Augen wird. Mit dem Päckchen kam noch ein Zettel geflogen, aber der war nicht von meinem Mädchen. Eine schwäbische Musketierklaue hatte ihn bekritzelt: „Sollscht glei zrückkomme, wegen daß es am Morgen ein Angriff hat." Das läßt man sich nicht zweimal schreiben. Die Bombe kroch mir in die Waffenrocktasche, und ich selber auf allen vieren (der Feldsoldat gehört zu den Vierbeinigen) in den Straßengraben und von dort wie'n Krebs rückwärts zu meiner Milchgenossenschaft. Der Morgen kletterte über den Horizont. Sonst stehen sie um diese Zeit wie gerade Steinfiguren im Graben und lauern unbeweglich starr durch die Schießlöcher hinaus übers Blachfeld hin, wo der nasse Nebel seine dicken Schleier zwischen Freund und Feind aufhängt. Aber jetzt wimmelte das durcheinander wie Ameisenhaufen. Gefechtbereitschaft. Dann kam der Auftakt: unsere Artillerie ließ eine halbe Stunde lang einen unbeschreiblichen Haufen von Granaten und Schrapnells in die feindliche Stellung hineinkrachen. Keine Antwort von drüben. Währenddessen liefen unsere Sanitäter umher und verteilten Patronenpäckchen und Zigarren. Wirklich: Zigarren. Jeder von uns bekam zu den 150 Patronen, die er bei sich trug, noch 100 weitere und — acht Zigarren. Und dann ging's los. Gruppe um Gruppe kroch geräuschlos über den Grabenrand aufs nasse Feld hinaus, in den grauen Nebel hinein. Der Nebel war uns gut Freund, kein Franzmann hätte uns auf zehn Schritt Entfernung entdecken können. Patrouillen raschelten durch den

Rübenacker voran, in breiter Schützenzeile schlichen wir sprunggebückt nach. In meinem Feldnotizbuch lese ich über diesen Augenblick folgende Worte: „Es ist mir ganz unmöglich, an Gefahr zu denken. Es prickelt mir im ganzen Körper, in allen Nerven, als stände etwas Langerstrebtes, ein vielversprechendes frohes Wagnis bevor, und ich kann kaum die Zeit erwarten. Die Lerchen tirilieren hoch über mir. Ich rauche, ich bete zu Gott. Oder nein, ich bete nicht; ich spreche mit ihm, von meinen geliebten alten Eltern, von meinem jungen Weibe. Und bin heiter und getrost." So steht's da, und ich lege die Hand ins Feuer für jedes Wort, auch für diese, die dann folgen: „Schon über hundert Meter vorgerückt, drüben noch immer brütende Stille, beinah unheimlich. Oder sollten sie ihren Graben verlassen, ihre Stellung verschoben haben? Nein. Vor uns ein blitzschneller Kugelwechsel zwischen unsern und ihren Patrouillen, und mit einem Male — als wäre dies das Zeichen gewesen — überschütten sie uns mit einem brüllenden Riesenstrom von Schrapnells, einem wirbelnden Hagel von Infanteriegeschossen. Wir liegen dicht an die Erde gepreßt, jede Erdscholle, jedes Rübenblatt muß Deckung sein. Da kommt das Kommando „zum Sprung — auf! marsch marsch!" — und — mein Gott, was ist das?! — ich springe auf wie alle andern, wie ich's auf dem Übungsplatz im Bitscher Lager gelernt hab', aber — ich spüre Furcht! Furcht, wirkliche eiskalte Furcht läuft mir das Rückgrat hinab, preßt mir den Brustkasten zusammen, will mir die Beine lähmen. Da krieg' ich's mit der Wut. Der Wut über mich selbst. Ich denke nicht ans Vaterland, nicht an den Krieg, nicht ans junge Weib und die alten Eltern, ich denke nur an mich. Feigling?! Das wär' lächerlich! Ich beiß' die Zähne zusammen, daß sie schmerzen, krampfe die Hände um die Knarre und stürze, stürze blindlings vorwärts, immer vorwärts. — Ich leg' das Gewehr vor mich hin und schieße, schieße. Ich hab' keine Zeit zum Nachdenken und Antworten, muß schießen, schießen, immerzu, ohne Ziel, nur Standvisier, dahin, von wo ich die Abschüsse höre. Kein Franzmann ist zu erblicken, die Kerle sitzen gut gedeckt hinter ihren Schießlöchern und lassen Salve um Salve gegen uns loskrachen. Aber unsere Artillerie macht's ihnen doch sauer genug; ich sehe Splitter, Dreck und Körperfetzen haushoch fliegen, so oft ein Treffer in ihren Graben einschlägt. Meine Uhr am Handgelenk zeigt zehn. Fünf Stunden dauert der tolle Spuk schon?! Mir ist, als wären's nur Minuten gewesen. Was ungeheuer Wichtiges fällt mir ein: daß wir ja heut morgen gar keine Milch getrunken haben und kein Brot gegessen. Aber ich spüre weder Hunger noch Durst, nur nach einer guten Zigarre hätt' ich jetzt — oha, da sind ja welche. Und nun wird gepafft und geknallt, als ging's im Tagelohn. Gewehrlauf und Kammer werden glühheiß und die Finger lahm vom Greifen, ich muß aussetzen. Rundblick. Da hinten liegt unsere Meierei — rauchende Trümmer. Auf der Weide daneben läuft eine Stute mit ihrem Pony. Sie wiehern und schreien und bluten aus großen Wunden. Aber sie laufen und laufen, immer im Kreise, Trab, Trab, Trab. Bis etwas schrill surrend geflogen kommt und die Stute mit aufgerissenem Rippenkorb lautlos auf die Seite wirft. Da steht das Kleine bei ihr und reckt den Hals gen Himmel und bricht in lautes, herzerschütterndes Wiehern aus. Mich jammert's in der Seele. Ich reiße den Kolben an die Backe und geb' ihm den Gnadenschuß. Ein wenig halbrechts hinter mir steht ein Apfelbaum. Auf einem Ast sitzen zwei Buchfinken beisammen und schmettern drauflos, was das Zeug hält, mitten im ohrenbetäubenden Kugelgepfeif und Geknall. Weit über das Geländ' liegen die Kameraden wie ausgestreut und rauchen und schießen wie ich. Nur hier und da einer, der das Gesicht in den Ackerboden hineindrückt, oder einer, der auf dem Rücken daliegt und mit ausgebreiteten Armen in den Himmel hinaufträumt. Sie haben am hellen Mittag Feierabend gemacht. Und welche, die kriechen mühselig zurück der Stange zu, an der noch ein paar weißrote Fetzen der Sanitätsflagge flattern.

Zwei Uhr. Ich besinne mich, daß seit langem gar keine Artillerie mehr donnert, weder bei uns noch drüben. Und daß mir jemand zurief: „Stopfen! Stopfen! Langsamer feuern!" Vom Buchfinkenbaum sind alle Blätter und Zweige wegrasiert, kein Zwitschern mehr auf dem Ast; blauweißbunte Flügelfederchen liegen umher. Fern links, bei der Division, schweigt alles; dort ist also die Sache erledigt. Ich zähle meine Patronen nach. Von dreihundert hab' ich noch vierundsechzig. Meine Linke ist dickgeschwollen und ungeschlacht wie eine Fleischerhand, über der Schramme sitzt eine feste dunkle Erdkruste. Wir knallen kaum noch. Fünf Uhr. „Langsam feuernd zurück." Von drüben kommt kein Schuß mehr. Halb sieben und Halbdunkel. In unserm Graben wimmelt's. Jeder sucht seinen Platz, seine Sachen, seine kleinen lieben Habseligkeiten. Und bald darauf stehen sie wieder wie graue, uralte Steinfiguren reglos hinter den aufgelegten Gewehren und lauern starr übers Blachfeld hin, die Augen gegen den Feind. — — —



Der Regimentsschreiber im Felde.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

29. Januar: Fortschritte bei La Bassée. — Schwere Verluste der Franzosen in den Argonnen: 750 Gefangene, 400 bis 500 Tote, 12 Maschinengewehre, 10 Geschütze. — Französische Nachtangriffe südöstlich Verdun abgewiesen. — Russische Nachtangriffe unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeworf.n. — In den Karpathen westlich des Uzsoker Passes russische Angriffe gescheitert. — Gesamtsumme der in der letzten Woche von den österreichisch-ungarischen Truppen gefangenen Russen: 10000 Mann.

30. Januar: Artilleriekampf in Flandern. — Kämpfe bei Borzymow. — Artilleriekämpfe am Dunajec und an der Nida. — U 21 versenkt in der Irischen See und vor Liverpool drei englische Dampfer.

31. Januar: England ordnet für seine Handelsschiffe den Mißbrauch neutraler Flaggen an.

1. Februar: Kavalleriegefechte b.i Lipno und nordwestlich Sierpc. — Der deutsche Admiralstab warnt die Schiffahrt vor der Annäherung an die französische Nord- und Westkuste, da die deutsche Flotte gegen die englischen Truppen- und Kriegsmaterialtransporte mit allen Kriegsmitteln vorgehen werde.

2. Februar: Französische Angriffe bei Perthes abgewiesen. — Östlich Bolimow Humin erobert. Seit dem 1. Februar hier 4000 Gefangene. — Russische Angriffe in den Ostbeskiden zurückgeschlagen.

3. Februar: Erfolgreicher Vorstoß bei Massiges nordwestlich St. Ménehould: 600 Gefangene, 9 Maschinengewehre, 9 Geschütze. — An der Bzura südlich Sochaczew bricht russischer Angriff zusammen. Fortschritte östlich Bolimow.

4. Februar: Der Admiralstab erklärt die Gewässer rings um Großbritannien und Irland für Kriegsgebiet. — Auf der westlichen Front nur Artilleriekämpfe; französischer Vorstoß nordwestlich Perthes ohne Erfolg. — Erneute Angriffe der Russen südlich der Memel zurückgewiesen. — Bei Bolimow seit dem 1. Februar 26 Offiziere und 6000 Mann gefangen. — Fortschritte der Verbündeten in der Bukowina.

5. Februar: Französische Angriffe bei Massiges und in den Argonnen gescheitert. — Bei Humin 1000 Russen gefangen. Auch Angriffe an der ostpreußischen Grenze werden abgewiesen. — Vorstöße der Russen in den Karpathen brechen unter schwersten Verlusten zusammen: 4000 Gefangene. — Der Kaiser reist an die östliche Front.

6. Februar: Der Kaiser in den Schützengräben der schlesischen Landwehr. — Die Russen auf dem Rückzug in der südlichen Bukowina.

7. Februar: Fortdauer des Kampfes südlich des Kanals südwestlich La Bassée. — Fortschritte in den Argonnen. — Südöstlich der ostpreußischen Seenplatte und in Polen rechts der Weichsel erfolgreiche Zusammenstöße. — Der Kaiser besichtigt die im Bzura- und Rawka-Abschnitt kämpfenden Truppen. — Die Österreicher und Ungarn erzielen am Dunajec in der Gegend von Tarnow gute Erfolge. — Fortdauer der Kämpfe in den Karpathen. — In der Bokuwina Vordringen bis zum Suczawa-Tal, 400 Russen gefangen.

8. Februar: Im Westen nichts Neues. — Kleine örtliche Erfolge an der ostpreußischen Grenze. — In Polen und Westgalizen Geschützkampf. — Nach mehrtägigen Kämpfen werden die Russen in den Karpathen nördlich des Sattels vom Volovec vertrieben: 340 Gefangene, 5 Maschinengewehre. — Im westlichen Abschnitt der Kapathenfront scheitern russische Angriffe. — Vorrücken in der Bukowina: Besetzung von Wama. — Die Vorhut der gegen Aegypten marschierenden türkischen Armee überschreitet mit einigen Kompagnien Infanterie den Suezkanal. — Die Türken beschießen Jalta. —

0. Februar: Kleinere Erfolge in den Argonnen, am Westabhang der Vogesen bei Bau de Sapt und im Hirzbacher Walde. — An der ostpreußischen Grenze entwickeln sich die vereinzelten Gefechte zu Kampfhandlungen von größerem Umfang. — Fortdauer der Kämpfe in den Karpathen. — Die Bukowina bis zur Suczawa vom Feinde gesäubert. Die Russen weichen teilweise fluchtartig zurück.

10. Februar: In den Argonnen werden dem Feinde über 300 Mann, 2 Maschinengewehre, 6 Geschütze abgenommen. — Erfreulicher Fortgang an der ostpreußischen Grenze. — In den Karpathen starke Verluste der Russen.

11. Februar: Der Kaiser begibt sich auf den östlichen Kriegsschauplatz. — Sieg über die Russen östlich der masurischen Seen: 26000 Gefangene, 20 Geschütze, 30 Maschinengewehre. — In Polen Einnahme von Sierpc.



Von links nach rechts: der türkische Chef des Stabes Freg.-Kapitän Enver Bey, 1. Admiralstabs-Offizier Korvetten-Kapitän Busse, Admiral Souchon, 2. Admiralstabs-Offizier Korvetten-Kapitän Büchsel, Flaggleutnant Oberleutnant z. S. Wichelhausen und Flaggleutnant Oberleutnant z. S. Hakki.

Der Oberbefehlshaber der türkischen Flotte Admiral Souchon im Kreise seiner Offiziere.

Phot. Sébah-Joaillier.

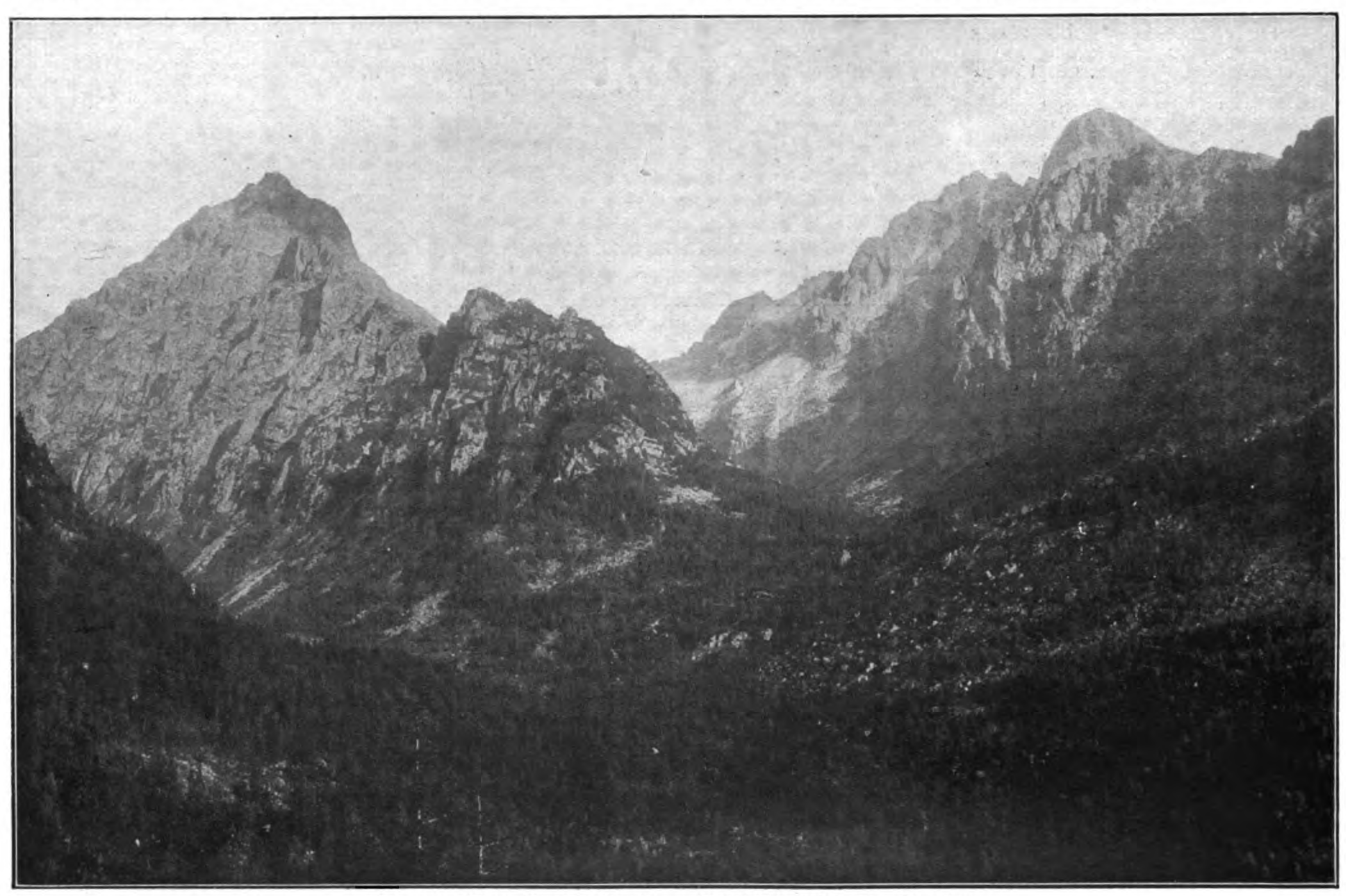
Galizische Schlachten. Von Karl Fr. Nowak.

Vom K. K. Kriegspressequartier genehmigt.

Vielleicht wird die Geschichte einmal, wenn sie in später Klärung Akt um Akt der Geschehnisse prüft und dann für das Archiv der Menschheit zurechtlegt, all die schweren Kämpfe, die jetzt in Europas Osten um eine Entscheidung ringen, als die entsetzlichsten Kämpfe anführen, die überhaupt je den Erdteil heimsuchten. Was immer den deutschen, den österreichisch-ungarischen Soldaten noch über den Helden hinausheben konnte, harrte seiner in Galizien und Polen. Er schlägt sich nicht bloß durch unwegsames Gelände, über Straßen hinweg, die buchstäblich unter seinen Füßen wegschwimmen, wenn nur ein einziger Regenguß niedergeht. Er marschiert nicht nur durch Schneefelder von unendlicher Pfadlosigkeit, unter Temperaturen von unbarmherzigster Froststarre, wohnt nicht bloß in zerschossenen Dörfern, unsicher im Schlaf, den nächtlicher Verrat für immer beenden kann. Und auch das Kauern und Lauern im Schützengraben unter barbarischem Himmel wäre noch das Furchtbarste nicht. Das Furchtbarste ist auf diesem Schauplatz der Feind: nicht der Mann, nicht der Angreifer von Bajonett zu Bajonett, sondern die Masse, die ohne Umfang ist und stets aufs neue träg' und zäh an unsere Armee herandrängt, — unübersehbar, schwer zu durchdrücken, wie die aufgeweichten Erdmassen auf den Landstraßen, die sich um die Füße der Marschierenden legen . . .

So war's immerzu in diesem Russenkriege: man schlug die Armeen des Zaren, schlug sie einmal nach dem andern Mal, doch stets aufs neue standen, wo die alten Heere vernichtet oder wenigstens geschlagen wurden, frisch herangeholte Massen gegen den Sieger bereit. Mehr Schlachten als bisher die Russen hat kaum ein Volk je verlieren können. Nach dem Sieg von Tannenberg, der in seiner meisterhaften Vorarbeit, in seiner kühnen Erzwingung, in seiner ganz unerhörten Vollkommenheit, was die Durchführung der angestrebten Vernichtungsarbeit anlangt, als ein Cannä der Neuzeit nur schwer noch einmal wird wiederholt werden können, nach Tannenberg noch ein ganzer Siegesreigen. An die hellen Namen von Kutno und Lodz reiht sich noch ein Schwarm von österreichischen Taten: Krasnik und Lublin, Zamosc und Komarow, Tomaszow und Grodek, Przemysl und Limanowa . . . Und noch ist der Feind, ob er auch die Höhe seiner Kraft, nunmehr im Abstieg, schon überschritt, keineswegs vernichtet, kaum waffenunfähig gemacht. Immer noch rücken neue Massen an: die Zahl ist das Furchtbare . . .

In großen Zügen muß man einmal, um darzutun, wie dieser Feind lediglich durch seine Übermacht sich hält, den Versuch einer Zeichnung wagen, was eigentlich im Osten während der jüngsten Wochen geschah. Seit dem Warschauer Rückzug Hindenburgs, den strategische Klugheit gebot, ist's eine einzige Kette, die den Gegner mit bedeutender Feldherrnkunst zu verwirren, zu fesseln, zu schlagen sucht. Stark drängen die Russen — von Warschau her — gegen Schlesien: dort wollen sie Hindenburgs Zurückgehen in eine Niederlage verwandeln. Sie kommen an, sie greifen an und stoßen auf — Österreicher. Sie haben keine Ahnung, wo plötzlich die neuen, andern Truppen herkommen — die Generalstabswerke werden später noch ausführlich von der Schnelligkeit, von der Kühnheit ihrer Aufstellung sprechen — jedenfalls, sie sind da, die Kämpfe beginnen. Und plötzlich, mit unheimlicher Sicherheit naht die Überraschung: der verschwundene Hindenburg taucht unerwartet, vom Norden her, in der Flanke der Russen auf, die er mit der Faust von Tannenberg rund um Lodz packt. Von zwei Seiten gefaßt beginnt der russische Koloß sich zu wehren. Wozu stehen große russische Truppenmassen in Südpolen? Sie müssen natürlich schnell hinauf, müssen den bei Lodz Bedrohten zu Hilfe eilen, bevor der Generalfeldmarschall seine fürchterlichen Schläge zu Ende führen kann. Und die Rechnung wäre auch ganz hübsch, nur stimmt ein Posten in der russischen Erwartung nicht: Conrad von Hötzendorf . . . . Schon zu Beginn der Schlacht standen seine Leute, wo die Russen Hindenburg selbst vermutet hatten, vor Schlesien. Und jetzt packen andere Kolonnen den Feind noch in Südpolen: ein Flankenstoß von Krakau her hält die Russensäulen fest, die eben den Bedrängten zu Hilfe eilen sollten. Bei Lodz tut Hindenburg indes die gründlichste Arbeit, dort ist die russische Niederlage, die furchtbar ist, auch schon besiegelt. An Conrad von Hötzendorf, der an der Besiegelung so verwegen mitarbeitete, werden sie jetzt ihr Mütchen kühlen.



Aus dem Karpathen-Waldgebirge. Phot. Stengel & Co., Dresden.

Gegen die nordwärts in Südpolen vormarschierenden Österreicher und Ungarn wird sogleich von den Russen wieder ein Flankenstoß geführt. Er zielt gegen Krakau. Aber Conrad läßt sich, ob auch die Geschütze bald unmittelbar vor der alten Hauptstadt donnern, nicht verwirren. Keineswegs tut er nur das, was hier der Durchschnittsfeldherr als selbstverständlich täte: die Krakauer Front nur verstärken und so mit möglichst widerstandsfähiger Breitseite den Anprall erwarten. Conrad tut mehr! Von irgendwo, wo immer sie im Augenblick entbehrlich scheinen, holt er sich Truppen zu-



sammen. In aller Stille wirft er sie — abermals mit unerhörter Geschwindigkeit — an einen Sammelpunkt, den keiner ahnt. Fast in einem Versteck, weitab bei Saybusch an der galizisch-österreichisch-schlesischen Grenze, werden sie bereitgestellt. Ein kleiner deutscher Truppenverband kommt gerade vorbei. Auch er wird hinzugenommen. Gleichzeitig kommen die dünnen, mittelgalizischen Kräfte, die man in höchster Eile hierher befohlen hatte, in Saybusch an. Das ganze wird eine neue Einheit, eine neue Kraftgruppe, die jetzt Befehl bekommt, nach Osten zu marschieren. Hemmungslos kann der Befehl vollzogen werden: hier ist überall kein Feind. Aber man will ja gar nicht nach Osten: bei Tymbark biegt auf einmal die ganze Kolonne um; jetzt erst beginnt des Manövers eigentlicher Sinn: das ganze biegt kerzengerade nach Nord, das Ganze marschiert wieder in die Flanke jener Russen, die die Österreicher und Ungarn bei Krakau hatten flankieren wollen, weil diese die Russen in Südpolen in der Seite gefaßt hatten.

Wenige Schlachten der ganzen Kriegsgeschichte sind in Anlage, Aufbau und Durchführung von ähnlicher Großartigkeit, von annähernder Riesenhaftigkeit, wie all die polnisch-galizischen Kämpfe, die im Überblick einen einzigen, einheit-



Verschneite Schützengräben in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

lichen Mechanismus zeigen. Sie erscheinen wie eine ungeheure Treppe, wenn man sie graphisch darzustellen sucht, oder wie ein Zahnrad von märchenhaften Riesenmassen. Die Treppen oder die Zähne reichen von Nordpolen bis zu den Karpathen hinab. Denn auch der Flankenstoß gegen die Bedroher Krakaus von Süden her, das harte, heiße Ringen von Bochnia, das der Gefährdung Krakaus ein Ende machte, sind nur Episoden einer Front, die über vierhundert Kilometer sich dehnte. Wie ein Kunstwerk wirken alle Teile dieses Massenwogens voll Gesetzmäßigkeit: kein Dichter vermöchte regelmäßigere Strophen zu bauen. Um den Heeresmassen bei Bochnia gegen den österreichischen Südstoß zu helfen, marschieren die Russen vom Osten her in die Seite der nordwärts strebenden Österreicher. Aber die Schlacht bei Limanowa — sechs Tage, sechs Nächte rennen die Russen an — macht auch diesen Rettungsversuch zu schanden. Um das Schlachtkunstwerk, um die Treppe, das Zahnrad zu vollenden, streben jetzt noch die österreichisch-ungarischen Karpathenkräfte aus allen Bergpässen hervor und fassen die Russen in der Flanke, die gegen Limanowa gegangen waren; nunmehr ist der ganze, riesige Organismus einer Schlacht fertig, die von Lodz fast bis an Ungarns Grenze führt . . . Das vollendetste Schulbeispiel modernen Kampfes, das jemals — und wir wissen: auf der ganzen Linie zu Ungunsten der Russen — irgendwo ausgefochten wurde . . . — Noch ist die Russenmasse nicht zermalmt. Aber wo solche Treppen gebaut werden wie die Conrads von Hötzendorf darf man dennoch felsenfest vertrauen, daß der Sieg nicht nach Europas Asien fallen könne. Menschen mögen drüben in Fülle sein, aber der Geist ist unser! Er ist noch wichtiger als die russischen Schwierigkeiten, auf die Dauer das verlorene Kriegsmaterial nachzuschaffen, ohne das auch Millionenheere kein Schrecknis mehr sind. Der Geist indes, der alles entscheiden wird, ist nicht allein bei der Führung. Er marschiert auch mit allen Truppen.

Auf Wache bei 20 Grad Kälte. Phot. Ed. Frankl.

Wer bei Limanowa, etwa am Tage nach dem Kampf, über die galizische Walstatt schritt, traf mehr als einen Zeugen dieses Geists. Auf allen Feldern, auf allen Hügeln hatte der Tod gerast. Und auf dem höchsten der Hügel, der steil abfällt, ein Schützengraben von etwa zwei Kilometern Länge, bis hinab zur Straße ins Tal. Jetzt wird das Schlachtfeld aufgeräumt, aber grauenhaft sichtbar blieb noch, was der Tod in Erbitterung erntete. Überall die Russenleichen, noch in der Stellung, wie die Kämpfenden ihr Geschick ereilte: zu Bergen sind sie oft übereinander getürmt. Mancher lehnt wie ein Schläfer an der Grabenwand, mit verrenkten Gliedern liegen andere; dort birgt tief, als wollte er nichts mehr von dem Grauen und all dem Furchtbaren wissen, ein Gefallener sein Gesicht in Hand und Erde. Oben auf der Hügelspitze, wo sie auch den tapferen Obersten der ungarischen Nádasdyhusaren bestatteten, die bei Limanowa den Ausgang entschieden, dicht bei dem kleinen Birkenwäldchen, um dessen Besitz das wütende Hin und Her ging, ein noch offenes Massengrab. Hunderte von Russen, Österreichern, Ungarn werden hier friedlich die letzte Ruhe in Kameradschaft schlummern. Und vielleicht doch nicht vergessen können, was in der Nacht vorher geschah . . .

Von Tschechen war der Hügel schon einmal mit dem Bajonett genommen worden. Am Abend mußten sie aus dem Schützengraben wieder heraus: die Russen waren mit übermächtigen Kräften wiedergekommen. Und blieben vorläufig . . . Dann rückten an der Grenze zwischen Nacht und Morgengrauen die Nádasdyhusaren an. Sie wußten nichts von der russischen Wiedereroberung, sie sollten nur die gewiß übermüdeten Tschechen ablösen. Und wie sie arglos ankommen, kracht's . . . kracht's in unmittelbarer Nähe aus schweren Russensalven. Husaren haben keine Gewehre, nur Karabiner. Sie haben auch keine Bajonette. Aber sie wissen sich zu helfen: sie drehen die Kolben um . . . Furchtbarer kann, wie sie alle, Mann gegen Mann, gegen Salven und Bajonette in den Graben sprangen, kein Nahkampf gewesen sein. Eins von des Zaren besten Regimentern — die Preobraschensker — hatten den Hügel besessen. Mit Kolbenhieben haben die Nádasdyer in jener Nacht von Limanowa das russische Garderegiment erschlagen. Ein Rest entkam durch Flucht. Aber tot blieben allein zwölfhundert auf dem Hügel. — Über das ganze Schlachtfeld zerstreut ihre Tornister, Trommeln, ihre Gewehre und Bajonette, ihre Patronentaschen, Trinkbecher, tausenderlei Gerät . . . Langsam wird alles aufgeschichtet, gesondert und geordnet, nur wenig Soldaten besorgen die Arbeit: alle Kameraden sind fort: auf der Verfolgung des Feinds. Er hatte damals schnelle Beine. Kopflos ging die Flucht, kopflos sprengte man Brücken, die man gleich darauf selbst wieder bauen mußte, weil noch ganze Divisionen Flüchtiger nicht herüber waren. Als die Verfolger nachdrängten, war es dann zum Brückensprengen zu spät. Und immer größer wurden Hast und Flucht. Im kleinen Neusandez, woher sie vor wenigen Tagen gekommen waren, stoßen und drängen sich achtzigtausend, die fortwollen, fortmüssen, in wenigen Stunden. In einem Geplänkel mit österreichischer Gendarmerie fällt der russische Befehlshaber General Dragomirow. Die in der Stadt konzentriert gewesenen Truppen sind bei Nacht und Nebel davon. Heimlich um Mitternacht . . . Vielhundert Russen haben sich irgendwo in einem Winkel ihrer Quartiere versteckt. Sie wollen nicht mehr kämpfen. Und wie die Österreicher einziehen, gehen sie hin und lassen sich gefangen nehmen . . . Oft dürfen sich für die Russen Schlachten gleich Tannenberg, Lodz und Limanowa gewiß nicht mehr wiederholen: der Geist dürfte sonst über die Masse doch noch schneller siegen, als selbst Nikolaj Nikolajewitsch, die Seele des Krieges, in Träumen von schwerstem Alpdruck ahnt . . .



Übergabe einer Meldung in den schneebedeckten Wäldern der Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

Die Herstellung der Armee-Konserven. Von Dr. Ludwig Staby.

Nach langem Marsch hat die Kompagnie endlich gegen Abend haltgemacht, schnell ist ein Platz für das Lager auf einem Stoppelacker neben dem Wege ausgesucht, die Zelte werden zusammengestellt, Kochlöcher gegraben und von einem in der Nähe liegenden, vollständig zum Schutthaufen zusammengeschossenen Bauernhaus werden Balkenreste, Bretterstücke herbeigeschleppt und im Handumdrehen mit dem Beil zu Brennholz zerkleinert. Wasser ist auch auf dem zerstörten Hofe, also kann die Kocherei losgehen, denn der Hunger ist groß, da auf dem Gewaltmarsch des Tages keine Zeit zum Essen war. Aber was soll gekocht werden? Es gibt nichts ringsum, und der eiserne Bestand im Tornister darf nicht angegriffen werden, er muß für den äußersten Notfall bleiben. Sehnsüchtig blicken die braven Grenadiere den Weg entlang, von wo ihnen Hilfe kommen soll, und ihre Hoffnung wird nicht betrogen, denn endlich erscheint in der Wegbiegung der wohlbekannte und beliebte Lebensmittelwagen der Kompagnie, mit lautem Hurra begrüßt. Rasch werden die Kisten geöffnet und die Konservenbüchsen so unter die Leute verteilt, daß immer zwei und zwei eine Büchse erhalten. Auf den Büchsen, deren Inhalt genau ein Pfund beträgt, steht eingestanzt: „Gulasch von Rindfleisch“. Bald sind die Kochkessel gefüllt und an das lustig flackernde Feuer gestellt. Schon nach wenigen Minuten ist das Essen fertig, denn es braucht nur heiß gemacht zu werden, und es schmeckt den Leuten prächtig, wie man an ihren zufriedenen Gesichtern sieht. Gibt es anstatt der Konservenbüchsen kleine Päckchen, auf denen gedruckt steht: „Erbsen oder Bohnen mit Reis“, so wird daraus in zwölf bis fünfzehn Minuten für je zwei Mann eine wohlschmeckende und sehr nahrhafte Suppe gekocht.

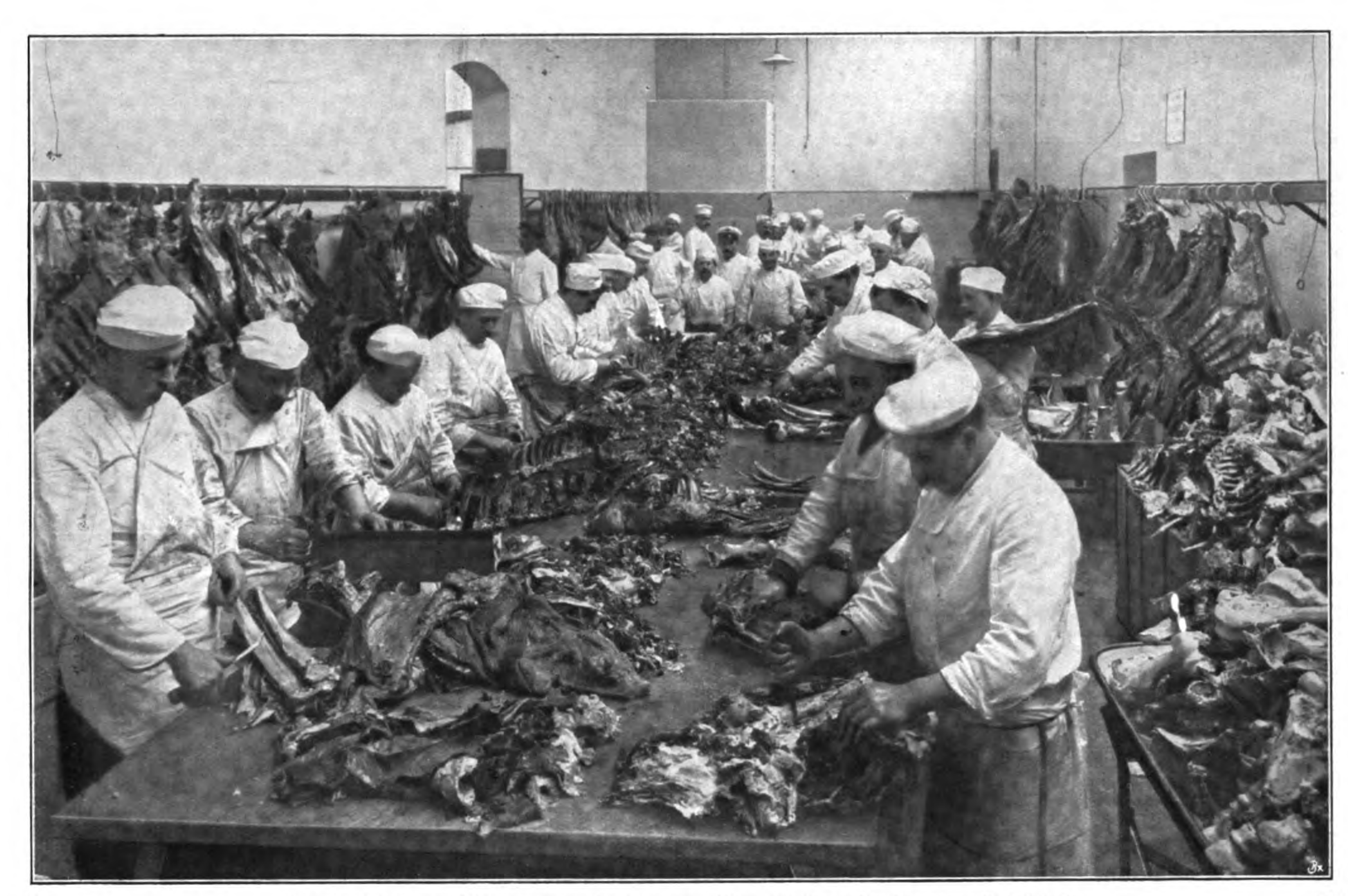
So bekannt nun diese in großen Massen an die Truppen gelieferten Konserven von Fleisch und Gemüse sind, so wenig bekannt ist die Art ihrer Herstellung, und doch bietet gerade diese sehr viel Interessantes, da sie uns einen Einblick in einen wichtigen Zweig der Heeresversorgung gewährt. Obgleich viele Konserven von Privatfabriken geliefert werden, so wird doch die Hauptmenge in den beiden Armee-Konservenfabriken zu Mainz und Spandau in vorbildlicher Weise hergestellt. Der Besuch einer solchen Fabrik ist sehr lehrreich und lohnend. Zunächst betreten wir unter sachverständiger Leitung die Großschlächterei, wo Ochsen und Schweine geschlachtet und hergerichtet werden. Die Räume sind mit den modernsten Einrichtungen versehen und von peinlicher Sauberkeit. Nach der Schlachtung kommen die in zwei Hälften zerteilten Tiere in einen großen Kühlraum, wo sie vollständig aushängen und auskühlen, ehe sie verwendet werden. Dann werden sie in einzelne große Stücke zerlegt, das Fett wird herausgeschnitten und sämtliche Knochen ausgelöst. Das darauf in lange Streifen geschnittene Fleisch wird in die Gulaschmaschine gebracht, die es mit gewaltigen Messern selbsttätig in Stücke von bestimmter Länge zerschneidet; dann kommt es in große Dampfkessel, in denen es mit den nötigen Gewürzen, vor allem Zwiebel, Pfeffer und Salz, so lange gekocht wird, bis es beinahe gar ist. Darauf wird es aus der Brühe herausgenommen und auf großen Tischen abgekühlt. Mehrere Frauen wiegen nun immer eine ganz bestimmte Menge Fleisch, ungefähr ein Pfund, ab, das sofort von anderen Arbeiterinnen in eine Blechbüchse gestopft wird. Die Büchsen werden dann bis zum Rande mit der Brühe aufgefüllt und kommen unter eine Maschine, die den Deckel luftdicht durch Umrändelung auf den Büchsen befestigt. In großen eisernen Behältern mit durchlöcherten Wänden werden die Büchsen darauf in große Kompressionskessel befördert, wo sie unter erheblichem Druck fünfzig bis sechzig Minuten der Kochhitze ausgesetzt werden, wodurch ihr Inhalt sterilisiert und völlig gar wird. Nach erneuerter Abkühlung werden die Büchsen wieder gewogen, wobei jede das Mindestgewicht von 510 Gramm haben muß, dann werden sie äußerlich gereinigt und nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung in die Lagerräume gebracht, wo sie einige Zeit bleiben müssen, damit gegebenenfalls noch fehlerhafte ausgemerzt werden können. Später werden sie in Kisten verpackt, die den Aufdruck „Fleisch“ tragen, und jetzt sind sie für den Transport an die Truppen fertig.

Alle Büchsen sind gleich groß, sie tragen eingestanzt ihre Inhaltsbezeichnung und stellen immer zwei Portionen, also das Essen für zwei Mann, dar. Eine Ausnahme hiervon bilden nur die Büchsen mit den Rinderzungen, deren jede eine ganze Zunge enthält und auf sechs Portionen berechnet ist. Die Zungen werden zuerst gepökelt, dann gekocht, enthäutet und in die Büchsen gebracht. Das den Schlachttieren entnommene Fett wird durch Maschinen in kleine Stücke geschnitten, in großen Kesseln ausgebraten und in Bottiche gefüllt, in denen es erkaltet; es wird später zu den Gemüsekonserven verbraucht.

Während in der einen Hälfte des langgestreckten, mächtigen Gebäudes in dieser Weise die Fleischkonserven hergestellt werden, befindet sich in der anderen Hälfte die Gemüsekonservenfabrikation. Zunächst fallen hier die riesigen Mengen von



Im Kühlraum. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



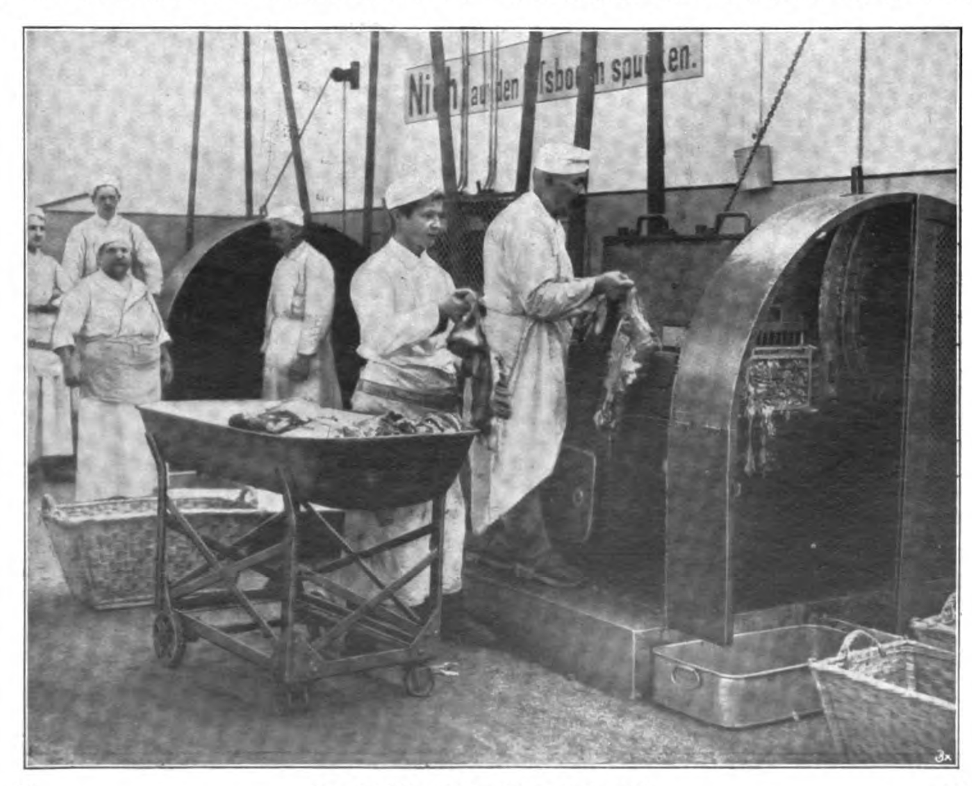
Das Loslösen des Fleisches von den Knochen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Zwiebeln auf, mit deren Schälen zahlreiche Frauen beschäftigt sind. Die geschnittenen Zwiebeln werden auf eiserne Hürden gebracht und dann in große Dörröfen geschoben, wo ihnen das Wasser entzogen wird, wobei sie fast 90 Prozent ihres Gewichtes verlieren. Die gedörrten Zwiebeln werden in der Hauptsache zur Gulaschbereitung verwendet. Von Gemüsen verarbeiten die Militär-Konservenfabriken nur Hülsenfrüchte, also Erbsen, Bohnen, Linsen und außerdem Reis. Die Hülsenfrüchte werden, wie der Reis, in großen Mengen zu feinem Mehl vermahlen, und dieses Mehl kommt dann mit einem bestimmten Zusatz von ausgelassenem Fett, von Salz, Pfeffer und sonstigem Gewürz in die Mischmaschinen. Darauf wird die Masse gekühlt und passiert einen Schüttelgang, in dem jede Klümpchenbildung beseitigt wird. Jetzt gelangt das Gemisch unter die Hubpresse, die unaufhörlich aus der Masse feste Würfel formt von genau 150 Gramm Gewicht; das ist jedesmal eine Portion. Diese Würfel wandern nun auf einer beweglichen Platte zu einer sehr sinnreichen Einwickelmaschine, die ganz selbsttätig je zwei Würfel nicht nur mit einer doppelten Verpackung aus Pergament- und anderem Papier versieht, sondern diese sauber geschlossene Packung auf beiden Stirnseiten noch mit einem Schildchen beklebt, auf dem je nach dem Inhalt gedruckt ist: „Erbsen, Bohnen oder Linsen mit Reis. Zwei Portionen zu 150 Gramm. Zu zerkleinern und je 150 Gramm in einem Liter Wasser zwölf bis fünfzehn Minuten zu kochen. Während des Kochens öfters umzurühren". Diese Suppenpakete werden in Kisten verpackt, die mit dem Aufdruck versehen sind: „105 Pakete zu 210 Portionen". Eine solche gar nicht große Kiste birgt also die Kost für 210 Mann.

Alle Verpackungen werden in der Konservenfabrik selbst hergestellt. Mit Hilfe der neuesten Schneide-, Löt- und Rändelmaschinen entstehen aus Blechtafeln die Büchsen; beim Ausstanzen der Deckel wird die Inhaltsbezeichnung mit eingestanzt. Ebenso werden in der Tischlerei die Kisten durch Maschinen angefertigt, durch Bandeisen verstärkt und mit dem nötigen Aufdruck versehen. Alles arbeitet in dem großen Betriebe wie am Schnürchen, und nur dadurch ist es möglich, daß bei einer Arbeiterzahl von ungefähr 1500 Köpfen, von denen der größte Teil Frauen sind, täglich ungefähr 50 000 Kilogramm Fleisch zu Konserven verarbeitet und 100 000 Portionen Gemüsekonserven hergestellt werden. In den ersten Wochen nach der Mobilmachung waren die Anforderungen noch größer: es mußten in ununterbrochener Arbeit etwa 150 000 Fleisch- und 300 000 Gemüseportionen täglich geliefert werden.

Aus den beiden Militär-Konservenfabriken geht also täglich eine gewaltige Menge von Lebensmitteln an die Truppen, deren Bedarf bei un-





Das Fleisch geht durch die Hackmaschine.

seren Millionenheeren ganz ungeheuer ist, denn zu den Konserven tritt als wichtiges Nahrungsmittel noch das Brot. Die tägliche Kriegsportion beträgt für den einzelnen Mann 750 Gramm Brot oder 500 Gramm Feldzwieback; dann 375 Gramm frisches Fleisch oder 250 Gramm Fleischkonserven; 250 Gramm Hülsenfrüchte oder 125 Gramm Reis oder 150 Gramm Gemüsekonserven, dazu kommen noch 25 Gramm Kaffee oder 3 Gramm Tee, 17 Gramm Zucker und 25 Gramm Salz, so daß also das durchschnittliche Gewicht einer ganzen Kriegsportion 1100 Gramm beträgt. Ein einziges Armeekorps bedarf demnach täglich an Nahrungsmitteln für die Mannschaften rund 45 000 Kilogramm, wozu noch 90 000 Kilogramm Futter für die Pferde kommen. Übertragen wir diese Zahlen auf die gesamte, aus zahlreichen Armeekorps bestehende Armee, dann gelangen wir zu ganz gewaltigen Ziffern und wundern uns nicht mehr, daß in den Konservenfabriken mit Hochdruck Tag und Nacht gearbeitet werden muß, um den Bedarf des Heeres decken zu können.

Die Militär-Konservenfabriken zeigen uns einen mustergültigen Betrieb; der ganze Apparat arbeitet mit äußerster Peinlichkeit, und in allen Räumen herrscht große Sauberkeit, was bei einer derartigen Fabrikation von besonderer Wichtigkeit ist. Auch in sozialer Beziehung steht der Betrieb auf der Höhe, für die arbeitenden Männer und Frauen sind große Eßsäle vorhanden, so daß niemand in der Mittagspause das Fabrikgebäude zu verlassen braucht. Den Arbeitern werden für das geringe Entgelt von 30 Pfg. täglich ein kräftiges Mittagessen und zweimal Kaffee geliefert, und die Arbeiterinnen, deren Fleischportion etwas kleiner bemessen ist, zahlen sogar nur 18 Pfg. täglich. Wir können also in jeder Hinsicht die Militär-Konservenfabriken als Musteranstalten betrachten und dürfen stolz darauf sein, daß von seiten der Militärverwaltung für unsere Armee in so hervorragender Weise gesorgt wird, denn es ist selbstverständlich, daß nur in jeder Beziehung Erstklassiges, sei es nun Fleisch oder Gemüse, verarbeitet wird. Und das muß auch so sein, denn für unsere tapferen Soldaten, die in Ost und West vor dem Feinde liegen, ist das Beste gerade gut genug.



Das Verlöten der Blechbüchsen.

Heinrich Binder aus Schleswig. Ballade von Friedr. Wilhelm von Staden.

„Das Öfchen glüht. Nun kommt heran, ihr Kinder,
Und sagt am Wintertag: Was spielen wir?“
Da rufen sie: „Erzähl' von Heinrich Binder,
Dem kühnen Flieger-Unteroffizier!“
Der Alte nickt. „Dann merkt's euch wohl, ihr Knaben,
Er gab für mich sein Leben, als er schied,
Schon lange liegt er vor Varenne begraben,
Doch spricht von ihm das Lied.“

Das war im grausen Jahr, am Weihnachtsmorgen,
Wir lagen steif am Waldrand von Grand Pré
Ganz dicht beim Feinde, der im Holz geborgen,
Sich langsam Minen grub in unsre Näh.
„Freiwill'ge vor! Ein Offizier! Ein Flieger!“
(Es galt des Feindes Stellung zu erspähn), —
Vor traten ich und Binder. — Hauptmann Krüger
Sprach: „Los denn, Jungens, und auf Wiedersehn!“

Ein kleines Flugzeug trug uns, eine Taube,
Still drunten träumten Berg und Bruch und Feld,
Rings der Argonnerwald trug weiße Haube,
Und Spielzeug schien die grimme Menschenwelt.
Wir sahn des Feindes Deckung in den Schlüften,
Nun galt's mit guter Kunde schnell nach Haus,
Da, vierzighundert Meter hoch in Lüften
Kam Tod mit Grimm und Graus.

Von Osten nahn, wie schwere Riesengeier,
Französ'sche Doppeldecker unserm Kahn.
Ich knie im Sitze. Binder hängt am Steuer,
Noch haben wir nach Westen freie Bahn.
Jetzt sind sie über uns. — Wir rasen schneller.
Die Bombe kracht. — Vorbei. — Ein Schuß erschallt.
Streift mir den Arm. Ich treffe den Propeller.
Der Decker stoppt. — Er sinkt. — Schlägt in den Wald.

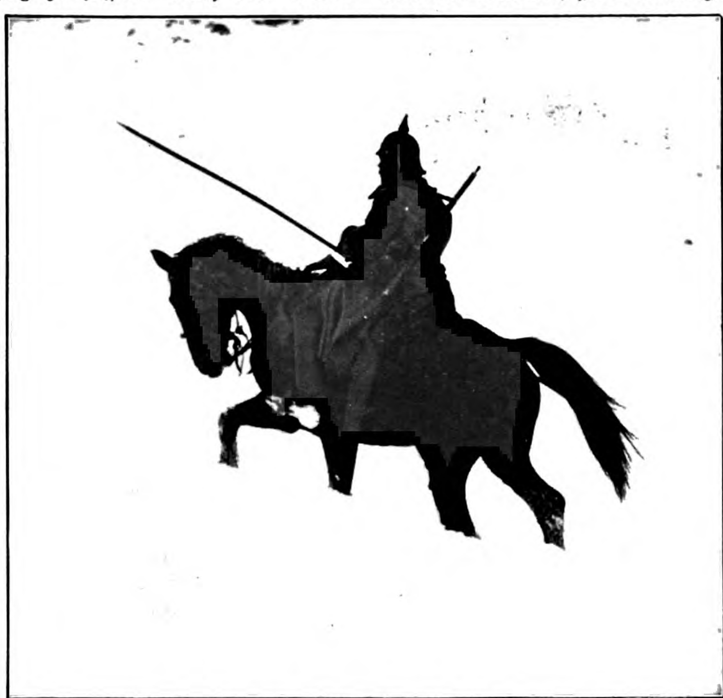
Ein zweiter kommt. Noch seh' ich Heinz am Steuer,
Graublaue Augen, starr gen Nord gewandt,
Schon leuchten drunten deutsche Lagerfeuer,
Da trifft die Flintenkugel seine Hand.
Doch mit der linken kann er sich noch halten,
Da schlagen Kugeln grad durchs brave Herz.
Ich seh' ihn wanken. Meine Lippen lallten:
„Halt aus, Kam'rad. Im Gleitflug niederwärts!“

Ausströmt sein Blut. Die Lagerfeuer blinken,
Er rafft sich noch; er klebt am Steuer fest.
Wir hören drunten Rufe, sehn sie winken,
Wir sind gerettet, wenn er los nicht läßt.
Halb taumelnd hör' ich eine Salve krachen
Zum Feind empor. Der zaudert; wendet um.
Wir schlagen auf. — Jetzt hör' ich Jubeln, Lachen —
„Bin ich gelandet?“ fragt er und fällt um.

Ich sah ihn still bei unserm Flugzeug liegen,
Die Schwestern kamen und man trug ihn fort.
Auf seinen Lippen, die für ewig schwiegen,
Stand ungelöst das letzte Fragewort.
„Bin ich gelandet?“ frug er, merkt's, ihr Kinder,
Gott selber hat ihm Antwort wohl gewußt:
„Mein guter deutscher Junge, Heinrich Binder,
Du bist gelandet. Komm an meine Brust!“

Feldpostbrief aus Russisch-Polen.

Wir waren in Gewaltmärschen nach Norden geworfen worden und kamen gerade zur rechten Zeit auf dem linken Flügel der Österreicher an. Unser vorderes Regiment wurde ermüdet, wie es war, noch in das Gefecht hineingeworfen, unsere Haubitzabteilung fuhr auf und hatte das Glück, eine russische Batterie gleich richtig zu fassen. Nach der dritten Schrapnellage wurde es drüben ruhig. Nun mußten wir doch wenigstens, warum wir die letzten 48 Stunden marschiert und marschiert waren, fast ohne Nachtruhe — über 100 Kilometer in einem Zuge: es gab hier zu tun für uns. Der Russe hatte den Plan gehabt, sich zwischen die Österreicher und unsere Nordarmee zu schieben; wir legten uns ihm aber wie ein Riegel vor, warfen seine Vorhuten zurück und gruben uns in Verlängerung der Linien unserer Bundesbrüder ein.



Reiterposten im Schnee. Photothek, phot.

Auf dem Marsch nordwärts hatten wir scheußliches Wetter gehabt, Ostwind und Schlackerschnee. Die Wege waren des Morgens mit Glatteis bedeckt, des Mittags wurden sie unergründlich: quatschender, backender Lehm. Wir kennen das ja nun schon. Aber im Augenblick, wo wir mit unseren vordersten Teilen ins Gefecht traten, brach die Sonne durch, und von da ab begannen Tage wundervollsten Wetters, Tage, als ob man in unserer Heimat einen besonders schönen und milden Oktober verlebte. Und dabei stand im Kalender schon lange der Dezember, und wir waren tief im Polenlande. Unser Stabsquartier lag etwa auf der Scheidelinie zwischen unsern und den verbündeten Truppen. Während der milde Abend herabsank, stand ich am Dorfrande und schaute noch nach den vorderen Linien hinaus, aus denen das Geknatter des Kleingewehrfeuers herübertönte, von wo ab und an noch einmal die Batterien ein eisernes Wort sprachen. Und je länger ich stand, desto tiefer tauchte um mich her die ganze Natur in ein blutiges Rot. Ich habe die untergehende Sonne die Erde nie in solcher Schönheit verfärben sehen wie hier. Die Wolken, die westwärts standen, leuchteten wie flüssiges Gold, ihre unteren Ränder aber waren wieder in lichtes Silber eingefaßt. Um die Tiefe des Himmels war es purpurn und dämmerte nach und nach in ein immer mehr dunkelndes Violett ab. Bis schließlich nur noch einzelne lichte Wolken über der Stelle standen, wo die Sonne zur Ruhe gegangen war — im Westen. Es war so schön, daß ich im Anblick den Feind fast vergaß, das Knattern dort vorn fast nicht mehr hörte. Ich schaute westwärts und dachte: Dort irgendwo muß meine liebe Heimat sein!

Und die Nacht sank. Stockdunkel wurde es, so daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Aber trotzdem schwieg das Feuer in der österreichischen Linie nicht. Zuerst hielt uns dies ewige gleichmäßige Rollen des Infanteriefeuers noch etwas in Atem; wir dachten, es muß da vorn ein Angriff im Gange sein. Allmählich aber wurden wir sicher: es trafen keine Meldungen bei uns ein, es konnte also nichts von Belang dort geschehen. Am nächsten Morgen erhielten wir die Lösung des Feuerrätsels. Vor uns hatten Slowaken und Bosniaken gelegen, meist Muhammedaner. Sie sind erfüllt vom Rufe des heiligen Krieges und kaum zu halten; sie können auch in der Nacht den Zeigefinger am Abzug nicht grade lassen, so knallt Schuß um Schuß. Und die Russen erwidern das Feuer natürlich. Brave Kerls sind diese Slowaken, tapfer und verwegen. Eines unserer Bataillone nahm bald darauf im abendlichen Sturm mit ihnen gemeinsam ein Dorf. Die Offiziere sagten nachher: die Kerls gingen darauf wie die Teufel, ohne Zagen und ohne Todesfurcht.

Wir blieben nicht lange in unserer Verteidigungsstellung — eigentlich nur solange, wie das schöne Herbstwetter anhielt, als es umschlug, waren wir wieder zum Angriff bereit. Die Österreicher hatten neue Reserven herangeführt, sodaß wir nun beiderseits von ihnen eingerahmt fochten. Der Morgen, an dem der Angriff angesetzt wurde, brachte einen leichten Regen. Die vorderen Linien verhielten sich still, während sich hinter ihnen die Regimenter bereitstellten. Dann begann der Artilleriekampf. Unsere Schrapnells fegten die russischen Schützengräben ab. Die russische Artillerie schoß auf die unsere. Hüben wie drüben kümmerten sich die Artilleristen nicht viel um einander, jeder wollte zuerst der feindlichen Infanterie schaden. Links von uns schoben inzwischen die Österreicher ihre Schützenlinien ostwärts vor. Gegen 11 Uhr etwa hatten sie unsere Höhe erreicht. Ich ritt hinüber zum linken Regiment, den Angriffsbefehl zu überbringen, erst hübsch im langsamen Trabe in der Deckung seitwärts, dann senkrecht hoch gegen den Gutshof, in dem der Regimentsstab seinen Gefechtsstand hatte. Hinter die Scheunen geklemmt, standen die Kompagnien des Reservebataillons, verborgen dem Auge des Gegners, geschützt gegen die Kugeln der Schrapnells, die unausgesetzt um die Häusergruppe herum platzten. Hier stieg ich ab. Mein Pferdebursche nahm meinen Gaul. „Wo ist der Herr Oberst?" „Vorn in dem kleinen Haus!" Ich sehe um die Ecke einer Scheune ein kleines Inspektorhaus etwa 50 Meter vor mir liegen. Also: Sprung auf, marsch, marsch. In einem Lauf geht es durch einen Gemüsegarten. Pffft — oder eine Granate. Im Laufen mache ich eine kleine Verbeugung — man kann es sich nicht abgewöhnen, trotzdem man weiß, daß es ganz zwecklos ist. Schon bin ich im Hause. Die ostwärts gelegene Stube beherbergt den Regimentsstab. Das offene Fenster bietet eine prächtige Aussicht über das Kampffeld, da kann ich den Angriffsstreifen gleich in der Natur zeigen. „Herr Oberst, Befehl zum Angriff! Wenn die Österreicher links von uns unsere Höhe erreicht haben, wird die Bewegung angetreten. Das Regiment füllt den Gefechtsraum der Brigade aus. Linke Grenze auf K., jener Ort dort (ich zeige zum Fenster hinaus), rechte Grenze am Wiesenstreifen entlang. Regiment erreicht vorläufig Gut R. Der Herr General hält sich das 2. Regiment rechts rückwärts zu seiner Verfügung." Der Regimentskommandeur wiederholt den Befehl kurz. Es ist alles klar. Im Laufschritt erreiche ich mein Pferd, sitze auf und galoppiere wieder in den Grund hinab, zu meinem Stabe zurück. Hinter mir wird das Feuer lebhafter. — Aha, die Sache kommt in Fluß.

Als ich auf die Höhe gelange, sehe ich die Schützenlinien sich vorarbeiten. Lose, mit 4 Schritt Zwischenraum, laufen unsere braven Leute gegen das feindliche Feuer an. Über sie weg fegen die Geschosse unserer Artillerie, zerspritzen über den russischen Linien, den Gegner am Schießen zu verhindern. Mehr und mehr kommen unsere Reihen vor. Von Zeit zu Zeit bleiben sie liegen, nehmen den Gewehrfeuerkampf auf. Dann eilen die Verstärkungen, wieder in losen Linien, in sie hinein. So wird die Kampffront dichter und dichter, je näher sie dem Gegner kommt. Es geht nicht so schnell, wie ein Angriff im Frieden verläuft; da wäre diese Strecke wohl in 20 Minuten durchmessen; jetzt vergeht eine Stunde und fast noch eine. Dann wechselt plötzlich unsere Artillerie das Ziel — weiter rückwärts schlagen ihre Geschosse ein: unsere Infanterie ist den Russen so nahe auf den Leib gerückt, daß unser Geschützfeuer die eignen Linien gefährden würde.

Das Reserve-Regiment erhält Befehl, die vorderen Linien rechts zu verlängern. Der Adjutant, der beim Stabe wartete, reitet davon, zu den Bataillonen, die inzwischen schon näher herangezogen wurden. Das lange Dorf P. wird den neu eingesetzten Teilen zum Ziel gegeben. Schnell dringen die Schützenlinien gegen den Ort vor, aus dem auch feindliches Feuer uns entgegenschlug und den nun unsere Artillerie bearbeitet. Da flammt es in ihm auf — ein Volltreffer hat in einem Strohdach gezündet. Der Wind fährt hinein, und 20 Minuten später stehen schon 10 bis 12 Häuser in Flammen.

Vorne knattert das Infanteriefeuer heftiger; das schnelle, langanhaltende Taktaktak unserer Maschinengewehre mischt

sich hinein, manchmal klingt auch das kürzere Reihenfeuer der russischen Maschinengewehre auf, das hölzerner scheint wie das unsere. Unsere Gläser sind auf unsere Reihen gerichtet: noch liegen sie fest — dann mit einem Male durchzuckt es sie. Sie springen auf, der Sturm beginnt. Da wendet sich der Russe zur Flucht, weiße Tücher wehen am feindlichen Grabenrand. Mit Hurra geht es in ihn hinein, wo die Gefangenen die Hände hochheben, schnell werden sie zusammengetrieben, und dann prasselt das Verfolgungsfeuer hinter den Fliehenden her. Aber schon schlägt auf die Unseren abermals der Tod nieder, die feindliche Artillerie sendet ihr Feuer auf die Stürmer.

Unser Ordonnanzoffizier kommt in diesem Augenblick zurück mit dem neuen Befehl: „Der Feind geht auf der ganzen Linie zurück. Die Verfolgung wird unaufhaltsam fortgesetzt. Die Artillerie folgt mit aller Kraft, unausgesetzt." Aber da sind unsere Artilleristen schon selbst bei der Hand. Zugweise gehen die Geschütze vor, protzen in der Infanterielinie ab und senden ihre eisernen Grüße den Fliehenden nach. Von diesen ducken sich noch viele hinter kleinen Erdhümpeln, in Ackerfurchen, bleiben liegen und geben sich später gefangen. So mancher bricht auch stumm in sich zusammen — so mancher der Unseren liegt aber auch still am Wege, den seine Kameraden weiter vorwärtsstürmten. Sieg und Tod gehen Hand in Hand.

Wir reiten vor. Ein langer Galopp bringt uns auf die Höhen, die der Feind vorher innehatte. Gute Arbeit ist getan — aber wir wissen es: es ist erst halbe Arbeit. Wir sahen schon die Höhen, die das Gut R. krönt, wir sehen sie jetzt deutlicher und in ihnen eingeschnitten die Gräben des Feindes, seine zweite Stellung. Das blutige Spiel beginnt von neuem.

Dicht neben uns steht eine Batterie; sie ist vorgeeilt, als der Feind wich. Jetzt nimmt sie jene Linien aus offener Feuerstellung unter ihren Eisenhagel. Ich stelle mich neben den Batterieführer und höre sein Kommando: „Links von den Häusern vor uns, zwei hohe Strohschober — davor feindliche Schützengräben. Granaten, Brennzünder — 23 hundert — mittlerer Zug — Feuer!" Bumm — Bumm! srssst, ... dann drüben zwei Sprengwolken, etwas hoch, schwer zu beurteilen in der Lage. Ich habe mein Glas am Auge. „Davor!" sage ich. Der Batterieführer nickt. „Eins tiefer — 25 hundert" klingt seine Stimme. Wieder geht es: Bumm — Bumm, wieder pfeifen die Geschosse; tiefer, klarer liegen die Sprengpunkte, nun ganz deutlich dicht vorm Ziel. „27 hundert" jetzt, dann „26 hundert" und dann endlich: „25 fünfzig — ganze Batterie — eine Gruppe." Da fliegen mit einem Mal sicher 6 Granaten dem Feinde entgegen, drohend rollend. Und ruhig wie auf dem Schießplatz tönt das nächste Kommando: „Ein höher — 25 — fünfundsiebzig — eine Gruppe." Ruhig wie auf dem Schießplatz arbeiten die Kanoniere, wenn auch ab und zu die feindlichen Geschosse über ihnen singen, wenn auch dicht vor der Batterie die Schrapnells krepieren. Und doch durchzuckt es die Leute, wenn plötzlich vom Scherenfernrohr der Ruf kommt: „Gegner erhält Verstärkungen — Schrapnells Brennzünder — eins höher, 24 — fünfundsiebzig ganze Batterie — eine Gruppe", und kaum, daß die Geschosse die Rohre verlassen haben von neuem der Ruf: „Dieselben Entfernungen — eine Gruppe!" Der Führer drängt — es bietet sich ein Ziel — eilig, eilig! Ob wohl einer von ihnen daran gedacht hat, daß er tötet mit jedem Schuß? Ich weiß es: nein. Das kommt ihnen nicht zum Bewußtsein; das weiß selbst der Infanterist selten, der sein Gewehr abzieht. Vielleicht fühlt er es auf einsamen Patrouillengängen, wenn er dem Feind Mann gegen Mann ins Auge sieht — bestimmt weiß er es nur, wenn er mit dem Bajonett den Gegner trifft, wenn es im Handgemenge Leben um Leben gilt.

Auch der zweite Angriff geht vorwärts, wie der erste ging. Nach links gehen unsere Blicke zu den treuen Bundesbrüdern. Auch sie kommen vor — immer in gleicher Höhe mit uns. Brav so, ihr da drüben! Und auch bei ihnen sind noch geschlossene Reserven hinter der Front. Es ist alles in bester Ordnung.

Aber rechts stockt es etwas. Wohl sind die Unseren im brennenden P. . . drin, aber aus dem großen Walde südöstlich dieses Ortes schlägt den Angreifenden neues Feuer entgegen. Das letzte Bataillon wird eingesetzt. Dann steigen wir wieder zu Pferd und reiten nach P. . . hinein. Sssst — bumm fliegt uns ein Schrapnell pfeifend über den Kopf. Wir traben, um aus dem Strichfeuer zu kommen. — Im Dorf sieht es wüst aus. Unsere Artillerie hat gut gewirkt. An einer Stelle der Dorfstraße liegen vier Pferdeleichen bei einander — dich daneben ein erschlagener russischer Kanonier. Gelb, fahl, berußt starrt sein Gesicht zum Himmel. Ein anderer hockt verwundet dabei; die Unseren haben ihn schon verbunden — nun döst er vor sich hin. Unsere Infanteristen haben die Häuser durchstöbert. Fast aus jedem holen sie ein paar Russen heraus: 200 Gefangene werden nachher mit einigen Begleitmännern abgeführt.

Als die Dämmerung sinkt, haben wir das Gut und die Höhen — aber noch weiter knattert das Feuer, immer noch pfeifen die Infanteriekugeln durch die Häusergruppe — verirrte Kugeln, viel zu hoch geschossen, die ihr eigentliches Ziel verfehlten und nun in die hinteren Linien fliegen. Wir beachten sie kaum, als wir zum Gutshof kommen; wir haben ihr Lied zu oft gehört. Sie werden schon stiller werden, wenn unsere Infanterie mehr und mehr den Weichenden nachstürmt, die sich noch einmal gesetzt haben.

Wir gehen ins Gutshaus. Ein neuer, schöner, großer Bau. In einem Zimmer steht noch ein langer gedeckter Tisch, auf ihm ein paar Gläser und Teller. Hier haben die russischen Offiziere wohl gestern noch gespeist. Jetzt pfeift der Wind durch die zerschossenen Scheiben; in den Wänden des Raumes sitzt Geschoßloch neben Geschoßloch. Ein Artillerie-Volltreffer hat das Dach durchschlagen, ohne zu zünden, ein zweiter hat die halbe Veranda weggerissen. Die ganze Westhälfte des Hauses ist zerstört, die Osthälfte noch leidlich erhalten. Hier trägt man in die geschützten Zimmer die Verwundeten hinein, meist Russen. Unsere armen Helden liegen weiter rückwärts vor dem Gut, das sie zu stürmen im Begriff waren. Fünf stille, tote Kameraden sah ich da nebeneinander liegen, dieselbe Maschinengewehrgarbe mochte sie gefaßt haben. Ein blutjunges Kerlchen war unter ihnen, 17 Jahre wohl, einer unserer frisch angekommenen Kriegsfreiwilligen, ganz ruhig war sein Gesicht, die Kugel hatte nicht geschmerzt. Armer junger Bursche, mit dem Herzen voll Vaterlandsliebe zogst du vor wenig Wochen aus der Heimat, nun schlägt dies Herz nicht mehr. Arme Mutter, wie wirst du weinen. Doch er war sicher glücklich in dem Augenblick, als ihn die Kugel traf — denn es ging vorwärts! —

Ganz dunkel wurde es — und ruhiger. Nur noch vereinzelt hörten wir das scharfe Klack der Kugeln. Der Divisionsstab kam nun auch auf den Gutshof und mit ihm die Telephonleitung, die uns mit dem Generalkommando verband. Es wurde von uns kurz Bericht über das Gefecht und die getroffenen Maßnahmen erstattet. Dann gab es den Befehl:



Einbringen russischer Plünderer durch eine Kavallerie-Patrouille. Phot. A. Grohs.

„Die Verfolgung wird fortgesetzt." In einem der zerstörten Westzimmer des Gutshauses wurde er ausgegeben. Ich sehe noch, wie ein Herr der Division einen Tisch hochkant stellte und klirrend die Scherben der Fensterscheiben, die die Tischplatte über und über bedeckten, zu Boden fielen. Jeder Gegenstand war mit Scherben besät, und mitten unter diesen Splittern lag friedlich eine Puppe am Boden; in das Gewirr hinein schauten von der Wand die Engel der sixtinischen Madonna: wir waren im Kinderzimmer des Gutshauses. Eine einzige Kerze brannte, um sie herum sammelten sich wohl über 20 Offiziere und schrieben den Befehl mit, den der Generalstabsoffizier diktierte: „Die Österreicher nehmen heute noch die Stadt P. — Die Division erreicht die Chaussee, die von dieser Stadt nach Süden führt. — Divisionsstab verbleibt in Gut R." Noch einmal hieß es für mich reiten. Die Dunkelheit war durch die Brände flackernd erleuchtet, so hell, daß ich traben konnte. Ich traf den Kommandeur des rechten Regiments am Ostausgang des Dorfes genau da, wo ich ihn vermutet hatte. Beim Schein der Glühlampe gebe ich ihm den Befehl, der zum Teil schon überholt ist, da das Regiment selbständig dem Feind an der Klinge blieb. Dann geht es wieder zurück zum Gut.

Hier hat inzwischen die Sanitätskompagnie schon gearbeitet. Nur noch ein Raum ist mit Verwundeten belegt, die andern sind in den Krankenwagen nach rückwärts abbefördert worden. Aus dem Haus ist ein Feldlager geworden. Im langen Flur ist Stroh geschüttet —, da liegt Offizier neben Offizier, meist Herren der Artillerie, deren Tätigkeit mit der Dunkelheit zu Ende gegangen ist. Neben ihnen aber auch Befehlsempfänger aller Truppenteile. Die meisten schlafen schon den Schlaf verdienter Müdigkeit —, dieser oder jener kaut im Halbdämmerzustand noch am Rest seiner letzten Zigarre; er opfert ihr den Schlaf, er ist zu geizig, dieses Wertstück halbgeraucht wegzuwerfen. Einer hat noch etwas Kognak in der Feldflasche, einer teilt den Rest seiner Schokolade aus der Satteltasche aus. Schmalhans ist in Gefechtstagen immer Küchenmeister. Für unsern Stab gibt es sogar ein ganzes Zimmer; etwas klein, aber es hat vier Liegegelegenheiten. Ich werfe mich auf ein Sprungfederbett, das anstatt der Matratze eine Strohschütte hat, ein prächtiges Lager. Ehe ich zu der Erkenntnis komme, bin ich auch schon eingeschlafen, tief und traumlos. Nach drei Stunden schüttelt mich einer. — Ich fahre hoch: Befehlsempfang bei der Division. Ich gehe hinüber. „Die befohlenen Linien sind erreicht, die Österreicher haben mit Anfängen P . . . erreicht. Mit Morgengrauen wird die Verfolgung auf der ganzen Linie fortgesetzt."

Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit Aufnahmen vom Verfasser.

Ist es nicht im höchsten Grade merkwürdig, wie in diesem seltsamsten und großartigsten aller bisherigen Kriege zugleich die Mittel einer raffinierten modernen, auf die letzten Errungenschaften menschlicher Wissenschaft gestützten Technik zur Verwendung gelangen und daneben doch auch die Kriegskünste vergangener, ganz primitiver Zeiten wieder aufleben? Auf der einen Seite sehen wir die aufs höchste gesteigerte Waffenindustrie Gußstahlpanzertürme bauen, die trotz ihres ungeheuren Gewichts sich durch Fingerdruck bewegen lassen, und Geschütze von einer früheren Zeiten umfaßbaren Tragweite und Durchschlagskraft, die auf mehr als ein Dutzend Kilometer weit ein dem Schützen selbst unsichtbares, vielleicht jenseits eines hohen Berges liegendes Ziel von wenigen Metern Durchmesser mit mathematischer Sicherheit treffen. Wir sehen Maschinen, die die kühnsten technischen Phantasien früherer Zeiten in Schatten stellen, die Räume des Äthers und die Tiefen der See durchfurchen, um den Gegner anzugreifen aus Gegenden, von denen bisher noch nie dem Menschen kriegerische Gefahr gedroht hatte. Die Erfindungen der Eisenbahn, des Kraftwagens, des Telegraphen, des Telephons werden in einem Umfang wie nie zuvor in den Dienst des Krieges gestellt. Ja, man kann noch weiter gehn und sagen: die gesamten auf die Höhe gegenwärtiger wissenschaftlicher und technischer Ausbildung gediehenen Organisationen des Staates überhaupt sind in einer Weise, wie es frühere Zeiten sich nicht träumen ließen, in den Dienst des Krieges gezwungen. Auf der andern Seite aber erkennt derjenige, der wie ich seit Monaten sich an den verschiedensten Stellen der Front bewegt, welch eine Rolle in der heutigen Kriegführung auch wieder die einfachsten und elementarsten Verhältnisse und Hilfsmittel spielen. Die Landesnatur, die Formen des Geländes, die wir im mittleren Europa bei der Entwickelung unserer Verkehrsmittel kaum noch beachteten, haben bei dem Stellungskrieg, zu dem sich der Feldzug entwickelt hat, plötzlich wieder eine ungeahnte Bedeutung gewonnen, je mehr der Soldat gelernt hat, in immer geschickterer Weise auch die kleinsten natürlichen Eigenheiten des eng umgrenzten Bezirks, in dem er sich ohne größere Bewegungen Wochen und Monate aufzuhalten hat, zu Verteidigung und Angriff auszunutzen. Flüsse und Kanalgräben, auch bescheidenster Art, Seen und Sümpfe, Hügelwellen, Wälder, Buschgruppen, ja einzelne Bäume u. dergl. gewinnen eine Wichtigkeit wie bei Kämpfen von Naturvölkern. Die Beschaffenheit des Bodens, ob harter oder weicher, Fels, Dünensand, Morast usw., bestimmt Führung und Bauart der Schützengräben, aus denen sich die ganze Riesenfront zusammensetzt. Bei dem einzelnen Manne werden die Kriegseigenschaften des Indianers verlangt und entwickelt; die Fähigkeit des Spähens, Horchens, Schleichens, des Deckungfindens und -herstellens und des Erkennens der feindlichen Listen gleicher Art. Floß- und Bretterkonstruktionen urtümlichster Form werden zur Überschreitung von Wasserläufen geschaffen; mit Überdeckung durch grüne Zweige werden Zelte oder auch wandelnde Kolonnen den Fliegern unsichtbar gemacht. Dem Riesenmörser nach Art der „fleißigen Berta", dessen Geschoß eine Flugbahn von der Höhe des Montblancs beschreibt, tritt in dem sogenannten Minenhund ein Geschütz zur Seite, das mit Absicht weniger weit und ähnlich schwerfällig schießt, wie die „faule Grete" schoß. Und wenn es das Kriegsinteresse nicht verböte, könnte ich vom Besuch deutscher Pionierparks noch andere seltsame Kampfgeräte schildern, die an das Mittelalter erinnern. Den Geschossen, die auf mehr als ein Dutzend Kilometer hin Verderben in die Reihen des Gegners tragen, tritt in den Schlachten in immer größerem Umfang die einfache, von den einzelnen geworfene Handgranate zur Seite.

Das Sonderbarste und Neueste an diesem Kriege ist die Herausbildung der mehr denn 600 Kilometer langen einheitlichen Befestigungslinie von der Nordsee bis zur Schweiz, an der die Gegner einander gegenüber liegen. So neu dies aber ist: in gewisser Weise ruft auch das doch wieder Erinnerungen an lang entschwundene Zeiten der Kriegführung wach. Der Gedanke, ein ganzes Land einem Gegner gegenüber durch eine einheitliche Anlage von zusammenhängenden Gräben, Verhauen und anderen Befestigungswerken zu sichern, schien uns versunkenen Jahrtausenden anzugehören, den Zeiten des römischen Limes gegen Germanien und der Hadrianischen und Antoninischen Wälle Britanniens oder der chinesischen Mauer gegen die Mongolen Innerastens. Heut sehn wir ihn wiederum zur Wirklichkeit geworden. Die Franzosen brauchen selbst in ihren Zeitungen für die große gegenwärtige Befestigungslinie, an der, von kleineren Verschiebungen abgesehen, zur Zeit wechselseitig die Angriffswogen zurückgeworfen werden, den Ausdruck „la Muraille", das Wort, das für die chinesische Mauer angewendet wird.

Es ist von unerschöpflichem Interesse, dies merkwürdige Gebilde, das in der Kriegsgeschichte der Welt dauernd berühmt bleiben wird, an den verschiedensten Stellen kennen zu lernen und zu sehen, wie es örtlich verschieden ist, je nach den natürlichen Bedingungen, die dort vorliegen. Wo ich es auch an der Front besuche, ist es von neuem und eigenartig fesselnd. Ich habe dem Leser schon davon erzählt. Jüngst habe ich es nun auch an seinen beiden Enden gesehen, seine beiden mächtigen Schulterwerke, um so zu sagen, oben an der See und unten im Gebirge, in den Vogesen, und will von diesen Fahrten und ihren Eindrücken etwas berichten.

Die doppelte Schützengrabenlinie der beiden kriegführenden Parteien stößt zwischen Westende und Nieuport an die See, so daß genau drei Viertel der belgischen Seeküste in unserer Hand sind, nur das westlichste noch in den Händen der Verbündeten. Dort hat die deutsche Befestigungslinie aber noch kein Ende, sondern sie zieht, gegen Nordosten umbiegend, noch die Küste Belgiens entlang. Sie ist also einige Kilometer länger als die französische. Es gilt hier, das Errungene gegen denjenigen Feind zu verteidigen, den wir am meisten hassen und der unser erbittertster Gegner ist, gegen die Engländer und deren Versuche, durch eine Landung hinter unserer Front uns in den Rücken zu fallen.

Die fast schnurgerade Küste Belgiens mit dem wundervollen Sandstrand, mit der Perlenschnur glänzender Badeorte wie West- und Ostende, Blankenberghe, Heyst, Knocke usw. ist in Friedenstagen eine der Gegenden der Erde gewesen, wo das Lust- und Vergnügungsleben der Gegenwart sich am buntesten und üppigsten entfaltete; die altertümlichen flandrischen Städte des Hinterlandes, wie Gent, Brügge, Ypern, waren Stätten, wo ein still besinnliches Versenken in die wundervollen Schätze alter Kunst und Geschichte dem Wanderer innere Erlebnisse von feinstem, oft traumhaftestem Reiz erwarb. Ich selbst hatte vor langen Jahren beides hier genossen. Wie anders aber, was ich heut dort sah und erlebte!



Generalmajor Wild von Hohenborn, der neuernannte preußische Kriegsminister. Phot. Albert Meyer (Inh. Arth. Schulz, Berlin).



Generalleutnant v. Freytag-Loringhoven, der neuernannte Generalquartiermeister. Phot. Otto Heinrich, Frankfurt a. O.



Generaloberst von Einem. Phot. F. Hundt Nachf. W. Roth, Münster in Westf.



Generalfeldmarschall von Bülow. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



General der Infanterie d'Elsa. Hofphot. Pieperhoff, Leipzig.



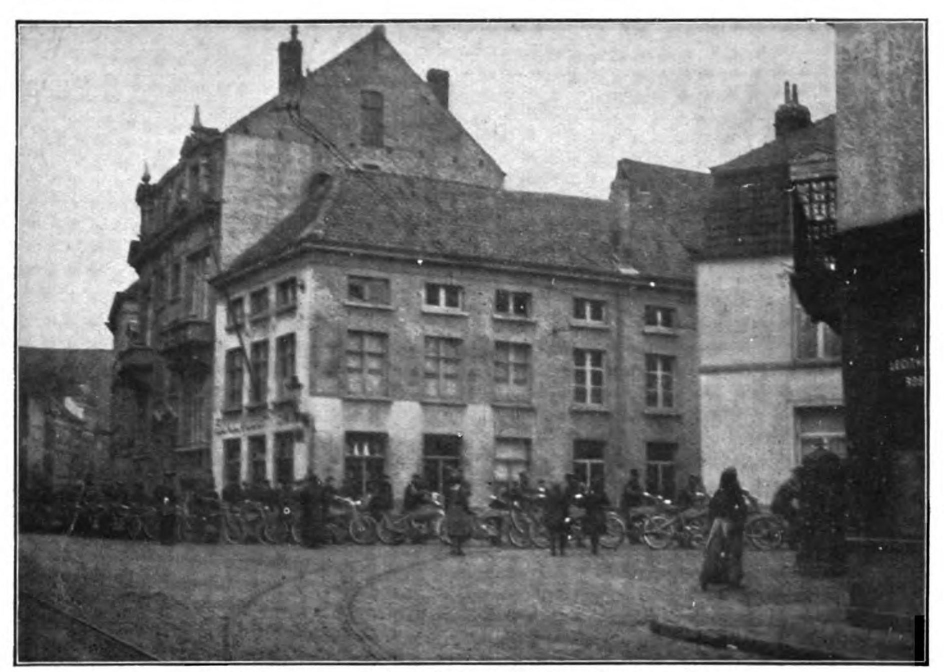
Generalmajor von Gersdorff. Phot. Bruno Wiehr, Dresden.



Gen. d. Inf. v. Mudra erhielt den Pour le Mérite. Phot. Albert Meyer (Inh. Arth. Schulz, Berlin).

Siegreiche Führer auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Brügge insbesondere stand mir vor Augen wie ein seltsam süßes Traumbild, wie eine seit Jahrhunderten in Dornröschenschlummer versenkte Königsstadt. Mit ihren herrlichen alten gotischen Kirchen und Palästen, mit den in zartem Gold schimmernden, reich verzierten Giebelhäusern, mit ihren breiten Straßen und Plätzen und dem trotzigen Belfried, dem mächtigen, festungsartigen Stadtturm, aus den Zeiten stammend, wo sie die Königin der flandrischen Handelsstädte war, die stolze Vermittlerin des Seehandels von Morgen- und Abendland, wo die Herzöge von Burgund ihren üppigen Hof darin hielten und in der Kirche St. Sauveur die Ritter des Goldenen Vließes, des lange vornehmsten Ordens der Christenheit, den Philipp der Gute von Burgund gestiftet hatte, ihr glänzendes Kapitel abhielten; wo in stiller Klause des Hospitals St. Johann Hans Memling voll religiöser Innigkeit seine großen Bilder und kleinen Bildchen schuf, die noch heut so leuchten, als wären sie nicht mit Farben sondern in einer Mosaik von Edelsteinen gemalt, und die noch heut mit ihrer unbegreiflichen Meisterschaft unser Herz zwingen, als hätten wir noch die gläubige Inbrunst und Hingabe der Menschen, zu denen sie damals sprechen sollten. Seit langem aber, seit die immer größer werdenden Schiffe ihre Kais nicht mehr erreichten, ist die Stadt ein unbedeutender Binnenort geworden. Ihr Leben war so gut wie völlig abgestorben; es war abstoßend höchstens in seiner platten Mittelmäßigkeit und provinzialen Häßlichkeit. Alles war hier Zauber der Erinnerung. Wenn am Abend die Schatten der Giebelhäuser länger fielen und statt des kalten, harten Tageslichtes der weiche Goldton der Abendsonne die Arkaden der alten Paläste umspann; wenn die großen Plätze und die langen Straßenzüge, zwischen deren Pflaster das Gras wächst, leer wurden von Menschen und träumende Ruhe über die einsamen Kanäle herabsank; wenn im letzten Abendstrahl die Zweige der Trauerweiden sich in der dunklen Flut spiegelten und die epheuumrankten Fenster verlassener Gartensäle noch einmal heimlich leuchteten, dann begann für den still durch die Gassen Wandelnden die alte Herrlichkeit Brügges zu erwachen. Dann erhob sie sich vor dem inneren Auge, wie jene Stadt auf dem Grunde des Meeres, „altertümlich niederländisch und menschenbelebt“ — der Leser kennt Heinrichs Heines wunderbares Gedicht.



Deutsche Motorradfahrer-Kolonne in einer Straße Brügges.

Wie anders aber war Brügge heute! Die Stadt ist ein wichtiger militärischer Punkt, und so ist sie erfüllt von dem brausenden, großartigen und heißen Leben des Krieges. Wohl stehen die alten Paläste und Bogenhallen wie sonst, wohl ragt der Belfried wie immer über die „Grande Place“ empor und läßt allstündlich sein altes Glockenspiel ertönen, wohl ziehen auch heut noch die Schwäne lautlos über die stillflutenden Wasser der Grachten — aber die alte Traumstimmung von damals fand ich nicht wieder. Der Feueratem der Gegenwart blies die zarten Nebelgespinste der Vergangenheit hinweg. In den Prunkhäusern am Markt hatten deutsche Militärbehörden ihre Amtsstuben eingerichtet, Offiziere aller Grade, Ordonnanzen mit großen Mappen eilten die hohen Treppen auf und nieder, deutsche Militärkraftwagen standen in Reihen um das Denkmal der Sporenschlacht von Courtray, vor dem gotischen Rathaus häuften feldgraue Soldaten Berge von Stroh und Hafer; die „Hallen“, wo einst die Seiden Chinas und die Gewürze Indiens sich mit den feinen Linnen Flanderns und den Pelzen Rußlands begegneten, waren ein deutsches Lazarett geworden, und wollten sich einmal in einsameren Straßen die alten Phantasien wieder hervormachen, so verscheuchte sie der dröhnende Tritt einer marschierenden Truppe oder das wilde Knattern einer hindurchsausenden Kolonne von Motorradfahrern.

Nur eine Stelle schien auch heut gänzlich unberührt vom Sturmwind der gegenwärtigen Zeit: der Beginenhof. Ich suchte ihn besonders auf, weil ich ihn als eine der traumhaften Stätten von Brügge in Erinnerung hatte. Ich ging über die alte Bogenbrücke, durchschritt das einzige Tor, das hineinführt — und fand alles wie sonst. Schweigend im Abenddämmer lag der Platz, über dem Rasen stiegen die Stämme der uralten Ulmen feierlich wie Kirchenpfeiler empor, ihr kahles Geäst bewegungslos in den weißlichen Winterhimmel reckend. Die kleinen bläulich-weiß gestrichenen Häuschen, in denen die Beginen, die alten Spittelweibchen, mit ihren großen Hauben, wohnen, umgaben den weiten Raum; weiße Gardinen an den Fensterchen; hier und da auch Blumen. Aber keine Menschenseele zeigte sich, kein Rauch entstieg den Essen; es war, als lebte dies alles schon längst nicht mehr, es war wie ein Bild oder eine Erscheinung. Doch nein, in einem der Häuschen öffnete sich die gotische Bogentür; ein Mütterchen in Beginentracht trat auf die Schwelle und schüttete den Vögeln ein paar Brosamen hin, die sie geschäftig aufpickten. Sie schaute ihnen geruhig zu, wie sie das seit ungezählten Tagen um diese Stunde getan haben mochte; dann schloß sie geräuschlos wieder die Haustür.

Und nun neben diesen Minuten zeitloser Vergessenheit ein paar andere, die ganz erfüllt waren von dem glühenden Leben der Gegenwart. Kurz darauf — die Nacht war schon hereingebrochen — stand ich auf dem spärlich erleuchteten Bahnhof von Brügge. Auf dem Bahnsteig junge Offiziere, Mannschaften mit dem Käppi der Marinetruppen, abmarschfertig. Lebhafte Bewegung, Plaudern, Lachen, leuchtende Augen voller Erwartung. Es sind Tage voll heißer Spannung, in denen wir stehn; der Feind macht wütende Anstrengungen, um in der von Joffre angekündigten Offensive die „Muraille“ hier im äußersten Nordwesten zu durchbrechen und die Wiedereroberung Belgiens endlich zu beginnen. Neue Truppenmassen werden auch von uns an die Front geworfen. Soeben wird eine Maschinengewehrkompagnie verladen, die schon morgen früh in Stellung sein soll. Eine in mancher Beziehung merkwürdige Truppe, das sogenannte „. . .sche Freikorps“. Ihr junger Führer, ein Mann mit kühn geschnittenem Gesicht, mit dem ich plauderte, befehligte, als der Krieg plötzlich ausbrach, den deutschen Anteil des internationalen albanischen Detachements. Er hatte die Kühnheit, sich dort, unter Mitnahme der englischen Bagage, zu den österreichischen Truppen nach der serbischen Grenze durchzuschlagen, kämpfte ruhmvoll in deren Reihen mit, kehrte dann mit noch sieben Getreuen, vom Kaiser Franz Joseph persönlich ausgezeichnet, nach Deutschland zurück und gründete dort durch Aufruf ein Korps von Kriegsfreiwilligen, großenteils aus Männern von Intelligenz — wie bei Lützows Korps 1813. Darunter waren: ein Balletmeister eines großen Berliner Theaters, ein Realschuldirektor, der Besitzer einer Großbrauerei, Ingenieure u. a. m. So trefflich hatte er die begeisterte Mannschaft eingeübt und ausgerüstet, daß sie vor kurzem mit einem Lob des Prinzen Heinrich in die Marineformationen miteingereiht worden war und heut Nacht ins Feld gehn sollte. In Dampfwolken gehüllt, wie ein fabelhaftes Untier mit glühenden Augen, kam jetzt aus dem nebligen Nachtdunkel langsam der Zug in die Halle teils offene Loren, auf denen unter Leinwandhüllen die Geschütze stehn, teils matterleuchtete Personenwagen, in denen ein Teil des Korps schon sitzt. Ein Rennen, Rufen, Kommandos, Händeschütteln. Rasch werden die noch freien Plätze gefüllt. In den letzten Minuten entdecke ich in der Schar einen vertrauten Bekannten, mit dem ich noch in den Tagen vor der Kriegserklärung daheim täglich Tennis gespielt; er stürzt aus dem

Abteil, ebenso freudig überrascht wie ich: hastige, den Inhalt eines halben Jahres zusammendrängende Fragen, bewegtes Händeschütteln, herzliche Wünsche, Grüße und Abschiedswinke aus dem Wagenfenster. Dann verschlingt der lichtdurchwallte Wasserdampf des fahrenden Zuges sein Antlitz. Aus einem der Wagen ertönt es: „Deutschland, Deutschland über alles"; die andern nehmen das Lied auf, der ganze Zug singt es, und unter seinen Klängen, dem Fauchen der Maschine und dem stählernen Rollen der Räder gleitet er hinaus in die Winternacht, dem Feinde entgegen. — Am folgenden Morgen trug mich der Kraftwagen in kaum viertelstündiger Fahrt selbst zur Küste. Es war ein wundervoller Tag, so wie er zur Stimmung des Ganzen paßte. Schneidender Wind von der See her, jagende Wolkenfetzen am Himmel, dazwischen blauer Äther und scharfer Sonnenschein, dessen helle Flecke über den Boden dahinglitten wie goldene Schleppen. Mein Herz jauchzte, als ich es wiedersah, das ewige, herrliche Meer, mit dem mein Leben so innig verknüpft gewesen ist, dessen Wogen mich in Sturmnacht und in Sonnenrausch bis zu den äußersten Fernen des Erdballs getragen und dessen weltumspannende Weiten dieser Krieg unserm Volke freimachen soll. Es war unsagbar schön, mit dem schnellen Gefährt auf den glatten, mit Klinkern belegten Straßen zwischen Düne und See dahinzufliegen. Zeitweilig peitschten wütende Regenschauer über uns dahin, und ihre Tropfen stachen wie Pfeile die nicht von Brille und Kappe geschützten Teile des Gesichts; dann verschmolz Nebel und Meer in ein einziges rauschendes, zischendes Chaos. Zeitweilig lag lachender Sonnenglanz über allem, und die helle Düne, hier und dort in der Ferne unterbrochen von den schimmernden Häusergruppen der Badeorte, zog sich längs des Meeres dahin wie ein goldenes Band, mit geschnitzten Kleinodien besetzt. Das Meer wälzte sich jetzt goldbraun gegen die Betonquadern der Kais und schäumte in breiten perlenumsäumten Fächern auf den schönen weißen Strand, und erst in weiter Ferne verwuchsen Himmel und See untrennbar in bläulichem Dunst.

Aber auch hier welch ein Unterschied gegen ehedem! Einsam, toteinsam war dies sonst so schiffewimmelnde Meer; kein Mast, keine wehende Rauchfahne kündeten ein Fahrzeug. Und doch wußte man, welch trügerische Einsamkeit das war.

Deutsche Marine-Truppen marschieren über die Grande Place in Brügge.



Seemine, angeschwemmt am flandrischen Strand.

Hinter jenen Nebeln des Horizonts schlichen sie vielleicht gerade in diesem Augenblicke entlang wie Wölfe der See: die englischen Panzer, um eine Lücke zu finden, durch die sie hereinbrechen könnten. Jeden Augenblick konnten dort im blassen Blau, ehe noch anderes der Schiffe für das Auge Form gewonnen, Schüsse aufblitzen und die englischen Riesengranaten herübersenden, von deren Wirksamkeit die kläglichen Trümmer zeugten, in die so viele mächtige Gasthäuser und Pensionsvillen der belgischen Badestädte hier durch die Bombardements — ihrer Bundesgenossen verwandelt worden waren. Aber auch wir hatten uns seitdem gerüstet. So leer die Oberfläche der See war, unter ihr war es anders. Dort in der Ferne des Horizonts, in wechselnder Tiefe, ist's heut voller unheimlicher, dem Grau des Wassers ähnlich gefärbter Eisenbälle, die an Ketten vom Grunde aufsteigen, etwa wie die an Schnürchen steigenden Gummiballons spielender Kinder, der furchtbaren Seeminen, die einen sichernden Gürtel von Tod und Verderben vor unserer Küste ziehen.

Und noch anderes lebt und bewegt sich unsichtbar unter der Hülle der Schaumwogen. Was ist das? Gibt es Zauberei? Noch eben sahen wir auf einer windumsausten Mole stehend, das Meer völlig einsam und leer; und jetzt liegt dicht neben uns am Kai ein schönes, schlankes Schiff, der Stahlleib scharf zugespitzt, in der Mitte überragt von einem nach beiden Seiten wie ein Schiffsbug gebauten Turmdeck! Ein Paar Dutzend kräftiger junger Seeleute stehen darauf und schwenken die Mützen. Ist das Schiff vom Himmel gefallen? Ist's aus der Tiefe des Ozeans emporgewachsen? — Ja das letztere ist es. Eins unserer prachtvollsten Unterseeboote ist auf einer Streiffahrt durch die Nordsee hier aufgetaucht zu einer kurzen Rast im rosigen Licht. Der Engländer weiß, daß sie da sind, und hütet sich.

Aber auch in die Lüfte greifen wir hinauf, um die Stätte zu sichern, wo wir festen Fuß gefaßt haben. „Kommen Sie", sagt der liebenswürdige Marine-Offizier, der mich führt, „steigen sie mit in das Motorboot dort. Unser kühner Wasserflieger . . . probiert gerade ein neues Wasserflugzeug aus, das eben angekommen ist." Auf dem kleinen Schiffchen fegen wir durch die Wellen bis dorthin, wo das Flugzeug auf seinen beiden Bootskufen auf dem Wasser tanzt, anzusehen wie eine große Libelle mit ein paar etwas dicken Schiern an

zwei Beinen. Der Motor beginnt zu surren; langsam gleitet das Fahrzeug über die Wellen, zwei kleine Schaumberge vor sich her drängend. Noch stockt und ruckt der Motor; mit einem Male aber verschwinden die sich drehenden Flügel dem Auge, das Surren schwillt an zu einem wilden dunklen Heulen, und plötzlich schwebt das Gebild von Menschenhand leicht wie eine vom Wind getragene Feder empor, gleitet schrägaufwärts dahin, spielt in Bogen am Himmel, bald senkrecht über uns, sodaß wir einem Bombengruß kaum entgehen könnten, bald fern am Horizont wie ein seltsames Runenzeichen aus ein paar dünnen Strichen am blaugrauen Himmel. Taucht wieder hinab zu den Wellenkämmen und schaukelt sich ein Weilchen auf ihnen wie eine Seeschwalbe, um sich ebenso mühelos wieder zu erheben. Ein wundervoller Anblick!

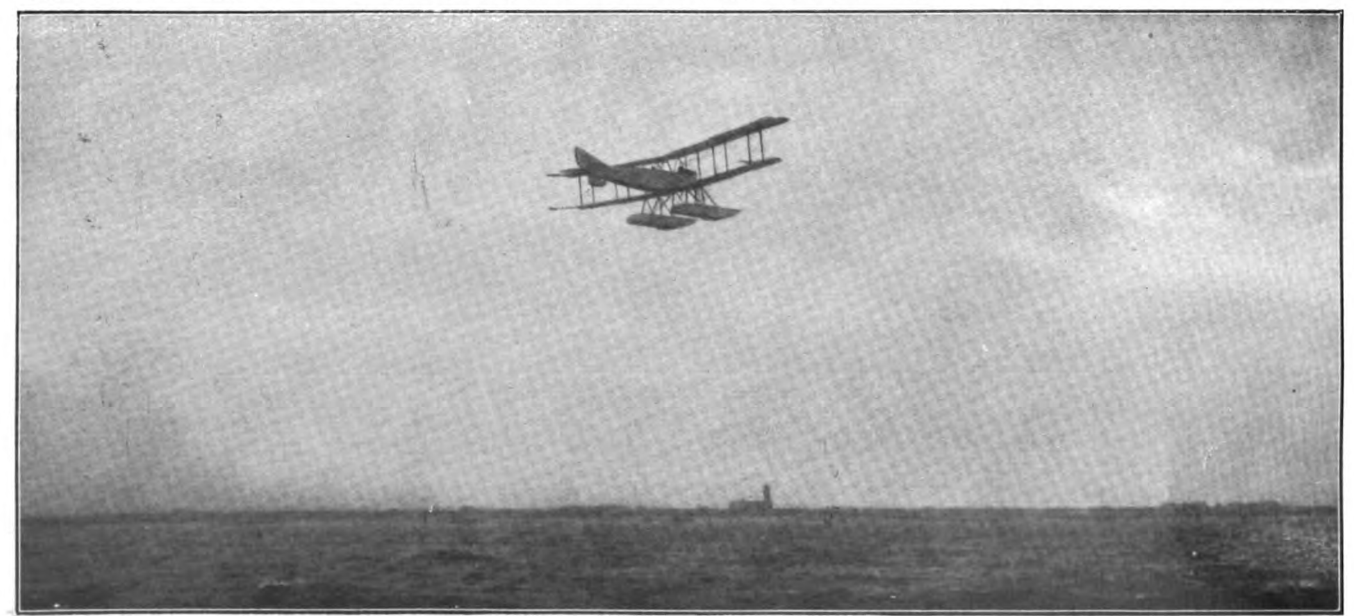


Deutsche Schützengräben in den belgischen Dünen.

Also einsam ist die See in Wahrheit doch nicht. Und auch der Strand ist es nicht, so verlassen er auf den ersten Blick auch ausschaut. Zuerst ist man ganz betroffen, wenn man das bunte, brausende Leben in Erinnerung hat, das sich sonst auf diesem unvergleichlichen weißen Badesand am Rand der Wellen, das sich auf den prächtigen Uferstraßen, vor und in den üppigen Gasthäusern, Kursälen, Badevillen abspielte. Nichts, aber auch keine Spur heut davon, die sonst doch auch im Winter nicht fehlte. Kein Mensch auf dem elfenbeinfarbenen Sammet des Strands, keiner auf den glänzenden „Digues", die Häuser der Badeorte an der See verlassen, verschlossen. Und es ist sehr wohlgetan, daß auf dem weißen Ebbestrand, den die letzte Sturmflut poliert hat, kein schlendernder Fuß wandelt, denn in dem Sande betten sich hier und dort, zuweilen bis in den Zünder verschlämmt, losgerissene Seeminen, und wer unvorsichtig einer solchen „zunahetritt" — dessen Bestandteile dürften eine Sekunde später für keinen Preis der Welt wieder zusammenzubringen sein. Gehn sie doch sogar manchmal auf noch unerklärte Weise von selber los. Unser Bildchen zeigt einen solchen unbehaglichen Gesellen, den ich dort — nicht ohne einen gewissen Respekt — photographiert habe. Man hatte, um Unbedachtsame zu warnen, einen Kranz von Fässern herumgelegt; aber die folgende Flut hatte die Mine aus der Mitte heraus in den Kranz hineingeschwemmt, sodaß es aussah, als führte sie mit diesen einen fröhlichen Reigentanz auf.

Unbewohnt waren in der Tat die meisten Häuser am Strand, aber doch nicht alle. In einigen hausten die Stäbe und Kommandos unserer Marine. Sie genossen mit Behagen den raffinierten „Komfort" der im Frieden teuersten Zimmer, und in den durch die Ordonnanzen in Betrieb gesetzten Gasthäusern hatten sie ihre glänzenden Kasinos und erfreuten sich der trefflichen Küchen und Keller. Es erhöhte nur den Reiz der Lage, in bequemen Klubsesseln an den großen Spiegelscheiben nach der See zu sitzen und dabei zu wissen, daß allerdings jeden Augenblick eine Granate vom Horizont her diese Spiegelscheiben beschädigen konnte — wenn eben der Feind es darauf ankommen ließ den Minengürtel mit entsprechenden Opfern zu durchbrechen. Das aber ist es gerade, was die Tapfern hier nur wünschen, seit wir auch darauf vorbereitet sind. Einsam sieht von weitem auch die gelbe, windzerzauste Düne aus, die ganz Belgiens Küste begleitet. In der Nähe gewahren wir, daß auch sie von heimlichem Leben wimmelt. Von einer Schar zahlloser Maulwürfe und Wühlmäuse ist sie überall durchhöhlt, von Schützengräben durchzogen, deren schöner trockner Sand mit Flechtwerk und Brettern befestigt ist. Der auf der Seeseite Wandelnde gewahrt wenig davon. Nur hier und dort ragt die Mündung eines Geschützes über den mit Strandhafer bewachsenen Rand, schaut der Lauf eines Maschinengewehrs durch den Schlitz eines sandfarbenen Stahlschildes. Von der Landseite her aber sieht man die Dünenwand ganz durchlöchert von den Eingängen zu den bombensicher gemachten Unterständen. Hier hausen unsere Seesoldaten wie ein urtümliches Volk in einer Höhlenstadt. Zwischen ihren Wohnungen gewahrt man auf Betonbettungen die riesigen Ungeheuer unserer Küstenbatterien, die auf die See hinaus spähen wie sicherndes Wild. Ein einziger Wall von Eisen und Feuer ist heut die scheinbar so einsame Küste.

So, lieber Leser, schaut unsere Stellung an der See aus. Nun möchte ich dich mit einem mächtigen Sprunge hinüberführen zu ihrem anderen Ende, in den Vogesen. Davon im nächsten Feldpostbrief.



Deutsches Wasserflugzeug über der Nordsee.

Verse aus der Zeit. Von Fritz Döring.

I.

Heilige Not ... heilige Not!
Unsre Jugend küßt der Tod!
Schauernd bebt im Opferbrande
Herz um Herz im deutschen Lande.
Laß sie brennen! Laß sie bluten!
Läutre sie durch Schmerz und Gluten!
Schmied' aus Weh und Kriegesfrone
Unsrer Zukunft goldne Krone!

II.

Gott, gib uns Sieg —
Doch gib ihn nicht zu leicht,
Auf daß nicht Hochmut unser Herz beschleicht!
Wir wollen einst, wenn Friedensfahnen wehn,
Stolz und gefaßt, um unsre Toten trauernd,
Das Haupt erhoben, doch in Tiefen schauernd,
Mit stillem Ernst an unsre Arbeit gehn!

In russischer Verbannung. II.

Es war Sonnabend, der 15. August, als wir nach viertägiger Fahrt auf der Wolga müde und abgespannt in Samara ankamen. Samara ist die Hauptstadt des Gouvernements Samara und liegt am östlichen Ufer der Wolga, am Einfluß der vom Ural her kommenden Samara in die Wolga. Die Stadt liegt auf einer abgeflachten Anhöhe, deren Abhänge jäh zum Fluß herabfallen und so ein steiles Ufer bilden. Die Einwohnerzahl ist recht beträchtlich und beläuft sich auf 150000 Menschen. Samara bietet den typischen Anblick einer modernen südrussischen Großstadt. In wunderlichem Gemisch findet man hier unmittelbar nebeneinander die größten Gegensätze: eine Hauptstraße, breit angelegt, mit schönen Bürgersteigen, durchweg asphaltiert und mit guter, ausreichender Beleuchtung, auf beiden Seiten große, ja prächtige Steinbauten, Läden mit riesigen Schaufenstern, glänzende Kaffees und Konditoreien, Kinotheater, die mit ihren Lichtreklamen ein Meer von Licht um sich ausbreiten, und die ganze Straße — besonders in den späteren Nachmittags- und Abendstunden — durchflutet von einem ungeheueren Menschenstrom, der oft nur ein langsames Vorwärtskommen erlaubt, — kurzum ein Bild, das an das modernste Berlin des 20. Jahrhunderts erinnert. Und dann eine Straße weiter — und ein ganz anderes Bild steht vor einem, wie man es in seiner ganzen unsagbaren Trostlosigkeit eben nur im Süden Rußlands erblicken kann: eine Straße, die kaum den Namen verdient, nur teilweise gepflastert, überall der unglaublichste Schmutz, rechts und links ein paar armselige, halbzerfallene Holzhäuser, und wenn die Dunkelheit hereinbricht, herrscht hier eine wahrhaft gefährliche und unheimliche Finsternis, durch die man nur selten ein paar scheue zerlumpte Gestalten huschen sieht. Und dieses ist das charakteristische Bild fast der gesamten, sehr umfangreichen Stadt; denn außer der Hauptstraße sind nur noch einige wenige Verkehrsstraßen in einem leidlichen Zustand. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Russen, die man teils in ihrer Nationaltracht, teils in westeuropäischen Kleidern neuester Machart sehen kann; daneben besteht eine ziemlich zahlreiche evangelisch-lutherische Gemeinde, die sich aus Deutschen, Letten und Esten zusammensetzt, die aus dem Westen Rußlands eingewandert sind. Und außer diesen nun noch die Vertreter orientalischer Völkerstämme: da findet man Tscherkessen mit ihren langen, patronenbesetzten Röcken, hohen Mützen und den langen Dolchen quer über der Brust, Tataren mit ihren Gurkas, Kosaken, Perser, Türken und noch manche andere fremdartige Gestalten. Das Klima Samaras ist nicht gerade ungünstig: heiße und lange Sommer, kurze und kalte Winter. Das aber, was den Aufenthalt dort so sehr verleiden und in hohem Grade gefährden kann, ist der ewige, entsetzliche Staub, der in der Lage der Stadt auf einer ungeschützten, sandigen Hochebene seine Ursache hat. Die hygienischen Verhältnisse der Stadt sind die denkbar schlechtesten; Kanalisation, Wasserleitung und dergleichen sind nicht vorhanden. Im allgemeinen konnte man aber wohl bemerken, daß in den letzten Jahren Kräfte am Werke waren, die darauf abzielten, die Stadt aus ihren nur allzu mittelalterlichen Zuständen in menschenwürdigere Daseinsformen überzuführen und mit den Errungenschaften neuzeitlicher Fortschritte zu versehen. Durch den Krieg wurden natürlich alle diese Arbeiten unterbrochen und lahmgelegt. —

Die erste und wichtigste Frage für uns war zunächst die des Unterkommens. Da wir in der fremden Stadt nicht Bescheid wußten, nahmen wir uns einen Iswostschik (Fuhrmann) und befahlen ihm, uns zu dem besten Hotel zu fahren. Unsere Erwartungen waren, nach all den bisherigen Erfahrungen, gewiß nicht zu hoch, aber als wir nun vor dem „besten" Hotel vorfuhren — ich weiß nicht mehr, welch vornehmen Namen es führte — da überlief uns doch ein gelindes Gruseln; denn was wir da vor uns sahen, glich viel mehr einer Räuberhöhle, als einem Hotel. Schon erschien auch der „Portier" und machte Miene, kurzerhand unser Gepäck zu ergreifen und wegzuschleppen. Aber nun wurde es uns zuviel; in einer Art Todesangst riefen wir dem Iswostschik zu, schleunigst die Flucht zu ergreifen und uns in ein anderes Hotel zu bringen. Zuerst schien er das durchaus nicht zu verstehen, erst als wir deutlicher und gröber wurden, gehorchte er. Der Türhüter, der seine schon erwachten Hoffnungen wieder schwinden sah, machte ein Gesicht, das von Erstaunen und Verblüffung sehr rasch zur hellen Wut und Verzweiflung überging; und als er uns dann endlich entfliehen sah, mag sich seinen Lippen wohl ein kräftiger Fluch über die „verdammten deutschen Hunde" entrungen haben. Wenige Minuten später hielten wir wiederum vor einem Hotel, und diesmal war unser Erstaunen womöglich noch größer als vorher. Wir befanden uns vor einem ganz modernen Hotelpalast, der einer westeuropäischen Hauptstadt keine Schande gemacht hätte. Es war das „Hotel National", ein riesiges Gebäude mit mehr als 300 Fremdenzimmern, mit zwei Aufzügen und mit jeder Bequemlichkeit, die man in Südrußland überhaupt nur erwarten kann. Warum uns unser edler Fuhrmann nicht sofort hierher gebracht hatte, ist gewiß nicht schwer zu durchschauen.

Wir hofften, uns zunächst einmal gründlich ausruhen und von den Anstrengungen der Reise erholen zu können. Aber kaum hatten wir abgelegt, so klopfte es an unserer Zimmertür, und der Portier des Hotels erschien, um nach unserem Reisepaß zu fragen. Er eröffnete uns, daß wir um 5 Uhr nachmittags, also nach etwa einer Stunde, in der Gendarmerie-Kaserne erscheinen müßten. Nachdem wir ihn durch einige Rubel freundlicher gestimmt hatten, erzählte er uns folgendes. Die ersten Deutschen, natürlich lauter Zivilpersonen, waren vor drei Tagen in Samara angekommen. Die Ärmsten glaubten nun, hier in Ruhe und auf freiem Fuß, wenn auch mit einigen notwendigen Beschränkungen, weiter leben zu dürfen. Die russische Regierung hatte jedoch inzwischen eine Verfügung erlassen, daß alle männlichen, zum Militärdienst tauglichen Zivilpersonen von 18 bis 45 Jahren als Kriegsgefangene angesehen und behandelt werden sollten. Diese Bestimmung wurde von den Behörden mit der größten Strenge und Härte ausgeführt. Den eben Angekommenen und von der weiten und anstrengenden Reise Erschöpften wurde befohlen, innerhalb einer Stunde auf der Polizei — oder in der Gendarmerie-Kaserne — zu erscheinen. Die Nichtsahnenden leisteten selbstverständlich diesem Befehl Folge und kamen, so wie sie standen und gingen, ohne Gepäck und ohne weitere Geldmittel, wenn sie überhaupt noch solche hatten. Zu ihrer größten Überraschung wurden nun die Männer zwischen 18 und 45 Jahren ohne weiteres festgenommen, von ihren Angehörigen getrennt und abgeführt. Eine ärztliche Untersuchung fand hierbei nicht statt, und daß unter diesen Umständen auch viele Kranke und zum Teil sogar Schwerkranke dasselbe Geschick teilen mußten, versteht sich von selbst. Was dann aus ihnen wurde, war zunächst unbekannt. Es hieß, sie würden sofort weiter verschickt, irgendwohin in den Ural. Die Verzweiflung und den Jammer der Angehörigen, besonders der jungen Frauen und kleinen Kinder, kann man sich nur schwer vorstellen. In vielen Fällen ohne jegliche Geldmittel und ihres Beschützers beraubt, liefen sie weinend und händeringend umher und wußten nicht, was sie beginnen sollten.

Ich selbst hoffte immerhin, auf freiem Fuß gelassen zu werden, da ich infolge mehrerer Operationen an einem Bein stark lahmte und nur mit Hilfe eines Stockes gehen konnte. Aber trotzdem war es gar nicht ausgeschlossen, daß ich dennoch für „kriegstauglich" befunden und dementsprechend behandelt werden würde. So erschien ich denn schweren Herzens und auf das Schlimmste gefaßt mit meiner Frau pünktlich um 5 Uhr auf dem Hof der Gendarmerie-Kaserne und — hatte wiederum Glück. Vielleicht mag der Umstand, daß meine Frau ausgezeichnet Russisch sprach und früher russische Untertanin gewesen war, einigermaßen zu unseren Gunsten gewirkt haben. Ein alter, sehr freundlicher Gendarmerieoberst kam uns auf halbem Weg entgegen, erkundigte sich nach meiner Krankheit und befahl unverzüglich meine Freilassung. Der ganze Hof war angefüllt mit einigen hundert jungen Männern, Deutschen und Österreichern. Sie standen in Reih und Glied, und ein Offizier mit einer Liste in der Hand rief in schauderhaftem, oft kaum verständlichem Deutsch ihre Namen auf, worauf dann scharf und kurz ein „Hier!" ertönte. Es waren lauter kriegsgefangene Zivilisten, und ich sah noch, wie sie aus dem Hof abmarschierten, wahrscheinlich zum Bahnhof, um von dort aus weiter geschoben zu werden. Unter ihnen erblickte ich manche bekannte Gesichter: es waren meine Reisegefährten

vom Viehwagen und vom Dampfer, denen jetzt aller Mut geschwunden zu sein schien; still und traurig, aber gefaßt gingen sie ihrem unbekannten und gewiß nicht leichten Schicksal entgegen.

Noch während der Reise nach Samara hatte ich ganz zufällig in einer russischen Zeitung einen Erlaß des Ministeriums gelesen, demzufolge allen deutschen und österreichisch-ungarischen Untertanen, die nicht zu den Kriegsgefangenen gehörten, die Rückkehr in ihre Heimat über neutrale Länder gestattet sei. Ich beschloß nun sofort nach meiner Freilassung, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen. Am nächsten Morgen begab ich mich auf die Hauptpolizei, es gelang mir auch, den Pristaw (Polizeimeister) zu sprechen, und ich erklärte ihm mein Anliegen. Aber kurz und barsch behauptete er, eine solche Bestimmung sei hier nicht bekannt, und kein Deutscher dürfe Samara verlassen. Vorläufig war also nichts zu machen, und es blieb jetzt nur noch ein einziger und letzter Weg übrig. Noch an demselben Tag schrieb ich an den Botschafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Petersburg, Herrn W., und bat ihn unter Erklärung der Sachlage bei der russischen Regierung für mich und meine Frau die Erlaubnis zu erwirken, aus Gesundheitsrücksichten Rußland verlassen zu dürfen. Nach einigen Tagen erhielt ich eine sehr liebenswürdige Mitteilung, daß mein Gesuch der Regierung vorgelegt worden sei, die Antwort aber noch ausstehe. Wer russische Verhältnisse kennt, weiß, wie lange die Regierung schon in ruhigen Zeiten dazu braucht, eine Antwort zu geben — und nun gar im Kriege! Wochen, ja Monate konnten darüber hingehen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als in Geduld darauf zu warten. —

Wir verlebten nun fünf Wochen in einem ewigen Einerlei und in drückender Ungewißheit. Ich muß gestehen, daß alle, die in Samara verbleiben durften, von den russischen Behörden mit Schonung und Rücksicht behandelt wurden. Man konnte sich in der Stadt frei bewegen, durfte wohnen und leben wo und wie man wollte, und war einzig und allein dazu verpflichtet, sich wöchentlich einmal auf der Polizei zu melden — und selbst hierauf wurde nicht allzu streng gesehen. Mit Leichtigkeit konnte man Erlaubnis zu Ausflügen in die Umgebung der Stadt und sogar zu größeren und längeren Reisen in entferntere Gegenden bekommen. Der Gehilfe des Pristaw, der die ganze polizeiliche Leitung und Beaufsichtigung unter sich hatte, war sicherlich kein Deutschenfreund; aber er war ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und die Verbannten wenigstens mit Anstand und Rücksicht behandelte. Dafür verlor er auch nach kurzer Zeit seine Stelle! — Die Bevölkerung verhielt sich den zahlreichen Deutschen gegenüber im allgemeinen ruhig und zurückhaltend, und, mit einigen wenigen Ausnahmen geringfügiger Natur, habe ich von keinen Ausschreitungen gehört. Viel trug hierzu einmal die öffentliche Bekanntmachung bei, daß jeder, der Angehörige feindlicher Staaten irgendwie belästige, sofort kriegsgerichtlich verurteilt werde, und dann und vor allem die strenge und für Rußland einfach bewunderungswürdige Durchführung des Alkoholverbotes. Ich erinnere mich nicht, in dieser ganzen langen Zeit auch nur einen einzigen Betrunkenen gesehen zu haben, und was das bedeutet, kann nur der ganz und voll beurteilen, der die russischen Zustände vor dem Alkoholverbot kannte. —

Was sich auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen ereignete, erfuhren wir nur durch russische Zeitungen. Bis zu welchem Grad von Hochmut und Unverschämtheit sich die Presse, besonders in der Provinz, verstieg, ist unglaublich; auf der einen Seite Schmähungen und Hetzartikel der niedrigsten und gemeinsten Art gegen die feindlichen Länder, auf der anderen maßlose Verherrlichung der „hohen russischen Kultur und Zivilisation“. Kein Tag verging, an dem nicht aufreizende Berichte über die grausame Behandlung der in Deutschland zurückgehaltenen Russen in den Blättern zu lesen waren. Angeblich von dort Zurückgekommene entblödeten sich nicht, mit voller Namensnennung ihre „Erlebnisse“ zu veröffentlichen, die nichts anderes darstellten als eine Zusammenstellung der widerlichsten Roheiten und Greueltaten. Aber trotz ihrer beispiellosen Verlogenheit und trotz der größten Anstrengungen gelang es der Presse nicht, die Bevölkerung von Samara in eine kriegsbegeisterte Stimmung hineinzutreiben. Das Volk verhielt sich im großen und ganzen ziemlich gleichgültig und nahm die ewigen Siegesnachrichten kühl und frostig auf. In den Kreisen der unparteiisch denkenden Gebildeten, ganz besonders aber in Kaufmannskreisen, war man dem Krieg entschieden abgeneigt. Mehr als einmal erklärten mir Russen, das, was Rußland brauche, sei Freundschaft, ja sogar ein Bündnis mit Deutschland und nicht Krieg. Auf England war man gar nicht gut zu sprechen. Und ganz anders, wie die hochtönenden Zeitungsberichte, klang das, was man sich gegenseitig leise zuraunte: die russische Armee in Ostpreußen sei vollständig geschlagen worden und hätte sich mit einem Verlust von mehreren Armeekorps fluchtartig zurückziehen müssen. Es handelte sich um die geradezu fürchterliche Niederlage bei Tannenberg. —

Allmählich trafen auch die ersten Gefangenen vom Kriegsschauplatz ein, zuerst zahlreiche Österreicher, meistens slawischer Herkunft, die dann als slawische Brüder mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurden, und dann auch einige Deutsche — verwundete Preußen. Die Verwundeten blieben in Samara in Militärlazaretten und wurden, zusammen mit den russischen Verwundeten, mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Sie erhielten oft Besuch, sowohl von den deutschen Verbannten, wie auch von den russischen Damen aus der Stadt, die ihnen ebenso, wie ihren eigenen russischen Verwundeten, Geschenke brachten. Auch hier wieder offenbarte sich das mitfühlende russische Herz in zahlreichen Taten der Nächstenliebe — ja der Feindesliebe.

So verflossen fünf Wochen — ach, wie langsam! Und doch — all das, was ich in diesen Tagen erleben mußte, hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck bei mir hinterlassen.



Frau Dr. Reimer aus Tapiau, die bei einer Division als weiblicher Chauffeur den Feldzug mitmacht, wurde in Anerkennung ihrer Fahrten das Eiserne Kreuz verliehen. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Unser neuer Sieg in Ostpreußen.

Man darf wohl sagen, daß unser Volk ein bewundernswertes Beispiel der Geduld bietet. In ernster und unermüdlicher Arbeit, in unbedingtem Vertrauen zu den Führern unseres Heeres und unseren heldenhaften Kriegern, harren wir unverdrossen den Ereignissen entgegen, die uns den endgültigen Sieg und mit ihm den Frieden vieler Jahre bringen werden. Und ob auch oft die Berichte von der Front nur dünn sind, nehmen wir diese Nachrichten unseres Generalstabs mit unerschütterlicher Zuversicht hin. Wir wissen: es kommt der Tag — unser Tag. Durch solch Stillesein und Hoffen sind wir stark und sind gewiß, daß wir auch wiederum Kraft und Zuversicht an unser Heer abgeben, wie uns von ihm reiche Kraft und Zuversicht kommt. Und darum äußert sich jetzt auch unsere Freude in der Reichshauptstadt und sonst im Lande über neue Siege nicht mehr in der lauten, jauchzenden, triumphierenden Weise der ersten Wochen des Krieges. Wir hören die Kunde, wir lassen die Fahnen wehen und die Augen leuchten, wir schicken unseren Dank zum Himmel, wir bitten um weitere glückliche Fortschritte. So war es auch am Freitag abend voriger Woche. Dicker Nebel wälzte sich durch die Straßen Berlins. Die Augen der Kraftwagen waren ohne Glanz, alle Geräusche gedämpft; die Laternen der Läden schimmerten blutrot durch das flimmernde Grau. Da brachten die Zeitungen die Botschaft von dem großen Siege über die Russen, 26000 Gefangene, viel Kriegsmaterial erbeutet! Froh und still stiegen wir die Treppen in die Höhe, die Fahne hinauszustecken. Am anderen Morgen leuchtete die Sonne. Der blaue, klare Himmel stand über dem Schwarz-Weiß-Rot, und die Schulen gaben frei. Das war nun der dritte große Sieg über die Russen im Gebiet der Masurischen Seen! Hindenburgs geniale Kriegskunst hatte die schwerfälligen Massen wieder einmal mit sicherem Griff gefaßt. Schon vor Wochen hatte der russische Generalissimus etwas von einem neuen großartigen Kriegsplan verlauten lassen, bald nachdem der französische Höchstkommandierende, General Joffre, die Einleitung einer neuen Offensive angekündigt und die Russen bei Lodz tüchtige Hiebe bezogen hatten. Er tat sehr geheimnisvoll und ließ bescheiden durchblicken, daß dieser neue Plan mit **einem** Schlage die Kriegslage nicht nur zugunsten der Russen, sondern zugleich ihrer Verbündeten entscheiden würde. Und in Frankreich steckte man tuschelnd die Köpfe zusammen: abwarten, bald fällt im Westen die große Entscheidung. Unserer Heeresleitung war dieser so heimlich betriebene Kriegsplan längst bekannt, und sie bereitete sich rechtzeitig darauf vor. Die Russen hatten augenscheinlich von ihren Verbündeten gelernt und leiteten im Norden gegen unsere Stellungen in Ostpreußen und im Süden gegen Ungarn umfangreiche Operationen vor, um die Flanken unserer ungeheuren Front zu umgehen und zu fassen. Gut ausgedacht vielleicht, aber jämmerlich ausgeführt, mit dem Ergebnis nämlich, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen



Beobachtungsposten an der ostpreußischen Grenze.

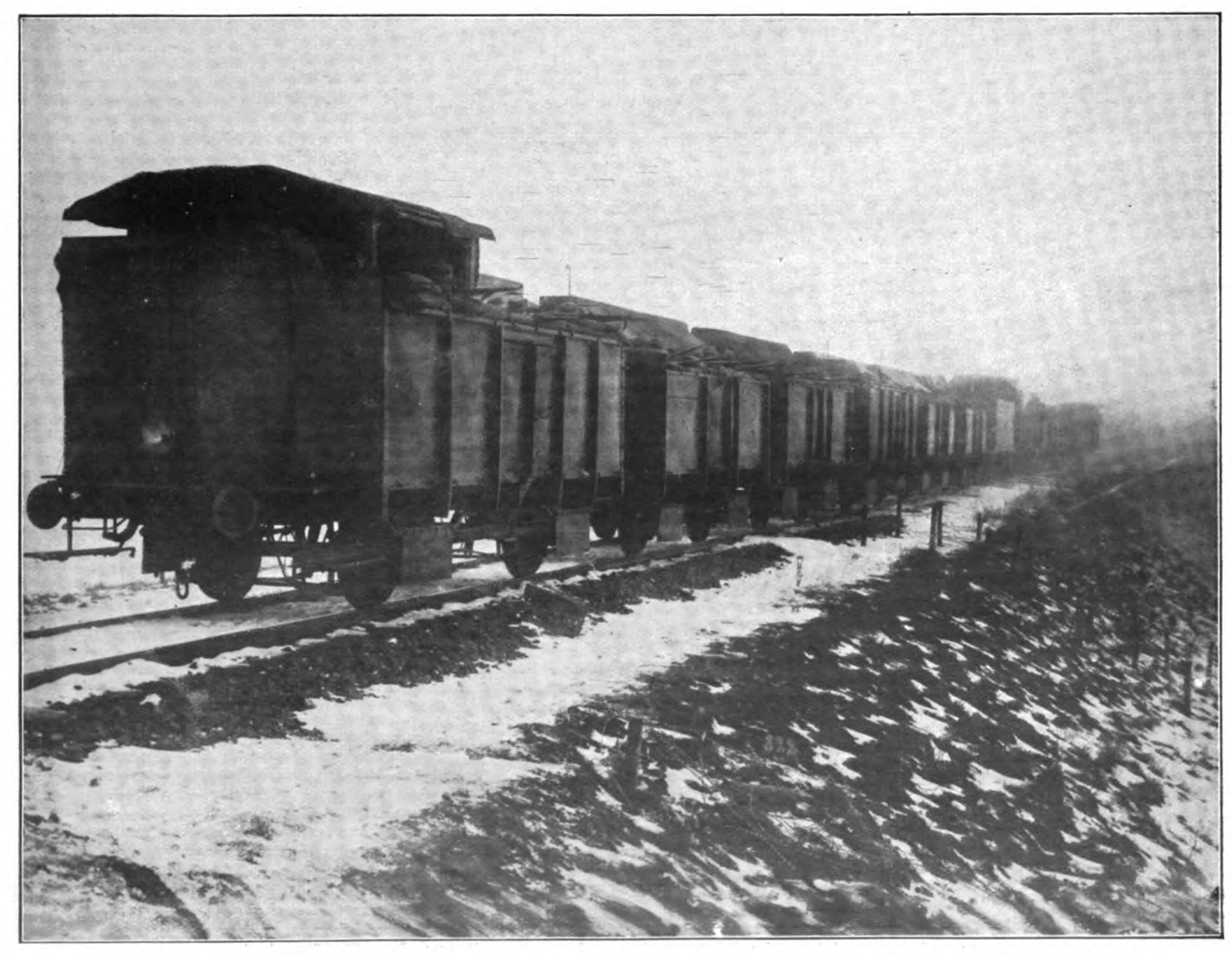


Unsere tapferen Landstürmer im Schützengraben an Ostpreußens Grenze. Phot. A. Kühlewindt.



Scheinwerfer in Stellung.

Truppen rechtzeitig diese Bewegungen und Angriffe nicht nur parieren, sondern zum Gegenschlage und zur Umfassung ihrerseits ausholen konnten, Maßnahmen, deren erste schöne Früchte bereits unten in den Karpathen und jetzt in Ostpreußen, hier mit ungleich größerer Wucht als da unten, gepflückt wurden. In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, sind die Kämpfe jenseits der ostpreußischen Grenze noch im Gang und lassen auf weitere Erfolge hoffen. Jedenfalls sind unsere Truppen in ununterbrochenem Vorgehen, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Damit ist auch die Offensive gegen Ostpreußen, die das russische Zentrum entlasten sollte, endgültig, wie wir annehmen dürfen, gescheitert. Zugleich gehen wir südlich Mlawa an dem rechten Ufer der Weichsel vor, und wir wollen hoffen, daß die russischen Massen den in ihrer Presse schon angedeuteten Rückzug in die sogenannte zweite Verteidigungsstellung Lomsha=Brest Litowsk, daß hieße, mit der Aufgabe von Warschau, beziehen werden. Was für Wirkungen solche Rückzugsbewegung auf die inneren Zustände des Reiches haben könnte, läßt sich nicht absehen. Vorläufig wollen wir uns froh des Sieges freuen, den uns die geniale Führung Hindenburgs wieder beschert hat und der diesmal unmittelbar unter den Augen unseres obersten Kriegsherrn errungen wurde.



Ein Panzerzug benutzt den Winternebel, um einen von den Russen bedrohten Landstrich zu durchfahren. Phot. A. Kühlewindt.

Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit Aufnahmen vom Verfasser.

Ich hatte dem Leser in meinem letzten Brief das am Meere gelegene Ende der großen deutschen Stellungslinie auf dem westlichen Kriegsschauplatz geschildert und wollte ihn nun bitten, mit mir hinüberzuwandern nach dem anderen, dem in dem Vogesengebirge. Diese Reise kann heut zu Tage bereits in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den von uns eroberten und wiederhergestellten belgischen und französischen Eisenbahnen zurückgelegt werden. Es ist das eine garnicht genug zu bewundernde Leistung unserer Eisenbahntruppen. Bei der großen Flucht der Heere der Verbündeten ist es überall ihre Sorge gewesen, soviel wie möglich alle Brücken hinter sich zu zerstören. Es ist geradezu erschreckend, was für Werte hierbei, oft in ganz sinnloser Weise, vernichtet worden sind. Das ganze wunderschöne Maastal hinauf, von Lüttich an, soweit wie der Krieg es berührt hat, ist beinahe jede Brücke zersprengt, und man gewahrt überall die Bilder der je nach ihrem Gefüge zu formlosen Haufen lockerer Trümmer in sich zusammengesunkenen oder in einzelnen Riesenblöcken auseinandergeborstenen und schief im Strom liegenden Pfeiler, die schräg ins Wasser hineinlaufenden Fahrbahnen oder die frei in der Luft, ihrer Unterlage beraubt, oft aber noch mit den daransitzenden Schwellen von Ufer zu Ufer hängenden Eisenbahngeleise. Heut, wo das angeschwollene Hochwasser wild durch die verengerten Durchlässe strudelt, ein doppelt phantastischer Anblick. Ähnlich wie an der Maas ist es auch anderswo. Besonders eifrig mit Brückenzerstören sind die Gegner immer in den Ländern ihrer Verbündeten gewesen: die Franzosen bei den Belgiern, die Engländer bei den Franzosen! Wo es sich um gewöhnliche Straßenbrücken handelte, war das meist ein ziemlich kopfloser Vandalismus gewesen, denn unsere ausgezeichneten Pioniere haben hier jedesmal in ein paar Tagen neben der zerstörten eine Kriegsbrücke ausgeführt, die für unsere Kraftwagen, Transportkolonnen und marschierenden Truppen genau so leistungsfähig war, sodaß unsere Operationen nirgends nennenswert aufgehalten wurden. Anders war es mit den großen Eisenbahnbrücken. Sie waren naturgemäß nicht so rasch zu ersetzen, und ihr Fehlen hat den Eisenbahnverkehr hinter der Front naturgemäß lange schwer behindert. Die systematische Sprengung der wichtigeren Eisenbahntunnel trug auch dazu bei. Mit der geradezu alles bedenkenden Umsicht und der zähen, vor keinem Widerstand zurückschreckenden Energie, die alle Maßnahmen unserer Heeresleitung kennzeichnet, haben wir uns sofort, sobald unsere kämpfende Armee einen Landesteil eben besetzt hatte, daran gemacht, diese Brücken und Tunnel wiederherzustellen oder zu ersetzen. Neue Eisenbahndämme wurden aufgeschüttet, neue Pfeilerfundamente in den quirlenden Strom hineingesenkt, ganze Wälder gehauen, um aus riesigen Baumstämmen Brückenpfeiler herzustellen, die riesige eiserne T-Träger und auf diesen die Eisenbahnschienen fahrtsicher tragen konnten. Die Tunnel wurden wieder ausgegraben, mit Balken gestützt, mit Brettern verschalt. Alles Werke, die auch durch ihre Schnelligkeit das Staunen der Kenner erregen. Wo es sich als untunlich erwies, Tunnel wieder freizulegen, hat man es vorgezogen, lange Umgehungsbahnen zu bauen. So ist auf den Hauptbahnen zurzeit fast überall der Verkehr wiederhergestellt und arbeitet mit einem regelmäßigen Fahrplan — wenn auch natürlich der Privatverkehr im Operations- und Etappengebiet ausgeschlossen ist und man nur mit Erlaubnisscheinen der Militärbehörden die Bahnen benutzen kann. Für unsere Feldzugsarbeit ist das ein Ergebnis von allergrößtem Wert. Es erleichtert die Verschiebung der Truppenmassen, die Heranführung von Proviant und Munition, hilft uns den wertvollen Gummi der Kraftwagen sparen, dient auch in großartigem Maßstabe dazu, die wirtschaftlichen Werte der eroberten Gebiete, ihr Vieh, ihr Getreide, ihre Wolle und was sonst für unser Volk, dem man den Weltverkehr sperrt, von großer Bedeutung ist, in die Heimat zu schaffen.

Wenn man auf diesen neuen Eisenbahnen hinter der Front dahin fährt, so erfreut nicht nur die rasche Tatkraft, mit der das erreicht ist, sondern auch die zähe Gewissenhaftigkeit, mit der unsere Verwaltung bei diesem Provisorium nicht stehn bleibt. Es ist, als ob wir uns überall endgültig einrichteten. Neben den vorläufigen Bauten sehen wir bereits neue, gediegenere im Gange, mit festeren Pfeilern, mit großen modernsten Eisenkonstruktionen, von den deutschen Unternehmerfirmen, denen die einzelnen Bauten übertragen sind, auf den wiederhergestellten Bahnen selbst herangeführt. Und dieser ganze erweiterte Verkehr wird mit deutschen Lokomotiven und Wagen aufrecht erhalten. Schon heute kann man mit deutschen D-Zügen in fahrplanmäßig ununterbrochener Fahrt von Lodz nach Lille reisen. Im Süden mündet dieser militärische Bahnverkehr hinter der Front in das bestehende deutsche Bahnnetz von Elsaß-Lothringen ein. Über Straßburg und Metz eilen wir auf ihm den Vogesen zu.

Die deutsch-französische Grenze lief vor dem Kriege in den Vogesen so, daß sie vom Fuße des deutschen Donenberges südwärts, d. h. auf der ganzen Erstreckung des Gebirges, ungefähr seiner Haupterhebung folgte. Wir legten, wie bekannt, in den Anfängen des Feldzugs die ganze Wucht unseres Angriffsstoßes auf den Norden, auf Belgien und Nordfrankreich, und begnügten uns im äußersten Süden mit einem Grenzschutz, während die Franzosen ihrerseits hier einen kräftigen Angriffsstoß gegen Süddeutschland beabsichtigten. So kam es, daß, während unsere Waffen im Norden in beispiellosem Siegesfluge über das feindliche Land dahinbrausten, die Gegner in Elsaß-Lothringen einbrachen. Hierbei wurde auch der deutsche Wasgenwald von überlegenen Kräften der Franzosen genommen, die deutschen Grenztruppen wurden aus den Bergen hinausgedrängt in die Ebene. In die letztere folgte der Feind nur im Süden, im Oberelsaß; in den nördlicheren Teilen der Vogesen verließ er das Gebirge nicht. Dann aber kamen die großen Niederlagen der Franzosen Ende August zwischen Metz und den Vogesen und im Anschluß daran die Wiedereroberung des deutschen Anteils der nördlichen Vogesen, ja ein bedeutendes Vordringen darüber hinaus bis ins französische Gebiet. Heut, seitdem auch hier der Stellungskrieg eine seit langem im wesentlichen feste Lage geschaffen hat, verläuft die Grenzlinie so, daß sie gegen die Friedensgrenze um einem Punkt des Hauptkammes im Südwesten von Markirch mühlenflügelartig gedreht erscheint: im Norden gegen Westen, im Süden gegen Osten. Die südlichen Vogesen sind überwiegend in französischem Besitz, nebst einem seit unserer Wiedereroberung Mühlhausens nur noch kleinen Teil der oberelsässischen Ebene; die nördlichen überwiegend in deutschem. Die Schützengrabenlinie zwischen Deutschland und Frankreich läuft heut in der Breite der Nordvogesen westlich von ihnen ungefähr über Blamont, Cirey, östlich an St. Dié vorüber zum Kamm.

Ich besuchte sie in der Umgegend des vor kurzem infolge heftiger neuer Grenzkämpfe viel genannten Städtchens Senones. Dieser lieblich gelegene Ort ist jahrhundertelang die Residenz der Grafen und Fürsten zu Salm gewesen und war deutsch bis zum Jahre 1793, wo die Herrschaft Salm der französischen Republik einverleibt wurde. Heute schallen wieder deutsche Befehlsworte auf seinen hellen Gassen, und deutsche Feldpredigt klingt in seiner hübschen Kirche. Augenblicklich ist freilich Senones, das nur wenige Kilometer von den feindlichen Artilleriestellungen liegt, ein ziemlich unbehaglicher Fleck der Erde, seit die Franzosen den Grundsatz verfolgen, alle Orte, die von ihren Stellungen aus mit Artillerie erreichbar sind, zu zerschießen, damit sie den Deutschen nicht als Quartiere dienen können. Wie die Sache liegt, müssen sie dabei leider meist eigene Ortschaften zerstören und ihre eigenen Landsleute, die noch darin wohnen und großenteils zu den Unsern in ein freundliches, ihr Los erträglich machendes Verhältnis gekommen sind, selbst in Elend und Tod stürzen.

Senones liegt im Tal des Rabodeau-Baches. Im Westen begleitet dieses Tal ein langgestreckter Höhenzug, aus dem Buntsandstein gebildet, der die Nordvogesen großenteils zusammensetzt und ihren Felsen die schöne rote Farbe, ihren Bergkuppen vielfach die eigentümliche, vom Tal aus so eindrucksvolle pyramidische Form verleiht. Von diesem von Nordost gegen Südwest dahinstreichenden Höhenzuge ist der größere Teil in unseren Händen, der kleinere westliche Ausläufer gehört noch den Franzosen. Über den mit tiefem Wald bedeckten Kamm läuft die zwiefache Stellungslinie hinweg. Man gelangt von Straßburg aus hierher, indem man das malerische Breuschtal hinauffährt, über die hübschen, malerischen und so ganz deutsch anmutenden Städtchen Mutzig und Schirmeck und dann in dem Paß Col du Hantz, den die Franzosen so wie unseren Vornamen Hans aussprechen und der von dem deutschen „Schanz“ kommen soll, über den ehemaligen Grenzkamm der Vogesen. Von dort senkt sich die Straße in schönen Windungen in das offene und reizende Tal von Senones hinunter.

Leider hatte ich selbst, als ich diese Reise machte, auf der Hinfahrt wenigstens, das denkbar schlimmste Wetter: prasselnden Regen, auf der Höhe Schneetreiben und heulenden Sturm. Graue Nebel umhüllten die Ferne und rings die waldbedeckten Höhen; ihre dunklen breiten Sockel verschwanden in geringer Höhe über dem Tal in den schweren, brauenden Massen, die Wolken und Nebel in eins waren. Ich wartete in dem Stabsquartier der . . . Division, der Villa eines geflüchteten französischen Baumwollindustriellen, einen Tag und eine sturmdurchbrauste Nacht, daß es besser werden sollte. Am zweiten Morgen aber, als es das mit nichten geworden war, sagte ich mir, daß unsere Leute oben in den Wäldern sich auch mit diesem Wetter abzufinden hätten, und machte mich, mit einem Regenmäntelchen bewaffnet und unter der liebenswürdigen Führung eines mir zur Begleitung gegebenen Offiziers, auf den Weg.

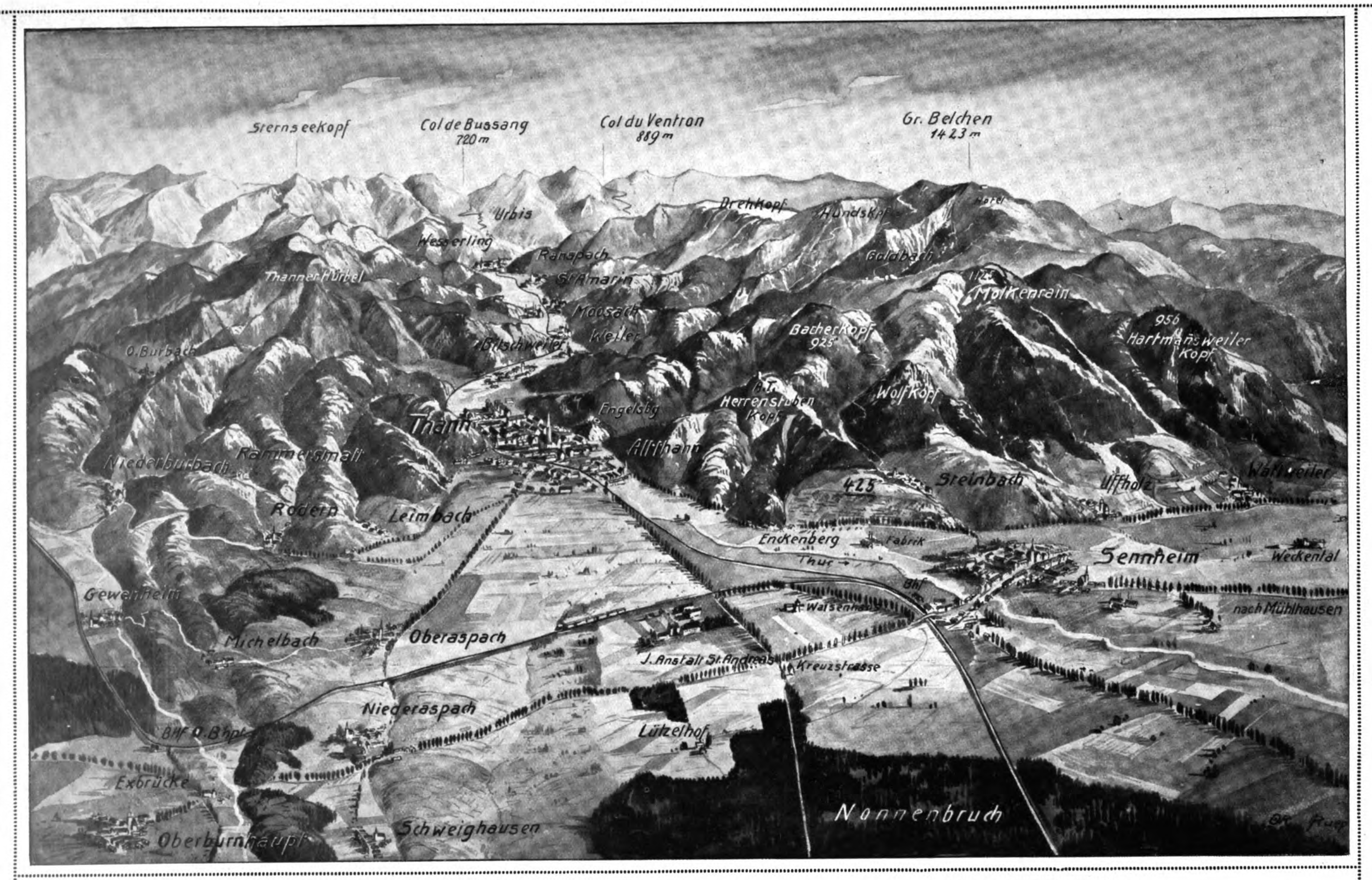
Und das habe ich nicht bereut. Denn gerade so war es wundervoll. So lernte ich gerade das Leben der Unseren dort oben im Walde in seiner ganzen seltsamen, wilden Romantik kennen. Wir wanderten vom Tal aufwärts, zunächst durch niedrigen dichten Buschwald, der von Feuchte troff. Rauschende Wasser sprangen von den Hängen, schlammrote Rinnsale rieselten die Holzfällerwege, die wir gingen, hinab. Dann wuchs der Wald immer höher und höher, bis er zu wunderbaren, herrlichen Domhallen wurde, mit moosgrünen Stämmen, hoch wie Kirchenpfeiler, zwischen denen in der Ferne geheimnisvoll blaue Dämmerung stand. Wie schwere Weihrauchwolken zogen einzelne Nebelschwaden unter dem Gewölb der Wipfel hindurch. Und immer weiter stiegen wir. Der Regen hörte auf zu rauschen, der Nebel aber blieb und hing wie ein lichter weißgrauer Vorhang vor der Ferne, wenn sich zur Seite des Hanges ein Durchblick öffnete. Jetzt kam zur Linken von uns aus der Tiefe ein breiter Fahrweg herauf; die Landstraße, die hier aus dem Rabodeau-Tal über den Höhenrücken in das der Plaine, aus dem heute deutschen in das noch französische Gebiet hinübergeht. Zwischen den Stämmen voraus wurden hellweiße Schwaden sichtbar. Das war nicht mehr Nebel, das war Rauch! Menschen mußten nahe sein. Zunächst gewahrten wir nichts; plötzlich aber standen wir ganz dicht vor ihren Wohnungen, einer kleinen Anzahl niedriger Blockhäuser, die, aus den grauen Stämmen des Waldes gezimmert, mit grünen Nadelzweigen oben belegt, von künstlich gepflanzten Büschen umgeben sich in dem nebligen Dämmer außerordentlich geschickt der Umgebung anschmiegten. Wir hatten die deutsche Grenzwacht erreicht, die hier den Straßenübergang über den Höhenrücken hielt. — Es war interessant zu sehn, wie die andere Beschaffenheit der natürlichen Bedingungen hier Schützengräben, Unterständen und Wohnungen ganz andere Formen gab, als an der See. Dort waren die Gräben in dem leichten, lockeren Sand so tief eingesenkt, daß ihr Rand der Oberfläche gleichkam; mit Weidengeflecht war den Grabenwänden Halt gegeben. Die Unterstände waren unterirdische Höhlen, mit weißen, glattbehauenen Balken, weither von einem städtischen Zimmerplatz herbeigeschafft, abgestützt. Hier gestattete der Felsboden nur ein geringes Eingraben in die Tiefe: der Schützengraben mußte eine beträchtliche obererdige Brustwehr haben. Ähnlich konnten auch die Unterstände nur selten tiefer hinabgeführt werden: es mußten Häuser sein. Für beides stand hier aber das herrliche Material der Holzstämme in jeder gewünschten Größe und unerschöpflicher Fülle zur Verfügung. Die Schützengräben, die zur Seite des zu beherrschenden Weges dahinliefen, waren etwa einen halben Meter tief und versehn mit einer übermannshohen Schutzwehr aus mächtigen horizontal übereinander gelegten und mit Lehm und Moos gedichteten Stämmen. Der oberste Stamm lag auf Sandsäcken, mit Lücken dazwischen, die die Schießscharten bildeten. Was ich sonst noch nirgends beobachtet hatte: der Schützengraben besaß auch ein hölzernes Dach. Das war gegen die gefährlichen Baumschützen. In diesem Indianerkrieg im Wasgenwald hat die Einrichtung der Baumschützen eine große Rolle gespielt. Jäger und gewandte Kletterer erstiegen Nachts die Baumwipfel, verbargen sich unter Laub und Gezweig, ließen unsere Leute in den unbesetzten Wald einziehen und schossen dann, selbst fast unsichtbar, auf die darunter Hinwegmarschierenden. Ja ganze Maschinengewehre wurden in die Wipfel eingebaut. Die französische Alpenjägertruppe, an diese Art Krieg gewöhnt, machte unseren Leuten damit viel zu schaffen, ehe sie gelernt hatten, sich auch dagegen zu sichern. Und es nachzutun! Das Dach der Grabenlagen war auch mit grünen Zweigen belegt, zum Schutz gegen Entdeckung durch Flieger und ihre Bombenwürfe. Ja diese Zweige hingen auch noch nach hinten vom Dach wie ein Vorhang herunter. Das geschah um zu verhindern, daß die Schießscharten, von vorn gesehen, helle Flecke vorstellten und so willkommene Ziele für die feindlichen Schützen abgäben. Es war an alles gedacht. Die Blockhäuser waren trotz ihres äußerlich rauhen Aussehens im Innern außergewöhnlich behaglich eingerichtet. Die reiche Gegend der Täler hier, wo Bretter, Türen, Fenster, allerlei Werkzeug zu holen war, hatte es gestattet, im Lauf der Zeit eine gewisse Bequemlichkeit für die Leute zu schaffen: gedielte Fußböden, sauber gearbeitete Schlafpritschen, eiserne Öfen. Dort, wo die Straße sich wieder abwärts senkte, lief der breite Verhau aus Stacheldraht, der die Schützengrabenlinie begleitet, über den Straßendamm. Dieser Stacheldraht,



Unsere Blockverhaue im Hochwald des Vogesenkammes.



Deutsche Blockhütten in den Vogesen.



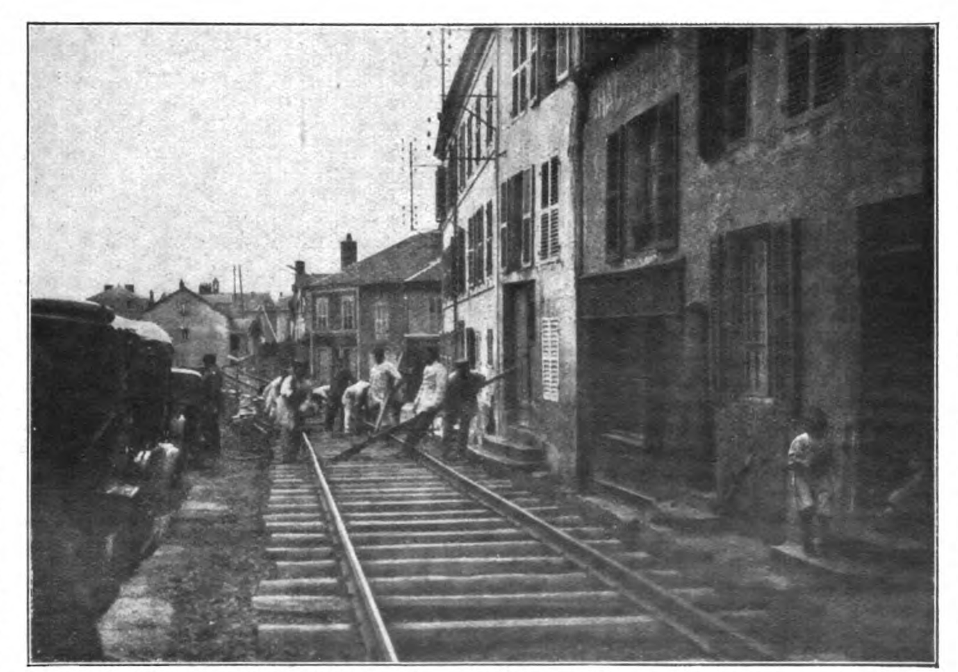
Übersichtskarte zu den Kämpfen bei Thann, Steinbach und Sennheim in den Vogesen. Zeichnung von Ott & Ruep.

der heut in geradezu abenteuerlichen Mengen hergestellt wird, ist eine technische Errungenschaft der Neuzeit, die vielleicht mehr als alles andere die Veranlassung dazu ist, daß sich die neue Erscheinung des Stellungskrieges so herausgebildet hat. Richtig angebracht und sorgfältig überwacht, ist er in der Tat ein nahezu unüberschreitbares Hindernis. Einzig nächtlicher Weile ist es denkbar, daß die Pioniere mit ihren Drahtscheeren sich heranschleichen und Lücken in das Hindernis schneiden, durch die dann der Sturm erfolgen kann. Aber auch dafür ist Vorsorge getroffen. Ich sah hier an den äußeren Drähten des Verhaus in kleineren Abständen leere Konservenbüchsen hängen. In diese sind ein paar Steinchen gelegt, die klappern, sobald nächtlicher Weile sich jemand an dem Draht zu schaffen macht. Erfunden haben diese List die Franzosen; wir merkten es aber sehr bald, und man erzählte mir hier, wie unsere Leute sich gern in sehr dunkler Nacht an ein solches Drahthindernis heranschleichen, an dem vordersten Draht neben dem Blechtöpfchen einen dünnen Bindfaden befestigten und dann, wieder zurückgekehrt, durch Zupfen an dem Faden die französische Besatzung in dauernde Aufregung versetzten.

Von dieser Wegwacht aus stieg ich nun mit meinem Begleiter, nachdem wir den Drahtverhau auf einem nur dem Eingeweihten vertrauten schmalen Zickzackdurchgang durchschritten hatten, noch höher zu den Gipfeln und Hochkämmen hinauf, über die unsere Stellung dahinlief. Zwei Mann geleiteten uns, mit schußbereitem Gewehr, der eine vor uns, der andere hinter uns und spähten aufmerksam in den Wald nach rechts, der französischen Seite, gegen feindliche Patrouillen. Unsern Weg durch Moos, Farne und Unterholz bezeichnete ein dünner Ariadnefaden, ein Draht oder Bindfaden, der von Stamm zu Stamm lief. Diese Verbindungspfade der einzelnen deutschen Befestigungsstellen werden auch nachts in kurzen Abständen durch Wachtgänger abgeschritten; ihnen dient der Faden in der Stockfinsternis der sternlosen Nebelnächte unter dem Walddach zur Richtschnur.

Allmählich wurde der Wald immer höhenhafter. Die uralten Edeltannen reckten sich noch gewaltiger empor; ihre Zweige waren behängt mit Flechten. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, die auf der Generalstabskarte die Bezeichnung . . . . . . trägt. Eine rauhe Kuppe aus zerspaltenen grauen verwitterten Blöcken fast ganz mit Wald überwachsen. Nur ein paar Ausblicke gab es, die bei klarem Wetter jedenfalls einen wundervollen Blick in das schöne Land gegeben hätten. Heut führten sie in ein lichtes, wallendes Nichts. Und das schon, sagten die Leute, seit vielen, vielen, Wochen! Hier oben war wieder ein stattlicher Blockhausposten mit Schanzen und Drahtgeflechten, die, verborgen in Farnen und Heidelbeerbüschen, strahlenförmig von der Kuppe nach allen Seiten abwärtsliefen und so jeden sich Nähernden aufhalten, den Anstürmenden zum Stürzen bringen mußten. Von hier wanderten wir den ganzen Kamm entlang, von einer Stellung zur andern, auf und ab, bis zur Höhe . . . . Schwerster Hochwald überall. Und überall wie natürlich herausgewachsen aus dem Walde, die Blockhäuser und die aus Riesenstämmen gefügten Schanzen. Die jungen Offiziere, die die einzelnen Posten befehligten, geleiteten uns jedesmal und erklärten ihre Stellungen und die Weiterarbeit daran. Unablässig wurde geschaffen. Überall sah man unsere Leute Bäume fällen, zersägen, übereinander fügen, neue Abzugskanäle für das Regenwasser zu den vorhandenen schaffen, Gräben ausschachten, neue Brustwehren errichten. In den Gräben sah man in kurzen Abständen die Wachen stehen, regungslos wie Bildwerke, eingehüllt von oben bis unten in die braune Segelleinwand ihrer wasserdichten Zeltbahnen, die Flinte unter dem Arm, das Auge hinausschauend in den dämmrigen Wald. Hier und dort lief eine Strickleiter an einem glatten Stammpfeiler empor und verschwand über unserm Haupt im Wipfeldach. Sie führte zu einem Baumhochstand, wie auch wir sie dort haben. In den großen langen Blockhütten lag die Mannschaft auf ihren Pritschen und schlief, oder die Leute plauderten, die kurze Pfeife im Munde, und lasen Zeitungen und Bücher. So entlegen dies Gebiet hier auch ist, es kommt doch täglich die Feldpost hinauf, und sie arbeitet jetzt so sicher, daß ich Zeitungen aus Frankfurt und Straßburg vom vorigen Tage hier sah. Die Wohnungen der Offiziere, meist unter gleichem Dach mit dem Mannschaftsraum, waren klein und eingerichtet wie Schiffskojen. Einige Bildchen — Ansichtspostkarten und ähnliches — Landkarten vom Kriegsschauplatz an den Wänden

Wiederherstellung eines von den Franzosen zerstörten Tunnels durch deutsche Eisenbahntruppen.



Legung einer Umgehungsbahn an Stelle eines gesprengten Tunnels durch die Straßen von Montmédy.

suchten ein wenig Luxus und Behagen zu schaffen. Die Kabinen dienten zugleich immer als Fernsprechkammer; eine Wache war stets dafür zugegen. Der dünne Zauberdraht verknüpfte die fernen Wohnstätten hier oben lebendig mit der Welt im Tal und auch die Kameraden der einzelnen Stellungen untereinander; und es läßt sich wohl denken, daß er hier oben auch gelegentlich einmal in dienstfreien Stunden zum rein privaten „Wie geht's? Wie steht's?" oder zur Weitergabe des neuesten Scherzes benutzt wird. In einer Zelle hörten wir, wie in irgendeinem fernen Unterstand ein Soldat, berühmt als Mundharmonikaspieler, seinen Kameraden etwas zum besten gab. Er wurde aufgefordert näher an das Schallrohr heranzukommen, und so hatten wir hier oben im Waldblockhaus einige Minuten ein telefonisch übertragenes Konzert, wie in der Großstadt. Man erzählte mir, daß gelegentlich auch schon in stillen Nächten, wenn auf den Leitungen wenig zu tun ist, die kleinen Telefonfräulein in Straßburg oder Mannheim — oder waren es andere Städte der Ebene? — sich von hier oben ein solches Mundharmonikastückchen erbeten und erhalten hätten. Daß so etwas nicht ausartet, ist selbstverständlich. Hier aber nicht gelegentlich ein Ohr zuzudrücken, wäre unrecht. Denn trotz all der geschilderten Vorzüge dieser Blockhausbauten ist doch eigentlich der monatelange Aufenthalt in diesem weltfernen „Nebelheim" etwas Schweres, Unnatürliches, das nur die ganze Spannkraft der Jugend überwinden kann. Wie ungünstig dauernde Nebel auf das Gemüt wirken, ist ja bekannt. In Dardschiling im Himalaya sah ich einmal die merkwürdigen Ruinen alter englischer Kasernen. Sie hatten an einer Stelle gestanden, wo Monate lang jährlich die Bergnebel hingen. Die Engländer mußten sie an eine andere Stelle verpflanzen, weil die Selbstmorde bei den Truppen überhand nahmen. Hier oben im Wasgenwald kam noch hinzu, daß an vielen Stellen oft Monate lang garnichts von den Gegnern zu sehen war, sodaß also kein äußeres Ereignis die lastende Stille unterbrach.

Um so mehr habe ich mich gefreut und habe über die wunderbare Elastizität unserer Rasse gestaunt, daß ich hier trotzdem überall eine prächtige Stimmung vorfand, voll Eifer und gesunden Humors. Es ist das nur dadurch erklärlich, daß doch dauernd die Möglichkeit eines Überfalls die Spannung sein läßt und daß immer neue Pläne, Bauten, Verbesserungen die Leute in Atem halten.

Anders als in dieser Waldeinsamkeit hier oben war es freilich schon ganz von selbst etwas weiter unten an dem Sattel, wo die deutschen und französischen Stellungen unmittelbar aneinanderstoßen, d. h. wo die Grenze zwischen den beiden Befestigungslinien selbst den Höhenrücken überquert. Hier herrscht dauernd Leben. Die Schüsse knallen herüber und hinüber; und zwar hallen im Wald auch die Flintenknalle mächtig wie Artilleriefeuer. Aber auch an diesem fehlt es nicht. Ebenso sind Maschinengewehre in die Schützengräben eingebaut, auf beiden Seiten. Unter sorgfältig verdeckten Unterständen stehen sie, mit nach hinten verbreiterten Schießscharten, um wie ein Spritzenschlauch nach rechts und links das Gelände bestreichen zu können, das vor dem Stacheldraht durch Klärung vom Unterholz schußfrei gemacht worden ist. Die Unterstände sind zum Teil durch Einfügung eines Gebälks von eisernen T-Trägern und Auflage von Balken bombensicher gemacht. Unablässig wird hier geschäftig gesichert. Die Franzosen hatten hier an einer Stelle uns gegenüber eine überragende Höhe in Besitz, die uns viel zu schaffen machte, jetzt, wo im Winter das Laub fehlte und auch die Nadelwipfel dünner werden. Die Zugangswege zu unseren Stellungen waren so hier und dort für den Gegner sichtbar geworden, und es war eine gefährliche Sache, bei Tage bis zu den vordersten Feldwachen vorzugehen. Schleichumgänge waren deshalb an den bedenklichsten Stellen geschaffen worden, z. T. tunnelartig auch gegen oben gedeckt. Anderswo half man sich mit beschleunigter Gangart. Endlich stand ich in der verstärkten äußersten Feldwache, unmittelbar den feindlichen Gräben gegenüber. Durch die Schießscharten sah ich drüben, wenige Dutzend Meter entfernt, die Schanzanlagen des Gegners, mit Sandsäcken aufgehöht. Dazwischen lag nun, bedeckt mit Heidekraut und Farnbüscheln, der merkwürdige Streifen Landes, der in wechselnder, meist aber sehr schmaler Breite sich von der Nordsee bis zur Schweiz dahinzieht und augenblicklich weder Deutschland noch seinen Gegnern untertan ist, sondern wo nur einer unumschränkt herrscht: der Tod!

Auf bequeme Rufweite liegt man sich hier also gegenüber; ich konnte durch die Schießscharten drüben mit dem Glas dort deutlich in den Schießscharten gegenüber vorüberhuschende Bewegung wahrnehmen. Ein unvorsichtiges Erheben des Hauptes über die Brustwehr hätte unzweifelhaft sofort von drüben die, wenn sie von einem französischen Alpschützen kam, wahrscheinlich unfehlbare Kugel hervorgelockt. Ein lustiges Geschichtchen wurde mir hier erzählt. Bei der Nachricht eines unserer Siege, die spät abends in unseren Schützengräben einlief, schrien unsere Leute begeistert Hurra, und der Ruf pflanzte sich von Graben zu Graben fort. Augenblicklich antwortete aus den französischen Gräben eine wahnsinnig aufgeregte Schießerei ins Dunkle hinein, die längere Zeit hindurch anhielt, obgleich sich unsere Leute garnicht darum kümmerten. Am nächsten Tage veröffentlichte der Eiffelturm ein großes Siegestelegramm über einen nächtlichen Sturmangriff, den die Deutschen hier versucht hätten, der aber mit glänzendem Erfolg abgewiesen worden wäre.

Nicht weit von der Feldwache, bei der ich stand, links den Waldhang aufwärts, aber bei Tage verboten zu besuchen, lag diejenige Stelle, wo zwischen Nordsee und Schweiz sich die deutschen und gegnerischen Stellungen am allernächsten kommen, wo sie sogar — übereinandergreifen! Dort liegt ein einige Meter hoher Felsblock, die „Kanzel" genannt, bis an dessen etwas überhängendem Fuß die Franzosen einen Annäherungsgraben vorgetrieben haben. Von der andern Seite her haben wir einen Weg bis zu ihm und haben die mit einer niedrigen Brustwehr von Sandsäcken befestigte Oberfläche der Kanzel in Besitz. Weilen nun in der Höhlung unter dem Fels Franzosen, so ist die auf dem Bauche liegende deutsche Wache oben unmittelbar über ihnen. Im toten Schußwinkel befindlich, können sie von oben mit dem Gewehr nicht erreicht werden, können aber auch in dem von oben bestrichenen Gang vor Nacht nicht wieder zurück. Jüngst hat es aber ein kecker Bayer, der oben Wache hatte, doch fertig gebracht, indem er, unbekümmert um feindliches Feuer, sich über die Brüstung erhob und drohte, Handgranaten in den Graben hinabzuwerfen, nicht weniger als sechs darin befindliche Franzosen zu zwingen, waffenlos herauszukommen und als seine Gefangenen mit ihm zu gehn. Seitdem besetzen die Franzosen ihren Graben nicht mehr, und so herrscht hier Deutschland tatsächlich „über" Frankreich.

Das Kreuz von D... Feldpostbrief aus dem Osten. Von Karl Frhr. von Berlepsch.

Wir hatten bis zum Mittag hinter der Scheune eines Gutes in Deckung gelegen, umtost von feindlichen Granaten, die wohl einige Artilleriepferde erschlugen, aber der rasch eingegrabenen Truppe keine Verluste beibrachten.

Ich schlief während des ohrenbetäubenden Feuers unserer eigenen Artillerie ganz gut und fest, als mich der Befehl zum Antreten aus dem Stroh aufstöberte. „Regiment greift in der Richtung auf L... an und setzt sich noch heute in den Besitz von D... und des Flußufers der B...!" Vor uns hatte bereits die andere Brigade der Division einen feindlichen Schützengraben genommen. Zahlreiche russische Überläufer kamen uns, von den Siegern geführt, in dicken Kolonnen entgegen.

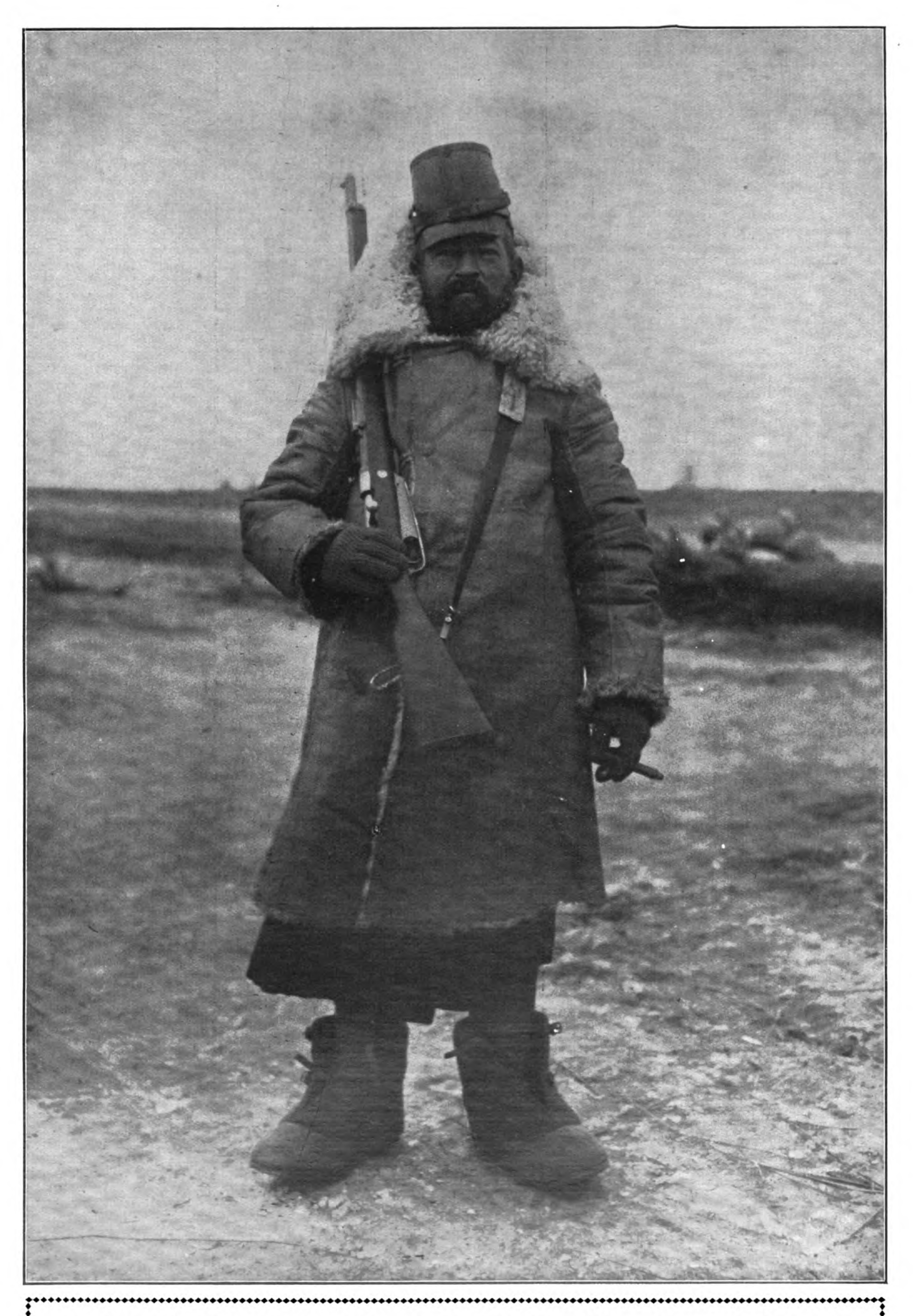
Die Bataillone gingen in lockeren Schützenlinien über die Ebene, zuerst im Schutze eines Wäldchens, vor. Es war ein Bild wie bei einer Hasenjagd über Stoppelfeld. Einzelne Schrapnells belästigten uns wenig. Nun aber bogen die Wellen um die Waldecke und schwenkten nach rechts ein. Da brach das Infanteriefeuer mit großer Heftigkeit los. Maschinengewehre rasselten dazwischen, und wie ein Platzregen dicker Tropfen umrauschten uns die einschlagenden Geschosse.

Nun ging's in Sprüngen vorwärts. Die erste Linie verschwand bald hinter einem kleinen Höhenrücken. Die zweite folgte in großem Abstand. Über uns platzte pfeifend und zischend ein Hagel vonSchrapnells, so daß wir uns zeitweise Deckung durch einen rasch aufgeworfenen Erdwall verschaffen mußten. Nun kam auch die dritte Welle herangeflutet, und mit ihr ging's vorwärts bis zum jenseitigen Rand einer kleinen Kieferschonung. Hier wurde zunächst halt gemacht und Stellung genommen, da die zweite Linie sich eben erst gegen das Dorf D., unser Angriffsziel, in Bewegung setzte.

Das feindliche Feuer strich bald stärker bald schwächer über das Feld. Die scheinbaren Pausen wurden von den Kompagnien jedesmal zu Sprüngen benutzt. Eine nach der andern verschwand hinter einem kleinen Höhenrücken, der zum Dorf und dem ersehnten Flußufer abfiel. Nun stand noch die letzte Kompagnie dem Bataillon als Reserve zur Verfügung. Eine Stunde atemloser Spannung folgte. Schon dämmerte es.

Da kam der erste Verwundete mit der Meldung zurück, daß der feindliche Schützengraben am diesseitigen B.-Ufer geräumt und von unsern Leuten eingenommen sei. Es waren einige Gefangene gemacht worden, der größte Teil der Besatzung hatte sich aber rechtzeitig über eine Holzbrücke auf das andere Flußufer zurückgerettet.

Nun gingen wir, der Bataillonsführer und der Adjutant, vor. Piu, piu pfiff's an unsern Köpfen vorbei. Hier und da



Ein deutscher Landsturmmann auf Vorposten in Rußland. Phot. A. Grohs.

lag wohl ein Toter, stöhnte ein Verwundeter. Im Allgemeinen schien aber der Angriff wenig Verluste gekostet zu haben.

Wir fanden eine Kompagnie bereits jenseits des Flusses, dessen schwach schimmernder Spiegel sich plötzlich in der Dunkelheit unter uns zeigte. Diesseits lag eine Kompagnie in dem vom Feinde ausgeworfenen Brückenkopf.

Es war unstreitig ein großer, ein herrlicher Augenblick, als wir, im Graben niederkauernd, unsern Sieg überdachten und ganz begriffen. Wir hatten mehr getan, als unsere Aufgabe war, wir hatten nicht nur das Flußufer, wir hatten auch einen wohlgebauten Übergang in Händen und damit einige der wichtigsten Linien voll in Besitz genommen.

Doch was ist das? —

Vor uns aus dem Dunkel der Nacht steigt eine Erscheinung auf, ein Bild von geisterhaft großartiger Schönheit: der Himmel ist plötzlich durch den Brand eines Gehöftes blutig rot geworden, und an dem hellen Hintergrund zeichnet sich riesengroß ein schwarzes Kreuz ab — es steht da in stummer Verklärung, das Bild des Friedens, das Bild, unter dem sich Feind und Freund in gleicher Demut beugen: „— Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. —"

Wir saßen reglos und starrten das Wunder an.

Es war, als hätte Gott gesprochen. Gott wollte den Frieden — ach, den heiligen Frieden! —

Die himmliche Röte erlosch, das Kreuz tauchte in die Nacht zurück. Es war vorher von niemand bemerkt worden und stand doch schon immer auf der kleinen Sandhöhe über dem Fluß, am Tage wohl ein weithin sichtbares Zeichen. —

Gleich darauf kam der Befehl, daß das ganze Bataillon mit Ausnahme einer Kompagnie noch heute Nacht die Brücke zu überschreiten und sich in Besitz einer jenseits davon liegenden kleinen Höhe zu setzen habe.

Mir war's ein ungemütliches Gefühl, daß die drei schwachen Kompagnien so in Nacht und Ungewißheit hineingeschickt werden mußten, den Fluß im Rücken, über den nur eine einzige schmale Brücke führte. Aber der Soldat gewöhnt sich daran, nicht lange nachzudenken, wenn befohlen wird.

Die Leute wurden verpflegt und schlichen behutsam hinaus, über die Brücke hinweg, die befohlene Stellung einzunehmen. Der Bataillonsstab blieb bei der Reservekompagnie am diesseitigen Brückenkopf zurück. Die Kompagnie wurde durch einige Maschinengewehre verstärkt. Wohl waren einzelne feindliche Patrouillen am jenseitigen Ufer gemeldet worden. Es fielen einige Schüsse, eine Salve krächte. Dann wurde es ganz ruhig, die Besetzung schien gelungen. Todmüde legten wir uns gegen Mitternacht in einem russischen Erdunterstand zum Schlafe nieder. —

Es mochte etwa zwei Uhr nachts sein, als ich durch Rufen und Schreien aus dem Schlafe gescheucht wurde.

Stockdunkle Nacht. Fernes Rufen wie aus Hunderten von Kehlen: „Hurra, Hurra!" Nein, das war nicht unser deutsches Hurra; „Urrea, Urrea" rief's, kam näher wie ein brandendes Meer, kam nun rechts und links jenseits des Flusses! Dazwischen Verzweiflungsschreie, Schreckenslaute! Ein Posten stürzte herein: „Die Russen sind es, die Russen greifen an, die Russen kommen!"

Einen Augenblick waren wir wie erstarrt. „Die Maschinengewehre auf die Brücke gerichtet! Alles in Anschlag gehn! Zehn Mann runter an die Brücke! Die Brücke muß gehalten werden! Unter allen Umständen! Maschinengewehre feuern!" — „Ja, aber wohin denn? Wir schießen ja unsere eigenen Leute tot! — Wer weiß denn, wo sie sind!" — „Es muß sein! — Feuer!" Die Gewehre knatterten. —

Ein triefend nasser Kerl stand vor uns. „Ich bin durch den Fluß geschwommen! Die Russen haben uns überfallen in dicken Scharen, — sie haben uns überrannt, — sie kommen auf die Brücke zugelaufen!" —

„Telephonist! Meldung ans Regiment! Sofort Verstärkung an die Brückenstelle!" — „Das Telephon ist entzwei — wir haben keine Verständigung!" — „Laufen Sie selber hin! Um Gotteswillen, sofort Verstärkung! Wir können uns sonst nicht halten!"

Plötzlich vor uns in der Tiefe ein furchtbarer Krach! Rufe von unten: „Die Brücke ist gesprengt, die Russen haben sie zerstört!"

Einen Augenblick trat lautlose, lähmende Stille ein.

Dann hörten wir deutlich viele Stimmen von drüben rufen: „Kameraden, Kameraden! Helft uns doch! Die Brücke! Wo ist die Brücke!"

Befehl: „Es feuert niemand mehr, drüben sind unsere Leute!"

Dann ein Kommando vor, das feststellt, wie es mit der Brücke steht! Da kommen sie auch schon scharenweis angelaufen, atemlos, entsetzt. Sie waren über die Brücke gekommen. Die Brücke hielt noch! Dem Himmel sei Dank!

Und nun kamen mehr und immer mehr. Stöhnend schleppten sie sich heran, aus vielen Wunden blutend, die von russischen Bajonetten herrührten. Die meisten konnten nicht sprechen. Nur soviel wußten sie, es waren dicke, schwarze Kolonnen, es war eine furchtbare Übermacht gewesen, die plötzlich von vorn, an den Seiten, aus kleinen Gehölzen über die eine dünne Schützenlinie hereingebrochen. Noch einige kamen, naß wie die Ratten. Sie hatten sich durchs Wasser der B. gerettet.

Aber draußen lagen noch viele Brave, die niemals wieder zurückkehren werden. Ihre Schmerzensschreie tönten noch schaurig weit her durch den dämmernden Morgen. —

„Nun rüstig, Kerls! Und wieder Mut gefaßt! Die Brücke ist unser! Rüber, über die Brücke und einen neuen, engeren halbkreisförmigen Graben rings um die Brückenstelle ausgehoben! Vorwärts!"

„Was zur ersten Kompagnie gehört, links, was von der vierten noch da ist, rechts! In der Mitte die zweite und dritte! — So! — Wir gehen alle hinüber! Den Russen möchte ich sehn, der jetzt noch angreift! Hinter uns steht ein ganzes Bataillon und Maschinengewehre. Drauf und dran!" —

Sie gruben in dem losen Sand einen langen Graben. Kaum eine Stunde, da war die feste Stellung um die Brücke neu geschaffen. Sie starrte von Gewehren. Pioniere stellten die schadhafte Brücke wieder her. Eine Handgranate der Russen hatte nur ein großes Loch hineingehauen.

Der Morgen kam, es wurde hell und heller. Vom Feinde war nichts zu sehn.

Irgendwo oben auf der Höhe fielen ein paar Schüsse — sonst tiefer Friede, Grabesruhe über dem schauerlichen Schlachtfelde der Nacht.

Das Kreuz! — Wo war das Kreuz? Dort oben, auf der Höhe hatte es gestanden, weithin sichtbar für den Feind — genau über der Brücke! — War es uns zum Verräter geworden? —

Pioniere hatten es niedergelegt, um der feindlichen Artillerie dieses Wahrzeichen der Brückenstelle zu nehmen. —

Einige Verbrechen Englands an der Menschheit.

„Nicht häufig werden die wahren und ausschlaggebenden Beweggründe eines Krieges von seinen Urhebern ausdrücklich bekannt gegeben. Nicht häufig machen diese selbst sich die eignen Beweggründe ohne alle Verhüllung und Bemäntelung klar." So urteilt ein ehrlicher Geschichtsschreiber, der Engländer Justin Mac Carthy, gelegentlich über die Politik seiner Landsleute. Er schrieb diese Worte anläßlich der Darstellung des Krieges nieder, den England von 1840 bis 1842 gegen China geführt hat. Nach seiner von der heutigen Welt geteilten Auffassung hatte der Krieg nur den Zweck, China zur Zulassung des indischen Opiums zu zwingen. Er erklärt daher, daß England keinen Grund gehabt habe, auf die Früchte dieses Krieges stolz zu sein. Wenn er aber fortfährt, daß heutzutage sich schwerlich ein englisches Ministerium finden würde, das aus solchen Gründen einen Krieg herbeizuführen sich entschließen könnte, so hat er das tiefere Wesen seiner Landsleute doch arg verkannt. Englands Regierung und Volk sind ihren alten seeräuberischen Überlieferungen durch alle Zeiten treu geblieben.

Wie tief diese Neigung in ihrem Wesen wurzelt, beweist z. B. die Haltung, die sie einst in der Frage der Barbaresken-staaten und des Negerhandels beobachtet haben. Mehrere Jahrhunderte war die Mittelmeerschiffahrt von der Gnade der nordafrikanischen Staaten abhängig. Schiffe der Länder, die mit ihnen keine Verträge geschlossen hatten und ihnen keine Abgaben zahlten, waren jederzeit der Wegnahme ausgesetzt. Bis ins atlantische Meer erstreckten die nordafrikanischen Kaperschiffe ihre Fahrten. Insbesondere die Schiffe Preußens und der Hansestädte hatten hierunter zu leiden. Ihr Verkehr mit den Häfen der Mittelmeere war so gut wie unterbunden, wenngleich die Türkei 1761 Friedrich dem Großen den Schutz seiner Fahrzeuge zugesagt hatte. Eine Zeitlang räumte Napoleon I. mit den Barbaresken auf. Doch nach seinem Sturz wurde es damit ärger wie jemals. Ohne Verständigung mit den nordafrikanischen Staatswesen war an Seefahrt nach und in dem Mittelmeere nicht zu denken. Eine solche Verständigung aber war nur zu erreichen, wenn England zustimmte. Seine Diplomatie war es nämlich, die sich der Barbaresken bediente, um sich unbequemen Mitbewerb im Handel mit den Mittelmeerländern vom Halse zu halten. Seit langem war sich die Welt darüber im klaren, wenn man es auch nicht beweisen konnte. Zu einer Vereinigung der Geschädigten gegen England aber kam es nicht. Dazu war die Eifersucht auf verschiedenen Gebieten zu groß, und dafür sorgten Englands Vertreter. Deutlich zeigte sich das auf dem Wiener Kongresse, wo auf Betreiben Preußens und Österreichs die Angelegenheit zur Sprache kam. Ende 1815 wurden gemeinsame Maßnahmen für später in Aussicht genommen, die nie stattfanden. Wie ernst es England überhaupt war, ergab sich aus der Tatsache, daß damals ein englisches Geschwader

einem preußischen Schiff bei Oporto Hilfe gegen marokkanische Piraten verweigerte und ruhig zusah, wie es gekapert wurde! Durch Vermittlung Spaniens gelang es nur, die Bemannung aus der Sklaverei loszukaufen! Trotzdem bat die preußische Regierung 1816 die Engländer um Hilfe gegen die Barbaresken. Dieses Gesuch beantwortete der auswärtige Minister Lord Castlereagh mit einer Note, die Reineke Fuchs an König Nobels Hof abgefaßt haben könnte. Zunächst gab er nämlich in dem Schriftstück zu, daß England mit den Barbareskenstaaten in einem Vertragsverhältnis stehe, was sie ihrerseits treu hielten. Es wäre daher unklug, sie zu reizen, und England habe auch Spaniens Aufforderung zu einem gemeinsamen Feldzug gegen Nordafrika rund abgelehnt. Dann erklärte er aber, es sei unwahr, daß England diese Seeräuberei gern sehe, um den Mittelmeerhandel seinerseits allein zu beherrschen. England lasse, meinte er heuchlerisch, den Seehandel überall gern frei. Das Meer sei ja groß genug. Wenn die christlichen Staaten, schloß er, sich durch die Barbaresken belästigt fühlten, so sollten sie doch ihr nicht minder skandalöses Verfahren ändern und auf den Negerhandel verzichten. England werde sich nicht mit Staaten, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machten, gegen die Barbaresken verbinden! Diesen Standpunkt vertrat England auch bei neuen Verhandlungen der Mächte in London, und Preußens Schiffahrt kam damit in eine immer peinlichere Lage. Griffen doch Barbaresken deutsche Schiffe bald sogar im Kanal und der Nordsee an. Neue Schritte Preußens bei den Mächten auf dem Aachener Kongresse waren so erfolglos wie Verhandlungen mit Spanien, Portugal und Marokko. England hat seine eigennützige Politik in dieser Frage ruhig weiter verfolgt, bis das Eingreifen Frankreichs in Algier dem Unwesen ein Ende setzte. Wie bekannt, hat England auch damals noch das Äußerste aufgeboten, um Frankreichs Pläne zu durchkreuzen und sein Handelsmonopol mit Hilfe der Barbaresken noch weiter zu behaupten.

Nicht weniger empörend war das Verhalten der Briten in der Frage des Negersklavenhandels, den Lord Castlereagh heuchlerisch den anderen Staaten zum Vorwurf gemacht hat. Niemand hat eifriger den Negerhandel betrieben als die Engländer. Zahllose große englische Vermögen verdanken ihm ihren Ursprung. Englische Sklavenschiffe haben nicht allein die englischen Kolonien, sondern auch die anderer Länder lange Zeiträume hindurch versorgt. Um die Spanier zu zwingen, Negersklaven von englischen Schiffen in ihren südamerikanischen Besitzungen zuzulassen, hat England sogar vor blutigen Kriegen nicht zurückgeschreckt. Den nordamerikanischen Ansiedlungen, die zum Teil keine Neger dulden wollten, hat es die Sklaven auch gewaltsam aufgenötigt. Zahlreiche und zuverlässige Zeugen haben dargetan, mit welcher Grausamkeit der Menschenhandel von den englischen Schiffern und Kaufleuten betrieben worden ist. Aber außer einigen Quäkern und Wesleyanern hat niemand in England zu Gunsten der zum Vieh herabgewürdigten Schwarzen jahrhundertelang die Stimme erhoben. Es hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gedauert, ehe in der öffentlichen Meinung sich Mißbilligung des Menschenhandels regte. Erst als die Neuengland-Kolonien in Amerika ihren Freiheitskrieg begannen, tauchten im Parlamente Anträge gegen Sklaverei und Sklavenhandel auf. In dem Augenblicke wo sie nicht mehr England, sondern nur seinen abgefallenen Kolonien in der Hauptsache zu Gute gekommen wären, verloren sie eben ihren Wert für die Briten. Eine Untersuchung über Umfang und Handhabung des Negerhandels wurde 1788 durch die Regierung veranlaßt und ihr haarsträubendes Ergebnis veröffentlicht; noch im selben Jahre setzte Pitt trotz hartnäckigen Widerstands der Liverpooler Reeder Vorschriften betreffs besserer Behandlung und Unterbringung der Schwarzen durch. Im Jahre 1789 veranstaltete das Privy Council eine neue amtliche Untersuchung der Angelegenheit und faßte ein Verbot der weitern Negerausfuhr nach Westindien ins Auge. Es ist zweifellos, daß die englische Regierung bei diesen Maßnahmen weit weniger von Beweggründen der Menschlichkeit als dem Wunsche geleitet wurde, den Vereinigten Staaten den Bezug von Schwarzen auch auf mittelbarem Wege zu sperren. Doch die englischen Schiffahrts- und Kolonialinteressenten blickten damals in der Mehrzahl noch nicht so weit und sahen nur den ihnen unmittelbar erwachsenden Schaden. So setzten sie durch, daß das Haus der Lords alle weiteren Maßnahmen zu Gunsten der Schwarzen zu Falle brachte, und nutzten die Zeiten der Revolutionskriege, wo englische Schiffe alle Meere beherrschten, mit allen Kräften zum weitern Betrieb des Menschenhandels aus. Wenn 1805 die Regierung die Einfuhr von Negern in die während des Kriegs eroberten Kolonien verbot, geschah das wohl hauptsächlich in der Befürchtung, daß England sie nach dem Krieg wieder werde herausgeben müssen. Man wollte den Mitbewerbern keine neuen Arbeitskräfte liefern. Derselbe Gesichtspunkt war dann 1807 maßgebend, als Engländern der weitere Handel und Versand von Negern aus Afrika bei hoher Strafe verboten wurde. Er war auch entscheidend bei den Schritten, die England nunmehr tat, um dem Negerhandel fremder Schiffe ebenso wie den englischer, der trotz aller Parlamentsbills ruhig weiter ging, ein Ende zu machen. England sah in der von ihm erstrebten Vollmacht zum Anhalten und zur Untersuchung aller des Negerhandels verdächtigen Schiffe eine sehr bequeme Handhabe zur weiteren Stärkung seiner Stellung auf den Weltmeeren und Schädigung der andern Kolonialmächte. Und es konnte dabei, was ihm sehr wertvoll war, gleichzeitig in der Welt als edelmütiger Menschenfreund sich feiern lassen. Im Pariser Vertrage 1815 setzte es durch, daß Frankreich, Rußland, Österreich und Preußen sich zu wirksamen Maßnahmen für Ausrottung des „gehässigen und den Gesetzen der Religion wie denen der Natur so laut widersprechenden Verkehrs“ bereit erklärten.

Der bereits Eingangs erwähnte englisch-chinesische Streit hat von alters her den Namen Opiumkrieg erhalten, obwohl die englische Regierung alles Mögliche versucht hat, um sich von der Beschuldigung weiß zu waschen, daß sie China nur zum Vorteil der Opiumhändler angegriffen habe. Noch 1911 hat H. B. Morse aus den Akten den Nachweis zu führen versucht, daß nicht der Opiumhandel England zu seinem Vorgehen veranlaßt habe, sondern die Notwendigkeit, im Interesse des Handels aller Völker China zur Öffnung seiner Häfen zu zwingen. Ein nüchterner warmer Patriot wie Justin Mac Carthy, der mit den Angelegenheiten seines Heimatlandes genau vertraut ist, hat aus der Wahrheit, wie erwähnt, kein Hehl gemacht. Gewiß empfanden andere Staaten es so lästig wie England, daß das große und reiche China sich noch im 19. Jahrhundert so sorgsam von der Welt abschloß und kein Feld für den europäischen Handel werden wollte. Das einzige umfangreichere Geschäft, was damals in China blühte, lag in englischen Händen und war die Einfuhr des von der englisch-ostindischen Kompagnie in riesigen Massen in Indien erzeugten Opiums. Die Einfuhr von Opium, dessen Genuß viele Hunderttausende von Chinesen frönten, war seit Ende des 18. Jahrhunderts in China verboten. Doch die ostindische Kompagnie hatte es in immer steigenden Massen dort abgesetzt. Je mehr sein Bezug erschwert wurde, um so höher stieg sein Preis und damit der Nutzen des Kaufmanns! Als daher das Vorrecht der ostindischen Kompagnie 1834 erlosch, und der Handel mit China frei wurde, verlegte sich alle Welt auf das Opiumgeschäft. Der chinesischen Regierung wurde das zu arg. Der Kaiser entsandte einen Mandarinen Lin Thin nach Canton, um dem Opiumhandel ein Ende zu machen. Lin wandte sich an den englischen Superintendent of Commerce Elliot und verlangte von ihm Auslieferung des gesetzwidrig eingeführten Opiums. Elliot erbat aus der Heimat Weisungen. Da es aber viele Monate dauern mußte, ehe er solche erhalten konnte, entschloß er sich zunächst zum Nachgeben und lieferte 20283 Kisten zu je 80 Pfund Opium an Lin aus. Dieser ließ die Ware im Wert von zehn Millionen Dollar ins Meer werfen. — Man kann sich die Entrüstung der geschädigten Händler vorstellen. Sie bestürmten Elliot, die englische und indische Regierung mit Klagen und behaupteten, daß Lin Englands Ehre und Weltstellung verletzt habe. In England war man in Verlegenheit. Wegen offenkundiger Schmuggler konnte man keinen Krieg führen. Der englische Vertreter erhielt die Mitteilung, daß China durchaus berechtigt sei, die Einfuhr von Opium zu verbieten und daß, wer sich auf den Schmuggel einlasse, es auf seine Gefahr tue. Aber ehe diese Weisung in Kanton einging, war es zu neuen Reibungen gekommen. Die Chinesen erhoben Einspruch gegen Befahrung des Kantonflusses mit Kriegsschiffen. Darauf ordnete Elliot eine allgemeine Handelssperre an und befahl Übersiedlung aller englischen Händler nach Macao. Gleichzeitig erbat er Kriegsschiffe in Indien. Diese gerieten im November 1839 mit chinesischen Schiffen durch einen zufälligen Anlaß in Streit, und damit war der Krieg da. Der Mandarin Lin setzte Preise auf die Köpfe der Engländer, da griffen diese Kanton an. Im englischen Parlament waren viele Abgeordnete mit diesem Vergehen nicht einverstanden. Sir Graham beantragte ein Tadelsvotum gegen die Regierung, und in einem dreitägigen Redekampfe wurde die Angelegenheit erörtert. Aber selbst ein als ehrlich geltender Mann wie Sir Robert Peel trat für das Ministerium ein: man könne es bei solchem Anlaß nicht im Stich lassen; habe doch einst selbst Fox für Unterstützung der Regierung in einem von ihm aufs lebhafteste gemißbilligten Kriege gestimmt. Der bekannte Geschichtsschreiber Macaulay, der damals Leiter des Kriegsministeriums war, entschuldigte die Regierung damit, daß sie gegen Opiumschmuggel in China machtlos sei und sich in so entfernten Gegenden auf die Richtigkeit der Entscheidungen der örtlichen Behörden verlassen müsse! Mit neun Stimmen Mehrheit wurde die Stellungnahme des Ministeriums gebilligt, und der Krieg konnte nun mit doppeltem Nachdruck geführt werden. Sein Ergebnis war, daß China die Insel Hongkong an England abtreten, fünf Häfen seinem Handel öffnen und mehr als hundert Millionen Mark Entschädigung dafür zahlen mußte, daß es sich gegen den englischen von England selbst gemißbilligten Opiumschmuggel zur Wehr gesetzt hatte!

Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.



Unser Kaiser auf dem Kriegsschauplatz im Osten.
Phot. Boedecker.

Der deutsche Unterseebootskrieg gegen den englischen Handel.

Von Graf E. Reventlow.

Als die Unterseeboote und Minen im Spätherbste des vergangenen Jahres den Engländern immer mehr Überraschungen bereiteten und Verluste verursachten, wurde in der großbritannischen Presse einmütig der Vorschlag gemacht: Großbritannien müsse die gesamte europäische Festlandsküste des Nordens, also bis zum Ärmelkanal im Süden „blockieren". Das hätte bedeutet, vor alle Häfen auf dieser Strecke schwimmende Streitkräfte zu legen, und zwar überall in solcher Stärke, daß sie tatsächlich imstande wären, gegen Ausbruchsversuche des Gegners diese Sperre aufrechtzuhalten. Nach dem alten internationalen Begriff wäre das eine „effektive Blockade" gewesen. Um diese zur internationalen Anerkennung zu bringen, würde die großbritannische Regierung an einem bestimmten Tage die in Betracht genommene Küstenstrecke unter genauer Ortsangabe als blockiert öffentlich erklärt haben.

Die großbritannische Regierung hat die Gewohnheit, im Frieden wie im Kriege, ihre Absichten für gewisse größere Maßnahmen durch die Presse verkünden zu lassen. Um so bemerkenswerter war es, als eine solche Blockade nicht erfolgte, daß vielmehr wieder einmütig wie immer die britische Presse erklärte: angesichts der neuen Kriegsmittel, Unterseeboot und Mine, sei eine Blockade gegnerischer Küsten, wie früher, nicht mehr möglich; sie gehöre zu den veralteten Methoden. Ganz kurz darauf erfolgte, im November des vergangenen Jahres, eine öffentliche Erklärung der großbritannischen Admiralität: man sehe sich genötigt, die ganze Nordsee als „Kriegsgebiet" zu erklären. Die Deutschen hätten durch ihre Minen und Unterseeboote diese Gewässer für die Schiffahrt gefährlich gemacht, und England seinerseits sei gezwungen, nun auch Maßnahmen ähnlicher Art zu ergreifen. Die Admiralität ließ ein gewaltiges, 5000 Quadratkilometer umfassendes Minenfeld quer über den südlichsten Teil der Nordsee vom englischen nach dem belgischen Ufer legen. Nur unmittelbar an der englischen Küste blieb eine schmale Straße frei. Durch diese Straße, so erklärte die Admiralität, müsse jedes neutrale Handelsschiff hindurchpassieren, wenn es in die Nordsee oder aus ihr hinaus wolle. Im Norden der großbritannischen Insel verbot die englische Admiralität den neutralen Handelsschiffen, die Verbindungslinie zwischen den Shetlandsinseln und Island zu passieren. Sie hätten also den ungeheuren Umweg nördlich um Island herum wählen müssen. Passierten sie aber die verbotene Linie, so würden sie, sagte die Admiralität, einmal Gefahr laufen, auf deutsche Minen zu stoßen und, vor allem, von den englischen Patrouillenschiffen für verkappte deutsche Kriegs- und Minenschiffe gehalten und danach behandelt zu werden. Wie gleich bemerkt sein mag, sind gerade in jenen nördlichen Meeresgegenden nie deutsche Minen gelegt worden, einmal, weil es dort keinen militärischen Zweck hätte, ferner, weil die Wassertiefen zu groß sind, um Minen legen zu können. Bedenkt man außerdem die Tatsache, daß im ganzen Nordseebereiche deutsche Minen nur an den großbritannischen Küsten gelegt waren und sind, so ist klar, daß jene Verfügung der britischen Admiralität einen anderen Grund hatte, als den öffentlich angegebenen. Indem Großbritannien so die Nordsee als Kriegsgebiet erklärte und teils durch ein Minenfeld, teils durch Befehle und Bangemachen sperrte, bekam es die gesamte neutrale Handelsschiffahrt der Nordsee unter seine unmittelbare Aufsicht; alle Handelsschiffe müssen jene enge Durchfahrt an der englischen Küste passieren und werden dort von englischen Schiffen angehalten, um auf nicht genehme Fracht hin durchsucht zu werden; oder die Durchsuchung findet zu Dover oder in einem anderen südenglischen Hafen statt. Auf diese Weise spart sich Großbritannien an den übrigen freien Zugängen der Nordsee patrouillierende Vorpostenketten, die vorher jedes Handelsschiff anhielten und auf hoher See durchsuchten. Angesichts der deutschen Unterseeboote erschien eine solche Durchsuchung auf hoher See für die englischen Kriegsschiffe gefährlich. Da die neutralen Mächte sich die Erklärung der Nordsee als Kriegsgebiet gefallen ließen, so besteht dieser sonderbare Zustand noch heute, daß zwei freie Meere, die Ostsee und die Nordsee, von den Ozeanen völlig abgesperrt sind und Großbritannien nur aus Gnade eine schmale Tür unter der Bedingung öffnet, daß jeder, der hindurch will, sich der britischen Durchsuchung unterwirft und damit unter Umständen auch der Beschlagnahme von Schiff und Ladung oder der Zurückhaltung im Hafen. England schlägt so zwei Fliegen mit einer Klappe: es setzt seine Kriegsschiffe in der Nordsee nicht deutschen Unterseebooten und Minen aus — die ganze britische Hauptflotte liegt auf der Westseite der großbritannischen Inseln — und zweitens wird infolgedessen die völlige Sperrung der Nordsee mit einem ungemein geringen Aufwande an Kraft erreicht. Die Sperrung der Nordsee aber soll anstatt einer Blockade der deutschen Küsten dem bekannten britischen Plane einer Aushungerung des deutschen Volkes dienen. Der Gedanke dieser Aushungerung des deutschen Volkes in einem Kriege besteht schon seit ungefähr einem Jahrzehnt in England. Auf den Aushungerungsgedanken stützt sich u. a. in erster Linie die Hoffnung des Dreiverbandes, Deutschland trotz seiner großen Stärke schließlich niederzwingen zu können. Für die Engländer war der Gedanke der Aushungerung Deutschlands auch aus dem Grunde besonders angenehm, weil er für die großbritannische Marine weder Risiko noch Einsatz verlangte. Die britische Hauptflotte konnte sich fern vom Schuß sicher hinlegen. Man brauchte nur zu warten, zu warten eben, bis infolge des Hungers Schwäche, Verzweiflung und Ohnmacht eintraten. Das fromme Albion sah und sieht diesem schönen Augenblicke mit der zuversichtlichen Ruhe eines sadistischen Pharisäers entgegen.

Da bekanntlich die deutsche Flotte viel kleiner ist als die britische, da außerdem die tief eingezogene Gestalt der deutschen Nordseeküsten strategisch wenig günstig ist, so sieht sich unsere Flotte außerstande, diese Hungersperre zu brechen. Der gegenüber einer Macht wie Großbritannien immer naheliegende Gedanke an einen Schädigungskampf gegen den britischen Handel — das Lebensblut des britischen Volkes — haben unsere Ozeankreuzer im ersten Teile des Krieges, soweit und solange ihre Kraft reichte, durchzuführen versucht. Wie man von vornherein hatte ermessen können, war die Wirkungsmöglichkeit dieser deutschen Ozeankreuzer angesichts ihres Mangels an Stützpunkten und der ungeheuren Übermacht der ihnen nachstellenden Feinde nach einigen Monaten zu Ende. So stellte sich mit jedem Monate drängender die Frage: wie und mit welchen Waffen kann Deutschland dem niederträchtigen britischen Aushungerungskriege tatkräftig und wirksam entgegentreten.

Aus dieser oder einer ähnlichen Fragestellung heraus ist der Kriegführungsplan hervorgegangen, den die in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregende Bekanntmachung der deutschen Reichsregierung vom 4. Februar 1915 verkündet hat: Dem britischen Verfahren folgend, erklärt Deutschland vom 18. Februar an die gesamten Küstengewässer Großbritanniens und Irlands für **Kriegsgebiet** und warnt die Neutralen, die Gewässer zu befahren, da sie sonst Gefahr laufen, mit englischen Schiffen verwechselt zu werden. Innerhalb dieses Kriegsgebietes beabsichtigt Deutschland, den großbritannischen Seehandel mit allen Mitteln zu vernichten. War es aussichtslos für die beschränkten Mittel der deutschen Kriegführung, dem englischen Handel auf der hohen See entscheidend und auf die Dauer Abbruch zu tun, so faßt man den britischen Handel jetzt an seiner Wurzel, nämlich vor den großbritannischen und irischen Häfen. In sie müssen die Schiffe alle hinein, von ihnen gehen sie alle aus. Großbritannien ist in höchstem Maße auf überseeische Nahrungsmittelzufuhr angewiesen und ebenso auf Zufuhr von Rohstoffen. Hier wollen wir Großbritannien treffen.

Es handelt sich mithin **nicht** um eine Blockade der großbritannischen Küsten und Häfen, sondern um eine Maßnahme, die zwar manche Ähnlichkeiten mit einer Blockade aufweist, jedoch auch sehr erhebliche Abweichungen. Das Ziel der deutschen Maßnahme ist, um es noch einmal zu sagen, die Vernichtung aller britischen Handelsschiffe, derer man habhaft werden kann. Die Meeresfläche ist an und für sich frei und international, für die friedliche Schiffahrt befahrbar. Ein solches Vorhaben, wie das deutsche, erfordert mithin, die betreffenden Meeresteile von jener internationalen Freiheit und Sicherheit auszunehmen. Deshalb sind sie als Kriegsgebiet erklärt worden. Besteht der Blockadezustand in der sonst üblichen Weise, so ist nicht nur jedes feindliche Kauffahrteischiff der Beschlagnahme verfallen, sondern auch jedes neutrale, das sich in das Blockadegebiet begibt. Die Zerstörung feindlicher Handelsschiffe ist selbstverständlich, die Zerstörung neutraler Prisen nur, wenn es dem Beschlagnehmenden nicht möglich ist, das Schiff in einen Hafen zu bringen. Diese gleichen Gesichtspunkte würden auch auf die Tätigkeit deutscher Unterseeboote in dem Kriegsgebiete der britischen Küstengewässer zutreffen. Allerdings würde die Möglichkeit, beschlagnahmte Schiffe in einen deutschen Hafen zu bringen, unter allen Umständen ausgeschlossen sein, die Vernichtung der Schiffe also selbstverständlich. Was nun die Besatzung dieser Schiffe betrifft, so sind die Unterseeboote viel zu klein, um sich mit ihr belasten zu können. Wo es irgend geht, werden die deutschen Unterseeboote den Dampferbesatzungen Zeit geben, in den Rettungsbooten das Schiff zu verlassen. Ist es nicht möglich, z. B. wenn sich britische Kriegsschiffe in der Nähe befinden, so muß der Dampfer schleunigst in den Grund gebohrt und den feindlichen Kriegsschiffen überlassen werden, die Mannschaften zu retten.

So ungefähr dürfte sich der gegen England beschlossene Handelskrieg abspielen, wennschon sicher die Erfahrung und Praxis noch vieles Neue ergeben werden.

General Joffres Offensive.

General Joffre, der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, ist kein ungeschickter Feldherr, und was er aus Frankreich an Truppen und an Widerstand herausgeholt hat, ist alles Mögliche. Tüchtiger ist er jedenfalls als einer der Generäle von 1870 und als Napoleon III. Aber glücklicher wird er darum nicht sein. Wie seine Pläne durch den überraschenden Ansturm unserer Heere gleich zu Anfang in die Brüche gingen, wie die französischen Truppen von Anbeginn in die Verteidigung gedrängt wurden, diese Art der Kriegführung, die die Franzosen nur schwer ertragen können, wie seine im Dezember angekündigte allgemeine Offensive jämmerlich zerschellte und auf der ganzen ausgedehnten Front mit deutschen Erfolgen einsetzte, — das alles zeigt, daß ein Mann es nicht machen kann, daß alle Fähigkeit und alle Anstrengung zuschanden werden, wenn ein Volk im Innern gebrochen ist. Und daß dieses bei den Franzosen der Fall ist, kann man nach den Erfahrungen der letzten Monate wohl kaum bezweifeln. Das wird sich auch sofort noch deutlicher zeigen, wenn wir bei Beginn besserer Witterung die allgemeine Offensive wieder aufnehmen. Aber das muß man dem französischen Generalissimus lassen: er hat in dem ersten Halbjahr des Krieges eine gewaltige Arbeit geleistet, nach außen hin, aber noch mehr im Innern, in der Armee, durch Beseitigung unfähiger Befehlshaber. Man spricht von 138 Generälen, die er bereits abgesetzt haben soll. In solchen Maßnahmen war man in Frankreich bei verzweifelter Lage immer groß. Man braucht nur an 1870 zu denken. Aber solch ein umfangreiches Reinemachen ist doch wohl noch nicht dagewesen. Es zeugt für Joffres Rücksichtslosigkeit. Ob's helfen wird? Ob es klug war? Jedenfalls haben wir es hier nicht allein mit einem Zeichen der Energie sondern auch der Schwäche zu tun. Denn es ist sehr fraglich, ob solche Maßnahmen des Generalissimus wirklich nötig waren, ob sie nicht vielmehr durch die Stimmung des Volkes gefordert wurden. Es scheint, daß man Sündenböcke brauchte, die man für die Mißerfolge verantwortlich machen wollte. Übrigens hat er sich bei dieser Gelegenheit auch eines unbequemen Rivalen, des Generals Pau zu erledigen gewußt, der nach Rußland geschickt worden ist, um den Moskowitern den „Geist der Offensive“ einzuflößen. —



General Pau (links im Bilde). Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



General Joffre besichtigt vorüberziehende Truppen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Die alten Korps an ein neues Korps. Von Rolf Brandt.

Die Kanonen dröhnten, die Schlacht rückte vor,
Da schrien die alten zu dem neuen Korps:
Brüder durch! Dort, der Feuerschein,
Der die Hölle speit, muß genommen sein.
Brüder, Brüder, denkt, nur dort vorn
Lodert der Sieg, denkt in heiligem Zorn,
Ostpreußen verbrannte, Ostpreußen hing
In blutigen Fetzen. Schließet den Ring!
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Wir haben auch alle mal flau gemacht,
Damals — wir haben es fortgelacht,
Der Sieg sang hell über Dreck und Blut ...
Kameraden haltet euch gut!
Das ist nun so, die Pferde schrein,
Wenn sie todwund sind, kann nicht anders sein.
Das ist nun so, Gehirn, das spritzt,
Wenn die Granate den Schädel ritzt ...
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Brüder, dort führt die Birkenallee
Goldlaubumflattert zur Siegeshöh'.
Jeder Zoll ist durchfurcht von Granatenbiß.
Brüder, wir überspringen den Riß!
Schreit „Hurra! Hurra!", das stärkt!
Schreit, springt, schießt, daß ihr Kugeln nicht merkt!
Der schmale Weg durch den Feuerschein
Führt in den Sieg und den Himmel hinein.
Vor! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Trommel schlag': „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
Den ganzen Tag Kartoffelsupp!" Hupp!
Hoh! Der Graben! Bajonett vor! Los!
Nieder! Nieder! Stoß! Vorwärts! Stoß!
Kolben hoch! Ach, das weiße Tuch!
Brüder, ihr merkt noch, es ist Betrug.
Da, sie schießen danach um so mehr! Es nützt
Nichts, seid ihr auch mit Blut überspritzt.
Nieder! Vor!
Stürme wie wir, du junges Korps!

Da, das Hämmern, das singt! Hört her! Hört her!
Das ist unser Maschinengewehr. Hurra, Maschinengewehr!
Rechts in die Flanke! Jetzt kommt der Schluß.
Da! Da! Da flieht auch schon der Russ'!
Das bißchen Schrapnell tut als Schlußgruß nicht viel,
Das Ganze halt! Wir sind am Ziel.
Von der Höhe, die auf uns Verderben spie,
Kartätscht, bumm, bumm, unsere Feldartillerie.
Brüder, der Sieg steigt funkelnd empor ...
Nun seid ihr wie wir ein sturmfestes Korps.



König Ludwig von Bayern im Gespräch mit einem Feldgeistlichen, dessen 6 Söhne ins Feld zogen (zwei starben den Heldentod). Phot. Hoffmann.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

III. Wie wir draußen singen.

Es gibt ein Wort von irgendwem, das heißt: „Gesang ist die tönende Seele des Menschen". Mir wollte das immer ein wenig zu romantisch gesprochen erscheinen, romanhaft, möcht' ich fast sagen. Aber seit wir hier draußen in Frankreich sind, weiß ich, daß es eine schlichte Wahrheit ist, aus brunnenklarer Tiefe kommend. — Es war eine fast windstille, silberne Nacht, an die ich jetzt denke. Der Mond stand sichelscharf über dem Feinde, und die Sterne zogen hell und greifbar groß über das Himmelszelt. Die in solchen Nächten auf freiem Feld im Schützengraben sind, die wissen, daß die Sterne nicht stehen, sondern ziehen. Über unsere Köpfe hinweg schwirrten dunkle Vögel mit fremdartig lockendem Rufen: Eulen auf dem Nachtflug. Vor uns im Drahtverhau Geraschel und leises Jagen und Schlüpfen und Zirpen und halbverschlafenes Gezwitscher: Feldhühner von Nest zu Nest. Und über die Rübenblätter auf dem Ackerstück hatte jemand Diamanten ausgeworfen. Mitunter ein atmender Hauch der starken, kühlen Erde, ein rascher Wind am Gesicht vorüber, — ein Schuß zuweilen weit in der Ferne, eine Kugel auch, die träge daherpfeift und müde hinter uns niederfällt: pjiu — pji — u — patsch — —. Sonst nichts lautes. In langer, langer Zeile hinter den Schießlöchern wir Wachen, die Mantelkragen hoch bis über die Ohren, die grauen Helme tief in die Stirn: uralte Steinbilder im dämmerdunklen Dom. Ein dicker goldglänzender Käfer kriecht auf meinem Gewehrlauf, — ich seh' ihm lange zu; vorne am Korn stolpert er und purzelt; verschwunden. Eine Sternschnuppe saust übers halbe Firmament, nur einen Blick lang, tausend Millionen Meilen ein blendender Streif, — dahin, ins Unendliche dahin. Da hör' ich singen, ganz leises, tiefes, summendes Singen.

Der rechts neben mir ist's. Er hat ein kleines spiegelblankes Blatt vor sich auf der Brustwehr liegen und steht da mit gebücktem Kopf und singt, bedächtig, feierlich, wichtig wie ein alter Kantor vorm Notenpult droben bei der Kirchenorgel: „. . . . . da — — s ist mein Himmel — auf E — e — r den". Als er zu Ende ist, blickt er auf wie ertappt und schiebt das Blatt in die Tasche. Ich lange mit der Hand hinüber, will's haben, sehen; aber er schüttelt den Kopf und gibt's nicht. „Na, dann nich." Ich zucke mit den Achseln und wische Tautropfen von der Knarre ab. Da reicht er's mir. Ein Bildchen, postkartengroß. Wer? — Ein liebes Weib, ein süßes Kind, — sein Himmel auf Erden. Hier draußen vor dem Feind. — Irgendwer schrieb irgendwo: „Gesang ist die tönende Seele des Menschen". — —

Eine andere Nacht. Eine Schneenacht. Die ganze Welt dick mit Zucker überkrustet. Und immerzu schneit's weiter, fällt's flockendicht vom Himmel durch die linde Luft herab, macht Schneemänner aus feldgrauen Musketieren und breitet wolligweiße Schlafdecken über Sumpf und Morast im Grabengrund. Zwei andere und ich haben Schleichpatrouille. Hundert Meter vorwärts durch den Laufgraben bis zum Lauscherposten und von da aufs weiße Feld hinaus und wie Katzen auf allen Vieren gekrochen, den Bauch dicht am Boden, das Gewehr auf'm Buckel. Wir haben Glück: kein Mond steht im Kalender, und die Flocken wirbeln Schleiertänze um uns her. Wir kriechen in der Rinne neben dem Rübenstück, mit Schneckengeschwindigkeit, zehn Meter in der Stunde. Links raschelt's vorsichtig durch die Blätter: aha, die Franzmänner schleichen auch. Weiter, weiter. Da und dort hustet einer, — ihre Horchposten. Alle Sinne zum Zerspringen gespannt, schlängeln wir uns in weiten Abständen durch die Kette. Da — scheußlich! — zischt einen Steinwurf weit vor uns eine Leuchtrakete gen Himmel und badet uns in blendende Helle. Wir liegen kurz vor ihrem Drahtverhau wie auf dem Präsentierteller, einfach zum Wegknallen. Da gibt's nichts weiter als platt liegen bleiben und seine Seele Gott befehlen. Dreißig Sekunden sind dreißig Ewigkeiten. Solange steht die vermaledeite Lichtkugel über uns, dann zerstiebt sie in armselige Funken. Dunkel, lautlos, — sie haben uns nicht entdeckt, die Dummköpfe. Langsam heben wir die Gesichter und spähen und lauschen. Vorn in ihrem Graben geht's recht zwanglos her; sie parlieren munter drauflos, zehn, zwanzig hocken in aller Gemütlichkeit auf der Brüstung, die Käppis im Nacken, und qualmen Zigaretten. Ein paar klettern und stelzen im Draht umher und hämmern auf die Pfosten. Wie gern möchten wir schießen, wie gern, — aber wir dürfen's nicht. Unweigerliches Verbot. Da auf einmal singt einer von ihnen. Steht da und singt sans gêne. Sind wir verhext? Der Kerl singt deutsch! Klar und deutlich deutsch, ein liebes deutsches Volkslied:

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an."

Wie das klang, wie das klang, — wie heimwehkrank! Der mit der deutschen Zunge, wie kam der wohl in Feindesland, in Feindesreihen?! Einer von uns, der ein bischen zu weich in der Seele ist, kriegt's Schlucken, verschluckt sich und prustet laut heraus. Wie der Blitz sind sie alle verschwunden, und im Augenblick kracht auch schon eine Salve über uns hin. Schneller, als wir gekommen, kriechen wir zurück, — und zwei Stunden drauf hatten wir einen wahnwitzigen Nachtangriff abzuweisen. Mehr als zweihundert tote Franzmänner lagen und standen am hellen Morgen zwischen unsern Drähten im blutroten Schnee. Ob er unter ihnen war, der mit der deutschen Zunge? — — „Ihr Brüder allzumal, heut seht ihr mich zum letztenmal . . ."? —

In den ersten Kriegswochen, als die Nächte noch zuweilen sommerlau waren, haben wir ein paar Kilometer hinter der Front, oft bis zum Frührot, um die Holzfeuer auf der Wiese gelegen und gesungen, gesungen, immerzu, ein Heimatlied nach dem andern. Einmal, als ich lange nach Mitternacht ins Scheunenstroh kroch, klang's mir noch von draußen her nach, in Schlaf und Traum hinein:

„Guten Abend, gut Nacht,
Mit Rosen bedacht . . "

Wie dann die Weihnachtszeit kam, da wurden wir alle zu Kindern, holdselig bang erwartungsvollen Kindern. Oder nein, nicht ‚wurden'. Wir waren's immer, bleiben's immerfort, ob alt oder jung, rauhbärtig oder knabenglatt ums Kinn, mit braunem oder grauem Schopf: lauter große blonde deutsche Kinder. Ihr hättet nur dabei sein, das miterleben müssen: wie sie da hausten im Schützengraben, in Schlamm und Dreck, das Wasser kniehoch in den Stiefeln, über und über lehmbekleistert — und naß, naß wie die Ratten im unaufhörlich rieselnden, platschenden, gießenden Regen, allen Todesgefahren preisgegeben; wie sie da standen oder in den Unterständen kauerten, mit Mühsal und Leiden überhäuft zum Gotterbarmen, — und mitten in all dem Graus ihre deutschen großen blauen Kinderaugen aufrissen und ihre harten erdüberkrusteten Kriegerhände zusammenschlossen und andächtig-fröhlich einstimmten, wenn Einer begonnen hatte:

„. . . einsam wacht
nur das traute hochheilige Paar,
holder Knabe im lockigen Haar . . ."

Ihr hättet das miterleben müssen. Euer Herz hätte gezittert vor Jammer und Freude, — und vor Stolz vor allem! —

Alles, was wir draußen singen, entquillt unserer tönenden Seele; all unsere Lieder, ob sie lustig sind oder sehnsuchtsschwer, kriegsknorrig oder kinderfromm, sie steigen alle aus brunnenklarer Tiefe, ungewollt, ungerufen wie Träume im Schlaf. Jedes ein Erlebnis, jedes eine Flamme, wildlodernd oder opferstill. Aber ein Lied übertrifft sie alle. Es steht unter uns wie eine riesenhafte Ur-Eiche, unter deren gewaltigen Schattenästen wir uns heimatfröhlich geborgen wissen, mitten in Krieg und Feindesfremde. Das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles."

Viermal hat's mich vor allem bis ins Innerste gepackt und erschüttert: das erste Mal, als uns der Zug aus dem Vaterlande forttrug in den Krieg, nach Belgien, nach Frankreich hinein. Ganz langsam glitten wir durch Lüttich, die soeben eroberte Festung, die große, weithingebreitete Stadt. Es war heller Sonntagnachmittag, und zu Tausenden standen Männer und Frauen und Kinder an den Bahngeleisen, halb Neugier, halb verbissene Wut auf den Gesichtern. Die Türen unserer Transportwagen waren weit geöffnet, und wir alle, funkelnagelneu und blitzsauber eingekleidet und ausgerüstet, drängten einander und wollten sehen, allerlei Neues, Wichtiges, Fremdes sehen und hören. Und dabei sollten wir gewiß nicht zu kurz kommen. Geschrei und Gejohl, daß uns die Ohren gellten: „Prussiens! Prussiens! A bas ces diables! A l'infère Guillaume! A l'infère le Kaiser! Prussiens! Diables, diables! . . ." Die braven deutschen Landstürmer, die den Bahnschutz versahen, hatten Schweiß und Mühe, einen Sturm auf uns zurückzuschlagen. Mit Steinen wurden wir bombardiert, mit Knütteln, mit Straßendreck, mit leeren Weinflaschen, Zigarettenschachteln, Hutnadeln, zerbrochenen Damenschirmen usw. usw. Die Weiber namentlich wurden zu Hyänen, die bombardierten am tapfersten und streckten die Zungen heraus und spieen mit verzerrten Gesichtern gegen uns aus und hielten ihren Kindern die Augen zu, damit sie uns verdammte Teufel nicht erblicken sollten. Bestien, gefangene Bestien, die in ohnmächtiger Wut an den Gitterstäben rüttelten! Zuerst waren wir ganz verdutzt. Dann mußten wir lachen, laut, kräftig von Herzensgrund auflachen. Und dann auf einmal, wie aus einem Munde, brauste es in den hellen Sonntag hinaus, hoch und heilig über all den Wust und Wirrwarr und und Lärm hinweg: „Deutschland, Deutschland über alles,



Schwere deutsche Artillerie am Yserkanal. Zeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatze tätigen Malers Fritz Grotemeyer.

über alles in der Welt." Wieder und wieder und immer wieder: „Deutsche Frauen, deutsche Treue . . . über alles in der Welt."

Das zweite Mal: es war gegen Ende Oktober, wir lagen für einige Tage in Reserve, zehn Kilometer hinter der Feuerlinie, und erhielten eines Tages Befehl, in der nächsten Nacht vor der Front einen Laufgraben zu schanzen. Ohne Gepäck, nur Gewehr und Schanzzeug umgehängt, marschierten wir nachmittags kreuzfidel drauflos und waren pünktlich „bei eingebrochener Dunkelheit" an Ort und Stelle, d. h. bei den deutschen Schützengräben angelangt. Von hier aus hatten wir auf freiem Felde, unmittelbar vor der feindlichen Stellung, auszuschwärmen und den Graben zu stechen, — immerhin keine ganz harmlose Beschäftigung. Zum Glück war's rabenfinster, keine Hand vor Augen zu sehen. An der Stelle, die mir zukam, stand ein halbzerschossener Obstbaum, und darunter lag was Helles, eigentümlich rätselhaft Geformtes, an diesem Ort besonders Seltsames: ein schneeweiß lackiertes, unbeschreiblich zierlich geflochtenes allerliebstes Kinderwägelchen, und Kissen und Spitzendeckchen drin; wie das wohl hierherkam? Wir hatten unser dunkles Handwerk kaum begonnen, als unvermutet etwas Ungeheures eintrat: auf der deutschen Seite, in unserm Rücken, begannen mit einem Schlage die Kanonen zu brüllen; auf der ganzen, langhingestreckten Linie; es kam wie aus tausend flammenden Schlünden hervor, immer mehr, immer mehr, immer schrecklicher das Donnern, ohne Ende das Dröhnen, das Krachen in der Luft, das Zucken und Beben unter unsern Füßen, — ohne Ende, ohne Ende. Und nicht lange, so schickten sie von drüben die Antwort herüber, ließen ihre Geschütze ebenfalls die erzenen Mäuler aufreißen und Granaten und Schrapnells zwischen uns, über uns hinwegspeien und platzen und ganze Hagelschwärme von Kugeln um unsre Ohren pfeifen, — ohne Ende, ohne Ende. Wir lagen platt auf der Erde, kein Kommando, keine Verständigung war möglich, der Höllenlärm überbrüllte alles. Was hätten wir auch beginnen sollen? Hell am mondlosen Himmel standen Dutzende von grellstrahlenden Leuchtkugeln, und die Scheinwerfer mähten mit ihren weißen Riesensensen das ganze weite Feld. Kein Wort kann sagen, wie uns zu Mut war. Und wenn einer alle Worte der Sprache herbeinähme, — es wäre vergebens, er könnte es nicht sagen. Da plötzlich fühle ich, wie eine Hand meinen linken Fuß erfaßt und ihn kräftig hin- und herzerrt, als müßt' ich vom Todesschlaf auferweckt werden. Ein Kamerad aus 'm Schützengraben war's, den sie mit einer Meldung zu uns geschickt hatten; er kroch vorsichtig bis an mein Ohr und schrie hinein, so laut er konnte: „Kaiserin . . . Geburtstag! Salut! Franzmänner . . . Irrtum! Weiter sagen!" Dann krebste er zurück, woher er gekommen war. Also: weiter sagen! Der hatte gut reden. Mein Nebenmann lag hundertzweiundneunzig Zentimeter weit von mir entfernt, soweit trug meine Stimme in dieser Stunde nicht. Ich reiße also Zettel und Blei aus der Tasche, schreib' die Meldung auf und reich' sie ihm an der Seitengewehrspitze hinüber; er liest, gibt's ebenso weiter, und binnen einer Viertelstunde weiß unser ganzer Zug, was los ist. Das also war des Pudels Kern: die deutsche Artillerie hatte zu Ehren des Kaiseringeburtstages Salut geschossen, die Franzmänner waren der Meinung, sie würden mit Angriff überrumpelt und knallten drauflos mit Kanonen und Flinten, was das Zeug hielt. Und wir Glückspilze lagen dazwischen! Als endlich das Getöse ein wenig einschlief, fingen wir langsam, langsam an, weiter zu schanzen. Und das dauerte garnicht mehr lange, so kümmerten wir uns den Kuckuck um Kanonen- und Flintenkugeln, spuckten in die Hände und schwangen die Beilpicken und warfen Schaufel um Schaufel Ackergrund über Bord und fühlten uns ganz kannibalisch wohl dabei: heut war was los, heut war Kaiserin-Geburtstag, da mußte was getan, irgendwie gefeiert werden, auch bei uns zwischen Freund und Feind. Und das kam ganz von selbst so: daß wir auf einmal mittendrin im Singen waren. Wie das kam? Ja — wie? Vielleicht hatte einer angefangen, vielleicht wir alle miteinander; — wir sangen und schanzten und schanzten und sangen, was uns die Stunde gerade aus dem Herzen drängte: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt". Vor Morgengrauen waren wir fertig, der Graben war bis hart an den Feind vorgetrieben, in guter Deckung liefen wir zurück. Nicht alle. Als sich die Gruppen zum Abmarsch sammelten, fehlten sechzehn Kameraden. Die waren liegen geblieben auf freiem Felde zwischen Freund und Feind. Die hatten ihr Herzblut hingegeben in jener grauenvoll-feierlichen Stunde. Hatten es — stille Helden — der deutschen Landesmutter als teuerste Geburtstagsgabe dargebracht. — —

Fast drei Monate später. Silvesternacht. Regen, Regen, unendlicher Regen. Dämme und Erdwälle rutschen mit Gepolter ab, Deckungen brechen krachend ein, das Wasser quirlt und gurgelt unter den Füßen im Grabensumpf, der Westwind pfeift und heult durch die Schießlöcher, — aber kein Menschenlaut. Mit geschlossenen Lippen stehen sie oder kauern in den Erdhöhlen und ertragen es klaglos. Sie warten und warten geduldig. Einmal muß doch eine Wendung kommen, ein heller Strahl in dieses bleierne, undurchdringliche Grau, eine große Erschütterung in dieses tatenlose Dahinstehen. Sie sind unbezwinglich in ihrem täglich neuen Glauben, nicht umzubringen mit ihrer trotzigen Hoffnung auf das Große, Gewaltige, das da kommen muß, kommen wird. Das schwör' ich bei meiner rechten Hand: hier in den Schützengräben ist keiner, auch nicht ein Einziger, der nicht felsenfest an unsere Sache, an unseren unweigerlichen Sieg glaubte! Wie lange das alles noch dauern mag, darüber wird allerdings fast täglich — und zwar recht kräftig — gestritten; und das ist gewiß kein Fehler. Aber daß wir Sieger bleiben, darüber gibt's vorn am Feinde nicht den allergeringsten Zweifel. Und es ist nicht etwa Überhebung oder Großsprecherei, was sie so sicher sein läßt. Ihr solltet nur hören, wie schlicht sie das sagen, wie sie garnicht viel Aufhebens und Wesens davon machen: „Ja, siegen werden wir ja, das ist ja freilich gewiß, — nur 'n bischen lange mag's wohl noch dauern." So äußert sich die Bescheidenheit des wahrhaft Starken.

In dieser Silvesternacht nun geschah etwas, das uns alle Leiden milder fühlen, alle Lasten leichter tragen und alles nervenzerreibende Warten mit hellern Augen anblicken ließ. Jahreswende im Schützengraben, hart am Feinde: die konnte nicht ohne etwas ganz Besonderes vorüber gleiten. — Um halb zwölf Uhr stapften die Sanitäter durch den Graben und riefen „Alarm!" in alle Unterstände hinein. „Alles an die Gewehre!" Und da erfuhren wir's: Punkt zwölf Uhr sollte Salut geschossen werden, drei Salven gegen den Feind, von Zug zu Zug, als deutscher Kriegergruß dem neuen Jahr entgegen. Und nicht etwa nur wir allein sollten das dürfen, nein, das war das herrliche dabei: dieser Salut wurde auf der ganzen gewaltigen Front gedonnert, durch den ganzen, den größten Schützengraben hindurch, den die Welt bisher gesehen, von der Schweizergrenze her bis hoch hinauf an die Nordsee. Kinder, war das ein fieberndes Spannen und Horchen, bis der Augenblick kam, und hastiges Geflüster von Mann zu Mann. Sie nahmen ihre Mantelzipfel und rieben die Flinten sauber zur festlichen Minute, sie kratzten den Schmutz von Kleidern und Händen, sie tanzten und hopsten und trippelten auf der Stelle vor Ungeduld, daß die Zeit nicht fliegen wollte. Kurz vor Mitternacht begannen schon unsere Geschütze zu donnern, — da griffen sie aufgeregt in die Abzugsbügel, — jetzt wär's doch sicher soweit. Aber nein, noch immer nicht, immer noch vier, drei, zwei Minuten, — aber dann! Dann kam's von links her, weit, weit her durch die Luft herbei wie krachende Wellen, eine nach der andern, immer lauter und lauter und näher, und endlich das erlösende Kommando; „Leee . . . gt an! — Feuer!!" —: Krrr—rach! Krrr—rach!! Krrr—rach!!! aus den feuerspeienden Gewehrläufen, in dunkle regentriefende Neujahrsnacht hinaus, über den verblüfft aufhorchenden Feind hinweg. Und dieses Mal ahnten sie drüben, was da vorging: kein Schuß fiel bei den Franzmännern, nicht eine einzige Kugel kam von ihnen herübergeflogen, kein „Franzmänner-Irrtum" wie in jeder Oktobernacht. Und „Prosit Neujahr!" brüllten die Musketiere!

Dann aber kam noch etwas viel, viel Schöneres, Stolzeres, Größeres. So wie die krachenden Wellen nach rechts hin weiter zogen, so kamen von links neue herbei, tönende, singende, jauchzende Wellen, die uns wie Feuerflammen ins Herz fielen, daß wir's mitjauchzten und sonder Kommando und Befehl einstimmten: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" — — Um halb vier Uhr morgens hörten wir's noch Stunden und Stunden weit aus der Ferne zu uns klingen: „Deutschland . . . über alles . . .!" — Und über der feindlichen Stellung, kaum hundert Meter vor uns, lag Schweigen, bergeschwer. — —

Am Spätnachmittag dieses ersten Tages im neuen Jahr traf eine feindliche Granate in unsern Graben, just hart an die Stelle, wo ich Wache stand, und warf mich hin. Dann folgte eine lange, schwere, schwere Fahrt von Feldlazarett zu Feldlazarett, bis ich in St. Quentin war.

Dort lagen wir etwa vierhundert Verwundete, die erste Nacht in einem großen, riesenhohen, hell mit elektrischen Lampen erleuchteten Theatersaal, drei Ränge hoch. Vierhundert getroffene Kameraden. Viele auf den Tod getroffen, — alle todesmatt. Im Saale stand ein großer, prächtig geschmückter Weihnachtsbaum, über und über von Lichtern strahlend. Und eine Schwester sagte: „Laßt uns singen!" Und ihre zarte Stimme begann: „Deutschland, Deutschland über alles . . ." — — — Wir konnten sie ja nicht alle begleiten. Manchen war es gar zu schwer, den Atem aus der zerrissenen Brust heraufzuholen. Andere lagen auf dem Gesicht und schluchzten, schluchzten . . . Und die mitsangen, taten es dumpf, leise, durch zusammengebissene Zähne hervor, die Hände in einandergekrallt vor Weh und Wut über ihre Ohnmacht. — —

Aber bald, — bald sind wir wieder gesund und kräftig und kommen wieder, nach vorne, auf unsern Platz in der ersten Reihe, wo wir hingehören.

In russischer Verbannung. III. (Schluß.)

Nicht ganz fünf Wochen waren vergangen, als wir eines Tages in den Zeitungen die Bekanntmachung lasen, daß gemäß einer zwischen den Regierungen Rußlands und Deutschlands getroffenen Vereinbarung den deutschen Zivilpersonen, mit Ausnahme der männlichen militärtauglichen zwischen 18 und 45 Jahren, die Rückkehr nach Deutschland von nun an erlaubt sei, ebenso wie den dort zurückbehaltenen russischen Zivilpersonen die Rückreise nach Rußland. Und ein oder zwei Tage später erhielt ich auch von der amerikanischen Botschaft in Petersburg die Mitteilung, daß die russische Regierung mein Gesuch genehmigt und uns erlaubt habe, Rußland zu verlassen.

Wir begaben uns sofort zur Hauptpolizei, zeigten das Schriftstück vor und baten um unsere Pässe. Aber so einfach, wie wir uns das gedacht hatten, war die Sache keineswegs. Die russische Schwerfälligkeit zeigte sich hier in ihrer ganzen Blüte. Welch eine Unzahl verschiedener Papiere und Bescheinigungen wurde da von uns verlangt, wieviel Bittschriften und Gesuche mußten wir verfassen, und wie ungeheuer schwierig und langwierig im einzelnen war es, diese verlangten Papiere von den Behörden zu erhalten! Und dies alles offenbar doch nur in der Absicht, eine Sache, die gesetzlich nicht zu verweigern war, nach Möglichkeit zu erschweren. Völlig schutzlos war man der Unverschämtheit und Faulheit eines jeden kleinen Beamten und Schreibers ausgeliefert, die bald erklärten „heute und morgen keine Zeit zu haben und für ‚deutsche Hunde' überhaupt nicht arbeiten zu wollen," bald einen Feiertag vorschützten — und fast jeder dritte Tag ist in Rußland ein Feiertag! — oder auf irgendeine andere Art und Weise eine grenzenlose Schikane betrieben. Nur der alles bezwingende Rubel konnte auch hier wieder Wunder wirken und die sonst so widerspenstigen Beamten zu Taten veranlassen, die sich mit ihren Vorschriften keineswegs vertrugen, uns aber zum Vorteil gereichten. Acht Tage etwa dauerte dieses ewige Hin- und Herlaufen, und es war ein unaussprechlich erlösendes Gefühl, als endlich alles erledigt war und wir unsere vorschriftsmäßigen Reisepässe in der Hand hatten; wie von einem bösen Traum befreit, atmeten wir auf. —

Am schlimmsten erging es Baron von R. Als ehemaliger Offizier hatte er von vornherein ja wenig Aussicht, aus Rußland herauszukommen, aber versuchen wollten wir alles. Und zuerst schien er auch Glück zu haben. Auf seinem deutschen Paß war sein ehemaliger Beruf nur durch die Abkürzung Oblt. vermerkt; das verstand man jedoch in Samara nicht, und als er nach seinem Stand gefragt wurde, gab er an, „Privatier" zu sein. Aber wider Erwarten ging alles gut; alle Förmlichkeiten waren erledigt, wir waren zum letztenmal auf der Polizei, und schon wurde der Paß hervorgeholt und sollte Baron von R. gerade ausgehändigt werden, da stürzte plötzlich ein Beamter herein und schrie: „Zurück, zurück, er ist Offizier!" Zum Unglück hatte man in dieser letzten Sekunde noch ein Papier gefunden, auf dem groß und mit roter Tinte der Vermerk „Militärperson" geschrieben war. Der Ärmste, der mit einem Schlag seine ganze Hoffnung zusammenbrechen sah, gerade im Augenblick ihrer Erfüllung, war wie zerschmettert. Er zuckte zusammen, stand einen Augenblick bleich da, dann grüßte er uns stumm und verließ rasch das Zimmer. —

Für den nächsten Tag hatten wir unsere Abreise festgesetzt. Von Samara aus kamen für uns zwei Wege in Betracht: einmal der Weg durch Südrußland, und zwar entweder über Odessa-Konstantinopel nach Italien, oder durch Rumänien nach Österreich-Ungarn, — und dann der Weg über Petersburg durch Finnland nach Schweden. Der größeren Sicherheit wegen wählten wir den zweiten Weg und entschlossen uns, zunächst mit dem Dampfer die Wolga aufwärts nach Rybinsk und von dort mit dem direkten Schnellzug über Bologoje nach Petersburg zu fahren. —

Es war wiederum an einem Sonnabend (26. September), genau sechs Wochen nach unsrer Ankunft in Samara, als Frau von F. und wir morgens um 8 Uhr den schon bereitliegenden Dampfer betraten. Baron von R. begleitete uns, und zum letzten Male frühstückten wir zusammen im Speisesaal des Dampfers. Es muß ein schreckliches Gefühl für ihn gewesen sein, so ganz allein, oder doch ohne nähere Freunde in Samara zurückzubleiben; und als nun der Augenblick kam, in dem wir uns trennen und Lebewohl sagen mußten, standen dem großen, starken Manne Tränen in den Augen. Langsam setzte sich der Dampfer in Bewegung und fuhr hinaus der Mitte des Flusses zu; traurig und bewegt standen wir auf dem Hinterdeck des Schiffes und winkten dem allein am Ufer Stehenden unsere letzten Abschiedsgrüße zu. Seitdem ist keine Kunde, keine Nachricht mehr von ihm zu uns gekommen, trotzdem er sicherlich oft und viel geschrieben hat.

Nach ununterbrochener fünftägiger Fahrt kamen wir am frühen Morgen des 1. Oktober, gegen 4 Uhr, in Rybinsk an. Da unser Dampfer hier liegen blieb, schliefen wir uns noch einmal tüchtig aus und verließen erst gegen 9 Uhr das Schiff. —

Mittags um 1 Uhr ging unser Zug, und wir fanden, da er nur schwach besetzt war, hinreichenden Platz. Kurz vor Mitternacht kamen wir in Bologoje, einem großen Knotenpunkt, an, das wir noch von unserer Hinreise in schlechter Erinnerung hatten. Diesmal brauchten wir aber nicht umzusteigen, und so hatten wir uns schon früh schlafen gelegt; meine Frau und ich hatten die unteren Plätze eingenommen, Frau von F. einen oberen, der zweite obere war also noch ganz frei. Hier in Bologoje stieg nun ein älterer, gut gekleideter Herr ein, der offenbar den besseren Ständen angehörte. Auf der Suche nach einem bequemen Platz mußte er, wahrscheinlich von anderen Mitfahrenden, erfahren haben, daß wir Deutsche waren; denn er holte sich plötzlich den Schaffner herbei und begann vor unserem Abteil in wütendem Ton zu schreien und zu schimpfen, „gewiß hielten sich hier deutsche Hunde versteckt und nähmen die besten Plätze ein, man sollte nur die Pässe nachsehen und alle Deutsche auf der Stelle hinunterwerfen" usw. Wir muckften nicht und taten, als ob wir fest schliefen und kein Wort hörten. Aber uns rettete der Schaffner, der zwar genau wußte, daß wir Deutsche waren, aber ein reichliches Trinkgeld von uns erhalten hatte, und wir konnten nun bis Petersburg beruhigt weiter schlafen. —

Am nächsten Morgen gegen 6 Uhr kamen wir in Petersburg — oder, wie es jetzt hieß, in Petrograd — an. Hier ging alles gut, da wir in dem Trubel gar nicht als Deutsche erkannt und daher auch nicht weiter beachtet wurden. Alles schien ruhig und unverändert seinen altgewohnten Gang zu gehen, und vom Krieg war äußerlich nichts zu spüren. — Um 9 Uhr vormittags fuhren wir vom Finnischen Bahnhof ab. Nach etwa einstündiger Fahrt kamen wir nach Bjeloostrow, der Zoll- und Militärgrenzstation zwischen Rußland und Finnland. Hier hatte man für uns einen besonderen Wagen bereit gestellt, in den wir jetzt alle zusammen einsteigen mußten, — einerlei ob wir Fahrkarten 1., 2. oder 3. Klasse hatten. Und was war das für ein Wagen! Ein Wagen dritter Klasse, zwar nicht schmutzig — denn die finnischen Eisenbahnwagen sind, soweit ich bemerken konnte, durchweg sehr sauber gehalten, wie überhaupt in ganz Finnland, so ganz im Gegensatz zu dem benachbarten Rußland, die peinlichste Sauberkeit herrscht — aber sämtliche Fenster waren vermittels einer Art von Kalkanstrich vollkommen undurchsichtig gemacht.

In diesem Wagen mußten wir zwei Tage und zwei Nächte, von Freitag nachmittag bis Sonntag mittag ausharren. Essen und heißes Wasser zum Tee konnten wir uns durch Vermittlung der Gendarmen besorgen lassen, mußten uns aber im großen und ganzen auf belegte Brote beschränken und bekamen in dieser ganzen Zeit nur ein einziges Mal warme Speisen. — Fast auf jeder größeren Station wurde unser Wagen vom Zug abgehängt und blieb dann auf einem toten Gleise liegen, bis der betreffende Bahnhofskommandant die große Gnade hatte, sich unserer zu erinnern und unsern Wagen an einen anderen Zug anhängen und weiter befördern zu lassen.

Der geheime Groll, den die Finnen in ihren Herzen gegen Rußland hegen, offenbarte sich in einem kleinen, aber charakteristischen Zwischenfall. Ein mit uns fahrender älterer Herr bat einen der begleitenden Gendarmen, ihm eine russische Zeitung zu besorgen. Dieser lehnte ab und sagte, daß es ihnen ausdrücklich verboten sei, den Deutschen Zeitungen zu geben oder zu verschaffen. Als bald darauf bei einem längeren Aufenthalt alle Gendarmen den Wagen verließen, folgte ihnen, als letzter, auch der mitfahrende finnische Bahnbeamte; er war jedoch noch nicht ganz zur Tür hinaus, da drehte er sich rasch herum und schleuderte dem betreffenden Herrn blitzschnell eine Zeitung zu, in der er zuvor gelesen hatte, dabei mit den Fingern eine Gebärde des Schweigens machend — alles im Verlauf einer einzigen Sekunde, dann verließ auch er den Wagen. —

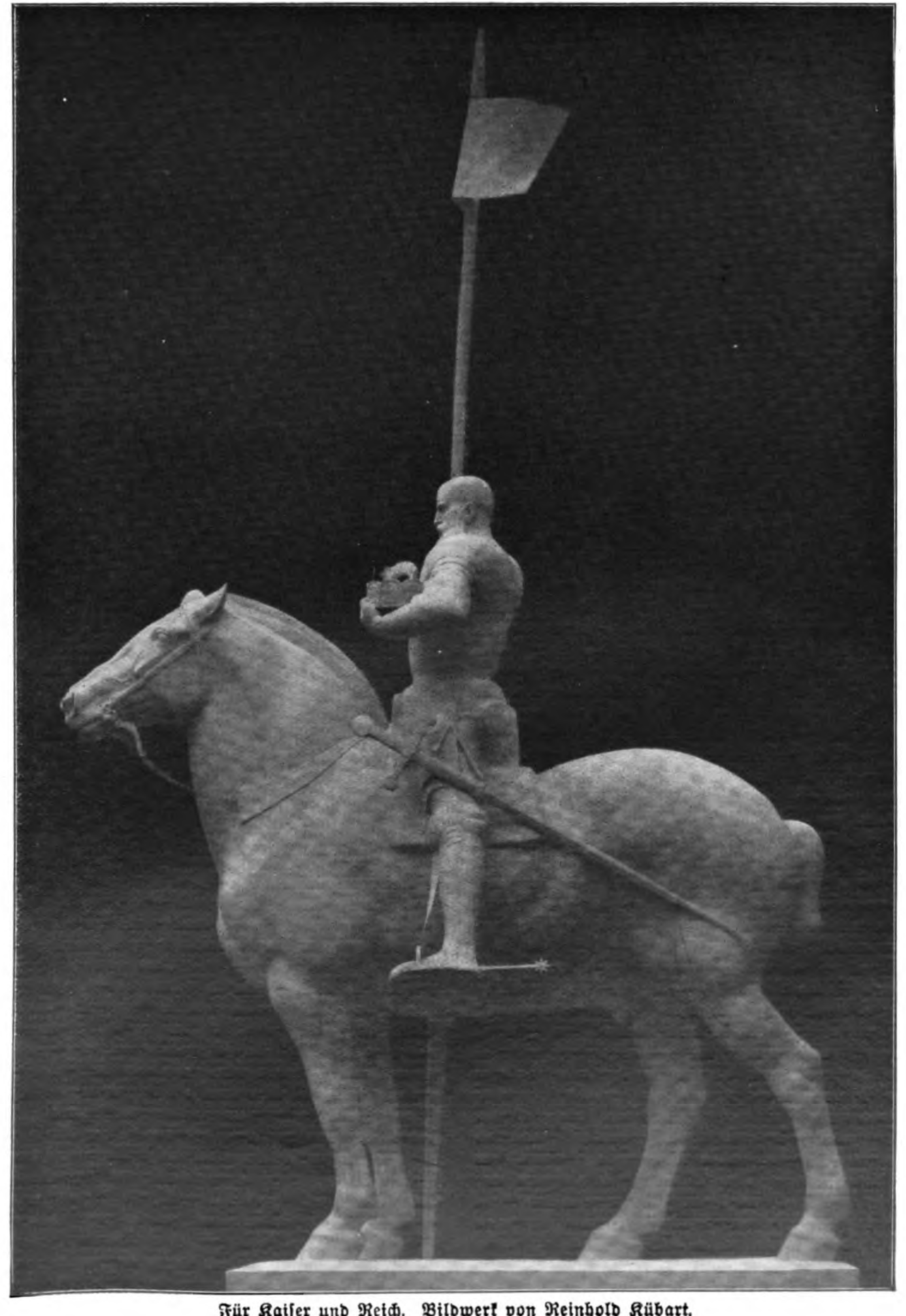
Sonntag mittag gegen 12 Uhr kamen wir in Raumo, dem finnischen Hafenort, an. Als wir endlich unser Gefängnis verlassen durften und wieder einmal frische Luft atmen konnten, waren manche von uns so ermattet, daß sie taumelten. Noch einmal mußten wir uns einer Untersuchung unterwerfen, die aber diesmal bloß unserem Gepäck galt. Die finnischen Beamten gaben sich alle Mühe, die Durchsuchung so milde wie möglich zu gestalten, wurden aber von den russischen aufsichtführenden Offizieren zur größten Strenge angehalten. So wurde mir z. B. eine wissenschaftliche Arbeit, eine lateinische Übersetzung, abgenommen, und als ich mich hierüber bei dem höchsten anwesenden Offizier, einem Oberst, beklagte, erhielt ich nur die kurze Antwort, als Arzt hätte ich es nicht nötig, lateinische Übersetzungen anzufertigen! —

Der schwedische Dampfer, der uns nach Stockholm bringen sollte, lag schon zur baldigen Abfahrt bereit. Noch einmal wurden unsere Pässe nachgesehen, dann konnten wir das Schiff betreten. Und damit hatten wir das Russische Reich endgültig verlassen und befanden uns auf schwedischem Boden! —

Gegen Morgen näherten wir uns der schwedischen Küste und fuhren durch die zahllosen kleinen Inselgruppen hindurch, die dem Festland vorgelagert sind. Zweimal verlangsamte der Dampfer seine Fahrt so sehr, daß kaum noch etwas von einer Bewegung zu bemerken war, und beide Male wurden sämtliche Reisenden in ihre Kajüten gejagt. Und wenn es auch von niemanden offen ausgesprochen wurde, so wußten wir doch alle, daß wir jetzt eine Kette von Minen zu durchfahren hatten. Ein kleiner Fehler des Lotsen, nur ein ganz klein wenig Zuviel oder Zuwenig nach rechts oder links — und unfehlbar flog das Schiff in die Luft. Aber der Mann hatte eine feste Hand, und mit Sicherheit steuerte er uns durch die zweimalige Gefahr glücklich hindurch. Immer lebhafter wurde das Treiben um uns herum, immer mehr Schiffe fuhren an uns vorüber, darunter auch einige Kriegsschiffe, dann wurden Häuser sichtbar, Villen, Fabrikgebäude, Geschäftshäuser, größer und immer größer wurde das Gedränge, links von uns tauchte das schöne, hoch und stolz emporragende Königsschloß auf, und bald darauf warfen wir Anker: Stockholm.

Wir wurden von den Herren des Deutschen Hilfsvereins in Empfang genommen, und nun waren wir im wahrsten Sinne des Wortes geborgen. Von nun an brauchten wir uns um nichts mehr selbst zu bekümmern, alles wurde vom Verein besorgt, dessen wahrhaft segensreiche Tätigkeit nicht genug anerkannt und gerühmt werden kann. Die Zollabfertigung, die Beförderung des Gepäcks, die Verteilung in gute Gasthäuser, die Beschaffung der Fahrkarten zur Weiterreise, und selbst die Unterstützung der Mittellosen mit den nötigen Geldmitteln und noch so vieles andere — alles das gehörte zum Arbeitsfeld des Deutschen Hilfsvereins. —

In Stockholm mußten wir uns von unseren Leidensgenossen trennen; die meisten wollten noch an demselben oder am nächsten Tage weiter fahren, Frau von F. aber und wir beabsichtigten, einige Tage in Stockholm zu bleiben, um uns etwas auszuruhen. — Hier erfuhren wir zum erstenmal etwas Näheres vom Kriege, und eine unbeschreibliche Freude und Wonne war es, wieder eine deutsche Zeitung in die Hand zu bekommen. Und was wir daraus erfahen — es war nicht lange nach der Heldentat des U 9 — öffnete uns erst vollends die Augen über die unglaubliche Verlogenheit der russischen Nachrichten. — Die Stimmung des schwedischen Volkes war in hohem Grade deutschfreundlich, und im vertraulichen Gespräch mit vielen gebildeten Schweden begegnete ich wiederholt Äußerungen und Ansichten, die mich erkennen ließen, daß die Schweden zwar die Neutralitätspolitik ihrer Regierung anerkennen und achten, am liebsten aber Schulter an Schulter mit dem Deutschen Reich gegen Rußland und England in den Kampf ziehen würden.



Für Kaiser und Reich. Bildwerk von Reinhold Kübart.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

12. Februar: Östlich Souain 4 Offiziere, 478 Mann gefangen. — Fortschritte nördlich Massiges. — Am Sudelkopf in den Vogesen der Gegner erneut abgewiesen. — Weiteres Vordringen an der ostpreußischen Grenze. — In Polen rechts der Weichsel wird die untere Skrwa überschritten. — Die Russen durch die Österreicher und Ungarn vom Jablonica-Paß geworfen. In der Bukowina erreichen die Verbündeten den Sereth. In den jetzigen Kämpfen 29000 Russen gefangen.

13. Februar: Nordöstlich Pont à Mousson den Franzosen das Dorf Norroy entrissen. — In den Vogesen Hilsen und Ober-Sengern gestürmt. — Fortschritte der Verbündeten im Dukla-Abschnitt. — In Südost-Galizien und in der Bukowina siegreiche Gefechte.

14. Februar: Fortschritte südlich Ypern bei St. Eloi. — Nördlich Tilsit der Feind aus Pitkupönen vertrieben. — Verfolgungskämpfe östlich der masurischen Seenplatte. — Im Weichselgebiet Racionz besetzt. — Fortdauer der Karpathenkämpfe.

15. Februar: In Polen Bielsk und Plock besetzt; 1000 Gefangene. — An der Karpathenfront erleiden die Russen große Verluste. — In der Bukowina sind sie gegen den Pruth zurückgedrängt. — Heftige Gefechte südlich Kolomea; 500 Gefangene.

16. Februar: Ergebnis der neuntägigen Winterschlacht in Masuren: die russische 10. Armee in nahezu völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. — Die Zahl der Gefangenen bisher weit über 50000; 40 Geschütze, 60 Maschinengewehre und unübersehbares Kriegsmaterial erbeutet. — Eine von Lomza nach Kolno vorrückende russische Kolonne geschlagen; eine andere bei Grajewo auf Osswiez zurückgeworfen. — Verlustreiche Gefechte der Engländer. — Bei Reims feindliche Angriffe abgewiesen. — Weiteres Vordringen in den Argonnen; 350 Gefangene. — Nach zweitägigem Kampf Kolomea von den Österreichern und Ungarn genommen; 2000 Gefangene. — In den Karpathen bei Wyszkow 4000 Gefangene gemacht.

17. Februar: Blutige Verluste der Franzosen bei Reims. — Kämpfe nördlich Perthes; 800 Gefangene. — Angriff der Franzosen bei Bourcuilles-Vauquois und östlich Verdun völlig gescheitert. — Verfolgungsgefechte bei Tauroggen und Grodno. — Die Kämpfe bei Plock-Racionz entschieden; 3000 Gefangene. — Das bisherige Ergebnis der Winterschlacht: 64000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, drei Lazarettzüge, Flugzeuge, 150 gefüllte Munitionswagen usw. — In der Bukowina werden die Russen über den Pruth geworfen und räumen Czernowitz.

18. Februar: Beginn des Unterseebootkrieges gegen England. — In der Champagne und östlich Verdun bei Combres brechen französische Angriffe zusammen. — Tauroggen genommen. — Fortdauer des Kampfes nordwestlich Kolno. — Österreichisch-ungarische Fortschritte in Westgalizien. — Russische Angriffe bei Nadworna und Kolomea abgewiesen.

19. Februar: Französische Angriffe nördlich Perthes, nördlich Lesmenils, sowie nördlich Verdun gescheitert. — Fortschritte in den Vogesen; der Reichsackerkopf erstürmt, Metzeral und Sondernach besetzt. — Südöstlich Kolno die Russen auf Lomza zurückgeworfen. — Kämpfe südlich Tarnow und am Dunajec. — Rückzug der Russen nördlich Nadworna in Südgalizien.

20. Februar: Fortschritte bei Ypern und in den Vogesen. — Bei Combres drei französische Angriffe unter schweren feindlichen Verlusten abgeschlagen. — Blutige, aber vergebliche Vorstöße der Russen an der Karpathenfront.

21. Februar: Ende der Verfolgung nach der masurischen Winterschlacht. Gesamtbeute bisher: 7 Generale, über 100000 Mann, über 150 Geschütze und unübersehbares Kriegsgerät, einschließlich Maschinengewehre. Die 10. russische Armee somit völlig vernichtet.

22. Februar: Ein englischer Truppentransportdampfer bei Beachy Head durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. — Luftbombardement von Calais. — Die Franzosen in der Champagne und bei Apremont zurückgeworfen. — Russischer Vorstoß bei Grodno unter vernichtenden Verlusten gescheitert.

23. Februar: Glückliche Gefechte bei Perthes. — Die Russen bei Sztabin zurückgeworfen. Bei Prasznysz verlieren sie 1200 Gefangene und 2 Geschütze.

24. Februar: Erstürmung von Prasznysz; 10000 Gefangene, 20 Geschütze und viel Gerät erbeutet. In anderen Gefechten nördlich der Weichsel 5000 Gefangene.

Die Vernichtung der X. russischen Armee.

Die neuntägige „Winterschlacht in Masuren", über deren Beginn wir in der vorigen Nummer so hoffnungsvoll berichten konnten, hat noch schneller, als man erwartet hatte, zu entscheidenden und für die Zukunft hochbedeutsamen Erfolgen geführt, die den großen Siegen im Herbst vorigen Jahres auf dem fast gleichen Schauplatz nicht nachstehen. Nachdem der Feind unter großen Verlusten über die ostpreußische Grenze zurückgeschlagen war, hat die mit gewaltigem Druck einsetzende Verfolgung zu einer vernichtenden Niederlage der zehnten Armee, der neuen Narew-Armee, geführt. Nach neuntägigem heißem Ringen endete die Winterschlacht in Masuren mit der Gefangennahme von einstweilen 64000 Feinden, und der Erbeutung von 71 Geschützen und mehr als 100 Maschinengewehren. Nur Reste können in die Wälder östlich von Suwalki und von Augustow entkommen sein. Jede neue Niederlage trifft den Feind empfindlicher als die vorhergehende und bringt den Zeitpunkt der völligen Niederwerfung in steigendem Maße näher. Der Krieg hat so viele Überraschungen gebracht. Die größte aber dürfte doch die sein, daß die Entscheidungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz gegen die erdrückenden Massen der Russen schneller heranreifen wollen als im Westen. Nach den ersten großen Erfolgen in Belgien und Frankreich hatte man allgemein geglaubt, daß wir zunächst mit den Franzosen und Engländern uns würden auseinandersetzen können, um uns dann mit aller Macht dem russischen Koloß entgegenzuwerfen, statt dessen



Generaloberst Hermann von Eichhorn. Hofphot. E. Bieber, Berlin.



General der Infanterie Otto von Below. Hofphot. P. Tellgmann, Kassel.

sehen wir im Westen einen — allerdings vielfach nur scheinbaren — Stillstand eintreten, während im Osten Schlag auf Schlag fiel und es geraten scheinen ließ, erst hier alles einzusetzen, um ein Ende zu machen, damit dann Frankreich und unser Todfeind England ihre endgültigen Hiebe erhielten. Die Schlachten in Ostpreußen und Russisch-Polen werden für ewige Zeiten als unerreichte, und wir dürfen wohl sagen unerreichbare Ruhmestaten auf den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet stehen. Nie, so lange Kriege geführt werden, ist Ähnliches dagewesen. Und ob die Bescheidenheit Hindenburgs aufs heftigste Widerspruch erheben wird, man wird ihn unter die größten Feldherren aller Zeiten rechnen müssen. Dabei soll selbstverständlich das große Verdienst der Unterführer nicht geschmälert sein. Ohne Generäle wie Ludendorff, von Mackensen, Morgen und die beiden, die in der Winterschlacht an der ostpreußischen Grenze ihre ganze Kraft eingesetzt haben, von Eichhorn und von Below, hätte auch Hindenburg das, was er in einsamer Stunde zum Heile des Vaterlandes genial ersann, nicht ausführen können. Und dann — das Instrument, mit dem ihm zu arbeiten vergönnt war, unser unvergleichliches Heer! Es war eine der ergreifendsten und erhebendsten Szenen in diesem Kriege, wie uns aus Lyck berichtet wird, als der Kaiser inmitten der siegreichen Truppen in der Stadt erschien. Inmitten der zerschossenen Häuser und angesichts der hart mitgenommenen Kirche sammelten sich die mit Schmutz und Blut bedeckten Krieger um ihren obersten Kriegsherrn. Alle Mauern und Fensteröffnungen waren mit Soldaten besetzt, und plötzlich brauste über den Platz vieltausendstimmig das „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles." Am Ausgang der Stadt traf der Kaiser dann auf zwei einziehende Bataillone des pommerschen Grenadier-Regiments Nr. 2 und ließ sie mit ihren zerschossenen Fahnen sich im Viereck aufstellen, um ihnen seinen Dank und seine Anerkennung auszusprechen.

Offizierpatrouille auf einem der masurischen Seen beim Beobachten der feindlichen Stellung. Phot. R. Sennecke.



Befestigungen am Ufer eines der masurischen Seen. Phot. R. Sennecke.



Radfahrerpatrouille im ostpreußischen Kampfgebiet überbringt eine wichtige Nachricht.

Ankunft russischer Gefangener in Mlawa. Phot. A. Kühlewindt.

Ein Brief des Generalleutnants Litzmann über den Durchbruch von Brzeziny.

An dem glanzvollen Durchbruch unserer Truppen bei Brzeziny nahm als Führer einer Division Generalleutnant Litzmann hervorragenden Anteil. Wir freuen uns, unsern Lesern den nachstehenden Brief des Generals über diese wundervolle Waffentat mitteilen zu dürfen. Das Schreiben ist an eine Verwandte des Generals gerichtet und legt Zeugnis ab von dem herrlichen Geist des Gottvertrauens und der Tapferkeit, der unsere Führer und Truppen beseelt. Die Schriftleitung des Daheim.

Nordöstlich Lodz, 15. Dezember 1914.

Ihre herzliche Anteilnahme an meinem Soldatenglück rührt mich tief; aber Sie dürfen mein Verdienst nicht überschätzen! Das Beste an unserem Erfolge hat der treue Gott getan, der unsere Herzen stählte, mir die richtigen Entschlüsse eingab und den — von Ihnen so treffend betonten — Willen zum Sieg auch dann erhielt, als alles außer der Waffenehre verloren zu gehen schien. Ich wiederhole, alles dieses war Gottes Werk; ich konnte gar nicht anders, als seiner Eingebung folgen! Und dann — meine Truppen! Wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben wie ich, der vermag den Teufel aus der Hölle zu holen! Aber wie stehen wir auch miteinander! Sie erblicken in mir ihren Vater, ich liebe sie, meine treuen, tapferen Jungen, trauere mit ihnen um die Fallenden, suche die Verwundeten zu trösten, vor allem aber den noch Kampffähigen ihren freudigen Wagemut zu erhalten, die stolze Freude an unserer Lebensaufgabe: Rettung des Vaterlandes. Um nicht weniger handelt es sich in diesem Kriege, der noch kein ähnliches Beispiel kennt, gegen den unser Krieg von 1870/71 ein Kinderspiel war! Darum müssen wir auch willig jedes Opfer bringen, unsere zerschossenen Reihen immer wieder schließen und „dennoch“ siegen wollen, wenn es der feindlichen Überzahl gegenüber nach früheren Regeln der Kriegskunst unmöglich scheint. Doppelte Übermacht wird rücksichtslos angegriffen, in der Verteidigung halten wir jeder Überzahl stand — das ist das Dogma, das ich meinen Leuten predige und Dank ihrer Tapferkeit predigen darf. — Aber die Opfer dieses Krieges sind ungeheuer, und auch unsere Verluste sind schwer.

Am 23. November hatten wir feindliche Übermacht auf den Fersen und feindliche Übermacht vor uns, außerdem noch Flankenbedrohung. Wir haben uns durchgeschlagen, gesiegt, dem Feinde 12000 Gefangene, — mehr als die eigene Stärke, und 15 Geschütze abgenommen! — Und dann haben wir diesen Waffenerfolg ausgenützt und sind im Nachtmarsch querfeldein über gefrorene Sturzäcker und unter Scharmützeln noch 17 Kilometer weit nach Brzeziny marschiert, wo wir im Rücken desjenigen feindlichen Armeekorps standen, das unser eigenes Nachbarkorps bedrohlich im Schach hielt. Das war strategische Verwertung taktischen Erfolges, um mich kriegswissenschaftlich auszudrücken. Sie fand am 27. ihren Lohn in der Rettung des Nachbarkorps und in neuem gemeinsamem Sieg. — Ja, in diesen Tagen haben unsere Truppen Übermenschliches geleistet, denn sie hatten vom 14. bis 18. November täglich ungeheure Märsche zurückzulegen und vom 18. ab täglich zu kämpfen, am 21. und 22. in der blutigen Lodzer Schlacht.

Aber sie waren trotz übermächtigen Gegners immer siegreich gewesen, hatten ihre Toten immer bestattet, ihre vielen Verwundeten immer mitnehmen können. Wir haben unsere tapferen Verwundeten bis zu sieben Tagen mit uns auf Wagen durch die Russen hindurchgeführt.

Alles dieses berichte ich Ihnen, weil ich wünsche, daß der furchtbare Ernst dieses Krieges im deutschen Vaterland erkannt wird. Wir sind anfangs durch schnelle Erfolge verwöhnt worden. Damals hatten unsere Gegner ihre Riesenmassen noch nicht ins Feld führen können, und wir waren stark.

Jetzt heißt es, sich der Überzahl erwehren. Aber wir können das und werden siegen, wenn der Wille zum Sieg festbleibt und wenn hinter dem Heere ein Volk steht, das sich mit uns eins weiß und fühlt in diesem Willen. Und dann — Gottvertrauen und sittlicher Ernst! Es ist noch keine Zeit zu fröhlichen Festen.

Über die Yser. Von Hans Osman, Leutnant d. Landw. im 44. Ref.-Feldart.-Regt.

Wir, das heißt der Abteilungsstab und wir von der leichten Kolonne, saßen im Abteilungsquartier um den langen Tisch herum und hielten Schauri. Unser Major hatte den Kolonnenführer und mich dazu befohlen, denn bei den Möglichkeiten des Krieges könnte die Führung der Kolonne morgen oder schon im nächsten Augenblick auf mich übergehen, und da war es immer besser, daß ich mit allem Bescheid wußte. Hing doch von dem genauen Arbeiten der Munitionskolonnen das Schicksal der Batterien ab, — denn, was nützt mir die beste Haubitze, wenn der Munitionsersatz nicht klappt.
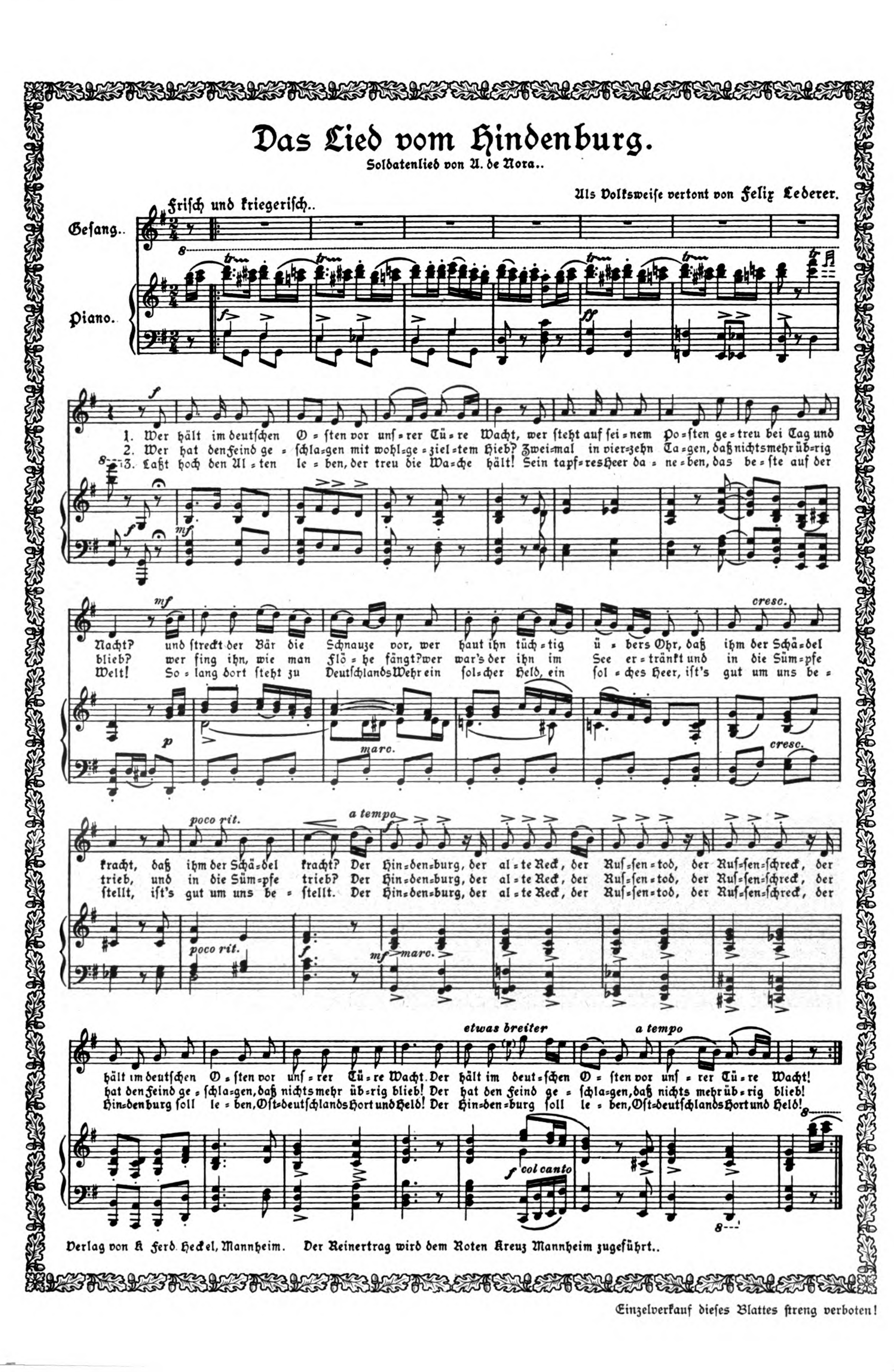
„Also —“, der Abteilungskommandeur räusperte sich in der uns allen so wohlbekannten Weise, die immer etwas besonderes ankündigt, und strich mit der flachen Hand über den Tisch, „heute Nacht geht die Abteilung voraussichtlich über die Yser. Ich warte noch den genauen Bescheid von der Division ab, und dann geht's los. Reihenfolge: achte, siebente, neunte Batterie. Vorderhand haben wir in den Protzen und der ersten Staffel genügend Gefechtsmunition, die wir gleich mit übers Wasser nehmen. Ihr —“, das galt uns Granatenkutschern, „sorgt mir dafür, daß dauernd genügend Munitionsersatz da ist. Die Pionierbrücke, über die wir gehen werden, wird wohl morgen früh wieder zum Geier sein, also auf die könnt Ihr nicht mit Bestimmtheit rechnen. Überlegt Euch dennoch, wie Ihr's macht, ich verlasse mich jedenfalls auf Euch.“

Das war ein stolzes Wort für uns, weil es uns zeigte, daß unser Führer in den Gefechtstagen, die wir jetzt hinter uns hatten, Vertrauen zu uns gewonnen hatte. Vor knapp acht Tagen war unser Kriegsfreiwilligen-Korps frisch von der Bahn hier angesetzt worden; die Feuertaufe, die wir bei Bearst und Keyem erhielten, war von vornherein recht gründlich gewesen, aber unsere Jungens, die noch vor wenig Wochen die Schulbänke in den Gymnasien und den Hörsälen der Hochschulen gedrückt hatten, saßen heute schon erfreulich fest als Fahrer im guten, alten Bocksattel, und wir hatten das sichere Gefühl, daß sie uns im dicken Granatfeuer keine Schande machen würden.

Unser Wirt — die Abteilung wohnte in dem großen, vlamischen Bauernhofe eigentlich nur „als Aftermieter,“ denn die Feldküchen unserer Züge hatten zuerst davon Besitz ergriffen, und dann war auch noch ein Truppenverbandplatz dort — und so war der Verpflegungsoffizier der Züge Wirt und Hausherr — also der füllte die Gläser mit einem schweren, bernsteinfarbenen Burgunder, und dann trank der Major auf unser Wohl und gutes Gelingen.

Endlich ging's vorwärts, endlich ging's über das verwünschte Wasser, das nun schon seit acht Tagen unser Hauptgespräch bildete, das wir alle schon von Erkundungsritten und nächtlichen Patrouillen her kannten und gegen das wir einen recht bitteren Haß fühlten. Wir wußten auch, daß es kein leichtes Ding sein würde, bei zerschossener Brücke über den in hohen Ufern träge dahinfließenden Kanal die Munition hinwegzuflößen. Aber wer fragte danach, wie wir's machten, die Hauptsache war, es würde gemacht, und daran wagte keiner zu zweifeln.

Und dann stimmten die Mannschaften des Stabes und die Jäger, die nebenan in der großen Küche lagen, auf einmal das Preußenlied an. Wir stimmten alle mit ein, und



Das Lied vom Hindenburg.
Soldatenlied von A. de Nora..
Als Volksweise vertont von Felix Lederer.
Frisch und kriegerisch..
Gesang..
Piano..
1. Wer hält im deutschen O-sten vor uns-rer Tü-re Wacht, wer steht auf sei-nem Po-sten ge-treu bei Tag und
2. Wer hat den Feind ge-schla-gen mit wohl-ge-ziel-tem Hieb? Zwei-mal in vier-zehn Ta-gen, daß nichts mehr üb-rig
3. Laßt hoch den Al-ten le-ben, der treu die Wa-che hält! Sein tapf-res Heer da-ne-ben, das be-ste auf der
Nacht? und streckt der Bär die Schnauze vor, wer haut ihn tüch-tig ü-bers Ohr, daß ihm der Schä-del
blieb? wer fing ihn, wie man Flö-he fängt? wer war's der ihn im See er-tränkt und in die Süm-pfe
Welt! So-lang dort steht zu Deutschlands Wehr ein sol-cher Held, ein sol-ches Heer, ist's gut um uns be-
kracht, daß ihm der Schä-del kracht? Der Hin-den-burg, der al-te Reck, der Rus-sen-tod, der Rus-sen-schreck, der
trieb, und in die Süm-pfe trieb? Der Hin-den-burg, der al-te Reck, der Rus-sen-tod, der Rus-sen-schreck, der
stellt, ist's gut um uns be-stellt. Der Hin-den-burg, der al-te Reck, der Rus-sen-tod, der Rus-sen-schreck, der
hält im deutschen O-sten vor uns-rer Tü-re Wacht. Der hält im deut-schen O-sten vor uns-rer Tü-re Wacht!
hat den Feind ge-schla-gen, daß nichts mehr üb-rig blieb! Der hat den Feind ge-schla-gen, daß nichts mehr üb-rig blieb!
Hin-den-burg soll le-ben, Ost-deutschlands Hort und Held! Der Hin-den-burg soll le-ben, Ost-deutschlands Hort und Held!
poco rit.
a tempo
marc.
cresc.
etwas breiter
col canto
Verlag von K. Ferd. Heckel, Mannheim. Der Reinertrag wird dem Roten Kreuz Mannheim zugeführt..
Einzelverkauf dieses Blattes streng verboten!

bei den Worten: „Es hat schon ärger in der Welt gebrauset" wurde uns so froh und zuversichtlich ums Herz, und die feste, unerschütterliche Siegeszuversicht, die uns, Gottlob, da draußen nie verlassen hat, sagte uns, daß es auch diesmal wohlgelingen würde.

Der Major meinte, wir könnten noch ein bißchen Musik machen. In dem Prunkzimmer, das zugleich Wohn-, Eß- und Schlafraum war, stand ein Klavier, das alle Fährnisse überdauert hatte, und wer weiß, ob wir's jenseits der Yser noch einmal so finden würden. Aber es stellte sich heraus, daß von uns keiner mit dem Musikkasten Bescheid wußte. Der Adjutant erklärte zwar, er könne „es ist ein Jud ins Wasser gefallen" mit einem Finger spielen, aber weil wir doch gerade übers Wasser sollten, verzichteten wir auf den Vortrag, denn er war uns zu — ahnungsvoll. Da sollte die Kolonne wie immer als Mädchen für alles einspringen, und wir waren denn auch nicht wenig stolz darauf, erklären zu können, daß wir außer unsern beiden Trompetern noch einen Organisten, unsern Melderadfahrer, mithatten. Aber ach — wenn man mit der Musik so wenig Bescheid weiß wie ich sollte man nicht leichtsinnig über Musikanten verfügen wollen! Es stellte sich nämlich heraus, daß unsere beiden Trompeter schämig lächelnd erklärten, sie seien nur auf der Violine eingefuchst! Unsere große Musikkanone, der Radfahrer Rosenberg aber, der angeblich sogar selbst komponierte, machte uns eine noch größere Enttäuschung: er behauptete, er könne nur nach Noten spielen! Auf unser eifriges Drängen, es doch trotzdem zu versuchen, setzte er sich zwar als gehorsamer Kanonier ans Klavier, aber es war wirklich, wie er gesagt hatte. Zum Glück stellte sich außerdem heraus, daß mehrere Saiten gesprungen waren, wohl infolge der täglich um und in den Hof einschlagenden Granaten, und dadurch wurde die Musikfrage endgültig erledigt.

Aber wir sollten auch eine herbere Enttäuschung erleben. Unser Befehlsempfänger bei der Division, der Oberleutnant Dr. P., brachte kurz nach diesem traurigen Fiasko den Bescheid, daß das Vorgehen unserer Abteilung noch bis auf weiteres aufgeschoben sei.

Wie ein geschlagenes Heer ritten wir von der Kolonne bald darauf unserm Biwakplatze zu. Ich glaube, wir haben sogar in höchst respektwidriger Weise auf den Beschluß der hohen Division geschimpft, und dieses Schimpfen dauerte noch an, als wir nebeneinander auf unserer Strohschütte lagen. Ich war noch besonders ärgerlich. Die schlechte Nachricht hatte unser gemütliches Beisammensein mit einem Schlage beendigt; es war einfach keine Stimmung mehr vorhanden, und gerade kurz vorher hatte ich entdeckt, daß der Jägeroffizier, ein wohlbekannter Kolonialmann, einer der Reisebegleiter des Herzogs Adolf Friedrich gewesen war! Einen andern hatte ich in Potsdam getroffen, wo er bei der Ersatzbatterie eines der dortigen Regimenter war. Den kannte ich noch von seiner Kameruner Schutztruppenzeit her, wir waren ein paar Tage lang zusammen durchs Dschahgebiet marschiert — und mit dem, den ich heute hier traf, hatte ich schon mehrfach im Briefwechsel gestanden. Nun lernten wir uns hier draußen, „mitten im Granatfeuer," wie unser poetisch veranlagter Zahlmeister sagen würde, auch von Angesicht zu Angesicht kennen, dachten gemeinsamer Freunde und der guten, alten Zeit da draußen im Affenlande, in dem jetzt die englischen und französischen Halunken in so gemein rassenschänderischer Weise hausen dürfen.

Doch auch diese Freude war uns verkürzt worden. Wer wußte — morgen lag man vielleicht schon tot an der Yser oder den andern hatte das feindliche Blei getroffen, und dabei hatte man doch noch soviel zu fragen und zu sagen. Was war man doch manchmal kleinlich mit seinen dummen, eigenen Gedanken und Wünschen, die man noch immer nicht willig zum Schweigen bringen konnte, zum Aufgehen in der einen großen Sache, für die wir alle hier draußen oder im fernen Osten einstanden!

Und doch wurde der folgende Tag einer der stolzesten der ganzen Zeit, die wir im Ysergebiete mitgemacht haben! Schon früh am Morgen ritten die Kolonnenführer und ich wieder zur Abteilung, um zu hören, was los sei. Dichter Nebel umhüllte die zerschossenen Gehöfte, die ringsum in dem feuchten Wiesengelände lagen. Man konnte nur wenige Schritte weit sehen, nur ab und zu ragte eine Baumreihe mit den starkentlaubten Kronen gespenstig aus dem brennenden Dunstmeer — Pappeln, die dem flandrischen Lande sein besonderes Gepräge geben und die überall um die Höfe und Weidekoppeln herumgepflanzt sind. Es war merkwürdig still und ruhig heute, nur ab und zu fiel von einer äußeren schweren Batterie ein Schuß, und dann hörte man weithin das Burren und Rauschen, mit dem die großen Granaten durch die Nebelwolken dahinzogen zum Feinde hinüber.

Die Straße von Keyem nach Bearst, die unsere Freunde von jenseits sonst regelmäßig unter Feuer hielten und die manchmal ein recht ungemütlicher Aufenthalt war, lag heute ruhig wie in Friedenszeiten. Nur daß die hohen Pappeln rechts und links von Geschossen „angekratzt" waren und daß aller paar Meter irgend ein zerschossenes Fahrzeug oder Fahrrad im Straßengraben lag, erinnerte an die Rauheit des Krieges. Die toten Belgier, die in den ersten Tagen auf dieser Verkehrsader gelegen hatten, waren inzwischen in den nahen Rübenäckern beerdigt worden. Zahlreiche kleine Hügel zeigten an, daß hier ein belgischer Soldat in heimatlicher Erde den letzten Schlaf schlief. Da war auch das Grab des „Belgiers mit den vielen Schiffszwiebacken", nach dessen Leiche wir in den ersten Tagen immer die Stellung unserer achten Batterie bestimmten; auch er, der am Wege gelegen hatte und noch im Tode in seinen Ranzen griff und die Schiffszwiebacke herausriß, als wolle er mit ihnen das tödliche Blei herausholen, hatte inzwischen ein stilles Soldatengrab gefunden. Aber die zwei Haubitzstände, die dicht hinter ihm gegenüber von dem Hofe lagen, wo wir gestern bei der Abteilung zu Gaste gewesen waren, standen heute leer! Nur ein Dutzend leerer Geschoßkörbe war einsam hier zurückgeblieben. Von den anderen zwei Geschützständen kam uns der Oberleutnant Dr. P., der uns zuerst im Nebel entdeckt hatte, freudestrahlend entgegen.

„Ihr kommt zu spät!" verkündete er uns. „Der Major und Hauptmann Sch. sind vor einer halben Stunde mit dem ersten Zuge zur Yser vorgefahren. Wir gehen heute doch hinüber!"

Hei, wie wir da lachten! Und dann ging's im vollen Galopp querfeldein durch das wohlbekannte Gelände der Yser zu. Wir kannten schon jeden Strauch und Busch, jede Hecke und jeden Graben, der die Felder einfaßte. Waren wir doch seit acht Tagen gerade lange genug hier herumgekrochen. Da — dicht am kleinen Bladsloo-Kanal, der etwa 1000 Meter parallel der Yser fließt, haben wir einmal nachts auf dem Wege im Straßengraben gelegen und einen Maschinengewehrplatzregen abgewartet. Werdermann, unser einer Meldereiter, in seinem Zivilberufe Botaniker, grinst vielsagend, als wir die Stelle kreuzen, wo wir damals Deckung suchten. Wir kamen nachts im Mondschein von einer Patrouille zur Yser zurück, und auf der höchsten Stelle des Weges mußten die von jenseits, die damals auch noch diesseits der Yser lagen, uns entdeckt haben, denn wir bekamen auf einmal solches Feuer, daß uns nichts übrig blieb, als in dem kleinen Graben Schutz zu suchen. Vor mir lag der Kolonnenführer, dann kam ich und dann kamen unsere zwei Meldereiter, und über uns weg, kaum eine Handbreit hoch, flog der Geschoßhagel. Ich habe in den fünf Minuten, die das Unwetter andauerte, einen harten Kampf gekämpft: Dicht vor mir lag ein harter Gegenstand, den eine Kuh zurückgelassen hatte, und machte sich recht unangenehm bemerkbar. Aber wie man sich an alles gewöhnt, so gewöhnte ich mich auch an diese höchst peinliche Nachbarschaft. Nur ein Gedanke war mir eklig: wenn mein Vordermann in dem Graben weiterkroch, mußte ich über das drohende Hindernis nachkriechen, und ich muß sagen, ich wäre lieber im dicksten Maschinengewehrfeuer aufgestanden. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Der Kolonnenführer sagte nachher, als ich ihm von meiner Zwangsvorstellung erzählte: „Schade — wenn ich das gewußt hätte, wäre ich weitergekrochen".

Der dicke Nebel, der noch immer braute, deckte uns wie eine Tarnkappe. Nur undeutlich erkannte man die Umrisse der rechts und links von dem schmalen Feldwege massenhaft herumliegenden Rinderkadaver. Friedlich hatte das schöne, rotbunte Vieh hier noch vor wenigen Tagen geweidet, als plötzlich von beiden Seiten der eiserne Hagel übers Feld brauste und es in Hekatomben zu Boden streckte. Mit aufgedunsenen Leibern lagen nun die Prachtkühe da, so wie sie der Tod ereilt hatte; manche waren ruhend im Grase getroffen worden und sahen nun aus, als ob sie noch lebten. Hier und dort stand noch ein lebendes Tier am Wege und äugte uns verwundert an, als wir vorübersprengten. Das große Sterben auf dieser Totenweide ließ das glücklich gedankenlose Vieh gleichgültig, bis es auch auf das heute noch lebende Stück seine Hand legte. Wenn man doch etwas von dieser Gedankenlosigkeit gegenüber dem Tode gehabt hätte, der da vorne lauerte, immer und zu jeder Zeit! Da hockte er mit seiner blutigen Sense, und wenn er sie heulend und brüllend über die Ebene sausen ließ, mußte wieder so mancher lieben Mutter Sohn ins rote Gras beißen, dann streckte er so manches Kindes treuen Vater in den zähen, weißlichen Lehmboden, durch den sich die Yser wie ein fauler, heimtückischer Riesengraben hindurchdrängt. Und die feige Frage: ‚Trifft's dich — Trifft's mich?' quälte einen an manchem Tage wie eine schleichende Krankheit. Was hatte man denn eigentlich für ein Recht, sich drum zu sorgen, ob man die Abendsonne noch sah? Hunderte, Tausende hatten ihr Leben, das sie Kaiser und Reich verpfändet hatten, in jenen großen Augusttagen der ersten Siege dahingegeben. Hunderte — vielleicht Tausende würden es heute, wenn's nottut, auf den meilenweiten Schlachtfeldern, wo's um ganz Deutschlands Leben geht, ebenso ohne Murren opfern: durfte denn da ein einzelner daran denken, daß er vielleicht bewahrt bleiben könnte? War das eben nicht das Große, das Heilige, was wir hier draußen vor denen voraus hatten, die

daheimbleiben mußten? Und kam man einst heim als Sieger, dann empfing man das Leben zum zweiten Male als geweihte Gabe aus der gütigen Hand Gottes. Bis dahin hatte man nur das Recht auf das eine Gebet: „Lieber Gott — laß uns siegen! Und wenn ich heute bleiben soll, dann laß es mich als anständigen Kerl tun und nimm du dich der Meinen an.“

* * *

Jetzt kommen wir im Nebel an ein paar zerschossenen Häusern vorbei. Ein belgisches Geschoß hat hier einen belgischen Hof zerstört und friedliche Bauern getötet. Waren sie friedlich? Oder gehörten sie zu denen, die die allgemeine Flucht der Bevölkerung nicht mitgemacht hatten, um unsern Gegnern durch geheime Botendienste uns zu verraten? Einerlei — was fragt das blinde, tückische Geschoß danach, ob's Freund oder Feind ist; der Gegner drüben kämpft seinen Vernichtungskrieg gegen uns mit so erbittertem Hasse, daß er sein eigenes Land schonungslos in eine öde Wüstenei verwandelt, wenn er uns schaden kann.

Da — wir sind an der Yser! Aufgewühlter weißer Lehmboden, verstreute Waffen und Ausrüstungsgegenstände ringsum reden davon, daß hier heftig gekämpft worden ist, und dann liegen sie ja auch noch, für ewig stumm, aber dafür um so wahrhaftigere Zeugen des blutigen Ringens, die Gefallenen dort, — aber warum schaurige Bilder immer wieder wachrufen? Bilder, die dem, der sie sah, sich unvergeßlich eingeprägt haben und die doch, trotz ihrer ganzen Furchtbarkeit wie etwas Selbstverständliches aufgenommen werden, weil man eben selbst dem Tode so nahe wohnte! — —

Der hohe Damm, der die Yser einfaßt, ist durchstochen. Der aufgewühlte Feldweg, wenn es je im Frieden ein Weg war, biegt sich leicht um und führt dann durch den Durchstich zum Wasser hinab auf die Planken- und Balkenbrücke zu, die unsere prachtvollen Pioniere im wahnwitzigen Schrapnellfeuer gebaut haben. Drüben, auf dem andern Ufer liegt eine breitbauchige Zille, sie ist mit beim Übergang unserer Infanterie als Sturmbrücke benutzt worden; jetzt ist sie, von einem Volltreffer leck geschossen in halbsinkendem Zustande ans steile Ufer getrieben. Einer der schmalen Laufstege führt noch neben der Kolonnenbrücke hinüber. Mann hinter Mann sind auf diesem schwankenden Brette die Unsern vorgesprungen im Feuer des Gegners, der mit zäher Wut das letzte, furchtbare Hindernis, den hohen Damm am Westufer verteidigte. Schier unmöglich scheint's, was die Braven hier geleistet, unsre Pioniere allen voran, die, nachdem sie den ersten Übergang geschaffen, die Büchse ergriffen und selbst als vorderste Sturmkolonne den Feind im Nahkampfe geworfen haben.

Die Pferde stutzen, als ihre Hufe auf den weißen Planken dröhnen. Mein Wallach schnarcht und weicht zur Seite vor dem großen, dunkelroten Fleck, der wie ein unheimliches Mal uns entgegenplatzt. Aber jetzt sind wir auf dem andern Ufer. Wieder ein hoher Damm, hinter dem sich die Unseren schon eingebaut haben und wo nun unsere zweite Infanterielinie in guter, sicherer Deckung liegt.

Der bergende Nebel ist jetzt mählich gewichen, und als wir oben auf den Damm hinaufkommen, den ein ziemlich breiter gepflasterter Treidelweg entlang führt, pfeifen uns bereits vereinzelte Gewehrkugeln um die Ohren. Weidenbäume bieten einigermaßen Deckung gegen Sicht, und so kommen wir ziemlich unbehelligt zu der rampenartigen Abfahrt, die vom Damm hinunter ins Wiesengelände führt, wo unsere Abteilungsstellung sein soll. Eine flache Wiesenebene dehnt sich nach dem Feinde zu aus. Wieder durch Graben und Hecken, vielfach zerschnitten, durch schwieriges, unübersichtliches Gelände, in dem beim Infanteriekampf um jedes Hundert Meter blutig gerungen werden muß. Etwa zweihundert Meter vor uns stehen zwei Häuserruinen. Ein frohes „Gott sei Dank!“ senden wir zum Himmel, und dann eilen wir, während unsere Meldereiter die Pferde hinter das eine Haus in Deckung bringen, zu den eifrig buddelnden Kanonieren, die ihre Geschütze tief in die feuchte Erde hineingraben.

Wahrhaftig, sie haben das in der kurzen Zeit schon ganz anders gelernt, als während der Ausbildung in Potsdam! Der Krieg ist eben der beste Lehrmeister, der aus dem Knaben einen Mann zu machen versteht. Schmunzelnd empfängt uns der Hauptmann Sch., der beliebte Führer der achten Batterie, und deutet auf seine beiden Feldschlangen.

„Fein, was? Wir sind ohne einen Schuß hinüber gekommen! Ich wollte, die ganze Abteilung wäre erst ebenso glatt hier daneben. Aber na, — wir wollen uns keine Gedanken machen, wenn's einen treffen soll, dann trifft's eben, dazu sind wir schließlich da, und solange wollen wir denen da vorne tüchtig einheizen, daß sie laufen lernen!“

Zwei Tage später traf den feinen, liebenswürdigen Mann, den wir alle wegen seiner unerschütterlichen Ruhe so hoch verehrten, ein tödliches Schrapnell, gerade als er, das Feuer seiner Batterie beobachtend, freudig ausrief: „Kinder, seht bloß, wie sie laufen!“

Ruhetage in Polen.

Januar 1915.

Es kommen auch Zeiten der Ruhe im Kriege. Sie sind zwar selten und nie vollständig, aber man nimmt sie stets dankbar an. Während der eine Teil der Mannschaften vorne am Feinde in den Schützengräben liegt, darf sich der andere etwas weiter hinten so gut pflegen, wie es eben geht. Da werden Körper und die Bekleidung wieder etwas in Ordnung gebracht, der vielgeschmähte und doch so gute altpreußische Drill wird aus der Versenkung hervorgeholt, es werden Gefechtsexerzieren, Marsch- und Zielübungen abgehalten. So etwas ähnliches wie Garnisondienst tritt in die Erscheinung. Aber auch das deutsche Lied kommt wieder zu seinem Recht: abends hört man es durch die polnischen Dörfer schallen, aus den niedrigen Panjehütten, in denen die Leute eng gepfercht zusammenliegen. Der ganze Dezember und auch noch der ganze Januar waren dabei von unseren Weihnachtsliedern beherrscht, immer wieder klangen: „O, Tannenbaum“, „Stille Nacht“ und „Es ist ein Ros' entsprungen“ auf. Und immer wieder kamen dann auch die Lieder der großen Zeiten an die Reihe: „Es braust ein Ruf“ und „Deutschland, Deutschland über Alles.“ Kein Abend, wo nicht eines dieser Lieder in irgend einem polnischen Neste erklingt. Die Mundharmonika spielt die Begleitung — mancher Soldat war schon vorher Meister auf diesem Instrument, mancher hat sie erst draußen im Felde spielen gelernt, als ihm eine Liebesgabensendung zufällig solch ein „Luftklavier“ in den Schoß warf. — Es ist erstaunlich, wie schnell sich unsere braven Leutchen auch nach den größten Anstrengungen wieder erholen. Oft dachten wir schon, jetzt sind sie am Ende, jetzt brauchen wir Wochen, um sie wieder ins Geleis zu bringen. Und dann lagen wir 24 Stunden irgendwo enggepfercht zusammen, hatten einmal eine Nacht voller Ruhe, und am zweiten Abend klangen deutsche Lieder auf. Da wußten wir: sie sind wieder munter. — Auch der gute, deutsche Humor schläft selten ein. Immer findet sich noch ein Witzbold, der im schlimmsten Augenblick ein Wort zum Lachen findet. Es schoß z. B. einen Tag bös in unsere Quartiere, und eine Granate fliegt, die halbe Wand mitnehmend durch das Fenster ins Haus. Ein scheußlicher Augenblick. Da tönt eine echt Berliner Stimme: „Donnerwetter, dat war happig — ick globte beinahe, mir schmiß einer mit 'nem halben Blumentopp.“ Und schon war wieder ein Lachen da. Unbezahlbar sind solche Leute.



Ein Panjehaus.

Das Quartier ist eng. Aber schon haben wir gelernt, uns zu helfen. In kürzester Zeit sind die Dörfer verdoppelt. Wundervolle Erdvillen haben wir bauen gelernt, mit aller notwendigen Bequemlichkeit: Betten aus Stroh, Tischen und Bänken

aus Brettern, Oberlichtscheiben, zu denen das Glas aus den Bilderrahmen genommen wird. Findige Köpfe bauen die schönsten Herde und Öfen ein. Dabei erfreuen sich die Erdhütten größter Beliebtheit, sie sind sauberer wie die Panjehäuser, die von allerlei Getier wimmeln, sie sind meist wärmer und — nun kommt der Zusatz für die Vorgesetzten: übersichtlicher und kasernenmäßiger. So ist allen Teilen geholfen. Prächtige Namen bekommen diese neuentstehenden Häuser. Stets gibt es eine „Villa Hindenburg" und eine „Villa Mackensen", aber auch ein „Gasthof zum vergnügten Panje" entstand. Unsere Jäger hatten sehr bald ein „Schloß Hubertusstock" und ein „Haus Weidmannsruh". Außerdem bekommen zur besseren Übersicht alle Plätze und Straßen ihre Namen, meist nach den Vorgesetzten, die in ihrer Nähe wohnen, manchmal auch nach deren Vornamen, wenn sie populär und bekannt sind. Sonst kommen Erinnerungen an die Heimat: so gab es hinter unserer Front kürzlich eine Kriegsbrücke, an der ein Schild mit der Aufschrift „Charlottenbrücke" prangte, und dicht daneben gab es einen „Potsdamer Platz". Diese Aufschriften, die anfangs meist der Phantasie unserer Leute entspringen, bekommen dann später ihre dienstlichen Vorteile, sie vereinfachen die Befehlsform: aus dem „Platz 1½ Kilometer der Nordostecke des Waldes, östlich Korkewszyn" wird eben der „Potsdamer Platz." Und jeder Mann im Befehlsbereich weiß, um welchen Ort es sich handelt.

Ein Schlimmes haben die Ruhezeiten: sie geben der Phantasie den üppigsten Spielraum, und sie rufen ein Schreckensgespenst hervor: das Kolonnengerücht. Von irgendwo kommt es, irgendeiner hat es zuerst erzählt — jeder bestreitet, dieser erste gewesen zu sein. Gewöhnlich heißt es: ein Unteroffizier, der aus der Heimat kam, hat beim Armeeoberkommando einen Schreiber gesprochen, der gehört hat, wie ein Generalstabsoffizier zu seinem Adjutanten sagte, daß ..... Und dann kommt etwas ganz Unmögliches. Wie oft hat Italien uns schon den Krieg erklärt, wie oft hat Rumänien schon für und gegen uns losgeschlagen. Schlachten sind so schon gewonnen und verloren worden, die halbe Fortslinie von Warschau war erobert und Verdun schon gefallen. Acht Tage später aber standen im Gegensatz dazu die Franzosen vor Straßburg, oder die Engländer waren in Holland gelandet. Wenn man nun fern von Zeitungen und Verbindungen ist, fällt man immer wieder auf diese Kolonnengerüchte herein, man fürchtet, man hofft, man sagt sich, etwas Wahres muß doch an dem Unsinn sein, und man beginnt zu kombinieren. Schade ist nur, daß man mißtrauisch wird, daß man auch dem Wahren nicht mehr traut und schließlich nur getrost nach Hause trägt, was man schwarz auf weiß besitzt. So prangte dann auch in einem Unterstand einer höheren Kommandogewalt der schöne Vers:

„O traue nicht den Kolonnengerüchten,
Im Gefechtsstand erfährt man die wahren Geschichten!"

Der 27. Januar traf uns in einem solchen Zustand der Ruhe. Die polnischen Dörfer, in denen unsere Truppen lagen, hatten zum Geburtstage des allerhöchsten Kriegsherrn, so gut es ging, ein festliches Gewand angelegt, die Türen waren mit Tannenreisern beschlagen, aus buntem Papier waren schwarzweiß-rote und schwarz-gelbe Fähnchen hergestellt worden. Alle Kaiserbilder, die die illustrierten Zeitungen in der letzten Zeit in unsere Reihen getragen hatten, waren ausgeschnitten worden und prangten in grüner Fichtenumrahmung an den Wänden. Hier und da wehte auch eine wirkliche Fahne, für die ein gewandter Bagageführer in Lodz oder Lowicz das Tuch beschafft und die der Kompagnieschneider zusammengenäht hatte. Am Morgen des hohen Tages ritten unsere Divisionspfarrer von Ort zu Ort und hielten kurze Gottesdienste ab, in denen sie den Kriegsherrn der Gnade des Allerhöchsten empfahlen und für den Sieg unserer Fahnen mit unseren Leuten beteten. Dann gab es noch eine kurze militärische Ansprache des Kommandeurs, die mit einem Kaiserhoch endete, hie und da wohl auch mit einem kleinen Parademarsch auf hartgefrorenem polnischem Ackerboden. Eine Kompagnie hatte uns zu einem wirklichen Kaisergeburtstagsfest eingeladen, hatte uns sogar das Programm sauber hektographiert mitgesandt. Es versprach allerlei, nur konnte ich mir in einem Polendorfe keinen Raum zu dieser Festlichkeit vorstellen, selbst die Scheunen sind hier nicht groß genug, eine starke Kompagnie zu fassen. Und doch hatte der Feldwebel die Lösung gefunden. Da war im Neste ein Haus im Neubau, die Zwischenwände und das Dach fehlten noch. Flinke Soldatenhände hatten es schnell mit Stroh gedeckt, hatten die Wände mit Tannengrün bekleidet und Lichterkronen gezimmert. Eine kleine Bühne war aufgeschlagen, für die Offiziere Sitzgelegenheit geschaffen; die Mannschaften standen enggedrängt — aber jeder hatte Platz gefunden. Zuerst sang der Sängerchor der Kompagnie (jede Kompagnie hat sich wohl im Laufe des Feldzuges einen solchen geschaffen) vierstimmig die „Wacht am Rhein", dann hielt der Kompagnieführer eine wuchtige, soldatische Ansprache. Er erinnerte und schilderte jenen 1. August, an dem die Menge sich vor dem Schloß in Berlin sammelte, und wie dann erst einzeln, dann anschwellend und schließlich einstimmig der Ruf erscholl: „Wir wollen unsern lieben Kaiser sehen!" Er sagte weiter, wie damals Volk und Kaiser eins geworden wären, wie jetzt Heer und Volk eins wären, und wie des Volkes Sache die des Heeres, die des Heeres aber die des Kaisers wäre. Treue um Treue, das sei jetzt das letzte, höchste Ziel, Treue gegen das Vaterland und den Kaiser, treues Durchhalten jedes einzelnen Mannes, bis der Feind zu Boden gerungen ist und unser Kaiser als Sieger heimwärts ziehen kann. Das Kaiserhoch klang aus mehr denn 200 deutschen Kehlen durch die polnische Nacht. „Heil dir im Siegerkranz", das alte, jetzt wieder so junge Lied, das immer wieder in den Reihen der Krieger hier draußen aufklingt. Ein Kriegsfreiwilliger trat auf das kleine Podium und trug einige Kriegsballaden vor, ein älterer Mann schon, über die fünfzig hinaus und bis zum August Generalvertreter einer großen Berliner Firma in Wien. Er hat jetzt 6 Monate wacker seinen Tornister getragen, die Unteroffiziertressen und das Kreuz schmücken ihn. Er tut seinen Dienst wie ein Zwanzigjähriger — es ist bewundernswert. Sonst saß er wohl abends in seiner Loge in der Hofburg, jetzt teilt er seinen Scheunenboden mit 20 Kameraden. Die Hauptsänger der Kompagnie sangen uns dann: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang"; ein lustiges selbstverfaßtes Spottlied auf unsere kriegerischen Irrfahrten folgte. Dann kam der Hauptschlager: das Theaterstück. Das Programm enthielt sogar ein Personenverzeichnis: Ein Berliner Landwehrmann, ein pommerscher Reservist, ein schleswigholsteiner Kriegsfreiwilliger, ein Panje und zwei Mattkas (das sind polnische Damen). Es war ein richtiges Stück, das sich um eine „requirierte" Gans drehte, für die der Panje und die Mattkas glaubten zu schlecht bezahlt worden zu sein und mehr kriegten, in dem der Berliner noch einen letzten „alten vieux" in der Tasche hatte und von einem belgischen Rotweinkeller schwärmte, vor dem kein Posten gestanden hätte. Viel von „zu Hause" und von „Muttern" war auch die Rede, von einer besseren Gans zu Martini und dem kleinen polnischen Viehzeug. Der Pommer juckte sich, worauf der Berliner meinte: „Menschenskind, wo haben sie dir denn allens geimpft?" „Na hier gegen die Pocken (Jucken am Arm), hier gegen die Cholera (Jucken an der Brust) und hier gegen Typhus (Jucken am Bein)". Die Impfstellen stimmten schon, nur das Jucken stammte aus anderer Quelle. Auch die Vorgesetzten kriegten natürlich ihr Teil ab. Famos hatten die Kerls dies alles zusammengestellt, witzig und voll Heimatliebe und Freundlichkeit. Das Netteste war aber, daß der Panje und die Mattkas durch wirkliche Polen dargestellt wurden, die überdies vollständig im Bilde waren und ausgezeichnet spielten. Zum Schluß stellte die ganze Kompagnie eine „Szene aus Wallensteins Lager" dar, wie das Programm ankündigte. Einzelne sangen die Verse aus „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" vor, der Kehrreim wurde dann von allen Mannschaften wiederholt. Das Lagerleben wurde dadurch dargestellt, daß sich alles, so weit der Platz reichte, auf den Boden legte, und daß der Tabak zu seinem Recht kam. Dann rief der Feldwebel die Leute zum Punschempfang: es gab Tee mit „Liebesrum", damit man auch auf das Wohl des Allerhöchsten Kriegsherrn anstoßen konnte.



Ein Prachtquartier in Russisch-Polen.

Das Kreuz in den Argonnen

Von Leo Sternberg

Siebenmal stürmte die Schützenkette
Den Hügel mit Hurra. Und siebenmal nahm ihn der Feind. Zurück und vor
Wogten die Bajonette,
Und keiner gewann und keiner verlor — — —
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Granatenschläge wie spritzende Vulkane ...
Die Erde zur Wüste zerschollen. Die Toten übereinander hingemäht ...
Und siebenmal die Fahne
Heruntergefetzt, die sich wie das Lendentuch am Kreuze gebläht.
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Das waren die Nächte zum Beten, zu finster zum Fechten,
Wo sich Nebenmann und Nebenmann nicht sahn!
Da kroch es zur Linken, kroch es zur Rechten
Hüben und drüben, von Busch zu Busch, die beiden Hänge der Höhe hinan ...
— Das Kreuz ragt über dem Hügel.

Und als der Mond aus grüner Wolkengrotte
Plötzlich hervorkam, sahen Heer und Heer sich gegenüberknien!
Menschen, die beten zu ihrem Gotte,
Knieten sich gegenüber im Mond, der die Reihen wie Steine beschien,
— Dazwischen das Kreuz auf dem Hügel.

Sie hatten sich angeschaut mit betenden Blicken,
Und leer waren Schanzen und Gräben, als der Morgen kam — —
Nur die Toten blieben und hielten, mit den Rücken
Zusammensitzend, den losen Kreuzesstamm
— Die Toten das Kreuz auf dem Hügel ...

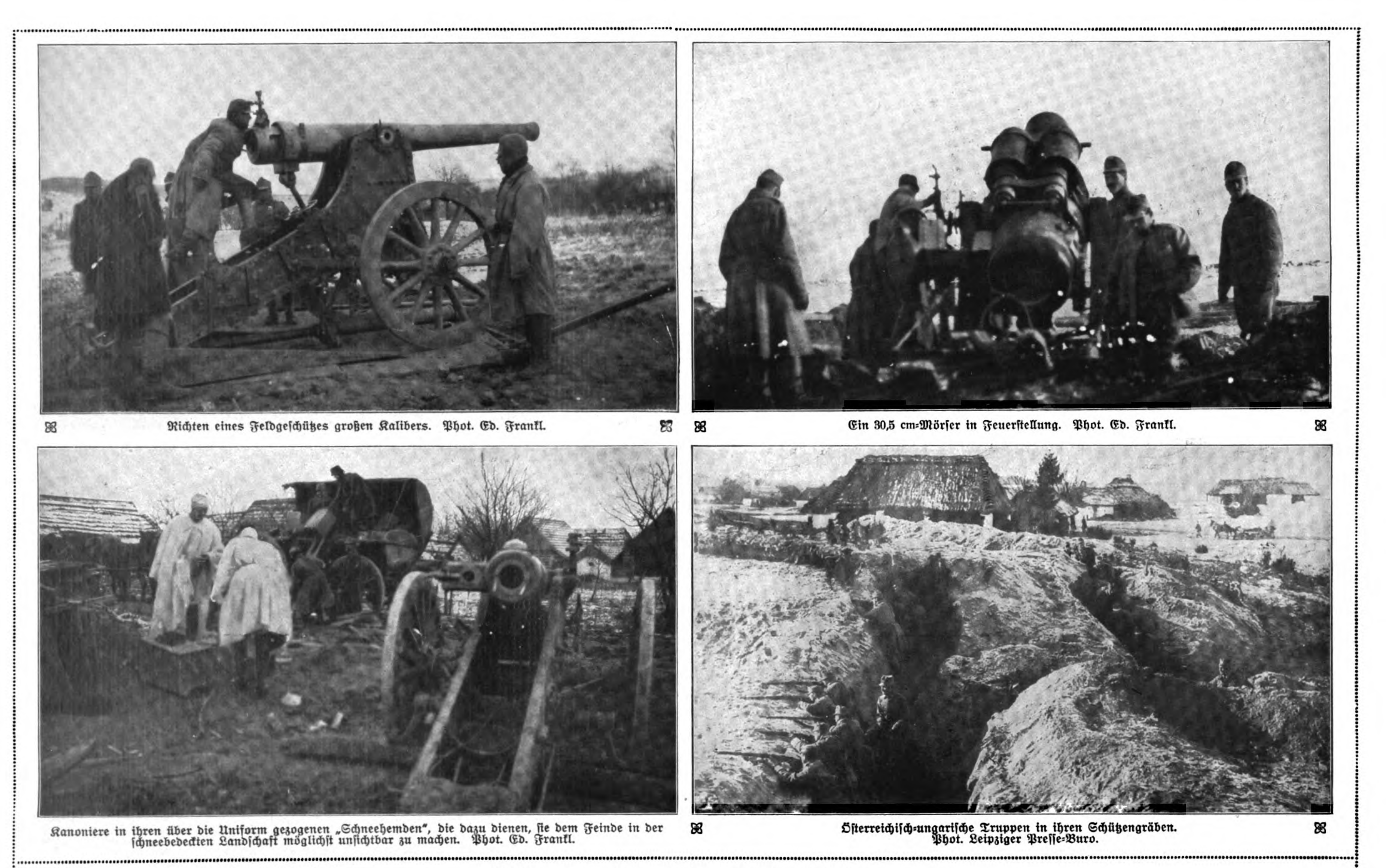
Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Unruhig wälze ich mich auf meinem Strohlager. Die erste Nacht in der Front, seit ich das Armee-Ober-Kommando verließ, um für einen erkrankten Offizier die Führung der Batterie zu übernehmen. Tiefes Dunkel in der Bauernstube. Da glüht hell das Herdfeuer und beleuchtet mit seinem Schein meine Waffen an der Wand. Hin und her spielt das Licht auf dem Metall. Unwillkürlich kommen mir Siegmunds Worte aus der „Walküre“ auf die Lippen: „Was gleißt dort hell im Glimmerschein, welch ein Strahl bricht aus der Esche Stamm?“ Deutlich tönen mir die hehren Klänge des Schwertmotivs im Ohr. Wie eine Mahnung ist's: zum Kampf! — Bisher am Schalthebel der Zentrale, jetzt — Hammer! — Jedoch nicht als wesensloses Instrument, sondern mit weitgezogener Selbständigkeit, die Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit herausfordert und damit anspornt und beglückt!

So sitze ich denn in meinem polnischen Bauerndörfchen; mitten zwischen sumpfigen Wiesen gelegen, scheint es auf den ersten Blick verdächtig ungesund. Aber jetzt ist alles festgefroren, die unergründlichen Morastwege sind von den Truppen befestigt und sogar für Kraftwagen befahrbar. Die etwa zwanzig Gehöfte des Dorfes liegen regelmäßig wie eine Perlenschnur längs der Straße. Im äußersten Hof, dicht an einem Gehölz, habe ich mein Hauptquartier aufgeschlagen; meine Pferde stehen im warmen Stall, wo auch die Burschen hausen, während ich mit meinem ältesten Batterieoffizier die eine Bauernstube bewohne. Mit dem Bewohnen kann man aber hier in Polen erst anfangen, wenn alle sogenannten Möbel, vor allen Dingen Betten, hinausgetan sind. Nach gründlichster Reinigung wird dann wieder mit Einrichten begonnen, das Strohlager bereitet, ein Tisch zum Arbeiten, ein Stuhl zum Sitzen, eine Bank als Waschtisch, ein Rechen oder Nägel in die Wand, und fertig ist die Laube! — Zu frieren braucht man auch in Dorfstuben nicht; die Polen haben durchweg vorzüglich heizbare Öfen, meist offene Herde, die dann gleich verschiedenen Zwecken dienen. Schlimmer steht es schon mit der Beleuchtungsfrage; die Abende sind noch sehr lang, Petroleum ist hier vorn schwer erhältlich, so müssen denn Lichter auf Flaschenhälsen aushelfen. Bei gutem Willen und mit einiger praktischer Veranlagung kann man sich auch in diesen Verhältnissen hier in Polen gemütlich einrichten und sich zufrieden fühlen. Kehre ich jetzt vom Dienst aus der Feuerstellung in mein Quartier zurück, so betrachte ich es täglich mehr mit einem gewissen Wohlgefallen. Schneebeladen liegt es dort freundlich am Waldesrand, saubere Waldstreu vor sich auf dem Wege, ein paar eingepflanzte niedrige Fichten zu beiden Seiten des Eingangs, vom Giebel die schwarzweißrote Fahne — mein Heim! —

Wie auf manchen Teilen der verschiedenen Kriegsschauplätze haben auch wir hier Stellungskampf. Schon wochenlang liegt man sich gegenüber in stark befestigten Gräben. Es wird nicht dauernd gefochten, geschossen. Einstweilen ist es hier keine Riesenschlacht, sondern vielmehr eine Art Schachspiel der Unterführer, die versuchen, hier und da dem Gegner eins auszuwischen. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß man die Truppe in gewissen Grenzen schonen kann. Die Pferde können eingestellt werden, die Mannschaften brauchen nicht dauernd in voller Stärke die in der nahen Feuerstellung stehenden Geschütze besetzt zu halten, auch die Nacht kann manchem zum gesunden Schlaf im Quartier dienen. Da meine Batterie einen besonderen Ehren- und Vertrauensposten hat, muß der Grad ihrer Bereitschaft besonders hoch sein. Das geschärfte Ohr vernimmt auch im Zimmer jede Unruhe bei den Vorposten; draußen auf der Dorfstraße kann man dann je nach der Heftigkeit des Geknatters sich schon ein Bild machen und seine Entschlüsse fassen.

Von stattlichen Höhen diesseits und jenseits wird die Sumpfniederung begleitet. Dort drüben die russischen Stellungen, Schützengraben an Schützengraben gereiht, auf dem weißen Schnee deutlich sichtbar die dunklen Schießscharten. Astverhaue, viele Drahthindernisse. Artillerie begreiflicherweise gut der Sicht entzogen in Geländefalten verteilt. Hier und da in Waldstücken und Gehöften einzelne vorgeschobene Posten, die bisweilen mit unseren vordersten Schützen herumknallen. — Eigentlich besteht zwischen uns und den Russen, wenigstens hier, ein recht annehmbares Verhältnis. Meistens handeln sie drüben nach dem Grundsatz: „Tust du mir nix, tu' ich dir nix.“ Plagt uns nicht



Richten eines Feldgeschützes großen Kalibers. Phot. Ed. Frankl.

Ein 30,5 cm-Mörser in Feuerstellung. Phot. Ed. Frankl.

Kanoniere in ihren über die Uniform gezogenen „Schneehemden", die dazu dienen, sie dem Feinde in der schneebedeckten Landschaft möglichst unsichtbar zu machen. Phot. Ed. Frankl.

Österreichisch-ungarische Truppen in ihren Schützengräben. Phot. Leipziger Presse-Buro.

Bilder vom Kriegsschauplatz in Galizien.

irgendein Ehrgeiz, so herrscht auch bei den Russen Stille. Hier und dort kriecht mal einer aus dem Schützengraben, um die frische Winterluft zu genießen, den warmen Pelz etwas von seinen „Bewohnern" durch Ausschütteln zu reinigen. Natürlich verlorne Liebesmüh'! Gelegentlich hopsen sie vor ihren Gräben herum, um sich die Füße zu wärmen. Das sind aber nur ab und zu ein paar Kerls — es verlohnt keinen einzigen Schuß — sonst meist tiefe Stille — Rußland schläft! Zu Mittag kommt oft eine kleine Gemütserfrischung. Um sich Appetit zu machen, senden sie unsern hier und da sichtbaren Feldküchen einige Schrapnells zu Erbsen und Speck, die lassen sich aber weiter nicht stören. Immerhin ist's eine „Unfreundlichkeit"!

Zauberhaft liegt die Winterlandschaft da. Blauweiß schimmert der Schnee im Sonnengold, auf den Abhängen der Berge stehen dunkle Kiefernwaldungen, mächtige Tannen. Hier ziehen sich zerschossene und verbrannte Gehöfte in langen Linien hin; der einzeln stehen gebliebene Schornstein zeigt die einstige Heimstätte an; dort reiht sich Baumstumpf an Baumstumpf — es hieß Platz machen für das Gewehr oder auch Holz schlagen für Verhaue, für Erdwohnungen; schwer beugt sich die Tanne unter der Last des Schnees, glanzvoll leuchtet die weiße Fläche hinab zum dunklen Erlengrund. — Daß wir bei solchem Wetter, so schönem trocknem Frost vorzüglich gesund sind, bei so blauem strahlendem Himmel Lebenslust und Tatkraft in Hülle und Fülle in uns spüren, ist nicht zu verwundern. Auch wer als moderner Troglodyte in Erdhöhlen wohnt, ist nicht schlecht aufgehoben. Bei Muttern ist's natürlich behaglicher, aber wir haben es auch ganz menschlich. Manchmal qualmt ja so ein Ofen in der Erde höllisch, so daß die Tränen unaufhörlich von dem beißenden Rauch rinnen. Auch kann es bei nicht genügender Obacht geschehen, daß ein Erdpalast mit allen seinen Schätzen in Stroh und Holz in Flammen aufgeht. Aber unsere Leute sind wirklich Künstler; sie werden es, wenn sie die Not dazu zwingt. Ich habe in der Stadt bei der freiwilligen Krankenpflege fensterputzende Referendare und Assessoren gesehen und unter meinen braven Kriegsfreiwilligen habe ich großartige Pfadfinder im Tischler- und Bauhandwerk. Und wie stolz sind sie auf diese Leistungen! — Meine Kriegsfreiwilligen! Da steht der Gymnasiast neben dem Mathematiker, der Referendar neben dem jungen Handwerker. Sie haben ja einen recht schweren Stand neben den Landsturmveteranen meiner Batterie, die mit den Russen schon vor Monaten abgerechnet haben, denn diese haben andere Erfahrungen. Aber das gegenseitige Verhältnis ist vorzüglich. Väter und Söhne, so möchte man sagen! Manche Mehrarbeit kommt durch die anfängliche Ungeübtheit der Kriegsfreiwilligen auf die Landsturmleute. Hier muß dem Gymnasiasten erst das Holzzerkleinern beigebracht, dort jenem Studenten die Kunst des Feldofenbaus gelehrt werden. Aber unermüdlich wird beiderseitig gearbeitet, gelehrt und gelernt. Und auch die Waffentaten dieser alten Familienväter können dem jungen Nachwuchs nur als leuchtendes Vorbild dienen. Schon sechs Monate lang im Felde, durch Polen hindurch an die Weichsel; schwerste Kämpfe bei den österreichischen-ungarischen Bundesgenossen, Entbehrungen aller Art; rückwärts hieß es unerbittlich. Stets ist die Batterie in schwerster Gefahr; mühsam wird im dichtesten Geschoßhagel von Stellung zu Stellung zurückgegangen, die eigene Infanterie nach Kräften unterstützt. Schrapnell auf Schrapnell, Granate auf Granate, und rings das feine Zischen der Infanteriegeschosse. Wieder heißt's zurück, der schwer verwundete Wachtmeister ist aufgeladen, fünf Geschütze fahren ab und bringen sich in Sicherheit. Doch auch das sechste Geschütz darf nicht zurückbleiben. Es gelingt dem Zugführer, das Geschütz zum Aufprotzen zu bringen; zu Fuß führen die Fahrer die wildgewordene Bespannung. Bald hier, bald dort muß der Zugführer eingreifen, wird hierbei von der rollenden Lafette überfahren und schwer verletzt. Aber auch er wird von der braven Bedienung auf die Protze gehoben und gerettet. Stolz kann diese Veteranenbatterie heute von sich sagen, daß sie auch in jenen schwersten Tagen des Feldzuges ihre Pflicht getan und kein Geschütz in Händen des Feindes gelassen hat.

Daß die Kriegsfreiwilligen schon heute sich die gute Haltung der Landsturmleute, ich möchte beinahe sagen: ihre Gemütlichkeit im Gefecht zugelegt haben, konnte ich kürzlich bei einem heftigen Artilleriekampf beobachten. Kaum hatte die Batterie das Feuer eröffnet, als es drüben von drei Seiten aus gegen uns losging. Schrapnells und Granaten von Feldgeschützen und schließlich als besondere Aufmerksamkeit der Russen flankierendes Feuer von schweren Haubitzen. Hell und peitschenknallartig die Schrapnells, dann schwarze große Rauchwolken und der starke Donner der schweren Haubitzgranaten. Der Adjutant stürzt in meinen Beobachtungsstand: „Können Sie nicht vorübergehend das Feuer unterbrechen? Die Batterie geht zu Mus!" — Also, Halt, Feuerpause! Die Bedienung deckt sich in den Unterständen. Anfrage: welche Verluste? — Antwort: anscheinend nichts! — Ein Wunder. — Die Russen stoppen auch ihr Feuer, aber als die Batterie wieder frisch ihre Schrapnells dem Gegner hinübersendet, bricht die Hölle von neuem los. Da durchschlägt ein Geschoß einen Unterstand, doch flammt das brennende Stroh. — Krach! Es schlägt eine andere Granate in einen Munitionswagen, zischend brennen die Kartuschen in die Höhe. Trotz des rasenden feindlichen Feuers springen ein alter Landsturmunteroffizier und ein junger Kriegsfreiwilliger hinzu („Vater und Sohn"! — Beide schmückt heute das Eiserne Kreuz am schwarz-weißen Band!), sie löschen das Feuer und verhindern so eine folgenschwere Explosion. — Noch einmal muß die Batterie einhalten, und wieder beginnt sie ihr Feuer. Schließlich einigt man sich beiderseits und bleibt still. Als wir aber am Nachmittage noch einmal das Feuer eröffnen, ist der Feind schon wesentlich zahmer geworden. Die paar schlecht gezielten Brennzündergruppen schaden uns nichts. Die Stimmung ist nach Schluß des Gefechts froher und frischer denn je. Wir haben doch das letzte Wort gehabt, trotz der erheblichen gegnerischen Übermacht; wie durch ein Wunder haben wir keinerlei Verluste an Mann und Pferd zu beklagen, obwohl mehrere Hundert Geschosse auf uns gebraust sind und über sechzig Aufschläge in der Batterie unsere Deckungen beschädigt, den Boden ringsum aufgewühlt, Bäume gefällt und Äste auf uns herniedergeschlagen haben. „Die Batterie hat schon immer einen besonderen Schutzengel", sagt mir der Wachtmeister. Möge es ferner so bleiben. — Für die Batterie hatte das Gefecht den Nutzen, die Bedienung enger an einander zu schweißen. An der Gemütsruhe der alten Landstürmer richtete sich das Selbstbewußtsein der jungen Kriegsfreiwilligen auf, und ich glaube, auch meine Leute denken ähnlich wie jener Landwehrmann Lehmann vorn im Schützengraben, der einst seinem Siegesgefühl mit den klassischen Worten Ausdruck gab: „Ach wat, ick, Lehmann, und Hindenburg, wir werden die Sache schon schmeißen!" —

Zufällig hatten gerade die beiden Batterien, die so im Feuer gestanden, am nächsten Tage Gottesdienst. Ergreifend schön und schlicht war er, wie wir alle ihn wohl noch niemals im Frieden erlebt. Zwischen den ragenden Kiefern ein stilles Plätzchen dicht hinter der Feuerfront. Von den Waldwegen hört man gelegentlich Knarren eines Bagagewagens; von Zeit zu Zeit in der Ferne dumpf dröhnender Kanonendonner. Hier aber war Frieden! Aus Kiefernholz ein Tisch gezimmert, mit einem Woilach überdeckt: der Altar. Vor ihm der evangelische Divisionsgeistliche. Seine Gemeinde umsteht ihn im Halbkreis, eine Anzahl Offiziere, über hundert Mann vom schwarzen Kragen; dahinter einige Pferde, die uns hergeführt, mit den Trompetern und Pferdehaltern. Jeder kam in seinem täglichen Dienstanzug, wie es die Umstände mit sich brachten. Ein einfaches altes Kirchenlied, das wir alle auswendig können, stimmt der Geistliche an. Keine Orgel, kein Harmonium, es ist viel feierlicher so. Der Geistliche knüpft an die gestrigen ernsten Stunden an und mahnt zum felsenfesten Gottvertrauen. Er hat eine andächtige Gemeinde. Gottesdienst im Waldesdom, nur dann und wann ein Merkzeichen der Kriegszeit. Unsre Pferde scharren, leise klirren die Zäume, ein Reiter galoppiert auf dem nahen Waldweg vorbei. Der Geistliche endet; noch ein Schlußvers des Liedes, ein Händedruck unserm treuen Seelsorger, und jeder geht wieder zu seinem Dienst, zu treuer Wacht für des Vaterlandes Sicherheit. —

Abend wird's. Schwarzblaue Schneewolken ballen sich zusammen, in Dunst verschwimmt die feindliche Stellung. Der Hall einzelner Schüsse bei den Vorposten dringt an unser Ohr. Wer nicht draußen Nachtdienst hat, geht jetzt ins Quartier, um für sein leibliches Wohl zu sorgen. Gewissenhaft hat unser Veterinär für uns Offiziere das Essen vorbereitet. Mühe genug kostet es ihm manchmal, denn seine Frau hat ihm keinerlei Privatunterricht im Kochen zuteil werden lassen. Aber täglich wird es besser. Kürzlich gab es allerdings eine kleine Empörung in unserm Kreise, da unser Doktor in der Zusammenstellung der Mittagsgerichte eine etwas unglückliche Wahl getroffen hatte. Wir sollten nämlich vertilgen: Kartoffelsuppe. Milchreis mit Zucker und Zimmt und noch — Kartoffelpuffer! Das war zu reichlicher Kartoffelsegen. Unser bedrohliches Murren verhalf uns aber am anderen Tage zu einem vorzüglichen Mahl und dem Doktor wieder zu Lob und Preis. Was hätte wohl seine Frau zu Hause zu diesem „Magenfahrplan" gesagt; es geht eben doch nicht nur mit dem Kochbuch, über dem er täglich fleißige Studien verbringt. Unser dienstlicher Nachschub und die Liebesgaben aus der Heimat verhalfen uns stets noch zu reichlichem, gutem Essen. Die Viehvorräte des Landes werden zwar knapper, und die Rinder werden täglich zäher. Einen wahren Festtag bereitete der Mannschaft kürzlich ein Faß Salzheringe; das war wirklich eine angenehme Abwechselung. Warmes Getränk, Tee, Grog, auch mal Punsch sorgen dafür, daß der Magen gesund bleibt und die am Tage draußen aufgenommene Kälte den Körper verläßt. — Es heißt die Stunden der Ruhe, besonders der Nacht ausnützen, weiß man doch nicht, wie lange sie dauern wird. So geht jeder zeitig zu seinem Lager; ich zu meinen knabbernden Mäuschen unter dem Stroh und schlafe, schlafe, schlafe. —

Bedenken gegen einen Angriff unserer Luftkreuzer auf London?

Von Generalsuperintendent D. Karl Ohly.

Im Großen Hauptquartier hatte jüngst der Kaiser eine Unterredung mit dem Vertreter einer neutralen Macht. Der bekannte Schriftsteller Ganghofer, dessen Werke vom Kaiser wegen der in ihnen vertretenen sonnigen Lebensauffassung besonders hoch geschätzt werden, war Zeuge des Gesprächs. Ihm verdanken wir auch die Mitteilung nachstehender Äußerung aus dem Munde des Kaisers: „Viele von den Leuten, die uns Deutsche immer nach den Äußerlichkeiten des Schliffes beurteilen und uns immer Barbaren nennen, scheinen nicht zu wissen, daß zwischen Zivilisation und Kultur ein großer Unterschied ist. England ist gewiß eine höchstzivilisierte Nation — im Salon merkt man das immer — aber Kultur haben bedeutet: tiefstes Gewissen und höchste Moral besitzen. Moral und Gewissen haben meine Deutschen... In der Moral, im Gewissen und im Fleiß des deutschen Volkes steckt eine erobernde Kraft, die sich die Welt erschließen wird."

Wir dürfen dem Kaiser von Herzen dankbar sein für dies wohlmeinende und richtige Urteil über den innersten Kern unseres Volkes. Er würde uns auch gewiß beipflichten, wenn wir die deutsche Moral und das deutsche Gewissen nicht nur auf die Ausbildung einer natürlichen Anlage, sondern auf die erziehende Kraft des christlichen Geistes in unserer Mitte zurückführen. Daß unsere Kultur nicht das Gepräge hohler Oberflächlichkeit, sondern des Ernstes und der Innerlichkeit trägt, verdankt sie ihrem christlichen Einschlage. Dieser wiederum ist im Lande der Reformation auf das wesentlichste durch die geschichtliche Entwicklung des Protestantismus beeinflußt. Man mag über die Schwächen evangelischer Kirchenbildung denken, wie man will: das steht jedenfalls fest, daß in keinem andern Lande der Welt die religiösen und sittlichen Grundgedanken des Evangeliums mit ihrer verpflichtenden Kraft für den einzelnen wie für die Gemeinschaft so in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergegangen sind wie in unserm deutschen Vaterlande.

Unwillkürlich lenken wir dabei den Blick auf das Volk, das uns nach der aus dem Evangelium gewonnenen Grundlage seiner Kultur am verwandtesten ist und durch seine Führerschaft in der Weltmission bisher das Ansehen eines hervorragend christlichen Volkes genoß: auf England. Es gehört wohl zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die wir in diesem Weltkriege machen mußten, daß das vielgepriesene englische Christentum in seiner Einwirkung auf die Öffentlichkeit und namentlich auf die für die Politik des Landes verantwortliche Regierung völlig versagt hat. Soviel Entschuldigungen für diese traurige Tatsache auch angeführt werden mögen im Hinweis auf den Lügenfeldzug, den das amtliche England im eigenen Volke und in den neutralen Ländern mit wahrhaft satanischer Meisterschaft ins Werk gesetzt hat, es muß doch auch in der englischen Religiosität selbst eine Schwäche liegen, die jetzt verhängnisvoll offenbar geworden ist. Wir lassen darüber einen Mann urteilen, der wohl der Prophet Englands genannt wird und dessen markige Art zu denken und zu reden in vielen deutschen Herzen ein starkes Echo gefunden hat — Carlyle: „Ich fürchte, man wird finden, daß in England mehr als in irgendeinem anderen Lande unser öffentliches und unser Privatleben, unser Staat und unsere Religion und alles, was wir tun und reden (und das meiste von dem, was wir denken), ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen ist, von Heucheleien, abgetragenen Lumpen und Spinnweben, ein lebendiges Kleid von bettelhaften, unglaublichen und unglaubhaften Falschheiten, wie es noch nie zur Umhüllung einer ehrlichen Seele von Adams Nachkommen gedient hat."

Das sind starke Worte. Aber wer möchte nach den Erfahrungen, die wir mit England im Weltkrieg gemacht haben, behaupten, daß sie zu stark wären? England hat dem Namen, den es allgemein in der Welt trägt, wahrhaftig alle Ehre gemacht. Als „perfides Albion" ist es uns bereits in dem heuchlerischen Vorwand zur Teilnahme an diesem Krieg entgegengetreten. Und wie treu bleibt es seinem falschen Charakter, wenn es hinter der Front der kämpfenden Heere gegen uns die gemeinen Waffen der Lüge und der Verleumdung in der ganzen Welt führt, ja sich sogar nicht scheut, das Heiligtum des Gottesdienstes und des Gebetes durch diese schmutzigste Art der Kriegführung zu entweihen!

Warum aber hat England das ganze Reich der Lüge und Verleumdung gegen uns mobil gemacht? Mit gutem Gewissen geben wir darauf die Antwort: weil es den wahren Beweggrund für die frevelhafte Entzündung des Weltbrandes in der Welt verschleiern und sich den Nimbus eines Rächers der angeblich vergewaltigten belgischen Neutralität wie auch eines Verteidigers der Freiheit gegen deutschen Militarismus geben wollte. Der Norweger Nils Kjaer, dem der Vorwurf voreingenommener Sympathie für Deutschland nicht wohl gemacht werden kann, nennt einmal England auf Grund seiner Vergangenheit „das alte Raubvogelnest, gelegen vor Europas Küsten". Nun, diesmal gilt der Raubflug und Raubzug dem schon lange als sehr unbequem empfundenen, hochentwickelten Welthandel unseres Volkes. Mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen ist zu Ehren Mammons, der als der wahre Gott Englands angesprochen werden muß, die Vernichtung Deutschlands und seiner durch fleißige Arbeit eroberten Weltstellung verkündet worden.

Damit aber hängt aufs engste zusammen, was unser Reichskanzler jüngst mit Fug und Recht „die barbarische Kriegführung Englands" nannte. Gewiß gehört zu ihr auch der schnöde Verrat an der weißen Rasse, mit dem die verschlagenen Japaner als Bundesgenossen herbeigerufen und indische Horden gegen uns ins Feld geschickt werden. Ist es ferner nicht barbarisch, wie England raubgierig die Kriegsfackel in die Kolonien Afrikas und der Südsee schleudert und sich an friedlichen Missionaren vergreift? Wir schweigen von der empörenden Behandlung unserer Landsleute in den berüchtigten, mit soviel grausamem Erfolg in dem Burenkriege angewandten Konzentrationslagern und von der völkerrechtswidrigen Verwendung der sogenannten Dumdum-Geschosse.

Was der Reichskanzler bei seinem scharfen Ausdruck im Auge hatte und was unserm Kriege mit England den eigentümlichen Charakter gibt, ist der Versuch des britischen Feindes, unser Siebzigmillionenvolk durch die Sperrung der Zufuhr an Lebensmitteln, Futter- und Rohstoffen auf der See auszuhungern. Weil wir von England und seinen Verbündeten weder zu Lande noch zu Wasser besiegt werden können, sollen wir mit unseren Frauen und Kindern auf diese niederträchtige Weise niedergerungen werden. Wir sind dem Marineminister Churchill, in dem sich britischer Hochmut, britische Unwissenheit, britischer Krämergeist und britische Grausamkeit typisch darstellen, dankbar, daß er mit dem ihm eigenen Zynismus von der Blockade als von dem Knebel geredet hat, der Deutschland angelegt sei uud es bei genügend langer Handhabung seiner Widerstandskraft und seines Lebens berauben werde.

Ist es nun nicht begreiflich, daß in jedem ehrlichen deutschen Herzen ein mit sittlicher Verachtung gepaarte Erbitterung gerade gegen den englischen Feind herrscht? Lissauers Haßgesang gegen England und der weitverbreitete Gruß: „Gott strafe England! — Er strafe es!" sind bedenkliche Zeugnisse für diese Stimmung, aber auch für die lebhafte Genugtuung, mit der wir jede Niederlage und Schädigung Englands in diesem Kriege begrüßen. Mit berechtigtem Stolz blicken wir auf die beiden Waffen, denen England gleich wirksame nicht entgegenstellen kann und die darum für die Vereitelung des Planes, Deutschland durch Hunger niederzuzwingen, von entscheidender Bedeutung sind: auf unsere Unterseeboote und unsere Luftkreuzer. Welch ein Jubelsturm durchbrauste doch alle deutschen Gaue, wenn der Chef des Admiralstabes uns von herrlichen Erfolgen dieser beiden Waffen gegen den britischen Erzfeind melden konnte! Ja, als wir die Einzelheiten von dem ersten kühnen Besuch unserer Luftkreuzer an der Ostküste Englands lasen, hat sich wohl ein jeder von uns auf der stillen Frage ertappt: wann werden die Schiffe des edlen Grafen, den Gott unserem Vaterlande zur rechten Zeit als Helfer in der größten Kriegsnot unseres Volkes gesandt hat, über der Millionenstadt an der Themse erscheinen, um dort mit ihren Bombenwürfen den Kriegsschrecken zu verbreiten, von dem England Jahrhunderte lang verschont geblieben ist?

Wir erwarten seitdem im vollsten Vertrauen auf die Maßnahmen unserer obersten Heeresleitung den Angriff unserer Luftkreuzer auf London. In dieser Wartezeit aber wagen sich, wenn auch schüchtern, Stimmen hervor, die besorgt fragen: „Ist denn auch ein solcher Angriff auf eine offene, nicht befestigte Stadt berechtigt? Laden wir mit ihm nicht eine Schuld auf uns, die unsere reine und gute Sache unheilvoll belastet?" Wie bezeichnend sind diese Stimmen doch für uns Deutsche, die wir von unseren Feinden als „Hunnen und Barbaren" in der Welt verschrieen werden, während wir in der Tat „tiefstes Gewissen und höchste Moral" haben. In Frankreich bestand ein vor dem Kriege fertig ausgearbeiteter Plan, durch eine Luftflotte Tod und Verderben auf die deutsche Reichshauptstadt hinabzusenden. Daß er nicht zur Ausführung kam, danken wir den gottgeschenkten Siegen unserer unvergleichlichen Truppen. Aber sind nicht auch auf das offene Freiburg im Breisgau Bomben von feindlichen Fliegern geworfen worden?

Doch wir verstehen es, wenn jene Bedenklichen den Hinweis auf das, was unsere Feinde glauben und, Gott sei Dank, nur in sehr geringem Maße auf deutschem Boden verwirklichen konnten, nicht als eine sittliche Rechtfertigung eines Angriffs unserer Luftkreuzer auf London gelten lassen. Sollen wir sie nun kurzerhand abweisen als solche, die mit ihrer übergroßen Empfindlichkeit kein Verständnis für die grau-

samen Notwendigkeiten eines Krieges haben? Oder darf sie der bereits erhobene Vorwurf eines gewissen Verrates am schwer gefährdeten Vaterlande treffen? Beides wäre ebenso bequem wie — ungerecht.

Nein, wir glauben ihnen, daß sie aus aufrichtiger Sorge um unser Vaterland und die Gerechtigkeit seiner Sache in diesem Weltkriege ihre Bedenken zum Ausdruck bringen. Darum haben wir mit ihnen bereits gerechnet, als wir im Vorstehenden mit kurzen Strichen ein Bild des feindlichen Englands und seiner „barbarischen" Kriegsführung zu zeichnen versuchten. Es kam uns darauf an, den Nachweis zu führen, daß unser Krieg mit England nach dem in den feindlichen Maßnahmen ausgesprochenen Willen sich nicht in den Grenzen des Völkerrechtes bewegt, daß er nicht den Charakter eines einfachen Verteidigungskrieges trägt, bei dem die bekannte Regel zur Anwendung kommt: „Der Angriff ist die beste Verteidigung". Wir sind in dem gegenwärtigen Weltkrieg nach einem treffenden Wort D. Dryanders in seinem an einen hervorragenden französischen Geistlichen gerichteten Briefe in der Lage eines Wanderers, der auf seinem friedlichen Wege plötzlich von drei Räubern angefallen wird. Einer von diesen Räubern hat es meuchelmörderisch auf unser Leben abgesehen. Darum müssen wir gegen ihn zur Notwehr greifen.

Dieser Räuber ist England. Wir führen gegen das Volk jenseits des Kanals einen Krieg der Notwehr, einen Krieg um die Existenz und das Leben Deutschlands. England hat den völkerrechtlichen Grundsatz, daß ein Krieg nur zwischen den bewaffneten Streitkräften auszufechten ist und das Leben der übrigen Bevölkerung zu schonen hat, bei Seite geschoben, weil er nicht seinen Interessen entspricht. Weil es sich im Besitz der Macht der Meere fühlt, hat es dem neutralen Handel mit Deutschland die schwersten Wunden geschlagen. Im Gefühl ihrer Ohnmacht England gegenüber haben sich die nicht in den Weltkrieg verwickelten Mächte der brutalen Gewalt Albions gefügt, und nur Amerika hat einen Protest, allerdings ohne durchgreifende Wirkung, erhoben. Wenn wir darum nicht vor dieser „barbarischen" Kriegsführung einfach die Waffen strecken und uns selbst trotz der herrlichen Siege, die Gott unserer gerechten Sache bisher geschenkt hat, aufgeben wollen, dann haben wir nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, von allen unseren Machtmitteln den wirkungskräftigsten Gebrauch zu machen. Die Verantwortung für alles, was in diesem berechtigten Notwehrkampf geschieht, trägt einzig und allein England.

Oder lädt der etwa eine Schuld auf sich, der einen Meuchelmörder über den Haufen schießt? Verhilft er nicht mit dieser energischen Verteidigung seines Lebens der sittlichen Weltordnung zu ihrem Rechte? Was aber von der Notwehr im Leben des einzelnen gilt, das findet seine sinngemäße Anwendung auch auf das Gemeinschaftsleben ganzer Völker. Sie sind darum nicht berechtigt — die Bedenken gegen einen Angriff unserer Luftkreuzer auf London. Sie tragen sogar, trotzdem sie aufrichtiger Vaterlandsliebe entsprungen sind, eine nicht geringe Gefahr für unser Vaterland in sich. Denn sie lähmen die Kraft, wo rasches Handeln im Interesse unserer Selbsterhaltung und Selbstbehauptung von der Notwehr als Pflicht gefordert wird. Sie halten auch das Strafgericht auf, das nach sittlichem Gesetz jeden Frevler wider geheiligte Gottesordnung, auch jeden frevelnden Staat treffen muß.

In diesem Weltkriege ist aber unserem Volke durch die unbedingte Gerechtigkeit seiner Sache, die schon heute sonnenklar vor den Augen aller ehrlich Denkenden liegt und die von der Geschichte einmal für alle nachkommenden Geschlechter überzeugungskräftig bewiesen sein wird, auch die Aufgabe zugefallen, das Werkzeug eines göttlichen Gerichtes in der Geschichte zu sein. Mag das unseren Feinden und namentlich England, das die gleiche Rolle für sich trotz seines Bundes mit der Lüge und seiner Beugung des Rechtes in Anspruch nimmt, als der Gipfel wahnwitzigen Hochmutes erscheinen, — wir Deutschen empfinden diesen gottgegebenen Beruf ohne jede pharisäische Selbstüberhebung als eine schwere, sittliche Verantwortung vor der Geschichte, die mit ihren Entwicklungen und Verwicklungen, auch mit dem furchtbaren Weltkrieg in unseren Tagen letzten Endes dem Kommen des Reiches Gottes, des Reiches voll Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe dienen muß.

Wenn darum ein Angriff unserer Luftkreuzer auf die englische Hauptstadt, die als solche doch der Mittel- und Ausgangspunkt aller auf unsere Vernichtung abzielenden Maßnahmen ist und als vornehmstes englisches Handelsemporium die Kraft des Landes zu der auf lange Jahre gegen uns vorgesehenen „barbarischen" Kriegsführung stärkt, dazu beitragen kann, die aller Sittlichkeit und allem Recht Hohn sprechenden Pläne unseres grimmigsten Feindes zu vereiteln und den Krieg früher seinem Ende entgegenzuführen, dann ist diese Maßregel nach der Gesamtlage, in der sich unser Vaterland befindet, ebenso sittlich berechtigt, wie die von unserem Reichskanzler am denkwürdigen 4. August 1914 so bereitwillig als formales Unrecht zugegebene Verletzung der belgischen Neutralität.

Mögen doch alle Bedenklichen beherzigen, daß auch hier das bekannte Apostelwort Anwendung finden darf: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig". Unsere Luftschiffer, die mit ihrem Angriff auf London auch nach dem Worte Hindenburgs handeln, daß ein Krieg um so menschlicher sei, je mehr er durch äußerste Strenge abgekürzt würde, sind doch eben „Deutsche mit tiefstem Gewissen und höchster Moral", und ihre Leistung muß als ein besonders bedeutungsvoller Beitrag zum „heiligen" Kriege unseres Vaterlandes anerkannt werden.

Hinüber! Von Friedrich Jacobsen.

Hinüber! Cäsar hat es einst vollbracht.
Ich sah den Römerturm auf Englands Nacken,
Dort, wo in Sturm und tiefer Winternacht
Die Wogen Dovers stolze Küste packen.
Und gleich den Wellen müssen wir heran,
Die unerschöpflich aus dem Weltmeer branden:
Waffen heraus und Deutschlands Aar voran!
Es heißt die Losung: Sterben oder landen.

England, du bebst. Und deine Riesenflotte,
Von der die Amme an der Wiege singt —
Dem Lindwurm gleich in seiner Nebelgrotte
Liegt sie, von Minen und von Tod umringt.
„Britannia, rule the waves" so summt die Amme,
Und lauscht, ob schon ein Deutscher Hurra! ruft;
Mit ihrer Hand schirmt sie des Lichtes Flamme
Und lugt nach einem Flieger in der Luft.

Hinüber! Mann auf Mann entsteigt dem Meer,
Ich hör' den Schritt der deutschen Legionen.
Dann, England, sammle dir dein Söldnerheer
Und kauf' dir Schutz mit deinen Millionen!
Vergiß es nicht, was Belgien erlebt,
Und warne deine Knaben, deine Frauen —
Wo eine Hand sich zum Verrat erhebt
Da kreißt der Krieg, und er gebiert das Grauen.

Wir morden nicht, wir knechten nicht die Erde,
Wir haben nie Piraten gleich gehaust.
Doch daß ein Platz am Sonnenlicht uns werde,
Dafür allein ballt Deutschland seine Faust.
Und schlägt. Das ist der Sport nach unsrer Mode,
Wir spielen heute Fußball mit der Welt
Und würfeln um die Freiheit mit dem Tode —
Bis die Geschichte ihren Femtag hält!



Ein Divisionsstab beobachtet auf einem Hügel zwischen Mlawa und Sierpc den Feind. Im Vordergrund ein erobertes russisches Geschütz. Phot. A. Grohs.

Der Abschluß der Winterschlacht in Masuren.

„Ach hätte ich doch nur in meiner Jugend besseren Rechenunterricht gehabt," soll der Zar bei den Nachrichten vom Kriegsschauplatz immer wieder verstört und händeringend ausrufen. „Hätte ich doch nur besser rechnen gelernt; bei meinen Divisionen ergibt sich immer zuviel." In diesem Scherzwort liegt allerdings auch eine bittere Wahrheit. Ver-

Gefangene Russen aus der Winterschlacht in Masuren auf dem Transport in einer ostpreußischen Grenzstadt. Phot. Kühlewindt.

rechnet hat sich Rußland, verrechnet hat sich Frankreich, verrechnet hat sich Belgien und mehr als verrechnet das verruchte England, vor allem der Falschspieler und Falschmünzer Grey. Aber auch unser unvergleichlicher Hindenburg, steht, wie man lachend in den Reihen unserer Feldgrauen sagt, mit Adam Riese auf gespanntem Fuß. Seine Additionen stimmen nie, und er ist gezwungen, sie immer wieder zu berichtigen, d. h. nach oben hinauf abzurunden. Aus den anfänglich aus der Schlacht östlich der masurischen Seen gemeldeten 50 000 Gefangenen, sind nach dem Abschluß der Operationen 100 000 geworden, aus den 40 erbeuteten Geschützen 300, während sich das Kriegsgerät einschließlich der Maschinengewehre überhaupt noch nicht annähernd übersehen läßt. Auch sonst dürfen wir uns nach der Fassung des Berichtes der obersten Heeresleitung auf eine Erhöhung der Zahlen gefaßt machen. Schwere Geschütze und Munition wurden von den Feinden mehrfach in die Seen versenkt oder vergraben und werden im Lauf der nächsten Zeit von uns geborgen werden. Unter den Gefangenen befindet sich ein Kommandierender General und sieben andere Generäle. Und wenn gemeldet wird, daß die zehnte russische Armee des Generals Baron Sievers als völlig vernichtet angesehen werden kann, können wir ermessen, welche gewaltige Arbeit hier von unsern unvergleichlichen Truppen unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet worden ist. Solche Erfolge kann nur eine Armee erringen, die ihrem Führer blind vertrauend und die Größe der Aufgabe selbständig und voll erkennend sich rückhaltlos für das geliebte Vaterland einsetzt. Man darf wohl sagen, daß noch nie in der Geschichte ein Heer in dieser Weise vom Ersten bis zum Letzten für die allgemeine große Sache eingetreten ist, wie wir es im Osten und im Westen erleben. Noch nie ging der Einzelne so in dem großen Ganzen auf, noch nie hat Deutschland, noch nie ein Volk überhaupt Beweise solcher zähen, geeinten und einigen Kraft gegeben. Und das ist es, was alle Rechenkünste unserer Feinde zu Schanden macht; das ist der Faktor den sie einzustellen vergessen haben, wie wohl einsichtige Männer in Frankreich und auch in England auf diese Macht der Vaterlandsliebe hinwiesen, diese Kraft der Gemeinsamkeit des deutschen Volkes, das fest wie Granit zusammenhält, wenn es sein Leben und seine höchsten Güter gilt. Und das verbürgt uns, abgesehen von der Tüchtigkeit unserer



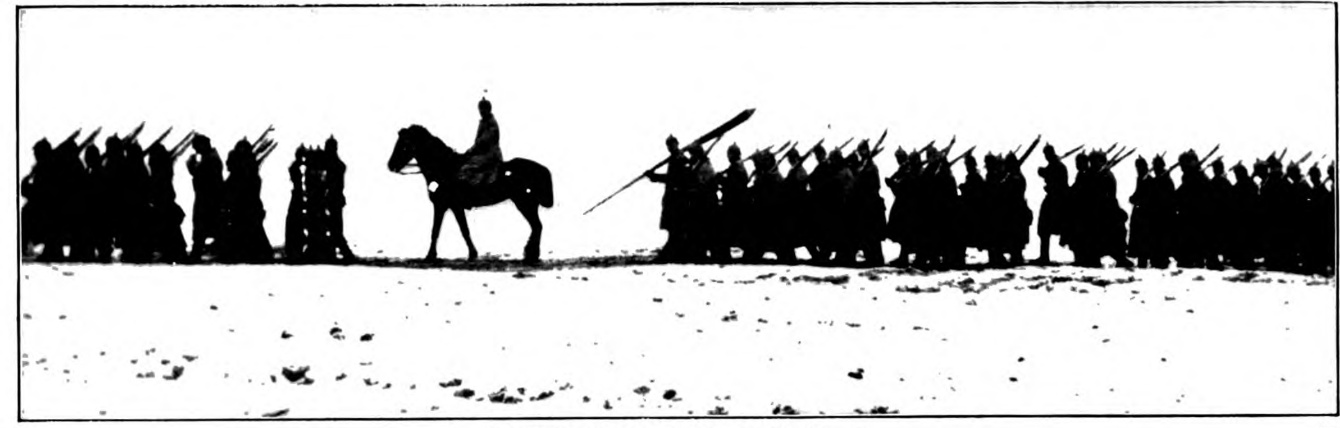
Stabsoffiziere lassen durch einen Dolmetscher russische Bauernjungen verhören. Photothek phot.



Generalmajor Surén, Führer der deutschen Mlawa-Armee, im Gespräch mit den Berichterstattern des östlichen Kriegsschauplatzes. Phot. Kühlewindt.



Bagagewagen auf Schlittenkufen. Phot. Kühlewindt.



Infanterie auf dem Marsch nach Tauroggen.

Führer und der wirtschaftlichen Kraft Deutschlands und der Genialität in unserer Organisation den endgültigen Sieg. Damit werden wir auch über das „seebeherrschende" England triumphieren. Und wenn unsere Fahnen, jetzt den Sieg über die Russen verkündend, im Winde flattern, sie flattern drohend seewärts und recken das Schwarz-weiß-rot in den Himmel



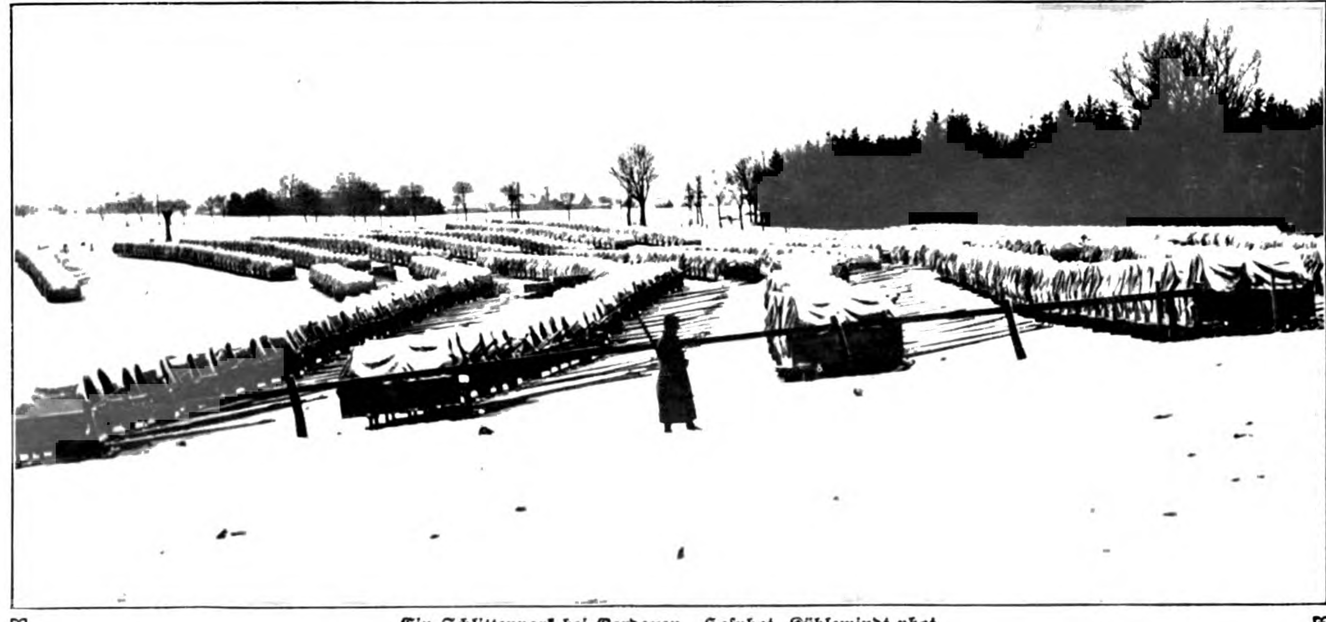
Unsere Feldgrauen in ihren Schneehemden.

Ordonnanzoffizier überbringt einen Befehl. Photothek phot.

als Zeichen der unerschütterlichen Zuversicht, daß Englands Stunde schlägt. Bezeichnend ist, wie jetzt wieder ärger denn je die Lügen und Verdrehungen der Verbündeten sich breit machen. Nach unseren riesengroßen Erfolgen wagen es die Russen durch Flieger Blätter in unsere Reihen werfen zu lassen, mit denen sie, ihre eigenen Anschauungen zu Grunde legend, scheinbar durch deutsche Gefangene zur Ergebung auffordern lassen: „Scheut nicht die russische Gefangenschaft! Laßt euch mit ruhigem Gewissen gefangen machen. Ihr beschleunigt dadurch die Beendigung dieses für euch hoffnungslosen Krieges und bringt euer Leben und Gesundheit in Sicherheit.

„Von uns hat es noch niemanden gereut, daß er in Gefangenschaft geraten ist. Wir werden gut behandelt und bekommen ausgezeichnetes Essen. Viele von uns wollen überhaupt nicht mehr nach Deutschland zurück und werden auch nach dem Kriege in Rußland bleiben. Bei uns spricht man, daß die, welche sich freiwillig ergeben, in Rußland kostenlos Land bekommen werden."

Und der „Matin" bekommt sogar das Kunststück fertig, aus



Ein Schlittenpark bei Gerdauen. Hofphot. Kühlewindt phot.

den Siegesnachrichten von der östlichen Front herauszulesen: Die Deutschen sind die Geschlagenen. „Der Augenblick ist wieder einmal gekommen, wo gut informierte, aber mißvergnügte Leute schmerzerfüllte Blicke wechseln, sich zu einander neigen und düster zuflüstern: ‚Die Russen weichen in der Bukowina zurück, sie sind aus Ostpreußen hinausgeworfen und auch in den Karpathen steht es faul!‘ Das alles haben wir schon mehrmals gehört, und wir werden es noch länger hören, bis man plötzlich mit Erstaunen bemerken wird, daß es eigentlich die Deutschen sind, die entscheidend geschlagen (!) werden. Unsere tapferen Verbündeten sind in verschiedener Hinsicht benachteiligt, ihr Eisenbahnnetz ist zu schwach, und auch ihr Munitionsvorschub läßt viel zu wünschen übrig; sie müssen infolgedessen häufig strategische Rückzüge ausführen, um den Augen des Feindes ihre wahren Absichten zu verbergen. In dieser Rückzugstaktik sind sie jedoch die wahren Meister geworden und weichen erst, nachdem sie die Erde mit Leichen der Deutschen übersät haben. Da sie die Ueberlegenheit der Zahl besitzen und außerdem den unerschütterlichen Mut eines Volkes, das für seine Freiheit (!) ficht, so sind sie des endgültigen Sieges sicher.“ So der köstliche Matin, das verlogenste aller Pariser Blätter. Wir aber wollen wünschen, daß wir noch recht oft so „die Geschlagenen sind“, dann wird bald der Tag kommen, wo unsere Feinde am Boden liegen und für lange unschädlich gemacht sind. Gottes ist die Rache, aber wir dürfen ihn im Geist des alten Testaments, aus dem heiligen Zorn und guten Gewissen heraus bitten: Gott strafe England. —

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

IV. Musketiere.

Ihr da weit, weit hinter uns im Vaterland, gewiß müßt ihr das spüren, immerzu, überall, wo ihr geht und seid: Millionen und Millionen Wellen laufen von uns aus durch die Luft, bei jedem Wind und Wetter, hinüber zu euch. Zur Heimat, nach Deutschland hinüber. Unaufhörlich, Millionen und Millionen, ein Meer, eine unfaßbar gewaltige, wogende Gedankenflut. Von jedem kommen sie her, der irgendwo einsam auf Posten liegt; wo nur zwei oder drei im kleinen Erdloch beisammenhocken, da quellen sie hervor und jagen heimwärts mit dem Sturm um die Wette wie Zugvögel im Frühling. Und ist ein ganzer Haufe beisammen, dann schwellen Riesenströme auf, die gegen euch schlagen müssen wie die Brandung gegen den deutschen Strand. Jedes geringe Wort ist ein Wunderkorn: im Augenblick schießt's hoch zu einer schlanken Aehre, schwer und gebogen von goldener Heimatlast.

Da sagt einer, wie wir so dastehen bei trübem Tag im Schützengraben und unsern Liebestabak in die Luft paffen: „Daß die Halunken da vorne sich nicht schämen! Sehen zu, wie wir hier Monat um Monat mitten drin in ihrer Heimat sitzen und schmeißen uns nicht einmal hinaus!“ Das Wort gibt ein anderes: „Wenn bei dich ein Einbrecher in die Stube sitzt, Krischan, und macht sich's bequem und kann die Tür nicht mehr finden, was passiert da, Krischan?“ Krischan lacht und kaut seelenruhig auf dem Pfeifenmundstück weiter; aber jeder weiß, was da passiert. Und dann spuckt einer aus und bricht los: „Aber denkt euch blos mal das hier: denkt euch, die Sache wär' den andern Weg gegangen, 's wär' zu spät gewesen für uns, und wir hätten sie auf den Hals gekriegt, und sie wären bei uns 'reingekommen, denkt euch mal das aus!“ Kopfschütteln: das läßt sich nicht ausdenken; das wär' so, als wenn das Wasser den Berg 'rausliefe. Aber bald fangen wir doch an, mit dem Gedanken zu spielen, und schließlich sind sie mitten drin: die Franzmänner sind über die Grenze gebrochen, auf der ganzen Linie, mit voller Macht, bis an den Rhein, und da wollen sie nun hinüber! — In jener Stunde, ihr dort im heiligen Deutschland, würde ein Orkan über euch hergekommen sein. Mich wenigstens, mich hat's um und umgeworfen, wie sie da loslachten, ein klirrendes, brüllendes, hohnflammendes Germanenlachen: die wollen über den Rhein? Die? Die?! — In jener Stunde, ihr dort im heiligen Deutschland, haben's eure Musketiere draußen im Welschland bekannt und beschworen, was dann geschähe, wenn „die“ über den Rhein hinüberwollten; — und ich will's euch wiedersagen.

Aus allen Winkeln Deutschlands sind welche unter uns. Einer stammt aus Heidekrug oben in Ostpreußen; einer von Biberach im Schwäbischen; da sind welche aus Mecklenburg, welche aus Bayern, aus Sachsen, aus dem Hannöverschen, viele aus Westfalen, ein großer Haufe Rheinländer, — und die allermeisten aus Elsaß und Lothringen. Jeder von den allen stand für seine Heimat ein, und jeder beschwor's: wenn die da kämen und über den Rhein hinüberwollten, dann würden sie sich schön die Köpfe blutig stoßen. Denn vor dem Rhein, den ganzen Strom entlang vom Norden bis zum Süden, stände eine Mauer, wie sie die Welt noch nicht gesehen hätte. Jeder Stein ein lebendiger Menschenleib, mit tausendjährigen Wurzeln im Boden festgewachsen; und die Mauer so stark, so ungeheuer massig stark, daß alle Kanonen der Erde keine Bresche hineinschössen. Da wär' keiner zu jung oder zu alt, keiner zu lahm oder zu bucklig, bis zum letzten Krüppel im Land hätte jeder seinen Platz in der Riesenmauer. Und die sollten sie mal erst einrennen, die da, eh' sie nur die erste Fußspitze ins Wasser setzten. Die sollten sie mal erst einrennen, die Mauer, — wenn sie könnten, heißt das!

Das mag beinah klingen, wie wenn einer dasteht und das Maul recht vollnimmt. Aber hättet ihr ihnen in die Gesichter gesehen, hättet ihr sie lachen gehört, — euch wär' ein Schauer über den Leib gefahren und durch die Seele, wie mir. Ein Schauer vor dieser Wacht am Rhein. — —

Das ist gewiß: stolz dürft ihr sein auf eure feldgrauen Kerle hier draußen, so einfach, ohne allen Dünkel stolz, wie ihr's immer seid, wenn einer seine Sache brav macht und immer einen blonden blauäugigen Kopf hoch hinaushebt über alle andern. Stolz dürft ihr auf sie sein. Aber wollt ihr sie liebgewinnen, so unaussprechlich lieb, wie ihr's in stillen Friedenszeiten garnicht vermochtet, — wollt ihr **das**: dann müßt ihr kommen und bei ihnen sein in allen Schrecknissen und Leiden dieses beispiellosen Krieges.

Ich wünschte, daß nach hundert oder zweihundert Jahren, wenn unsere Urenkel einmal in alten Papieren kramen, einer von ihnen diesen Brief hier aufstöberte, einzig und allein deswegen, damit dieses Begebnis nicht verloren ginge: Mein Regiment hatte seinen blutigsten Tag gehabt. In der kurzen Spanne vom Sonnenaufgang bis zum Abenddämmern über tausend Mann Verlust. Um ein Dorf war's gegangen, um Fouquescourt, das wir um jeden Preis haben mußten. Es war eine mörderische Sache, und wir haben dreimal Sturm rennen müssen, bis wir endlich drin waren. Und als wir's am Nachmittag hatten, da geschah das Furchtbarste, Grausigste, das sich nur ausdenken läßt. Mitten zwischen den brennenden, zertrümmerten, zusammenkrachenden Häusern eingeklemmt, wurden wir mit einem Male von drei Seiten her dermaßen mit Artilleriefeuer überschüttet, daß wir meinten, auch nicht ein Einziger käme lebendig aus dieser höllischen Menschenfalle heraus. Von drei Seiten donnerten und platzten die Granaten herein: bis es dunkel wurde. Da schliefen die Schlünde langsam ein, und was noch am Leben und nicht allzuschwer verwundet war von meinem Regiment, sammelte sich auf dem Totenacker hinter den Kirchtrümmern. Es war ein schlimmer, schlimmer Sieg geworden. Bei Lauterfingen damals, im August, da hatten sie gewiß nicht zu wenig Blut fließen lassen, nicht zu wenig brave Kerls ins kühle Erdbett schaufeln müssen. Und als damals der Sonnenball versank und der rauchende Häuserbrand mit dem Abendrot am Himmel zu einer gewaltigen Siegeslohe zusammenflammte, da zogen sie alle, die noch den Atem und die Hand dazu hatten, die grauen Helme von den schwitzigen Schädeln und knieten auf dem zerwühlten Sturzacker nieder und sangen, so laut und froh sie's nur konnten: „Wir loben dich droben, du Lenker der Schlachten ...“

Da auf einmal platzte mitten in unsere Sterbensstille das laute, gesunde Leben hinein: die brennende Dorfstraße her kam ein bunter, schwatzender, schreiender Trupp, etwa ein Dutzend feldgrauer Musketiere, fast alle verwundet, irgendwo, am Kopf, an den Händen, den Schenkeln, mit blutigen Binden umwickelt, kamen sie humpelnd daher, so schnell's die Beine nur konnten — und jeder brachte ein Kind mit oder zwei; ein strammes, strampelndes, kreischendes Bübchen auf dem gesundgebliebenen Arm oder ein scheues Mädelchen an der Hand. Und hinter ihnen ein Haufe Weiber, die Kleider halb zerrissen, die Haare zerzaust, jammervoll, jammervoll — aber alle Gesichter naß von Tränen und alle Augen strahlend von Dank und Errettungsfreude. So kamen sie auf unsern Totenacker, die Muketiere, das Leben in vollen Händen bringend. Mitten im höllischen Granatfeuer hatten sie die Kleinen und ihre Mütter in Sicherheit gebracht, bis die Schrecken vorüber waren, und trotteten nun daher, eine so herzhelle Fröhlichkeit auf den Gesichtern, als hätten sie ihr eigen Weib und Kind gerettet. Und dann wurde in der halbzertrümmerten, kleinen Kirche Platz geschafft für die „Familien“, ausgekramt, was noch in Brotbeuteln und Feldflaschen übrig war, und als der silberne Nachtmond hoch am brandroten Himmel stand, schliefen sie alle in Krieg und Graus so fest und schwer, als lägen sie in ihrer lieben sicheren Kammer daheim. Und wie wir im Morgengrauen abrückten, nahmen die Pflegeväter ihre Schützlinge allesamt mit und gaben sich nicht eher zufrieden, als bis sie hinter der Feuerlinie in Sicherheit gebracht waren; dann erst traten sie wieder an und ließen sich ihre Wunden waschen und verbinden. — —

Der Krieg ist ein unbegreiflicher, unergründlicher Zauberer. Er vergrößert alles ins Unermeßliche. Aus einem Kieselstein zaubert er einen trotzigen Fels, aus einem Bajonettstich eine

rettende Heldentat, aus einem guten Wort in wehwunder Stunde eine volle Balsamschale. Was nur immer verborgen und versteckt liegt in allen Winkeln und Tiefen in uns, Gutes wie Böses, Goldenes wie Rostiges, er findet alles, hebt alles heraus und bringt es an den hellen Tag. Wir wollen das garnicht bestreiten: hier und da ist einer dazwischen, den man am liebsten mit dem Messer auskratzte aus der Kompagnieliste. In Friedenszeiten wär' er vielleicht so mitgelaufen, aber hier draußen, da fällt er auf. Denn trotz aller eisernen Zucht: Krieg ist kein Frieden. Und wenn so einem von Hause aus die Hand schon ein wenig zu locker sitzt: im Krieg kann nicht immer einer mit erhobenem Zeigefinger dabeistehen: „Das darfst du nicht, mein Sohn!" Aber ich will euch etwas anderes sagen: ich hab', wie die meisten von euch, immer viel in alten Geschichtenbüchern gelesen, in denen gewiß nicht zu wenig von Krieg und Brand und Blut geschrieben stand, und hab' mir daraus so meine Meinung über das alles gebildet; denn wo soll man sie anders hernehmen, wenn man's noch nicht mitgemacht hat? Und wie's dann auch mit uns selber losging, wie wir selber die Kriegsstiebeln anzogen und ins Feld hinausrückten, da hab' ich außer dem feldmarschmäßigen Gepäck noch eine schwere Last von Sorgen und Grauen mitgeschleppt: Grauen davor, was der Krieg aus unsern braven Kerlen für Mordgesellen machen würde, — denn so stand's ja überall zu lesen. Und nun lieg' ich schon beinah' ein halbes Jahr lang als ganz gewöhnlicher Kamerad mitten unter den Musketieren vor dem Feind, indessen der erste Mordgeselle unter uns ist mir noch immer nicht begegnet. Aber was anderes hab' ich bemerkt und dabei die Augen immer weiter und weiter aufgerissen vor Staunen und Verwunderung, nämlich das: je mehr sie tragen, je schlimmer sie leiden müssen, desto stärker werden sie, desto stiller und stärker. Sie wachsen mit den Nöten dieses Krieges um die Wette und sind ihnen immer eine Elle lang voraus. Jeder Einzelne. Denn dieser unerhörte Maulwurfskrieg in den Lehmäckern Frankreichs hat nichts zu tun mit all dem, was in den alten Geschichtenbüchern steht. Fragt sie nur, sie werden's euch schon sagen, daß sie viel, viel lieber schon längst aus den Löchern und Sümpfen, in denen sie seit fünf Monaten hausen, hinausgeklettert wären und den Feind geworfen hätten, wo er auch stecken mochte. Denn sie sind die geborenen Draufgänger, weil sie Deutsche sind, weil uns das Draufgängertum im Blute steckt von uralten Zeiten her. Und nun harren sie schon fünf Monate lang, alle Tage und Nächte, vom Sommer durch den Herbst bis in den hohen Winter, bis an den Frühling hin, allem Wettergraus, allen Leibes- und Seelenleiden, allen Todesgefahren ausgeliefert, harren und harren, mit der draufgängerischen Wut, mit der heißen Heimatsehnsucht im Herzen, bis die Stunde kommt, wo sie endlich losbrechen und die Glieder recken und der ganzen Sache ein Ende machen dürfen, vorwärts, vorwärts, wie's ihre eigentliche Art ist. Daß sie das fertig bringen, dieses geduldige Hinwarten in Wetter und Graus und Gefahr, daß sie es mit gelassenen Schultern hinnehmen wie den Regen, der Wochen und Wochen lang unaufhörlich über sie herunterfällt, daß sie dastehen, ein halbes Jahr lang wie eine Mauer aus Quadersteinen und den Feind anrennen und abprallen lassen und warten und warten, bis sie aus ihrer anbefohlenen Erstarrung erweckt werden, — das ist das unbeschreiblich Neue und Wunderbare dieses wunderreichen Krieges. Ihr müßtet hier vorne bei uns sein, um zu wissen, wie das Draufgängerische in ihnen liegt, — wie eine Pulvermine, jeden Augenblick bereit, das schier Unmöglichste gegen den Himmel zu schleudern. Da braucht nur einmal der Hauptmann oder ein Zugführer oder sonst einer, von dem sie meinen, er müßt' Genaues wissen, ein Wort fallen zu lassen: daß irgendwas in der Luft läge, daß irgendwas bevorstände, irgendeine Änderung, ein Befehl, etwas geheimnisvoll Neues, — da greifen sie gleich mit allen Händen zu und geben's weiter und lassen's nach rechts und links davonfliegen wie den Funken im Draht, und binnen fünf Minuten steht der ganze Schützengraben in Flammen, und die ganze Kompagnie, das ganze Bataillon, das Regiment beschwört's, als hätten sie's verbrieft und versiegelt: morgen oder spätestens übermorgen, ganz sicher aber die nächste Woche geht's los, dann kommt der große Schlag, dann gehen wir drauf wie Blücher, erst nach Paris und von da aus schnurstracks nach England hinüber. Und wenn dann die nächste Woche vergeht und die übernächste auch und der große Schlag will doch noch nicht kommen, — dann lächeln sie und reiben sich die Augen und streichen sich über die Stirn wie Kinder, wenn sie was Wunderherrliches geträumt haben, — und stehen weiter da und lassen die Franzmänner anrennen und abprallen und harren und harren in allem Wetter und Graus, denn einmal muß ja der alte Blücher aufstehen und ihnen zurufen: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" — —

Wenn einmal Friede sein wird und die Franzmänner wären nur halbwegs ehrliche und anständige Kerle, dann müßten sie kommen und euren Musketieren die harten Kriegerhände küssen zum Dank für alles, was sie aus goldenem Herzen heraus Liebes und Gutes und Barmherziges den Frauen und Kindern und Krüppeln und Greisen tun, die im Bereich des Eroberungsgebietes zurückgeblieben sind. Da liegt ein Dorf, zwanzig Kilometer hinter der Front, da machen wir oft Quartier, wenn wir mal von Zeit zu Zeit für ein paar Ruhetage aus dem Schützengraben abgelöst werden. Zu holen ist da natürlich seit einem halben Jahr schon nichts mehr, alle Küchen und Keller leer, hier und da noch ein alter Tisch, ein paar wacklige Schemel in den elenden Lehmbaracken, die sie hier im kulturstolzen Frankreich Häuser nennen. Und was noch von Menschen drin steckt, das lebt von dem Brot, das ihnen unseres Kaisers Gnade gibt. Aber wenn wir dann angerückt kommen nach langem Nachtmarsch, dann ist Festtag, dann ist Kirmes im Dorf. Dann stehen sie schon alle auf den Gassen und freuen sich und winken zum Willkommen: „Bonjour! Bonjour messieurs!" Dann werden erst einmal Eimer um Eimer Wasser heraufgeholt aus den alten halbverfallenen Brunnen, große Wäsche wird gehalten, damit wir wenigstens den allergröbsten Ackerdreck von uns herunterkriegen, und dann, wenn wir wieder einigermaßen wie Menschen unseres Zeitalters aussehen, dann kommen sie alle herbei, die Frauen und die Kinder, die Krüppel und die Greise, und dann müssen wir auskramen, aus Taschen und Tornistern, als kämen wir von langer Reise heim und hätten lauter Wunderdinge mitgebracht: Kaffee und Tee und Zucker und Wurst und allerlei Gebackenes für die Weiber, Tabak und Tabakspfeifen und Zigarren und wollene Westen und Hemden für die Männer. Und die Kinder, — o, die warten garnicht erst, bis wir auskramen; die langen ohne weiteres Besinnen ganz von selber in unsere Taschen und räumen aus, was sie finden, Schokolade und „bon bon's", Christbaumkerzen und bunte Bilder und – Zigaretten! Jawohl, was so'n richtiger Franzosenbengel von fünf oder sechs Jahren ist, der qualmt seine Manoli oder Constantin oder sonst eine Marke wie ein Kenner und mit Lungenzug natürlich. Die Rangen in unserem Dorf da, die haben jetzt Ferien. Weil sie keinen Schulmeister mehr haben. Der war mit dem Tage, an dem die Deutschen kamen, krank geworden und hatte sich ins Bett gelegt. Der deutsche Doktor, der ihn untersuchte, konnte zwar keine Krankheit an ihm finden, aber der Schulmeister blieb in der Klappe liegen bei Tag und Nacht. Da haben wir eines schönen Tages die Geschichte mal anders angefaßt und statt des Patienten das Bett untersucht. Und was meint ihr wohl, was wir gefunden haben? Ein Telephon. Ein richtiges, ausgewachsenes, ausgezeichnet gehendes Telephon. Der Halunke hatte Fernsprechverbindung mit den Franzmännern drüben, und so oft neue Truppen durchzogen durch's Dorf oder Geschütze oder dergleichen, dann klingelte er hinüber und meldete die Neuigkeiten.

Ja, aber nun wird wohl einer von euch fragen: meine lieben Herrn Musketiere, wie in aller Welt mögt ihr denn nur zu all den Wunderdingen und Reichtümern kommen, die ihr da in eurem Schlaraffendorf auskramt? Im Schützengraben wachsen doch solche Sachen nicht? — O doch, liebe Leute im Vaterland, solche Sachen wachsen in unserem Schützengraben; und nun wißt ihr auch, wo die ganze Flut eurer Liebesgaben bleibt. Ihr werdet euren Musketieren nicht gram sein, daß sie die Feinde damit beschenken und beglücken, — nein, wie ich euch kenne, freut ihr euch sogar drüber. Und das will ich euch noch verraten: wir sind nicht die Einzigen, die's so machen. In noch vielen, vielen andern kriegsgeschlagenen Dörfern ist auch Kirmes derart, fragt nur die anderen Regimenter.

Jedesmal, wenn wir wiederkommen, taucht aus irgendeinem Winkel im Dorf ein uraltes Weib auf, so alt, als hätte sich die Erde aufgetan und aus grauem Altertum eine Sibylle heraufgeschickt. Sie schleicht an einem langen Stecken daher, in Lumpen gewickelt wie eine Zigeunerin; ihr Gesicht, ihr dürrer Hals, ihre knöchernen Hände sind über und über verrunzelt wie zerknittertes Pergament. Die grauen verwitterten Haarsträhne hängen ihr über die Augen, und lange Bartstoppeln wachsen ihr auf Kinn und Lippen. Ein beinah unheimliches Weib. Jeden ersten Tag, den wir wieder dort sind im Dorf, geht sie unter uns die Runde ab, von Mann zu Mann, und Jeden fragt sie dasselbe: „Monsieur le Prussien, — la guerre est finie?" Mit angstzitternden Augen und Lippen fragt sie's. Ihr müßt aber nicht etwa denken, daß sie auf die frohe Botschaft warte: der Krieg sei nun endlich wirklich zu Ende, — o nein; das wär' eine Hiobspost für sie, für sie alle, — davor bangen sie. Daß wir einmal nicht wiederkommen, daß wir weitergehen, vorwärts, vorwärts, daß dann der Krieg zu Ende geht und mit ihm unsere Hilfe in ihrer Not, das ist ihre zehrende Sorge. Denn hinter dem Frieden sehen sie alle in ein gewaltiges Nichts hinein.

Und so oft wir wieder abrücken in den Schützengraben, begleiten sie uns bis zum Dorfrand, allesamt, die Weiber und Kinder und Krüppel und Greise: „Revenir, messieurs, revenir!"

Das Automobil im gegenwärtigen Kriege. Von Ernst Garleb.

Niemals zuvor hat das Automobil seine Bedeutung und **Leistungsfähigkeit** im Kriege zeigen können; denn die Erfindung des Automobils wurde ja erst in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts gemacht und es waren eben auch in technischer Hinsicht erst viele Kinderkrankheiten zu überüberwinden durch große Tourenfahrten und Rennen, viele **Proben zu bestehen**, bis dies viel angefeindete Fahrzeug auf **die hohe Stufe** der völligen Betriebssicherheit gebracht wurde, auf der es heute steht.



Lastautomobile befördern Flugzeuge. Phot. Hohlwein & Gircke.

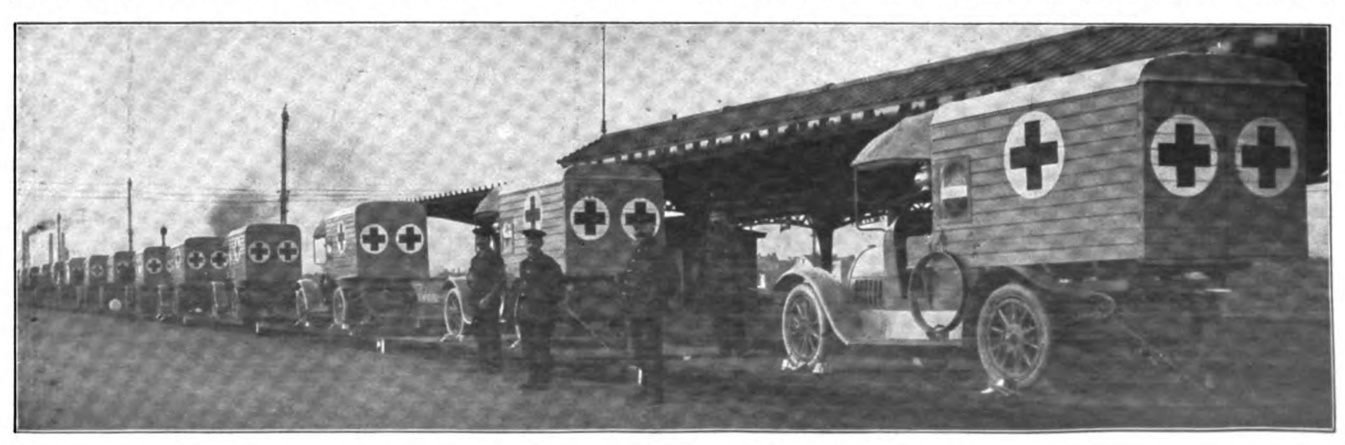
Wer die ersten Augusttage namentlich in unseren deutschen Großstädten und in der Reichshauptstadt miterlebt hat, weiß, wie sehr das Automobil der ganzen Mobilmachung den Stempel aufgedrückt hat. Die großen graugrünen Sportwagen des Kaiserlichen Freiwilligen-Automobilkorps, zahlreiche, von der Militärbehörde ausgehobene Privatautomobile mit Offizieren als Insassen und mächtige Lastzüge mit Anhängern durchsausten unter Fanfarensignal unsere Straßen.

Der vor Jahren schon gegründeten Versuchsabteilung der Verkehrstruppen, aus der dann das Kraftfahr-Bataillon entstand, gebührt ein großes Verdienst an der Entwicklung und Ausgestaltung unseres Militär-Automobilismus. Sie hat sich in ständiger, wechselseitiger Fühlung mit der Automobil-Industrie durch die großen, alljährlichen Lastwagen-Prüfungsfahrten, die zum Teil im verschneiten Gebirge stattfanden, durch den Benzolvergaser-Wettbewerb im letzten Winter und durch die für die Verbreitung des Lastautomobilwesens so wichtige Einführung des Subventionsverfahrens (der staatlichen Geldunterstützung zwecks Ankaufs und Unterhaltung privater Lastkraftwagen) außerordentlich bewährt.

Das Automobil wurde in diesem Weltkriege, in dem Riesenheere auf Riesenfronten kämpfen, gleich zu Anfang vor sehr schwere Aufgaben gestellt. Es hat sie über alles Erwarten glänzend gelöst. Es galt, gleich im Beginn des Krieges, den geschlagenen Feind, der im Westen alle Eisenbahnen, Brücken und Tunnel hinter sich gesprengt hatte, sofort kräftig zu verfolgen, wenn wir unsern Sieg ganz ausnützen wollten. Wir konnten dies nur, wenn wir unsern großen Verpflegungs- und Munitionsnachschub ebenso schnell wie unsere Truppen vorwärtszubringen vermochten. Aus Mangel an Eisenbahnen war dies nur durch Automobile möglich, und deren Leistungen, die man später erst ganz wird würdigen können, sind eines der größten Ruhmesblätter des Automobilismus in diesem Kriege. Damit sind wir beim Automobil als Transportmittel im Kriege angelangt. Es dient heute in Gestalt der großen Lastzüge mit Anhängern, auf denen eine Kolonne oft 10000 kg befördern kann, zum schnellen Nachschub von Fourage, von Fleisch, Brot, Munition und als Spezial-Tankwagen zur Heranschaffung der so wichtigen Betriebsstoffe Benzin, Benzol und Öl und des Trinkwassers. Dadurch aber, daß sich auf den Landstraßen weniger pferdebespannte Proviantkolonnen bewegen, erhalten die Truppentransporte eine viel größere Beweglichkeit; und weiter erspart das Automobil auch sehr viele, im Kriege so wertvolle Pferde, ganz abgesehen von der weit schnelleren Beförderung. Das kann vor allem bei einem Rückzug wichtig sein, weil sich infolge der großen Bewegungsfreiheit der Heereskörper die Zurücknahme der Truppen ohne Unordnung vollziehen kann. Eine Etappen-Kraftwagenkolonne befördert auf neun Armeelastzügen an Verpflegungsmitteln ebensoviel wie ein Fuhrpark oder zwei Proviantkolonnen; an Munition für Infanterie, Feldkanonen und Feldhaubitzen ebensoviel wie durchschnittlich zweieinhalb Infanterie- und Artillerie-Munitionskolonnen; für schwere Feldhaubitzen (15 cm) ebensoviel wie zwei Fußartillerie-Munitionskolonnen; für 21 cm-Belagerungsmörser ebensoviel wie anderthalb Fußartillerie-Munitionskolonnen. Dieser Vergleich zeigt den großen Wert des Automobils im Felde.

Aber auch zum Truppentransport wird das Automobil im Kriege gegenwärtig viel benutzt, wenn es gilt, an die weiten Fronten dahin oder dorthin, wo es gerade notwendig ist, schnell Verstärkungen zu werfen. Ebenso hat man unsere Lastautos in Polen jetzt vielfach auch zum Abtransport der zahlreichen russischen Gefangenen von der Front bis zur Bahnstation benutzt. Daß das Automobil als Telegraphen-Transportautomobil sehr wichtige Verbindungen der Truppenführer untereinander, mit den Stäben und der Oberleitung herzustellen versteht, ist leicht begreiflich. Auch die Automobile für drahtlose Telegraphie, die Signal- und Scheinwerfer-Wagen sind in diesem Zusammenhange hervorzuheben.

Ein sehr wichtiges Transport-Sonderfahrzeug ist für alle Kraftwagen im Felde das Werkstätten-Automobil, auf dem sich u. a. auch oft eine vom Motor angetriebene Drehbank zur Ausführung von allerlei Ausbesserungen befindet. Daß beim



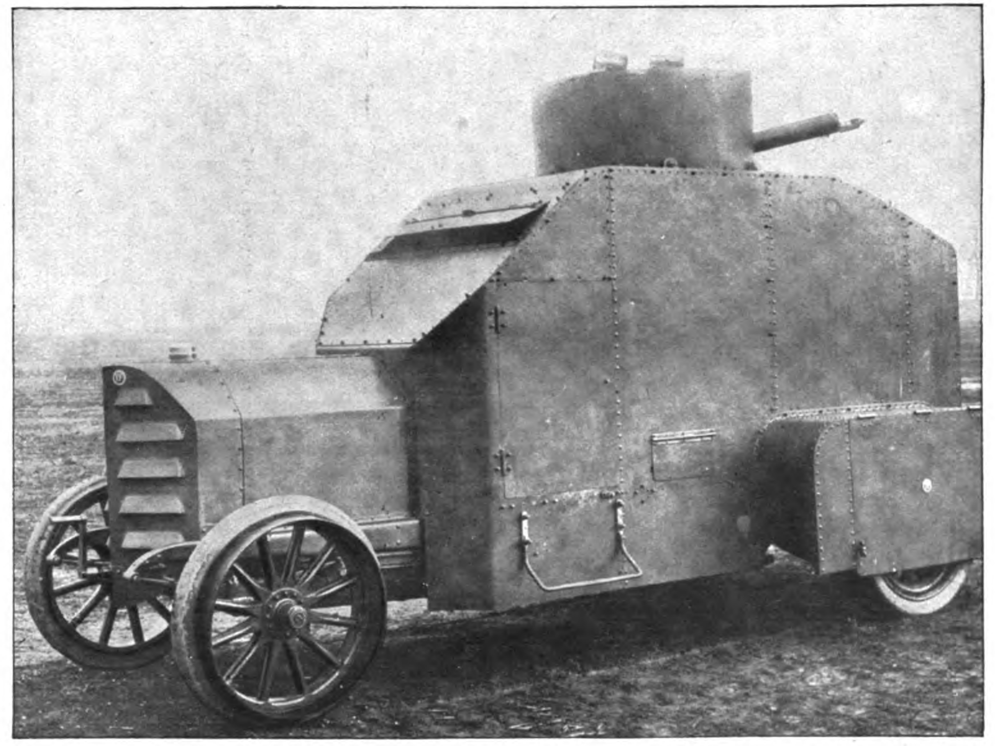
Ein Sonderzug mit Krankentransport-Automobilen (Mathis-Wagen).



Lastwagenkolonne (Dixi-Wagen).

Verpflegungsnachschub heute auch Küchenautomobile, also automobile „Gulaschkanonen“, nicht fehlen dürfen, kann sich selbst der Laie leicht denken, denn die schnelle Herbeischaffung fertigen Essens ist für die Truppen, die im modernen Kriege häufig riesige Marschleistungen zu bewältigen haben, sehr wichtig.

Wie die Automobile zum Transport von Munition dienen, so hat man sie anderseits auch selbst kampffähig gemacht und mit Maschinengewehren, Ballonabwehrkanonen usw. ausgerüstet. Freilich haben Panzerautomobile, die gewaltsamen Erkundungszwecken dienen, besonders die Fahrzeuge, die naturgemäß unter einer ziemlichen Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen zu leiden haben, sich bisher weder bei uns, noch in Frankreich und Belgien, geschweige denn in Rußland, einzubürgern vermocht. Es gelang auch unseren Gegnern bisher nicht, einen einheitlichen Typ dieser Fahrzeuge herauszubringen, da z. B. die Sicherung des Kühlers vor feindlichen Kugeln — man verwandte hier bisher bewegliche Stahljalousien, die aber die Kühlung sehr beeinträchtigen — ziemliche technische Schwierigkeiten bereitet. Man beschränkte sich daher meist darauf, Touren- oder Lastwagen mit Stahlplatten zu panzern und Maschinengewehre darauf anzubringen und so Fahrzeuge zu schaffen, die im Feuer leichter beweglich sind als Panzerautomobile.



Ausländisches Panzerautomobil mit drehbarem Geschützturm.

Als Schlepper für unsere Artillerie hat das Automobil in diesem Kriege eine weitere, große Bedeutung erlangt. Diese Schlepper haben außerordentlich starke Motoren von 100 bis 150 Pferdestärken und sind namentlich als Geschützvorspann der berühmten 30,5-Zentimeter-Mörser bekannt geworden. Sie haben Vierräderantrieb, breite Vollgummibereifung und vermögen das zerlegte Geschütz auf mehreren Anhängern auch über schlechte Straßen, ja Wiesen, Äcker und steile Alpenpässe zu führen. Bei den kleinen Abmessungen kann man dies Geschütz leicht in Deckung bringen und mittels des Schleppers auch sehr schnell einen Stellungswechsel vornehmen. Diese große Beweglichkeit läßt auch hier sich nur durch das Automobil ermöglichen. Die Einnahme von Maubeuge, Namur, Givet und Antwerpen verdanken wir ja bekanntlich diesen Motorbatterien.

Auch die Feldpost bedient sich notgedrungen immer mehr des Automobils. Die große Zahl der Briefsendungen, der schnelle Wechsel der Stellungen im Felde und der Mangel an Eisenbahnen ließ auch hier das Auto als den Retter in der Not erscheinen. Die stetige Fahrbereitschaft, die Schnelligkeit und Ersparnis an Pferdematerial machten das Automobil zum vorzüglichen Feldpostfahrzeug. Und wir wissen alle, wie wichtig die schnelle Versorgung der Truppen mit Briefen der Lieben aus der Heimat, wie wichtig die Stärkung und Erwärmung durch die zahllosen, treugemeinten Liebesgaben der Daheimgebliebenen!

Von ungleich höherer Bedeutung ist jedoch das Sanitäts-Automobil. Gerade diese Art ist von der deutschen Automobil-Industrie in höchster Vollendung ausgebildet worden. Auf dem Schlachtfelde selbst freilich erfüllt wegen der Geländeschwierigkeiten der pferdebespannte Krankenwagen immer noch am besten seinen Zweck. Für den schnellen Abtransport von der Front zu den Etappenlazaretten und zum nächsten Eisenbahn-Endpunkt ist jedoch das Sanitätsauto unersetzlich. Und wie hygienisch und praktisch sind diese Wagen doch eingerichtet! Die freien, niedrigen Seiten- und Rückenwände der Pritschenaufbauten dieser Wagen, die meist vier bis sechs Tragbahren haben, sind durch Segeltuchvorhänge verschließbar, die unteren Bahren ruhen auf der Pritsche, die oberen laufen auf Schienen und werden festgeschnallt, jede hat vier elliptische Blattfedern und darunter Laufrollen. Beim Transport Leichtverwundeter werden die Tragbahren seitwärts in und auf dem Wagen untergebracht und die Verwundeten auf aufklappbaren Bänken befördert. Solch ein schneller, leichter Krankenwagen von 30 PS und 50 km-Stundengeschwindigkeit kann dann etwa zehn Leichtverwundete aufnehmen, große Sonderwagen befördern sogar bis zwanzig Verwundete, wobei natürlich auch die Ausrüstung mit Operationsgegenständen usw. vollkommener ist, als die des leichteren Sanitäts-Automobils. Auch die Autobusse unserer Großstädte und die mächtigen Autobusse unserer Überlandlinien werden jetzt zur Beförderung von Verwundeten verwandt.

Selbst „fliegende“ Automobilapotheken mit Medikamenten und Verbandstoffen haben wir, die von den Etappenorten zur Front und zurück eilen, wie das Feld-Röntgen-Mercedes-Automobil der Veifa-Werke in Frankfurt a. M., das ermöglicht, jederzeit im Felde an Verwundeten Röntgen-Untersuchungen vorzunehmen. Hier sei auch der von der A.-G. Gebrüder Poensgen, Düsseldorf, ausgerüstete Dampfwäscherei-Automobilzug erwähnt. Letzteres Fahrzeug dient dazu, die schmutzige Wäsche der Soldaten und besonders der Verwundeten zu desinfizieren, zu waschen und schnell abzuliefern. Der Zug besteht aus einem Triebwagen mit der Dampfmangel; der erste Anhänger führt

den Kessel, die Dampfturbine, den Trockenschrank und das Desinfektionsfaß mit sich; der zweite die Waschmaschine, die Trockenschleuder, eine Wasserpumpe für kaltes und warmes Wasser und die Enthärtungsanlage. Der letzte Wagen dient als Vorrats- und Gerätewagen für Seife, Soda, Kohle, Benzin und Werkzeuge. Zeltbahnen überdachen den ganzen Zug, der von einem Unteroffizier und zwölf Mann bedient wird, täglich 12- bis 15000 kg saubere Wäsche liefern kann und eines der genialsten automobilen Sonderfahrzeuge unseres Heeres wie des Krieges überhaupt darstellen dürfte. Dienten die letztgenannten Fahrzeuge der Humanität und Hygiene, so sind die neuen Feldkapellen-Automobile für religiöse Zwecke bestimmt. Diese schmucken Fahrzeuge beherbergen in der gepanzerten Rückwand einen aufklappbaren Altar, über den bei Regenwetter zum Schutz der wertvollen Altardecke und des Geistlichen ein Felddach gespannt wird. Der Wagen, in dem übrigens der Geistliche selbst schläft und der unter dem Schutze des Roten Kreuzes steht, hat elektrische Dynamobeleuchtung, Auspuffheizung, Fenster und ist innen mit Tisch, Schränken und einem gepolsterten Sessel, der als Ruhebett ausgezogen werden kann, ausgestattet. Unter dem Altar ist ein großer Kasten für die heiligen Gefäße angebracht, über dem Kasten ist das mit Panzerplatten ausgelegte Tabernakel eingebaut. Der Altaraufbau ist aus geschnitztem Eichenholz hergestellt und zeigt die Kreuzigungsgruppe. Nach dem Öffnen dient die hintere Doppeltür des Autos als Altarflügel. Die Innenwände dieser Flügel sind mit prachtvollen Engelsbildern und Symbolen geziert. Das Automobil, das unseres Wissens zunächst für Zwecke der katholischen Kirche hergerichtet wurde, kann im Felde auch als Beichtstuhl verwandt werden. Das Gepäck des Geistlichen wird auf dem Verdeck des Wagens mitgeführt.



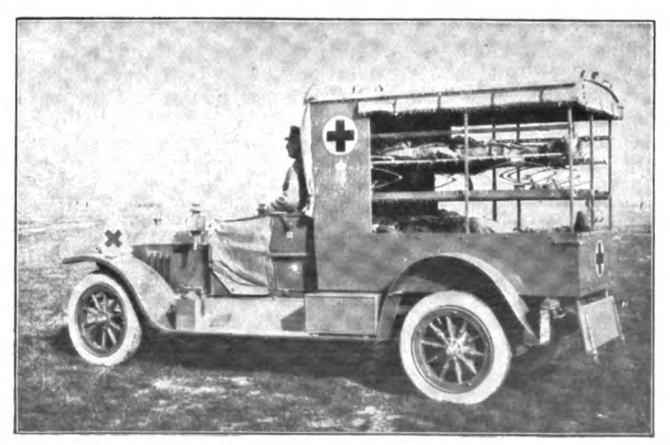
Geöffnetes Kapellen-Auto.

Auch Motor-Zwei- und Dreiräder sind in diesem Feldzug, namentlich im Meldedienst, verwandt worden, besonders das Motor-Zweirad, das sich für schmale Straßen, auf denen Kolonnen marschieren, und für schnelles Passieren besetzter Orte sehr eignet. Der leichte Wagen unter 10 PS wird von unserer Militärverwaltung im Felde aber weniger benutzt, weil er nicht schnell genug ist und auch den großen Anforderungen, die an ein Militärauto in vollbesetztem felddienstmäßigen Zustand gestellt werden, dauernd nicht gewachsen wäre.

Damit kommen wir zu den starken Personen-Automobilen, wie sie teils von den einzelnen Kommandostellen und Stäben, teils von den Mitgliedern des Kaiserlichen Freiwilligen-Automobilkorps im Kriege verwandt werden. Das Korps, das in Friedenszeiten über etwa 100 Mitglieder verfügte, besitzt heute eine Stärke von etwa 400 Mitgliedern und hat seine, in Friedenszeiten schon oft betonte Leistungsfähigkeit jetzt im Felde ausgezeichnet erwiesen. Es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß es der Sportfreudigkeit der Mitglieder, die alle Mitglieder des Kaiserlichen Automobilklubs sein müssen, zuzuschreiben ist, daß das Korps über eine so große Zahl vorzüglicher, modernster Automobile verfügt, die dem Vaterlande nun so unvergleichliche Dienste leisten. Es wäre dies einfach nicht möglich, wenn nicht diese Herren schon in Friedenszeiten sich den Luxus der Haltung so teurer, schneller, starker Wagen erlaubt und vor allem, wenn sie nicht der Ausübung des Automobilsports so eifrig obgelegen hätten. Die besten Herrenfahrer unserer großen Automobil-Tourenfahrten und Rennen gehören heute jenem Korps als Mitglieder an. Zur Beförderung höherer Offiziere, zur eiligen Übermittlung von Befehlen und zur Aufklärung sind diese, oft, namentlich nachts, den Franktireurschüssen ausgesetzten Wagen ganz unentbehrlich, und die Brust schon manchen Mitgliedes ziert das schlichte Eisenkreuz.

Ja, wir dürfen es sagen: In diesem Kriege besitzen wir nicht bloß die besten Automobile, sondern auch die mustergültigste Organisation. Der oberflächlichen Eleganz ausländischer Arbeit steht auch auf dem Gebiete der Automobil-Industrie die gründliche deutsche Ingenieur- und Werkmannsarbeit gegenüber. Früher nie geahnte Schwierigkeiten und Aufgaben hat das Automobil in diesem Völkerringen auf deutscher Seite spielend gelöst und, weil wir neben unsern Mörsern, Unterseebooten, Luftfahrzeugen, Automobilen, kurz neben unseren besten technischen Hilfsmitteln auch die beste Organisation und die am tiefsten rauschenden Quellen unserer moralischen Kräfte und wurzelstarke finanzielle Stützen unser eigen nennen — darum müssen wir siegen!





Ein Mercedes-Krankenautomobil, eingerichtet links für Leicht- und rechts für Schwerverwundete.

Im Feldlazarett. Von Feld-Divisionspfarrer Willigman.

„Haltet aus, haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn! Zeiget ihm, zeigt der Welt, wie wir treu zusammenstehn ... Haltet aus im Sturmgebraus!" — — Hell schallt der Sang durch die kleine russisch-polnische Stadt. Ersatz singt das Lied. Junger, frischer Ersatz. Er kümmert sich nicht um den Regen, der unablässig vom Himmel strömt. Er gibt nicht Acht auf die grundlosen Wege und den Schmutz, durch den die Wackeren waten müssen. Das ist die Stimmung, mit der unsere Jungmannschaft in den Krieg zieht. Wer freut sich nicht ihres Gesanges von Herzen? — Wenige Stunden später, und die Sänger haben zeigen müssen, daß es ihnen bitter ernst ist um das, was sie eben gesungen haben, denn man bringt schon die ersten Verwundeten zum Truppensammelplatz. Im Walde befindet er sich, auf freiem Felde, im Gehöft oder wo sonst sich Gelegenheit zum Verbinden bietet. Manchmal noch umschwirren ihn feindliche Geschosse. Eiligst wird den Verwundeten der erste Verband angelegt, dann schafft man sie in die Feldlazarette, die weiter zurück liegen. Wer irgend gehen kann, wird zu Fuß dorthin geschickt. Oft sieht man so einzelne Trupps kilometerweit gehen oder besser humpeln. Nicht selten bieten sie einen Beweis treuer Kameradschaft: ein Verwundeter stützt den andern, dessen Kräfte erlahmen.

In E. . . lag das Feldlazarett 9 Kilometer hinter unserer Schützenlinie. Die beiden Wartesäle 1. und 2. Klasse im Bahnhofsgebäude waren hergerichtet worden. In dem einen Saal lagen die Schwerverwundeten, Bett an Bett, in dem anderen die Leichtverwundeten auf Betten und Stroh. Im Schwerverwundetensaal war ein kleiner Raum durch Leinwand abgegrenzt: Der Operationssaal. Das Stöhnen derer, die in Narkose versetzt wurden, drang von da herüber. Es störte keinen. Jeder hatte mit sich zu tun. Höchstens daß das Gefühl der Dankbarkeit sie erfüllte, daß sie nicht auch auf den Operationstisch mußten. Dem unvermutet großen Zugang von Verwundeten waren die wenigen Hilfskräfte am Anfang nicht gewachsen. Wir mußten uns selbst helfen. So richteten wir eine Art Rotes Kreuz in Feindesland ein. Frauen aus der Nachbarschaft wurden aufgefordert, Tee zu bringen, für Beleuchtung zu sorgen, die Zimmer zu heizen und sonst allerhand Handreichungen zu tun. Erst waren sie ängstlich; sie wagten sich nicht nach dem 1. Stock, wo die verwundeten Deutschen lagen, sondern blieben im Erdgeschoß bei den Russen. Aber bald hatten sie die Scheu vor den Deutschen überwunden. Besonders eine junge Frau erwies uns unschätzbare Dienste. Sie riß auch bald die Herrschaft über die andern an sich. Was sie befahl, wurde von den andern Frauen getan. Wir ließen sie ungehindert schalten und walten. Das einzige männliche Wesen in der Schar ihrer Untergebenen war ein 16 jähriger Israelit. Stolz erzählte er am zweiten Tage seines Wirkens, daß er nachts im Lazarett neben den Verwundeten geschlafen hätte. Er hätte keine Angst. Er bliebe jetzt Tag und Nacht und esse und trinke mit den Soldaten. Er scheute sich aber auch vor keiner Arbeit und machte seine Sache sehr brav.

Kranke neigen leicht dazu zu klagen, auch unsere verwundeten Soldaten machen nicht immer eine Ausnahme. Wie oft, wenn ich eins der Lazarette betrat, lagen sie mir in den Ohren: der Arzt beschäftige sich nicht genug mit ihnen, Durst quäle sie, der Hunger plage, der Verband drücke, warum sie nicht sofort in die Heimat geschafft würden und tausenderlei andere Wünsche. — — Arzt und Personal aber schafften unermüdlich und mit heldenhafter Ausdauer. Staunend habe ich oft genug bei ihnen gestanden. Aber wenn, wie z. B. in K. . . ., täglich gegen 800 Verwundete eingeliefert, verbunden und dann wieder weitergeschafft werden mußten, konnten Arzt und Sanitäter nicht halbe Stunden an jedem Lager zubringen. Da gibt es dann für den Seelsorger ein weites Feld der Tätigkeit. Ich ließ sie zunächst ruhig klagen und ihr Herz ausschütten. Aber dann begann ich zu erzählen, daß außer ihnen 200 bis 300 Verwundete in dem Lazarett lägen, daß vor dem Haus 80, 100 oder mehr eben mit den Wagen angekommen wären. „Wollt ihr denn, daß sie bei 10 und 14 Grad Kälte draußen liegen, weil die im Zimmer ihr Mittag nicht pünktlich genug bekommen, statt um 12 vielleicht erst um 1 Uhr und den Nachmittagstee statt um 4 vielleicht erst um 5?" Oder ich erzählte ihnen von anderen Lazaretten. Da hätten die Verwundeten sich zeitweilig mit nassem Stroh begnügen müssen, da hätte es keine Betten gegeben. Oder ich berichtete ihnen von solchen, die als Verwundete in russischer Gefangenschaft gewesen waren. Wie der eine Schwerverwundete aus S. . erzählte: Er hätte selbst gesehen, wie die sibirischen Truppen in der Nacht verwundete Deutsche in ein brennendes Gehöft geworfen hätten. Noch höre er das Schreien der Armen: Rettung! Rettung! Er selbst war nur verschont geblieben, weil er im Schatten eines Gebäudes gelegen und sich ganz still verhalten hatte.

Wenn ich so erzähle, dann wird es still und immer stiller. Das alte Mittel, auf die zu blicken, denen es noch schlechter geht, hat verfangen. Einer pflichtet mir bei, ein zweiter auch, und schließlich wird es ein allgemeines dankbares Zustimmen: wie gut es doch unter Deutschen ist. Mehr als einmal haben alsdann die Verwundeten den getadelt, der sich mit Klagen an mich gewandt hatte: der wäre immer unzufrieden, man könnte ihm antun, was man wollte.

Ich frage, wer eine Feldpostkarte haben wolle. Dutzende von Händen strecken sich mir entgegen. Mancher bittet, ich möchte sie ausfüllen. Gern tue ich es. Einer sagte auf meine Frage: „Was soll ich denn schreiben?" — „Sie werden es schon wissen!" Ich lächle und mache ihm Vorschläge. Er ist mit allem einverstanden. Ich „weiß" es wirklich schon. Gewöhnlich soll den Angehörigen mitgeteilt werden, wann und wo der Betreffende verwundet wurde, wie es ihm zur Zeit geht und daß er hofft, bald nach der Heimat zu kommen. Das letzte bewegt sie doch alle in gleicher Weise. Ein Schwerverwundeter sagte mir vierzehn Tage vor Weihnachten: „Herr Pfarrer, wenn ich Weihnachten bei meinen Angehörigen sein könnte, dann will ich gar nichts weiter geschenkt haben, das wäre schon das größte Weihnachtsgeschenk für mich." Bei seinen Worten wurde es ganz still im Saal. Ich sah mir die Verwundeten ringsum an. Keiner sagte ein Wort dazu; aber von ihren Gesichtern las ich es ab: „Ja, das ist auch unser Wunsch."

Mancher diktierte auch still und leise, was die andern nicht hören sollen. Das ist das Schöne im Amt. Sie haben alle zum Pfarrer, auch solche, die sonst nicht viel nach ihm fragen, Zutrauen. Viele sind ängstlich: zu Hause sollen sie keinen Schreck bekommen. Ich möchte schreiben, er wäre nur leicht verwundet. Wenn es irgend geht, tue ich es. Aber manchmal muß ich es auch anders machen. Einem, dem der Arm abgenommen worden war und der außerordentlich seelisch darunter litt, riet ich doch, es den Seinigen zu schreiben. Sie mußten es ja doch erfahren, und erfahren sie es jetzt, dann fühlen sie daheim mit ihm mit. Das leuchtete ein. Oftmals holt einer der Verwundeten aus seiner Tasche bis zu 40 Postkarten heraus. Abgegriffen, beschmutzt, kaum leserlich. Die Kameraden vorn am Feind haben sie ihm noch schnell mitgegeben. Als Verwundeter müßte er doch nach einer Stadt kommen und eher Gelegenheit finden, die Karten befördern zu können als die armen Kerle in den Schützengräben.

Begierig lauschen alle Verwundeten, wenn vom Stand der Schlacht erzählt wird. Selbst der Schwerverwundete vergißt seine Schmerzen, wenn man von Erfolgen berichten kann. Wie oft habe ich den Ausruf gehört: „Dann haben wir ja nicht umsonst geblutet!" Es ist erstaunlich, wie sehr die „hohe Politik" selbst den einfachsten Soldaten interessiert. Manchesmal gab ich ihnen eine regelrechte Rundschau über sämtliche Staaten, mit denen wir im Kriege liegen oder von denen wir Unterstützungen bekommen könnten. Wie leuchteten die Augen, als ich vom Zusammenbruch der russischen Offensive in Russisch-Polen, vom Angriff unserer Kreuzer an Englands Küste, vom Untergang des „Formidable" usw. erzählte. — —

Einmal begleitete ich den kommandierenden General unseres Armeekorps durch das Lazarett. Unser Korps hatte rühmlichen Anteil an den großen Siegen bei L. gehabt. Von den 80000 Gefangenen hatten wir allein 40000 eingebracht. Darum sollten Eiserne Kreuze in großer Anzahl an die Leute verteilt werden. War das eine Freude! Einer lag da: infolge eines Kopfschusses hatte er die Sprache verloren, aber er verstand jedes Wort. Als er gefragt wurde, ob er das Eiserne Kreuz haben wolle, wurde er ganz eifrig, winkte mit der Hand und stieß unverständliche Laute hervor. Ein anderer küßte in Dankbarkeit immer und immer wieder das Kreuz. Ein dritter, der die Bemerkung nicht verstanden hatte, daß er auch das Kreuz erhalten sollte, rieb sich die Augen, als ob er erst aus dem Schlaf erwachen müßte, um sein Glück zu erfassen.

Überaus erfreulich ist es, die Verwundeten von ihren Offizieren erzählen zu hören. In G. fragte mich einer: ob ich nicht wüßte, wo sein Kompagnieführer läge. Alle seine Soldaten hingen an ihm, und sie wüßten, daß er in demselben Gefecht verwundet worden sei. Ich konnte erwidern: im dritten Zimmer nebenan. Eben hatte ich es ausgesprochen, da richtete sich der Verwundete, so schnell es ging, auf: „Grüßen Sie ihn doch von mir, ich bin der so und so." Bevor ich noch antworten konnte, rief ein zweiter dazu: „von mir auch," dann noch ein dritter, vierter, fünfter. Da bin ich noch einmal hinübergegangen und habe dem Oberleutnant die Grüße seiner Leute übermittelt. Als er den ersten Namen hörte, flog ein Lächeln über sein schmerzverzerrtes Gesicht: „Ach, das ist ja der brave Karl F. . ., ein trefflicher Mann," und ähnlich ging es vom zweiten bis fünften.

Große Freude erregt regelmäßig das Austeilen von Schriften. Es sind kleine Erbauungsblätter, Kriegsliederbücher, Losungen, Predigten, Neue Testamente. Unser

Feldpropst sendet sie in großer Zahl ins Feld. Auch der eine und andere Bekannte versorgt mich damit. Trotzdem komme ich noch so manchmal mit leeren Händen. Die Nachfrage ist zu gewaltig. Die Leute nehmen sämtlich gern die Blätter entgegen. Viele bitten um ein Gesangbuch oder Neues Testament. Einer zeigte ein kleines Andachtsbuch; sein Heimatpfarrer hat es ihm geschickt. Ein anderer holt das Sonntagsblatt hervor: wieder ein Gruß seines Pfarrers aus der Heimat. Einer hat sein Neues Testament unter sein Kopfkissen gelegt. „Es ist meine Rettung" — meinte er und erzählte: im Tornister eines gefallenen Kameraden hätte er es gefunden, hätte es mitgenommen, und als er selbst verwundet wurde, es noch schnell aus seinem Rucksack gezogen. Mit seinen Worten meinte er wohl, das allein hätte er retten können. Mir aber klangen seine Worte im anderen Sinne entgegen: Gottes Wort, Christus allein konnte ihn retten. Den Schluß meines Besuches bildet gewöhnlich eine kurze Andacht in jedem Zimmer. Ich lege Gottes Wort in zwei, drei, fünf Minuten aus und füge ein Gebet hinzu. Sobald ich anhebe, wird es im lauten Zimmer ganz still. Wenn ich aufhöre und hinausgehe, folgen mir dankbare Blicke. Mehr als einmal geleitete mich ein allgemeines Winken mit Händen und Grüßen mit Mund und Augen hinaus. Selbst die Feinde, die unter den Verwundeten sind, sind gerührt und dankbar. Noch klingt mir der Abschiedsgruß eines russischen Majors im Ohre nach, als ich ihm, dem Schwerverwundeten, beim Abschied die Hand reichte. Schluchzend stammelte er: „Wir sein alle Bruders." Ja, so soll es auch sein. Wir sollen unsere Feinde nicht blos besiegen, sondern auch gewinnen.

Manchmal ringt sich ein Bekenntnis von den Lippen Schwerverwundeter, wie es schöner nicht abgelegt werden kann. In K. war es. Einer, der mit schwerem Bauchschuß dalag, gesteht — stoßweise nur kam es heraus —: „Zuerst, Herr Pfarrer, war mein Ehrgeiz auf das Eiserne Kreuz gerichtet. Dann wurde ich verwundet. Da habe ich eingesehen, daß das Eiserne Kreuz mir nicht helfen kann. Ich habe mich umgeschaut nach Hilfe vom Roten Kreuz. Nun habe ich erkannt, daß auch beim Roten Kreuz keine Hilfe und Rettung ist. Da habe ich gelernt, nach jenem Kreuz auszuschauen," und dabei zeigte er auf das kleine Kruzifix, das in dem Zimmer der katholischen Handelsschule, darin das Lazarett aufgeschlagen war, in der Ecke hing.



Leichtverwundete kommen in Sieradz an. Phot. M. Rosenberg.

Ja, Arbeit eines Seelsorgers im Felde, wie ganz anders als daheim und im Frieden. Wieviel Kraft, wieviel Mühe, wieviel Geduld! Und doch wieder wieviel Freude, Lohn, Segen! Ich möchte sie um keinen Preis missen.

Das „deutsche Gemüt".

Noch ist das blutige Ringen unseres Volkes um Leben und Atem nicht abgeschlossen, noch liegt die Entscheidung in grauer Ferne, und schon mehren sich die Unberatenen, die des Löwen Haut teilen, derweil der Löwe noch schrecklich lebt. Daran besteht ja kein Zweifel: unser ist der Sieg, und unser soll der Ruhm und der Gewinn dieses Kampfes sein. Wir sind es, die die Bedingungen des Friedensschlusses vorschreiben werden, nachdem das Schwert unserer Heerführer und das Blut unseres Volkes das heroische Lied unseres größten Krieges zu Ende geschrieben haben. Daran ist also nichts auszusetzen, daß unsere Zuversicht sich vorstellt, welcher Ruhm und welche Beute unser sein wird, wenn

„der Wirrwar stille schweigt,
Wenn die Schlacht den Sieger zeigt."

Mit Zorn und Erbitterung aber muß es jeden deutsch Empfindenden erfüllen, wie eine blutlose Geschwätzigkeit schon jetzt emsig am Werk ist, den vollen Kranz, der für Deutschland in den Sternen hängt, geschäftig zu zerpflücken, den gesunden Instinkt des Volkes zu irren, die klare Folgerichtigkeit der Tatsachen zu trüben, aus einem unklaren, bedientenhaften, unwürdigen Drang heraus, sich beim Ausland lieb Kind zu machen.

Kein Deutscher, der nicht heimlich die Faust im Sack geballt hätte bei dem elenden, verächtlichen Gewinsel nach dem Ausland hin, den Leuten, die uns nichts angehen, bettelhaft zu versichern, daß wir nicht so schlimm wären, wie man uns anmalt. Die Galle konnte einem überlaufen bei den endlosen Gedichten, Leitartikeln, Feuilletons, Betrachtungen und dem larmoyanten Gesalbader, mit dem wir lamentierend versicherten, wie edel und gut wir wären; es war zum Speien, das Geschreibsel, über dem in fetten Lettern „Wir Barbaren" zu lesen stand, nur noch zu sehen, geschweige denn zu lesen. Halten wir uns doch, da uns Gottes Barmherzigkeit in diesen Zeiten mit einem Mann als Führer begnadet hat, als Männer und nicht als Memmen, halten wir uns der Männer wert, die draußen für uns standhalten, und halten wir hier drinnen stand: halten wir uns doch an unseres Kaiser Worte, der uns gelehrt hat, was das alte deutsche „hochgemut" ist und bedeutet: kein Hochmut, aber hoher Mut, der nicht knechtisch nach rechts und links schielt und vor jedem Fremden wedelt und freundlich kriecht, halten wir uns an die Worte, die wie in Erz geschlagen ihm zu Häupten stehen: Niemand zu Liebe, niemand zu Leide; mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten. Wen unsere erlauchten Geister, nächst der Antike die größten Führer der Menschheit, nicht lieben gelehrt haben, der soll unsere Faust fürchten lernen. Wer sind wir, daß wir einen andern zum Richter über uns annehmen müßten, er sei, wer immer er sei? Hat darum unser Volk Jahrhunderte um die höchsten Güter des Geistes und der Seele gerungen, hat um Gott gekämpft, indes die andern fleißig die grüne Erde und das blaue Meer teilten, daß es jetzt, wo unvergänglicher Ruhm seine Stirn umglänzt, wimmernd irgendwelcher Mitwelt versichern muß, wir seien keine Barbaren? Ein Volk, das auf so niederer Kulturstufe steht und so ungebildet ist, nicht zu wissen, wer wir sind und was die Welt uns dankt, kann uns sonst was; und dies Wort ist kein Ausfluß meines bescheidenen persönlichen Barbarentums, sondern des Barbarentums unseres Goethe, von dem man ja wohl selbst in Amerika weiß, wer er ist.

Die nämliche Würdelosigkeit zeigt sich jetzt in dem immer mehr anschwellenden Gezeter, mit dem versichert wird, wir führten keinen Eroberungskrieg, sondern wollten uns mit dem Ruhm begnügen. Mit diesem Uneigennützigkeitsgefasel wollen wir dartun, daß man uns zu diesem Krieg gedrängt habe. Man kann das Gebarme nicht lesen, ohne daß einem das Blut zu Kopf steigt. Wie? Nachdem man uns in der frivolsten Weise in diesen Weltkrieg gestoßen hat, nachdem die Blüte unseres Volkes für Deutschlands Größe und Fortbestand in den Tod gegangen ist, nachdem die Opfer, die wir mit gebrochenen Knien und erhobenen Händen gebracht haben, bis an den Himmel sich türmen, sollten wir auf den Preis des Sieges verzichten und wie der brave Knabe in den Kleinkindergeschichten bescheidentlich lächelnd erklären: wir hätten uns nicht um der Belohnung willen so gut betragen?

Nein! Dergleichen Gefühle gibt es im persönlichen Leben,

sie sind in seltenen, erhebenden Fällen ein schöner Luxus großer Naturen, und das unverdorbene Gefühl umkleidet sie in solchen bedeutenden Augenblicken mit dem reinsten und verklärendsten Licht. Nur das Gemüt ist fähig, ihre Schönheit zu empfinden, da der Verstand, als die untergeordnete Kraft, sie nicht begreift.

Aber im wirtschaftlichen Leben der Völker ist ein solcher Gefühlsluxus einfacher Widersinn. Darum wirft unser waffenfähiges Volk der Mutter Deutschland nicht den Schoß, in dem sie es getragen hat, voll herzblutbesprengten Lorbeers, um am Ende aller Kämpfe die Mutter nicht auf den Platz geleitet zu sehen, der ihr gebührt. Darum kämpfen die Herzen zu Haus nicht den bitterlichen Kampf der Seelen mit, damit uns der Siegespreis entgehe. Jede redliche Arbeit verlangt ihren Lohn, jede falsche Wertung ist soziale Sünde, die Fluch nach sich zieht. Soll unsere heiße Arbeit unbelohnt sein, damit die, die schlechte Arbeit taten, unbeeinträchtigt bleiben? Das ist nicht Arbeit der Waffen, das ist Arbeit der Seelen; der Geist ist es, der die Armeen mit dem Willen zum Sieg beseelt und Wunder vollführt. Schmach über uns, wenn wir dem blutenden Volk, den Verstümmelten und Blinden, den niedergebrochenen Existenzen, den Invaliden, den Kindern der Toten um eines rührseligen, melodramatischen „Edelmutes" willen das Brot nähmen und würfen es vor die Hunde: Jede Schonung des Feindes wäre blutiger Verrat an unserm ringenden Volk.

Nein: Wir, deren Seele gearbeitet hat, wollen ernten, was wir schwer gesät haben, und wir werden es nach Gottes Ratschluß und Führung, wenn nicht fälschlich ins Treffen gezogen wird, was hier schon einmal als unseres Volkes höchster Ruhm gekennzeichnet ward und als unsere gefährlichste Schwäche: das deutsche Gemüt. Johs. Höffner.

Die Irische See. Von Franz Kunzendorf.

Spätwinternebel über grüngrauen Wellen.
Ein langgezogenes warnendes Gellen,
Und dann ein Schuß, der drohend verhallt.
Rufe. „Zehn Minuten Zeit! —
„Macht die Boote klar! — Seid ihr bereit?
Wißt, daß ihr in deutschen Händen seid;
Hier endet die britische Seegewalt." —

Splittern, Bersten, Brechen, Krachen.
Wie ein armseliger Fischernachen
Sinkt das stolze Schiff hinab
In das gurgelnde, graue Wassergrab. —
Und fragt ihr: wo war, wo geschah es so?
In der Irischen See, irgendwo
Zwischen Dublin und Liverpool.
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dort, wo die See sich engt und drängt,
Ragt aus den Wellen ein Mast und ein Schlot;
Ein Fahnenfetzen darüber hängt
Schmutzig-blau und schmutzig-rot.
Wer ging hier unter mit Last und Glut?
Wen verschlang hier die graue Flut?
Sagt, wer hier sein Ende fand?
England, das stolze Engeland!

Hier ward seine Weltmacht zerhackt und zerfetzt,
Hier ward seiner Gier ein Ziel gesetzt,
Hier unten liegt es in Schlick und Sand. —
Und fragt ihr, wo es sein Ende fand;
Wo war es, wo geschah es so? —
In der Irischen See, irgendwo
Zwischen Dublin und Liverpool. — —

Über die Yser. II. Von Hans Osman, Leutnant d. L.

Während die Haubitzen künstlich eingebaut und die Deckungen ringsum säuberlich mit abgestochenen Rasenplacken belegt sowie die Unterstände für die Bedienungsmannschaften hergerichtet werden, gehen wir mit dem Führer der Achten, dem Hauptmann Sch., zum vordersten Schützengraben, der etwa 300—400 Meter vor uns liegt. Es ist ein recht beschwerlicher Weg. Wir müssen durch einen häßlichen, weißlich pappigen Sumpfgraben, in dem wir bis über die Kniee einsinken.

Hinter den beiden zerschossenen Häusern, in deren Nähe unsere Haubitzen stehen, etwa 250 Meter feindwärts, liegt ein größerer Hof. Ist's ein Herrenhof oder ein Klostergut? Wir können es nicht mehr recht feststellen. Auch hier hat der Krieg mit seiner blutigen Hand bereits die Spuren derer, die vorher hier lebten, ausgelöscht und unleserlich gemacht.

„Sie scheinen diesen Platz besonders auf dem Kieker zu haben," sagt der Hauptmann Sch. lachend, „aber das soll uns nicht abhalten, nun gerade unsere Beobachtungsstelle hier aufzuschlagen."

Wir klettern über die schuttbedeckte Treppe zum ersten Stock hinauf und treten in ein Zimmer, das noch leidlich erhalten ist. Auf dem Kamingesimse ist sogar noch die Glashaube ganz, die über die Porzellanfigur der heiligen Jungfrau gestellt ist. Sankt Peter, der daneben stand, ist von einer verirrten Flintenkugel getroffen worden und liegt schwerverletzt zu Füßen des Muttergottesbildes. An den Wänden hängen Familienbilder. Es müssen wohlhabende Leute der besseren Stände gewesen sein, die im Frieden hier wohnten; fromm sind sie in ihrer uns fremden Art wohl auch gewesen, denn über der Tür hängt der Spruch, den ich in so manchem vlämischen Eßzimmer fand: Hier vlokut man nint! — hier flucht man nicht! Was kehrt sich der Krieg an solchen Spruch?

Eine schöne Aussicht hatte man von dem Giebelfenster aus. Rechter Hand lag, deutlich sichtbar, der Kirchturm von P. — nach links hinüber lag zunächst unser Hauptziel, G., und dann weiter nach Süden hin D., das wir aber nur nach dem nie vom Himmel weichenden Feuerschein feststellen konnten. Uns gegenüber, etwa in gleicher Richtung mit der Yser verlaufend, führte ein hoher, fester Eisenbahndamm dahin — der Damm, der verwünschte Eisenbahndamm, den die heimtückischen Verbündeten schon mitten im Frieden, als sie heuchelten, unsere besten Freunde zu sein, zu einer geradezu erstaunlichen Feldbefestigung gemacht hatten.

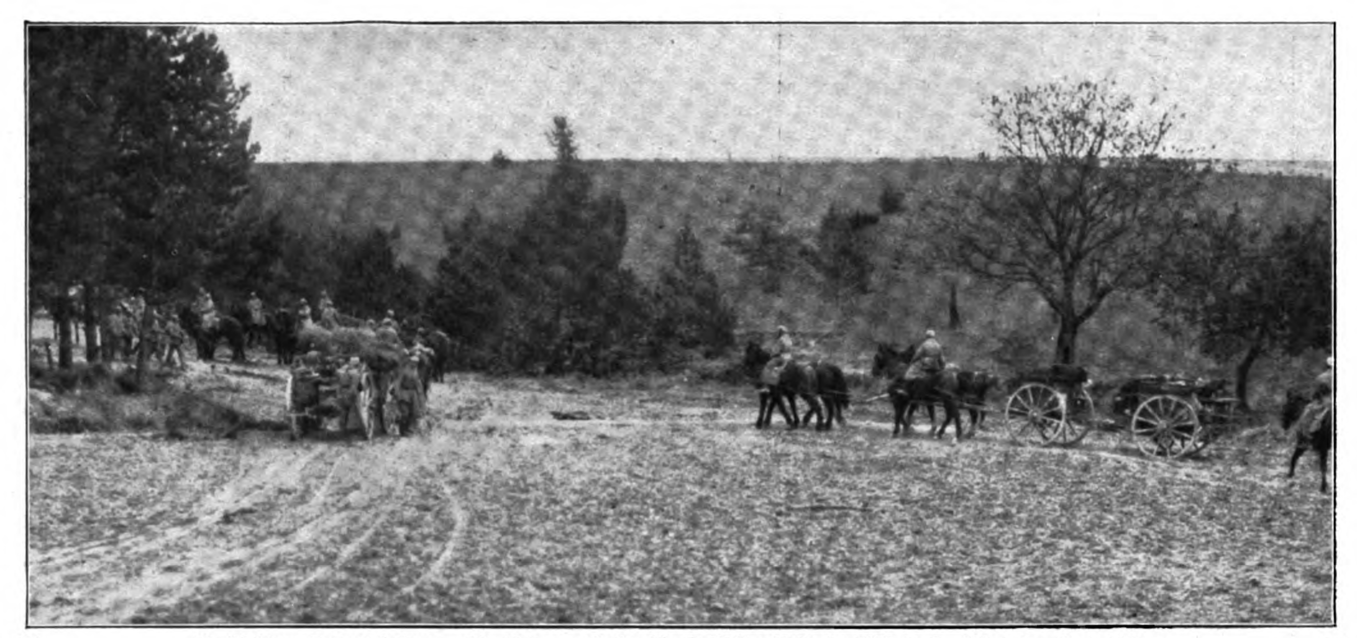
Unsere Infanterie lag ein paar hundert Meter davor im mühselig ausgehobenen Graben und knirschte mit den Zähnen. Gegen den Damm war ohne vorherige vernichtende Artilleriebeschießung nicht viel auszurichten, und als wir von dem Hause aus in den Schützengraben kamen, wurden wir um so freundlicher aufgenommen, als sie nun endlich hoffen durften, daß sie die Andern bald aus ihrem Damm „auskippen" würden.

Der Major, dem der Abschnitt gehörte, bewirtete uns mit einem Glase Rotwein; es war tatsächlich nur ein Glas vorhanden, das Reihe herum ging und jedesmal neu gefüllt wurde, wenn zwei getrankt waren. „Ich hatte gestern noch drei" erklärte lachend unser Wirt, „aber gerade, als wir hier im Unterstande unser kärgliches Mittagsmahl einnehmen wollten, haut dicht vor uns so ein Biest von Krakauer 'rein. Nun gebt's denen da drüben aber mal ordentlich; verdient haben sie's, das ist wahr. Außerdem sind's zum großen Teil auch Engländer, und das macht ja dann doppelten Spaß."

Ja, auf den Spaß freuten wir uns gewiß alle. Wenn bloß die Abteilung erst über das Wasser hinüber wäre! Es war jetzt helles, weitsichtiges Wetter, und als wir zu den Haubitzen zurückgingen, pfefferten uns die Brüder von drüben ein paar Schrapnells nach, die entschieden ehrlich gemeint waren und uns ganz persönlich galten. Zum Glück lagen sie wieder mal viel zu hoch, so daß der Hauptmann Sch. meinte: „Ich würde mindestens zwei tiefer nehmen lassen, aber für uns ist's besser, die Onkels behalten ihre alte Erhöhung bei."

Übrigens bot sich den „Onkels" ein paar Minuten später ein lohnenderes Ziel als unsere kleine Gruppe. Gerade, als wir wieder bei den Geschützständen anlangten, will unser Abteilungsstab über den Yserdamm zu uns herunter. Fangen die Kerls da eine Kanonade an! Es krachte und prasselte eine ganze Weile um uns herum, als stünden wir mitten im Gewittersturm, aber der „Mann an der Yser", wie wir unseren Major nannten, lachte nur sein trockenes, spöttisches Lachen.

„Auf mich könnt ihr meinetwegen soviel bullern, wie ihr wollt, wenn ihr mir nur meine Haubitzen in Ruhe laßt. Also, Kinder, — die ganze Abteilung steht in der Versammlung



Wechsel der Batteriestellung. Die Gespanne holen die Geschütze (links im Bilde) ab. Phot. Dr. Hans Böhm.

drüben hinter dem jenseitigen Yserdamm und kommt jetzt herüber. Also — nun mit Gott! Ich wär' lieber in der Nacht 'rüber gegangen, daß wißt ihr, und wenn wir jetzt schon beim Auffahren völlig zugedeckt werden, dann sagt nicht hinterher, euer Major sei der Stümper gewesen."

Von uns allen hätte das keiner auch nur gedacht! Kannten wir ihn doch alle, und hatten es schon oft genug erfahren, was es gerade für den Artilleristen heißt, unter einem gewandten, alles ins Auge fassenden Führer zu fechten. So schonungslos er sein konnte, wenn's der Augenblick erforderte: nutzlos hätte er nie einen Mann oder ein Pferd geopfert.

Und jetzt kam der schönste Augenblick der ganzen Zeit, die wir da an dem Yserwasser zugebracht haben. Der Vorderreiter der ersten Haubitze erschien über dem Damme, und dann folgte das ganze Gespann nach. Ruhig und gemächlich, als gälte es eine Spazierfahrt, gondelte das Geschütz den Damm entlang; ihm nach folgte, ebenso ruhig das nächste. Die Kerls kümmerten sich um nichts anderes als um ihre Instruktion, und die hieß: „Ohne besonderen Befehl wird nur im Schritt eingefahren".

Allerdings hatten sie an dem nachführenden Offizier, dem Oberleutnant Dr. P., auch das vortrefflichste Vorbild für diese Ruhe. Er saß heute viel gemütlicher auf seinem starkknochigen Braunen wie damals, als wir gemeinsam Pferdetransporte von Großbeeren nach Potsdam brachten. Die unvermeidliche Zigarette hing ihm schief im Mundwinkel, und sein hageres, kluges Gesicht mit dem nachdenklich spöttischen Ausdruck erinnerte heute noch viel mehr als sonst an seinen großen Namensvetter, den berühmten Kolonialmann. Aber der Mann an der Yser war doch nicht ganz einverstanden mit dieser behaglichen Ruhe: „Liebster P.", rief er ihm entgegen, „wir sind hier schließlich doch nicht auf dem Bornstädt — lassen Sie, bitte, traben."

Als wenn dieser Befehl für die drüben das Signal zur Feuereröffnung gewesen wäre, ging's jetzt los! Zischend und heulend kommt's durch die Luft — sekundenlang hält jeder den Atem an und blickt hinüber zum Damme, über den unsere Haubitzen zum feuchten Wiesengrunde hinunterrasseln. Die erste Lage hat scharf gesessen! Die Kerls müssen die Entfernung zum Damm bis auf den Meter genau kennen, nur daß sie wieder zu hoch schießen! Es sind mindestens drei Batterien, die auf verschiedene Entfernungen gleichzeitig unsere auffahrende Abteilung befunken. Rechts und links von dem schmalen Wege, der vom Damme zur Wiese hinabführt, krach'ts und blitzt's unausgesetzt. Atemlos verfolgen wir das Schauspiel. Die Schrapnells und Granaten, die uns selbst um die Ohren fliegen, beachteten wir überhaupt nicht, wenn nur da am Wege alles gut geht.

Da — jetzt kracht's drei Schritt vor dem Vorderreiter eines Munitionswagens auf der Wiese ein. Der Rauchpilz der Granate hüllt eine Sekunde alles in einen graugelben Mantel, Erdklumpen und Schlamm spritzen zu uns herüber. Im nächsten Augenblick wird ein Knäuel von zuckenden Pferde- und Menschenleibern sich an der Stelle wälzen. Aber nein! Der Junge, der Fahrer, — schade, ich weiß seinen Namen nicht — hat seine zurückgeprallten Pferde schon wieder in der Gewalt. Bei Seite reißen kann er sie nicht mehr, und so setzt er im Galoppsprunge über das frisch aufgewühlte Granatloch hinüber, und die anderen Reiter folgen ihm nach, daß der schwere Munitionswagen durch die Luft fliegt wie ein leichter Sandschneider. Da — und doch! — Einer ist getroffen! Ein Kanonier wälzt sich an der Erde,



Geschütz in Feuerstellung. Phot. Dr. Hans Böhm.

während die folgenden Wagen und Haubitzen, nun auch im Galopp, über die Wiese sausen. Doch da springt ja auch der Gestürzte wieder auf, sieht sich etwas dösig in der Welt um und — fängt dann ganz gemütlich an, sich den Schmutz von den Sachen abzuklopfen!

„Also — so ein verflixter Bengel!" knurrte der Major. „Erst jagt er einem 'nen Schrecken ein, und dann macht er noch nicht einmal, daß er schleunigst zu seiner Batterie kommt! Willst du wohl, du Hasenfuß!" Da müssen wir bei aller Ehrerbietung alle herzlich über des Chefs Entrüstung lachen, und damit ist der schweigende Bann, der uns, wenn auch nur für Augenblicke befangen hatte, gebrochen.

„Die treffen ja doch nichts!" Wie ein unerschütterlicher Glaube setzt sich diese Ueberzeugung in uns fest und enttäuscht uns auch nicht. Wie durch ein wahres Gotteswunder wird weder ein Mann noch ein Pferd auch nur geritzt, trotzdem



Beobachtungsposten am Fernsprecher. Phot. Dr. Hans Böhm.

uns der Gegner geradezu mit Geschossen überschüttet. Wer in solchen Augenblick nicht die gütige Hand Gottes über sich spürt, der muß wie ein starrer, gefühlloser Stein sein.

„Fritze, schreiben Sie ins Kriegstagebuch: Heute, ein Uhr dreißig nachmittags ging die Abteilung im vollen Granatfeuer über die Yser. Mann und Pferd haben sich dabei benommen, als gehörten sie einer alten Truppe an. Verluste: keine!"

Auf das schlichte, einfache Lob: sie haben sich benommen, als gehörten sie einer alten Truppe an, waren wir alle stolz. Das machte einen manchen Ärger vergessen, den man mit mancher Nachlässigkeit im sogenannten inneren Dienste noch immer hatte. Heute, wo es wirklich darauf angekommen war, hatten sie ihr Bestes darangesetzt, und die Regierungsreferendare und Doktoren der Philosophie, die als Vorder- oder Mittelreiter auf den Pferden saßen, hatten ihrer Truppe Ehre gemacht, als wären sie alte, langgediente Mannschaften.

Von meinem engeren Kreise hatte heute noch der lange St., einer unserer Melderreiter von der Kolonne, seinen Ehrentag. Der Oberleutnant Dr. P. mußte mit dem Richtkreis in eine sehr weit vorn liegende Beobachtungsstelle, um vor dem letzten Schützengraben eine Grundrichtung zu nehmen, während sich unsere Batterien eingruben.

„Zwei Freiwillige gehen mit", befahl der Major, da kniff mich von hinten jemand in den Arm; der lange St. sah mir mit einem so heischenden Blick in die Augen, daß ich mich fast unbescheiden vordrängte, um dem lustigen Mann einen Platz in der Expedition zu sichern. Und siehe da, es glückte mir, und der Oberleutnant P. zog mit ihm und dem jungen R. von dannen.

„Korpsstudenten und Burschenschafter im traulichen Verein", scherzte der Hauptmann Sch., zu dessen Batterie die beiden anderen gehörten. „Spaßig — die beiden S. C.-Leute trotz des Drecks, durch den sie heute schon durch sind, noch immer wie aus dem Ei gepellt, und Ihr braver St. sieht, bei allem Respekt vor seinen unbestrittenen Verdiensten, doch reichlich so aus wie einer der wilden Männer aus dem preußischen Wappen, nur daß die kein Feldgrau tragen." Der Hauptmann hatte Recht. Der kleine R. blieb, bei all seiner Jugend — er stand erst im dritten oder vierten Semester — auch im dicksten Feuer und ärgsten Schlamm immer der sehr wohlerzogene, ruhig feine, blitzsaubere Korpsstudent. Es war eine wirkliche Beruhigung, den Jungen im Beobachtungsstande oder irgend wo anders, wo es recht heiß herging, neben sich zu haben. Auch als der Hauptmann Sch. einige Tage später in seinem Beobachtungsstande in dem elenden Hause von einem Schrapnell zu Tode getroffen wurde und R. dicht neben ihm stand, hat er seine Ruhe nicht verloren und sich tadellos bei der Bedienung benommen. Nicht als ob das alles bei dem Kameraden nicht auch der Fall gewesen wäre, aber er war eben doch anders — viel naturwüchsiger als der gut gezogene kleine R. Sechs Fuß hoch stand er etwas latschig in seinen schweren x-beinigen Reiterstiefeln, an denen meistens ein Absatz fehlte. Dabei war er, als er seinerzeit in Potsdam einzog, in einem fast stutzerhaften Zivil aufgetreten. Gewaschen hat er sich, solange ich mit ihm gearbeitet habe, nur äußerst selten. Für einmal kann ich allerdings bürgen, denn da hatte ich's ihm selbst befohlen. Er meinte damals ganz verzagt: „Herr Wachtmeister wollen mich doch nicht ins Unglück stürzen! Ich will mich ja, falls Bedarf vorhanden, gerne totschießen lassen, dazu mache ich diese Reis' na Belligen ja mit, aber bedenken Herr Wachtmeister bloß: Eine Todesanzeige, in der steht: ‚Er starb an einer Erkältung infolge unzeitgemäßen Waschens den Heldentod!' — Nein, Herr Wachtmeister, das können Sie mir doch nicht antun!"



Am Fernsprecher eines Unterstandes. Phot. Benninghoven.

Schließlich haben wir uns damals auf die Hände als das Notwendigste geeinigt. Später, aber das war Wochen nach dem Tage, von dem ich hier spreche, hat sich der wackere Onkel St. einmal vom Kopfe bis zu den Füßen gereinigt, nämlich als er das wohlverdiente Eiserne Kreuz von unserem Major angeheftet bekommen sollte. Da sah der lange, gerade gewachsene Kerl mit dem klugen, zerhauenen Gesicht wirklich famos aus. Aber leider erklärte er alsbald, da das Kreuz voraussichtlich seine einzige Auszeichnung bleiben würde, so würde er wohl nicht mehr oft zum Waschen kommen.

Aber trotz dieser, für einen Soldaten nicht gerade sehr lobenswerten Mißachtung seiner äußeren Erscheinung war er einer der besten und brauchbarsten Jungens, die man sich nur denken konnte. Als er damals an der Yser mit den beiden „S. C.-Leuten" einträchtig von dannen zog, war ich um seine und der anderen glückliche Wiederkehr doch höchlich besorgt. Aber schließlich: Unkraut vergeht nicht, und nach einer Stunde kehrten die beiden Kriegsfreiwilligen mit der Telephonstrippe, die sie bis vorn hingelegt hatten, höchst vergnügt zurück und stellten so den Anschluß her. Und dann erklärten beide, schleunigst wieder zurückkehren zu müssen, da sie dem Oberleutnant Dr. P. nicht zumuten könnten, den Richtkreis allein zurückzutragen: das schicke sich für einen Offizier nicht.

Neugestaltung des deutschen Wirtschaftslebens. Von Dr. Georg Obst.

Mit brutaler Deutlichkeit hat England die Beweggründe enthüllt, die es zur Beteiligung an diesem Kriege veranlaßt haben: es war der Handelsneid gegen jede aufstrebende Wirtschaft; Deutschland, der lästige Konkurrent am Weltmarkte, sollte und mußte wirtschaftlich vernichtet, dem Siegeszuge des deutschen Handels und der deutschen Industrie ein jähes Ende bereitet werden. Um einen Wirtschaftskrieg handelt es sich für England, und seine Hoffnungen sind fast mehr auf unsere wirtschaftliche Erschöpfung denn auf die militärische gerichtet. Wenn England jetzt gegen Treu und Glauben, die Grundstützen alles Handelsverkehrs, verstößt und die perfidesten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke anwendet, so wiederholt es nur skrupellos Maßregeln, die es in früheren Jahrhunderten bereits mehrfach gegen Fremde angewendet hatte. Für England ist der Krieg mit allen seinen Schrecken nur ein Geschäft.

Der Aufmarsch von Heer und Flotte hat aller Welt die Wahrheit des stolzen deutschen Wortes gezeigt: „Wir sind stets für alle Möglichkeiten gerüstet." Wir mußten, wenn auch schaudernd, mit diesem uns aufgezwungenen Kriege rechnen und haben dementsprechend Vorsorge getroffen. Militärisch war alles bereit und wohldurchdacht. Glänzend vorbereitet war auch unsere finanzielle Kriegsbereitschaft, die geldliche Mobilmachung. Glänzend bewährten sich weiter unsere Eisenbahnen. Wie sie in den Dienst des Krieges gestellt worden sind und welche Bedeutung sie im Kriege haben, ist gerade in der letzten Zeit wieder mehrfach in den Tageszeitungen erörtert worden.

Weniger vorbereitet auf den Krieg waren dagegen: Industrie, Gewerbe und Handel. Hier hat leider ein Generalstab und ein Mobilmachungsplan gefehlt.

England sperrte uns die Zufuhr der Lebensmittel und der Rohstoffe und die Ausfuhr unserer Fabrikate. So sollte Deutschland mit seinen 68 Millionen Einwohnern eine einzige belagerte Festung werden, die sich bedingungslos ergeben müßte, wenn ihr die Zufuhr von Lebensmitteln und Munition abgeschnitten war. Aus der Friedenswirtschaft eines mit der ganzen Welt im regen Handelsverkehr stehenden und vorwiegend Industrie treibenden Landes mußte Deutschland zur Kriegswirtschaft eines fast isolierten Staates sich umformen, wobei neue Aufgaben vor allem für unsere gewerbliche Tätigkeit entstanden.

Konnten wir schon wenig Wochen nach Kriegsausbruch hoffen, daß Englands Rechnung, uns wirtschaftlich niederzuringen, nicht stimme, so haben wir heute sichere Beweise dafür, daß Deutschland auch in wirtschaftlicher Beziehung einen Krieg mindestens ebensolange aushalten kann, wie alle unsere Feinde und daß deren wirtschaftlichen Verluste größer als die unseren sein werden.

Der britische Handelsimperialismus hat unter den augenblicklichen Verhältnissen keine Aussichten, neue Geschäfte zu machen. Das angesehenste englische Finanzblatt, der „Economist" schrieb schon vor Monaten: „Deutschlands Verlust ist nicht unser Gewinn, sondern auch unser Verlust —", und sodann: „Unser Export- und Importhandel mit den europäischen Ländern beträgt 500 Millionen Pfund Sterling; davon ist der größte Teil vernichtet." So schreibt eine englische Zeitschrift! Betrachten wir die Ziffern. Es betrug im Jahre 1913 Deutschlands Ausfuhr nach England und seinen überseeischen Besitzungen nach dem Deutschen Reiche 1849 Millionen Mark, dagegen die Einfuhr von England einschließlich seiner überseeischen Besitzungen nach Deutschland 2091 Millionen Mark.

Wie weit die Umwälzung der weltwirtschaftlichen Beziehungen in die deutsche Volkswirtschaft eingreift, zeigen folgende Zahlen. Betrachten wir den Warenhandel mit England, Frankreich, Rußland, Belgien und Japan einschließlich ihrer Kolonien und Schutzländer auf Grund der Statistik von 1913, so sind 43,8 Prozent der Einfuhr nach Deutschland und 42,4 Prozent der Ausfuhr aus Deutschland durch den Weltkrieg unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen, d. h. diese Posten fallen für unseren Außenhandel fort, sofern nicht ein Ausgleich durch den Zwischenhandel über neutrale Länder geschaffen wird. Das wird sich nach dem Kriege ändern. Für die verloren gegangenen Verbindungen muß und wird, das können wir mit Zuversicht hoffen, reichlich Ersatz geschaffen werden.

Für den Augenblick kommt es darauf an, daß wir hinreichend mit Lebensmitteln und Rohstoffen versorgt sind. Hier sind von Reichs wegen Erhebungen angestellt und, wo es nötig erschien, Maßregeln getroffen worden. Was die Lebensmittel anbelangt, so haben wir die Gewißheit, daß, nachdem jetzt endlich die Regierung auch in dieser Beziehung eingegriffen hat, kein Deutscher wird zu hungern brauchen, und für wichtige Rohstoffe sind gemeinnützige Verteilungsgesellschaften ins Leben gerufen worden, so eine Kriegswollbedarfs-Aktiengesellschaft und eine Kammwoll-Aktiengesellschaft, beide mit dem Sitz in Berlin. Ihnen wurden u. a. die in Antwerpen, Roubaix und Tourcoing beschlagnahmten Vorräte überwiesen. Weiter seien genannt: die Kriegsmetall-Aktiengesellschaft, die Kriegsleder-Aktiengesellschaft und die Kriegs-Chemikalien-Aktiengesellschaft.

An die chemische Technik werden gerade jetzt die größten Anforderungen gestellt. Fehlen die Rohmaterialien, so müssen Ersatzstoffe geschaffen werden. Es sei hier erinnert an die gelungenen Versuche zur Herstellung künstlichen Stickstoffdüngers als Ersatz für Chilesalpeter, der 1913 im Werte von 170 Millionen Mark in Deutschland eingeführt worden war. Die Versuche zur Herstellung künstlichen Leders sollen von Erfolg gekrönt sein. Das ausländische Benzin ist durch inländisches Benzol — wichtig für die Motorwagen unseres Heeres — ersetzt worden usw. Weiter sei erinnert an die umfangreichen Arbeiten zur Gewinnung von synthetischem Kautschuk und synthetischen Farbstoffen. Es unterliegt, sagt Professor Großmann, keinem Zweifel, daß ein gleicher Wagemut, wie in der deutschen chemischen Industrie, sich in der Industrie keines anderen Landes in ähnlicher Weise gezeigt hat.

Von größter Bedeutung für uns ist es, daß wir hinsichtlich des Kohlenmarktes völlig unabhängig vom Auslande sind, während alle übrigen Länder Europas, mit Ausnahme von England, schon heute unter einer ausgesprochenen Kohlennot leiden; so insbesondere Frankreich. Notwendig für Deutschland ist die Erhöhung der Kokserzeugung wegen der Gewinnung der Nebenprodukte, nämlich des für die Landwirtschaft wichtigen schwefelsauren Ammoniaks, des für die Marine notwendigen Teeröls und des Benzols. Für die Koksbrennung in den privaten Haushalten müßte daher meines Erachtens noch weit mehr geworben werden, als es bisher geschehen ist.

Was die Metalle betrifft, so ist Deutschland, was Kupfer und Zinn anbelangt, auf das Ausland angewiesen. Hier erwächst für jeden die vaterländische Pflicht, aus seinen Beständen zunächst das für ihn Unbrauchbare herauszusuchen und an eine Sammelstelle, die wohl demnächst in jedem größeren Orte bestehen wird, abzuliefern. In zweiter Linie müßten die Kupferkessel und die in großen Posten in Deutschland lagernden, noch nicht zur Verwendung gelangten Kupferdrähte zur Einschmelzung gelangen. Die Förderung bei der Mansfelder Gewerkschaft wird auch nach Möglichkeit zu heben gesucht werden. Dann: auch hier erfreulicherweise noch für mehrere Jahre kein Mangel!

Die Verhältnisse zwingen natürlich zur Spar- und Abfallwirtschaft. Hierzu ist vor allem auch das Sammeln gebrauchter Gegenstände allerart zu rechnen. Was bei einer solchen Tätigkeit zutage gefördert wird, zeigt ja das erfreuliche Ergebnis der Reichswollwoche. Not macht erfinderisch, und so hat man für Jute, deren Zufuhr uns nahezu ganz abgeschnitten ist, vielfach Ersatz im Papierstoff (Textilose) gesucht und gefunden. Die Eigenschaft des Papiers als schlechten Wärmeleiters machte man sich zunutze, indem man z. B. Unterkleider daraus herstellte und auf diese Weise die Wollbestände schonte.

Was den Deutschen von jeher ausgezeichnet hat, ist die Gabe schneller Anpassungsfähigkeit. In der letzten Generalversammlung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft stellte der Vorsitzende des Aufsichtsrates, Walther Rathenau, der gleichzeitig auch der Leiter der Rohstoffabteilung im Kriegsministerium ist, fest: „Die erste Aufgabe für die deutsche Industrie, die durch den Krieg eine bisher noch nicht gekannte Einengung erfahren hatte, war die, sich auf eigene Füße zu stellen. Dazu war eine große Umstellung des Gesamtbetriebes nötig. Trotzdem es gewiß nicht einfach war, für ein Land mit großer Einfuhr plötzlich Kompensationen zu schaffen, hat sich die notwendige Umstellung der Gesamtindustrie doch mit bewundernswerter Leichtigkeit vollzogen." Hunderte von Beispielen ließen sich hier anführen. Eine Tüllgardinenfabrik stellt jetzt Zeltdecken her; eine Glühlampenfabrik fertigt Patronenhülsen an; eine Luxuspapierfabrik macht Körbchen und Brotbeutel; ein bekanntes Berliner Weinrestaurant sendet wöchentlich viele Tausend Büchsen mit Fleischkonserven ins Feld usw. Einzelne Industrien, wie z. B. die Textilindustrie, haben einen mächtigen Aufschwung genommen. Soeben lese ich z. B., daß die Chemnitzer Industrie, für die man bei ihren Beziehungen zum Weltmarkte und ihrer teilweisen einseitigen Produktionsrichtung den schwersten Rückschlag befürchtete, jetzt derart stark beschäftigt ist, daß sie entschiedenen Einspruch gegen die beabsichtigte Sendung sächsischer Arbeiter nach dem Westen erhebt.

An Stelle des vielfach stockenden Verbrauchs der inländischen Zivilbevölkerung — so hauptsächlich hinsichtlich aller Luxusartikel —, ist der ungeheure Bedarf der Armeen getreten, der trotz der erheblich verringerten Ausfuhr weiten Kreisen der erwerbstätigen Bevölkerung Beschäftigung und Verdienst sichert. So ist das alte Wort, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, in verändertem Sinne wieder zu Ehren gekommen.

Aufträge der Heeresverwaltung müssen selbstverständlich

allen anderen Arbeiten vorgehen. In Friedenszeiten ist oft die Meinung zum Ausdruck gebracht worden, der gesamte Heeresbedarf an Waffen und Munition müsse in Staatswerkstätten hergestellt werden. Die Heeresverwaltung beschäftigte aber dauernd die Privatindustrie, damit sie in Kriegszeiten bei dem erheblich gesteigerten Bedarf die Militärwerkstätten wirksam unterstützen könnte. Man hat gut daran getan, denn wir sind nicht, wie die „Alliierten", in der Lage, im Auslande große Mengen von Geschützen, Munition, Stacheldraht und dergleichen anfertigen lassen zu können. Nach New Yorker Blättern sollen sich diese Bestellungen in Amerika bis jetzt auf mehr als 500 Millionen Dollar belaufen. Diese Fabrikation im Inlande hat für uns natürlich auch den Vorteil, daß das deutsche Geld im Lande bleibt. Im übrigen aber liest man in der Auslandspresse so oft die Forderung: Befreiung vom wirtschaftlichen Joch des Auslandes. So wird jetzt in Rußland ein Gesetzentwurf ausgearbeitet, der die Handelsbeziehungen mit Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei von dem ersten Augenblicke an, wo sie wieder aufleben könnten, lähmen soll. Gegenwärtig betreffen die wirtschaftlichen Emanzipationsbestrebungen Rußlands hauptsächlich das Gebiet der Industrie. Um hier völlig freie Hand zu haben, sind die deutschen Patente und Privilegien aufgehoben worden. Nach Ansicht der russischen Presse soll dieser Zustand nicht nur während der Dauer des Krieges, sondern auch noch zwei bis drei Jahre nachher bestehen, damit die russischen Industriellen ausgiebigen Gebrauch von dem Raube machen können. In erster Linie denkt man an selbständige Farbengewinnung. — Nun, wir brauchen in dieser Beziehung, ebenso wie bei England, keine Sorge zu haben. Zwischen dem Wortlaut und der Ausführung der Patente liegt, besonders bei chemischen Produkten, noch ein weites Feld, und auch in Zukunft wird, nach Ansicht von Fachleuten, der gewaltige Vorsprung der deutschen chemischen Industrie vom Auslande nicht eingeholt werden.

Alles in allem liegt für **Deutschland** weit eher die Möglichkeit vor, sich vom Joch des feindlichen Auslandes zu befreien, als für das **Ausland** selbst. „Der Feldzug des Materials," so erklären Persönlichkeiten, die wirklich einen Einblick in die Verhältnisse haben, „ist für Deutschland gewonnen." Ebenso wichtig aber ist für die Inbetriebhaltung unserer Gesamtwirtschaft — das wies Dr. Felix Pinner einmal nach —, daß in keinem unserer großen Produktionsprozesse ein unentbehrliches Zwischenglied fehlt. Wir stellen alle unsere Halbfabrikate selbst her, und wir nutzen obendrein auch die Abfälle unserer Industrieprozesse durch Gewinnung wertvoller Nebenprodukte so haushälterisch aus, wie kein anderes Industrievolk der Welt. Wie sehr uns das Fehlen wichtiger Produktionsglieder in unserem industriellen Prozesse schaden könnte, zeigt das Beispiel Englands, wo die ungenügende Ausbildung mancher Hilfsindustrie große Haupt- und Exportgewerbe des Landes nahezu gelähmt hat. So mußten infolge des Fehlens der deutschen Farbstoffeinfuhr, die sich jährlich auf etwa 10 Millionen Mark belief, die englische Textilindustrie, die Tapetenindustrie und manche andere Gewerbe ihre Betriebe ganz erheblich einschränken, bzw. stillegen.

Deutschland wird die wirtschaftlichen Kriegserfahrungen in der Friedenszeit nach Möglichkeit zu verwerten bemüht sein. Soweit es irgend geht, werden wir unser Wirtschaftsleben so gestalten, daß wir uns vom Auslande, sofern wir nicht unbedingt auf eine Zufuhr in einem etwaigen neuen Kriege rechnen können, vollkommen freihalten. Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß wir nach Beendigung des Krieges überhaupt keine Weltwirtschaft mehr treiben und uns auf den inländischen Handel beschränken sollen. Der Friede ist doch erfreulicherweise das Normale und der Krieg der Ausnahmezustand. Wir müssen aber für Handel und Industrie, in gleicher Weise, wie es für das Heer, das Geld- und Verkehrswesen erfolgt ist, einen Schlachtplan entwerfen, der für alle Möglichkeiten Vorsorge trifft.

Verschiedene Vorschläge, auch in anderer Beziehung, sind bereits gemacht worden. So soll Deutschland in Zukunft ständig große Mengen Nahrungsmittel und Rohstoffe, die es im Inlande überhaupt nicht oder nicht in genügender Menge erzeugen kann, als eisernen Bestand seiner Wirtschaft vorrätig halten, damit eine ähnliche Knappheit, wie die, der wir jetzt steuern müssen, nicht wieder vorkommen kann! Die Füllung dieser Lager müßte auf Staatskosten oder doch wenigstens unter Staatsaufsicht und Staatskontrolle erfolgen.

Die Verstaatlichungs- und Verstadtlichungsfrage ist auch von anderer Seite aufgenommen worden, und ein weiterer Eingriff des Staates in das Wirtschaftsleben, auf den Produktions- und Güterverteilungsprozeß, wie er jetzt in Kriegszeiten als Ausnahmezustand erfolgt ist, wird als wünschenswert angesehen. Darüber heute zu reden, erscheint als verfrüht; und vor allem müssen wir uns vor Verallgemeinerungen hüten. Was im Kriege gut und nützlich, ja sogar unbedingt erforderlich ist, wird in gewöhnlichen Zeiten vielleicht schädlich wirken. Die Hauptsache ist und bleibt: wir müssen in Zukunft eine größere Anzahl kaufmännisch geschulter Beamten in den Ministerien, vor allen auch in den leitenden Stellungen haben. Hier erwächst den Universitäten durch Eingliederung von Lehrstühlen der Privatwirtschaftslehre eine wichtige Aufgabe.

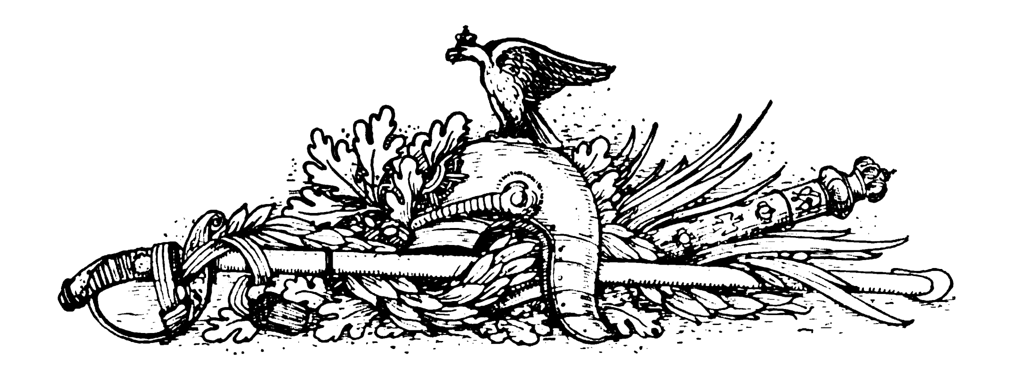
Das eine steht fest: Der Nimbus, mit dem England bisher sich stets so gut zu umgeben wußte, ist für alle Zeiten hin. London wird und kann nicht mehr der Mittelpunkt für den Welthandel bleiben. Durch das Versagen Londons im kritischen Augenblick ist die Stellung des englischen Sterlingwechsels stark erschüttert worden. England kann unmöglich die Abrechnungsstelle unserer Auslandsgeschäfte bleiben — wie dieser Verkehr sich abspielt, habe ich ausführlich in meinem „Bankgeschäft" (Verlag Carl Ernst Poeschel in Leipzig) dargestellt. Der Wunsch, daß Deutschland den bisher von England eingenommenen Platz im internationalen Zahlungsverkehr ausfüllt, ist aber schneller ausgesprochen als ausgeführt. Weil England den ausgebreiteten Handelsverkehr besitzt und Geldgeber der ganzen Welt geworden ist, konnte London das Zentrum des internationalen Zahlungsausgleiches werden. Deutschland ist erst viel später als Handelsstaat aufgetreten, und den Vermögenszuwachs haben wir in der Hauptsache zur Ausdehnung unserer eigenen Industrie verwendet.

Das erste, dessen man für die Eröffnung eines überseeischen Bankgeschäftes bedarf, ist ein Kredit. Bisher war es eine Ziehungsadresse auf London. Nunmehr muß mit aller Macht danach gestrebt werden, daß deutsche Banken die englischen ablösen. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß dies keine leichte Aufgabe ist. Gewiß, das deutsche Akzept ist bereits vielfach an die Stelle des englischen getreten. Eine große Anzahl deutscher Banken pflegen schon seit langem die Finanzierung des Überseehandels, und die Engländer haben die Konkurrenz dieser Banken schon schwer empfunden. Das Markakzept muß sich aber noch weit mehr als bisher im Auslande einbürgern. Dazu müssen zunächst Opfer, große Opfer gebracht werden. Da es aber gilt, die Macht Englands zu brechen, wird uns kein Opfer zu schwer sein.

Das Gold, das unsere Reichsbank jetzt vorsorglich aufspeichert, wird, hoffen wir, die Grundlage für einen freien Goldmarkt in Deutschland bilden. Dieser wieder wird die beste Empfehlung sein für die deutsche Valuta in Übersee und für das deutsche Remboursakzept. Die Welt wird dann das Vertrauen hegen, Forderungen an uns jederzeit ohne Verlust flüssig machen zu können.

Gewaltige Opfer an Blut und Gut hat der uns aufgezwungene Kampf gefordert. Aber sie werden nicht vergeblich gebracht sein. Vor große Aufgaben wird unser Wirtschaftsleben noch gestellt sein, wenn es sich darum handelt, die Kriegswirtschaft wieder in die Friedenswirtschaft umzubilden. Die Fehler, die nach dem deutsch-französischen Kriege gemacht sind und die uns die unerquicklichen Verhältnisse der sogenannten Gründerperiode gebracht haben, müssen und werden vermieden werden.

Mit dem durch die Verhältnisse gebotenen Ernst, aber frohen Mutes blicken wir auch in wirtschaftlicher Beziehung in die Zukunft. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.



Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

25. Februar: In den Karpathen scheitern russische Angriffe im Ondaratal und nördlich des Sattels von Volovec. In Südostgalizien über 1200 Russen gefangen.

26. Februar: Erneute Angriffe der Franzosen in der Champagne. — An der Skroda südlich Kolno 1100 Russen gefangen. — Heftige Kämpfe im Karpathen-Abschnitt Tucholka-Wyszkow.

27. Februar: Französische Angriffe in der Champagne abgewiesen. — Südlich Malancourt, nördlich Verdun mehrere feindliche Stellungen erobert. — Am Westrande der Vogesen bei Blâmont-Bionville die Franzosen in einer Breite von 20 km und einer Tiefe von 6 km zurückgedrängt. — Nordwestlich Grodno russischer Vorstoß gescheitert; 1800 Gefangene. — Prasznysz vor überlegenen feindlichen Kräften geräumt. — Ein englisches Handelsschiff bei St. Valery-sur-Somme torpediert.

28. Februar: Heftige französische Vorstöße in der Champagne abgewiesen. — Französischer Durchbruchsversuch zwischen dem Ostrand der Argonnen und Vauquois unter schweren Verlusten gescheitert. — Russische Angriffe nördlich Lomza und nordwestlich Ostrolenka abgewiesen. — Erfolgreiche Kämpfe in den Westkarpathen; über 2000 Gefangene.

1. März: Erneute Angriffe in der Champagne brechen unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. — Angriffe auf Vauquois blutig abgewiesen. — Russische Vorstöße südlich des Augustower Waldes sowie bei Lomza und Plock erfolglos.

2. März: Englischer Angriff bei St. Eloi zurückgeworfen. — Vergebliche französische Vorstöße in der Champagne. — Fortschritte nordwestlich von Ville sur Tourb und bei Badonviller. — Südöstlich von Augustow verlieren die Russen bei dem Versuch, den Bobr zu überschreiten, 1500 Gefangene. Neue Kämpfe westlich des Uzsoker Passes; 400 Gefangene. Heftige Kämpfe in Südostgalizien. — Erfolglose Beschießung der Dardanellen.

3. März: Ein französischer Munitionsdampfer sinkt bei Ostende. — Erstürmung der Loretto-Höhe nordwestlich Arras; 560 Franzosen gefangen, 7 Maschinengewehre, 6 Geschütze erbeutet. — Französischer Vorstoß westlich St. Hubert in den Argonnen mißlingt. — Landungsversuch der Engländer und Franzosen bei den Dardanellen gescheitert.

4. März: Erhebliche Verluste der Engländer bei Ypern. — Angriffe der Franzosen in der Champagne, bei Vauquois, Badonviller und Celles zurückgeschlagen. — Russische Angriffe bei Grodno blutig abgewiesen. — Schwere Verluste des Feindes bei Lomza.

5. März: U 8 wird bei Dover durch ein englisches Torpedoboot zum Sinken gebracht. — Verluste der Engländer bei Ypern. — Angriffe der Franzosen auf die Loretto-Höhe, in der Champagne, in den Argonnen und den Vogesen schlagen fehl. — Russische Angriffe bei Prasznysz, bei Plonsk und bei Petrikau brechen zusammen.

6. März: Fortschritte in der Champagne. — Schwere Verluste der Franzosen bei Le Mesnil.

7. März: Fortdauer der Kämpfe in der Champagne. — Russische Angriffe südlich von Augustow scheitern unter schweren Verlusten für den Feind. — Weitere Kämpfe bei Lomza. — Vergebliche Angriffe der Russen bei Prasznysz, Plock und Rawa. — Fortschritte der Verbündeten in Russisch-Polen und Westgalizien. — Hartnäckige Kämpfe in den Karpathen; vernichtende Verluste der Russen bei Lupkow.

8. März: Fortschritte auf der Lorettohöhe; 250 Gefangene, 2 Maschinengewehre, 2 Geschütze erbeutet. — Fortdauer der Kämpfe bei Souain und Le Mesnil. — Schwere Verluste der Russen bei Augustow. — Mißlungener russischer Angriff bei Lomza; 800 Gefangene. — Kämpfe nordwestlich von Ostrolenka. — Bei Prasznysz 3000, bei Rawa und Nowe Miasto 1750 Gefangene gemacht.

9. März: Die deutschen Unterseeboote torpedieren an einem Vormittag vier englische Handelsschiffe. — Fortdauer der Kämpfe in der Champagne bei Souain und Le Mesnil. — Das Endergebnis der Winterschlacht in der Champagne. Die seit dem 17. Februar einsetzende starke Offensive der Franzosen ist abgewiesen; Einbuße des Feindes 45000 Mann. Unsere Front steht fester als je.

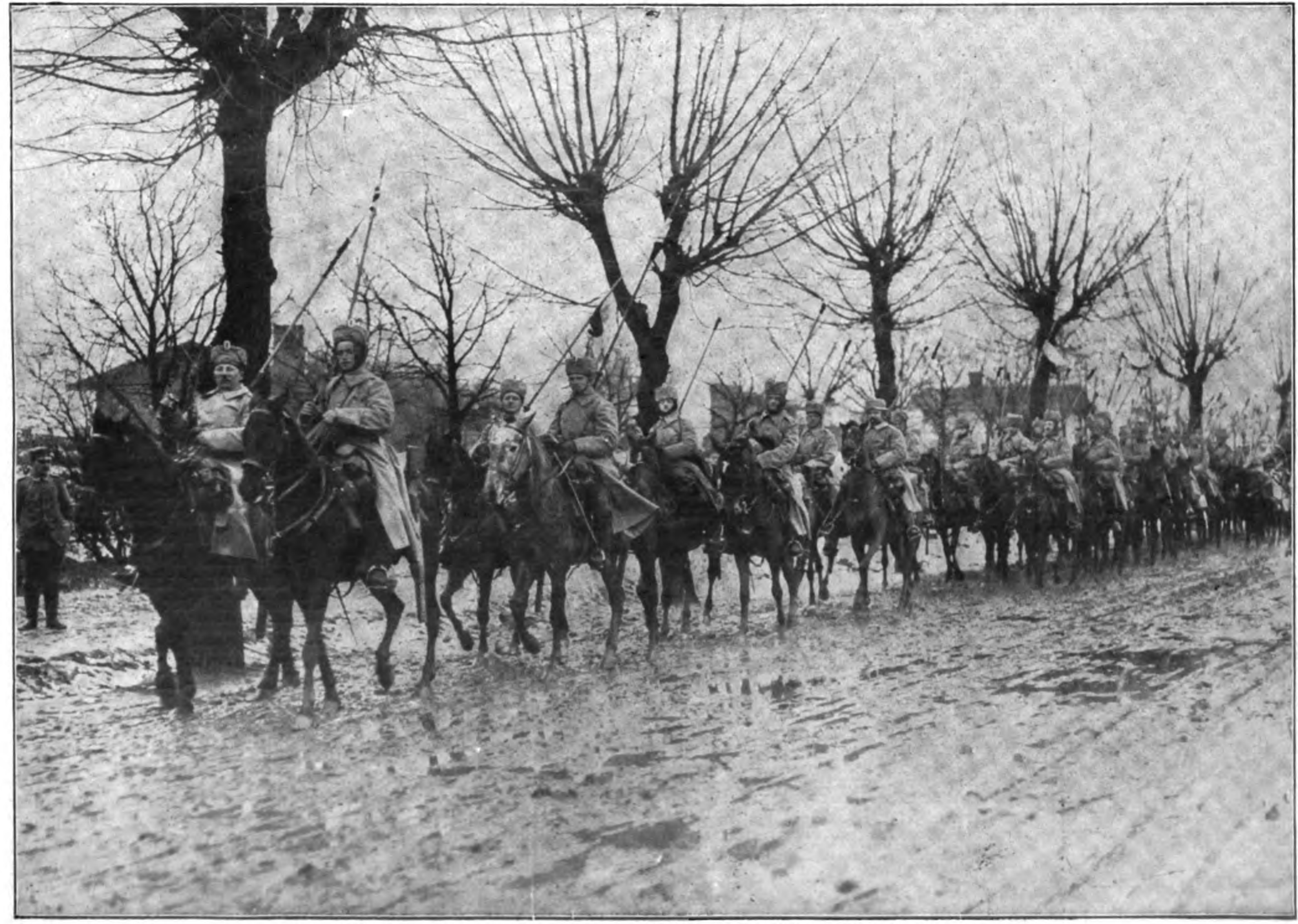
10. März: Russische Mißerfolge bei Sereje, Augustow, Ostrolenka, Prasznysz, Nowe Miasto; 3000 Gefangene. — U 12 torpediert.

11. März: Niederlage der Russen bei Augustow, 4000 Gefangene, und Prasznysz, 3200 Gefangene.

Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Hoffnung! Das ist die Losung des Tages. Hoffnung, so schallt's aus den ostpreußischen Siegesdepeschen, Hoffnung weht aus Sonne und warmem Frühlingswind, die hier schon erfolgreich den Kampf mit dem ermattenden Winter aufgenommen haben; und Hoffnung bedeutet auch das zarte Grün, das in meinem Beobachtungsstand verstohlen aus gefälltem Holz hervorsprießt. Die Vögel zwitschern, die Hähne krähen, und fleißig legen die Hühner. Frühling und Hoffnung! —

Wir in Südpolen haben bisher im allgemeinen viel Glück mit dem Winter gehabt, und wenn wir vielleicht auch noch manchen frostigen Tag erleben werden, die Hauptkälte liegt hinter uns. Alles in allem genommen, war es ein schöner, gesunder Winter, meist trockner Frost, nicht allzu reichlich Schnee, und auch der Wind ließ sich ertragen. Die Landschaft mit Berg und Tal, mit Wald und Wiesen bot reizvolle Bilder; die herrlichen Beleuchtungsspiele der hiesigen Natur mit ihren reinen,



Deutsche Husaren auf dem Vormarsch in Russisch-Polen. Phototothek phot.

vollen Farbentönen werden wohl manchem von uns unvergeßlich sein. Wie ich's schon so oft hier in Polen wahrnehmen konnte: ein reiches Feld der Tätigkeit für unsre modernen Maler. — Ehe wir aber den Frühling voll genießen können, wird noch eine bedenkliche Übergangszeit für uns kommen: die Zeit der Nässe. Wer oben auf den Bergen haust, kann's leichter ertragen. Aber bei uns hier unten in kilometerweiten Sümpfen sind die Aussichten böse. Schon dampfen die Sümpfe, schon mehrt sich täglich das Wasser auf ihnen in blanken Teichen ohne Abfluß. Schwere Regenschauer, schier unerschöpflich, verwandeln Felder und Straßen in zähen Lehm oder tiefen Morast. Wohl lacht dazwischen mal die Sonne, die wollene Unterjacke fliegt in die Ecke, aber am nächsten Tage, vielleicht schon nach wenigen Stunden, schlüpft man wieder in sie hinein und fragt nach wärmendem Getränk. Ja, wenn wir im geordneten Deutschland wären, da könnte man schließlich auch in einem Dorf mitten im Sumpf ohne Schädigung der Gesundheit leben. Aber hier in Rußland scheint man für eine gesetzlich geregelte Ableitung des Wassers kein Verständnis zu haben. Nur selten ein Graben, dieser aber natürlich in wüstem, unaufgeräumtem Zustand; im übrigen mag das Wasser stehen bleiben oder sich selbst einen Weg suchen!

Von den Feldern, auf welchen unsre Stellungen sind, rinnt das Wasser zu Tal in den Sumpf; dieser kann es aber nicht mehr aufnehmen, und so werden auch die Felder zu einem fürchterlichen weichen Brei. Die einfache Beackerungsart, das Beetsystem — man pflügt mit sehr minderwertigem Ackergerät flach die Furche hinunter und dann entgegengesetzt wieder herauf, sodaß sich auf dem vom Pfluge unberührt gebliebenen Teil die Schollen von rechts und links zu einem etwa ein bis eineinhalb Meter breiten Beet auftürmen — dieses Beetsystem, also eine völlig ungenügende Durchackerung des Bodens, dazu der Schrecken jedes Reiters, jedes Fahrzeugs, ist auch ein wesentlicher Grund für die mangelhafte Entwässerung des Landes. Keinerlei Gräben, keine tiefen Furchen, nur die flachen Rillen zwischen den Beeten; da kann das Wasser nicht in hinreichendem Maße abziehen. Warum tun die Ansiedler nicht selbst etwas, wenn die Regierung versagt? Sind doch im Nachbardorfe sogar zahlreiche saubere deutsche Wirtschaften. Sie sind zu arm und zu abgestumpft, es fehlt ihnen die Schulpflicht, die sie bildet, sie leben nur für sich, für das Heute und Morgen. Einst waren hier viele Güter; noch jetzt sieht man in den meisten Dörfern ihre Reste. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft begannen sie zu kränkeln, die schlechten Wegeverbindungen, die Undurchführbarkeit künstlicher Düngung und Kräftigung des Bodens ließen sie nicht bestehen. Was heute hier vorhanden ist, sind nicht einmal Bauernschaften, sondern nur kleine Arbeiterstellen von etwa 12—18 Morgen. Man baut Kartoffeln und Roggen, hier und da auch etwas Hafer, fast alles nur für den eigenen Bedarf, und erntet das reichliche Wiesenheu. Meist soll der Ackerbau nur die Familie und das Vieh ernähren. Mit letzterem wird in geringfügigem Maße Handel getrieben, der durch den überall ansässigen, geschäftlich gewandteren Dorfjuden vermittelt wird. Das Land wird roh bebaut; künstlichen Dünger kennt man nicht, die Ackergerätschaften sind mehr als bescheiden. Die jungen Mädchen wie auch viele junge Burschen sind drüben in Deutschland bei ihrer Landarbeit geblieben und steuern so etwas zum Leben der Eltern bei. Wenig Streben, keine weiter gesteckten Ziele. Im Frühjahr ist hier rings um das Dorf ein See! Mit dieser Tatsache rechnen sie als unabänderlich.

Daß man als gewissenhafter Führer seiner Truppe diesen Mißständen nicht tatenlos zusehen kann, ist selbstverständlich. So wird man vom Batteriechef zum Agrarier und Kulturingenieur. Es gilt dem Wohl der Truppe, der Aufrechterhaltung befriedigender Gesundheitsverhältnisse und Ermöglichung eines geregelten Verkehrs auf den Wegen. Die Mannschaften werden also täglich, soweit sie zur Bedienung der Geschütze entbehrlich sind, zum Arbeitsdienst an verschiedenen Orten eingeteilt. Auf den Feldern wird nur soweit gearbeitet, als es zur Trockenhaltung unsrer Stellungen und zur Wegeverbindung dorthin notwendig ist. Abzugskanäle müssen unsre Geschützstände und Unterstände sichern, einen Knüppeldamm, einen fahrbaren Weg über den tiefen Lehm und Sumpf nach dem nächsten haltbaren Boden darstellen. Beim Anblick unsrer Dorfstraße kann man verzweifeln. Wo anfangen? Zunächst mal heißt's versuchen, irgendwo und irgendwie das Wasser neben der Straße in Fluß zu bringen. Die Vertiefungen längs des Weges, sonst bei uns Gräben genannt, werden geräumt, und schließlich setzen sich einige Pfützen, Marschrichtung Lodz, in Bewegung. Lange währt die Freude nicht, dann stockt es wieder an einer andern Stelle. Also dorthin und weiterräumen. So suche ich langsam mein Wasser dem weiter sumpfabwärts im Nachbardorf gelegenen Kameraden von der Infanterie zuzuschieben, der über meine Kanalisation natürlich eine ganz unbändige Freude hat und wohl bald einen Rettungsschrei ausstoßen wird. Aber der Krieg müßte wohl zehn Jahre dauern, wenn ich zu einem durchgreifenden Erfolge hier kommen wollte. Habe ich mühsam zwei Liter Wasser bergab meinem Nachbar ins Haus gejagt, so kommt bei der jetzigen lieblichen Regenzeit eine neue schwarze Wolke und vergrößert meinen Kladderadatsch um erheblich mehr Liter. Traurig wandert man dann in den sogenannten wasserdichten Stiefeln zu einer andern Pfütze und fängt von neuem an. Wer aus seiner Kinderzeit das Pantschen noch hoch in Ehren hält, der kann hier zur Genüge seiner Lust frönen. Ich lade ihn hiermit feierlich nach unseren polnischen Sümpfen ein. Um aber hier ganze Arbeit zu verrichten, die Wiesen einigermaßen trocken zu legen, dazu reichen meine paar Männeken im schwarzen Kragen nicht aus, dazu bedürfte es wohl einer „emsigen Völkerschaft" von der G. m. b. H. Faust und Mephistopheles.

Da also mit dem Entwässern nicht viel geschafft wird, so heißt's die Dorfstraße in einen hohen Damm verwandeln, sodaß, wenn unser See hier nun Tatsache geworden sein wird, wenigstens diese und die Gehöfte aus dem Wasser herausragen. Aus dem See werden wir später aber auch Kapital schlagen. Wie wäre es mit einem polnischen Lunapark hier? Wasserrutschbahn, Kahnfahrten, asiatische Völkerschau, Großes Parade-Brillant-Feuerwerk à la Weißensee mit Bomben und Granaten und Leuchtraketen? Ich bitte diese Gedanken aber vorläufig nicht der Presse mitzuteilen, sonst macht mein Kollege im Nachbarsumpfe sofort ein Konkurrenzunternehmen auf, verpflichtet die Pawlowa und Karsawina und die andern Sterne des russischen Balletts und macht uns damit kaputt.

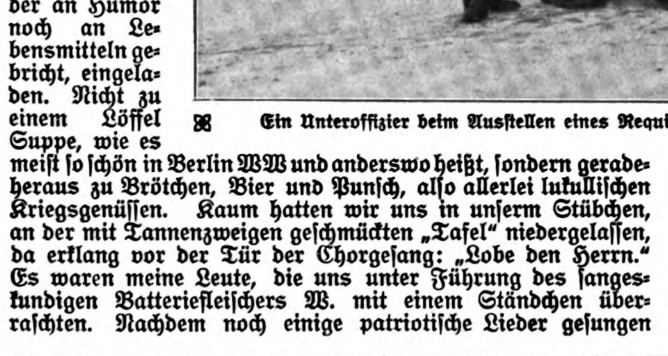
Aber ich wollte ja nicht vom Lunapark und russischen Ballet, sondern von meiner Dorfstraße erzählen. Knüppeldamm bauen, das heißt zunächst viel Holz fällen, zurechtschneiden, Reisig und Zweige zwischen die Stämme und obenauf Sand. Das erfordert lange Arbeit einer beträchtlichen Anzahl Leute bei geraumer Zeit, denn alles Material muß erst durch Wagen und Gespanne herangefahren werden; 40 bis 50 Meter täglich, mehr ist bei den hiesigen Verhältnissen nicht zu schaffen. Regnet es zu stark, dann muß die Arbeit unterbrochen werden, denn die Leute haben keinen Anzug zum Wechseln. Aber rüstig schreitet das Werk noch doch fort; etwa vierzehn Tage, dann können wir unsere Dorfstraße so trocken begehen wie den Kurfürstendamm in Preußisch-Berlin. Eigentlich sollten uns die Bewohner für die schöne Straße dankbar sein; statt dessen zeigen sie jetzt schon die feste Absicht, sofort nach unserm Abmarsch alles einzureißen und das Holz, ihr Holz, zu retten. Sie streiten sich herum: „Das ist mein Holz, das ist aus meinem Walde, das ist mein Sand!" Gewiß, gleichmäßig verteilt wird die Inanspruchnahme nicht, das geht im Kriege nicht; Pferde- und Menschenkräfte müssen geschont werden, man schlägt den nächsten Wald, sofern er nicht aus taktischen Gründen, da schutzbietend, erhalten werden muß. Viel Holz wurde hier geschlagen, manches erfüllt langfristigen Zweck, wie unser Knüppeldamm, manches dient nur kurze Zeit und manches vermodert auch ungenutzt. Das sind eben die Härten des Krieges, die sich nicht vermeiden lassen; wehe dem Lande, das sie ertragen muß.

Neulich riskierte mein jüngster „Dachs", Leutnant P., bei mir die bescheidene Anfrage, ob wir morgen am Sonntag nicht mal Sonntagsruhe machen könnten. Da er mir keine genügende Auskunft erteilen konnte, ob Panje Zar und Mister Grey schon zum Frieden bereit wären, mußte ich ihm leider eine abschlägige Antwort zu teil werden lassen. Nur an einem Tag war es, da haben wir allerdings etwas weniger fleißig gearbeitet, am 27. Januar, dem Geburtstag unseres geliebten Kaisers. Zwar nicht so reichlich wie in der Berliner Friedrichstraße an diesem Tage, aber wir hatten doch auch geflaggt. Von manchem Häuschen wehte es Schwarz-weiß-rot; vor dem Park der Protzen und Verpflegungsfahrzeuge eine Ehrenpforte, Masten mit Tannengrün umwickelt, obenauf Fähnchen und in Ermangelung von anderm Schmuck einige weit ausgespannte rote Taschentücher mit dem Medaillonbild unseres kaiserlichen Geburtstagskindes. Punkt 10 Uhr Appell der ganzen Batterie in der Feuerstellung. Offiziere eingetreten, die Waffen präsentiert. In einer kurzen Ansprache wies ich auf die ganz besondere Bedeutung dieses Kaisergeburtstages hin, dann dröhnten drei kräftige Hurras hinaus in die Ferne zu unserm Herrscher, Treue gelobend bis zum Tode, wie er seinem Volke die Treue gehalten. Und auch zu den Russen schallte unser Jubelruf. Wohl zuckte in manchem von uns der Gedanke auf: jetzt einen Ehrensalut von sechs deutschen Granaten nach drüben in den Feind! Aber wir mußten uns halten, müssen schweigen; als Divisionsreserve sind wir gewissermaßen ultima ratio, die erst im entscheidenden Augenblick ihr Wort spricht. — Die Russen waren übrigens an diesem Tage besonders höflich, sie schwiegen und ließen die übliche Vorpostenschießerei. In dem Walde vor meiner Batterie wurde sogar, angeheftet an einem Baum, eine überaus freundliche Ansichtskarte gefunden. Auf dieser versicherten uns ein russischer Offizier und zwei Soldaten ihrer

herzlichsten Anteilnahme an dem Fest, das sie keineswegs stören wollten, und übersandten beste Glückwünsche! — Na, mehr kann man doch nicht verlangen! — An einer Stelle der Vorposten kam es allerdings zu einem argen Mißverständnis. Als dort die deutschen vorgeschobenen Kompagnien ihr Kaiserhurra und „Heil dir im Siegerkranz“ ertönen ließen, sprangen drüben die Russen aus ihren Gräben heraus und riefen gleichfalls Hurra, wohl in der Meinung, daß schon Friede geschlossen sei. Wir konnten ihnen nun allerdings dies nicht bestätigen, waren aber immerhin so taktvoll, nicht zu schießen. — Abends hatten wir Offiziere unsern allweilfidelen Abteilungsstab, dem es niemals weder an Humor noch an Lebensmitteln gebricht, eingeladen. Nicht zu einem Löffel Suppe, wie es



Ein Unteroffizier beim Ausstellen eines Requisitionsscheines für eine Kuh. Photothek phot.



meist so schön in Berlin WW und anderswo heißt, sondern geradeheraus zu Brötchen, Bier und Punsch, also allerlei lukullischen Kriegsgenüssen. Kaum hatten wir uns in unserm Stübchen, an der mit Tannenzweigen geschmückten „Tafel“ niedergelassen, da erklang vor der Tür der Chorgesang: „Lobe den Herrn.“ Es waren meine Leute, die uns unter Führung des sangeskundigen Batteriefleischers W. mit einem Ständchen überraschten. Nachdem noch einige patriotische Lieder gesungen waren und der tüchtige Dirigent ein weit durch die Nacht schallendes Hurra auf Se. Majestät ausgebracht hatte, auch ich und die andern Offiziere noch „gelebt“ hatten, sagte ich allen Beteiligten herzlichsten Dank für die gelungene Überraschung und die Freude, die sie uns bereitet hatten. Mit solchen Leuten geht man gern gegen den Feind! Daß dieser so schön begonnene Abend auch in seinem weiteren Verlauf nichts zu wünschen übrig ließ, kann man sich wohl ausmalen. Nach patriotischen Liedern kamen „das Fräulein aus Schöneberg“ und manche andern schönen Lieder aus übermütiger Friedenszeit zu ihrem Rechte; Dr. Cajus Julius Schmidt vom Abteilungsstab sang Lieder zur Laute, und unser lieber Batteriekamerad, Veterinär St., von dessen Kochkünsten ich früher schon einmal erzählte, versetzte uns durch die Mitteilung eines bisher unbekannt gebliebenen persönlichen Kriegserlebnisses in lebhafteste Stimmung, einer äußerst gefährlichen Episode, aus der ihn nur Tollkühnheit, rücksichtsloseste Entschlossenheit, kategorisches Verlangen nach anständiger Behandlung unter Vorzeigung der Erkennungsmarke vor — deutscher Gefangenschaft schützte! — Die schauerliche Moritat vom 4. Oktober anno domini 1914 bei Opatow gehört der



Eine durch eine Offiziersstafette überbrachte Meldung wird durch den Fernsprecher in einem polnischen Dorf ans Hauptquartier weitergegeben. Photothek phot.



Wachtposten im nebelverhangenen Gelände der Etappenstraße nach Suwalki. Phot. R. Sennecke.

Geschichte an; Sie aber, schöne Leserin, werden dieselbe erst erfahren, wenn ich mal wieder Zeit für Sie habe oder der Doktor etwas Neues ausgefressen hat. Denn augenblicklich geht die Schießerei bei den Vorposten wieder los, und man weiß nicht, ob etwas Größeres daraus entsteht. Meist ist es nur ein kleines Gekläff der vordersten Infanterieposten hin und her, dauert aber auch fast immer so lange, bis die Haubitze meines Batteriekollegen nebenan wie ein grober Polizist mit einem gewaltigen Schrumm bumm zwischen die kleinen Köter fährt und wieder Ruhe stiftet. Dann ist's gleich still. —

Draußen regnet's Strippen, mein Fuchs sieht mich äußerst vorwurfsvoll an; bei dem Wetter hinaus? Er ist ein wirklich edles, feinfühliges Pferd, dem das Leben am A. O. K. viel mehr zusagte und der sich, im Gegensatz zu seinem Herrn, noch garnicht mit der Luftveränderung vom A. O. K. zur Front befreunden kann; er sieht die rauhhaarigen Säugetiere der Batterie, die man auch Pferde nennt, durchaus nicht als Kameraden an. Vorwärts, Fuchs! Wenn der Wind auch pfeift und der Regen rinnt. Blaue Bohnen aber sind ehrenvolle Musik! —

Als Geschwaderpfarrer auf der „Gneisenau". Feldpostbriefe von Hans Rost.

I. Von der Südsee bis Valparaiso.

S. M. S. „Gneisenau", den 27. August 1914.

Liebe Eltern!

Einen kurzen herzlichen Gruß aus dem fernen Osten. Lange habe ich von Euch nichts gehört. Ihr nichts von mir. Mir geht es gut, ja sehr gut. — Stimmung an Bord auch gut. Meine Predigtarbeit macht mir viel Freude in diesen unruhigen Zeiten. — Gern würde ich Euch eine Predigt mitschicken, aber es ist zu ungewiß, ob der Brief ankommt!

Mit größter Freude lese ich Schleiermachers patriotische Predigten und Briefe 1806—1815. — Meine Predigtthemen und Texte waren: Ps. 60, 14. Mit Gott wollen wir Taten tun! So sind wir 1. stark nach außen, 2. fest im Herzen, 3. treu im Dienst. — Röm. 12, 12. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Der Panzer des rechten Soldaten, 1. besteht in fröhlicher Zuversicht und tapferer Geduld, 2. wird geschmiedet in heißem Gebet (Arndt). 1. Kor. 1, 10 Haltet fest aneinander. Laßt uns treue Kameraden sein!

Ich bin glücklich, wirken zu dürfen. Das Schönste im Leben ist das Gefühl, etwas wert zu sein, etwas leisten zu können. Was für große Tage erlebt Ihr! — Das ist für uns schwer, daß eine große dauernde Begeisterung, wie sie raschem Handeln entspringt, fehlt. Wir liegen auf der Lauer. Aber gerade da kann ich die Verzagten ermutigen, denen alles zu langsam geht, die mit Schmerz sich zur Untätigkeit verurteilt fühlen, während sie vor einem Jahr vielleicht Unterseeboots-Kommandanten, Torpedeboots-Offiziere usw. waren. Es ist ja sehr schwer, in großer Spannung abwarten und zusehen zu müssen! Selbst die Nachrichten von Deutschland sind spärlich, meist englische Reuter-Telegramme; heut kam die Nachricht, daß der Kronprinz „tot" wäre. Ist das wahr? — Fürwahr, große Opfer werden von allen gefordert! — Sollte ich nicht heimkehren, so seid nicht traurig, sondern freut Euch, daß ich in einer großen Zeit für eine große Sache arbeiten durfte! Und daß ich glücklich bin in solcher Arbeit. Und Ihr dürft das Bewußtsein haben, daß Gott mein Wort gesegnet hat; selten bin ich so fröhlich und glücklich gewesen wie in diesen Tagen.

In der Messe bin ich nicht sehr oft, Alkohol trinke ich fast garnicht, oft sitzen wir auf der Schanze im Abenddunkel und sprechen von dem, was uns bewegt. Grade die Leutnants sind prächtig. Die Gesinnung der Mannschaft ist großartig.

Viel sitze ich abends an meinem Schreibtisch über Predigtplänen, bei geschichtlichen Studien usw.

Arndts Katechismus, Treitschkes Geschichte, Egelhaaf, 3. Aufl. 1911, Homer Lea, Des britischen Reiches Schicksalsstunde, Schleiermacher, dazu noch unser Marinegesangbuch, das ist so mein täglich Brot.

Mitten in dem Lärm beseelt mich ein tiefer innerer Friede. — Gewiß, ich hab's leicht, brauche nicht an Weib und Kind zu denken. Nicht gebunden zu sein, das erleichtert mir mein Wirken. — Ich habe Euch schon oft gesagt, daß ich den Krieg ahnte. — Zuerst in meiner Silvesterpredigt — wohl 1904 oder 1905.

Glücklich bin ich auch in schönen Erinnerungen an viel liebe Menschen, — an Kindheit und Universität.

Manchmal denke ich an die Zukunft. Wie wird sie sich gestalten? Mehr Innerlichkeit schenke uns Gott! Manchmal vermisse ich sie stark. —

Genug des Schreibens. Es ist acht Uhr. Ich will noch kurz in die Messe, dann noch arbeiten.

Sonntag, 23. August: Vortrag von reichlich einer Stunde über Gneisenau, besonders Charakterschilderung. Wieviel Parallelen zwischen 1813 und heute!

Gott schenke Euch dieselbe Frische und Freudigkeit, die er mir gibt. Und immer den Kopf hoch! Und Gott sei mit Euch. Grüßt Brüder und Schwestern und Schwäger.

Wo wir sind, kann ich Euch nicht schreiben.

In treuer Dankbarkeit denkt an Euch Euer dankbarer Sohn Hans.

* * *

Während des Kohlens auf „Gneisenau", Dampfer „York", den 26. Sept. 1914. Erdoberfläche, fortgesetzt 11. Okt. 1914.

Liebe Eltern!

Zunächst die erfreuliche Mitteilung, daß es mir gut geht. Abgemagert, verhungert, verdurstet, erfroren, überhitzt, vom Sonnenstich befallen — was es sonst in diesen Kriegszeiten noch Häßliches gibt — das alles ist bis jetzt noch nicht eingetreten. Vielmehr bin ich gesund und munter. Morgens leiste ich mir noch immer ein kurzes Duschbad, um den alten Adam zu reinigen, vorher trinke ich meist ein Glas Wasser. — Dann folgt nach dem Anziehen, das meist so gegen 7 Uhr beendet ist, das Frühstück. — Gewiß, so üppig wie auf der „Prinzeß Alice" ist es nicht mehr, aber Kaffee, Haferschleim, Hörnchen, Honig und Gelee, das gibt's noch. — Daß das Tischtuch nicht mehr so sauber wie früher — das macht nichts.

Dann lese ich, um mich möglichst über die Kriegslage zu unterrichten, die Zeitungstelegramme, die, englisch gefärbt, kurz das wichtigste bringen, aber doch oft lückenhaft sind — oft auch ganz ausbleiben. Dann in die Kammer, die mittlerweile der Bursche fertig gemacht hat, und an den Schreibtisch. Das Predigen ist jetzt schön, manchmal sehr schön, aber darum nicht leicht. — Für die meisten Leute an Bord, Matrosen und Heizer, Unteroffiziere und Offiziere haben diese acht Wochen seit der Mobilmachung nichts bedeutet als Wachen und Arbeiten, Warten und Aufpassen, Wünschen und Sorgen, das Sichängstigen um zu Haus usw.

Und was sie brauchen, suchen, ist Kraft und Freudigkeit, Gleichmut und Ausdauer! — Dazu soll ich ihnen helfen, das ist das Schöne an meiner Arbeit. —

Oft kam ich mir recht zwecklos vor. Das ist jetzt anders. Deshalb bin ich fröhlich. — Gewiß, wolkenlos ist der Himmel nie. Ernste, schwere Gedanken stellen sich manchmal ein. Aber auch das soll uns nicht niederdrücken, soll nicht mutlos machen: im Gegenteil, der Stahl muß geschmiedet werden, sonst bleibt's gemeines Eisen.

Euer treuer Sohn Hans.

* * *

Unter dem Monde, 16. Oktober 1914.

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Morgen, am 77. Mobilmachungstage soll endlich neue Post abgehen, darum will ich den Vorabend dieses Ereignisses benutzen, Euch wieder mal etwas von mir zu erzählen. Freilich dürft Ihr nicht erwarten, daß ich berichte, was wir alles getan, wo wir gewesen, noch weniger, was wir tun wollen, denn

a) weiß ich das letztere selber nicht und

b) brauchen dies unsere englischen Vettern erst recht nicht aus diesem Brief zu erfahren.

Vielleicht bietet sich noch mal Gelegenheit, das nachzuholen, wenn ich mit Euch wieder im Eckzimmer gemütlich plaudern kann, an der Hand meines Kriegstagebuchs berichtend, während Mutter die tropische Hitze im kleinen Füllofen täuschend ähnlich nachzuahmen versteht, so daß ich mich ganz wieder in die Südsee versetzt glaube.

Heute müßt Ihr damit zufrieden sein, daß ich erzähle von den Leiden und Freuden eines Marinepfarrers in Kriegszeiten.

Es war am 27. Juli. Post hatte es seit Wochen nicht gegeben, — die letzten Nachrichten stammten von Anfang Juni oder gar Ende Mai — außer den Telegrammen, die drahtlos durch die Luft schwirren. Von einem erquickenden Tropenbad komme ich an Bord. Da heißt's: Sie müssen aus Ihrer Kammer 'raus!" Irgendwer sagt's, als Appetithappen zum Abendbrot, und der Erste Offizier erkennt denn auch an, dies angeordnet zu haben. Mit dem Kriegsrichter zusammen soll ich seine zwei Räume beziehen, während er in die leerstehenden Admiralsräume zieht. Der fehlende zweite Schreibtisch soll durch ein Brett über die Koje hergestellt werden. — Viel Vergnügen!!

Am andern Morgen wurde zunächst der Geschwaderstab für diese Frage interessiert, der dann uns beiden das Recht auf die Einzelkammer sofort anerkannte. Anlaß zu dem allen hatte der Befehl gegeben: „Probeweise auspacken und Schiff in Gefechtszustand bringen".

Dann müssen eine Anzahl Holzkammern geräumt werden, und die Leutnants müssen zuzweit zusammen wohnen, wie das überall ist. Darum sollte ich meine schöne Kammer einem Kapitänleutnant einräumen, der aus seiner Holzbude herausmußte.

Also, dieser Angriff wurde siegreich abgeschlagen. Ich sowohl wie meine Bücher und mein Gehirnkasten blieben auf ihrem Platz.

Das probeweise Auspacken war mit Mühe in drei Tagen beendet. Da kam Sonnabend, den 1. August, abends 6 Uhr das Signal von „Scharnhorst": „Klar Schiff für längere Dauer, alles auspacken. Kosten dürfen entstehen." —

Das klingt ja ernst!

Sonntag, den 2. August, fällt der Gottesdienst aus, es muß durchgearbeitet werden. Früh 6,50 Uhr kommen Matrosen mit Beilen, Äxten, Kuhfüßen bewaffnet und überfallen die ahnungslos schlafenden Holzkammerbewohner mit wildem Getöse.

Noch am gleichen Abend, 2. August, 9 Uhr 25 Min. — Ich sitze in meiner Kammer, plötzlich durch wildes Geschrei in der Messe erschreckt, höre ich nur: „Telegramm: Mobilmachung. 2. August ist erster Mobilmachungstag."

Noch höre ich den Lärm im Ohr, der mich aus der Kammer in die Messe eilen ließ. Ich wußte, was los war. Ich brauchte nicht zu fragen, und doch wollte ich die Bestätigung hören, daß die ehernen Würfel gefallen seien, daß der Krieg erklärt ist. — Von allen Seiten wird's mir zugeschrien. Der Adjutant hat die Nachricht in die Messe gebracht. — Die älteren Herren spielen ihren Doppelkopp weiter, die jüngeren feiern gleich das Ereignis.

* * *

Fortsetzung am 26. Oktober 1914. 81° W. L.

Dieser Sonntag, der 2. August, — war ein kriegerischer Tag: mit Lärm und Zerstören hat er am Morgen begonnen, den Kriegsrichter und den zweiten Artillerieoffizier unsanft aus den Federn jagend, mit lautem Kriegslärm endete er, als am Abend die Mobilmachung bekannt wurde.

Große Augenblicke habe ich meist einsam verlebt. So ging ich auch an diesem Abend bloß kurz in die Messe, mir Gewißheit zu holen, dann zog ich mich bald in die Kammer zurück, nachdem ich noch den Kriegsrichter von der „Mobilmachung" benachrichtigt hatte; er saß in seiner neuen Kammer mit Briefschreiben beschäftigt.

Das Drunter und Drüber an jenem Sonntag könnt Ihr Euch schlecht vorstellen. Die mir gegenüberliegenden Holzkammern werden eingerissen, Holz auf Holz türmt sich vor meiner Tür zu hohen Bergen, Tapeten und Kisten, hölzerne Möbel und Schränke, die Verkleidungen der Dampfheizungsschlangen, die nun ganz nackt in der Kammer stehen. Das alles wegen der „Feuer- und Splittergefahr", die das Holz birgt. Zum Glück besteht meine Kammereinrichtung nur aus Blech; einem Blechwaschtisch, drei Blechschränken (Kleider-, Wäsche-, Bücherschrank), nur neben der Eisenwand und Eisendecke gibt's als Schutz gegen die Hitze Korkwände, die sind natürlich feuergefährlich!

Erst sträubte ich mich lange, das 'rausreißen zu lassen: bloß ein Stück löchrigen Linoleums und ein Stück Blech über sich als Sonnenschirm — das galt schon in Venedigs Bleikammern als ungenügend zum Leben, wievielmehr in den Tropen. — Aber schließlich, was heißt hier schonen? Das ist eben der Nachteil einer Kammer an Oberdeck, daß die Sonne grade auf den Schädel brennt und die Blechdecke ordentlich heiß wird. Aber durch Wässerung ließ sich die Decke kühlen, und so sind mir die Tropen auch weiterhin gut bekommen. Vor dem Abreißen der Wände kam bei mir erst das Packen. Na, damit komme ich auf ein heikles Thema. —

Ich will philosophisch anfangen. Ich weiß nicht, ob der Begriff der „Massensuggestion" eine Errungenschaft der Neuzeit ist oder ob schon der panische Schrecken der griechischen Mythologie etwas Verwandtes darstellt. Aber das ist mir jedenfalls klar, daß es Massensuggestion gibt, das habe ich deutlich erfahren. Gleichzeitig mit dem Einreiß-Fieber brach auch das Auspack-Fieber aus. „Alles Unnötige muß an Land gegeben werden" sagt der Erste Offizier. „Ich kann für jeden Herrn nur einen Koffer verstauen, alles andere muß in den Spinden bleiben, nur ein Koffer kann unter Panzerschutz. Alles Andere lass' ich über Bord werfen". Na, das kann ja gut werden!! — Alles, alles packt. Das Schiff packt aus, die Messen packen aus, der Matrose, der Heizer, der Offizier, der Kommandant. — Alles packt und packt und packt. Kisten und Kasten und Truhen und Blechbüchsen, das wandert mehr oder minder gut verwahrt an Land, um dort verstaut zu werden, bis — ja bis . . . das weiß niemand.

Die Offiziersmesse: Konversationslexikon, Marinerangliste, Wassergläser!!! Bowlenkannen usw. usw., das geographische Handbuch, das ganze Büfett, sämtliche Decken. Durch ein gütiges Geschick bleibt wenigstens der Atlas erhalten, der uns seitdem manch treuen Dienst geleistet hat. Als Büfett dienen zwei Arzneischränke vom Lazarett.

Matrosen müssen alle Privatsachen abgeben, behalten nur ein Stück blaue „Garnitur" — wie man deutsch sagt, und Tropenzeug.

Offiziere. Mancher hat sich überhaupt nur für die Tropenreise ausgerüstet und hat das blaue Zeug in Tsingtau. Na, der kann wenigstens nicht viel einpacken. Dafür tun's andere wieder gründlicher: Frack und Smoking, Bronze-Vasen, Buddha-Figuren, seidene Decken usw., Eingekauftes, Bücher und Bilder, Anzüge und Wäsche, das wandert in nicht immer wasserdichten Kisten an Land. — Ich sträube mich erst, da und dort frage ich. Aber da meine Kammer an Oberdeck den feindlichen Geschossen leicht ausgesetzt ist, gebe auch ich drei Kisten an Land. Eine große, eine mittlere, eine kleine. —

Meist Bücher oder Einkäufe. Briefe und Predigten, Bilder und Barometer sind weg. Auf dem Schreibtisch steht nur das hübsche Bild der Schwestern aus Dresden in Lenas gebranntem Rahmen mit Margaretenblumen und kleinen Pilzen, ferner eine ganz kleine Wiedergabe von Schwinds Waldkapelle. Die Wände sind kahl. Das Bücherbrett usw. ist verschwunden. Nur das Holzkreuz, das mir Lena mal gebrannt hat — „Befiel dem Herrn deine Wege" — hängt noch da und ein Bayernkalender, dessen Bilder manche Erinnerung wecken. Doch die Kammer sieht ganz freundlich aus. Ein grüner Farbenanstrich verkleidet die Blechwand, die Decke ist weiß gestrichen, auch die Spinde sind weiß geblieben. Das Messing der Lampen und Wasserfänger belebt auch. Aber zuerst sah es böse aus.

Doch nicht bloß der Auspack- und Einreißteufel haust an Bord. Auch nachts sollten wir den Unterschied zwischen Krieg und Frieden erfahren. Das Zauberwort hieß da „abblenden". Vielleicht habt Ihr mal darauf geachtet, daß auf dem Kriegsschiff die „Seitenfenster" oder „bull eyes" außer durch Glas, durch Blech- oder Panzerblenden abgeschlossen werden können, damit kein Licht nach außen dringt. Der Fachmann nennt das Abblenden und schwärmt dafür, ebenso wie für alten Schiffszwieback. Im Frieden werden bei allen Gefechtsübungen diese Blenden dicht gemacht, das ist den Herren Beamten besonders angenehm, weil sie dann auch vormittags bei elektrischem Licht arbeiten dürfen. Im Krieg tritt das Abblenden außer im Gefecht auch jede Nacht ein, damit kein verräterisches Licht dem Feind als Wegweiser dient. — Nun lebt man aber in den Tropen tatsächlich zum guten Teil von der Luft, und man verzichtet lieber auf Licht als auf Luft. So wurden sinnreiche Erfindungen gemacht, daß uns die Luft nicht ganz ausging. Bahnbrechend war „Scharnhorst"; jeder Kammerbewohner haftete dafür, daß die Glühbirne im Schreibtisch verschlossen war. Ein Kerzenstummel oder Streichholz genügten dem Burschen fürs Bettmachen und dem Herrn fürs Ausziehen, dafür blieben die Seitenfenster offen, und der elektrische Strom wurde nicht überall ausgeschaltet, sodaß die elektrischen Windfächer — deutsch Ventilatoren oder Miefquirle genannt — weiterspielten. Bei uns fertigte die Maschine große Lampenschirme aus Blech, die die kleinen Birnen ganz verdeckten, dafür strömte durch die Tür frische Luft. Aber der Qualm und die Hitze waren trotzdem unerträglich in der ganz abgeblendeten Messe, wo die Luftschrauben mit viel Geschick den Rauch ins Auge drückten.

Allgemein bekanntgegeben wurde die Mobilmachung Montag, den 3. August früh durch den Kommandanten. Leider habe ich seine Rede an die Besatzung nicht gehört; man hatte mir nichts gesagt. Mittags kam dann der Admiral, Graf Spee. Vorher war „alle Mann auf die Schanze" gepfiffen worden. Er hielt eine kurze markige Rede, schließend mit der Kaiserrede vom 31. Juli, die wir in der Nacht vom 2. zum 3. August erhalten hatten: „Man zwingt uns das Schwert in die Hand" und schloß nicht mit einem lauten Hurra, sondern bloß mit dem Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland". Kaum ist er von seinem erhöhten Platz herabgestiegen, fängt er an zu lachen und sagt zu den Nächststehenden: „Ach, eigentlich hätte ich sagen müssen: ‚Mit Gott für Kaiser und Reich'. Aber das andere ist man so gewöhnt, das sieht man immer an euch —" und deutet dabei der Sicherheitswache aufs Koppelschloß.

Bis Donnerstag, den 6. August, bleiben wir noch in Ponape. Jeden Tag kommen neue Nachrichten, meist zweieinhalb Tage alt. So erhielten wir am 4. morgens den Londoner Zeitungsdienst vom 1. August abends mit der amtlichen deutschen Darstellung der Ereignisse der Westminster Gazette und der ersten Nachricht vom Überschreiten der Grenze durch Russen bei Schmiddern. Die Ostpreußen bei uns sind natürlich in Unruhe und Sorge. Wir Mitteldeutschen sind da besser dran. Am Mittwoch packte ich meinen Kabinenkoffer, der dann unter Panzerschutz wandern soll, sobald es „dicke Luft" gibt. Einstweilen steht er in meiner Kammer.

Mittwoch, den 5. August, ist Kohlentag, früh kohlt „Scharnhorst", nachmittags wir. Vormittags kommen vier Kapuziner von Land, um Beichte zu hören. Ich überlege auch, ob ich beim Geschwader Abendmahlsfeier beantragen soll. Aber bei dem Schmutz, bei dem hastigen Arbeiten, bei dem Mangel an Sammlung — nein, ich tu's nicht und verschieb's auf später. Auch von einem Feldgottesdienst sehe ich ab. Mir selbst fehlt die Sammlung.

Donnerstag, den 6. August, kommt „Nürnberg" von Amerika. Außerdem wichtiger Zeitungsdienst: Klarheit über England, das Krieg erklärt. Vorgehen der deutschen Flotte gegen Libau. — Nachmittags kommt Missionar Pfarrer Uhlig zum Abschied. Ich gebe ihm verschiedene Südseeandenken zum Aufbewahren — eine große Matte, fünf Strohhüte — dann geht's 6 Uhr nachmittags in See. Zum Schluß drängt sich noch viel zusammen.

Freitag, den 7. August. Erste Übung auf Gefechtsverbandsplatz — Oberstabsarzt Nohl (Hilfsarzt Dr. Dengel), Kriegsrichter Mörder, Zahlmeister und ich: wir bilden die vier oder fünf Gefechtsverbandsbrüder, sitzen auch abends öfters beisammen.

Sonnabend, den 8. August. Siebenter Mobilmachungstag. Während ich mich wasche, kommt der Oberstabsarzt zum Zahlmeister mit Nachricht: „Deutsche Torpedoboote haben englische Flotte in Humber-Mündung angegriffen, vier Schlachtschiffe gesunken, mehrere schwer beschädigt". Große Erregung. Sorge um „Goeben" und „Breslau", die als gesunken gemeldet werden. Nachts bei 30° gut geschlafen.

Nachmittags. 2. Übung auf Gefechtsverbandsplatz, großer Eifer. Verbände, Morphiumspritzen erklärt. — Kammertemperatur 34°, nachts 10 Uhr noch 32° Celsius!!

Sonntag, den 9. August. Marias Geburtstag. Da nachts immer Kriegswache gegangen wird, sodaß die gesamte Besatzung nur die halbe Nacht schläft, ist Gottesdienst erst 11 Uhr 20 Minuten Gottesdienst auf dem Achterdeck — Schanze — unter freiem Himmel ohne Sonnensegel!! — Ich predige ohne Talar, bloß weißer Anzug und Tropenhelm. Das habe ich dann beibehalten, bis es kühler wurde.

Erste Feldpredigt Psalm 60, 14: Mit Gott wollen wir Taten tun. Abends auf Bitten des Ersten Offiziers Andacht für die Heizer usw., die früh Wache hatten und nicht beim Gottesdienst waren. Nach dem Abendbrot Marias Geburtstag mit Bowle gefeiert. — Zeitungsdienst: deutsche Minen in der Themse; Amphion gesunken. Freude!! Gruß Hans.

* *

Valparaiso, den 3. 11. 14.

Liebe Eltern!

Endlich kann ich einen Abgangsort des Briefes nennen, nach dreimonatlichen Irrfahrten im Stillen Ozean und in der Südsee. Nun habe ich also den letzten Erdteil erreicht, der mir bisher noch unbekannt war, und vielleicht kann ich Euch eines Tages entweder die Entdeckung des Südpols oder eine Weltumsegelung melden.

Freitag, 30. Oktober, morgens 2 Uhr sind uns zum ersten Male die Lichter von Valparaiso zu Gesicht gekommen, dann fuhren wir im Dunkel der Nacht zurück, den Feind zu suchen, der bei der chilenischen Küste stand. Sonntag früh entdeckte unsre Drahtlose seine Spur, aber erst gegen 4^{15} Uhr, nachmittags kam er uns zu Gesicht.

Eben ist gepfiffen worden: „Geschütze klar machen für die Nacht," wie es jeden Nachmittag zwischen 4 und 4^{15} Uhr ausgepfiffen wird, da saust ein Oberleutnant draußen an meiner Kammer vorbei und ruft: „Pfarrer, 's geht los! Die Engländer sind da". — Es war mein Tischnachbar, Oberleutnant Schwede, mit dem ich vor einem Jahr ausfuhr. Am 30. Oktober hatte er seinen Geburtstag gefeiert, und da war ihm vom Festredner als Hauptwunsch gesagt worden, daß bald der „große Tag" kommen möchte. Und nun kam der große Augenblick. — Ich war nicht ganz vorbereitet, denn Talar, Barett, schwarze Sachen waren noch nicht wieder unter Panzerschutz, ja noch nicht gepackt: also packen, was es gilt!! Krankenabendmahlbesteck war klar. — Bücher verstaut. — 4^{50} Uhr Nachmittag bin ich auf dem Hauptgefechtsverbandsplatz. — Allerlei Gerede. Ich frage, denn bis jetzt war noch keine Zeit zu fragen, was und wer kommt. — Der Feind läuft erst weg, um sich zu sammeln, wir nach, vorläufig noch schwankend, ob zwei oder drei Schiffe da sind, da man zuerst nur den Rauch sieht. — Um 5^{37} Uhr höre ich durch Leutnant K., daß es vier Schiffe sind, „Good Hope", „Monmouth", „Glasgow", „Otranto". Ich am Oberdeck sehe etwa 15 Kilometer entfernt parallel mit uns in Kiellinie die vier Schiffe, und zwar erst vier, dann drei, dann drei oder zwei kleine, endlich zwei hohe Schornsteine (der Hilfskreuzer). — 5^{42} Uhr bin ich wieder unten, 5^{46} Uhr Kommando „Ferngefecht an Steuerbord", dann wird gemessen und kommen die Entfernungen 120 Hundertmeter, 112, 98, 90, 88 und 84 Hundertmeter. — Mittlerweile ist's 6^{36} Uhr, da fallen die ersten Schüsse. Um 8^{10} Uhr Abends bin ich bereits in meiner Kammer, um nachzusehen, ob sie noch da ist. Eine Lampenglocke gesprungen, eine Wasserkanne umgefallen, Wecker umgefallen, aber er geht und zeigt die Zeit, das war alles. — Dankbar ging ich dann nach 11 Uhr zur Ruhe. Gruß Hans.

* * *

Vor Valparaiso, den 3. 11. 14.

Sonntag, den 1. November ein politisches Reformationsfest erlebt: 6^{26} Uhr nachmittags bis 8 Uhr Gefecht zwischen „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" gegen „Good Hope", „Monmouth", „Glasgow" und einen englischen Hilfskreuzer. Der große Kreuzer „Monmouth" gesunken, „Good Hope" brennend im Dunkel verschwunden, „Glasgow" entkommen — bei uns kein Toter!! „Gneisenau" hat zwei Verwundete.

Nach drei Monaten ungeduldigen Wartens eine stolze Tat!! Früh hatte ich gepredigt als Reformationsfestpredigt über Ebr. 13, 9: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.

Gruß Euch allen Hans.



Deutsche Offiziere beobachten die französischen Stellungen bei Reims. Im Hintergrunde die Kathedrale. Phot. R. Sennecke.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

V. Warum?

Wenn der Krieg vorüber ist und der Bauer in Frankreich wieder darangeht, sein Land zu bestellen, dann wird er große Augen machen: wer hat mein Feld gedüngt? wer hat meinen Acker gepflügt? — Ja, lieber Bauer, da ist einer an der Arbeit gewesen, der kann mehr als du. Der Krieg. Der hat mit Menschenblut gedüngt. Mit Menschenblut aus aller Welt. Über alle fünf Erdteile hat er die Hände hingereckt und sich Eimer und Eimer voll Blut zusammengeholt, aus Europa und Afrika, aus Asien und Amerika und aus Australien sogar, — die hat er alle ausgeschüttet über dein Land, darum ist's auch so rot. Und seinen Eisensporn hat er mit wuchtigem Fußtritt in den Boden gerammt und damit Furchen gezogen kreuz und quer über dein stolzes Frankreich hin. Da gab's kein Hindernis für ihn. Da mochten Gebirgskämme trotzen oder in den Wiesentälern die Bäche weinen, mochten die stolzen Wälder sich empören und die Ströme sich aufbäumen: ihm war das alles gleich, ihn kümmerte das nicht. Er riß seinen Sporn durch alle Widerstände hindurch und zog seine Furchen tief, tief in den Leib der blutdampfenden Welschlanderde hinein.

Und wenn der Krieg vorüber ist und der Bauer kommt und will sein Land bestellen, dann wird er's nicht wiedererkennen und immerfort und fort den Kopf schütteln: Wer hat den Acker so rot gedüngt? Wer hat die Erde so tief gerissen? — Der Krieg, Bauer, der Krieg! —

Das wird wohl noch Ströme von Schweiß und Bergeslasten von Arbeit und Geduld kosten, bis auf diesen Feldern hier die Saat wieder grünen, die Frucht wieder ährenschwer und erntereif stehen kann. Und Zeit vor allem. Denn mit ein paar kurzen Bestellungsmonaten wird da nichts zu machen sein. Jahre wird's dauern. Nach Anno 70 mögen sie gewiß auch ihre Qual gehabt haben, den kriegszerstampften Boden wieder in Ordnung, den zitternden Erdenleib wieder in Ruhe zu bringen, aber was wollen die Beulen und Schrammen von damals bedeuten gegen die Wunden, mit denen dieser Krieg schon jetzt das Land zerwühlt und zerfetzt hat? Wir wollen die ersten Sturmwochen nicht einmal mitzählen, wir brauchen nur an die letztvergangenen sechs Monate zu denken, in denen vier Länder — Deutschland auf der einen, Frankreich, England und Belgien auf der andern Seite — ihre bis an die Zähne bewaffneten Millionenheere zu fast nichts anderem benutzten, als den Boden dieses Kriegslandes bis ins Mark hinein aufzureißen, beinahe Fuß- um Fußbreit, und nicht mit heilsamen Ackerfurchen, wie der Bauer sie mit dem Pflugeisen ritzt, sondern zerstörend, zerfleischend, ans Leben gehend.

Wir wollen in diesem Augenblick auch nicht einmal daran denken, daß Frankreich selbst in blinder Verirrung den Krieg auf sich geladen hat; das wird an anderer Stelle verrechnet, wenn Schuld gegen Schuld gewogen wird. Aber was in aller Welt trieb unsere Feinde zu dem wahnwitzigen Gedanken, sich wie feiges, lichtscheues Raubgesindel einzuscharren und aus der Tiefe des Erdbodens heraus sich unserer Überlegenheit erwehren zu wollen? Hätten sie uns auf offenem Felde standgehalten: gewiß, auch dieser Krieg hätte das Land blutig geschlagen. Aber trotz aller Greuel und Schrecken: es wäre Menschlichkeit darin gewesen und Menschenwürde. Und es hätte in unserer Macht gelegen, ihn so schnell zu führen, das das betroffene Land sich nicht darunter zu Tode bluten mußte. Diese Maulwurfsart indessen, dieses gegenseitige Belauern und Beschießen aus Gräben und Höhlen heraus, dieser Versteckenskrieg, wie sie ihn den Mongolen abgesehen haben, der mag schlau und listig und gerieben und verschlagen und was sonst noch sein: menschlich und menschenwürdig ist er nicht. Und wenn er den Brotacker Frankreichs auf Jahre hinaus mit Unfruchtbarkeit schlägt: unsere Hände sind auch hierin rein von Schuld.

Die Kerle vergraben sich wie die Füchse? Gut, so müssen wir eben warten, bis der Hunger oder die Verzweiflung sie wieder aus ihren Löchern hervortreibt. Was uns betrifft, wir sind für diese Art von Kriegführen nicht geboren und wollen's auch garnicht sein. Unsere Stärke ist das offene, ehrliche Schlachtfeld. Wenn wir trotzdem unseren Feinden auch im Schützengrabenkampf überlegen sind und sie selbst da besiegen, wo sie alle ihre Kniffe und Künste spielen lassen können, so vermögen wir's einzig und allein durch das eiserne Muß, das uns zu dieser Kriegsart zwingt, und durch den einfachen, uns allen eingeborenen Willen, in jedem — ich sage: in jedem Falle Sieger zu sein. Denn das will ich ganz offen bekennen: wir Soldaten sitzen nicht seit sechs Monaten hier draußen in den Sumpfgräben und spielen mit den Franzmännern und Engländern blutiges Versteckeni nur aus blindem Gehorsam, nur, weil's uns so befohlen ist. Das könnten wir nicht. Dazu sind wir nicht geschaffen und nicht unterwiesen. Ja, noch mehr: das hätten wir — in der Gesamtheit — vielleicht nicht einmal ausgehalten. Nicht aus Mangel an Kraft oder Ausdauer, das wißt ihr so gut wie wir selbst. Nein, vor Wut und vor Ungeduld hätten wir's nicht ausgehalten und vor Scham in der eigenen Seele, so mit der Waffe in der Hand im Grabenloch zu hocken, Wochen und Wochen und Monate lang, und immer nur zu lauern und zu lauern, ob die Füchse da drüben nicht doch mal endlich aus ihrem Bau rauskommen und sich drauf besinnen, daß sie ja eigentlich im Sinne gehabt haben, uns Germanen nach tapferer Kriegerart in Grund und Boden zu schmeißen. Ihr habt's in diesem Kriege erlebt, an einer ganzen Reihe von Stellen in unserer ungeheuren Schützengrabenfront, hier draußen in Frankreich ist's geschehen: da konnten sie sich nicht zurückhalten, die Unsrigen, da half weder Befehl noch Gehorsam, da mußten sie los, da mußten sie raus aus den versumpften Löchern, aufs freie Feld, und den Feind suchen und schlagen, wo sie ihn fanden. Das dürft ihr ihnen nicht verargen. Unsere große Armee hier draußen, die ist wie ein einziger kraftstrotzender deutscher Soldat, der zum Dasitzen und Abwarten verdonnert ist und doch den Gegner nur einen Sprung weit vor sich lauern sieht. Da kann's gut und gern vorkommen, bei aller eisernen Selbstbeherrschung, daß ihm mal das Blut zu Kopf schießt, daß ihm mal die Hand durchgeht und eine Faust ballt und dreinschlägt, allein um des Dreinschlagens willen.

Bei den Bayern, die hier unsere Nachbarn rechter Hand sind, hab' ich's mit angesehen. Bei denen war's schon lange zu spüren, daß sie's satt hatten bis an den Hals, das Hinstehen und Wartenmüssen und sich Beknallenlassen. So oft ich einen oder ein paar von ihnen traf, platzten sie's heraus, mit krebsrotem Gesicht und grimmig verbissenen Zähnen: „Wir d'rhalten's nimmer, Kam'rad, wir d'rhalten's nimmer länger! Wir san doch koane gemalten Schiaßbud'nhansen nöt, daß wir dahinstehen sollen und uns anknall'n lass'n, drei Schuß für a Zehnerl, gell? Wir geh'n raus aus 'm Loch, wir han's an Leitnant schon 'g'sagt: wir geh'n los, und wenn der ganze Schnee verbrennt!" Na, und eines schönen Abends sind sie denn auch wirklich losgegangen. Das Gewehr genommen und einfach rausgestiegen aus dem Graben, alle Mann. Und drauflos wie's Wetter. Sie hatten nur etwa sechzig Meter bis hinüber, die machten sie in einem einzigen Sprung, mit brüllendem Hurrah. Geschossen haben sie dabei überhaupt nicht, nur mit dem Seitengewehr geschafft. Alles, was nicht vor ihnen davonlief, einfach in Grund und Boden zusammengestochen. So blitzschnell sind sie über die Franzmänner hergefallen, daß die nicht einmal die Zeit hatten, ihre Leuchtraketen hochzulassen. Alles geschah in mondlosem, nebeldickem Dunkel. Und nicht einmal eine halbe Stunde insgesamt, da waren sie schon wieder zurück und standen hinter ihren Schießlöchern und verprusteten sich. Ihre bajuvarische Wut hatte sich ausgetobt, nun war's gut, nun konnten sie's wieder eine Zeitlang ertragen, das Dahinstehenmüssen im Grabenloch, drei Schuß für 'n Zehnerl. — Nein, aus blindem Gehorsam allein hielten wir's schon lange nicht mehr aus in den vermaledeiten Schützengräben. Das muß ich hier offen bekennen; ich hab's einem versprochen, der sich am Weihnachtstag seinen eigenen engen Unterstand gesucht hat, im Wäldchen hinter unserer Stellung, granatensicher zugedeckt und mit einem Holzkreuz drauf. Der stand also eines Nachts neben mir und fing ein Gespräch an: „Du bist doch auch so 'ne Art Schriftsetzer, Kamerad?" „Nee". „Na, oder so 'n Zeitungsschreiber". „Nee". „Oder irgend sowas ähnliches". „Ja". „Dann mußt du mir was versprechen". „Ich versprech' immer erst hinterher". „Also hör' zu: siehst du, ich les' ja jeden Tag meine Zeitungen, mal welche von dir, mal welche von dem oder dem. Da steht immer furchtbar viel drin von uns hier draußen. Die einen schreiben, wie lustig das zuging' im Schützengraben, immer fidel und lustig bei Tag und Nacht, wie in den Räubergeschichten. Die andern schlagen die Hände überm Kopf zusammen und jammern: das wär' gar nicht auszusagen, wie traurig wir das hier hätten, und von Verzweiflung und so. Hast du hier schon mal was von Verzweiflung geseh'n, Kamerad?" „Nee". „Ich auch nich. Aber was die Hauptsache ist, siehst du, davon steht kein Wort drin zu lesen, kein einziges Wort. Und das mußt du in die Öffentlichkeit schreiben, das bist du dir und mir und jedem von uns hier schuldig. Das mußt du mir versprechen." „Also: was?" „Was? — Das weißt du doch so gut wie wir andern alle". „Möglich, aber du mußt mir's ausdrücklich sagen". „Hör' zu; du schreibst so: weswegen fragt von euch allen da hinten in der Heimat kein einziger mal danach, **warum** wir das eigentlich alles durchhalten hier in den Schützengräben, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat um Monat; **warum** fragt keiner mal danach, wie das kommt, daß wir das überhaupt können, daß wir — von dem ganzen Dreck und Speck und Wetter und Gewitter garnicht zu reden — daß wir überhaupt die Geduld dazu haben! Daß wir nicht schon längst rausgeklettert und losgegangen sind wie der Deibel. Warum fragt danach niemals ein einziger Mensch von euch?! Ihr müßt doch nachfühlen



U. 9.

Für das Daheim gezeichnet von Hans Bohrdt.



können, was das für 'ne Schmach und Schande für uns ist, hier in den Sumpflöchern sitzen und warten zu müssen vom Sommer durch den Herbst bis in den Winter hinein, warten und immer warten, ob die Franzmänner nicht mal endlich ihre Karten aufdecken und Trumpf-Aß hinschmeißen wollen! Hast du das verstanden, Kamerad?" „Freilich". „Schön. Dann schreibst du also weiter: jetzt wollen wir's euch selber sagen, warum wir das alles tun und vermögen: weil es so sein muß. Weil's in jedem von uns, vom ersten bis zum letzten Mann, so fest und unabänderlich sicher steht wie das Amen in der Kirche; es geht nicht anders. Wir können sie nicht anders kriegen. Und weil wir das so fest und sicher wissen, darum wollen wir's auch. Und was wir wollen, das können wir auch allemal! So, das mußt du ihnen schreiben, Kamerad". „Schreiben will ich das gut und gern, aber du mußt deinen Namen darunter setzen". „Warum ich?" „Na, weil du's doch gesagt hast". „Weißt du, dann setz' mal lieber gleich das ganze Regiment drunter, da brauchst du garnicht erst zu fragen, das unterschreibt jeder Mann". — Zwanzig, dreißig Musketiere hatten sich um uns zwei versammelt und zugehört, die meinten auch: da braucht' ich garnicht weiter umzufragen, das ganze Regiment unterschriebe das! So hab' ich denn also hiermit mein Versprechen eingelöst, und er kann ruhig liegen und schlafen in der kühlen Frankreichserde hier, im Wäldchen, unter seinem kleinen braunen Holzkreuz. — —

Zeichen und Wunder — anders ist das eigentlich garnicht zu benennen, was eure feldgrauen Kerls hier draußen im Schützengraben alles ertragen und durchhalten, einzig aus der Kraft ihres Willens heraus. Ja, wenn's lauter Goliaths und Herkulesse wären, dann könntet ihr sagen: sie schaffen's mit ihrer Körperstärke. Jawohl, aber was sagt ihr denn von all denen, die auf der Musterungswage kaum ihre hundertundelf Pfund gewogen haben — womit schaffen die's denn?

Da ist ein Bengelchen unter uns, das man auf die Hand stellen und wegblasen möchte; so zart wie'n Mädchen. Deshalb heißt's auch in der ganzen Kompagnie nicht anders als „Püppchen". In Berlin hat er sich die Zeit damit vertrieben, in alten Handschriften herumzuschnüffeln und allerlei Sprachen zu studieren, tote und lebendige. Aber als der Krieg ausbrach, pfiff er auf die Bibliothek und kam als Freiwilliger zu unserm Regiment. Erst wollten sie ihn da garnicht nehmen, aber Püppchen konnte so schön bitten und das Blaue vom Himmel herunterschwadronieren, daß der Stabsdoktor seinen Spaß dran hatte und ihn tauglich stempelte. An Schützengräben im Wintersumpf dachte ja damals kein Mensch, und Püppchen plapperte ein so flüssiges Französisch, daß sich schon Verwendung für ihn finden würde.

In den sechs Ausbildungswochen hat er eigentlich nur so'n bischen mitgespielt, vom Exerzieren und Griffekloppen hielt er nichts weiter, lieber saß er mit 'nem „verstauchten Fuß" im Revier und trank Schokolade und gab Mätzchen zum besten. Aber schießen konnte der Bursche, alles was wahr ist. Wenn er auch unterm Präsentiergriff beinah' zusammenknickte — vor der Scheibe stand er wie festgelötet und stemmte den Kolben ein und schoß allemal das Eiserne Kreuz. — Und dann ging's in den Krieg. Püppchen sprang in den Transportwagen, als sollt' er eine Spazierfahrt an den Müggelsee machen. Dann auf der langen Reise, vier Tage und drei Nächte lang, durch Luxemburg und Belgien nach Frankreich hinein, wo sie alle hin- und hergeworfen wurden zwischen jauchzendem Begeisterungstaumel und schweigendem Insichgebücktsein — da rutschte Püppchen immerzu von einer ungehobelten Holzbank auf die andere, war immerzu hier und dort und überall und neckte uns und sprudelte Witzchen in die Luft, damit wir nur ja das Lachen nicht verlernten. Und dann — Püppchen in Frankreich: davon könnt' ich euch ein ganzes Buch voll erzählen, ohne daß ihr's zu bereuen hättet. Als uns zum ersten Male die Kanonen anbrüllten und die Granaten über unsere Köpfe donnerten und mit krachendem Einschlag hinter unserm Rücken tausend Zentner Dreck gegen den Himmel schleuderten, packte ich Püppchen, der neben mir lag, beim Arm und schüttelte ihn: „Hörst du's, Püppchen, hörst du's?!" „O, ganz gewiß," meinte er und lächelte mich an wie eine schöne Jungfrau im Monat Mai. „Ganz gewiß hör' ich das, mein lieber Weber, aber sag' doch mal: hast du nicht zufällig ein Stückchen Schokolade für mich in der Tasche?" —

Und nun, nach fast einem halben Jahr, müßt ihr sehen, was aus diesem Bengelchen geworden ist. Wer hätte das gedacht, daß in dem spielerischen, mädchenhaft zarten Körperchen soviel Kaltblütigkeit und Todesverachtung und Willenskraft Platz hätte, wie er sie bewiesen hat. Immer, wenn er in den schlimmen Schützengraben-Nächten nahe bei mir Wache hielt, hab' ich ihn angerufen: „Püppchen, friert dich nicht?" „Nein." „Aber seit vorgestern hast du keinen Bissen in den Mund genommen, Püppchen, und Fieber hast du, daß ich deine Zähne klappern hör'; ich sag's dem Sanitäter und laß dich ablösen, du!" „Nein, danke. Ich bin ganz gesund." — Da steht das Bengelchen in Sumpf und Morast, in allem Wind und Wetter, wo ihr keinen Hund hinstellen möchtet, Tage und Nächte, Wochen, Monate lang mit seinem beinah' spinnwebfeinen Körperchen und ist „ganz gesund"! Steht und läßt alle Leiden der Erdenklichkeit über sich fallen und wacht und lauert gegen den Feind: weil's sein muß; ganz allein deshalb: weil's nur so und nicht anders geht. Steht wie aus Stein. So hab' ich kaum je den Willen über die Schwachheit siegen sehen wie bei ihm. Aber sobald Schleichpatrouille angesagt wird, dann wird Püppchen lebendig. Dann flitzt er wie eine Ratte durch die Deckungen und sammelt sich zwei, drei, die er am besten brauchen kann, und kriecht mit ihnen über den Grabenrand, durch den Drahtverhau, durch die klumpigen, klebrigen Ackerrinnen und gießnassen Rückenstücke hindurch, und schlängelt sich vorwärts, bis er irgend einen Franzmann im Horcherloch aufstöbert. An den macht er sich 'ran, ohne die geringste Spur von Vorsicht oder Furcht. Er spricht mit ihm im Dialekt, den er wie seine Muttersprache spielen läßt; und eh' sich's der arme Kerl versieht, hat er ihm das Gewehr vor der Nase weggerissen — die zwei, drei andern springen bei und packen ihn — und lautlos und selbstverständlich, als wär's die einfachste Sache gewesen, kommt die Püppchen-Patrouille mit ihrem Gefangenen zurück. Zeichen und Wunder — —!



Hinter der Front vor Verdun. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Aufklärung im Kriege.

Wir waren im Kriege 1870 sehr stolz auf unsere Reiter. Weit vor unserer Front, hart am Feinde, klärten ihre kühnen Patrouillen, die vorgeschobenen Schwadronen auf, verschleierten unsere Bewegungen, brachten sichere Nachrichten vom Gegner; schon in den ersten Tagen leisteten sie Treffliches, unvergessen ist heut noch der Erkundungsritt vom 24. Juli 1870, der einen gewissen Grafen Zeppelin, damals ein junger Generalstabshauptmann, zum erstenmal bekannt machte. Die Franzosen wußten so gut wie wir, was unsere Reiter leisteten. Noch ein Jahrzehnt später klang ihnen der Name Ulan schreckensvoll in der Seele nach, obwohl diese gefürchteten Ulanen ebensowenig Barbaren waren wie unsere Feldgrauen von heute.

Die deutsche Kavallerie nahm 1870 eigentlich nur alte preußische gute Überlieferung wieder auf. Friedrich der Große hatte in seinem Husaren-Reglement dem Aufklärungsdienst zuerst die rechten Wege gewiesen. „Es muß ein Husarenofficier den Feind rekognoscieren und auf die feindliche Armée Achtung geben, bey dergleichen Commando von einem Officier nichts weiter gefordert wird, als daß er dasjenige, was er sehen soll, recht siehet, und dem commandierenden Officier davon Rapport abstattet ...“ Dann aber war es der andere große Meister der Kriegskunst, Napoleon, der seine Reiterei zum Aufklärungsdienst großen Stils verwandte. „Daher muß ich rechtzeitig benachrichtigt werden,“ schrieb er einmal einem seiner Kavallerieführer, den er wie immer seinem Heere weit voraus sandte, „falls der Feind angreifen will, damit ich meine Entschlüsse fassen und nicht mich nach dem Willen des Feindes zu richten brauche.“

In dem ersten Abschnitt unseres jetzigen Feldzuges gegen Frankreich konnten unsere Reiter sich ihres alten Rufs von 1870 vollauf würdig erweisen. Während des erstaunlich schnellen Vormarsches der deutschen Heere waren die Kavallerie-Divisionen weit voraus, Kavalleriepatrouillen streiften bereits bis südöstlich vor Paris. Es sind prächtige Leistungen einzelner kühner Abteilungen bekannt geworden aus jener Zeit, Leistungen, ganz erfüllt von echt kavalleristischem Geist; leider auch die eine, wo eine Offizierspatrouille, die sich mit wundervollem Wagemut unter fast romanhaften Umständen durchzuschlagen versuchte, schließlich in die Hand des Feindes fiel, der Führern und Leuten schmachvoll den Prozeß wegen Räuberei machte, weil sie nur das Notwendigste für sich requiriert hatten. Das soll, wie so manches andere, den Franzosen bei der großen Abrechnung unvergessen bleiben!

Dann kam der große Umschwung in diesem merkwürdigsten aller Kriege. Wir wurden aus strategischen Rücksichten zum Rückmarsch von der Marne zur Aisnelinie veranlaßt, und es begann der Schützengraben-Krieg, der wahrscheinlich recht nach dem Herzen des französischen Generalissimus Joffre war; er ist ja aus der Pioniertruppe hervorgegangen. Schließlich beherrschten der Spaten und die anderen Werkzeuge des Stellungskrieges die ganze Lage von den Dünen an der flandrischen Küste bis zum oberen Elsaß, und Freund und Feind lagen sich vielfach fast auf Greifnähe gegenüber. Damit war im Westen der Betätigung der Kavallerie überhaupt, besonders aber als Aufklärungstruppe fast jede Möglichkeit entzogen. Oft genug hat sie aber wacker, Schulter an Schulter mit der Infanterie, im Schützengraben Dienst getan.

Günstiger gestaltete sich für sie die Kriegslage im Osten. Es gab hier Zeiten, wo man gern mehr Reiterei gehabt hätte, als zur Verfügung stand. Zeitweilig freilich entwickelte sich auch hier der Krieg zum Kampfe gegen Feldstellungen, bis Meister Hindenburg wieder einmal einen großen befreienden Schlag ausführte.

Inzwischen aber waren längst die neuesten aller Kriegsmittel in Tätigkeit getreten: das Flugzeug in erster Reihe, der Fesselballon daneben, der Lenkballon endlich. Ihnen fielen all die großen Ziele der Aufklärung zu, sie mußten die Rolle der Reiterei übernehmen, — und sie lösten ihre Aufgabe meisterlich. Gerade die Deutschen wurden die Beherrscher der Luft. Es ist erst jüngst im Daheim (Nr. 18) die Überlegenheit unserer Luftflotten eingehender gewürdigt worden.

Vielfach sieht man bei uns die Hauptbedeutung der Luftfahrzeuge in den Bomben, die sie auf den Feind schleudern. Der militärische Wert solch eines unheimlichen Luftbombardements darf gewiß nicht unterschätzt werden. Aber er beruht doch wesentlich auf dem erschütternden moralischen Eindruck, der freilich gewaltig ist. Nur eine grundfalsche Humanitätsduselei kann auf diesen Eindruck verzichten wollen, der vielleicht allein imstande sein wird, unsern „verehrten Vettern“ jenseits des Kanals, die unserem Volk die notwendigste Nahrungszufuhr sperren möchten, bis wir vor Hunger kriegsmatt werden, die richtigen Begriffe von deutscher Wehrhaftigkeit beizubringen.

Trotzdem überwiegt die Bedeutung der Luftfahrzeuge als Aufklärungsmittel. Und zwar sowohl für die Nah-Aufklärung, die taktische, wie für die Fern-Aufklärung mit ihren meist mehr strategischen Zielen.

Man hört verhältnismäßig wenig über den Fesselballon, und doch leistet er unter gewissen Verhältnissen ausgezeichnete Dienste. Er kann aus Steighöhen von 400—600 Metern recht weite Übersicht gewinnen, bis zu etwa sieben Kilometer, eignet sich besonders gut zur Beobachtung feindlicher Artillerie und



Schleichpatrouille an der Yser. Phot. Boedecker.



Kavalleriepatrouille in der Abenddämmerung. Phot. A. Grohs.

der Wirksamkeit der eigenen und bietet den Vorteil, daß der Beobachtungsoffizier in leichter, dauernder Verbindung mit dem Truppenführer bleiben kann, sei es durch Fernsprecher, sei es schriftlich durch Meldungen, die am Kabel heruntergelassen werden. Der Gefahr, herabgeschossen zu werden, muß er dadurch auszuweichen suchen, daß er möglichst außerhalb der feindlichen Geschoßwirkung aufsteigt, und wenn diese doch drohend wird, die Stellung wechselt, was ziemlich schnell vor sich geht. Er braucht dazu nicht heruntergeholt zu werden, sondern kann mit seinem „Windewagen" durch Pferde oder, von jenen losgelöst, auch durch Mannschaften fortbewegt werden, wenn kein zu starker Wind sich dem entgegenstellt.

Unendlich viel unabhängiger und freier ist selbstverständlich das Flugzeug — die kühnen Flieger sind ja Trumpf in diesem Kriege. Weithin können sie das Kampffeld und das Gelände hinter diesem aus luftiger Höhe überschauen, Einblick gewinnen nicht nur in die Stellung des Gegners, sondern auch über die Versammlung und den Anmarsch seiner Reserven. Heute, wo die Schlachtlinien sich kaum merkbar vom Gelände abheben, wo die Schützenlinien wie die Batterien hinter Erddeckungen verborgen sind, die auf kunstvollste Weise dem Auge entzogen werden, gelingt die erforderliche Aufklärung häufig nur durch die Beobachtung aus dem Flugzeug. Daher ist nicht nur die Tätigkeit des Fliegers selbst, sondern auch die des ihm beigegebenen Beobachters von der allergrößten Bedeutung. Beide sind der gleichen Gefahr ausgesetzt, beide müssen Nerven wie Stahl haben, um ihre Aufgaben glücklich lösen zu können. Wenn einst die Geschichte des Weltkrieges geschrieben werden wird, werden die Taten der Flieger ein besonderes Kapitel bilden: wie sie inmitten rasenden Infanteriefeuers und zwischen Schrapnellwölkchen gelassen ihre Kurven ziehen, wie sie den Kampf mit feindlichen Fliegern aufnehmen, sich höher und höher schraubend, wie sie triumphierend den Generälen die überraschendsten Meldungen bringen nach glücklicher Landung — aber freilich auch, wie sie ihren Opfermut mit dem Ehrentode zahlen. Nicht umsonst schmückt die Brust so vieler Flieger heute schon das Kreuz erster Klasse.



Aufstieg eines Fesselballons auf dem östlichen Kriegsschauplatze. Phot. Kühlewindt.

Für die Fern-Aufklärung, für strategische Zwecke, kommt der Lenkballon in Betracht. Er bietet die Möglichkeit ruhigerer Beobachtung, verfügt über funkentelegraphische Verbindung, einen weiten Aktionsradius (wie der Vorstoß unserer Zeppeline nach England bewiesen), er ist aber in gewisser Weise gebundener als das Flugzeug. Er bedarf besonderer Luftschiff-(Heimats-)Häfen mit großen Hallen, ist noch immer vom Wetter abhängig — und ist ein sehr kostspieliger Apparat, dessen Herstellung längere Zeit erfordert. So wird er wohl für die Aufklärung seltener verwendet werden, als das Flugzeug; vielleicht nur dann, wenn er zugleich durch seine kräftigen Bomben auch moralisch erschüttern soll. Mehrfach, wir wissen es, ist er außer in Belgien und bei der schönen Fahrt nach Englands Küste, auch über Warschau erschienen.

Fesselballon, Flugzeug, Zeppelin können erfolgreich nur aufklären, wenn das Wetter sichtig ist. Nebel erschwert oder verhindert ihre Wirkung ebensosehr, wie das Dunkel der Nacht. Da nun auch die Kavalleriepatrouille bei dem heutigen Stellungskrieg fast ganz ausgeschaltet ist, so fällt der Infanterie, die ja überhaupt mehr als je die Hauptlast des Kampfes zu tragen hat, die Aufgabe der Aufklärung vielfach allein zu. Die Gegner liegen sich sehr nahe gegenüber, und so kommt die Infanteriepatrouille, die im Bewegungskrieg ins Hintertreffen geraten war, wieder zu Ehren, wie etwa bei uns Alten 1870 vor Metz und Paris. Man spricht auch, nicht unzu-

treffend, von der Schleichpatrouille. Ein Offizier, ein gewandter Unteroffizier, einige wenige Mann — Führer und Leute von besonderer Begabung für ihre Aufgabe —, werden dazu ausgewählt; freiwillig sich Meldende vielfach bevorzugt. Augen sollen sie haben, wie die Katzen, die im Dunkeln sehen können; ein scharfes Gehör dazu, denn zum Unterschied von jeder andern Aufklärungsart sollen sie gut horchen können, auf jedes Geräusch beim Feinde; sie selbst aber sollen möglichst jedes Geräusch vermeiden, denn im Augenblick, wo sie vom Feinde bemerkt werden, sind sie nicht nur selbst höchster Gefahr ausgesetzt, sondern es ist auch jede Aussicht auf ihren Erfolg vernichtet. So steigen sie in der Nacht aus Unterstand oder Schützengraben heraus, schleichen sich, hier von einer Deckung in die nächste laufend, dort kriechend, vorwärts; halten, spähen, horchen, schleichen weiter, möglichst nahe an den Gegner heran. Meist wird man ihnen bestimmte Aufträge geben: etwa festzustellen, wie weit sich ein Schützengraben erstreckt oder ob ein Stützpunkt noch besetzt ist, ob nicht, oder welche Hindernisse sich vor der feindlichen Stellung befinden. Die Gabe, sich im Gelände zurechtzufinden (was bei Nacht oft schwerer ist, als man glaubt), Geistesgegenwart, kecke Unternehmungsluft, stählerne Nerven, Unermüdlichkeit machen gute Patrouillengänger der Truppe höchst wertvoll. Bisweilen wird man solch einer Infanteriepatrouille auch Pioniere zuteilen, zumal wenn es sich um die Auskundschaftung oder die Beseitigung von Hindernissen handelt. Der Infanterist muß zwar auch damit Bescheid wissen, aber der ausgebildete Pionier ist ihm doch überlegen, und auch für manche Zwecke, wie z. B. das Durchschneiden der gefürchteten Drahthindernisse, besonders ausgerüstet. Alle Kriegslisten gelten dabei. Aus dem russisch-japanischen Kriege wird z. B. berichtet, daß die Japaner gelbgraue Röcke überzogen, wenn sie Ackerland, und grüne Netze überwarfen, wenn sie Saatfelder durchschritten. Unsere Feldgrauen werden hinter den Japs nicht zurückbleiben.

Die Artillerie muß außer dem Fesselballon noch andere Mittel anwenden zur Beobachtung des Feindes und der eigenen Wirkung, eine Beobachtung, die ja im gewissen Sinn in das Gebiet der Aufklärung fällt. Die gerade im jetzigen Kriege vielberufene Benutzung von Kirchtürmen gehört auch hierher — und selbstverständlich stets die Verwendung des trefflichen Scherenfernrohrs, das sich übrigens nicht nur der Artillerie, sondern allen höheren Stäben als sehr wertvolles, ja unentbehrliches Hilfsmittel erwies.



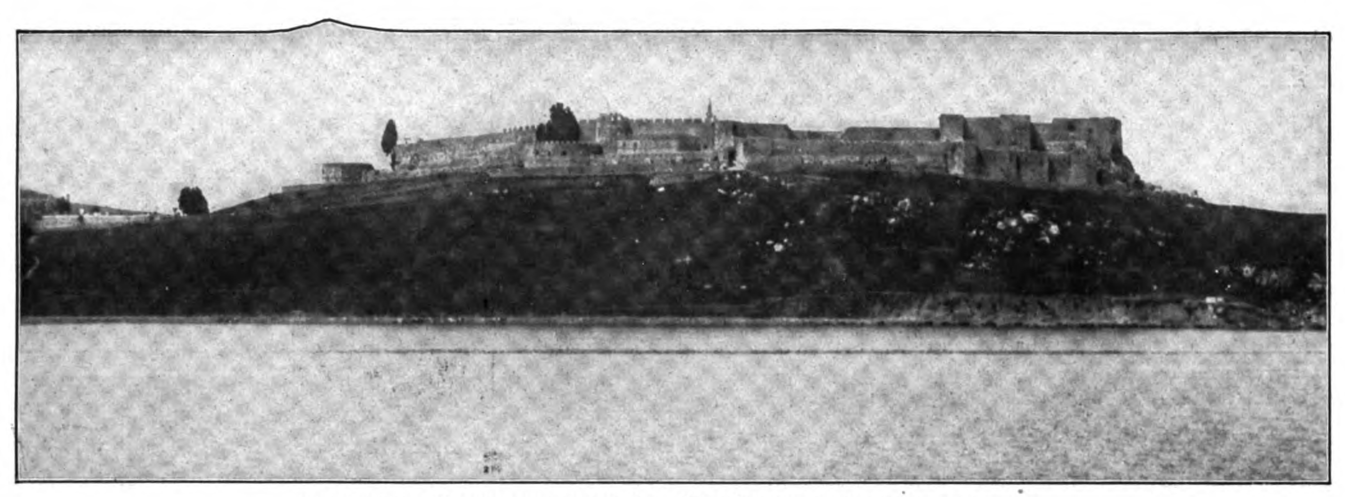
Aufnahme des Kampfgebietes in Flandern durch einen deutschen Fliegeroffizier. Phot. A. Apke.

Die Kriegsgeschichte kennt noch eine besondere Art der Aufklärung, die sie die „gewaltsame" nennt. Wenn jedes andere Mittel versagt, wenn der Gegner sich mit einem dichten, undurchdringlichen Schleier zu umgeben weiß, suchte man, zumal früher, durch einen Vorstoß mit Truppen aller Waffen Einblick zu erzwingen.

Aber nur, wo man den festen Willen und die Kräfte zur Verfügung hat, solch einen Vorstoß sofort weiter auszunutzen, aus ihm heraus also einen Angriff größeren Umfanges zu entwickeln, mag ausnahmsweise eine gewaltsame Erkundung auch heut noch gerechtfertigt sein.



Patrouille an der Aisne. Phot. R. Sennecke.



Ein Fort am Eingang der Dardanellen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Die Krisis in der Meerengenfrage. Von Graf E. Reventlow.

Seit dem 19. Februar beschießt eine mächtige französisch-englische Flotte, unterstützt von Torpedobooten, Minenräumern und aufklärenden Flugzeugen, die äußeren Befestigungen der Dardanellenenge. Ihre Absicht ist, sich die Enge zu öffnen und die Verbindung der europäischen und asiatischen Türkei zu durchschneiden. Wie beinahe überall in diesem Kriege ist es nicht möglich, die militärische Lage auch nur einigermaßen einwandfrei zu beurteilen. Irgendwelche Voraussagen zu machen, hat deshalb keinen Wert. Die verbündeten Flotten und die britische Seekriegsleitung sind überzeugt, daß sie, wenn auch unter erheblichen Opfern, schließlich zum Ziele gelangen werden. Wie die englische Admiralität erklärte, ist das Unternehmen vorher genau in allen Einzelheiten durchdacht worden. Der Oberbefehl liegt in den Händen des britischen Admirals Limpus, desselben Offiziers, der bis zum Ausbruche des Krieges der Leiter der britischen „Marinemission" in Konstantinopel war. Limpus verfügt also über eine ganz genaue Kenntnis der türkischen Befestigungsanlagen, so jedenfalls, wie sie beschaffen waren, als die türkische Regierung ihm und seiner „Mission" den Stuhl vor die Tür setzte. Die Türken ihrerseits haben sich seit Monaten auf einen solchen Flottenangriff vorbereitet.

Den Gang der militärischen Ereignisse muß man mithin abwarten und dabei besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung der politischen Ereignisse zuwenden. Es wäre möglich, daß der englisch-französische Plan in der Hauptsache politische Gründe hätte. Man möchte zunächst die Türken einschüchtern. Eine Beschießung Konstantinopels selber auszuführen, hätte freilich wohl ihre zwei Seiten, besonders für Großbritannien, denn die Stadt ist der Mittelpunkt des Islams als Sitz des Kalifen, und die Beschießung würde innerhalb des gesamten Islams wahrscheinlich ungeheure Erregung verursachen. Wichtiger wäre auf alle Fälle für die Verbündeten, und besonders für die Engländer, die Verbindung zwischen der europäischen und der asiatischen Türkei zu durchschneiden. Großbritannien sieht seit Monaten mit steigender Sorge die Vorbereitungen und das Fortschreiten der türkischen Expedition zur Eroberung Ägyptens. Wenn nun die asiatische Türkei weitaus der Schwerpunkt des Türkischen Reiches ist, und, an und für sich tatsächlich betrachtet, der Verlust von Konstantinopel sich verschmerzen ließe, so wäre doch die Verbindung der Türkei mit Europa, mit seinen Bundesgenossen Österreich-Ungarn und Deutschland verloren gegangen. Das wäre zweifellos von großer Bedeutung. Man rechnet in London ferner damit, daß unter solchen Umständen die Pforte versuchen würde, ihren Frieden zu machen, ehe über die Stadt Konstantinopel eine Katastrophe hereingebrochen wäre. Es läßt sich nicht leugnen, daß Großbritannien die Dardanellendurchfahrt als ein Lebensinteresse um Ägyptens willen ansieht. Man wird also wahrscheinlich, sollten nicht unvorhergesehene Ereignisse die ganze Lage ändern, alles daransetzen, um die Meerenge zu forcieren. Die neuesten und stärksten Schiffe der britischen Flotte nehmen an der Beschießung teil. Außerdem heißt es, daß eine starke englisch-französische Expeditionsarmee vorbereitet werde, um die Beschießung der Schiffe durch Landungen auf der anderen Seite der Halbinsel zu unterstützen. Auch darauf aber ist man in Konstantinopel gefaßt, denn der stärkste und beste Teil des türkischen Heeres steht dort.

Ein ganz besonders wichtiges Ziel verfolgen die Verbündeten noch außerdem: Sie wollen Rußland aus seiner Abgeschlossenheit erlösen. Seit Beginn des Krieges hat Rußland durch die Ostsee keine Verbindung mehr mit der Welt, und nachdem sein Krieg mit der Türkei ausbrach, sind die Meerengen natürlich gesperrt gewesen. Die Verbindung Rußlands durch Sibirien noch Wladiwostok ist weitläufig und knapp, außerdem mehrere Male durch Zerstörung von Brücken unterbrochen worden. Die Verbindung über den Hafen von Archangel ist zur Stunde noch durch Eis gesperrt, außerdem ist Archangel nur ein sehr kleiner Hafen. Die Schließung des Schwarzen Meeres ist deshalb so besonders empfindlich auch für Großbritannien, weil es in Friedenszeiten einen hohen Prozentsatz seiner Getreideversorgung aus Rußland durch die Meerengen erhielt. Rußland dagegen bekam Kohlen und viele andere Bedürfnisse des täglichen Lebens umgekehrt auf dem gleichen Wege. Im Kriege sind dazu die für Rußland sehr notwendigen Lieferungen von Waffen und anderem Kriegsmaterial gekommen.



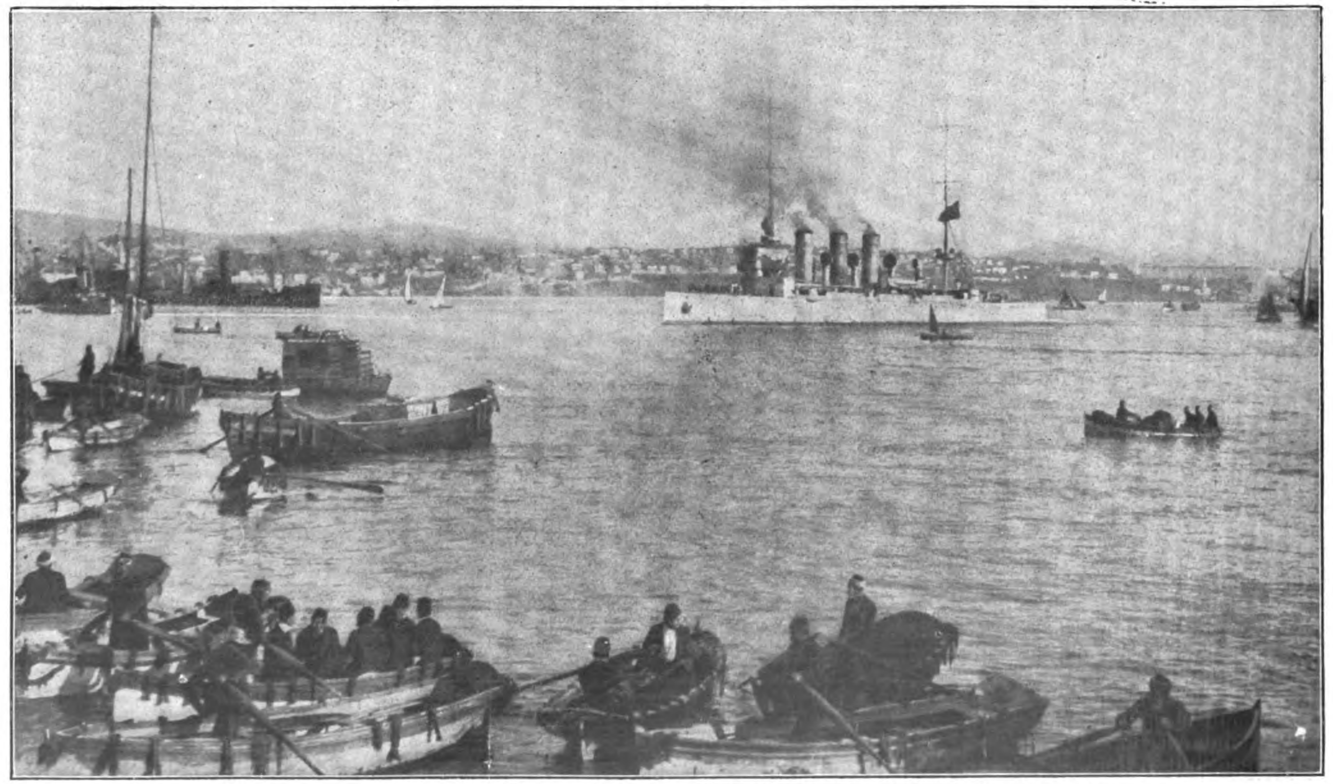
Muhamed V., Großsultan der Türkei.
Phot. Sébah & Joaillier.

Die Balkanmächte und Italien blicken mit höchster Spannung auf den Erfolg der Dardanellenaktion. Bei allen sind wohl die Gefühle geteilt. Nach der einen Seite sagen Frankreich und Großbritannien zu Griechenland: nach Vernichtung des Türkischen Reiches würden alle ägäischen Inseln und ein Stück der kleinasiatischen Küste an Griechenland fallen. Auf der anderen Seite sehen die Griechen oder sollten sehen, daß nach Vernichtung des Türkischen Reiches die großbritannische und die russische Macht alles beherrschen und, wenn sie wollen, erdrücken werden. Träte Griechenland dagegen auf die Seite der Türkei und des deutsch-österreichischen Bundes, so würde damit die Aussicht für Selbständigbleiben seiner selbst und des Orients ganz wesentlich gefördert. Ähnliches gilt für Italien. Kämen die Meerengen in die Hand unserer Feinde, so würde es mit den selbständigen Orientplänen italienischer Staatsmänner und des italienischen Volkes zu Ende sein. In Italien hat man wohl in erster Linie die Besorgnis, daß Rußland und Großbritannien sich tatsächlich über ihren alten Zankapfel, die Meerengen, geeinigt hätten. Sollte das der Fall sein, so meinen die Italiener, so müßte Italien rechtzeitig bei diesen beiden Mächten Anschluß suchen, um nicht nachher untendurch zu sein. Auch diese Rechnung ist unrichtig, denn einmal ist der alte englisch-russische Meerengenzwiespalt keineswegs beseitigt, sondern nur überbrückt durch den gemeinsamen Willen, Österreich-Ungarn und Deutschland zu vernichten. Würden die beiden Mächte tatsächlich Herren der Meerengen, so würde der Streit um die Beute sofort mit genau derselben Schärfe

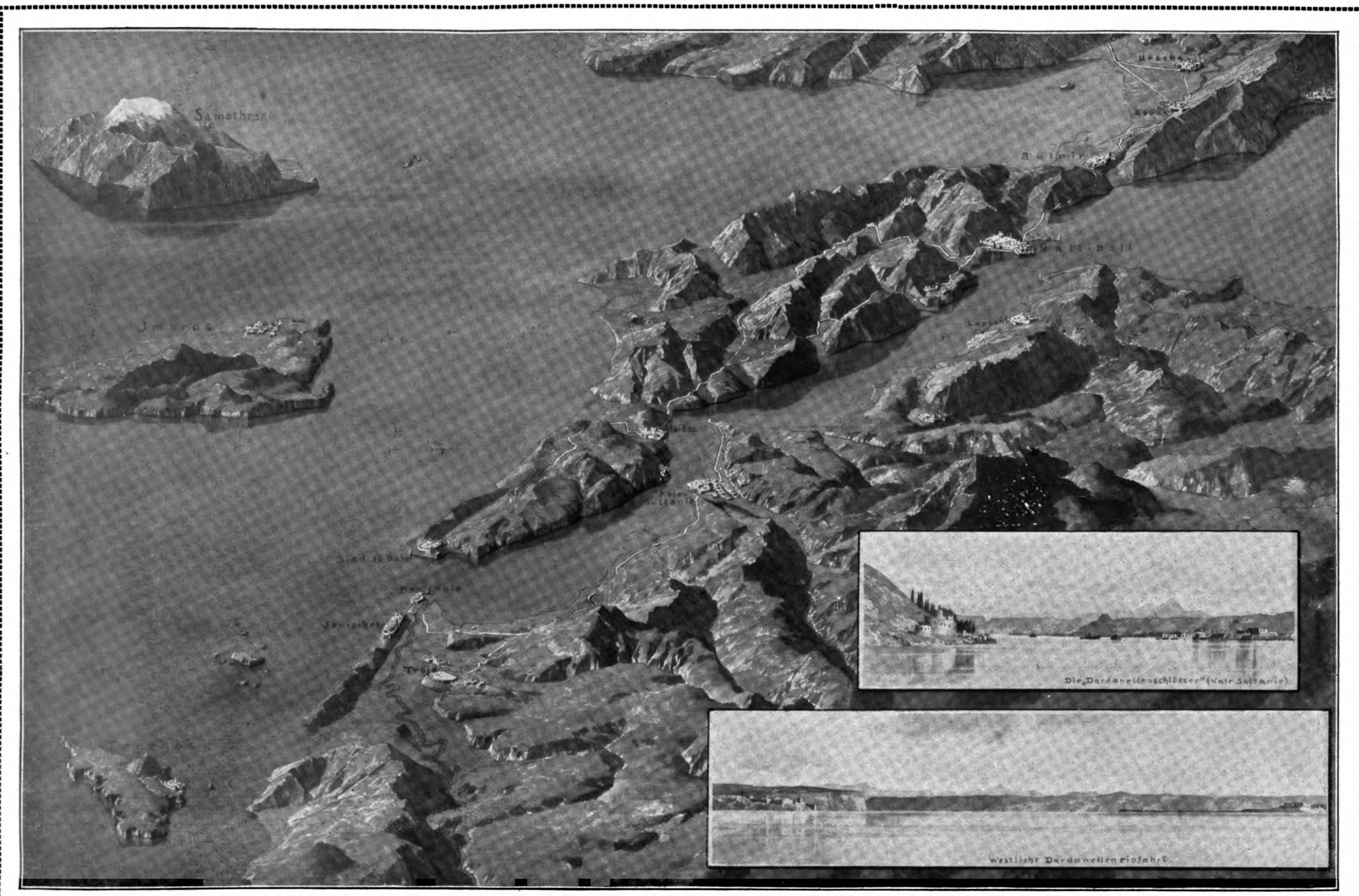
wieder aufleben wie am Ende des ersten Balkankrieges unter den Gliedern des sogenannten Balkanbundes. Italien würde eine richtige Politik treiben, wenn es im Verein mit Griechenland für die Aufrechterhaltung der Freiheit des Mittelmeeres einträte. Dann wäre sein Platz aber nicht auf seiten Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands. Das gleiche gilt von Rumänien, freilich sind dort schon sehr besorgte Stimmen laut geworden: die Meerengen in russischer Hand würden eine schwere Gefahr für Rumänien als Küstenmacht des Schwarzen Meeres bedeuten. Noch ausgesprochener ist die Auffassung in Bulgarien.

Während, wie gesagt, für die Haltung Italiens und der Balkanmächte noch zahlreiche andere Rücksichten hineinspielen, die ihre Haltung und Entscheidung nicht voraussehbar erscheinen lassen, haben die russischen und britischen Beziehungen zu den Meerengen schon eine mehrhundertjährige Geschichte. Die Meerengenfrage begann mit dem Augenblicke, wo das Schwarze Meer aufhörte, ein geschlossenes türkisches Gewässer zu sein. Es war Peter der Große, der es öffnete, indem er ein Kriegsschiff aus dem Asowschen Meere nach Konstantinopel entsandte und freie Fahrt auf dem Schwarzen Meere nebst freier Durchfahrt durch die Meerengen verlangte. Dieses vom Sultan zunächst abgeschlagene Verlangen wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wiederholt. Die Türkei wurde immer schwächer, Rußland wurde immer stärker. Später kamen Frankreich und Großbritannien als Wettbewerber hinzu, und im 19. Jahrhundert wurde die Frage der Meerengen zu einer international-europäischen Angelegenheit gemacht, vor allem auf das Betreiben Englands. Schon lange kämpfte man nicht mehr gegen türkischen Widerstand, sondern gegen die russischen Machtbestrebungen. Das Ziel der russischen Politik war immer, ist auch heute und muß immer sein: die Schlüsselgewalt der Meerengen zu besitzen, also für sich selbst volle Freiheit der Durchfahrt, für die fremden Kriegsschiffe Erlaubnis oder Verbot der Durchfahrt, ganz nach russischem Belieben. Die Doppelnatur der Meerengen hat dann in der Folge der Jahrzehnte zu den künstlichsten politischen Abkommen geführt. Die Doppelnatur besteht darin: aus dem Gewässer des Schwarzen Meeres gelangt man durch den Bosporus in das Marmarameer, das eigentliche türkische Binnengewässer; aus dem Marmarameer durch die Dardanellen in das Ägäische Meer. Daraus ergibt sich, daß jede Seemacht, die freie Durchfahrt nach und von beiden Seiten hat, notwendigerweise die Herrin Konstantinopels sein muß, wenn nicht die Türkei eine überlegene Kriegsflotte besitzt. Da das aber seit langer Zeit nicht der Fall gewesen ist, so wehrte sich die Türkei gegen das Zugeständnis, und zwar besonders gegen Rußland, weil dieses die gefährlichste Nachbarmacht der Türkei war. In ihrer Schwäche wandte die Türkei sich im vorigen Jahrhundert wiederholt an Frankreich und England, die dann mit ihren Flotten erschienen, teils mit der Absicht, Rußland von Konstantinopel zurückzudrängen, teils im verschwiegenen Wunsche, selbst so großen Einfluß wie möglich auf die Pforte und alle mit den Meerengen zusammenhängenden Fragen auszuüben. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs die Macht Rußlands im Orient so stark, der russische Einfluß wurde so beherrschend der Türkei gegenüber, daß es Großbritannien gelang, Frankreich und Italien für den Krimkrieg zu werben. Das Ergebnis hinsichtlich der Meerengen war, daß diese für die Kriegsschiffe aller Nationen durch internationales Abkommen geschlossen wurden, daß man das Schwarze Meer neutralisierte und den Russen verbot, eine Kriegsflotte dort zu halten, abgesehen von einigen kleinen belanglosen Fahrzeugen. Im Winter 1870/71 löste Rußland sich aber mit Hilfe Bismarcks aus dieser Verpflichtung. Frankreich lag damals am Boden, Österreich-Ungarn war schwach, Großbritannien ohne Einfluß. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte hat Rußland verschiedentlich versucht, auch die Meerengen für seine Kriegsschiffe frei zu bekommen. Stets fand es Großbritannien dabei als seinen Gegner. Auch in der bosnischen Krisis holte die russische Regierung sich in London eine Absage, und als einige Jahre später der russische Botschafter Tscharykow im Auftrage seiner Regierung mit der Türkei Verhandlungen wegen der Meerengen anknüpfte, wurde der russischen Regierung von Paris bedeutet, man solle schleunigst Herrn Tscharykow aus Konstantinopel entfernen, sonst wäre es mit der Tripleentente zu Ende. Das geschah.

Das ist nur ein sehr kurzer historischer Überblick der verwickelten Meerengenfrage. Er zeigt aber den tiefen Gegensatz zwischen Großbritannien und Rußland. Dieser Spalt würde auch in Zukunft, und auch wenn unsere Feinde siegten, bleiben. Denn der Interessengegensatz bliebe: Rußland als Beherrscherin der Meerengen und Konstantinopels mit einer immer mächtiger werdenden Kriegsflotte eben dort, einer Kriegsflotte, die freien Verkehr zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee hätte, würde eine wachsende Gefahr für die absolute britische Seeherrschaft sein, außerdem Rußland den Landweg nach Indien und auch nach Ägypten öffnen. Deswegen ist es auch sehr unwahrscheinlich, daß man in London tatsächlich beabsichtigen sollte, Rußland Konstantinopel und die Schlüsselgewalt der Meerengen zu geben. Man würde sich höchstens dazu verstehen, die Meerengen und das Marmarameer zu internationalisieren und das Schwarze Meer zu einer offenen, ungeschützten Meeresbucht zu machen. Damit wäre aber den Russen gar nicht gedient, denn dann dürfte Rußland natürlich keine Befestigungen an den Meerengen unterhalten. Es hätte nicht nur nicht den Schlüssel zu den Meerengen, sondern die Schlüssel wären mit den Türen aus den Angeln gehoben. Britische Schiffe und Flotten könnten nach Belieben im Marmarameer und im Schwarzen Meer weilen, und sicher würde Großbritannien nicht ermangeln, sich dort irgendwo eine Flottenstation zu „erwerben". Die jetzigen britischen Versprechungen Rußland gegenüber sollen nur dazu dienen, um Rußland bei der Stange zu halten. Was nachher wird, — das ist eine andere Sache.



Blick auf den Hafen von Konstantinopel mit dem Kriegsschiff „Midilli". Phot. Leipziger Presse-Büro.



Die Dardanellen. Nach eigenen Aufnahmen aus der Vogelschau gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer. Zur Beschießung der Dardanellenforts durch die Engländer und Franzosen.

Den Gefallenen. Von Hermann Hesse.

Ihr, die ihr im fernen Lande liegt,
Du Bleicher mit der Stirne voll Blut,
Du Müder, der wie im Schlafe ruht,
Du im Sprunge gefällt vom tödlichen Schuß,
Du Toter im Walde, der sich ins Moos geschmiegt,
Und du, ertrunken im trüben belgischen Fluß,

Ihr Tapfern, an die wir jede Nacht
Mit allen Schmerzen der Liebe gedacht,
Ihr seid eine Saat in Tränen gesät,
Doch wenn sie reift und in Aehren steht,
So werdet ihr aus lebendigen Händen
Uns Frieden schaffen und Segen spenden.

Auch ein Neutraler: Sven Hedin, der Aufrichtige.

Während die romanischen Nationen ebenso wie die Mischvölker germanischen Ursprungs auf die wohlangelegten Lügengewebe Englands hineingefallen sind und die pflichtmäßige Unparteilichkeit ihres Urteils durch die Leidenschaft ihrer willkürlichen Teilnahme verwirren, haben die nordischen Stämme sich die Freiheit der Auffassung gewahrt, die das schöne Kennzeichen germanischen Geistes ist. Erst kürzlich hat ein Däne die Fälschungen eines französischen namhaften Historikers, der unter dem Titil „crimes allemands d'après des témoignages allemands" faksimilierte Ausschnitte aus den Tagebüchern gefangener, verwundeter deutscher Soldaten veröffentlichte, vor aller Welt dargetan, daß die dort niedergelegten Dokumente über die angeblich deutschen Greuel durch geschickte Auslassungen, falsches Übersetzen oder Herausreißen von Einzelheiten aus dem Zusammenhang einen falschen Sinn ergeben und mit Arglist aufgebaut sind, um die deutschen Schandtaten durch scheinbar unantastbares Material zu erhärten. Noch gerechter ist die Haltung Schwedens, das, durch mancherlei Züge des Temperaments dem gallischen nicht unverwandt und bekanntlich von einem Fürstenhaus französischer Abstammung regiert, viele Jahre als Frankreich besonders freundlich gesinnt galt. Obwohl manche Kriegsmaßregeln gerade auf Schweden schwer drücken, ist die Sympathie und Bewunderung für Deutschland dort mit jedem Tage höher gestiegen, und es nimmt daher nicht wunder, daß gerade ein Schwede, und zwar ein Forscher von Weltruf, Sven Hedin es ist, der jetzt die glänzendste Verteidigung und Anerkennung unserer braven Truppen in die Welt gehen läßt. Schon in Frankreich selbst beginnen jetzt übrigens Einsichtige, nachdem sie vom Hörensagen genug über unsere niedere Moral und Kultur erfahren und die persönliche Bekanntschaft unseres unvergleichlichen Heeres gemacht haben, an ihre Brust zu schlagen und öffentlich zu bekennen, was man für törichtes Zeug dahergeredet hat. So schreibt der Sozialist Hervé jetzt in der „Guerre sociale": „Ist vielleicht jener deutsche Soldat das Mitglied einer ‚schmutzigen Rasse', der, obwohl ihm ein Bein abgenommen, seinen französischen Bettnachbar wie ein Kind pflegte und ihm nachts sein eigenes Essen heimlich zusteckte? Oder jener andere Gefangene, dem unsere Militärärzte einen Zettel auf die Mantelkapuze genäht haben, auf dem zu lesen war: ‚Gefangener, aber wie ein Freund zu behandeln; rettete unter eigener Lebensgefahr sieben der Unseren, die zu ertrinken drohten, aus der Yser.' Und so gibt es noch tausend andere Züge von deutschem Edelmut zu berichten, wie es in den Briefen unserer Soldaten häufig geschieht." Wenn aber im Herzen des Feindes selbst solche gerechtere und leidenschaftslose Auffassung sich Bahn bricht, so verdanken wir das zum großen Teil dem trefflichen Buch des schwedischen Forschers. Als anerkannter Gelehrter von Ruf für die wissenschaftlich strenge Wahrhaftigkeit seiner Beobachtungen bürgend, als Angehöriger eines neutralen Staates berufen, niemand zu Liebe, niemand zu Leide unbefangen die Dinge zu sehen, wie sie sind, hat er schon ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen. „Ich wollte sehen," schreibt er im Vorwort seines Buches, dem er das bekannte Scharnhorstwort „Ein Volk in Waffen" als Titel gegeben hat, „wie die deutschen Soldaten das Schicksal ihres Landes und der ganzen germanischen Welt auf den Spitzen ihrer Bajonette tragen. Im ersten Abschnitt des Krieges hatte die englische Presse die Deutschen barbarischer Grausamkeit gegen ihre Gefangenen und gegen verwundete Feinde beschuldigt. Keinen Augenblick hatte ich daran geglaubt, aber um der Germanen willen wollte ich die Verleumdung ausrotten und die Wahrheit zur Kenntnis der Allgemeinheit bringen. Kann man nichts anderes von einem Volk verlangen, das auf der Höhe der Kultur stehen will, so doch mindestens das Eine: daß es seinen Gegner nicht Verbrechen vorwirft, die er nie begangen hat.

„Deutsche Proteste gegen die Beschuldigungen der feindlichen Zeitungen nützten natürlich nichts. Vielleicht glaubt man mir, wenn ich vor Gott beteure, daß ich keine Zeile niederschreibe, die nicht Wahrheit ist und nichts anderes schildert, als was ich mit eigenen Augen gesehen habe."

In dankenswerter Weise hat Sven Hedin diese seine Eindrücke nicht nur in einem großen Werk, sondern zum wichtigsten Teil auch in einem kleinen volkstümlichen Büchlein, das er den deutschen Soldaten widmet, unter gleichem Titel niedergelegt. Die Frische, Ursprünglichkeit und gedankliche Tiefe der Darstellungskraft Hedins, eine Vereinigung, der man selten begegnet, machen die Schilderungen von der größten und tragischsten Katastrophe, die je das Menschengeschlecht heimgesucht hat, schon rein als Lesestoff äußerst wertvoll, sodaß dem Buch eine große Verbreitung unter allen Kulturvölkern bei dem internationalen Ruf Sven Hedins sicher ist. Sodann aber wird die ethische Kraft und Wahrhaftigkeit des Mannes auch den Widerstrebenden belehren, was von den Verleumdungen der Feinde Deutschlands zu halten ist; es weht solch ein Geist der Schlichtheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in seinen Worten, daß selbst die Böswilligkeit nicht wagen wird, sie verdrehen zu wollen, und jedem von uns, der sein Volk liebt, steigt die Röte der Freude in die Wangen, so wahr und treu spiegelt dieser Bericht unser Volk wieder in seiner Treue, Kindlichkeit und Größe, mitten in blutigem Werk, und auf dem düsteren riesigen Hintergrund dieser Zeit, die ein Heldenlied dichtet, wie kein Sänger der Vorzeit, dreimal erschütternder als im gesegneten Frieden. Für das Bild des Deutschtums für die Liebe, mit der es erfaßt und geschaut ist, gebührt Sven Hedin der Dank unseres Volkes.



Sven Hedin auf dem Kriegsschauplatz, rechts Hofprediger Max Schmidt.

Johs. Höffner.

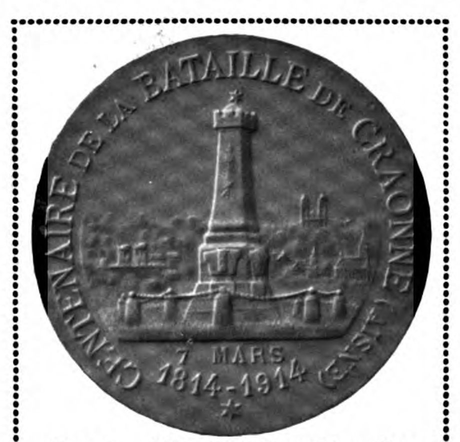
Craonne! Von Divisionspfarrer Hans Schütz.

Ein Beitrag zur „Ironie in der Geschichte“.

Eine kleine Medaille von einem Soldaten überbracht liegt vor mir. In Frankreich wurde sie für den 7. März vorigen Jahres geschaffen. Was für hochfliegende Gedanken mögen den Künstler beseelt haben, als er sie schuf für den großen Tag, der da oben auf der Höhe von Craonne im Departement Aisne die Vertreter Frankreichs sammelte, um den „glorreichen“ Sieg des Marschalls Drouot über unsern alten Marschall Vorwärts zu feiern und ihn kräftig der Nation in Erinnerung zu bringen!

Sie ist ein kleines wertvolles Kunstwerk, diese Medaille, so wie sie in der ganzen Welt nur französische Phantasie und künstlerische Gewandtheit schaffen kann; man kann sie nicht oft genug betrachten, immer neue Feinheiten entdeckt man auf ihr. Aus Bronze gegossen, zeigt sie auf der Vorderseite einen Turm, der kraftvoll und zugleich äußerst geschmeidig und kühn auf einem Postament sich erhebt: wie ein Fels, überdauernd die Stürme von Jahrhunderten! Ein goldener Stern krönt ihn, der an klaren Tagen zu den beiden Türmen hinüberleuchten soll dort rechts in der Ferne, die nichts anderes darstellen als die in diesen Tagen viel genannte und viel umbebte Kathedrale von Reims. Das Ganze umschließt dann die stolze, jubelnde Inschrift: Centenaire de la Bataille de Craonne (Aisne) 7 Mars 1814—1914.

Und nun die andere Seite! Düster zusammengepeitschte Wolken; auf ihnen daherfahrend: die „Gloire“, verkörpert in Frankreichs Schutzheiligen aus Domremy. Wenn man sie sieht, diese Jeanne d'Arc in dem fliegenden Gewande, mit dem überirdisch angespannten Gesichtsausdruck, in der rechten Hand das stets siegreiche Schwert, während die linke die Trikolore fest umspannt hält, versteht man, wie sie die Bataillone unter sich, deren Zahl ins Ungemessene zu wachsen scheint, zu unerhörten Taten entfachen konnte. Eine Welt voll Leben, voll Kraft und Kühnheit liegt gerade in dieser Schöpfung. Wie muß dies kleine Ding aus Bronze in den Märztagen vorigen Jahres die Herzen der Franzosen haben erzittern lassen da oben auf der Höhe von Craonne! Wie wird man sich nach zündenden Reden die Hände geschüttelt haben; wie die Trikolore geschwenkt, wie auch Tränen der Rührung vergossen, wie oft auch den Namen der Johanna genannt haben! Was die Höhen von Craonne damals in jenen Märztagen gesehen haben, als Drouot den Schlachtruf ertönen ließ, das sollen sie bei passender Gelegenheit in unerhörtem Maße wiedersehen, wenn erst die Triple-Entente fertig gerüstet gegen das verhaßte Allemagne aufsteht: Allons, enfants de la patrie...!



Neue französische Medaille auf den Sieg bei Craonne im Jahre 1814.

Und nun — nach einem kurzen Sommer, während die Fundamente des Turmes auf der Höhe von Craonne noch trockneten und seine Fugen im heißen Sonnenstrahl noch leise knackten, während die Blätter der dort angepflanzten ersten Rosen heimlich fielen, kam der harte Schritt der eisernen Zeit: wieder einmal ein Stück Ironie in der Weltgeschichte mehr! Ich erinnerte mich, während ich einsam auf der Höhe von Craonne vor dem von unsern Truppen gänzlich zusammengeschossenen Turm stand, in dessen Schutt aus einer Messingkapsel in Menge Zentenarmedaillen kullerten, einer ähnlichen Erinnerungsfeier Frankreichs in einer vielgenannten Stadt des Elsaß, wo einst Wicht Blumenthal residierte. Dort steht in einem kleinen Hain inmitten wohlgepflegter Beete ein glänzendes Denkmal von Auguste Bartholdi geschaffen, dessen Ruhm die „Freiheit“ im Hafen von New York ja begründete und das von Durchreisenden seiner Eigenart wegen viel bewundert wird. Es stellt in Überlebensgröße den General Bonat dar; zu seinen Füßen in dem so sprechenden Sandstein meisterhaft ausgeführt ruhen träumend und versonnen vier Gestalten aus den Erdteilen, die er siegreich betrat. Ich habe in einer Urkunde gelesen, daß auch damals bei Enthüllung dieses Denkmals, zu dessen Zustandekommen die Mutter des Künstlers in letzter Stunde ungenannt noch eine stattliche Summe beitrug, viel hohe Würdenträger Frankreichs von der Armee und der Marine in goldstrotzenden Uniformen sich einfanden und kühne Worte sprachen von der endlichen Heimat unseres teuren Elsaßlandes an Frankreichs Hand. Wenige Monate später dann der totale Umschwung: die Verlobte war wieder zu ihrem rechtmäßigen Bräutigam zurückgeflüchtet! — Nun ganz so liegt bis zur Stunde die Sachlage noch nicht; wir sind noch nicht am Ende dieses gewaltigsten aller bisherigen Kriege, aber immerhin, was dort auf der Höhe von Craonne geschah und einst von berufener Seite für das deutsche Volk dargestellt werden wird, soll uns ein glückverheißender Bote sein des Ausganges der schweren Tage, den wir alle hier im Felde mit der Heimat voll Vertrauen auf unsere gute Sache und unser herrliches Heer und seine großen Führer bestimmt erwarten.

Der Ort Craonne, ein Städtchen mit 2000 Einwohnern, die jetzt in Frankreich zerstreut sind und denen man noch häufig heimatlos auf der Landstraße begegnet, liegt in Trümmer und in Schutt. Selten mag es in diesem Kriege ein traurigeres Bild geben wie es diese Stätte bietet. Von dem Turm ist, wie bereits erwähnt, nichts mehr vorhanden. Aus strategischen Gründen mußte er hinweg. In einer dunklen Herbstnacht, punkt vier Uhr morgens, gelang es unsern Pionieren, ihn mit lautem Getöse in die Luft zu werfen. Er muß auch pfuscherhaft schlecht aufgebaut worden sein, denn mit Unwillen und mit Lachen erzählte nachher der die Sprengung vorbereitende Offiz'er: „Wir hatten eigentlich nur wenig Arbeit, Sprengloch und Kanal waren schon von selbst durch Risse in das Ding gekommen.“ Kein Haus ist mehr erhalten; in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Als wir an einem trüben Oktoberabend zu zweien durch dieses tote Städtchen, dies „Messina“ Frankreichs, wie es jemand genannt hat, hindurchritten, war kein weiteres Geräusch zu hören, als das Aufklatschen der Hufe unserer Pferde auf das Straßenpflaster, das besät war mit Splittern von Rimailhogeschossen und mit viel hundert Ausbläsern. Durch die ausgebrannten Fenster der rauchgeschwärzten dachlosen Häuser jagte der Herbstwind welke Blätter, hin und wieder stieg eine Rauchwolke aus dem Schutthaufen in die abendliche Luft; da und dort in den zerstampften Gärten ein kleiner Hügel, ein Helm darauf, davor eine zerschlagene Weinflasche als Vase für die geringen Blumen der letzten kameradschaftlichen Liebe und zu Häupten zwei zur Kreuzform zusammengebundene Stöcke. Ein Frösteln überkam uns an der Stätte dieser Verödung. Verklungen die Siegesgesänge von 1814, verklungen die Lieder vom vorjährigen Märztage. Es ist anders, ganz anders gekommen als man es gedacht hatte. Voll Schmerz und Gram sind die Gesichter der Franzosen erfüllt, an denen wir bisher als Sieger vorüberkamen. Wenn wir später einmal jene kleine Zentenarmedaille in unserer Vitrine liegen sehen, dann werden jene Tage von Craonne uns allen, die wir lange Wochen davor gestanden haben und mitten dabei waren, lebhaft wieder vor Augen treten; sie wird dann laut zu uns reden und ein Menetekel sein. Die Ironie in der Weltgeschichte, sie stirbt niemals aus; ihr Hohngelächter wird der einzelne wie ein ganzes Volk letztlich hören müssen, wenn ihre Wesensart auf hohlen Schein, auf Ruhmgier und Prahlsucht eingestellt ist.

Sieg! Von Hermann Claudius.

Beim allerersten Tagesschein
— Seine soll die erste sein! —
Faßt er die Fahne mit zitternder Hand.
Sie warfen die Feinde aus dem Land.
Sein Sohn, sein Sohn, war auch dabei!
Hinaus nun, Fahne, schreie, schrei':

„Sieg! Sieg!“
Ob er noch lebt?
Einerlei, die Fahne schwebt!
Einerlei, das Land ist frei!
Flattre, Fahne, schreie, schrei':
„Sieg!“



Phot. Neue Photogr. Gesellschaft.

Der Kaiser bei den Siegern von Lyck (14. Febr. 1915).

Von Hans Benzmann.

Und unser war die Stadt nach heißem Ringen.
In wilden Rudeln aus den Toren dringen
Die Russen über Wiesen, Knick und Feld,
Von unsern Schüssen mörderisch umbellt.
Die Kavallerie setzt heftig ein und treibt
Und hetzt zu Paaren, was lebendig bleibt.
Hinrast die wilde Jagd! Das Schlachtfeld brüllt!...
Doch Winternebel bald die Ebene füllt
Und, von Granaten hier und dort zerrissen,
Die Flut verhüllt mit dämpfenden Kulissen. —
Indessen zieht die siegreiche Armee
Durch leergebrannte Straßen in die Stadt.
Ein Trümmerfeld, Schutt, Erde, Schlamm und Schnee,
Das ist die Stadt: ein Bild voll Graun und Weh!...
Und wer das schöne Lyck gesehen hat,
Dem kocht das Blut, dem preßt's das Herz zusammen...
Doch als wir kamen, lohten Siegesflammen,
Und wie getragen von Begeisterung
Zog Regiment auf Regiment daher
In stolzem Schritt, Reserve alt und jung,
Von Staub und Blut bedeckt Ostpreußens Wehr.
Grad als die elfte Landwehrdivision
Und ruhmgekrönt das Regiment Graf Roon
Mit den zerfetzten Fahnen durchmarschiert
Und die Ruinen auf dem Markt passiert,
Geht durch die dichten Reihen ein Erregen,
Und Fragen eilen einem Ruf entgegen,
Der aus der Ferne fliegt, gleich einem Sturm —
Und plötzlich hebt ein Glockenläuten an
Und jubilierend klingt's von Turm zu Turm —
Und in Gewißheit löst sich jetzt der Bann:
„Der Kaiser kommt!"... O Tag, o deutsche Seele!...
Schon blitzen durch die Reihen die Befehle —
Die Bataillone stehn in breiten Massen, —
Es rundet sich ein riesiger Menschenkreis,
Der hebt sich auf den Mauern zu Terrassen —
Den Kaiser sehn ist höchster Siegespreis!
Und alle Fenster sind besetzt, und die Ruinen
Leuchten von Leben und —
Plötzlich ist Er unter ihnen!...
Doch das Hurra, das eben ihn gekündet
Verrinnt und schweigt...
Und eine Stille ist's, als er die Hand
Ihnen entgegenstreckt und unverwandt
Und stark sein tiefer Blick auf ihnen ruht...
Und erst wie Wellen aus andrängender Flut
Löst der und dieser sich und greift des Kaisers Hand, —
Bis strömend die Flut der Liebe ihn umstand,
Ihn dicht umdrängt, ihn froh umbraust,
Ihn hebt, ihn wie ein Sturm umsaust —
Da leuchtet sein Gesicht in Sieg und Glück
In hoher Freude — und im Augenblick
Löst sich der ungeheure Drang
In einen machtvoll jubelnden Gesang —:
„Heil Dir im Siegerkranz!"...
Der Kaiser steht
Ergriffen, haupterhoben — hehre Majestät,
O Deutschlands Kaiser!... schwellend klingt das Lied,
Indes das ganze Heer singend vorüberzieht...
Und immer noch tritt Offizier und Mann,
Treten die Gruppen an ihn dicht heran
Und immer wieder wird des Kaisers Hand
Ergriffen...
Als er lächelnd ihnen sich entwand,
Winkt er noch lange ihnen freundlich zu, —
Denn immer noch klingt durch des Abends Ruh
Der Marschschritt — ohne Ende ist die Kraft,
Die Ungeheures hier aus Blut und Eisen schafft!...



Russische Artillerie. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Briefe aus der Belagerungszeit Lötzens.

Den 19. Dezember 1914.

Ein Teil der Einwohner ist fort, die hier in Lötzen gebliebenen befinden sich in verschiedenen Stimmungen. Man hört fast fortwährend Kanonendonner. Besonders in der Richtung Seehöhe geht's den ganzen Tag hart her. Jetzt, abends 6½ Uhr, während ich dieses schreibe, dröhnen die Fenster. Bei Seehöhe gelang es den Russen, durchzubrechen. Sie werden aber durch unsere bereitstehende Artillerie aufgehalten. Man hofft, daß es bald eine Erlösung gibt von Polen her. Mutter hat recht viel Arbeit mit unserer Einquartierung. Die drei Soldaten, darunter ein Feldwebel, fahren jeden zweiten Tag mit Lebensmitteln in die Schützengräben. Sie versorgen uns mit Brot, Petroleum und dergleichen; sonst wäre es schlimm, durchzukommen. Ein Ei kostet 25 Pf., ein Kohlkopf 30 Pfg., eine Wruke (Kohlrübe) 20 Pf. Auf den Markt kommt fast nichts. Fleisch ist manchen Tag nicht zu



Befestigungsarbeiten in Masuren. Phot. Hohlwein & Gircke.

haben; die meisten leben von Soldatenbrot. Es wird mir schwer, daß ich das Weihnachtsfest nicht in eurer Mitte feiern kann, doch ist es nötig, um der Arbeit willen hier zu bleiben. Vielleicht schafft Gott eine Änderung, daß ihr bald herkommen könnt.

* * *

Den 21. Dezember 1914.

Ich habe hier soviel zu tun, daß ich dir nur das Allernotwendigste besorgen und schicken kann. Mutter hat große Wäsche; auch kommen die Soldaten zu Mutter mit allen möglichen Anliegen. Da muß ich ihr das Kochbuch studieren helfen und dergleichen. Vergangene Nacht arbeitete ich bis 12 Uhr, die Fenster klirrten vom Donner der Kanonen, und als ich morgens um 4 Uhr aufwachte, ging es wieder an. Jetzt um $1^1/_2$ Uhr donnert es heftig bei Seehöhe. Unsere schweren Batterien sind jetzt bei der Arbeit, um die Russen aus der gewonnenen Stellung herauszudrängen. Sonst geht hier alles seinen Gang weiter, und man ist ganz gleichgiltig gegen das, was vorgeht. Montag bin ich, so Gott will, in Bogatzewen, also nur einige Kilometer von der Schlachtfront, von ihr durch den See getrennt. Den Kindern sende ich die kleinen Puppen mit, lege sie ihnen unter den Weihnachtsbaum. Der Herr segne und bewahre dich und die Kleinen in den Feiertagen.

* * *

Den 23. Dezember 1914.

Vor etwa einer Stunde bin ich aus Bogatzewen heimgekommen und will dir schnell einiges berichten. Herr B. ist bei der Bauleitung angestellt. Da er heute früh nach Bogatzewen fuhr, nahm er mich mit. Wir fuhren um 6 Uhr früh von Hause fort. Es schneit und friert, es ist so recht weihnachtlich. Von Bogatzewen nach Rydzewen ist für militärische Zwecke eine Brücke über den See gebaut. Durch die Postenkette kommt man ohne besondere Erlaubnis nicht durch. In Bogatzewen selbst wohnen noch alle Leute, sogar Flüchtlinge halten sich dort noch auf, die aber auf eine heute erschienene Aufforderung hin weiterziehen müssen. Das Gleiche gilt für den ganzen Befestigungsgürtel. So wohnen wir ganz von Eisen umsponnen und von feuerspeienden Kanonen umstellt. Über uns wacht Gottes Vaterauge; sollen wir da nicht sicher sein? — In Bogatzewen ist das ganze Dorf voll Soldaten, es wimmelt nur so von grauen Mänteln und bärtigen Gesichtern. Haus, Stall, Scheune, Schuppen, alles ist besetzt. Bei N. ist oben sogar ein kleines Revierlazarett eingerichtet. Es liegen acht Mann da, meistens erkältet und überarbeitet. Sie waren so dankbar für Lesestoff und einige ermunternde Worte. Die große Stube bei S. dient als Schlafraum, Eßzimmer, Wiegeraum für geschlachtete Hammel, Schweine, Rinder, Vorratskammer für Kolonialwaren, Liebesgaben und dergleichen. – Heute wurden 30 Hammel gewogen, zerhackt und verladen. Um $6^1/_2$ Uhr fuhren wir heim. Es ist sehr glatt, und unser Pferd kommt nur langsam vorwärts. Die Landschaft ist weiß, der See rechts grollt unheimlich und hat eine dunkelgraue Farbe. Ab und zu blitzen Leuchtkugeln auf. An uns vorüber reiten und fahren Soldaten und Offiziere. Kein Wind, kein Schneetreiben hält sie zurück. Still folgen sie den Befehlen. Man weiß nicht genug zu würdigen, was diese Männer für Opfer bringen. Da galoppiert an uns ein Fuhrwerk vorbei, hinten liegt ein scheinbar verwundeter Offizier in den Armen eines anderen. Man will ihn wohl im Lazarett noch retten. So wechseln die Bilder, jedes kann und will uns etwas sagen. Möchten wir auch so treu, so opferfreudig und so mutig für unsern himmlischen König streiten!

* * *

Den 27. Dezember 1914.

Soeben habe ich Kartoffelpuffer zum Abendbrot gespeist. Die Soldaten brachten Eier und wünschten dieses Gericht; es haben denn auch alle etwas abbekommen. Am heiligen Abend gab es neben anderen Besorgungen auch noch die Christbäume zu schmücken. In Ermangelung einer Tanne nahmen wir eine Kiefer, die mit dem alten Schmuck versehen ein wenig eigenartig aussah. Unsere Soldaten freuten sich sehr; sie brachten noch fünf andere herein. Es war eine recht schöne Feier; wir lasen in der Bibel, sangen Weihnachtslieder und beteten. Die Feiertage hindurch waren noch 2 Männer hier, die beide auf dem Sofa schliefen, so daß wir im ganzen 11 Menschen waren. Die ganze Nacht hörten wir Kanonendonner. Morgens um $6^1/_2$ Uhr gingen die Russen auf der ganzen Linie zum Sturmangriff vor. Von allen drei Seiten eine furchtbare Kanonade. Dazwischen hörte man die Maschinengewehre rattern. In der Dunkelheit sah man das Feuer der platzenden Granaten. Um 9 Uhr fielen sie in die Nähe der Stadt. Um 10 Uhr vormittags ging ich hinaus nach dem Bahnhof, um mir das Schauspiel anzusehen. In der Bahnhofstraße standen die Menschen gruppenweise und schauten ängstlich nach dem Bahnhof hin. Ich stehe gerade am Überweg, der nach der Dampfmühle geht, da kommt ein Ding uns fast über den Köpfen dahergesaust und schlägt etwa 300 Meter weiter in den Löwentin ein. Ein Geschoß schlug in den Kohlenschuppen des Bahnhofs und viele in den See. Hätten die Russen mehr nach rechts gehalten, dann wäre die Bahnhof- und Lyckerstraße arg beschädigt worden. Im See wurden viele Fische betäubt; und während noch die Geschosse im Wasser krepierten, ging so mancher mit Stecken bewaffnet ans Ufer und holte die angeschwemmten Fische heraus. Es waren darunter Hechte von seltener Größe. Der Bahnhof wurde nun geräumt, die Beamten holten auf Karren ihre Sachen schnell heraus, und alles wurde nach Bahnhof Boyen und Stürlack abgeführt.

Nachmittag hörte das Schießen aus den beiden großen Geschützen, die bis zur Stadt reichten, auf. Abends verlautete schon, daß die Russen überall schwer gelitten hatten. In den Stacheldrahtverhauen sollen sie haufenweise liegen.

Milken und Widminnen sind zwei wichtige Stützpunkte der Russen. In Schedlisken steht schwere Artillerie. Heute nacht soll es wieder losgehen. Unsere Soldaten sind stets zum Alarm bereit. Die Einwohner sind ruhig. Sollten die Russen ihr Ziel mehr auf die Stadt nehmen, so gehen wir einfach nach Boyen hinaus, bis sie ihre Munition verpulvert haben, und dann kommen wir zurück. Mit den gewöhnlichen Geschützen reichen sie nicht so weit, und die großen wird man schon zum Schweigen bringen. Sei ohne Sorge, wir können gut schlafen. Gefallene werden hier täglich beerdigt. Am ersten Feiertag lag in der Leichenhalle ein ergrauter Armierungsarbeiter. In der kalten Hand hielt er eine Quittungskarte und einen Postabschnitt über 50 Mark, die er zu Weihnachten an seine Frau nach Berlin gesandt hatte. Welch ein Bild! — Seine Frau und Kinder mögen noch nicht wissen, daß der Gatte und Vater in der Erde liegt.

* * *

Den 1. Januar 1915.

Wie schnell flieht doch die Zeit! Was wird uns das neue Jahr bringen? — frage ich mich oft. Die Lage hat sich hier bisher nicht geändert. Diese Tage hatten wir verhältnismäßig Ruhe. Es fallen jeden Tag einige Schüsse, aber das stört uns nicht. Doch meint man, es sei die Ruhe vor dem Sturm. Man ist auf alles gerüstet. Es wird streng gewacht über Post und Bahnverkehr.

Gestern abend fuhr eine Kolonne Armierungsarbeiter nach Hause. Auf dem Bahnhof wurden ihnen Taschen und Bündel nachgesehen.

Neulich ging ich mit Herrn S. nach dem 2 Kilometer entfernten Sulimmen hinaus. Wir fanden in den Häusern der beiden S. u. K. Armierungsarbeiter einquartiert. Die Möbel sind in der Scheune, die Zimmer mit Stroh belegt. Tagüber liegen sie da, und nachts arbeiten sie oft nur 600 Meter vor den russischen Stellungen. Durch Unvorsichtigkeit der Leute brach bei S. Feuer aus. Die eine Stube ist vollständig ausgebrannt. Zum Glück konnte das Feuer bald gelöscht werden. Durch unser Fragen erregten wir bei den Soldaten Verdacht; auf halbem Wege kamen uns zwei Mann hastig nach und verlangten Ausweise. Wir hatten keine mit, nach langem Verhandeln glaubten sie uns und ließen uns los. Unter Umständen hätten wir ein paar Stunden in Haft sitzen müssen.

* * *

Den 13. Januar 1915.

Soeben erfahre ich, daß man, um in die Stadt hineinkommen zu können, einen ganz genau vorgeschriebenen Passierschein haben muß. Sonst wird man vom Bahnhof überhaupt nicht in die Stadt hineingelassen. Zwei Gendarmen üben eine strenge Kontrolle; täglich müssen viele Personen aus diesem Grunde auf dem Bahnhof umkehren und zurückfahren. Sonst ist alles ruhig; man befürchtet aber, daß die Russen, nachdem Seen und Sümpfe zugefroren sind, erneute Versuche machen werden, hier durchzubrechen. Für uns ist das Gelände zu halten jetzt schwerer, als wenn die Seen offen sind. Wir vertrauen, daß uns Gott bewahren wird.

* * *

Den 15. Januar 1915.

Mittwoch abends ging ich zu Herrn S. Pastor E. soll da zur Nacht bleiben, um morgen in die Schützengräben zu fahren. Er kam mit Äpfeln, Decken und Schriften bewaffnet an. Auf dem Bahnhof kam er mit großer Mühe und durch Vermittlung des S., der die Wache kannte, durch. Donnerstag früh holte er vom Kommandanten einen Erlaubnisschein, die Postenkette passieren zu dürfen, und fuhr dann mit der Bagage ab. Die Russen waren an dem Tage still, und so kehrte er abends um 9 Uhr wieder nach Lötzen zurück. Freitag vormittag war ich mit Leutnant R. im Mutterhaus „Bethanien". Mit den vorwurfsvollen Worten: „Na lassen Sie sich auch mal sehen", wurde ich von einer Schwester empfangen. Ich mußte mich fast schämen, aber wo soll man auch nicht überall sein, und was nicht alles tun, und woher die Zeit nehmen? — Ich konnte nur kurz einige kranke Soldaten begrüßen und mußte versprechen, bald wiederzukommen.

Auf dem Kirchhof, der sich mit schwarzen Kreuzen immer

mehr bewaldet, wurden heute 3 Soldaten begraben. Zwei von ihnen waren ihren Verwundungen erlegen. Der dritte starb infolge einer Krankheit. Zwei junge Schwestern dieses Soldaten kamen soeben von der Bahn, um ihren Bruder noch zu sehen. Leider kamen sie zu spät, der Hügel war schon fertig, und sie konnten ihn nicht mehr sehen. Wie hart ist doch der Krieg!

* * *

19. Jan. 1915.

Es wird von der Kommandantur immer wieder darauf gedrungen, daß alle Fremden die Stadt verlassen sollen. Gestern ist eine Verfügung ergangen, daß alle Zivilpersonen sich einer zweimaligen Schutzimpfung unterziehen müssen. Wer sich nicht impfen läßt, muß aus der Stadt. Im Hause ist es jetzt ruhiger, unsere Einquartierung ist fort, Mutter atmet erleichtert auf. — Mittwoch war ich wieder in Bogatzewen. Man kommt jetzt nicht so leicht durch die Postenkette hindurch. Man muß vom Magistrat einen Schein haben, der ausweist, weswegen man den Ort verlassen will. Ich hatte Liebesgaben zu überbringen; mit Wollsachen und dergleichen bepackt, machte ich mich auf. Hinter der Festung kam ein leeres Fuhrwerk des Weges, das nahm mich mit, und noch ein Soldat setzte sich zu uns. So kamen wir ungehindert durch alle Posten hindurch.



Russische Schützengräben mit Brustwehr aus Sandsäcken. Phot. Hohlwein & Gircke.

Bogatzewen ist aus einem Dörfchen eine Garnisonstadt und Bahnstation geworden. Es wimmelt von Soldaten, wie in einem Ameisenhaufen. Bei S. ist die große Stube ganz belegt. In der Küche lagern etwa fünfzehn Mann, in der Bretterscheune im Fach fünfzig Mann, im Stall ebensoviel. Im Schweinestall ist ein Eckchen, wo sonst Wrucken lagerten, frei; das haben sich nun einige Soldaten mit Stroh zurecht gemacht und halten gute Freundschaft mit ihren vierbeinigen Nachbarn. Es ist furchtbar kalt. Die neu angekommenen Freiwilligen sind trotzdem in übermütiger Laune. Den Abend sah ich zum ersten Male Granaten in der Luft platzen. Man sieht eine Flamme aufleuchten und ein Wölkchen. Ein russischer Flieger warf am Dienstag hier eine Bombe ab, ohne Schaden zu machen. Donnerstag ging ich nach Lötzen zurück.

Heute haben die Russen wieder einen allgemeinen Angriff versucht. Es donnerte auf der ganzen Linie, von morgens an, und jetzt abends um 10 Uhr rattern die Maschinengewehre noch. Es werden wieder viele ihr Leben lassen müssen. Gestern war ich in Bethanien. Dort bin ich nun schon bekannt. Die Verwundeten nehmen dankbar den geistlichen Lesestoff an. Ein Sergant aus G., der, in W. in einer Bauernstube stehend, den Kampf beobachtete, bekam einen Schuß in den Leib und wird von seiner Frau gepflegt. Bei den jungen Leuten findet man nur den einen Gedanken: „Zurück ins Feld!“ Ein siebzehnjähriger strammer Soldat, der nur drei Tage im Felde war, wurde so verwundet, daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Sein größter Schmerz ist nun, daß er nicht mehr ins Feld ziehen kann. Die Impfgeschichte scheint nicht recht in Fluß zu kommen, da sich viele dagegen sträuben.



Deutsche Truppen in Marggrabowa. Phot. Hohlwein & Gircke.

Den 31. Januar 15.

Die Verhältnisse sind hier unverändert, eher verschärft. Ihr würdet ohne weiteres garnicht hereingelassen.

Herr H. war Mittwoch hier; ich hatte Not, ihn hereinzubekommen, trotzdem er mancherlei Ausweise hatte. Vom Bahnhof wurden wir unter Polizeiaufsicht zur Wache geführt. Endlich bekam er für 18 Stunden Erlaubnis hier zu bleiben. Die Kaisergeburtstagfeier war sehr schön. Wir treiben eine rührige Schriftenmission, könnten noch mehr tun, wenn wir die Mittel hätten. In diesen Tagen wird sich wohl manches ereignen, der Personenverkehr ist nämlich für 10 Tage gesperrt. Möge Gott uns die Freiheit bald wieder geben. — Von dem letzten Kampf haben wir nicht viel gehört, weil er von Infanterie ausgeführt wurde.

Im übrigen geht es uns, Gottlob, gut. Man hat sich an alles gewöhnt. Auch das Schrecklichste verliert sein Grauen, wenn man ihm mutig ins Auge sieht.

* * *

Den 2. Februar 15.

Der Krieg ist so reich an Ereignissen, oft der tragischsten Art. Es liegt alles so nah beieinander, Leben und Tod. Alles drängt so schnell vorwärts. Soeben kamen zwei Damen aus Mecklenburg, um den Gatten und Schwager zur letzten Ruhe zu begleiten. Ich habe den lieben Heimgegangenen selbst kennen und schätzen gelernt. Von seinen Kameraden war er sehr geliebt und hatte sich auch das Eiserne Kreuz verdient. Er war immer frisch und fröhlich und ermunterte andere zum Ausharren. Auf einem Posten in Upalten bekam er einen Bauchschuß und ging den nächsten Tag heim. Er hinterläßt eine Frau und sechs Kinder. Der älteste Sohn, 17 Jahre alt, trat gestern als Freiwilliger ins Heer ein.

Es kommen viele Soldaten, es heißt: der Angriff solle heute Nacht beginnen. Möge Gott uns gnädig sein! Mittwoch bis Mittag wurde tüchtig geschossen, dann hörte es allmählich auf. Es setzte ein Schneesturm ein, und nun liegt auf dem Felde viel Schnee. Das wird für die geplante Ofensive nicht sehr dienlich sein. Leutnant R. meldete sich heute mit seiner Braut an. Ich blieb zu Hause und erledigte viele Briefe, die leider alle zehn Tage auf der Post liegen bleiben sollen, wie ich eben hörte. Die Einwohner haben fortwährend Einquartierung, welche viel Arbeit macht. Auswärtige Mädchen werden nicht in die Stadt hineingelassen, es ist gar keine Hilfe zu bekommen. Die Kaufleute machen glänzende Geschäfte, es wird alles bar bezahlt und nach dem Preis nicht viel gefragt.

Heute wurde mit der Impfung begonnen. Morgen geht es weiter, immer straßenweise, bald kommen wir an die Reihe.

In Schwiddern saß ein Bauer mit seiner Frau, zwei Kindern und einem Schachtmeister beim Mittagessen. Plötzlich schlug eine russische Granate in das Haus und tötete sie alle. Donnerstag war ich in Bethanien. Ich fand noch viele Bekannte von meinen früheren Besuchen vor. Heute abend sollen alle, die irgend können, weitergeschafft werden, um frisch Verwundeten Raum zu machen.

Während ich jetzt um elf Uhr abends schreibe, kämpfen unsere tapferen Truppen bei Upalten. Man hört das Arbeiten der Gewehre. Die russischen Scheinwerfer sind auch tätig. Es ist empfindlich kalt draußen. Hilf, Herr Gott, in diesen Tagen zum Sieg! Heute Sonnabend findet die Kriegstrauung des Leutnants R. in der Kapelle in Bethanien statt. Einige Bekannte und ich sind die Hochzeitsgäste. Die Schwestern sangen ein Lied. Herr Pfarrer B. sprach über den vom Brautpaar selbstgewählten Text Jes. 43, 1—2.

Während wir abends bei H. die Hochzeit gemütlich feierten, donnerten fortgesetzt die Kanonen, so daß man glauben konnte, die Kugeln schlügen am Bahnhof ein. Heute ging es den ganzen Tag ebenso. Gestern hörten wir, daß unsere Truppen bei Johannisburg durchgebrochen wären, 3000 Gefangene gemacht und einige Geschütze erbeutet hätten. Heute Dienstag geht die Post, da möchte ich diesen Brief abschicken. Die Russen sitzen in der Falle, sie werden versuchen, durchzubrechen, möglicherweise nach hier. Man macht sich in der Stadt auf alles gefaßt. Vormittags sahen wir ein schönes Manöver in den Lüften. Über den feindlichen Stellungen kreiste ein deutscher Flieger. Den beschossen die Russen mit Schrapnells; rechts und links, oben und unten von der Taube sah man die kleinen weißen Wölkchen der krepierenden Geschosse. Der Flieger gab verschiedene Signale, warf auch einiges hinunter und kehrte wohlbehalten wieder zurück ins Lager. Nun Gott wird walten, Ihm vertrauen wir.

* * *

Den 12. Februar 15.

Es ist eine Freude, in einer so bewegten Zeit zu leben, abgesehen von den Wunden, die der Krieg schlägt. Gestern Abend noch ein Donnern, Blitzen und Leuchten, der Himmel gerötet vom Feuerschein brennender Häuser, daß man glauben konnte, die Welt ginge unter und heute, — eine friedliche Stille, eine Ruhe . . .

Gestern noch ein ungewisses Bangen und Fragen, und heute, ein Gefühl der Freude. Die Gemüter sind von zentnerschwerem Druck befreit. Die ersehnte Erlösung ist da! Gelobt sei Gott! — Man möchte jauchzen und weit und hell hinausrufen, daß der Feind im Rückzug begriffen ist. Eigentümlich, wie das einem so nahe geht; es greift so tief ins Seelenleben. Ich bin so dankbar, dieses alles hier durchzumachen. Ich möchte diese Erlebnisse nicht missen, es ist so eine gute Schule für uns alle. Ich wünschte, du wärst hier und könntest alles miterleben. Gott ist uns sehr, sehr gnädig, das fühlen wir hier an der Grenze ganz besonders. Heute Rückzug auf der ganzen Linie. Der Feind ist schon von Widminnen nach Lyck geflüchtet, dort soll er schon auf recht schwachen Füßen stehen. Morgen soll ein Zug mit Pionieren nach Widminnen gehen. In Jucha stehen unsere Soldaten schon auf Vorposten. In den nächsten Tagen werden wir überraschende Telegramme lesen. Heute sahen wir mehrere Trupps Gefangene aus den Schützengräben kommen. Wie die Vagabunden sahen sie aus, mit Säcken als Tornister auf dem Rücken und in allerlei Decken und Lumpen gehüllt. Ihre Gewehre, denen allerdings die Schlösser herausgenommen sind, mußten sie selbst tragen. Die hier schon länger gefangen gehalten werden, haben sich wenigstens schon erholt. Es ist doch ein anderes Leben, seit der Druck der Russen weg ist. Die Einwohner atmen nach der wochenlangen Einquartierung erleichtert auf und fangen an, eine gründliche Generalreinigung zu halten. Freilich macht sich auch der Mangel an Lebensmitteln fühlbarer. Brot, Fleisch und dergl. hatten die Soldaten herbeigeschafft. Jetzt kostet ein Pfund Bauchspeck 2 Mark, ein Ei 20 Pf. usw. Heute sind unsere Truppen schon in Lyck.

* * *

Den 15. Februar 1914.

Kaisertag in Lötzen.

Schon vor einigen Tagen ist der Kaiser auf dem östlichen Kriegsschauplatz eingetroffen. Man hörte, daß er unser durch die vergebliche Belagerung der Russen berühmt gewordenes Städtchen besuchen würde, und heute vormittag 10 Uhr ist er mit dem Zuge hier eingetroffen. Es begann nun eine ganze Völkerwanderung, soweit sich Menschen frei machen konnten. Gegenüber der Bahnhofstraße, am Kirchhof und die Lyckerstraße entlang stellten wir uns auf. Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, kamen 6 Autos vom Bahnhof her angesaust und fuhren zu den russischen Stellungen nach Kosuchen. Ein begeistertes Hurra grüßte die vorbeisausenden Wagen. Nun ging das Raten los, in welchem Auto wohl der Kaiser gewesen war. Jeder glaubte ihn gesehen und erkannt zu haben. Ich habe ihn nicht erkannt, trotzdem ich ganz in der Nähe stand. Um ½1 Uhr waren sie wieder zurück. Wieder sah ich sie vorbeisausen, ohne den Kaiser erkannt zu haben. Jetzt fuhren sie zum Bahnhof. Wir gingen dorthin nach und sahen den Sonderzug, etwa 10 Wagen, stehen und darin die Offiziere, unter ihnen auch den Prinzen. Der Kaiser saß etwa in der Mitte des Wagens am 4. Fenster, wenn er sich herüberneigte, dann konnten wir seinen Kopf gut sehen. Rechts von ihm saß anscheinend sein Leibarzt, mit dem er sich rege unterhielt. Unser Kommandant, Oberst Busse, war auch dabei. Etwa eine Stunde dauerte das Essen. Dann erhoben sich alle, begaben sich ins Ankleideabteil, und nun merkten wir, daß sie herauskommen würden, um die Autos zu besteigen.

Wir eilten schnell an den Bahnhofseingang, wo die Kraftwagen bereit standen. Hier stellten wir uns etwa 10 Schritt vom kaiserlichen Auto, das ganz dicht vor der Treppe stand, auf. Es war einfach feldgrau gestrichen und unterschied sich durch nichts von den andern. Bald kam der kaiserliche Leibdiener, ein in den dreißiger Jahren stehender ernst aussehender Mann. Er sprang in den Wagen, legte Decken und Pelze zurecht. Da kam auch schon der Leibarzt und hinter ihm her in grauer Felduniform der Kaiser. Auf dem Kopfe hatte er einen Schützer, wie ihn alle Soldaten tragen, und darauf einen bezogenen Helm. Als er sich setzte, hüllte ihn der Diener in Pelze und Decken ein. Der Kaiser sah wohl aus, nicht so hager und alt, wie man ihn jetzt auf den Bildern sieht. Er war sehr ernst gestimmt, und es hatte den Anschein, als wenn ihn die ganze Umgebung nichts anginge. Kein Lächeln, kein Winken, seine ganze Haltung ruhig, als wenn er sagen wollte: „Keine Zeit für solche Dinge."

Nur beim Abfahren grüßte er — und fort ging's nach Widminnen und Lyck zu. Es bestehen doch eigentümliche Verbindungen zwischen Kaiser und Volk. Die Polizei hatte große Mühe, die Menge zurückzuhalten. Als der Kaiser sich zeigte, stürmten sie alle vor mit brausendem Hurra, dem Wagen entgegen, garnicht darauf achtend, daß er sich in Bewegung setzte und die andern folgen wollten. Am liebsten hätten sie dem Kaiser die Hand gedrückt.

Gott erhalte unsern geliebten Kaiser. Er segne und schütze ihn vor allen Feinden. Unter seiner Führung werden wir siegen und den Feind schlagen, aber Gott allein sei Ehre.

Gestern war abends Herr F. gekommen. Er war

Beim Abkochen. Phot. Hohlwein & Gircke. 

mit der Kolonne in Widminen gewesen, und berichtete darüber. Also: Widminen ist fast ganz abgebrannt, mit Ausnahme einiger Häuser. Zu diesen Ausnahmen gehört mein Vaterhaus. Die Häuser an der Chaussee nach Masuchowken sind auch verschont. Die Russen haben zwischen den einzelnen Ortschaften Feldbahnen angelegt.

Viel Holz und Munition, zwei 32-cm Mörser, ungebraucht, sowie alle Feldbahngeleise blieben dort und wurden von uns in Besitz genommen. Die beiden großen Geschütze sollten in den nächsten Tagen in Tätigkeit treten. Die Russen hatten auch an verschiedenen Punkten unterminiert und wollten sprengen. Man sagt, wäre unser Angriff zwei Tage später erfolgt, dann wären wir wohl nicht mehr in Lötzen. Gott sei Dank für seine Leitung!

Der Kaiser ist heute noch hier. Gestern war er in Lyck und hielt auf dem Markt, am Denkmal, eine Ansprache an die Truppen. Dabei soll er mit entblößtem Haupte gestanden haben. Ein begeistertes „Deutschland, Deutschland über alles“ wurde zum Schluß gesungen.

Als Geschwaderpfarrer auf der „Gneisenau“. Feldpostbriefe von Hans Rost.

II. Die Seeschlacht bei Coronel. Bei den Deutschen in Valparaiso.

Südliche Halbkugel, den 12. November 1914.

Liebe Eltern und Geschwister!

Zwar weiß ich nicht, wann wieder Post geht, noch viel weniger, ob sie euch erreicht, aber damit der Postschluß nicht wieder so überraschend kommt, will ich schreiben.

Sicher lauert ihr schon darauf, meine Eindrücke vom Gefecht zu hören. Ich schrieb euch am 3. November, wie überraschend der 1. November zum Gefechtstag wurde, wie eigen dieses preußische Reformationsfest 1914 verlief.

Schon früh hieß es: „Leipzig“ ist abgeschickt worden, einen Segler auf Konterbande zu untersuchen, den wir gesichtet hatten. Wir waren vorher in Kiellinie gefahren, alle Kreuzer zusammen: „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“, „Nürnberg“, „Dresden“; die Reihenfolge weiß ich nicht mehr, doch führte das Flaggschiff. Wir fuhren mit südlichem Kurs; bald darauf wurde bekannt, daß der Segler chilenische Flagge gezeigt und gemeldet hätte, er habe Holz geladen, worauf Leipzig ihn laufen ließ. Manche waren unzufrieden. Man hätte ihn genau untersuchen, mindestens aber festhalten müssen, damit unsere Anwesenheit an der chilenischen Küste nicht vorzeitig bekannt würde, hieß es. — Sonst hatte uns bisher bloß ein Segler dicht hinter den O.... Inseln getroffen, aber der konnte noch lange nicht da sein.

Plötzlich kommt eine neue Nachricht, die viel Freude auslöst: „Titania“ unser Begleitdampfer, der zum Kreuzergeschwader gehört und „Schlachtschiff Titania“ genannt wird, meldet durch F. T. (Funken-Telegraphie), daß er einen Segler mit Cardiff-Kohle angehalten habe, und fragt, was geschehen soll. — „Titania“ war von uns zum Beobachten ausgeschickt worden.

Alle erzählen sich von den Taten des „Schlachtschiffes Titania,“ das in Wirklichkeit nur eine kleine Bootskanone hatte. Das Hallo in der Messe habe ich leider nicht gehört, als diese Nachricht ankam. Da ½11 Uhr Gottesdienst sein sollte, saß ich in meiner Kammer über meiner Predigt, die mir diesmal besonderes Kopfzerbrechen machte.

Nach der Kirche höre ich dann die Ereignisse des Vormittags, auch daß wir einen englischen kleinen Kreuzer abfangen wollen, der bei Coronel kohlen soll. — Aber nach den bisherigen „Unternehmungen“ habe ich es nicht eilig, meine Kirchensachen zu verstauen. Vor dem andern Morgen erwarte ich nichts; auch wird man mit der Zeit gleichgültig und ruhig gegen Alarmnachrichten. Bisher war ja noch nie ernster Widerstand gefunden worden.

Also lasse ich zunächst den Talar ruhig ins Spind hängen und mache mich wieder ans Studium von Schiemanns prächtigem Überblick „Deutschland und die große Politik 1912.“

Da plötzlich Alarm, etwa 4.30 nachmittags. Ich denke nur ans Packen und Verstauen. Um 4 Uhr 50 Minuten bin ich halbwegs fertig und gehe auf den Gefechts-Verbandsplatz. Gesehen habe ich vom Feind noch nichts; ich höre nur, daß er kaum erst zu sehen ist, daß er scheinbar ausweicht — in Wirklichkeit sammelt er wohl nur; ich setzte also mein Packen fort.

In der Eile habe ich vergessen, Gummischuhe anzuziehen, wie ich sonst stets getan habe, weil die Decks alle der Feuersgefahr wegen unter Wasser gesetzt werden. Also „nasse Füße“! Na, das läßt sich nun nicht ändern. — Ich verstaue noch die wichtigsten Bücher, weil ich denke, meine hochgelegene Kammer kriegt sicher etwas ab. — Dann an Oberdeck, um Ausschau zu halten. Richtig, das schöne feindliche Geschwader in Kiellinie. Vier Schiffe: „Good Hope,“ „Monmouth“, „Glasgow“, „Otranto“. — Wir sind bloß drei: „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“, da „Nürnberg“ und „Dresden“ abgeschickt sind, Segler und Dampfer anzuhalten.

Ich bin wohl etwas unruhig, achte nicht auf unsere Schiffe und habe keine Erinnerung, was um mich her vorging. Ich weiß nur noch, daß es im Schiff riesig dunkel ist, da die Notbeleuchtung noch nicht überall brennt, und beobachtete, daß

das meiste planmäßig und exerziermäßig vor sich geht. Eine fieberhafte Arbeit überall, überall ein Rennen, Schaffen, Arbeiten, Boote werden „festgezurrt“, die Panzerblenden der Seitenfenster werden vorgemacht, unten im Schiff: Munition wird gemannt. Jeder ist auf seinem Posten, jeder tut seine gewohnte Pflicht, gleichmäßig und ruhig. Einmal sah ich den Adjutanten: er suchte den leitenden Ingenieur. Später geh' auch ich einmal in die Mittelmaschine hinunter. — Auch da volle Ordnung und Ruhe, noch viel mehr wie oben, weil hier ja nichts wegzuräumen, anzubringen, anzuzünden ist. — Über das Gefecht darf ich nur ganz wenig sagen. Also 5 Uhr 40 seh' ich mir mal den Feind an, wie er stolz in Kiellinie daherfährt, gleich drauf, nachdem ich mich nun endlich ins Zwischendeck begeben habe, läuft durch die Melderkette der Ruf „Ferngefecht an Steuerbord“, ein Zeichen, welche Seite Gefechtsseite und welche die Feuer-Leeseite werden wird. Die Apparate messen die Entfernung zum Feinde, und dann laufen die Entfernungen durch die Melderkette, immer in 100 m gemessen. Auch das wie bei den gewöhnlichen Übungen, laut und deutlich weitergegeben: 120 Hundertmeter, 112 H.-M., 98 H.-M. usw.

6 Uhr 36 zeigt meine Uhr, da höre ich zwei Schüsse. Wer hat geschossen? Der Feind oder „Scharnhorst“? Gleich drauf donnern unsre Geschütze. Spannung. Wann kommen die feindlichen Granaten? Wann schlägt's ein? — Minuten werden da lang, wenn man selbst nicht durch Arbeit abgelenkt wird. Vor Beginn des Gefechts hol' ich noch Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten, um mir dort die feindlichen Schiffe und ihre Kanonen anzusehen. Wir sind wohl etwas stärker. Auch die andern Gefechtsverbandsbrüder interessieren sich für die Angaben, die Ärzte, der Stabszahlmeister, der Kriegsgerichtsrat so gut wie der Barbier und die beiden Bettkranken, die auf den Hauptgefechtsverbandsplatz heruntergetragen sind, weil das eigentliche Lazarett unter der Kommandobrücke zu wenig kugelsicher ist. — Mündlich kann ich euch — will's Gott — noch viel erzählen. — Nach einigen Minuten geht durch die Melderkette der Ruf: „Ein feindliches Schiff brennt“ — dann: „Zwei feindliche Schiffe brennen“. — Wie soll ich euch beschreiben, welche Gedanken einem da durch die Seele ziehn! Freude und Dank, Hoffen und Sorgen; in einem Augenblick jagen die verschiedensten Empfindungen auf einmal blitzartig durch die Seele — dann mechanisch ein Blick auf die Uhr, da alles Schätzen von Zeit unmöglich geworden. — Es war ein großer Augenblick, eine große Stunde. Aber als wir am Abend nach der Schlacht alle ganz ruhig in der Messe saßen, wußte Keiner von uns viel zu sagen. Es war wie ein Traum. Nur das spürte jeder, eine große Stunde war gewesen, in der uns Gott gnädig behütet hatte. —

Nun ein ganz anderes Bild:

Ich war unmittelbar nach der Schlacht bei starkem Schlingern des Schiffes gefallen, hatte mir die rechte Hand verstaucht und konnte unmöglich am 3. November in Valparaiso an Land; sonst hätten mich alle Reporter und alle Deutschen als Verwundeten erdrückt. — Dafür führte ich einige Besucher an Bord, u. a. die Familie des Vertreters von der A. E. G., eines Herrn Roch. – Schön war's, mal wieder gebildete Zivilisten und Damen zu sprechen, schön war's. frische deutsche Buben zu sehn, die einen ausfragen, daß man krank wird. — Dabei man viel gute Nachrichten hörte über Europa und manches Interessante über das Deutschtum hier draußen. — Von einem deutschen Herrn — Namen versteht man ja nie — hatte ich gehört, daß Frau Roch Deutsch-Chilenin sei; bei dem blonden Haar ihrer beiden Mädels mußte ich doch mein Erstaunen zum Ausdruck bringen. Ich fragte, wie lange ihre Familie schon in Chile sei, und erfuhr, daß ihr Großvater, der Urgroßvater der Kinder, 1848 Vertreter des Kreises Kalau in der Paulskirche zu Frankfurt gewesen war und infolgedessen die Heimat hatte verlassen müssen. — Die Kinder waren also schon die dritte Generation, die in der Fremde geboren war aber noch ganz deutsch. — Auch in Nord-Amerika sind die Familien von 1848 und 1866 diejenigen, die nach meiner Erfahrung am stärksten das Nationalgefühl festgehalten haben. —

Herrn Roch fragte ich über die Stimmung in Chile und über die wirtschaftliche Lage. — Letztere ist sehr schlecht. — Chiles Ausfuhr besteht zu drei Vierteln in Salpeter im Wert von jährlich 200—250 Millionen Mark. Die Hauptabnehmer sind England und Deutschland. Diese Ausfuhr ruht, und damit hat der Staat seine Haupteinnahmequelle verloren. Infolgedessen gilt Steuererhöhung, energisches Sparverfahren im Staats- und Kommunalwesen (z. B. Schließung von Elektrizitätswerken), starkes Fallen des Papiergeldes. —

Sehr interessant ist die Stellung zu den kriegführenden Parteien. Die chilenische Marine hat viel Beziehungen zu England (englische Instrukteure, in England gebaute Schiffe), ist daher englandfreundlich. Die Armee hat deutsche Instrukteure gehabt, ist also deutschfreundlich! In einem Offizierskasino soll's einmal sogar zur Keilerei zwischen beiden Parteien gekommen sein — so erzählt man wenigstens. — „Das Deutschtum Valparaisos macht einen sehr guten Eindruck“, das war das allgemeine Urteil bei uns. — Charakteristisch für ein Volk ist ja immer seine Presse. „Sieh, was einer für eine Zeitung liest, dann kennst du ihn.“ Einige Zeitungsnummern schicke ich heute wieder an Euch. —

Die deutschen Zeitungen stehen vollkommen im Zeichen des Krieges. Der Krieg stärkt auch im Ausland das nationale Bewußtsein: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“ —

Am meisten gefallen hat mir, daß drei deutsche Vereine in der Zeitung anzeigten, daß für die Zeit des Krieges die Klubräumlichkeiten allen Deutschen unentgeltlich zur Verfügung ständen. —

Am 3. abends war kurzes Beisammensein im Klub. Der Admiral, der Gesandte, der Generalkonsul sind da. Ich aber ja leider nicht. — Einer unserer Offiziere, Oberleutnant L., war ohne große Lust hingegangen und kam begeistert, fast mit Tränen in den Augen, zurück. — So stimmungsvoll herzlich sei alles gewesen; und kein häßlicher Bierpatriotismus. —

Erst am 4. November früh ging ich etwas an Land spazieren. Einige Besorgungen, u. a. eine kleine Auswahl von Schillers Gedichten, dann muß man wieder an Bord. Mit etwa 50 neuen Kriegsfreiwilligen und Reservisten verlassen wir um 11 Uhr vormittags den Hafen, nachdem wir 24 Stunden drin gelegen hatten. Gekohlt hatten wir nicht, nur Proviant übergenommen, vor allem frische Kartoffeln!

Seit 4. November sind wir wieder verschollen, bloß „Leipzig“ und „Dresden“ sind am 14. in Valparaiso gewesen. Alle Schiffe durften ja nicht auf einmal nach Valparaiso.

An Arbeit hat's die letzte Zeit nicht gefehlt:

Samstag, den 14. November, auf „Nürnberg“ Vortrag über Körner.

Samstag, den 15. November, Vormittag Dankgottesdienst und Vereidigung auf „Gneisenau“. Nachmittag Gottesdienst.

Montag, den 16. November, Vormittag auf „Scharnhorst“ Bestattung eines Matrosen, der am 15. abends beim Kohlen tödlich verunglückte.

Bußtag, den 18. November, „Gneisenau“ Gottesdienst“.

Totensonntag, den 22. November, Vormittag Gottesdienst auf „Scharnhorst“ und auf „Nürnberg“.

In acht Tagen sechs verschiedene Reden, manchmal bei schwieriger Bootsfahrt.

Am 19. November habe ich zum erstenmal das Bügeleisen geschwungen. Da unsre chilenischen Waschleute von Bord sind, wäscht der Bursche die Wäsche; gebügelt wurde sie nicht, bis ich mir am 19. Mut faßte und ein Rieseneisen ergriff, um eine blaue Hose, die nach dem Kohlen gewaschen worden war, aufzubügeln. Nachdem mir dies gelungen, hab' ich noch ein halbes Dutzend Taschentücher und ein halbes Dutzend weiche Kragen gebügelt, ferner einige Sporthemden. Das hättet ihr sehen sollen!!!

Ab und zu spiel' ich Schach, aber selten. In letzter Zeit gab's viel Zeitungen zu lesen.

Wie beneide ich euch um das, was ihr daheim Großes erlebt:

„Das Volk steht auf,
Der Sturm bricht los.“

Wir lesen's jetzt mühsam nachträglich in der Zeitung, diese große nationale Begeisterung, die Aufopferung, die Vaterlandsliebe. Das hätt' ich sehen mögen. Nur selten klagte ich den anderen gegenüber, die oft diesen Gedanken aussprachen, aber jetzt, wo ich das alles lese, ja wie klein war da unser Leben auf unseren schwimmenden Forts. Und was die Armee zu viel hat — das haben wir zu wenig: nämlich das Laufen. Wenn ihr mich sehen könntet, würdet ihr über meinen Schmerbauch staunen. Denn die Verpflegung ist tadellos, z. B. heut abend: „Labskausch“ und Faßbier, Tee und selbstgebackenes Graubrot. Sonntag abend gab's Spanferkel, dazu schönes Gemüse in Hülle und Fülle. Auch der Wein ist noch nicht ausgegangen. Allerdings lang gab's mal 14 Tage kein Bier, auch Frischfleisch und Kartoffeln waren zu Ende, wir mußten Dörrkartoffeln essen und Büchsenfleisch. Ebenso herrschte Mangel an Zigaretten, vor allem an Streichhölzern. Auch mit Wasser sollte gespart werden. Weingläser gab's für uns 43 Mann in der Messe noch 4. Als Likörgläser dienten Eierbecher usw. Jetzt geht's uns aber wieder besser.

Eins habe ich nicht erwähnt: den Untergang der „Emden“ und den Fall von Tsingtau. Am 12. kam wohl die erste Nachricht, aber wir hielten's für eine der vielen englischen Lügen. Arme „Emden“! Tapfres Tsingtau!!

Nun muß ich schließen. Weihnachtsgrüße sollen den Schluß bilden. Euch allen wünsche ich aus weiter Ferne recht gesegnete Weihnachten und möchtet ihr Grund haben, es fröhlich zu feiern, da es mit unserm Volk weiter vorwärtsgeht, fröhlich und dankbar trotz manchen Kummers, den ihr im eignen Heim oder bei Freunden und Verwandten erlebt. Viel werd' ich Euer gedenken! — Und dann glücklich hinein ins neue Jahr! Gott geleite euch und uns. Euer stets dankbarer Sohn und Bruder **Hans.**

Bismarck. Zu seinem 100. Geburtstag.

Von Joseph von Lauff.

Die Zeit stand am Tor, die Fäuste geballt . . .
Und durch die knospenden Hallen,
Da hörten die Eichen im Sachsenwald
Zwölf Schläge niederfallen.
Und als verzittert der letzte Schlag,
Verklungen das grausige Wecken,
Da hob sich aus steinernem Sarkophag
Der größte der irdischen Recken.

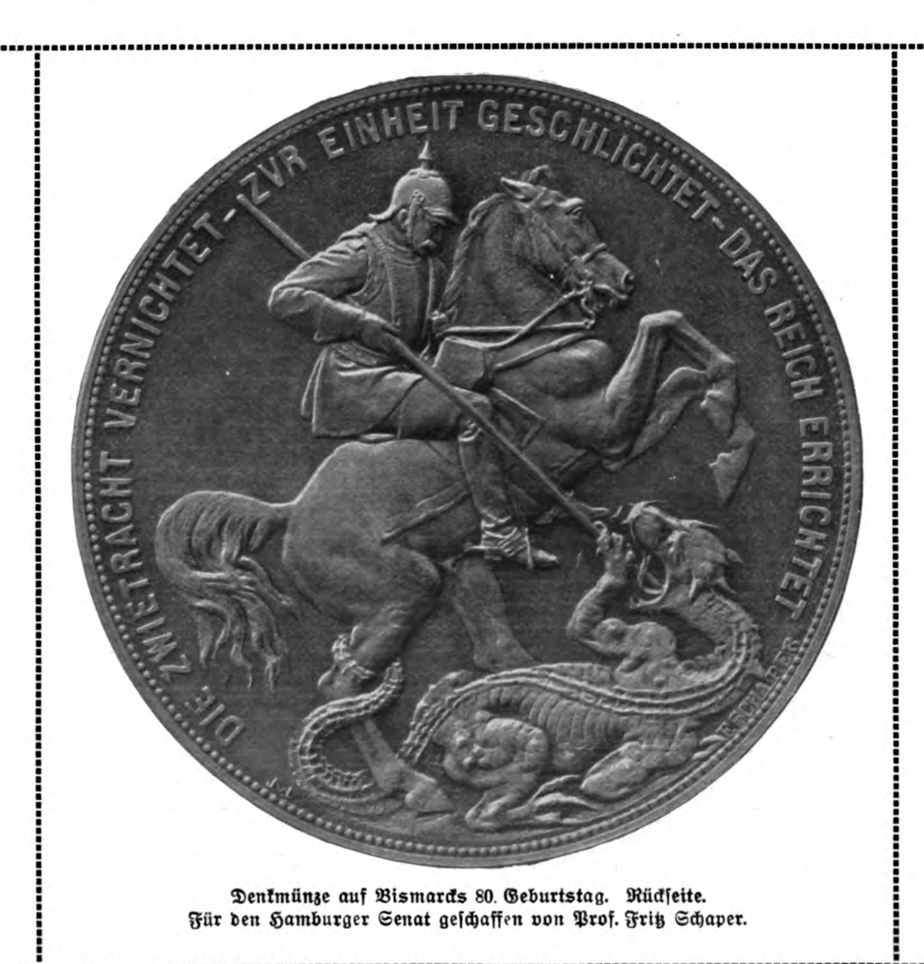
Unter buschigen Brauen der bohrende Blick
Umfaßte die dämmrige Ferne;
Den stählernen Helm über Stirn und Genick,
Berührte sein Scheitel die Sterne.
So stand er, gigantisch und ohnegleich,
Entstiegen den Grabesbanden,
So wie er vorzeiten für Kaiser und Reich
Im Leben auf Wache gestanden.

So stand er, die Faust um den Pallasch gepreßt,
Und hörte die Wölfe heulen
Und sah im tiefen Osten und West
Die lodernden Flammensäulen.
Ein zuckendes Feuer die weite Welt!
Alldeutschland umkrallt und umritten!
Und neben dem Erbfeind zum Kampfe gestellt
Die neidische Flagge der Briten!

Und unter der Faust ihm ertönte das Erz
Mit wehem Singen und Klingen;
Ihm war's, als müsse das stille Herz
Im Panzer noch einmal zerspringen.
Da aber: im ringenden Völkergewirr —
Er hörte auf fernen Bahnen
Den alten Schritt und den alten Klirr
Und das alte Rauschen der Fahnen.

Er sah den Kaiser in schlichtem Kleid
Mit den Seinen kämpfen und siegen;
Er sah die alte Einigkeit
Mit Deutschlands Fahnen fliegen.
Da lachte der Alte mit frohem Mut:
»Nun jauchze, du bängliche Seele!
Nun weiß ich für ewig in sichrer Hut
Das schönste der Kronjuwele!

Und hat gegen ihn sich auf Leben und Tod
Die ganze Welt auch verschworen —
In würgenden Schlachten, wie Blut so rot,
Wird Deutschland noch einmal geboren!« —
Und der Recke griff in den knospenden Wald
Und hob die gebrochenen Reiser
Und rief, vom Rauschen der Eichen umhallt:
»Helm ab — es lebe der Kaiser!«



Denkmünze auf Bismarcks 80. Geburtstag. Rückseite.
Für den Hamburger Senat geschaffen von Prof. Fritz Schaper.

Karpathenkämpfer. Von Karl Fr. Nowak, Kriegsberichterstatter.

Auf den Schneegipfeln der Karpathen, als Wacht in den engen Paßstraßen, die über die Berge ins Ungarland hinunterführen, stehen jetzt auch Pommern und Märker, kampffeste Söhne deutscher Erde, an der Seite ihrer österreichischen und ungarischen Waffenbrüder. Und niemals hat vielleicht der Sinn von Waffenbrüderschaft und Völkerbundestreue überzeugenderen, herzlicheren Ausdruck gefunden, niemals ist sicherlich die Schicksalslosung vom Durchhaltenwollen „Schulter an Schulter" so sehr eiserne Tat, so sehr gemeinsames, tiefstes Erlebnis geworden. Man muß nur einmal überdenken, was dies eigentlich heißt: Pommern und Märker kämpfen jetzt in den Karpathen .... Söhne der Ostseeniederung, Kinder des flachen brandenburgischen Landes sind über Nacht ins Gebirge hinaufgezogen. Nicht nur die Welt ist fremd, in der sie täglich fechten, nicht bloß die Menschen der Dörfer und Bergstädtchen sind ihnen fremd, durch die sie ziehen. Ihre ganze soldatische Erziehung muß auf ungewohntem Boden täglich Proben bestehen, die in der Heimat niemals für sie berechnet waren. Und hier liegt der hellste Glanz der Waffenbrüderschaft: daß sie unbedenklich, mit gleich ungebrochener Kraft, als schützten sie die eigene deutsche Ebene, für den Bruder auf einer Erde einstehen, auf der jeder Schritt schon Kampf bedeutet, noch ehe ein Feind sich zeigt.

Phantastisch hausen unsere Märker, unsere Pommern in den schwarzen Karpathenbergen, die jetzt weiß vom tiefen, tiefen Schnee sind. Mit der ganzen wunderbaren Ordnung all ihrer reichen Hilfsmittel, mit ihrem eigenen, wohlbestellten Train, mit ihren braven, schweren mecklenburgischen Gäulen sind sie in diesem Gebirge angekommen, das sie vom ersten Augenblick zum Nachweis zwang, daß sie auf all das, was sonst zu ihrer Art, zu ihrem Leben in der Front gehört, verzichten und dennoch ungeschwächt bestehen können. Die Flachlandjungen, die nunmehr vielleicht von den Schützengräben in Frankreich, selbst von den Schlammgruben polnischer Schlachtebenen als verschollenen Idyllen träumen, wohnen in den Karpathen auf eisiger Höhe. Hier hat sich eine Kampfgruppe auf einer Zacke von 1000 Metern eingenistet, die Kameraden drüben lagern noch 400 Meter höher, voll grimmigen, doch unbeschädigten Humors grüßen noch ein Stück weiter die Dritten, deren Berglager gar 1600 Meter in die Froststarre ragt. Nicht überall gibt's Schutzhäuser und Alpenhütten. Und auch sie sind für flüchtiges Übernachten vergnügt kletternder Sommergesellschaften, nicht für Krieg, Kriegsmannschaften und Winter berechnet. Oft muß ein ganzes Bataillon sich mit einer einzigen größeren Schutzhütte begnügen und schon die nächste Nacht wieder die Kameraden ablösen, die inzwischen im Freien unter Zelten schliefen ... Nicht nur das Verweilen auf den Berghöhen — oft währt es Wochen auf der gleichen Kuppe — schafft Schwierigkeiten, schafft Gefahren ohne Maß; die Verpflegung der Mannschaften an sich wird schon zum Kunststück ohnegleichen. Straßen führen ins Tal zurück, die nicht sichtbar, unter der Schneedecke überhaupt nicht zu entdecken sind. Manchmal aber ist die Sonne, die ersehnte Vorfrühlingssonne gnädig: mit ihrer starken, jungfräulichen Kraft hebt sie in ein paar Stunden die Schneedecke vom ganzen Talweg. Freilich ist's ein zweifelhaftes Geschenk .... Die Soldaten atmen auf, wenn nur endlich der Frost ein wenig wich, lind streicht die starke, berauschend starke und reine Frühlingsluft in ihre Lungen. Aber die Straße beginnt zu schwimmen. Der Weg ins Tal, gestern noch unsichtbar, weil das endlose Weiß ihn verbarg, ist heute nicht zu ergründen, weil der nasse, breiige Boden ungezügelt in die Breite geht. Jeder Marsch des Unbepackten wird ein Turnversuch. Aber der Marsch des Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung wird Heldenleistung. Auf Fuhrwerk, auf Train jeder Art hat man lieber gleich verzichtet. Auf solchem Boden versagen die Hufe der mecklenburgischen, der ungarischen, der steirischen Gäule. Saumtierregimenter werden mobilisiert: die kleinen, unscheinbaren, schwächlich aussehenden galizischen „Konykeln", die längst die Überraschung des Ostkriegs wurden.

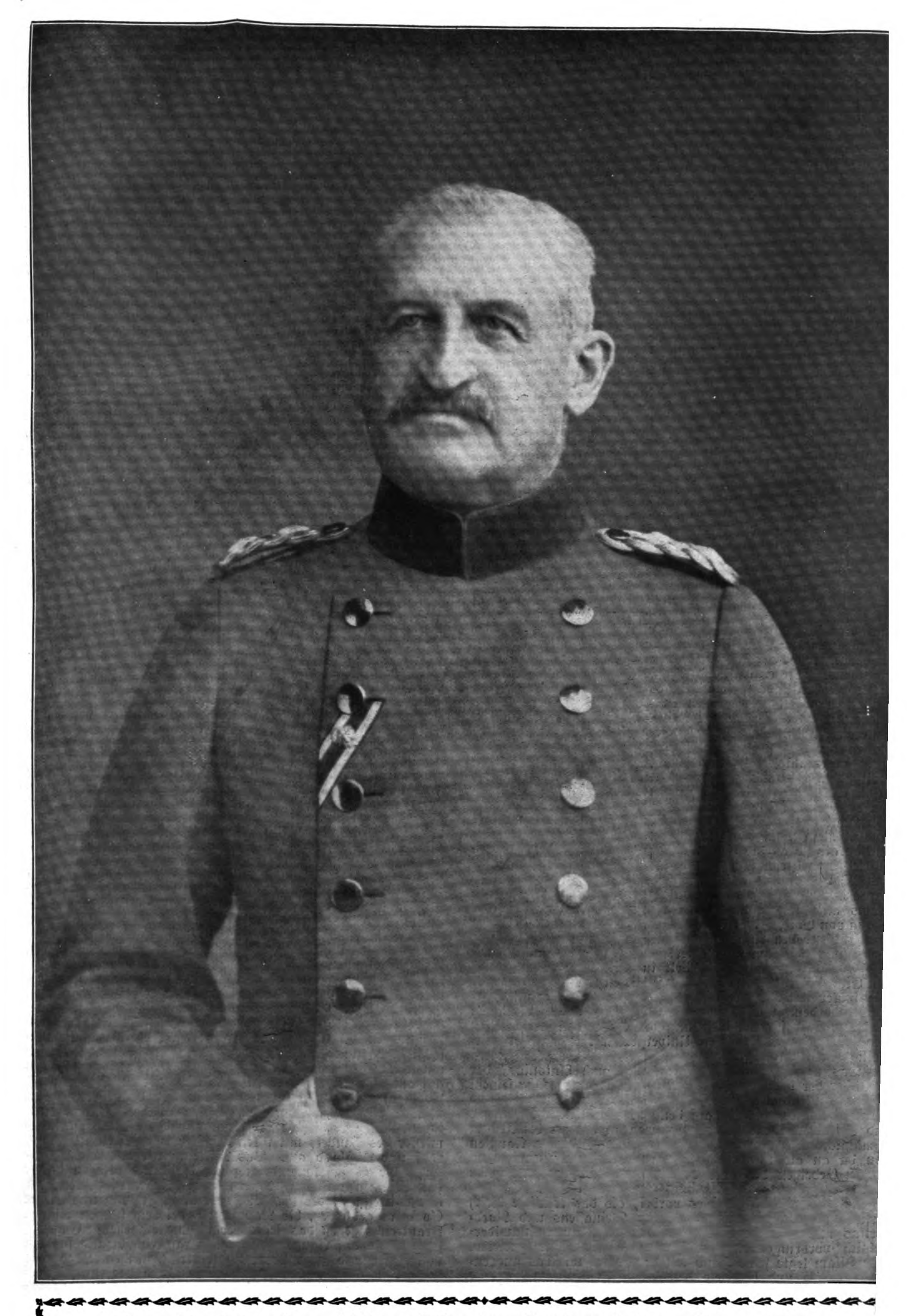
Sie sind nicht die einzigen vierbeinigen Kombattanten, ohne die der Karpathenkrieg nicht denkbar wäre. Trotz aller Kälteschutzmittel, die die Heimat, die die Wiener den Bundesbrüdern schicken, bleiben Kälteopfer. Opfer, die sinken, weil ein Glied erfror. Opfer, die zur Truppe nicht mehr zurückkönnen, weil eine Russenkugel sie traf. Der Schnee nimmt sie auf, der Schnee deckt sie zu. Vielleicht ist ihre Verwundung selbst nicht schlimm, aber sie wären rettungslos verloren, wäre nicht ein anderes vierbeiniges Regiment unaufhörlich auf der Streife. Die klugen Bernhardiner, die ausdauernden Schäferhunde holen alle wieder hervor. Sie scharren die Verwundeten aus dem Schnee, sie spüren die Vermißten auf, sie rufen die Sanitätspatrouillen.

All das ist schon Kampf: all das ist aber noch nicht Kampf mit dem Feinde. Aus Schützengräben muß er vertrieben werden, die von der Höhe herab den Aufstieg beherrschen. Bajonettkämpfe von Kolonnen, die bis an den Leib im Schnee vorstapfen müssen. Riesenmärsche in angespanntester Selbstüberwindung, Klettermärsche, talauf, talab, denn nur so gelingt's mitunter, den in eine Schlucht gelockten Feind so zu umzingeln, daß sein Ende entweder Übergabe oder — 3000 Mann waren es kürzlich einmal — der weiße Tod im Schnee wird.

Und nur selten ist der Schnee der Helfer. Man muß die Flieger fragen, wie er allein die Verzehnfachung ihrer Kräfte, ihrer Geschicklichkeit, ihrer Geistesgegenwart, ihrer Intelligenz verlangt. Sie steigen über einer Kuppe zur Erkundung empor. Blau ist der Himmel, ganz klar ist die Luft, völlig windstill die weite Runde. Und die nächste Kuppe wird überflogen; sie sind mitten im Schneetreiben. Weiter geht's. Über dem dritten Gipfel sind sie wiederum in Klarheit. Sie sehen, was sie erkunden wollten, sie wissen genug. Aber sie haben sich vielleicht zu weit vorgewagt. Wenn die Russen mit ganzen Geschützsalven nach ihnen in die Höhe knallen, so will dies noch nicht das Mindeste besagen. Sie treffen nicht immer, man entgeht ihnen schon. Aber Heimkehr ohne Landung. Vielleicht hat der Motor einen Schaden: wird er sich bis zur Ausgangsstelle mit tausend Hilfsmitteln — alle oben in der Luft, im Fliegen versucht — zurückbringen lassen? Wird man ihn im Schneesturm, der ein Schneeorkan geworden ist, durchbringen? Es ist das Ende, wenn die Landung, gleichviel aus welcher Ursache, erzwungen ist. Und es muß noch gar nicht russische Gefangenschaft sein. Aber der Schnee, der überall liegt, auf den Hügeln, auf den Halden, hoch über vereinsamten Talstraßen, die im Kampfgebiet liegen: der Schnee gibt die Taube nicht wieder her. Sie kann die Flügel nimmer wieder hochschwingen, sie versinkt. Und auch die Flieger sind verschollen. Sie kennen alle die Gefahr. Und in der Tat verzehnfacht sie ihre Kraft, ihr Können. Sie kommen oft mit Müh und Not heim, aber sie kommen und bringen immer Wichtiges. Ihr Wille überschwebt den Feind der Feinde, den weißen, lautlos tötenden Schnee.

Solch wunderbaren Kraftausdruck bekommt die Schicksalslosung vom Kampfe „Schulter an Schulter" in den Karpathen. Die Pommern, die Österreicher, die Märker, die Ungarn: sie stehen jetzt alle in einer einzigen, heldenmütigen Riesenreihe, die eine Kameradschaft ohnegleichen zur unbesiegbaren Einheit macht. Sie alle helfen einander, wo sie können, wie sie können. Und es ist ein Herzlichkeitszeichen, daß sie auch alle im Ansprechen nicht mehr das kühle, fremdere „Sie" anwenden, daß für alle in der buntesten Reihe jetzt längst das kameradschaftliche „Du" gilt, das schon immer zuhause war in der österreichisch-ungarischen Armee. Vereint hausen sie, hoch oben in Kälte und Schnee, vereint tragen sie und frohgemut jede noch so schwere Mühe, vereint gehen sie ins Gefecht. Bei Jawornik war's, als sie im Sturm eine steile, uneroberbar dünkende Höhe nahmen, bei Jawornik, daß die Waffenbrüderschaft — um blos ein einziges Beispiel zu wählen — zur sinnfälligsten Wahrheit wurde. Österreichische Jäger, die berggewohntesten aller Alpenkinder, spielten als die ersten zum Gefechtstanz auf. Sie stiegen wie die Gemsen, lachten, wenn die Maschinengewehre von oben nur so prasselten, warfen sich alle zehn Schritt in den Schnee, schossen dabei wie auf dem Schießstand, sprangen auf, stiegen wieder wie die Gemsen ... Aber die Pommern, die von der Ostsee kamen, blieben ihnen nicht um Haaresbreite zurück: immer an den Fersen der Gemsen, in maßloser Überraschung selbst zu Gemsen geworden. Die Bataillone waren so gebildet, daß immer die gleiche Zahl an Verbündeten sie füllten. Die Österreicher, die Deutschen, die Ungarn langten genau zur gleichen Zeit oben bei den Russengräben an. Und den Russenschädeln mag es wohl einerlei gewesen sein, ob ein deutscher, ein österreichischer oder ungarischer Gewehrkolben auf sie niedersauste. Sie sausten im gleichen Takt, zur gleichen Zeit. Bis eben kein einziger Russenschädel mehr in den Berggräben zu entdecken war. Und man sich darauf vorbereiten konnte, den nächsten russischen Berggraben zu nehmen ...

Die Offiziere der Pommern und Märker schwärmen für die österreichischen und ungarischen Soldaten, die da und dort unter ihren Befehlen stehen, schwärmen von ihrer Bravheit, von ihrem Schneid. Die Offiziere der Österreicher und Ungarn sind begeistert vom Draufgängertum, von der kämpferischen Wucht der deutschen Soldaten, die dort und da unter ihren Befehlen stehen. Die deutschen, die österreichischen, die ungarischen Offiziere haben ein ebenso einfaches wie schönes Mittel, ihre Schwärmerei, ihre Begeisterung deutlich werden zu lassen. Sie geben ihre Mannschaften wechselseitig zur Auszeichnung ein ... Und aus der Zahl der Tapferkeitsmedaillen, die die Brust der Deutschen zieren, aus der Zahl der Eisernen Kreuze, die Franz Josephs Soldaten schmücken, ergibt sich eigentlich ein recht naher Schluß: daß Deutsche, Österreicher, Ungarn ihre Sache dort oben in den Karpathen recht gut machen müssen, — wir wollen alle die Waffenbrüder gewiß nicht besser haben.



General der Infanterie von Linsingen, Führer der mit unseren Bundesgenossen gemeinsam kämpfenden Süd-Armee in den Karpathen. Phot. Gebr. Siebe, Inh. W. Wolff, Stettin.

Ägyptens weltgeschichtliche Bedeutung. Von Legationsrat Dr. Alfr. Zimmermann.

Um die Zeit, wo bisher alljährlich Scharen von Erholungsbedürftigen und Vergnügungslustigen nach dem sonnigen Nillande strömten, werden dort gegenwärtig große Heere zusammengezogen. Blutige Kämpfe bereiten sich vor, deren Ausgang nicht allein für den heutigen Weltkrieg, sondern für die Zukunft der Welt von entscheidender Bedeutung werden dürfte. Wieder einmal wird sich die Wahrheit der Äußerung des weitblickenden Leibniz erweisen: Maximi sember in rebus humanis momenti Aegyptus fuit. — Welche Rolle dem Niltal, soweit wir zurückblicken können, als Pforte zum Innern Afrikas wie vor allem zum schätzereichen Indien, in der Geschichte der Menschheit zugefallen ist, davon zeugen schon die ungeheuren Bauwerke, die dort alle Wechselfälle des Schicksals überdauert haben. Mit demselben geheimnisvollen Schauer wie die modernen Reisenden, haben die Nomadenscharen der Israeliten, die Soldaten Alexanders des Großen und die verwöhnten Touristen der römischen Kaiserzeit zu den Massen der Pyramiden aufgeblickt. Schon vierzehnhundert Jahre vor Christus hat die Frage des Suezkanals die Welt bewegt, und mehr als einmal ist seitdem der Bau dieser Weltstraße versucht und zeitweise verwirklicht worden. — Wie weit die Meinung der Alten, daß Ägypten die Wiege aller Künste und Wissenschaften gewesen sei, den Tatsachen entspricht, ist noch heute nicht völlig aufgeklärt. Sicher ist nur, daß Ägyptens Künstler, Handwerker und Gelehrte seit dem grauen Altertum außerordentlichen Einfluß auf die Mittelmeerländer geübt und der gesamten Menschheit sehr wesentliche Dienste erwiesen haben. Viele wichtigste Erkenntnisse und Erfindungen verdankt sie den Bewohnern des Niltals.

Gleichmäßig dürften die Fruchtbarkeit des Landes, das glückliche Klima, die günstige geographische Lage zu der frühen und raschen Entwicklung der Bewohner Ägyptens beigetragen haben. Diese günstigen Vorbedingungen förderten aber nicht allein die geistigen Fortschritte, sondern sie führten auch zu großem wirtschaftlichen Gedeihen des Nillandes. Es wurde früh sehr reich und erweckte damit den Neid und die Begehrlichkeit anderer Völker. Jedes der Staatswesen, die im östlichen Teile der Mittelmeergebiete zeitweilig zur Vorherrschaft gelangten, sicherte sich daher den Besitz Ägyptens. Wie es während Assyriens Blütezeit eine Provinz dieses Reiches bildete, so wurde es nachher von den Persern erobert und fiel wie Persien und ein Teil Indiens später Alexander dem Großen zur Beute. Für das Weltreich des letzteren war es ein sehr wichtiges Glied. Das rasche Aufblühen der von ihm gegründeten Hafenstadt Alexandrien beweist augenfällig, welche Bedeutung dem Nillande für die damalige Welt bereits zukam. Unter allen den Staatswesen, in die Alexanders Reich nach seinem Tode zerfiel, nahm Ägypten den gewaltigsten Aufschwung. Wirtschaftliche Blüte ging hier Hand in Hand mit der Entwicklung von Wissenschaft und Kunst. Kein Wunder, wenn es die Blicke der Römer auf sich lenkte, als sie an die Unterwerfung der Gebiete des östlichen Mittelmeers herangingen, und daß sie bei erster Gelegenheit das Pharaonenland ihrem Besitze einverleibten. Das fruchtbare Niltal spielte bald eine wichtige Rolle bei der Versorgung Roms mit Nahrungsmitteln. Noch wichtiger war aber der Bezug von Gold, Edelsteinen, Perlen und Gewürzen aus Afrika und Indien, den Ägypten ausschließlich vermittelte, und die Bedeutung, die ihm im Geistesleben fortgesetzt zukam. Über und durch Ägypten ist die Welt in weitestem Umfange mit den Ergebnissen der Arbeit der griechischen Dichter und Denker wie später mit der christlich-paulinischen Lehre bekannt gemacht worden. Das Nilland hat in der Zeit der römischen Weltherrschaft für die Gesittung dieselbe Wichtigkeit besessen wie später die italienischen Universitäten und nachher zeitweilig Paris und Berlin!

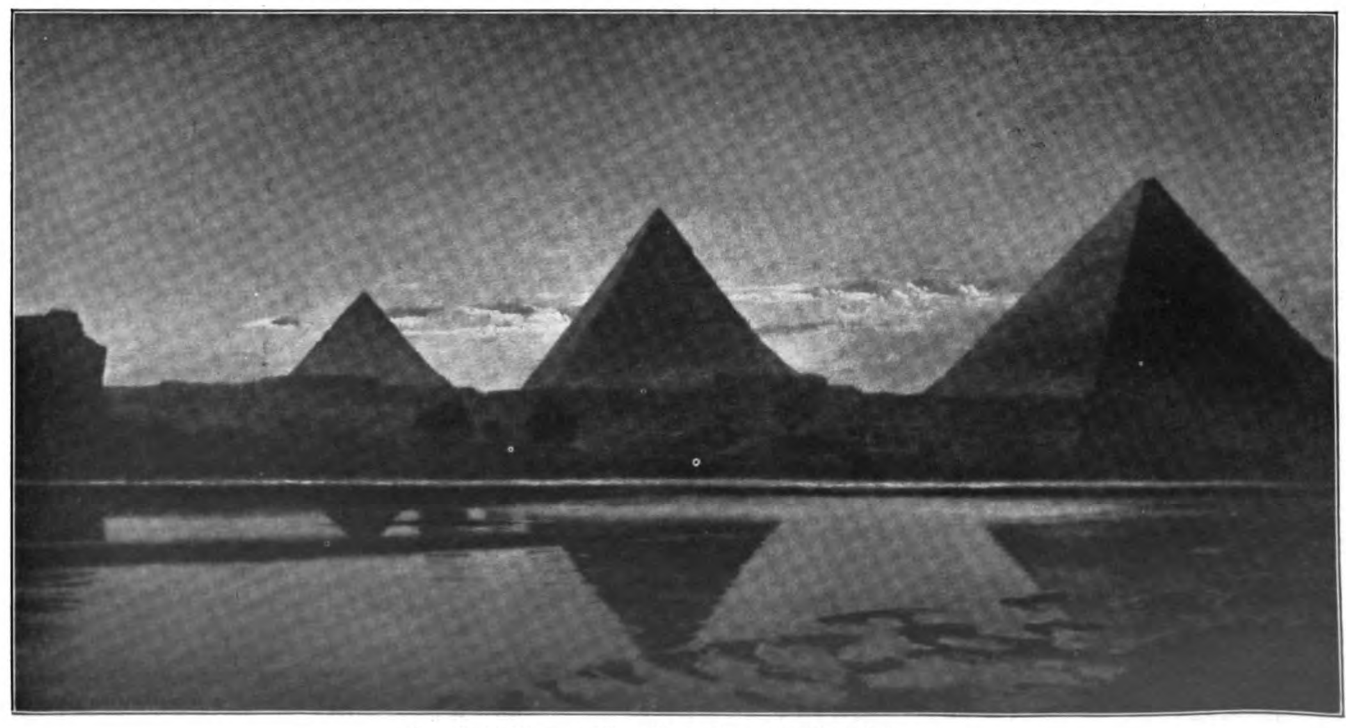
Das üppige Nilland wählte denn auch Antonius, der Herrscher der östlichen Hälfte des römischen Reiches, zu seinem Lieblingsaufenthalte. Gestützt auf seine reichen Einkünfte und seine Seemacht ließ er es auf den Kampf mit seinem Kollegen und Schwager Octavianus ankommen, in dem er bei Aktium schmählich unterlag. Jahrhunderte hindurch blühte Ägypten von da an als römische Provinz und trug nicht wenig zum langen Gedeihen des bald von inneren Kämpfen zerwühlten Weltreichs bei.

Mit dieser Blüte war es vorbei, als das römische Reich zerfiel und als die reichen Länder Kleinasiens und Nordafrikas unter die Herrschaft der aus dem Innern unwiderstehlich vordringenden fanatisierten Wüstenvölker gerieten. Der Islam legte seine Hand auf das Niltal wie das angrenzende Afrika und bereitete dem alten Geistesleben hier ein Ende. Nur der Handel blieb bestehen. In allen den Kriegen und Wirren ging der Verkehr zwischen Indien und Europa auf dem damals allein zur Verfügung stehenden Wege über das Rote Meer und Ägypten weiter. Die Erzeugnisse des tropischen Asien waren für die Welt damals auf keine andere Weise erhältlich. Ihr Wert stieg um so höher, je schwieriger ihre Beschaffung wurde. Der Handel mit ihnen war daher eine Goldquelle für alle, die damit zu tun hatten. Auf ihm beruhte nicht zum wenigsten der Wohlstand Konstantinopels, der italienischen Hafenstädte und des südlichen Deutschland, wo die einflußreichsten Kaufherren saßen. — So ist es kein Wunder, wenn in den Kreuzzügen der Wunsch, die Hand auf den indischen Handel zu legen, bei so manchen beteiligten Streitern nicht minder maßgebend war wie das Streben nach Befreiung des Heiligen Grabes. Schon Balduin I., der Nachfolger Gottfrieds von Bouillon auf dem Throne Jerusalems, versuchte sich mit Hilfe der Italiener Ägyptens zu bemächtigen. Der Versuch wurde von französischer Seite zweimal wiederholt. Ludwig der Heilige hätte am Nil 1249 beinahe ein trauriges Ende gefunden. Wohl oder übel mußte sich Europa schließlich für lange Zeiten mit der Herrschaft des Islam über das Tor zum reichsten Teile Asiens abfinden. Aber der Gedanke, einen freien Weg nach dem von der Sage verklärten, schätzereichen Indien zu entdecken, beschäftigte fortgesetzt die Gemüter. Er ermutigte den Prinzen Heinrich den Seefahrer von Portugal zu mühseligen und kostspieligen Entdeckungsfahrten und veranlaßte die portugiesische Regierung, mit diesen Versuchen fortzufahren, bis nach vieljähriger Arbeit die Straße ums Kap der guten Hoffnung nach Indien gefunden wurde. Derselbe Gedanke trieb den Christoph Kolumbus zu seiner kühnen Reise über das Weltmeer nach dem fernen Westen. Er zog aus, Indien auf dem Wege um die Erdkugel herum zu erreichen, und ist in dem Glauben gestorben, daß das von ihm gefundene Amerika das östliche Küstengebiet Indiens darstelle. —

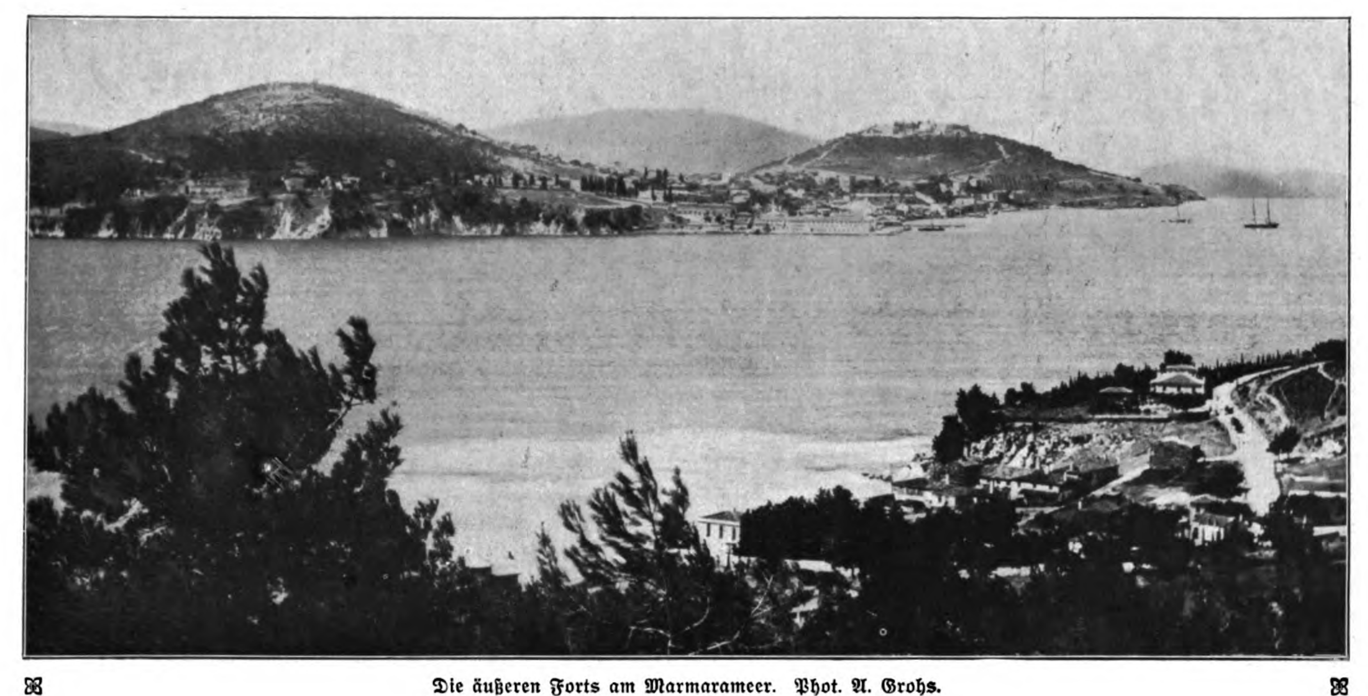
Mit der Auffindung des Seewegs um Afrika nach Indien wurde Ägypten der schwerste Schlag versetzt, der es jemals betroffen hat. Seine Vermittlertätigkeit zwischen Europa und Indien geriet in ernsteste Gefahr. Die dort befindlichen Araber und Ägypter waren darüber so wenig im Zweifel wie ihre Landesherren. Zunächst versuchten sie die Inder gegen die Portugiesen aufzustacheln. Sie wußten auch Massen des Volks in Calicut gegen die ungeladenen Gäste in Bewegung zu bringen. Doch die Portugiesen waren vorsichtig, und ihre Feuerwaffen warfen rasch allen Widerstand nieder. Es gelang ihnen, Stützpunkte an der Küste Ostafrikas wie am Persischen Meerbusen zu gewinnen und die in den indischen Gewässern Handel treibenden Schiffe der Ägypter und ihrer Freunde zu vernichten. Schon 1503 verboten sie die Befahrung der indischen Meere ohne portugiesische Pässe. Drei Jahre später besetzten sie die Insel Socotora am Ausgange des Roten Meeres, 1507 griffen sie das mächtige Ormus an, das einen großen Teil Arabiens beherrschte, und bedrohten Ägypten. Der dortige Sultan hat damals durch den Abt des Sinaiklosters den Papst um Hilfe gegen die Portugiesen angerufen! Im Jahr darauf brachte eine ägyptische Flotte den Feinden zur See eine Niederlage bei, die indessen 1509 durch Vernichtung der ägyptischen Flotte gerächt wurde. Der große Vizekönig d'Alboquerque hat dann binnen wenigen Jahren die Herrschaft Portugals in Indien dauernd befestigt und Ormus erobert. Ägypten machte 1516 einen letzten Versuch, sich durch Erbauung einer neuen Flotte im Roten Meere der Portugiesen zu erwehren; doch der Einbruch der Türken im Nillande und dessen Eroberung durch sie vereitelte dies Vorhaben.

Der Sieg der Portugiesen, die Vernichtung des indischen Handels Ägyptens ist für die Welt von außerordentlichen Folgen gewesen. Nicht allein Ägypten, sondern auch das türkische Reich und Italien erlitten schweren wirtschaftlichen Schaden. Und selbst Deutschland, das einst die indischen Waren aus Italien bezogen und weiter im Norden verhandelt und dafür den Süden mit den Erzeugnissen Nordeuropas versorgt hatte, wurde in fühlbare Mitleidenschaft gezogen. Eine wirtschaftliche Umwälzung vollzog sich in Europa, deren Folgen auf allen Gebieten des Lebens fühlbar wurden. Spanien und Portugal, die vorher kaum eine Rolle in der Welt gespielt, wurden die reichsten und mächtigsten Länder Europas und kamen in die Lage, die Welt unter sich zu teilen. Als Vermittler des Handels mit ihren Häfen blühten Holland, Frankreich und England auf. Das Mittelmeer verlor die Bedeutung, die es jahrtausendelang für die Welt besessen hatte: der Atlantische Ozean trat an seine Stelle. Ägypten, der alte Mittelpunkt des Handels, versank in Schmutz und Elend. So ist es geblieben, bis Napoleon I. bei dem langen Ringen Frankreichs gegen das seine Vernichtung erstrebende England seine Blicke auf Ägypten richtete. Frankreich befand sich damals, England gegenüber, in einer ähnlichen Lage wie heute Deutschland. Das durch einen Bund der europäischen Mächte Frankreich vollständig niederzwingen wollte. Napoleon hatte sich von der Unmöglichkeit überzeugt, England mit Erfolg zur See entgegenzutreten oder französische Heere auf England zu landen. Da verfiel er auf den Plan, den in Europa unangreifbaren Feind in seinem Kolonialbesitz zu treffen. Die verwundbarste Stelle schien ihm das eng-

lische Indien zu sein, den bequemsten Weg schien Ägypten zu bieten. Die Türkei war damals kein gefährlicher Gegner mehr, Ägypten selbst verfügte über keine nennenswerten Streitkräfte. England hatte sich um das Mittelmeer kaum je gekümmert, da ihm von dort seit langem keine Gefahr drohte. Napoleons Gedanke erschien daher, so sehr er die der Verhältnisse unkundigen Zeitgenossen verblüffte, unschwer auszuführen. Schon 1797 stellte er dem Direktorium vor: „Die Zeit ist nicht fern, wo wir begreifen werden, daß man Ägyptens sich bemächtigen muß, um England zugrunde zu richten." 1798 führte er den Gedanken näher aus. Wenn der Angriff auf Ägypten England nicht veranlasse, seine Flotte nach dem Mittelmeer zu senden, und so seine Küste einem Angriff bloßzustellen, so könne Frankreich im Nillande eine fruchtbare Kolonie erwerben und von dort Englands indischen Besitz beunruhigen oder gar erobern. Napoleon drang mit seinen Vorstellungen durch. Noch im selben Jahre führte er sein Heer nach Ägypten und begann eine Reihe von Unternehmungen gegen Indien. — Wer vermag heute zu sagen, ob er seinen Zweck nicht erreicht hätte, wenn sein Vorgehen von Frankreich aus kräftiger unterstützt und die Republik nicht in neue europäische Kriege verwickelt worden wäre. In jedem Falle blieb sein Hinweis auf die Wichtigkeit Ägyptens nicht ohne Folgen. Die Türkei übertrug seine Verwaltung einem tatkräftigen Manne, Mehemed Ali, der im Handumdrehen die Hilfskräfte des so lange vernachlässigten Landes neu zu entwickeln verstand und es zum Mittelpunkte eines große Teile Nordafrikas und Kleinasiens umfassenden Staates machte. Mehr als einmal spielte von da an Ägypten wieder eine Rolle in den europäischen Angelegenheiten und gewann durch die Fruchtbarkeit seines Bodens auch wieder Bedeutung für die Weltwirtschaft. Unter der neuen Verwaltung lebte auch der Verkehr mit Indien neu auf. Schon 1830 richtete England hier eine Überlandpost ein, um eine raschere Verbindung mit seinem indischen Reiche zu bekommen. Gleichzeitig wurden auch neue Pläne zur Herstellung einer Kanalverbindung durch die Landenge von Suez laut. Je lebhafter man in Ägypten und Frankreich diesen Anregungen Beachtung schenkte, um so weniger fand sie in den herrschenden Kreisen Englands Anklang. Lord Palmerston erschien ein solcher Wasserweg, der nicht in Englands Besitz lag und in erster Linie Frankreich und Rußland zugute kommen mußte, mehr eine Gefahr als ein Vorteil für England. Er hat nichts versäumt, was in seinen Kräften stand, um einen weiteren Aufschwung Ägyptens und vor allem eine Festsetzung Frankreichs zu verhindern. Doch die Bedürfnisse von Handel und Schiffahrt nötigten zur Inangriffnahme eines Kanalbaus. Nach mancherlei gescheiterten Versuchen erlangte Ferdinand de Lesseps 1855 vom Vizekönig die Genehmigung für ein solches Unternehmen, und 1869 konnten große Schiffe zum ersten Male auf dem Kanal vom Mittelmeer nach dem Roten Meere fahren. — Die Hoffnungen, die Napoleon III. auf das Gelingen dieses großen Werkes gebaut hat, sind durch den von ihm vom Zaun gebrochenen Krieg mit Deutschland zunichte geworden. England konnte jahrelang den Vorteil des Kanals ausnützen, ohne durch eine Verwirklichung der Palmerstonschen Befürchtungen sich bedroht zu sehen. Ganz Europa hatte ebenfalls Vorteil. Der Weg nach Indien, Ostasien und Australien hatte eine ganz bedeutende Verkürzung und Verbilligung erfahren. Der Verkehr mit ihnen nahm einen ungeahnten Aufschwung. Die Entwicklung Ostasiens dürfte nicht unwesentlich durch den Kanal beeinflußt worden sein. Auch der deutsche Überseehandel hat großen Nutzen aus ihm gezogen. Je mehr aber der Kanalverkehr sich entwickelte, desto wichtiger wurde Ägypten, wo Frankreich seit langem großen Einfluß übte. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte England die Entwicklung der Dinge. Während man in Europa mit tausend anderen Sorgen beschäftigt war und ein Staat den andern anfeindete, lag England auf der Lauer. 1875 bot sich ihm eine bequeme Gelegenheit, sich die Herrschaft über den von einer französischen Gesellschaft gebauten Kanal zu sichern. Der tief verschuldete Khedive wollte die große Menge der in seinen Händen befindlichen Aktien des Kanals verkaufen. In Frankreich, wohin er sich wandte, fand er keinen Abnehmer. Da hörte Lord Beaconsfield davon, und kurzerhand erwarb er den so überaus wichtigen Besitz. Mit einem Schlage hatte er England die ausschlaggebende Stimme beim Kanal gesichert! Im Jahre darauf wurde der Khedive von England bewogen, britische Beamte als Beiräte in die ägyptische Verwaltung zu berufen. Von da an war kein Halten mehr. England legte in Ägypten alle anderen Einflüsse lahm, und das Nilland war schon so gut wie eine englische Kolonie, als der sogenannte Aufstand Arabi Paschas 1882 den Briten Gelegenheit bot, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. — Freilich hat es einige Zeit gedauert, ehe die andern Staaten sich mit der Tatsache abfanden. Verschiedene Regierungen, und besonders Frankreich, haben lange sich an die vertragsmäßigen Abmachungen gehalten und sich der Einverleibung des Nillandes in das englische Kolonialreich widersetzt. Doch die britische Staatskunst hat Mittel und Wege gefunden, um alle Hindernisse auch hier wegzuräumen. So wertvoll schien England der Besitz Ägyptens, daß es dafür Marokko und das Eingangstor zum Mittelmeer an Frankreich ausgeliefert, Italien mit Tripolis, Griechenland mit Kreta abgefunden hat. England spielt heut ein hohes Spiel. Gewinnt es, so ist es unbeschränkter Herrscher im Mittelmeere und wird nichts versäumen, diese Herrschaft und seine Stellung in Ägypten für unabsehbare Zeiten sicherzustellen. Der Verkehr durch den Kanal, von dessen Neutralität dann überhaupt keine Rede mehr sein wird, dürfte nur noch mit Erlaubnis Englands möglich sein. Gesichert in seinem indischen und Südseebesitz, würde England dann in der Lage sein, sich für den Kampf um die nicht minder wichtige Weltstraße bei Panama genügend zu rüsten. Mehr als der Besitz Ägyptens steht also bei dem Feldzuge, den die Türkei jetzt gegen das Nilland vorbereitet, auf dem Spiele. Es geht um Englands Herrschaft auf dem Weltmeer. Gelingt es, seine Macht in Ägypten zu brechen und ihm die Herrschaft über den Suezkanal zu entreißen, so ist der erste Schritt zur Zertrümmerung des britischen Weltreiches geschehen. Nicht weniger als auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands wird am Suezkanal um die Befreiung der Welt vom englischen Joche gerungen werden.



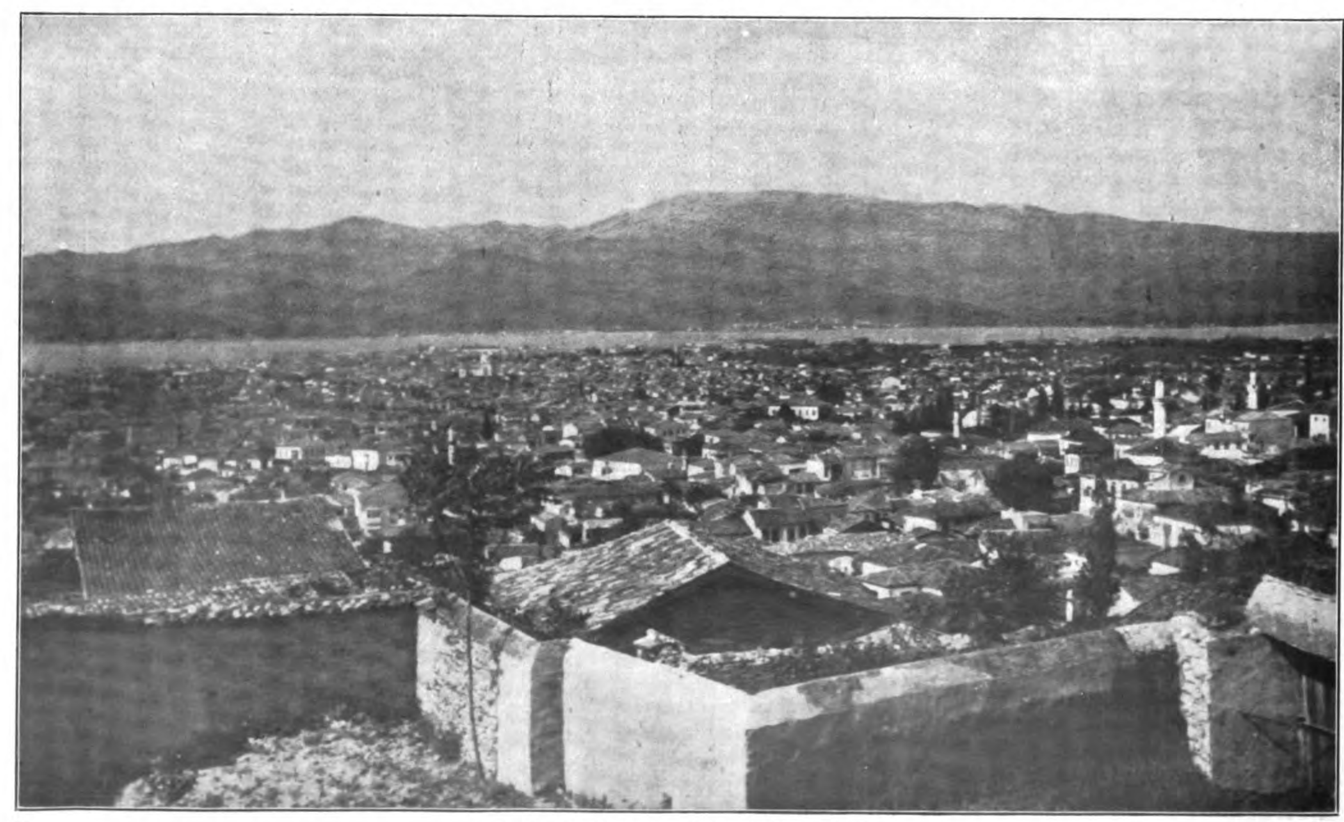
Das Totenfeld von Gise. Ölgemälde von Alfred Bachmann.



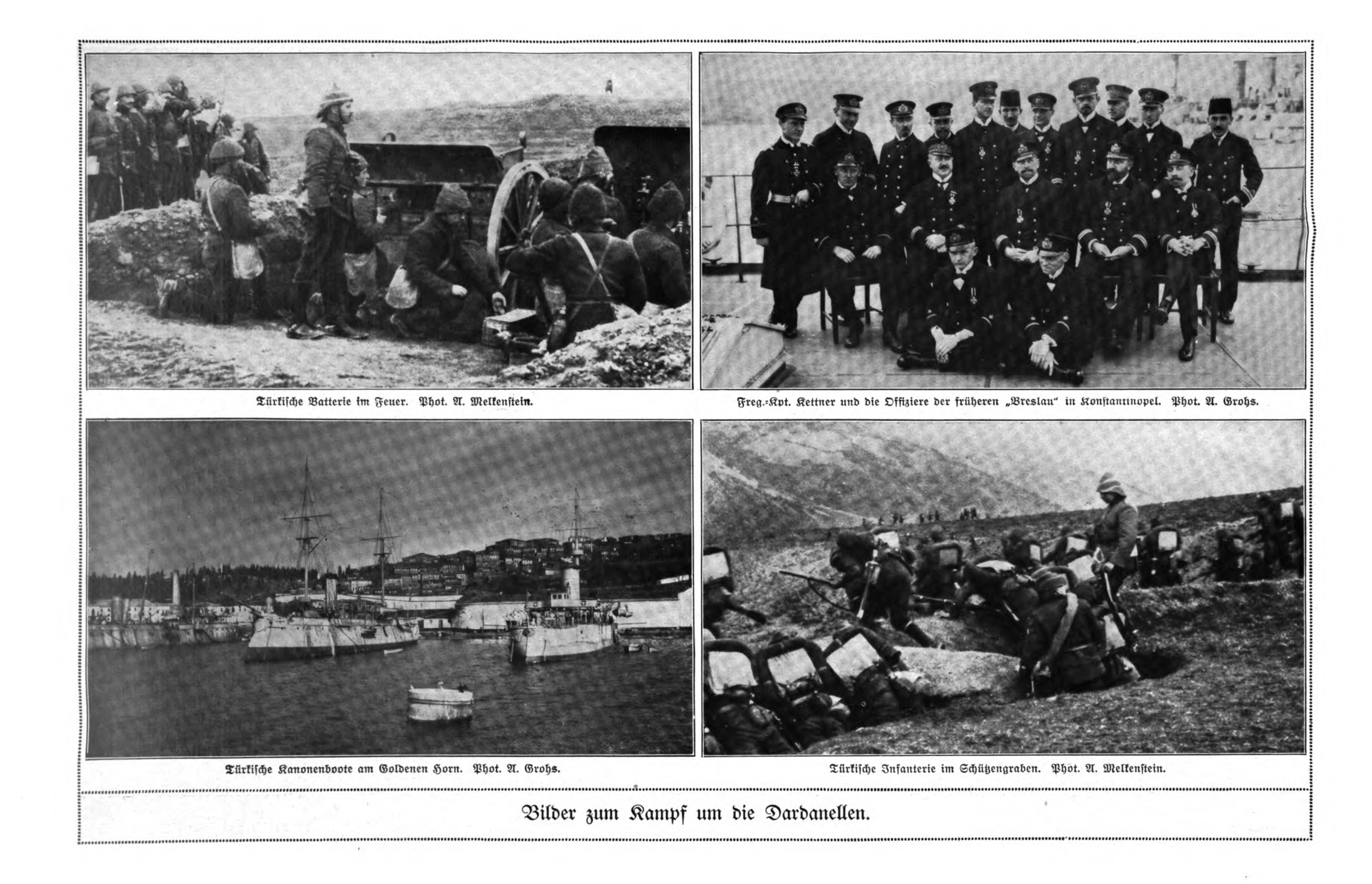
Die äußeren Forts am Marmarameer. Phot. A. Grohs.

Vor den Dardanellen.

Als England und Frankreich, gewissermaßen als Antwort auf den Unterseebootskrieg, die Operationen gegen die Dardanellen begannen, um mit ihrer Bezwingung und der Eroberung Konstantinopels die Türkei, wie man so schön sagte, ins Herz zu treffen, schien es nach den Reutermeldungen, die sofort mit furchtbarem Triumphgeheul in die Welt hinausposaunt wurden, als hätten die verbündeten Flotten die schwere Aufgabe schon so gut wie gelöst und den endgültigen Sieg in der Tasche. Seitdem ist man freilich jenseits des Kanals immer kleinlauter geworden. Aber trotz alledem tut man so, als ob die Erreichung des Zieles nur eine Frage der Zeit wäre. Sehr bezeichnend ist eine Äußerung des „Daily Chronicle", die unverblümt und — recht unklug — die Ziele der Operationen angibt. „Die Forcierung der Dardanellen ist nicht nur eine militärische, sondern auch eine hochpolitische Aktion. Die Dardanellen sind ein zweites Gibraltar, dessen Besitz Englands Herrschaft im Mittelmeer endgültig machen würde. Rußland bekäme den Weg zum Mittelmeer frei, wodurch die ins Stocken geratene Zufuhr von Kriegsmaterial wieder aufgenommen werden könnte. Die politische Seite des Problems, an dessen Lösung bald mehr als 250 Kanonenschlünde schwersten Kalibers arbeiten, betrifft die Haltung Griechenlands. Britannien macht gegenwärtig eine seiner kühnsten und großzügigsten Operationen, deren erfolgreichste Beute voraussichtlich die Gewinnung mindestens eines Bundesgenossen bedeutet." Auch hier wird England sich verrechnen. Und es könnte sogar geschehen, daß es, anstatt einen Bundesgenossen zu gewinnen einen verliert, nämlich Rußland, das argwöhnisch gegen die Maßnahmen der Verbündeten ihnen seinerseits mit der Eroberung Konstantinopels zuvorzukommen sucht und das schwerlich — den für den Dreiverband günstigsten Ausgang angenommen — die Engländer als Herrn der Dardanellen dulden würde. Denn die schönen Redensarten Albions von der Internationalisierung der Meerenge ist nicht ernst zu nehmen. England hat noch nie etwas gutwillig aus den Klauen gelassen. Nur einmal: Helgoland, und das war seine größte Dummheit, wie es jetzt wehmütig erkennt. Und im übrigen ist es noch lange nicht ausgemacht, daß England den letzten Streich führen und das letzte Wort haben wird. Eine Karte der Dardanellen brachten wir in Nr. 2.



Ansicht von Smyrna. Phot. Gebr. Haeckel.



Türkische Batterie im Feuer. Phot. A. Melkenstein.

Freg.-Kpt. Kettner und die Offiziere der früheren „Breslau“ in Konstantinopel. Phot. A. Grohs.

Türkische Kanonenboote am Goldenen Horn. Phot. A. Grohs.

Türkische Infanterie im Schützengraben. Phot. A. Melkenstein.

Bilder zum Kampf um die Dardanellen.

Das historische Eckfenster.

Was war Frühlings Anfang in unser Kindheit für ein froher Tag! Frühlingsanfang läutete des geliebten greisen Kaisers Geburtstag ein. Fast immer fielen morgens die letzten großen Flocken, und doch kam immer um die Mittagszeit ein blauer Himmel über den Markt, so daß die Fahnen auf einem festlichen Grund flatterten und die goldenen Spitzen sich funkelnder in den Himmel bohrten und die Helme der Garnison so hell blitzten wie der geschwungene Degen des Kommandanten beim Kaiserhoch. Die Kinder trugen Kornblumensträuße; die kleinen Mädchen sagten Gedichte von der blauen Blume auf, und die jüngeren schmetterten mit ihrer ungebrochenen hellen Stimme all die Gedichte von 1870, von den Rossen von Gravelotte und der Trompete von Vionville; vieltausend würdige Rektoren, Hauptlehrer und Professoren strichen bedächtig den Kaiser Wilhelm-Bart, bestiegen stolz das Katheder und hielten die Festrede. Der Chor der Primaner sang Integer vitae und das Macte senex Imperator, das Felix Dahn auf den Imperator Barbablanca gedichtet hatte. Am Vorabend wand sich der feurige Zug durch die Anlagen, der Zapfenstreich klang, und was Beine hatte lief mit. Da wurden die Fackeln vor dem Kriegerdenkmal gelöscht, aber am Geburtstagsabend flammten sie wieder auf, diesmal als tausend und abertausend Kerzen, daß man spazieren ging wie in einer verwunschenen Stadt, und überall in den Straßen Transparente: Kaiserbilder und Immergrün, die deutschen Farben und Bismarck und der Kronprinz. So viel liebe kleine Kinder gingen straßauf und straßab, denen hatte der liebe alte Herr zugenickt, diesem Bürschchen ein Taler geschenkt — „da ist mein Bild drauf, siehst du wohl," jener Kranken in Ems ritterlich seinen Platz überlassen. Und jeder Vater versprach es seinem Jungen: wenn ich dich nach Berlin mitnehme, dann sollst du den Kaiser sehen.

Kaiser Wilhelm I. mit seinem Urenkel am historischen Eckfenster. Zeichnung von C. Koch. (Aus dem Daheim 1886.)

Dann staute sich die Menge an jener Ecke, an der einst in böser Zeit „Nationaleigentum" gestanden hatte und an der jetzt mit unsichtbarer Schrift: „Nationalheiligtum" zu lesen stand, dann zog die Wache daher, das Spiel klang auf und wirbelte preußisch durch die Luft, und preußisch schwangen die Beine der blauen Jungen hinter dem Schellenbaum und den wehenden Roßschweifen her, und dann kam der Augenblick, wo es allen ganz anders ins Gebein fuhr, als bei dem preußischen Marsch, die Väter ihre Kinder auf die Schulter rissen, die bürgerliche weiße Gardine des Eckzimmers sich teilte und dahinter freundlich, ein klein wenig gebückt aber doch stramm und soldatisch, in der weißen Weste — wer durfte sie mit mehr innerem Recht tragen als er — dastand, was für alle ringsum Preußen war. Draußen schütterte die Musik und rasselten die Schellen, rissen die Leute die Hüte ab und jauchzten die Herzen dem schmalen Fenster zu, und über allem ritt der alte Fritz, er, der das vergangene Preußen war, als wenn er sagen wollte: Ja, du bist Preußen, und manchmal guckte ein kleiner glattgestriegelter Junge über die Fensterbank und des Großvaters Rechte ruhte auf seinem blonden Köpfchen. Damals war die Zeit, wo Bismarck, die Kürassiermütze trotzig nach hinten geschoben, in seiner Droschke erster Güte dahergefahren kam, Moltke hingegen, als der sparsamere, war mit einer zweiten Ranges zufrieden, und drinnen, auf des Kaisers Schreibtisch, häuften sich kleine Lampenteller aus bunter Wolle, Uhrpantoffel mit rührenden kleinen Stickereien, garstige kleine Porzellanhunde, Pfeifenköpfe und Waldmooskränze. Keins von all den Zeichen der Liebe durfte entfernt werden; sie alle liebte der greise Herr, verstand ihre Sprache und empfand ihren Segen. Des Morgens stellte ihm der Kammerdiener das Holzbrett mit der uralten Tasse auf das Auszugsbrett der Bibliothek; dann stand er von seinem Feldbett auf. Und nie hat man ihn anders als gestiefelt und gespornt gesehen. Noch mit 90 Jahren schalt er auf die Verweichlichung eines Schlafrocks und ging ohne Murren die vielgewundene Treppe hinauf, die zu den Zimmern seiner Gemahlin, des „Feuerkopfs", führte, für die er soviel Bewunderung, Zärtlichkeit, Schonung mit ein klein wenig Angst empfand, die dies Verhältnis so menschlich interessant, rührend, humorvoll und völlig originell machte. — Dann kam das Jahr, in dem der Frühling vor der Zeit kam, wie sonst nie. Die Flüsse gingen mit Grundeis, von den Gebirgen kamen die Wasser der Schneeschmelze, ein gewaltsames Frühlingwerden ging durch die brausende Erde. Da nahm der Frühlingswind seinen letzten Odem mit. Wieder standen sie schwarz wie nie zuvor vor dem Fenster, und die weißen Gardinen taten sich nicht auf; die Regenwolken zogen, die Herzen klopften, rings weinten die Leute, und sie sahen, wie Bismarck weinte. Die Fahne fiel auf Halbmast, die Fenster taten sich auf, da war der, der nicht Zeit hatte, müde zu sein, zu seiner Ruhe eingegangen. Der Frühling schlug zurück; die Welt erstarrte in Eis, der Schnee krachte unter den Füßen, als man die schwarzen Masten aufpflanzte. Fern donnerte über den Brenner der Zug, der einen Totkranken zurücktrug aus der Wärme in die eisige Luft des Nordens. Zum Dom wand es sich wie eine glühende Schlange: da brachten sie den Geliebten im März den letzten Fackelzug. Die Kinder trugen Kornblumensträußchen mit Flor umwunden, die kleinen Mädchen weinten in ihre Gedichte, die Glocken gingen morgens und abends: — da sangen sie ihm zum letztenmal: Vale senex Imperator. Zwischen Lorbeeren und Rosen deckten Kränze seinen Sarg, von Waldarbeitern und Tagelöhnern aus Moos und Flechten gewunden; die Steine, die sein letztes Bett getragen hatten verteilte sein Volk unter sich: auf vielen Schreibtischen liegen die grauen Marmorplatten, auf denen die Füße seines Sarges ruhten: wie er ganz seines Volkes Eigentum gewesen war, so ging auch das Letzte, woran ein Hauch von ihm hing, in sein Volk über.

Die Jahre wandern, schon trägt der Enkel ergrauendes Haar, und auch um den blonden Kopf, auf dem die greise Hand lag, sprießt junger Lorbeer. Die Flocken fallen auf die Gräber im Argonnerwald und auf die andern unter polnischen Weiden, die Kälte knarrt, wenn sie mit den Spaten für die toten Brüder die Ruhestatt in der kalten fremden Erde suchen. Aber der Himmel wird wieder blau, und dann flattern die Fahnen und die goldenen Spitzen bohren sich funkelnd in die Luft, die von Siegesjubel zittert, vielleicht steht er dann hinter der weißen Gardine — und der alte Fritz reitet drüben wie dazumal; sie sehen sich an und wissen: das Preußen — das war und das ist und wird weiter sein. Johannes Höffner.

Kriegschronik:

12. März: Englische Angriffe südlich Ypern abgewiesen. — Unser Angriff zur Wiedereroberung des Dorfes Neuve Chapelle stößt nach anfänglichen Erfolgen auf starke englische Überlegenheit und wird aufgegeben. — Die Russen weichen hinter den Bobr zurück. — Russischer Vorstoß am Orzyc nordöstlich von Prasznysz gescheitert. — In den Karpathen 1200 Russen gefangen.

13. März: Artilleriekampf bei Neuve Chapelle. Schwere Verluste der Franzosen in der Champagne östlich von Souain und nördlich Le Mesnil. — Vorstöße der Russen an der unteren Nida sowie bei Gorlice zurückgeschlagen. — U 29 unter Kapitänleutnant Weddigen torpediert 4 englische Dampfer.

14. März: Zwei feindliche Kanonenboote beschießen wirkungslos Westende-Bad. — Fortschritte gegen Engländer und Franzosen bei Ypern und Le Mesnil. — Die Anzahl der russischen Gefangenen aus den Kämpfen des Augustower Waldes erhöht sich auf 5400. — Vergebliche und verlustreiche russische Angriffe bei Prasznysz. — Ernste, für die Verbündeten erfolgreiche Kämpfe nördlich des Uzsoker Passes und beiderseits des Ozortales. Sehr schwere Verluste der Russen; 1000 Gefangene.

15. März: Nach mehrtägigem Kampf eine englische Höhenstellung bei St. Eloi besetzt. Kampf um eine Bergnase am Südhang der Loretto-Höhe. In der Champagne brechen französische Teilangriffe zusammen. Fortschritte nördlich von Beau Séjour. — Erbitterter Kampf um Jednorozek; 2000 Russen gefangen. — An der österreichisch-ungarischen Front in Polen werden russische Angriffe bei Sulejow und Lopuszno abgewiesen. Der von starken russischen Kräften östlich Ottynia in der Richtung Kolomea versuchte Durchbruch scheitert.

16. März: Die Bergnase am Südhang der Loretto-Höhe erobert. Erfolglose Angriffe der Franzosen bei Perthes und Le Mesnil sowie im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson. — Russische Durchbruchsversuche zwischen Szkwa und Orzyc abgeschlagen. — Der Kleine Kreuzer »Dresden« im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez in den Grund gebohrt.

17. März: Französische Teilangriffe bei Le Mesnil scheitern. Französische Flieger bombardieren die offene Stadt Schlettstadt. Als Antwort darauf wird Calais mit schweren Bomben belegt. — Russische Angriffe zwischen Pissek und Orzyc sowie bei Prasznysz erfolglos. An der Szkwa machen wir 1900 Gefangene. Russische Reichswehrhaufen plündern und sengen in der Gegend von Memel. — Blutige Verluste der Russen in den Karpathen westlich Laberczrév sowie in Südostgalizien.

18. März: Französische Schlappen bei Le Mesnil und bei Beau Séjour. Vorstöße der Franzosen südöstlich Verdun. — Schwere Verluste der Russen zwischen Pissek und Orzyc sowie bei Prasznysz. In den Karpathen russischer Angriff bei Balingrod zurückgeschlagen. Schwere Verluste des Feindes nördlich des Uzsoker Passes. Erbitterte und glückliche Kämpfe in Südostgalizien. — 14 feindliche Panzerschiffe beschießen erneut die Dardanellen. Die französischen Panzer »Bouvet« und »Gaulois« sowie ein feindliches Torpedoboot zum Sinken gebracht; zwei englische Panzer versenkt; zwei weitere französische Panzer stark beschädigt.

19. März: Fortschritte bei St. Eloi und an der Loretto-Höhe. Schwere Verluste der Franzosen nördlich von Verdun, in der Woevreebene und am Ostrand der Maashöhen bei Combres. Vorstöße gegen unsre Stellungen am Reichsackerkopf und Hartmannsweilerkopf blutig zusammengebrochen. — Die Russen besetzen Memel. — Neun Milliarden Kriegsanleihe gezeichnet.

20. März: Mißglückte französische Angriffe bei der Loretto-Höhe. — Fortschritte nördlich von Beau Séjour. — Der Reichsackerkopf erstürmt. — Paris und Compiègne von Fliegern bombardiert. — Russische Angriffe bei Orzyc und bei Jednorozek abgewiesen. — Erbitterte Kämpfe zwischen dem Uzsoker Paß und dem Sattel von Konleczna; über 1000 Russen gefangen.

21. März: Die Russen aus Memel vertrieben. — Nach viereinhalbmonatiger Einschließung fällt in Ehren Przemysl.

22. März: Schwere Verluste der Franzosen bei Badonviller. — In den Karpathen 4000 Russen gefangen.

23. März: Russische Angriffe bei Ostrolenka und Plock gescheitert; 2500 Gefangene. — Erbitterte Kämpfe im westlichen Karpathenabschitt.

24. März: Russische Angriffe bei Augustow und Jednorozek abgeschlagen.



Husarenpatrouille vor dem Feind.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

VI. Kriegsland.

Daheim in Deutschland hab' ich das mal erlebt: da brach Feuer aus in einem Dorf. Zuerst brannte eine Scheuer, dann das Wohnhaus und die Ställe; Funken sprangen aufs Nachbardach und zündeten, der Wind kam gerannt und blies und blies, bis die ganze Ortschaft in Flammen stand, eine gewaltige, dunkelrot flutende, mit tausend gierigen Riesenzungen gegen den Himmel leckende Feuersbrunst. Alle Einwohner mit Kind und Kegel kauerten auf den Wiesen und Äckern umher bei ihrem bissel Habseligkeit, wie sie's gerade in stürzender Flucht gegriffen hatten; ein paar Pferde, die noch mit aller Kraft von ihren Riemen losgekommen waren, galoppierten wiehernd auf den Feldern umher; zwischen den lodernden, rauchenden, in Trümmer zusammenkrachenden Häusern schrie und jammerte das verbrennende Vieh, und in der glutzitternden Luft stießen die schwirrenden Taubenschwärme immer und immer wieder blindlings in die Flammen hinein. Zwei Tage und Nächte dauerte das. Tausende kamen herbei, zu Fuß, zu Pferde, mit Wagen und Kraftwagen, mit Spritzen und Schläuchen, — keiner konnte helfen, alles war verloren, alles. Und als der dritte Tag graute, war von der ganzen blühenden Gemeinde nichts übrig geblieben als Asche und Schutt, verkohlte Balkenstücke und kohlschwarze, hohläugige Mauernreste, und drohend über allem eine graue, hängende Bergeslast: die Not. Aber die hatte ein kurzes Regiment. Über das ganze Reich, über den halben Erdball flog die Unglückskunde, und alle, die ihren Flügelschlag hörten, taten ihre Hände auf und halfen, halfen.

In den ersten Nächten, die wir in der großen, unabsehbar weiten Tiefebene des nordwestlichen Frankreichs zubrachten, standen vor uns in der Nähe und Ferne vierzehn Dörfer und kleine Städte lichterloh in Flammen, ihr roter Widerschein schlug über den halben Himmel hin, und all die Millionen da oben waren armselige Flimmerfünkchen gegen die Riesenfackeln, die der Krieg hier vor uns aus der finsteren Erde emporreckte. Kein Wind blies hinein, regungslos standen die Feuer da und ragten am Horizont in die Höhe, als wären sie auf gewaltigen Opferaltären entzündet. Sie machten mit ihrer roten Helle die Nacht umher noch schwärzer, den Alb des Schweigens noch schwerer, der auf dem dunklen Lande lag. — Dann zogen wir weiter, kreuz und quer durch das ganze Gebiet, das schon unser war, und sahen die Brandopferaltäre bei hellem Herbsttag: Schutt und Asche, verkohlte Balkenstücke und hohläugige Mauern, Trümmer über Trümmern, wo wenige Wochen vorher noch das lachende Leben blühte. Soweit wir auch marschierten, wohin wir auch kamen: überall Vernichtung. Der Segen von jahrzehntelanger Friedenszeit verbrannt, zerschossen und zerstampft in der kurzen Spanne von wenigen Kriegswochen. Strichweise, da, wo die gegnerischen Heere nicht so erbittert aufeinandergestoßen, standen ja wohl noch Ortschaften, die so friedlich und unberührt aussahen, als gehörten sie garnicht in diese große Kriegswüste hinein, als wäre das klirrende, dröhnende, feuerspeiende Unglücksmeer machtlos an ihnen vorbeigeflutet. Aber das war nur eine Täuschung. Wenn wir hindurchzogen, hallten unsere schweren Tritte durch verödete Gassen, die Häuser standen leer, die Türen offen, die Menschen waren Hals über Kopf in alle Winde geflohen, bis auf eine Handvoll Weiber und Kinder und ein paar armselige Krüppel und Greise, die nicht mehr so flink auf den Füßen gewesen waren, daß sie mitkonnten. Nie ist uns in der ganzen Zeit bis jetzt etwas erbarmungswürdigeres begegnet als diese wehrlosen, schutzlosen Geschöpfe, die von ihrem eigenen Volke, von der Regierung ihres Vaterlandes der Willkür und dem Mitleid des Feindes preisgegeben wurden. Es ist kein Heldenstück von einer Kulturbevölkerung, zuerst das Schreckensmärchen von den germanischen Barbaren wie eine Seuche im Lande zu verbreiten und dann, wenn diese Barbaren als Sieger anrücken, davonzulaufen und alles seinem Schicksal zu überlassen, was nicht Beine zum Mitlaufen hat. Diese Wehrlosen wären elend verkommen und verhungert, wenn unser Heer sie nicht am Leben erhielte, ihnen nicht Nahrung und Kleidung gäbe, damit sie durch die schwere Zeit hindurchkommen. Ihr solltet nur sehen, wie ihnen die Schamröte ins Gesicht steigt, wenn sie bekennen müssen, daß ihnen das Notdürftigste zum Leben, der kärglichste Rest von Brot und Geld noch von den eigenen Truppen abgenommen wurde, die auf der Flucht durch ihre Dörfer jagten.

Es ist ein Jammer, dieses geschlagene Land zu sehen, und das Herz des allergeringsten Musketiers fließt über von Dank dafür, daß der Krieg nicht in seiner deutschen Heimat wütet. — Wenn ein Land sieben Monate lang unter der Kriegsgeißel liegt, so ist es, bei aller Menschlichkeit des Feindes, zerschlagen. Die Tiefebene Nordwestfrankreichs ist der Riesenacker, auf der die Ernte der ganzen Republik gedeihen muß. Wie lange mag es dauern, bis er wieder soweit gesundet ist, daß er Saat empfangen und Brot geben kann! —

Es war etwa Mitte Oktober, als die gewaltige Linie des großen deutschen Schützengrabens, der von der Schweiz bis an die Nordsee reicht, noch nicht so fest und fertig geschlossen war wie heute. Damals wurden die Regimenter und Brigaden und Divisionen noch hin und hergeschoben, wie die Figuren auf dem Schachbrett vom Spieler in die Ordnung seines Schlachtplanes hingeschoben werden. Uns kam das im höchsten Grade merkwürdig vor; wir wußten ja nicht das Geringste von den Plänen der Armeeführer, wurden — unserer Meinung nach — ganz unnötiger Weise im Lande hin- und hergeworfen und fühlten nur die Plage, niemals zur Ruhe zu kommen und immerfort ungeheure Tages- und Nachtmärsche machen zu müssen. Bei allem, was damals mit uns geschah, hatten wir das Gefühl der Planlosigkeit. Monate später erst, als wir die Ereignisse dieser Zeit überblicken konnten, erkannten wir, welche Sicherheit und Planmäßigkeit in dieser scheinbaren Unordnung lag. — Auf diesen „Kreuzzügen" durch das vom Kriege heimgesuchte Gebiet haben wir die Wunden gesehen, mit denen es über und über bedeckt ist. Aus zahlreichen Ortschaften, die niemals in den Bereich eines Gefechtes oder überhaupt einer unmittelbaren Gefahr gekommen waren, mußten die Einwohner anscheinend in geradezu lächerlicher Kopflosigkeit davongerannt sein, und zwar zu einer Zeit, wo sie noch unter dem Schutze ihrer eigenen Armee standen. Nur mag es mit diesem Schutze nicht weit her gewesen sein; denn wie wir's von den Zurückgebliebenen täglich hören konnten, haben die Truppen der großen Republik im Lande herumgeräubert, daß es eine Art hatte, und die verängstigten Leute fürchteten sich vor nichts mehr, als daß die glorreiche Armee, die sich so mutig nach rückwärts verzog, eines schönen Tages wiederkommen und sie von neuem „beschützen" würde. Darüber konnten wir sie nun mit besten Gewissen beruhigen.

Eines Tages besetzten wir ein Städtchen im Departement Somme, das vor uns noch nicht von deutschen Truppen berührt worden war. Es mochte etwa achttausend Einwohner groß sein, sah freundlich und wohlhabend aus und lag inmitten seiner fruchtbaren Gärten und Äcker und grünen Weiden so friedlich da, als wäre der Krieg, der die Welt in Brand setzte, nur ein böser, blutiger Traum. Seltsamerweise schien es keine Kirche zu haben, denn was uns sonst am allerersten in die Augen fiel, wenn wir die Ortschaften in dieser weitgedehnten Ebene vor uns liegen sahen: der ragende Glockenturm und das Kirchendach, das immer breitrückig und gebieterisch auf der Schar der Hausdächer lastete, davon war hier nichts zu erblicken, und eine Stadt ohne Kirche im katholischen Frankreich anzutreffen, darauf waren wir gewiß nicht gefaßt gewesen. — Als wir einrückten, fanden wir die ganze Einwohnerschaft im Freien versammelt, — sie bestand aus kaum noch dreihundert Köpfen, alle übrigen hatten sich aus dem Staube gemacht. Und diese dreihundert Köpfe gehörten fast ausschließlich Frauen und Kindern an; ich glaube nicht, daß mehr als dreißig Männer da waren, wenn man die schlotterigen, saft- und kraftlosen Gestalten mit dieser Bezeichnung beehren wollte. Ich bekam mit drei Gruppen meines Zuges das Haus eines Arztes zum Quartier. Es lag behäbig an einer breiten Promenade im Schatten großmächtiger herbstbunter Bäume, ein helles, ländlich gemütliches Einstockgebäude mit verwittertem Ziegeldach, bläulichweiß gestärkten Vorhängen hinter blanken Fensterscheiben und verblaßter Malerei zwischen den Gesimsen. Die doppelflüglige Haustür stand gastlich offen, und wir waren übermütig genug, uns auf ein paar längstentwöhnte Schlemmertage in einer behaglichen Menschenwohnung zu freuen, als wir unter Lachen und nagelschwerem Getrampel hineindrängten. Aber es war nichts mit der Behaglichkeit. Wenn bei einer oberbayrischen Dorfkirchweih der Glanzpunkt des Festes, die große allgemeine Rauferei, vorüber ist, so kann der Kampfplatz nicht wilder und grausiger aussehen als die Räume dieses Bürgerhauses, vom Unterstock bis zum Dachboden hinauf. Es war mit gediegener Schlichtheit eingerichtet, seine Bewohner hatten gewiß in angenehmsten Verhältnissen gelebt und sich mit Kunstsinn und gutem Geschmack ein Heim geschaffen, aus dem sie nur Gewalt oder Not vertreiben konnte. Und hier hatte die roheste Gewalt gehaust. Alle Möbelstücke, Tische, Stühle, Sessel, Sofas wild durcheinandergeworfen und zertrümmert, die seidenen und samtnen Bezüge zerschnitten und zerfetzt; die Betten auseinandergerissen, alle Schränke ausgeräumt, und die Fußböden in allen Zimmern, die Flurgänge, die Treppen übersät mit Kleiderfetzen, zerbrochenem Geschirr, Briefen und Büchern, ärztlichen Instrumenten, Arzneiflaschen, Kinderspielzeug, Damenwäsche, Familienbildern usw. Ich fand unter den wie Kehrichthaufen aufgetürmten Dingen prachtvolle Kupferstiche nach italienischen und französischen Meistern des

Louvre, — zerfetzt. Ich fand zwei ganz entzückend geformte gleichartige Eßgeschirre mit dem Stempel von Sèvres, eins für Große und eins für Kinder, — in Scherben. Der Doktor war ein eifriger Sammler gewesen, in seinem Zimmer fanden sich große Mengen altrömischer Ausgrabungen, chinesischer Porzellanmalerei, Holzbildnereien und schmiedeiserner Zierrate, — alles zerstückelt und entwertet. Im Keller waren die Fässer eingeschlagen, Vorräte von Kartoffeln, Kohlen, Würsten und Früchten schwammen im ausgeschütteten roten Wein. Im Hofe standen die Geflügelhäuser offen, Federn und blutige Köpfe von Hühnern und Tauben lagen wie ausgestreut umher, — und im Garten fanden wir zwischen Kohlköpfen und letzten Astern den erbrochenen leeren Geldschrank, daneben Brechstangen und einen schweren Schmiedehammer.

Darauf bin ich die ganze Stadt abgegangen, fast Haus für Haus: ich fand kein einziges, wo die Zerstörung nicht irgendwie mehr oder weniger **barbarisch** gewütet hätte. Und ich wiederhole aufs nachdrücklichste: die Stadt war bis zu diesem Tage noch nicht von deutschen Truppen berührt worden. —

Aber das Grauenvollste, vor dem sich alle unsere laute Entrüstung in schweigendes Entsetzen verwandelte, war doch dieses: die Stadt war keineswegs unfromm und gottverlassen, wie es von weitem scheinen wollte, sie hatte eine große, prächtige, aus rotem Sandstein in edelstem Hochrenaissancestil erbaute Kirche mit zwei gewaltigen Glockentürmen — — gehabt. Bis vor wenigen Tagen. Jetzt standen nur noch nackte Mauern da mit großen leeren Fensteraugen; das große, innen ganz mit blankem Marmor überkleidete Schiff glich einer zerbrochenen, ausgebrannten Riesenschale voller Trümmer und Scherben.

Wir machten uns nach dem Pfarrer und dem Bürgermeister auf die Suche, um irgend etwas Näheres über diese beispiellose Roheit zu erfahren, — die Herren waren nicht mehr in der Stadt anwesend. Eine Küstersfrau wohnte nahebei, sie sah uns aus rotumränderten Augen scharf ins Gesicht und deklamierte, als hätte sie's auswendig gelernt, mit taktschlagenden Handbewegungen: „Il faut brûler, il faut rire, il faut danser, tout au nom de Dieu, tout aux yeux du ciel!" . . . sengen, lachen, tanzen, — im Namen des Herrn, vor dem Angesicht des Himmels! —

Im Kircheninnern türmten sich Berge von zerbrochenen Mauern und Säulen und Dachschiefern und Kirchenstühlen, dazwischen lagen ungeheure Klumpen im Brande zerschmolzener Glockenbronze, Priesterornate aus Spitzen und schwerem Goldbrokat, Reste seidener Kirchenfahnen, messinggelbe Meßgeräte und halbverbrannte Folianten. Von den Wänden waren die meisten Heiligen herabgestürzt, wenige standen noch mit zerbrochenen Gliedmaßen auf ihren Postamenten, und auf der Stelle, wo der Hochaltar gestanden hatte, lag ein wunderbar schöner, dreifach lebensgroßer Madonnenkopf, das schmerzensreiche Gesicht wie eine wehe stumme Klage gegen den Himmel gewendet, der sich wolkenlos blau und sonnenhell über all dem Frevel wölbte. Aber das Wunderbarste, fast Unbegreifliche war eine hohe steinerne Gestalt, die fast völlig unversehrt geblieben dastand: Christus, der Gottessohn. Nur seine rechte Hand, die Segenshand, die hatten sie ihm abgeschlagen; mit der Linken zog er das Kleid von der Brust und zeigte sein schwertdurchbohrtes Herz und lächelte mit unbeschreiblich unergründlichen Zügen über den ganzen Wust und Wirrwar zu seinen Füßen hin: Mein Volk, was habe ich dir getan? . . . Ihr armen, verblendeten Leute, was hab' ich euch getan? . . .

In den Ruinen dieser Kirche fand ich ein kleines Buch und hab' es mitgenommen: „Fête de la bienheureuse Jeanne d' Arc, Vierge". Es enthält Meßmelodien und Gebete zu Ehren der Heldenjungfrau, die bekanntlich vor etlichen Jahren vom Papste selig gesprochen wurde. Ein interessantes Buch von dem „erwählten Mädchen, das der Herr mit göttlichen Waffen ausrüstete, festzustehen gegen die Tücke und Liste der Feinde." Man erinnert sich, daß diese Johanna ihre Fahne mit bedeutender Energie führte. Und man liest mit unvermindertem Interesse weiter. Da steht's also: Sankt Michel war's, der ihr gegen diese Feinde beistand und sie „instruierte"! — Das ist freilich rund fünfhundert Jahre her, aber wer weiß, ob der Erzengel nicht auch heute wieder auf den Plan treten muß, um das heilige Frankreich vom englischen Krämergesindel zu säubern, — — es ist noch nicht aller Tage Abend in der Weltgeschichte! —

Nichts wollte uns in diesem Kriegslande so unbegreiflich erscheinen als die sinnlose, überstürzte Flucht der Einwohner, besonders in Gegenden, wo garnicht gekämpft wurde. Aber seit wir Ch. jenes Städtchen gesehen haben, begreifen wir es: sie sind vor ihren eigenen Beschützern davongelaufen. Wenn diese Soldaten so im eigenen, kriegsgeschlagenen Vaterlande wüten, was wäre wohl aus unserer Heimat geworden, wenn das Unausdenkbare eingetreten wäre: wenn sie Deutschland überflutet hätten — — —!

Es ist noch garnicht lange her, daß wir zum zweiten Male durch die Stadt zogen. Jetzt liegt die Stadt im Feuerbereich, hart hinter dem deutschen Schützengraben. Von ihren achttausend Bewohnern ist die größere Hälfte bereits zurückgekehrt. Die armen Leute haben's nicht leicht, sie leben da in steter Gefahr, und so oft es zu Angriffsgefechten kommt, schlagen Schrapnells und Granaten bei ihnen ein, und die Flintenkugeln pfeifen durch ihre Gassen. Aber sie ertragen es geduldig; sie sitzen unter deutschem Schutz, unter deutscher Ordnung wenigstens wieder auf ihrer eigenen Scholle. Und wenn sie auch vor den Kanonen ihrer Brüder nicht allzusicher sind, — vor ihnen selber sind sie's ganz gewiß. —



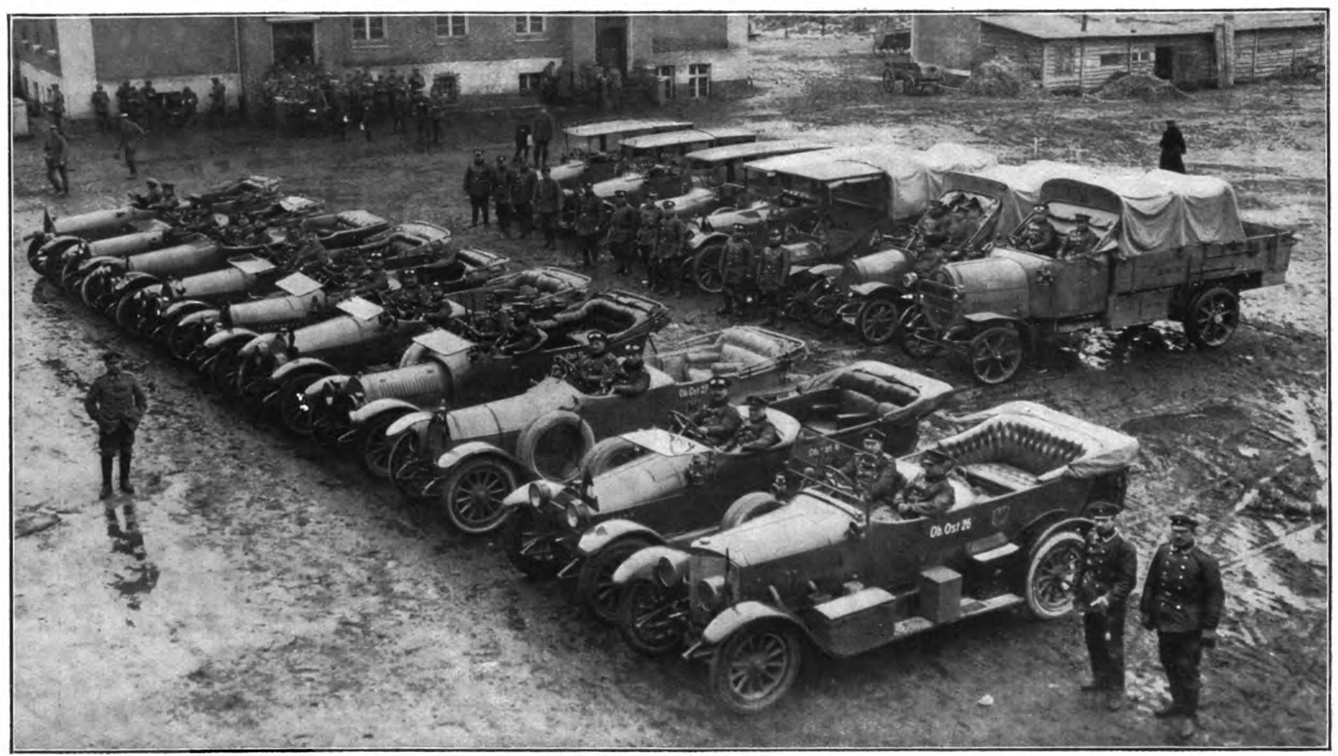
Unser Kaiser nimmt in Vouziers den Vorbeimarsch des 1. Garde-Regiments ab; links vom Kaiser Generaloberst von Einem. Hofphot. G. Berger.

Von der Winterschlacht an der ostpreußischen Grenze und den Kämpfen in Nordpolen. Feldpostbrief von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Suwalki, Anfang März.

In Suwalki drängen sich die Polen und Juden ängstlich in den schmalen Türen. Es ist neun Uhr, der deutsche Zapfenstreich fährt mit seinen starken Tönen durch die dunklen, schmutzigen Straßen und Gassen, auf denen der Schnee taut: „Zu Bett! Zu Bett! Sie will die Traktemente haben. Zu Bett! Zu Bett! Zu Bett, zu Bett, wer eines hat, zu Bett, zu Bett! Wer keines hat, muß auch zu Bett. Zu Bett! Zu Bett!" Das Signal verklingt, durch die Dunkelheit hasten undeutliche Gestalten. Lichtstreifen fallen hier und da aus den Fenstern, Schnee mit Regen vermischt flockt durch die Stille. Suwalki schläft. In der Ruhe der Nacht, beim gelben Schein einer schönen kleinen Lampe komme ich aus der Unruhe, dem Erleben dieser heißen Wintertage ein wenig zum Festhalten. Wie war dieser Rausch der letzten Wochen?

Das gleichmäßige Einerlei des Stellungskrieges war an der ostpreußischen Front. Hinter Gumbinnen donnerten die Kanonen, in Lyck und Goldap saßen die Russen, vor Lötzen



Der Kraftwagenpark des Stabes von Generalfeldmarschall von Hindenburg. Phot. Hohlwein & Gircke.

rannten sie gegen die Vorstellungen, an den masurischen Seen stand man sich auf Rufweite gegenüber. Leichter Frost wechselte mit Landregen, das war der einzige Unterschied in den Tagen. In Insterburg, das ich längere Zeit als Standquartier hatte, war das Grollen der Geschütze nichts neues; man hatte sich an den Krieg vor den Toren gewöhnt. Auf der kleinen Eisbahn im Stadtteich wurde Schlittschuh gelaufen, und wenn ich von langer Fahrt in die Front wieder zurückkam, war das Leben noch ruhiger geworden, noch mehr in die alten Geleise gefahren. Drüben im Westen und drunten in Polen ging der Krieg, vierzig Kilometer hinter der Front in Ostpreußen sah man mehr nach der Bzura und Rawka als nach der Angerap-Linie; vier Monate Stellungskrieg stumpfen ab, und hier in Ostpreußen schien keine Entscheidung zu fallen. Dann, eines Tages flogen Gerüchte auf, Rampen seien irgendwo gebaut worden, die Bahn sollte gesperrt werden: „Militärtransporte." Man rechnete, wann, und wußte vieles und wußte nichts. Die Bahn begann plötzlich mit irgendeinem Glockenschlag ihr wundervolles Werk. Alle zwanzig Minuten rollte auf den stählernen Bändern ein Zug heran, und wie bei einem Uhrwerk wickelte sich der Aufmarsch ab. Die Straßen füllten sich mit Truppen, die rheinische Lieder sangen, und von den endlosen Kolonnen schallten „wüschtebergische" Fuhrmannsflüche und schwäbische Kraftausdrücke. Aus der Ruhe wuchs die Spannung und die große Hoffnung in der Stadt hinter der Front. Es wurde bitterkalt, der Schnee fiel in dichten, schweren Flocken. Ununterbrochen marschierten die Truppen, zogen die Kolonnen. In der Nacht vom siebenten zum achten Februar begann der Angriff aus der ostpreußischen Linie. Die kleine Stadt reckte sich und bekam ein heldenhaftes Aussehen, als ob sie wüßte, daß die Weltgeschichte bei ihr und ihren Bewohnern vorbeiging. — Am neunten Februar verließ ich die Stadt, um die vorwärtsdringende Armee, die mit unerhörter Schnelligkeit vorstieß, im Schlitten zu erreichen.

Es waren zehn Grad Kälte, als ich an der Wegkreuzung von Neujeningken die Straße nach Pillkallen erreichte. Ich sehe das Bild des Kruges zu Neujeningken: ein mächtiger Ofen, in dem Tannenscheite knistern, davor ein schwarzes Ledersopha, ein Schenktisch in Hintergrund. Ein Spirituskocher, dessen blaue tanzenden Flammen um einen russischen Kessel lecken. Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften. Rheinländer, Bayern, Sachsen, Hessen, Ostpreußen. Pferdejuden, die mit den Kolonnenführern unterhandeln. Leichter Karbolgeruch. Verwundete kommen aus der Front: „Kibarty ist genommen, 150 Mann haben gestern Abend den Bahnhof Wirballen gestürmt. Ein Hauptmann von der Garde an der Spitze."

Auf dem Sofa sitzt ein blonder junger Freiwilliger und hält die Füße gegen die Glut. Armschuß. Man hört draußen marschieren. Landsturm rückt vorbei. Der Junge reißt die blauen Augen auf und will nach dem Helm neben sich greifen. Er merkt den wunden Arm und lächelt. Ein rührendes, unglaublich schönes Lächeln. „Ach so, ich habe geschlafen."

Mein Schlitten fährt, bald über die Felder, bald auf der höheren Seite der schneeverwehten Straße, daß ich oft beinahe einen Meter höher als die Kolonnen vorwärtskeuche. Es geht wie ein Rhythmus durch alle diese Menschen und Tiere, die mit aller Kraft vorwärtsstreben, nur immer vorwärts. Wie ein ungeheurer Siegesgesang geht es durch das ganze Heer. Not und Entbehrung werden ertragen unter diesem Rauschen, das jeder hört, der mit in den Reihen dieser Truppen zur russischen Grenze geht.

Pillkallen ist eine Trümmerstätte. Die gebliebenen Bewohner sehen mit merkwürdigen, verschüchterten Augen auf die durchmarschierenden Truppen. Wie von ihren Häusern noch nicht die russischen Inschriften entfernt sind: „belegt von Kapitän Mirnow" oder „dem Stabe der 56. Division", so ist aus ihren Gesichtern noch nicht das Grauen gewischt, das die Russen sie gelehrt haben.

Der Morgenhimmel sah aus wie eine hellrote Wunde, und dann troff ein dunkelroter Streifen am Horizont entlang, daß es seltsam über die schwarzen Trümmer und verbrannten Giebel glänzte. Auf dem Marktplatz standen unter dem feierlichen Morgenlicht die ersten paar Tausend gefangenen Russen von der 56. Division, die hier gehaust hatte, die noch vor zwei Tagen die Bauernhäuser beim Abzug angezündet hatte, daß ich sie, lodernde Fanale der russischen Schande, bei nächtlicher Fahrt vor mir hatte aufflammen sehen.

Dann einsames Land wie unter einem Leichentuch unter der



Erbeutete russische Geschütze auf dem Marktplatz in Seiny. Phot. E. Benninghoven.

Ankunft russischer Gefangener und eines eroberten Geschützes in Seiny. Phot. E. Benninghoven.

Beschlagnahmtes deutsches Eigentum in der Wohnung eines russischen Offiziers in Suwalki. Hofphot. Kühlewindt.



Ordnen von Beutestücken durch russische Gefangene vor der Kirche in Augustowo. Hofphot. Kühlewindt.

Kriegsbeute. Bilder vom östlichen Kriegsschauplatz.

Schneedecke. Gewehre, Patronen, Schlittenkufen am Wegrand. Unendlich einsame verlassene Dörfer, kleine Häuser, an deren Wand ein russisches Gewehr lehnt oder vor deren Tür wohl gar die aufgebaute russische Gewehrpyramide steht. Endlich Eydtkuhnen. Trümmer, unendlicher Unrat. Ich übernachte in einer Gärtnerei. Ein paar Matratzen sind da, ein Tisch, sehr viel Kohlen, die die Russen noch hier gelassen haben. Man versucht, sich an den entsetzlichen Russengeruch, der noch in der Wohnung ist, zu gewöhnen. Eben kocht das Teewasser, da klingt draußen Gesang: ein ostpreußisches Regiment zieht singend über die Grenze. Ich hatte grade diese Truppe vor Monaten in den Schützengräben vor Gumbinnen gesehen, sie tat ihre Schuldigkeit damals, aber in den Gesichtern war ein herber, beinahe gleichgültiger Ausdruck. Jetzt sang das Regiment, die Gäule der Kompagnieführer gingen dazu in einem fast koketten Schritt.



Eine angegriffene Radfahrerpatrouille in der Verteidigung. Phototbek phot.

„Im Rosengarten will ich dein warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee . . .“

Das möchte ich nun aber nicht, daß man nach diesem Marschliede denkt, unser Vormarsch aus Ostpreußen sei ein nur stürmendes Marschieren gewesen wie im Siegestanz. Es war bitterschwer, dies Marschieren, und das Siegen war oft bitterschwer. Die Rückzugsstraßen der Russen nach Kowno und Grodno, nach Ossowiec und Lomsha zeigen auf jeden Meter die furchtbare Zertrümmerung der 10. russischen Armee, aber die Schlachtfelder in Nordpolen von Augustowo und im Walde von Grodno zeigen auch, daß der Kampf, der zur Vernichtung führte, nicht leicht war. Im Anfang leistete eigentlich nur das III. sibirische Korps unerhört erbitterten Widerstand, aber als der linke deutsche Flügel herumgebogen war und der Kessel in seiner Wirkung fühlbar wurde, fochten auch das XX. russische Korps und die 27. Division einen Verzweiflungskampf. Alle diese kleinen polnischen Nester, die niemand gekannt hat, tragen jetzt die großen purpurnen Schlachtennamen: Tobolowo, wo die Nachhut des XX. russischen Korps geschlagen wurde, Makarce, wo die Unsern bluteten, Wolkusz, wo sich die vier russischen Divisionen und 11 Generäle, darunter der kommandierende General Bulgakow, ergaben.

Es war Spätnachmittag, als ich auf das Schlachtfeld von Makarce kam an einem der letzten Februartage, die voll waren von der sonnigen Luft des Vorfrühlings. Die Gefallenen lagen noch in langen Reihen und Breiten da mit stillen Gesichtern und oft mit diesem unergründlichen Ausdruck darauf, als ob sie von einem Sieg wüßten, der so groß ist, daß wir ihn nicht verstehen. Wer über ein Schlachtfeld reitet und nicht besser wird, nicht in allen Stunden fühlt, diese da, die starben ihren Tod auch für dich, und du mußt gütiger werden, verantwortungsvoller in allem Tun, wer über ein Schlachtfeld reitet und nicht brennend tief die Not und das Heldenglück Deutschlands fühlt, dem kann keiner mehr helfen, er ist weniger lebendig als die da auf der grau-braunen polnischen Erde, die immer leben werden!

Es ist da ein Hohlweg durch den dichten Schnee, von Makarce nach Dolnias. Die erstarrten Finger der Gefallenen greifen in die Speichen der Räder, als wollten sie sie halten, es ist da ein Todesweg von Makarce nach Dolnias, den ich niemals vergessen kann, es ist ein Weg des Heldentums, der von Makarce bis Dolnias, denn eine deutsche Division hielt hier vier russische auf und machte es möglich, daß dieser ganze Armeeteil dann bei Wolkusz abgefangen wurde.

Von Grodno her donnerten die russischen schweren Geschütze. In Sopockinie brannten ein paar Häuser, als ich auf den mit erbeuteten Kanonen dicht belegten Marktplatz fuhr.



Feldlöhnungskasse. Phot. A. Grohs.

Auf dem kleinen Hügel über der Stadt stehen ein helles Nonnenkloster und eine helle Kirche, beide mit grünen Dächern. Die Nonnen mit den großen weißen Hauben huschen ängstlich über den Hof nach dem Lazarett und vom Lazarett nach dem Hof. Da schlägt die erste Granate dicht bei der Kirche ein. Sie singen in der Kapelle ein Marienlied. Aber die Mörser von Grodno sind lauter. — — —

Ein Auto trägt uns bis zur Stellung der deutschen Batterien. Hinter dem Hügelkamm vor mir muß unsere Infanterie stehen, deutlich schlägt das helle Geknatter des Gewehrfeuers durch das Brüllen der Geschütze, die auf Kilometerlänge im flachen Halbkreis feuern. Ein Verwundeter kommt mir entgegen. „Wir gehen vor" sagt er. Da schlagen die großen Granaten von den russischen 21 cm-Mörsern in die Mulde. Eine haushohe Erdfontäne springt aus dem moorigen Grunde. Die Erdklumpen treffen mein Gesicht. Und die zweite Granate schlägt ein, die dritte. Man hört auf zu zählen. Auf der Hügelkette erscheinen die ersten Schrapnellwölkchen. Man kann hier nicht bleiben. Das deutsche Infanteriefeuer ist rasend schnell geworden. Plötzlich verstummt es. Sehr undeutlich klingt ein Hurra von vorn zu den Reserven heran, die sich langsam vorspielen. . . .



Deutsche Feldschmiede in Feindesland. Phot. A. Grohs.

Dann, ein eisiger Wind ging über die Ebene, ein paar Tage später, stand ich im Fichtenwalde vor Ossowiec. Unsere schweren Geschütze machten einen Höllenlärm, der Wald schien zu beben, als aus den mächtigen Feuerschlünden die Riesengeschoße durch die Luft geschleudert wurden. In Ossowiec stiegen kleine schwarze Wolken auf, wie man durch das Scheerenfernrohr, verborgen hinter Tannendickicht, sah. Zwei Forts schwiegen, und ein unheimlicher, ungeheurer Hagel goß sich weiter auf die Festung nieder. Aber hinter dem Sumpfgelände blauen wieder niedrige Hügelreihen, und neue russische Stellungen erwarten den Stürmenden. — — —

Vor Lomsha war es still. Bis um Mittag das Dröhnen anfing, daß der kleine polnisch-jüdische Ort, der seinen Schabbes feierte, entsetzt aus der Schabbesruhe sprang. Vor allen Türen standen die Gestalten mit den lebhaften orientalischen Augen. „Wann werden sie nehmen Lomzi?" fragte mich eine alte Frau. „Mein Mann ist in Lomzi, wollte holen Geld aus Lomzi, kann nicht kommen aus Lomzi, bis sie haben es genommen. Wann werden sie nehmen Lomzi?" Ich sah in die Ebene, die neue Schlachten kennen wird. Und ich sah plötzlich fast bildhaft deutlich einen Riesen, einen blonden, blauäugigen Riesen, der sich gegen ein Stahlband stemmt, und der Stahl ist gespannt bis zum Zerreißen. Der Riß muß einmal kommen. Es ist gleich, wo. Aber das Band der russischen Armee **wird** zerrissen werden, das fühlt man an allen Stellen, da in Winterkälte und Wegenot die Unseren vorwärts gehen.

Über Suwalki rinnt Mondlicht. Das Schneetreiben hat aufgehört. Es muß frieren. Die Kälte dringt schnell durch alle Spalten und Ritzen. Die Lampe flackert. Wie waren diese letzten Wochen? Ein Heldenlied der vorwärtsgehenden Armee, ein rauschendes Fahnenlied, das nie vergeht. „Man möchte diese Truppen küssen," hat Bismarck gesagt.

Die Lampe verlischt. Ich sehe die Sterne.

Als Geschwaderpfarrer auf der „Gneisenau". Feldpostbriefe von Hans Rost.

III. Zu den Falklandinseln.

S. M. S. „Gneisenau",
25. November 1914.

Liebe Maria, lieber Robert!

Der November geht zu Ende, und wieder bin ich fern von Europa und muß daran denken, daß es Zeit wird, Weihnachtsbriefe zu schreiben. Das fünfte Weihnachten naht, das ich im fernen Meer verleben werde, falls ich überhaupt noch am Leben bin.

Also: ein gesegnetes Fest!

Irgendwelche besonders schöne Sachen kann ich Euch leider nicht schicken, denn jetzt ist keine Zeit zum Einkaufen für uns, so müßt Ihr mit einem herzlichen Gruß vorlieb nehmen und mit der Versicherung, daß ich Euer manchmal gedenken werde, wenn wir Weihnachten feiern werden.

Für Euch wird's doppelten Charakter tragen, einmal die Freude, wenn Eva-Maria am Lichterbaum sich freut, dann das Gedenken an die Vielen, die Ihr draußen im Felde wißt. Aber auch das getragen von dem glücklichen Bewußtsein: „Es geht vorwärts".



Geschwaderpfarrer Hans Rost †.

Ich möchte jetzt manchmal in Deutschland sein! — Welche Bewegung, welche Begeisterung mag da herrschen, welche Opferwilligkeit auch wieder in den Weihnachtstagen sich zeigen! Denn bei vielen wird nicht nur Trauer, sondern auch die Not als ungebetener Weihnachtsgast anklopfen, und es gibt viel Not zu lindern.

Einen schönen Beweis, wie grade das einfache Volk am allermeisten bereit ist zu opfern, haben wir hier erlebt. Angeregt wurde bei uns, fürs Rote Kreuz zu sammeln. Über 5600 M. sind zusammen gekommen, und dabei hatten die Offiziere den Leuten nur gesagt, sie sollten sich's mal überlegen, ob sie nicht auch „ein paar Groschen" geben wollten. — Mehrere Unteroffiziere gaben 100 M. Als ich mich wunderte, gab einer zur Antwort: „Ich brauch's nicht, und dort ist's gut aufgehoben!"

Schade, daß ich nicht weiß, wo Gustav und Walter stecken; Gerhards Brief vom 3. Juni ist das letzte Lebenszeichen von Haus gewesen, soweit ich übersehen kann. Ältere Briefe habe ich in Ponape

von Bord gegeben, nur die neuesten behalten. Darunter deine vom Ende April und Mai mit den Nachrichten über Eva-Marias Taufe, und den Plänen Roberts, die Ferien in Schw. zu verbringen.

Zum Glück haben wir in Valparaiso deutsche Zeitungen bekommen. Hamburger Nachrichten von Mitte August, einige Hamburger Fremdenblätter von Mitte September, auch das Stuttgarter Neue Tageblatt mit den Verlustlisten des Württembergischen Armeekorps. So wissen wir einiges von den großen Kämpfen daheim und mehr als bloß das kurze Wort des Funkentelegraphen. Eben wird hier gekohlt, ein Vergnügen, das wir jetzt oft haben, und zwar dauert's meist 2—3 Tage, bis das Schiff vollgeladen ist, weil die Kohlen erst aus anderen Schiffen herausgeholt werden müssen. Na, ich sage Euch! Nächstens hab ich verlernt, auf Land zu gehen, und klettre bloß noch in den Masten herum.

Also nochmals herzliche Wünsche in treuem Gedenken.
Euer treuer Bruder Hans.

* * *

S. M. S. Gneisenau, 28. November 1914.

Mein lieber Bruder Gerhard!

Nur einen ganz kurzen Gruß schrieb ich dir am 3. November von Valparaiso aus. — Ich weiß nicht einmal, ob ich dir für den langen Geburtstagsbrief gedankt habe, der als letzter heimatlicher Gruß mich erreichte, Tags zuvor, ehe wir das schöne, sonnige Tsingtau am 20. Juni verließen. —

Von deinem Soldatenleben sprichst du nicht darin, du hattest am 3. Juni schon wieder den blauen Rock ausgezogen, umsomehr danke ich dir für diese letzten Nachrichten, die ich von zu Haus, Döbeln und Rottmannsdorf durch dich erhalten habe. —

Du schreibst von deiner Zukunft. Die hat nun eine ganz ungeahnte Wendung genommen. Jedenfalls bin ich sicher, daß du daheim schöne Wochen verlebt hast, ehe dich das Vaterland aufs neue zu den Waffen rief. diesmal nicht zu friedlichem Spiel, sondern bittrem Ernst. — (Gerhard Rost, Leutnant der Reserve im 124. [Württembergischen] Inf. Reg. war bereits am 2. September in Frankreich gefallen.)

Zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr aus der Ferne über die Meere fort einen treuen Händedruck!! Gott geleite dich und uns alle, sei's zum Leben, sei's zum Sterben. — Oft beneiden wir euch von der Armee, euch, die ihr mitten im Kampfgewühl steht, euch, die ihr euch an den Feind ranarbeitet, während wir größtenteils hinter dickem Panzer sitzen, wenn wirklich mal eine Kugel geflogen kommt; im Übrigen aber beinah nur Kohlen und Fahren, Essen und Schlafen, Kohlen und Fahren, bis wir mal den Feind treffen. —

Ich denke viel an meine Dienstzeit beim Leibregiment in München! Jetzt möcht' ich dort sein, am liebsten als Kriegsfreiwilliger. — Hast Du gelesen, daß der 68 Jahre alte Leipziger Professor Gregory — von Geburt Amerikaner — als Freiwilliger mit ins Feld gezogen ist?

Schade, daß ich von Euch gar nichts hören kann! Dein Brief vom 3. Juni ist das letzte Lebenszeichen aus Deutschland, jetzt haben wir ein halbes Jahr mehr. — Gern würde ich Dir etwas als Weihnachtsgruß senden. Vielleicht hast Du die beiliegende Zeitung noch nicht oder versuch' einmal diese Chile-Zigaretten, Liebesgaben aus Valparaiso.

Und nun leb' wohl! Gott behüte Dich. In Treue denkt Deiner Dein treuer Bruder Hans.

* * *

In See, 30. November 1914.

Mein lieber Bruder Walter!

Am 20. Juli schrieb ich dir eine Karte aus Ponape mit dem Dschokadfelsen, den ich in Erinnerung an die Kämpfe von Ponape bestiegen hatte. „Die letzten Kämpfe unserer Marine." Seitdem hat die Welt sich ganz geändert. Vergessen sind diese kleinen Kämpfe Einzelner, die beneidet wurden, und unser ganzes Volk ist in den Krieg gezogen. — Wo bist du wohl? Etwa gar in Antwerpen mit dem alten Admiral Ludwig Schroeder?

Nun, wo du auch sein magst, sei sicher, daß ich deiner zu Weihnachten herzlich gedenke. Hoffentlich können wir dankbar und glücklich Weihnachten und Neujahr feiern, weil Gott unser Volk gnädig geführt. Ach, daß wir hier draußen nicht das miterleben, was ihr erlebt habt. Ich beneide dich!

Eben blättre ich deine Briefe durch, soweit ich sie noch an Bord habe, der letzte vom 10. Mai ist aus Bremen von deiner Vize-Übung. Deine Crew-Kameraden (der Bruder war Kadett auf S. M. S. Hertha gewesen und stand damals als Vizefeuerwerker der Reserve im 1. Matrosenregiment) sind schon Leutnants. Die Beförderung kam mit Funkspruch wohl zwei Tage nach Kriegsbeginn. Außerdem haben wir vier Reserve-Offiziere und einen Reserve-Ingenieur eingestellt, so-**daß die „Gneisenau"-Klasse 43 Mann stark ist — „etwas viel".**

Von deinen Kameraden schätze ich sehr Lt. . ., der leider vor 14 Tagen in der Zeitung die Nachricht vom Tode seines Vaters las. Er ist sehr tapfer. G . . . und K. . . . habe ich auf der Ausreise sehr schätzen gelernt. War St . . . mit dir zusammen? Er hat beim Kohlen sich eine schwere Rückenverletzung zugezogen, liegt in Peru oder Chile; laut Telegramm ist er aber mit Krücken schon aufgestanden.

Von unserm Gefecht bei Coronel hast du gehört. Ich schrieb darüber kurz nach Haus. —

Unser Leben ist äußerlich sehr gut. — Einmal hatten wir 50 lebendige vierbeinige Schweine an Bord. Dazu Hühner und Tauben. Ein großartiges Idyll des Friedens, obwohl die großen Wildschweine gar keine so begeisterten Anhänger der Friedensidee waren.

Beim Schlachten gab's Wellfleisch; Schmalz hatten wir wochenlang und großartige frische Wurst, nach langem Fehlen doppelt schmackhaft. — Jetzt haben wir noch fünf kleine Ferkel, die sehr spaßig sind, ferner eine Gans und Hühner. Das ganze Landleben spielt sich unmittelbar vor meiner Kammer ab, da die Schweine die Ehre haben, am Mitteldeck zu wohnen, allerdings an Backbord. Heut Nacht waren die Ferkelchen von den zwei großen Schweinen', die gestern gekauft wurden, aus ihrem Stall herausgeworfen worden, folglich legten sie sich in meinen Vorbau vor der Kammer. Das macht den Seeleuten viel Spaß, und es ist für sie ein großes Vergnügen, die Schweine und Tauben füttern zu dürfen.

Ich lege einige chilenische Zigaretten bei — Liebesgaben — weil ich garnichts sonst für dich hab'. — Ich lese mit viel Freude Körner und hab' mir in Chile sogar Schillers Gedichte gekauft.

Gott behüte dich. Dein treuer Bruder Hans.

* * *

S. M. S. Gneisenau, 5. Dezember 1914.

Liebe Geschwister!

In drei Wochen ist Weihnachten, und in vier Wochen läuten die Glocken feierlich ein neues Jahr ein und ein altes aus. Wir haben das manchmal daheim gehört, wenn die Glocken der Dorfkirche über die schneebedeckten Äcker in stiller Weihnacht klangen, und haben manchmal gelauscht, wenn leise harmonisches Geläut aus der Ferne von Norden herüberklang. Aber wer von uns wird's diesmal hören? — Und dennoch ziehen ein tiefes Klingen von Dankbarkeit und schöne Erinnerung durch unsre Seelen, und wir all zusammen werden doppelt fühlen, daß wir trotz weiter räumlicher Trennung uns nicht fern gerückt sind.

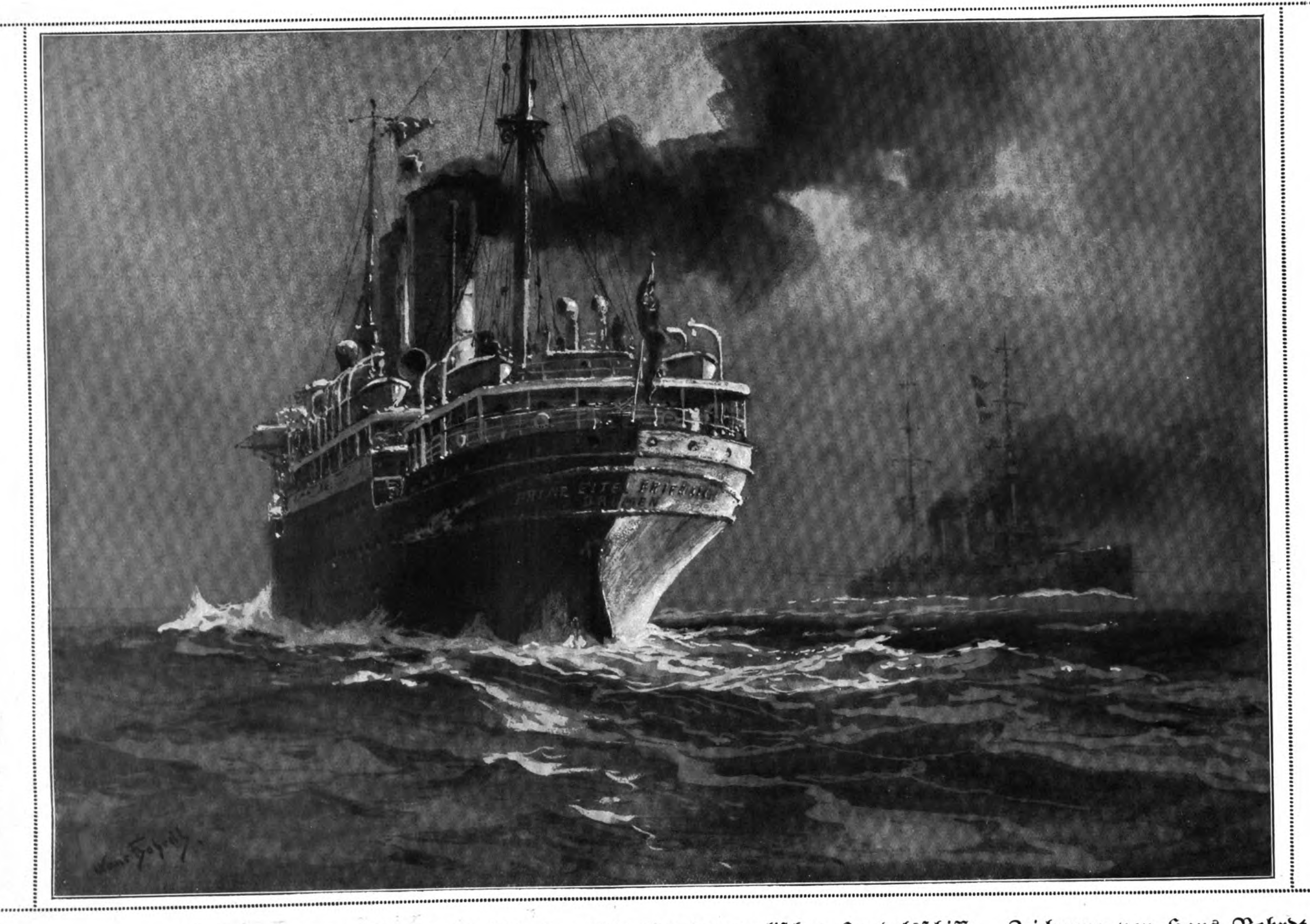
Was die Glocken uns singen werden? Friedensglocken werden es nicht sein. Und wo und wie werden wir Weihnachten feiern? Sehr freut mich, daß die Eltern sich wenigstens am Glück der Enkelkinder freuen dürfen, und ich denke mir, daß sie wohl am 2. Feiertag nach Döbeln kommen falls nicht Schweikersheim euch zusammenzieht. — Wir Söhne? Ja, wie wir das alte Jahr beschließen, oder ob wir nicht vorher schon die Augen geschlossen haben, wer will's wissen —? Aber dessen bin ich doch gewiß, daß, wo immer es sei, ein heimatlich Singen unsre Seele durchzieht, tiefe Dankbarkeit uns bewegen wird. —

Und wo diese Zeilen Euch treffen, ob im traulichen Pfarrhaus oder im Biwak in Feindesland, ob im gemütlich eingerichteten Heim oder in nur eben erst eingerichteten Baracken, ob im Sachsenland oder an deutscher Meeresküste: da sollen sie Euch allen sagen, daß Euer ferner Bruder Euer gedenkt in treuer alter Dankbarkeit. Hans Rost.

* * *

Bericht des Korvettenkapitäns Pochhammer, 1. Offiziers auf S. M. S. Gneisenau, z. Zt. in englischer Gefangenschaft, über den Marinepfarrer Hans Rost und dessen Tod am 8. Dezember 1914 in dem Gefecht bei den Falklandinseln:

„Pfarrer Rost ist gefallen, während er auf achterem Gefechtsverbandplatz half, Verwundete verbinden. Das war seine Station und sein Dienst. Er war mir ein lieber Schiffsgenosse, uns allen ein guter Kamerad. Er hatte immer den Kopf oben, auch wenn mal schlimme Nachrichten kamen, und hatte mit seinem Wort dazu beigetragen, uns durch die Zeit hindurchzuhelfen. Sein Körper ruht im Schiff in 52° 42' südl. Br. und 56° 5' westl. L. Er ist gefallen während des Gefechts am 8. Dezember 1914 auf dem achterem Gefechtsverbandplatz, den ein einziger Schuß zerstörte. Ich habe ihn noch einige Zeit vorher emsig bei der Arbeit gesehen, Verwundete verbinden helfen. Er war an diesem Tag wie während des ganzen Krieges von heiterer Gemütsruhe, hat gewissenhaft Tagebuch geführt (auch während des Gefechts) und wie seine reinamtlichen Pflichten so auch die der Hilfe bei den Verwundeten sehr ernst genommen. Er hat den Mannschaften öfter Vorträge über Gneisenau, Körner u. a. gehalten und war allgemein beliebt wegen fröhlichen Wesens. Er saß mir schräg gegenüber bei Tisch und war ein angenehmer und geistreicher Plauderer." Das Eiserne Kreuz, das ihm unter dem 8. November verliehen wurde, hat Hans Rost nicht mehr erhalten.



Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich", der Schrecken der englischen Handelsschiffe. Zeichnung von Hans Bohrdt.

Neues von unsern Auslandskreuzern „Prinz Eitel Friedrich“ und „Dresden“.

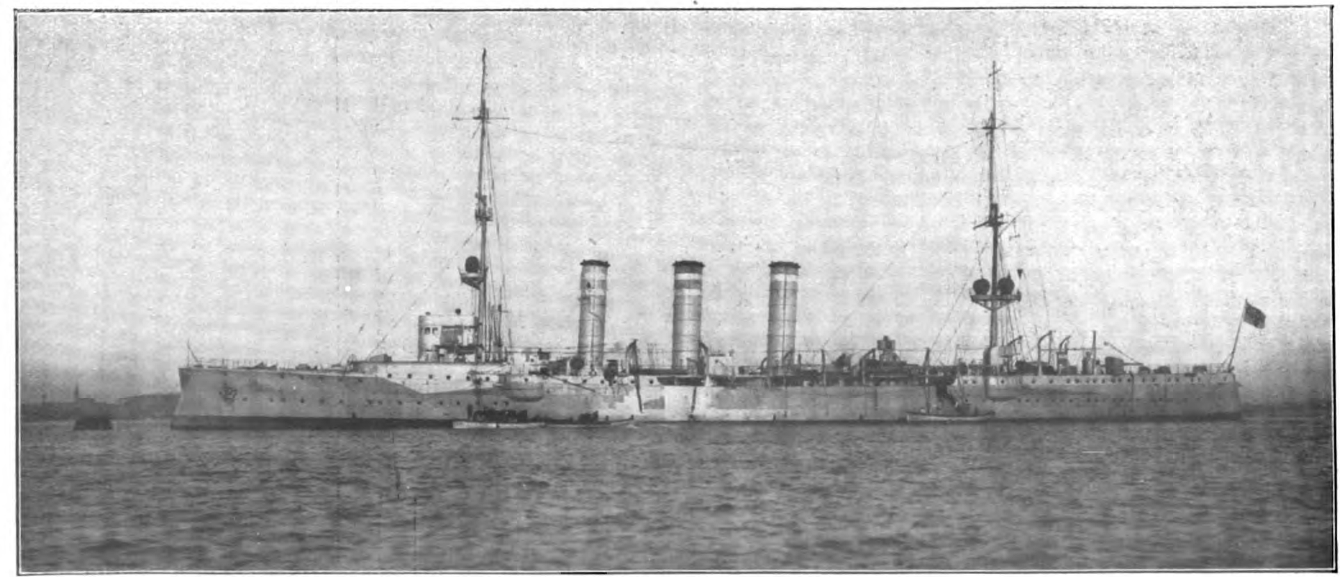
England rühmt sich mit breitem Mund, die Meere von deutschen Schiffen reingefegt zu haben, aber die Taten der „Karlsruhe“ und unserer Hilfskreuzer strafen es Lügen. Der „Prinz Eitel Friedrich“, ehemals ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, hat unter der Führung seines Kapitäns Thierichens der Handelsmarine Englands Verluste zugefügt, die nach vielen Millionen zählen, und es bisher immer listenreich verstanden, der Verfolgung zu entgehen. So ließ der Kommandeur u. a. die eine Seite des Schiffes schwarz, die andere weiß streichen und führte die Feinde damit auf das Schönste irre. — Mit dem Bericht über die Erfolge „Prinz Eitel Friedrichs“ kam leider die Trauerbotschaft vom Untergang der „Dresden“. Nun ruht auch dies kühne Schwesterschiff der „Emden“ auf dem Meeresgrunde, nicht von feindlichen Schiffen in den Grund gebohrt, sondern von der eigenen Mannschaft in die Tiefe gesenkt, als ultimo ratio der Heldenschar, da es keinen Ausweg mehr gab, dem Feinde zu entrinnen. Nach der Schlacht bei den Falklandinseln, in der Graf Spee sich opferte, um gegenüber der englischen und japanischen Übermacht seinen kleinen, schnellen Kreuzern das Entkommen zu erleichtern und zu ermöglichen, und aus der die „Dresden“ allein das freie Meer gewann, war kein Zweifel mehr, daß früher oder später der Tag kommen würde, an dem auch dies Schiff dahinsinken würde. Es lag nicht an der Tapferkeit der Besatzung, auch nicht an den Vorräten und Kohlen, die brachte der erfolgreiche Kaperkrieg reichlich. Aber ein Verhängnis drohte, unvermeidlich, unerbittlich: der Mangel an Munition. Eine Rettung freilich hätte es gegeben: die „Dresden“ konnte einen neutralen Hafen aufsuchen und abrüsten. Aber freiwillig greifen deutsche Seeleute nicht zu solchem Mittel. Treu bis in den Tod dem Vaterland und seinem Kaiser, das steht mit Flammenschrift in den Herzen unserer blauen Jungen geschrieben. Und so sprengten sie, als sie, von dem dreimal größeren Kreuzer „Kent“, dem Kreuzer „Glasgow“ und dem Hilfskreuzer „Orama“ bei der Insel Juan Fernandez im Stillen Ozean angegriffen, den letzten Schuß verfeuert hatten, das Schiff in die Luft. Auch an diesem Siege werden die Engländer keine Freude haben, denn er war wie alle ihre bisherigen Erfolge zu Wasser keine Heldentat. Unsere Schiffe, die auf dem Meeresgrunde ruhen von ihrer Heldenarbeit, werden eine Saat für die Zukunft sein. Sie werden das Meer frei gemacht haben und mit ihnen die, die in Frankreichs und Rußlands Erde schlummern.



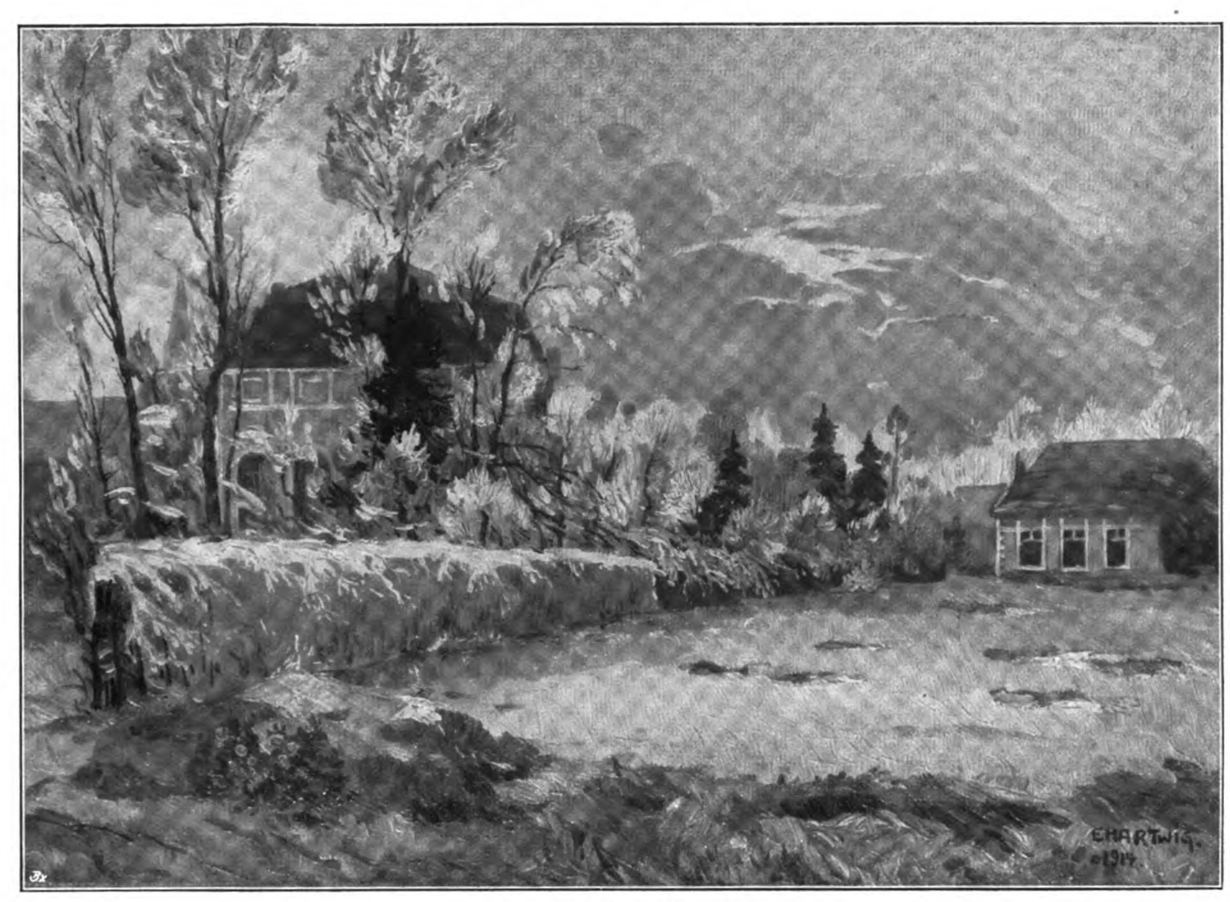
Korvettenkapitän Thierichens, Kommandant des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich“.



Kapitän zur See Lüdecke, Kommandant S. M. Kleinen Kreuzers „Dresden“.



S. M. Kleiner Kreuzer „Dresden“.



Die Christrose von Bucquoy.

Die Christrose von Bucquoy.

Am 2., 3. und 4. Oktober griff das zweite Garde=Regiment unter Führung des Oberst von Estorff, Flügeladjutanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs, bei Gouvietcourt, Bois de Logeast und Bucquoy die Franzosen an, warf sie westlich zurück und nahm bei Bucquoy eine befestigte Stellung ein, aus der es sich auch durch englische schwere Artillerie nicht mehr herausdrängen ließ. Am Rande eines Granattrichters, unweit des Hauses, das der Oberst von Estorff bewohnt, hatten die Grenadiere eine Christrose gepflegt, und zu Weihnachten die ersten Blüten dieser dem Kaiser als sinniges Gedenken übersandt mit nachfolgender Meldung: „Im Bereiche des 2. Garde=Grenadierregiments wächst eine Christrose, als einzige blühende Pflanze. Wir Grenadiere haben sie gehegt und gepflegt für unsern über alles geliebten Kaiser und Herrn. von Estorff, Oberst.“

Der Kriegsfreiwillige Hartwig, der im Großen Hauptquartier Dienst tut, und in seinem Zivilberuf Kunstmaler in Bremen ist, hat auf Befehl den Ort, wo die Christrose steht, in einem Bilde und die Episode als solche in einem Gedicht festgehalten. Beides wurde Sr. Majestät dem Kaiser überreicht und hat die allerhöchste Anerkennung gefunden.

Hier fern von der Heimat — hier halten wir Wacht
Und lassen sie nimmer heran!
Den Brand der Welt, den sie haben entfacht,
Den wehren wir Mann für Mann —
Wir Grenadiere!

Dort drüben im Dorfe von Gouvietcourt —
Da hatten sie morgens gebellt.
Als abends die Sonne rot färbte die Flur,
Wir hatten die Meute gestellt —
Wir Grenadiere!

Im Holz von Logeast verkrochen sie sich,
Doch ließen wir nimmer es zu,
Und spieen sie Gift und Galle um sich,
Wir jagten sie ohne Ruh —
Wir Grenadiere!

Sie bissen uns auch, — manch Edler da lag!
Doch Rache für jeden — Holla! —
Die nahmen wir, als wir am dritten Tag
Sie hetzten bis hinter Bucquoy,
Wir Grenadiere.

Hier ist unsre Fahne, hier halten wir stand,
Schildwehr ihren schmählichen Hieben —
Und wenn sie uns Blei und Granaten gesandt,
Wir sind es nicht schuldig geblieben,
Wir Grenadiere. —

Und als dann das Sterben der Erde begann
Und das singende Blühen verschwand,
Da fing Christröslein zu sprießen an,
Das wir pflegten am Heckenrand,
Wir Grenadiere!

Es trieb Reis um Reis, wir hegten es treu,
Es war uns der Gruß von der Erde —
Es war Symbol uns der Liebe aufs neu,
Wir fühlten, was sei und was werde!
Wir Grenadiere!

Unser Denken ist Kampf, unser Streben ist Sieg,
Rauh unser Sinnen und Trachten,
Doch wie unsre Rose im Schnee ist erblüht,
An unsern Kaiser wir dachten —
Wir Grenadiere.

Dir folgen wir jauchzend, — Du bist unser Hort,
Dir gilt unser Pulsschlag und Leben —
Du bist jetzt Vater und Heimatsort —
Dir woll'n unsre Rose wir geben,
Wir Grenadiere!

Sie blühte im Eis — sie lebte im Tod,
Sie sei unser Dolmetsch bei Dir —
Wenn Weihnacht kündet das Morgenrot —
Bringt, Kaiser, sie Botschaft von hier —
Von Deinen Grenadieren. —

Die englische Seefeste Gibraltar. Von Wilhelm Koenig.

In den letzten Tagen des Januar lief im Hafen von Gibraltar ein großes englisches Schlachtschiff ein. Das wäre an sich nichts Verwunderliches, denn die ganze Meerenge, die Europa und Afrika trennt, wimmelt jetzt geradezu von Kriegsschiffen des „seebeherrschenden England". Bemerkenswert war aber, daß jenes Schlachtschiff nicht stolz und drohend einfuhr, sondern stark havariert: nicht weniger als 32 Schußlöcher konnte man in den Gefechtsmasten und an den Bordwänden zählen. Es war der gewaltige Panzerkreuzer ‚Invincible', der in der für unser Kreuzergeschwader verhängnisvollen Seeschlacht bei den Falklandinseln das Flaggschiff des englischen Admirals gewesen war. Unsere herrliche ‚Gneisenau' unter Graf Spee hat diesem Engländer mit ihren 30,5 cm-Geschützen so viele Verletzungen beigebracht, daß er sicherlich seinem Schicksal nicht entgangen wäre, wenn nicht die Übermacht der englischen Schlachtflotte erdrückend groß gewesen wäre, so daß es ihr gelang, die ‚Gneisenau' zu vernichten, ehe sie dem Gegner beweisen konnte, daß er doch nicht unbesieglich war, was sein Name (‚Invincible') großsprecherisch von sich behauptete.

Dieser gewaltige englische Panzerkreuzer wurde in Gibraltar sofort in eins der Docks gebracht, und seine Ausbesserung wird seitdem mit Hochdruck betrieben. Wie lange sie dauern wird? Man wird es abwarten müssen. Jedenfalls war sie über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen, als schon wieder ein noch größerer Panzerkreuzer ebenfalls stark zerschossen im Hafen von Gibraltar ankam, wohl die ‚Lion', die in dem Seegefecht bei Helgoland am 24. Januar von den Granaten der deutschen Schiffsgeschütze doch recht bedenklich mitgenommen worden ist. Und jetzt liegt dies zweite gewaltige Schlachtschiff im Dock neben dem ersten. Gibraltar ist also für havarierte englische Kriegsschiffe die Reparaturwerkstätte. Hier am Eingang ins Mittelmeer ist man vor den Überraschungen deutscher Unterseeboote sicher, die in England selbst doch leicht einmal einen unerwarteten und unerwünschten Besuch machen könnten. Oder vielmehr, die Engländer *glauben*, daß ihnen in Gibraltar die U-Boote nichts anhaben können!

Aber Gibraltar ist für England mehr als Reparaturwerkstatt. Es ist eine seiner zahlreichen Seefesten, genauer gesagt: es ist sein wichtigster Flottenstützpunkt auf dem ganzen Erdenrund, denn es beherrscht den Eingang in das Mittelmeer und damit — wenigstens solange der Suezkanal in den Händen der Engländer ist — den Seeweg nach Ostindien. Es beherrscht ihn tatsächlich, denn Gibraltar ist eine starke Seefestung, vielleicht die stärkste, die es überhaupt gibt. Seit mehr als 200 Jahren hat England den spanischen Hafen in Besitz und hat ihn in dieser Zeit durch Aufwendung immer neuer Millionen zu einer geradezu uneinnehmbaren Festung gemacht.

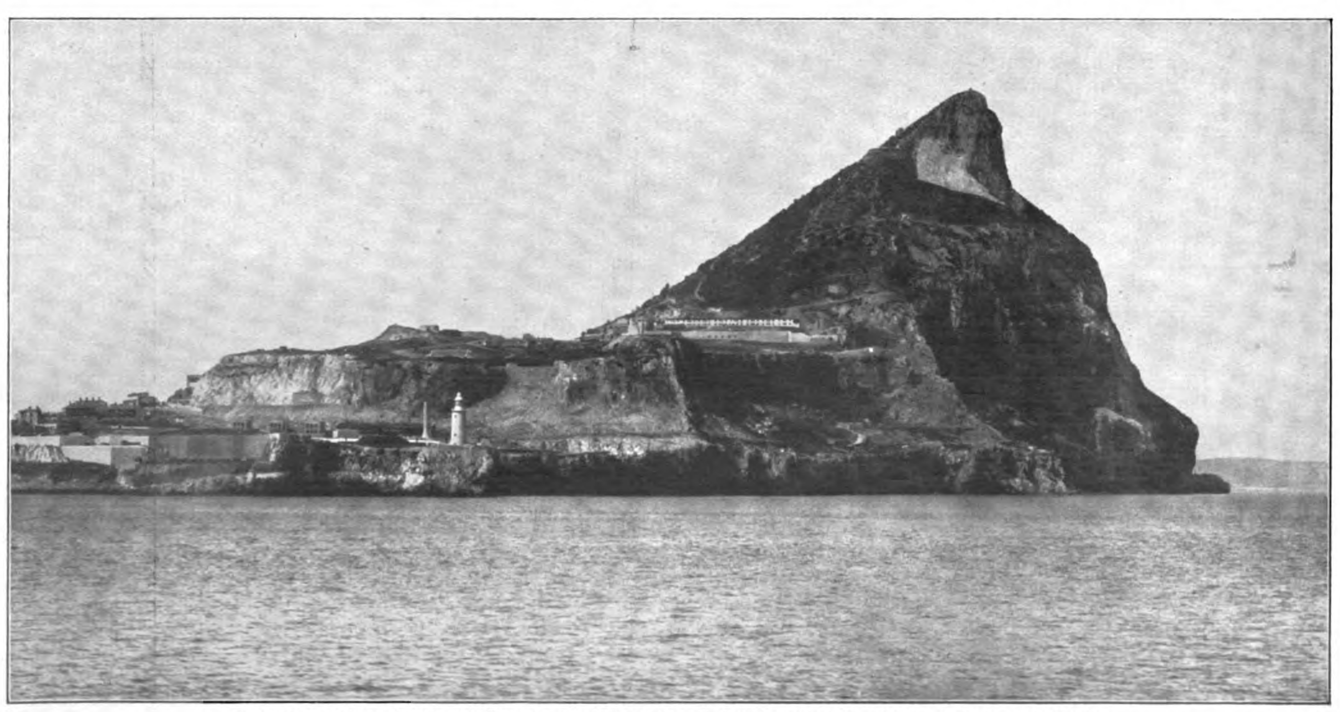
Uneinnehmbar war Gibraltar übrigens schon in den Jahren 1779 bis 1782, als die Franzosen und Spanier vereint dagegen anrannten. Die Verbündeten beschossen die Seefeste damals wieder und immer wieder. Mehr als 75000 Kugeln wurden nach den Berichten der Zeitgenossen hineingeworfen, ohne daß es sich ergab. Schließlich war die Stadt nur noch ein Schutthaufen. Aber der Kommandant Elliot hielt sich trotzdem. Den 40000 Franzosen und Spaniern gelang es nicht, die 7000 Engländer zur Übergabe zu zwingen; und als sie zuletzt die Feste zu überrennen versuchten, brach ihr Ansturm in dem Feuer der englischen Geschütze unter furchtbaren Verlusten für die Angreifer zusammen. Diese vergebliche Belagerung von Gibraltar soll den verbündeten Franzosen und Spaniern die für damalige Verhältnisse ganz ungeheuerliche Summe von 70 Millionen Taler gekostet haben.

Heute dürfte Gibraltar noch ebenso uneinnehmbar sein wie vor vier Menschenaltern. Denn wenn die Angriffswaffen jetzt wirkungsvoller sind als damals, so sind die Befestigungen mindestens im gleichen Verhältnisse verstärkt worden. Und das war nicht schwer, denn die Natur hat alles getan, um die Anlage von allerstärksten Festungsanlagen zu erleichtern. Diese sind nämlich zum großen Teil in den harten Felsen hineingearbeitet, und die schwersten Granaten sind nicht imstande, größere Zerstörungen in ihm zu bewirken. Selbst die furchtbaren Geschosse der „fleißigen Bertha" würden hier voraussichtlich nahezu wirkungslos sein. Dazu sind ganz ungeheure Vorräte von Nahrungsmitteln und Munition aufgehäuft worden, so daß auch an eine Aushungerung wohl nicht gedacht werden kann.

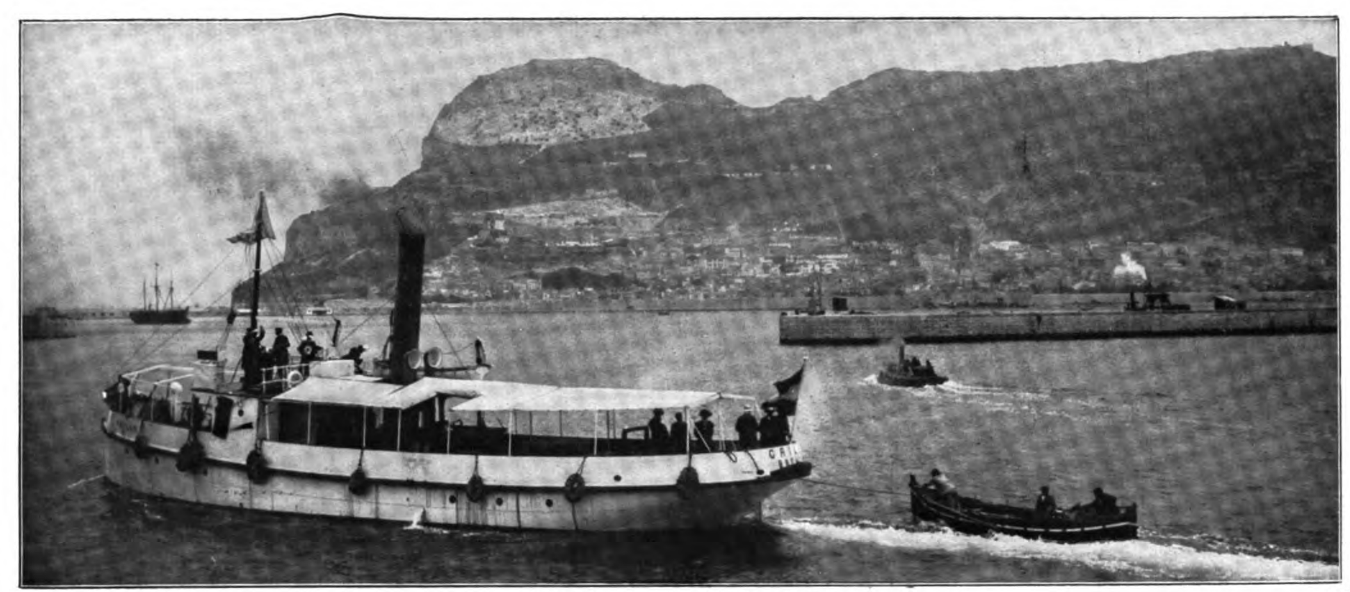
Gibraltar ist eine von Norden nach Süden reichende schmale Halbinsel, die im Innern durch einen an der höchsten Stelle 425 Meter hohen massigen Felsen aus hartem Gestein ausgefüllt wird. Dieses Felsmassiv fällt nach Norden, Osten und Süden fast senkrecht ab; nur im Westen ist es einigermaßen zugänglich. Aber auch hier kann ihm kein Unberufener nahen, denn hier ganz besonders, aber auch an allen anderen militärisch wichtigen Punkten ist der Felsen mit Tunnelungen und Galerien durchsetzt, viele Stockwerke übereinander, und überall blicken die Schlünde der schwersten Festungsgeschütze drohend aus großen und kleinen Luken in der Felswand hervor.

Hafen und Stadt Gibraltar liegen im Nordwesten der Halbinsel, und hier sind die Befestigungen natürlich ganz besonders stark. Hier sind auch die Docks, von denen wir eingangs sprachen.

Gibraltar ist ganz Festung, und schon in Friedenszeiten ist der ganze Zuschnitt des Lebens hier streng militärisch geregelt. Jeder Fremde, der in Friedenszeiten nach Gibraltar kommt, muß die Erlaubnis des Gouverneurs einholen. An allen militärisch wichtigen Stellen ist der Zutritt verboten, und Zeichnen oder gar Photographieren ist streng verpönt. Trotzdem gibt es sehr zahlreiche gute Aufnahmen vom Hafen und Ansichten des malerischen Felsens. Gleich nach neun Uhr abends donnert ein Kanonenschuß von der Signalstation oben auf dem Felsen über die Stadt und über das Meer, und dann hat alles Leben in den Straßen zu erlöschen.



Das Vorgebirge Punta de Europa im Süden von Gibraltar mit den schweren Festungsbatterien.



Gibraltar vom Hafen aus gesehen.

Jetzt im Kriegszustande sind die Vorsichtsmaßregeln natürlich noch viel schärfer geworden. Fremde werden überhaupt nicht mehr zugelassen, und alle irgendwie nicht ganz zuverlässigen Einwohner überwacht man auf das schärfste. Dazu ist auch die Garnison stark vermehrt worden, so daß die Matrosen noch mehr, als es sonst schon der Fall ist, dem ganzen Orte das Gepräge geben.

Trotz aller Beschränkungen bietet Gibraltar in Friedenszeiten aber doch so viele Annehmlichkeiten, daß außer der Garnison von 6000 bis 8000 Mann rund 15000 Spanier hier wohnen. Außerdem aber noch Hunderte von Franzosen, Italienern, Maltesern, Griechen, Türken, Algeriern und Marokkanern, kurz von allen Völkerschaften, die am Mittelmeer heimisch sind. Ein witziger Reiseschriftsteller hat Gibraltar deshalb einmal treffend die „Portierloge des Mittelmeeres" genannt. Aber nicht nur die schon aufgezählten Völkerschaften trifft man hier, sondern auch Perser und Inder und Siamesen und natürlich Juden aus aller Herren Ländern. Dies Völkergemisch gibt, wie man sich leicht vorstellen kann, ein Leben von höchster malerischer Buntheit, das die Vergnügungsreisenden zweier Welten in Scharen herbeizieht. Und von diesen leben die Bewohner zum großen Teil, denn Handel und Industrie sind sonst wenig bedeutend.

Die hellen, sauberen Häuser der Stadt liegen in wirrem Haufen über dem Hafen und ziehen sich auch noch in langer Kette zwischen Meer und Gebirge hin, ja klettern zum Teil sogar auf den Felsen selbst hinauf, auf dessen Gipfel sich hier das alte Maurenschloß erhebt, das heute als Marinegefängnis ein recht betrübtes Dasein führt. Die Straßen sind eng, aber luftig und gut gepflastert und zeichnen sich dadurch, das kann man zum Ruhme der Engländer ruhig anerkennen, vorteilhaft von anderen spanischen Städten aus. Denn eine spanische Stadt ist Gibraltar, trotzdem die Engländer hier seit 200 Jahren als Herren gebieten. Auf der Straße und in Kirche und Schule wird von den Einwohnern fast allein Spanisch gesprochen, und der Handelsverkehr rechnet ebenfalls nur mit spanischem Gelde. Aber die Post ist englisch, und natürlich versteht jeder Gibraltarese mehr oder weniger die englische Sprache, denn die englischen Beamten und Matrosen sprechen nur ihre Muttersprache und machen sie zur Bedingung jedes Verkehrs mit ihnen.

An der Südspitze der Halbinsel liegt, schroff ins Meer vorgestreckt, die Punta de Europa mit ihren drohenden Küstenbatterien schwersten Kalibers, die die ganze Meerenge bis zur afrikanischen Küste hinüber beherrschen. Hier sind auch die Baracken aufgestellt, in denen die englische Garnison untergebracht ist. Der Ausdruck Baracken trifft übrigens, obgleich es sich um ganz leicht und luftig gebaute Häuser handelt, doch wohl nicht recht den Charakter dieser Gebäude, denn sie machen mit ihrem freundlichen Blumenschmuck mehr den Eindruck von größeren Landhäusern als von Kasernen. Hier sind auch die im Gegensatz zu den eben erwähnten Kasernen recht einfach eingerichteten Schuppen zu suchen, in denen viele Hunderte von deutschen Zivilgefangenen untergebracht sind, eins jener berüchtigten Konzentrationslager, in denen die unglücklichen von irgendeinem neutralen Schiffe gewaltsam heruntergeholten deutschen Reisenden nun schon monatelang in schmachvoller Haft schmachten. Von der Witterung hätten die Gefangenen nicht allzuviel Unangenehmes zu fürchten, denn Gibraltars Klima ist auch im Winter sehr mild; aber nach allen Nachrichten, die in die Presse gekommen sind, ist der Kommandeur jenes Konzentrationslagers ein wenig angenehmer Herr, so daß die Gefangenen nichts zu lachen haben.

Zwischen der Punta de Europa und Gibraltar ziehen sich die Anlagen der Alameda hin, die von den Reisenden als wahre Wunderwerke angestaunt werden. Noch vor wenigen Jahren trat hier der nackte Fels zutage, auf dem kein Halm wuchs. Da haben die Engländer — Geld spielte bei Verschönerung der wichtigen Seefeste keine Rolle! — viele Tausende Schiffsladungen von Gartenerde aus Spanien, ja von England her herbeigeschafft und Gebüsch, Bäume und Blumen angepflanzt. Für reichliche Bewässerung ist auch gesorgt, und so hat man, mit unglaublichen Kosten freilich, aus der Felsenwildnis ein Paradies gemacht. Hochragende, schlanke Palmen und gedrungene Apfelsinenbäume wiegen sich im Winde, die Aloe reckt ihre Zweige fast zur Höhe eines vierstöckigen Mietshauses der Großstadt empor, die grotesken Formen der Katteen zeigen wahrhaft erschreckende Größenverhältnisse, die zarten Araukarien und die Pfefferbäume gedeihen herrlich, — kurz die ganze Pflanzenwelt des nördlichen Afrika steht in üppiger Pracht. Daneben aber duften unsere heimischen Blumen: Rose, Veilchen, Reseda. Wenn bei uns die Märzstürme kaum die ersten Halme dem Lichte zusprießen lassen, blühen und duften in der Alameda die herrlichen Anlagen wie ein Zaubergarten aus Tausendundeiner Nacht.

Hier in der Alameda finden — in Friedenszeiten — bei gutem Wetter an zwei Abenden der Woche Konzerte statt, zu denen Scharen von Eingeborenen und Fremden aus der Stadt herauspilgern. An diesen Abenden braucht sich niemand um den drohenden Kanonenschuß um neun Uhr zu kümmern und es wird spät, ehe die paradiesischen Gärten still und verlassen im Mond- und Sternenlicht daliegen, in dem sie freilich erst ganz zu ihrer zauberhaften Geltung kommen.

Von eigenartigem Reiz ist es, im flinken Motorboot die ganze Küste der Landzunge von Gibraltar zu umfahren. Wir kommen von Osten her, aus Malaga, und fahren dicht unter den Bergen der Küste hin. Da taucht fern im Südwesten aus dem Meere ein trotziger Felsen auf, der immer größer und immer mächtiger wird. Es sieht aus, als näherten wir uns einer bergigen Insel, und erst wenn wir ganz nahe herangekommen sind, bemerken wir, daß das Felsmassiv dort, das wie ein lauernder Löwe daliegt, mit dem Festlande durch eine schmale Niederung zusammenhängt. Über der Niederung steigt dann der Fels von Gibraltar fast scheitelrecht bis zur Höhe von mehr als 400 Metern auf. Hier besonders sind in den Felsen die schon erwähnten Tunnelungen und Kasematten hineingearbeitet. Zuweilen erweitern sich diese Aushöhlungen zu bastionsartigen Vorsprüngen. Einzelne Teile dieser Festungsanlagen sind im Frieden den Besuchern freigegeben. Tritt man an den Rand einer von diesen ganz hoch oben tief in den Felsen hineingebrochenen Luken, so bietet sich ein zauberhafter Anblick. Unter uns die Niederung, mit Gemüsegärten, einer vortrefflich eingerichteten Rennbahn und dem stimmungsvollen Kirchhof, rechts und links, so nahe, als könnten wir einen Stein hinabwerfen, das blaue Meer mit seinen weißen Segeln und den dunkle Rauchfahnen hinter sich herziehenden schlanken Dampfern, und gerade vor uns die lachenden Fluren von Südspanien mit Städten und Dörfern, klar wie eine Landkarte. Das Schußfeld dieses einen Geschützes hier ist ungeheuer groß, und ebenso groß ist das all der anderen Hunderte von ehernen Rohren, die drohend aus dem Felsen hervorlugen. Schwer, schwer, Gibraltar von dieser Seite angreifen zu wollen, und doch ist es die einzige Stelle, an der ein Angriff überhaupt möglich wäre! — Aber setzen wir unsere Umfahrt der Halbinsel fort. Wenn wir jetzt nahe an den Felsen von Gibraltar herankommen, so wirkt er fast erdrückend. Mit schwindelnder Steilheit stürzt er hier im Osten in das Meer ab. Nicht für die kleinste Fischerhütte ist hier am Strande Platz, und so waren besondere Festungsanlagen überflüssig.

Es ist aber auch die einzige Stelle auf der ganzen Halbinsel von Gibraltar, die keine Befestigungen zeigt. Je weiter wir unter diesen Felsschroffen nach Süden zu hinfahren, um so niedriger werden sie, bis sie an der Punta de Europa, der äußersten Spitze der Halbinsel, sich noch einmal in einem schroff abgebrochenen Felsen gewaltig aufrecken, dessen scharf umrissene Gestalt sich unvergeßlich dem Gedächtnis einprägt. Die Umgegend erhebt sich dann nur wie ein mächtiger Festungswall über die Fluten des Mittelländischen Meeres. Hier ist jeder Fußbreit des Felsens mit Festungsanlagen gespickt, sowohl unten am Meer, wo der Leuchtturm in Friedenszeiten sein blinkendes Licht über die blauen Wasser gleiten läßt, als auch in halber Höhe des Gebirges. Die schweren Geschütze werfen die Granaten quer über die Meerenge hinüber bis auf das Vorgebirge von Afrika, und selbst, wenn englische Kriegsschiffe hier nicht den Eingang sperrten, so würden die Festungsanlagen der Punta de Europa eine Einfahrt in das Mittelmeer verhindern können. Auch an der Westseite der Halbinsel, an der wir nun, nach Norden dampfend, hinfahren, findet sich kein Landungsplatz. Senkrechte Mauern umgürten den Strand, und erst wenn wir noch zwei Kilometer weiter nordwärts gekommen sind, treffen wir auf eine Anlagestelle. Hier ist der Hafen, den drei Galerien von Batterien beherrschen, und in dem Panzerschiffe und Kreuzer und Kanonenboote in großer Zahl liegen, die von hier ausschwärmen, um den Wachtdienst an dem Eingang ins Mittelmeer auszuüben. Die ganzen Hafenanlagen sind künstlich. Der Außenhafen ist durch ganz gewaltige, weit in das Meer vorgeschobene Quaderbauten gegen den Seegang geschützt. In diesen Molen sind zwei Lücken für Einfahrt und Ausfahrt der Schiffe. Die Anlagestellen der Dampfer sind dann noch einmal durch die Innenmolen geschützt. Der Handel Gibraltars ist ja, wie ich schon sagte, nicht groß, aber sein Schiffsverkehr ist überaus lebhaft, erreichten doch die ein- und ausfahrenden Schiffe eine Zahl von 10 Millionen Registertonnen, fast ebensoviel als Southampton, mehr als der vierte Teil desjenigen von London. Sehr viele auf der Indienfahrt begriffene Schiffe legen eben hier an und nehmen Kohlen oder Proviant ein. Bis sie an die Reihe kommen oder bis alle Förmlichkeiten ihrer Weiterfahrt erledigt sind, liegen sie übrigens gewöhnlich außerhalb des Außenhafens auf der Reede. In dem geschützten Meerbusen schaukeln so oft fünfzig und mehr gewaltige Dampfer in den leicht plätschernden Wellen vor ihren Ankerketten. Ein höchst malerischer Anblick. In Friedenszeiten merkt man vom Dasein der Kriegsschiffe nicht viel; aber jetzt wird jedes Schiff, auch das von Neutralen, nicht nur **einmal**, sondern drei-, viermal von englischen Wachtschiffen angehalten und untersucht, ehe die Durchfahrt durch die Meerenge freigestellt wird. Ein Signalschuß donnert über das Wasser, und stoppt der Dampfer alsdann nicht sofort, so heult eine Granate dicht über seine Kommandobrücke hinweg, als Zeichen, daß er versenkt werden würde, falls er nicht sofort beidrehte. Und dieser drohenden Sprache fügt sich natürlich jeder friedliche Kauffahrer ohne weiteres.

Das ist die Seeherrschaft Englands hier am Eingang ins Mittelmeer, begründet auf die gewaltige Seefeste Gibraltar. Ob aber auch nach dem Kriege noch, den wir mit England jetzt ausfechten? Oder ob dann die Meere endlich frei sind?

Dinge am Kriegsrand. Von Georg Queri (Lothringen).

Wahrhaftig: seltsame Dinge erfährt man im Felde. Da fragte mich Hauptmann Günther von den Vierten Bayern ganz unvermittelt: „Kennen Sie Grütze?“ — Ja, immerhin, Grütze kannte ich; aber bei uns in Südbayern — wer ißt bei uns Grütze? Der Hauptmann ließ mich nicht los: „Bei uns in der Pfalz wird Grütze gegessen, natürlich. Und wissen Sie, wie man sie zubereitet?“ — „Keine Ahnung.“ — „Man schabt sie zuerst ...“ — „Aber, mein lieber Herr Hauptmann ...“ — „Warum soll man Grütze nicht schaben? Das wär' doch zu toll, wenn man Grütze nicht schaben — — glauben Sie wirklich nicht, daß man Grütze schabt???“

Er hängte so viele Fragezeichen an den merkwürdigen Satz, daß ich mich verpflichtet fühlte, das Geschabtwerden von Grütze anzunehmen. Vielleicht schabe man Grütze sogar ganz sicher, betonte ich. Und ich hätte früher in meinen Mußestunden nichts lieber als Kochbücher gelesen: „Die gute böhmische Köchin“, „Die große deutsche Küche“, „Die bayrische Hausfrau als Köchin“ — ich log Titel um Titel von Büchern herunter, deren Dasein ich vermutete. Und: in allen diesen Büchern sei die eindringliche Mahnung zu finden: Schabt Grütze, schabt Grütze! ...

„Na also,“ sagte der Hauptmann erleichtert und füllte mein Glas auf (denn wir saßen im improvisierten Allgemeinen Militärkasino in X. an der Côte Lorraine). „Na also,“ sagte er und trank mir zu, „dann müssen Sie den Schüttelreim hören, den ich gestern erfunden habe:

‚Am heimischen Herd sie Grütze schaben —
Wir liegen in dem Schützengraben‘ ...“

Grausam ist das. Vor Verdun Schüttelreime auf Unmöglichkeiten. Aber der Hauptmann hob sein Glas noch einmal und sagte seelenruhig: „Ich hab' noch einen Schüttelreim:

‚Der üppige Franzmann preist den Hummer —
Ob er willkommen heißt den Brummer?‘“

In der Nähe wurden ein paar kräftige Schüsse gelöst, deren Geräusch angenehm von deklamierten Schüttelreimen abstach. „Das ist Musik,“ behauptete der sächsische Rittmeister, der mit uns saß, „im Vergleich mit deiner Poesie wenigstens. Dein Wohl, Hauptmann, und einen Orden fürs Dichten!“

Aber der Pfälzer gab ganz trocken zurück: „Orden! Natürlich krieg' ich einen Orden — ich hab' ihn mir auf der Côte Lorraine ehrlich verdient. Kennt ihr den bayrischen Verdienstorden? Inschrift: Merenti. Und mit Recht: dem Verdienst. Mer rennt die Côte 'nauf, mer rennt die Côte 'runter. Kinder, diese Ordensinschriften haben schon ihren tieferen Sinn ...“

Na, diesen Kalauerabend in Geschütznähe vergess' ich nie. Dem Datum nach überhaupt nicht: es war am Neujahrstag, und die Bayern waren aus ihren Schützengräben auf der Côte abgelöst worden und freuten sich sehr über die Quartiere in dem französischen Dörfchen. Und wie gesagt, es gab ein Offizierskasino, das Rittmeister Hartung, der Platzkommandant von X., begründet, bemuttert und geschmückt hatte, ein Kasino ff. Was so ein Platzkommandant alles ausschnüffelt: da drüben bei den ...ten Bayern steckte ein Soldat, der zu Friedenszeiten Bilder malt, Segieth von der Münchener „Jugend“. Und der Rittmeister ließ seinen Gaul satteln und trabte bei dem andern bayrischen Völkerstamme an: „Kinder, wollt ihr mir den Meister Segieth nicht ausleihen?“ Na, Segieth wurde „ausgeliehen“ und zum Schlachtenmaler berufen. Und heute schmücken die Wände einer fabelhaft großen französischen Bauernstube ganz reizvolle Fresken: der sehr verblüffte englische Leu, der den bayrischen anziehen sieht; französische Heere, die in Kathedralen Schutz vor den Projektilen der Boches suchen; ein türkischer Harem, der den ausziehenden osmanischen Kriegern zuklatscht. Und nicht zu vergessen: eine schöne Wandreihe fliehender Franzosen!

Und das ist also zu sehen im Allgemeinen Militärkasino zum „Blauen Hecht“ in X., Wittelsbacher Straße Nr. 22. Das Haus, lieber Leser, kannst du unmöglich verfehlen; wenn du in den nächsten Tagen nach Frankreich kommst, achte genau auf die breite Straße, die den Ort von Süden nach Osten durchschneidet. Und wenn du in der Mitte der Straße links einen blechernen, blauangestrichenen Fisch über einem Tor baumeln siehst und wenn du erschrickst vor ein paar steinernen (selbstverständlich requirierten) Löwen, die das Tor bewachen — du bist an Ort und Stelle.

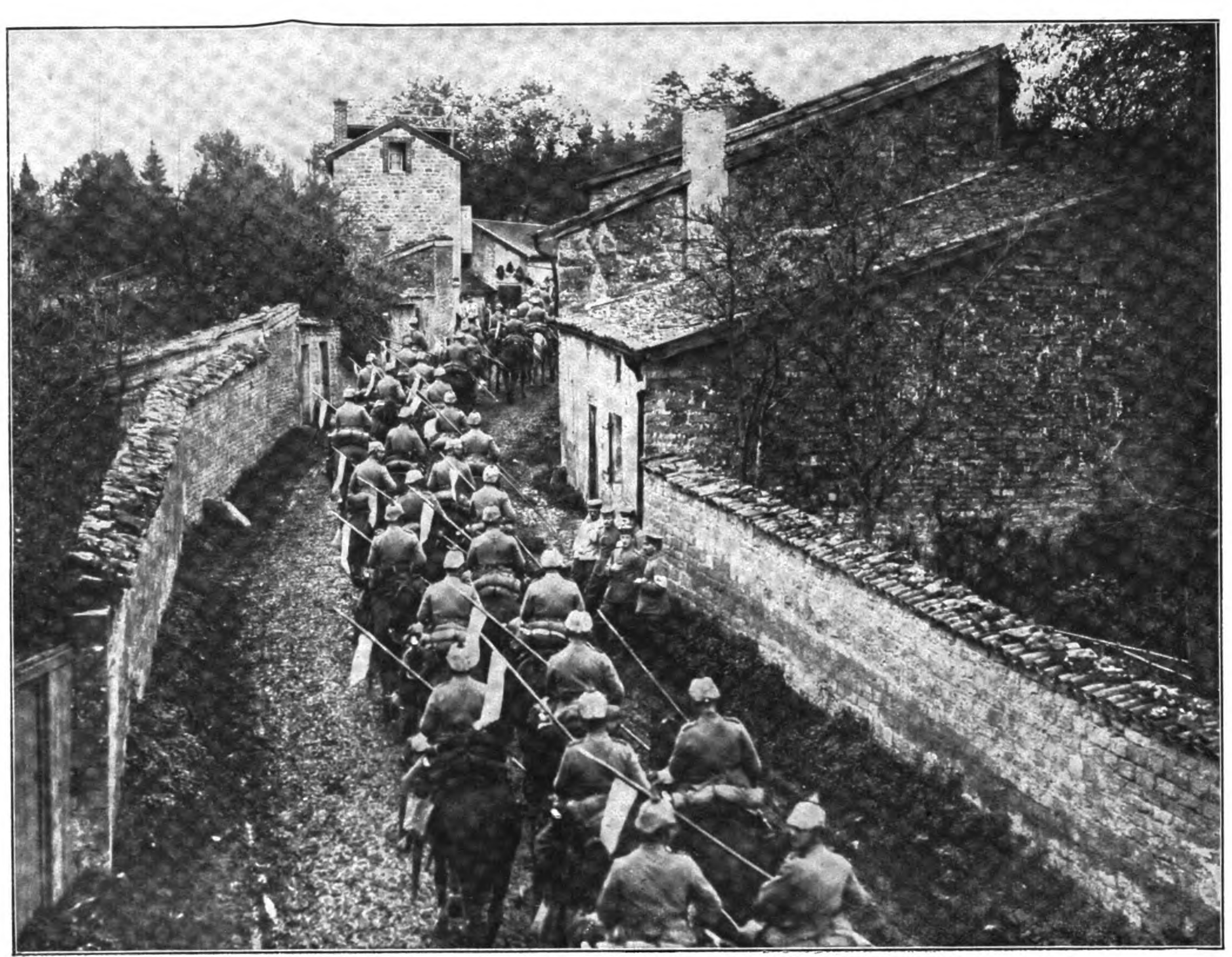
Und hier feierten wir Neujahr. Unmittelbar vorher Weihnachten — denn die Leute, die auf der Côte so nah vor dem Feinde liegen, hatten das Fest verschoben bis zu ihrer Rückkehr in die Quartiere.

Ich vergesse dieses verspätete Feldweihnachten nie. Ich las so viele Zeilen in den Zeitungen: Feldweihnacht! Feldweihnacht! — aber sie griffen mir nicht ans Herz. Und ich versteh's auch nicht, dieses Feldweihnachten richtig zu schildern. Auch der Feldprediger verstand nicht, das zu sagen, was in ihm sprach und was ihm die Stimme manchmal seltsam heiser machte. Es war schön und groß, das deutsche Fest, und die merkwürdige Umgebung und die Nacht im feindlichen Land machten es schöner und größer.

Und dann Silvester im Kasino. Der bayrische General Riedl: ein kraftvoller Soldat, bärenhaft breit. Und Augen, wie Kinder sie haben. Eine feine Wärme geht von dem Manne aus. Aber in seiner Neujahrsrede hörte man Schwerter klirren. Und das war der Schluß seiner Rede: Nieder mit England! Es lebe Deutschland! Waren das wundervolle Menschen. Oberst Kleinhenz: die Leute sprechen verliebt von ihm.

Am dämmernden Morgen des Neuen Jahres saß ich noch mit einem zusammengeschmolzenen Häuflein zusammen. Es war kühl geworden, aber wir wärmten uns an unserer Begeisterung. Und nebenbei waren wir bayrischen Stammes und tranken auf diesen Stamm. Rittmeister Hartung, der Sachse, tat kräftig mit. Und so ward er der dritte in einem ganz winzig gewordenen Bund, der ums Morgengrauen ein bayrisches Soldatenliedl zu dichten beschloß. Hier ist es:

Heunt sinds wir noch in dem Quartiere,
Das Mädchen gibts uns seinen Kuß;
Sie därf uns ja den Stiefel schmiere,
Wo auf die Côt Lorraine muß.



Kavallerie zieht in eine französische Ortschaft ein.

Wohl andre, die seins große Herren
Und essens Braten mit Salat;
An ihre Freuden denkt von feren
Im Schützengraben der Soldat.

Der Rothschild g'hörts zu den Baronen,
Er hat den Taler in der Hand;
Wir essens Erbsen und die Bohnen
Wohl für das teure Vaterland.

Gehns wir zur Donau, gehns wir zum Rheine?
Gehns wir wohl auf das München hin?
Nein, nein, wir gehns zur Côt' Lorraine,
Da wo die Schützengraben sin.

Wir gehens ja zu dem Franzosen,
Der wo den Krieg hat aufgebracht;
Wir spannens ihm die roten Hosen —
Das müßts ihr hören, wie das kracht!

Es krachet in der Côt' Lorraine,
Die wo kein Mensch gar niemals kennt;
Der Lehrer weiß es nur alleine,
Daß man sie auf Französisch nennt.

Der Hauptmann hat uns ja gesaget:
Ihr tuts die Vierten Bayern sein,
Die wo den Watschenbaum hintragen
Wohl auf die schöne Côt' Lorrain'.

Der Hauptmann hat uns ja geschliffen
An dem Gewehr das Banganett,
Das wo hinein in den Pariser
Und wo auch wieder außer geht.

Nicht wahr: so arg übel ist das Bayernliedl in Anbetracht der besonderen Umstände nicht ausgefallen? Côt' Lorraine ist natürlich stockdeutsch auszusprechen. Aber der Setzer wird bei dem Wörtl „Watschenbaum" leise seufzen und sehr bedauern, daß es nicht zum allgemeinen deutschen Sprachschatz gehört. Und er erinnert sich an seine Lehrzeit in der Münchener Offizin meines Freundes Beppi. „Lausbua!" pflegte mein Freund Beppi oft und laut zu sagen, „glei werd der Watschenbaum wieder umfallen!" Und er erhob drohend seinen starken Arm — seht: der starke Arm ist der Baum, an dem die rare Frucht wächst — die Watsche. Als ihr der Setzer über der Maingrenze wieder begegnete, hatte sie sich an Form und Gehalt nicht verändert; aber böse Menschen hatten sie in Backpfeife umgetauft. Aber einen Backpfeifenbaum haben sie halt nicht im Norden!

Eine trübselige Geschichte: das französische Käppi muß er wieder hergeben, der Empfenzeder. Es ist ein Regimentsbefehl da, daß es scharf verboten ist, vom Feind irgendwas zu haben. Und sogar die Käppi müssen eingeliefert werden. „Die wern auf Deutschland hinteri g'schickt," sagt der Furtmayr (der immer gleich alles bis aufs Tüpferl genau weiß), „die kommen aufs Ministeri, da wern sie aufgetrennt. Und da macht der Staat wollene Decken draus für uns."

Autsch, autsch, brummt der Empfenzeder und zieht das zerbeulte Käppi aus dem Tornister; und ist ganz wütend auf den Befehl. Grad dieses Käppi hätt' er der Resl mitbringen wollen aus Frankreich, daß sie auch weiß, wie's im Krieg zugeht, wo einer dem andern den Hut vom Kopf haut. Der Minister — hat der nix besseres zu tun als wie französische Soldatenkäppi aufzutrennen und Decken daraus zu machen??

Und überhaupts! brummt der Empfenzeder, und wann der Krieg aus is und wir ziehn in München ein beim Siegestor — die Resl wird ganz g'wiß aus Lenggries auf München hereinreisen und beim Siegestor stehn und warten, bis der Ihrige kommt und wird eine Freud' haben, wenn sie ihn sieht, und wird eine Freud' haben, wenn sie seinen Tornister sieht, und wird sich denken: aha, da is was für mich drin! Da hat er mir was mitbracht vom Krieg!

Ja, Schnecken!

Und die Münchner werden rechts und links stehn wie Anno Einundsiebzig (der Großvater hat's erzählt), und werden schrein wie die Lämmergeier: hoch und hoch und abermals hoch!

Und der Empfenzeder, denkt er sich, der marschiert daher, und es freut ihn die ganze Sach' nicht mehr. Is ja das Käppi nicht mehr drin im Tornister, nicht wahr? Und da steht die Resl und sieht den Ihrigen und schreit mit den Münchnern und denkt sich: in dem Tornister, da is für mich was drin...

Ein trauriger Reisender, der nix heimbringt von der Fremd'. Und gar vom Krieg — die sagen daheim gleich: der Empfenzeder, der hat halt keine Schneid nicht g'habt und hat die Türkl g'forchten und hat sich keinen Franzosen nicht anrühren traut. Wo sind denn die G'wehr, die er ihnen abg'nommen hat? Wo sind denn die Tornister, die sie ihm haben abliefern müssen? Und wo sind denn die französischen Deckelhüt', die er ihnen herabgeschlagen hat? Han? Das muß ein trauriger Kamerad g'wesen sein, der Empfenzeder! Daß der Kaiser seine Leut' nicht besser ang'schaut hat vorher?

Oder hat er sich an der Grenz' rumdruckt, der Bursch, und hat sich überhaupts nicht aufs Frankreich hinteri traut?...

Aber weil der Empfenzeder ein lieber altbayrischer Kerl ist, hab' ich ihm die Gedanken aus dem Schädel trieben. „Empfenzeder, du bist schon der recht'! Soll dir einer was sagen in Lenggries, dann schreibst mir. Und dann komm' ich und dann red' ich mit denen!"

Jetzt schaut er gläubig zu mir auf, der Empfenzeder; ich weiß, was er denkt: ich kenn' dich schon mit deiner Bratlgoschen und deinem geschliffenen Maul — und ich schreib' dir's schon, wann's so weit is.

„Weißt, Empfenzeder, was du heimbringen mußt? Die französisch' Sprach' mußt heimbringen. Französisch mußt lernen. Da werden sie schaun in Lenggries, wenn du mit der französischen Sprach' rausruckst!"

Sieh: der Gedanke war gut, und der Empfenzeder steckte sich hinter ein Bauermädel in St. Benoit, fuchtelte mit erregten Armen und sagte ein ums anderemal: „Was heißt das auf frassäh?" Als sie lächelte und mit den Achseln zuckte, wurde er der Ansicht, daß man sich durch sehr lautes Sprechen eher verständlich machen könne, und schrie fortwährend: „Was heißt das auf frassäh, wenn ich auf mein Maul hinlang und wann ich auf meine Hand zeig' — was heißt das alles auf frassäh?"

Recht hat er: erst als er sehr schrie, begriff ihn das Mädel. Und der Unterricht begann.

Man konnte vom Garten so schön durchs Küchenfenster lugen, ohne daß es der brave Empfenzeder merkte. Es war ganz wundervoll. Er deutete auf den Mund — nach Schuhplattlerart, indem er mit der flachen Hand kräftig auf seine Lippen schlug.

Ah, lächelte das Mädchen von Benoit: „Baiser!"

„Beseh!" wiederholte der Empfenzeder quitschvergnügt, „also Beseh hoaßt's. Und was hoaßt nachher dees?" Er rieb mit starker Faust seine Magengegend.

Das Mädel sandte immer ein Lächeln vor ihre Erklärungen. Der Unterricht machte ihr Spaß, und nach ein paar Tagen war der Empfenzeder bereits im Begriff, sich zum Neuphilologen zu entwickeln. Ich fragte ihn: „Na, was kannst schon alles, Empfenzeder?"

„Oh, an ganz'n Hauf'n! Der Mund, dees hoaßt man Beseh. Und der Magen, dees is der Malde Wanter."

„Malde Wanter?" Wenn ich nicht damals gerade zugeguckt hätte, wie er seinen Bauch so athletisch rieb, wäre ich nie auf des Rätsels Lösung gekommen. Aber so: das Mädel hatte ihn gründlich mißverstanden und aus dem ventre war ein mal de ventre geworden...

„Und der Gluckgluck," sagte der Empfenzeder fröhlich und machte die internationale Gebärde des Trinkens, „dees hoaßt ma Diwan."

„Diwan? Empfenzeder, das wird nicht ganz richtig sein: Diwan is was zum Sitzen. Oder zum Schlafen. Hast du's vielleicht so gemacht?" — Ich legte die Rechte hinters Ohr und neigte den Kopf zurück: schlafen.

„Nana, dees hoaßt ja kuscheh — da macht mir koaner nix weiß. Dees muaß ih wiss'n, daß ma dees kuscheh hoaßt! Ja, was waar denn net dees!" Er sah mich mißtrauisch an und zweifelte an meinen Sprachkenntnissen.

„Aber, Diwan, Empfenzeder, Diwan — du weißt doch, was man so einen Diwan nennt: ein Kanapee, wie's die Stadtleut' haben! Mit dem Trinken hat das nix zu tun!"

Er kratzte sich hinterm Ohr. „Aber wenn die sagt, daß es Diwan hoaßt, net wahr, dann hoaßt's halt Diwan, wann einer trinkt. Die taat's doch net sag'n. Nanana, liaber Herr, Diwan, dees is der Gluckgluck, da macht mir koaner nix weiß..."

Und er schied erzürnt.

Na ja, am selben Tag noch sprach ich mit dem Mädel. „Oh," sagte sie, „il a fait comme ça" (sie machte die Handbewegung des Trinkens) „pour demander du vin..."

Du vin!

⁂ ⁂ ⁂

Von einer wunderschönen Abendsitzung ist aus Pont-à-Mousson zu berichten, aus der Zeit, da wir den Ort, trotz der dräuenden Nähe der Festungsgeschütze von Toul, einige Tage besetzt hielten. Am 11. September abends marschierten die Bayern ein; am 13. morgens vier Uhr zogen sie unter brüllender Kanonade lustig ab.

Am ersten Abend waren die Offiziere ins Hotel „de la Providence" gegangen. Und lasen vergnügt die abendlichen Gazetten und ihre Berichte über den Einzug der Bayern. Entweder waren die Zeitungsleute sehr ehrlich oder sehr vorsichtig gewesen: sie lobten den Reinlichkeitssinn der Truppen und vermerkten aufdringlich, daß jetzt endlich der schauerliche Unrat aus den französischen Kasernen verschwunden sei. Aber sie schilderten auch die Größe der Schmerzen, die über Pont-à-Mousson in dem Augenblick hereinbrachen, als die Bayern die deutschen Fahnen über dem Rathaus und den anderen öffentlichen Gebäuden hißten.

Na, man lächelte zu dem Schmerz der Gazetten, und nach dem Abendessen setzte man sich gemütlich zusammen, und ein musikalischer Leutnant ging an den Flügel: „Meine Herrschaften, es kommt zum Vortrag: der Kampf der Wacht am Rhein mit der Marseillaise!"

Allerhand Hochachtung: der kleine bayrische Leutnant hatte sich eine ganz nette Aufgabe gestellt. Und löste sie auch. Die Marseillaise begann und andere französische Lieblingslieder klangen hinterdrein — ah, sagten die Küchenmädel und was sonst an weiblichem Personal an der Türe lauschend stand, sie spielen die Marseillaise! Und ihre Augen glänzten Wohlgefallen und ein paar der Mädel eilten in die Küche und schrien der Patronin zu: „Madame, Madame, venez vite!" Und als die alte Dame langsam heranwatschelte, um sich an der Marseillaise zu erfreuen, da hatte eben die Wacht am Rhein den ersten Streich nach der französischen Hymne geschlagen und löste ihre letzten Akkorde in das mächtigere deutsche Thema auf.

Und Madame war entrüstet und zog sich wieder in ihre Küche zurück.

Aber da waren die Mädel schon wieder da: „Madame, venez vite!"

Madame ging diesmal — röteren Kopfes — etwas schneller. Ein paar Akkorde des heimischen Gesanges konnte sie noch erhaschen; die Marseillaise hatte eben noch eine verzweifelte Defensive unternommen — aber da brauste schon wieder der Ruf wie Donnerhall über wimmernden französischen Tönen hinweg und Madame erblaßte sehr. Aber Leutnants sind immer nette Menschen den Damen gegenüber — es kam der Chant de victoire über den Flügel gerauscht und hinter ihm der liebenswürdige Zapfenstreich Sambre et Meuse. (Den sich übrigens der Kaiser in den Manövern von 1908 vorspielen ließ.) Und schließlich verschwanden wieder Siegessang und Zapfenstreich, und ihre Akkorde zerschwammen in dem mächtigsten der deutschen Lieder.

Die Marseillaise war geschlagen — die Wacht am Rhein hatte gesiegt.

Andern Tages sprach man in Pont-à-Mousson weder von Boches noch von Barbares, sondern von Bavarois, die äußerst nette Menschen seien — wenn sie nur nicht die französischen Fahnen entfernt und durch deutsche ersetzt hätten. Und dann immer diese Wacht am Rhein ... Und in den Gazetten standen wieder Artikel: „Die Deutschen haben die Verwaltung der Stadt in die Hand genommen und wissen alle Artigkeiten in solchen Dingen zu wahren. Man kommt gut mit ihnen aus und vor allen Dingen: sie bezahlen alles mit barer Münze."

Der Ortskommandant, Oberstleutnant Staubwasser, versammelte die Gemeinderäte, bot ihnen Zigaretten an, und die Leute sagten höflich: „Reden Sie ruhig deutsch."

Und der Bürgermeister sagte, nicht ohne Leid in der Stimme: „Schöne Leute haben Sie!" —

„Ja, Herr Bürgermeister, wir haben noch viel mehr und noch viel bessere. Wir sind bloß Bayern."

„Oh, Bayern." Und das Murmeln des Gemeinderats ließ die Anschauung ersterben, die man aus dem Matin übernommen hatte, daß die Bayern wohl kaum mit dem Kaiser ziehen würden...

Vor den Arkaden zu Pont-à-Mousson stehen die Leutnants — wie im Frieden. Sie lachen, plaudern und rauchen. Und das große Modehaus — schau, wie die kleinen Ladenmädel aus den Fenstern gucken! Und jetzt schieben sie sich vor die Türen — wie im Frieden.

Man wollte vielleicht etwas länger in der Stadt bleiben; jedenfalls hatten sich in dieser Erwartung einige Offiziere im Hotel „de la Poste" recht häuslich niedergelassen, und besonders in der Nacht vom 12. zum 13. gab es eine vergnügte kleine Runde von Aktiven und Reservisten, die sich in dieser ersten Feldzugszeit für lange Dauer finden und binden wollten, Kamerad zu Kamerad. Und in vergnügter Sitzung verschwand der Begriff Sommerleutnant und Freunde auf Leben und Tod kamen zusammen. Ein epidemisches Dürsten, wie's bei solchen Verbrüderungsfesten die alte Sitte will. Und die üppigen Marken der Champagne waren billig — billig! Aber so vor dem Morgengrauen — bummbummbumm! — was fällt denn den Touler Kanonieren ein! Die schießen ja mit scharfer Munition! Bummbumm — der Bahnhof wird beschossen! Hauptmann G. brummt: „Das ist ja einfach undenkbar! Stellt euch vor: heut haben sie mir von Pont-à-Mousson eine fabelhafte Drahtverbindung nach Wiesbaden hergestellt — ich plauderte ganz gemütlich mit meiner Frau! Die werden uns doch nicht heute schon die Verbindung mit Deutschland stören wollen!" Aber sie störten die Verbindung wirklich und schossen weiter. „Und wenn der Kuckuck auf Stelzen ginge — jetzt extra noch eine Flasche!" Ein ganz verstörter alter Kellner wurde der Mühe des Entkorkens enthoben; man bediente sich selbst und sang ein schönes deutsches Lied zum Basse der Kanonen. Aber da schickt der General den Brigadebefehl: abmarschieren...

Ein letzter Gruß — auf Wiedersehn — Pont-à-Mousson! Sie zogen ab.

Des deutschen Pfarrers Opfer fürs Vaterland.

Von Ludwig Drewes.

Vier Söhne zum Kampf fürs Vaterland
Gab ich anheim in Gottes Hand:
Leutnant der eine. Das Zwillingspaar
Diente grade sein pflichtig Jahr.
Der jüngste entlief der Schülerbank:
„Hurra! Dienstfähig! Ja, Gott sei Dank."
„Wie?" rief die Mutter, „mein Benjamin,
Knabe, du junger, willst auch mit ziehn?"
„Ja, Mutter, sonst wär's mein Herzeleid;
Nie wieder erleb' ich so große Zeit
Und müßte vor Scham blutrot vergeh'n,
Feig von den Brüdern abseits zu steh'n."

Am nächsten Sonntag im Dorfkirchlein
Segnet' ich sechs Freiwillige ein.
„So helft denn wehren des Reiches Not;
Dem geht's um Leben oder Tod:
Rings Feinde geifern Wut und Spott,
Wir Deutschen fürchten nichts als Gott,
Vertraun auf ihn und das deutsche Heer,
Und wenn die Welt voll Teufel wär!"

Allsonntags tat ich vorm Altar
Fürbitt' für unsres Dörfleins Schar
Und für die ganze deutsche Wehr
Zu Land, in Lüften und auf dem Meer.
„Herr, sei ihr Schild im Weltbrandkrieg
Und kränz' ihr Schwert mit Ehr' und Sieg!"

Am vierten Sonntag gab ich bekannt:
„Zu Löwen fiel mein Leutenant;
Zur Barrikade stürmt' er vor,
Da traf ihn die Kugel aus Meuchlersrohr.
Das Eisern Kreuz schon hatt' er erworben
Und ist als Held und Christ gestorben.
Gott hab' ihn selig Amen."

Und wieder Woche um Woche verrann,
Und stets kam gute Botschaft an:
„Gott sei gelobt mit Herz und Mund,
Wir kämpfen, wir siegen, wir sind gesund."

Bald fiel Antwerpen in unsre Hand.
Da klangen die Glocken im deutschen Land.
Sie klangen und sangen so voll, so hehr:
„Allein Gott in der Höh' sei Ehr!"

Doch kaum verklungen der Jubelhall,
Kam unser Freuen jäh zu Fall.
Im Briefe stand: „Gott stärk' ihr Herz,
Mannhaft zu tragen den großen Schmerz.
Als Helden kämpfend in unsrer Schar
Fand Heldentod ihr Zwillingspaar.
Ein trüber Tag zu grauen begann,
Da huben die Forts zu donnern an,
Granaten umzischten uns, Schuß auf Schuß.
Wir durch, und über den Nethefluß.
Dann scholl es: Richtung Antwerpens Turm!
Gradaus die Schlange! Trompeter: Sturm!
Wir stoben über das blache Feld;
Ins Gras sank da manch' junger Held.
‚Nicht umseh'n! Vorwärts! Drauf! Hurra!
Wir haben die Schanze! Viktoria!'
Zum Sammeln blies es. Wir traten an,
Doch fehlte mehr als der zweite Mann.
Das Brüderpaar lag Hand in Hand
Und wurde gebettet im tiefen Sand;
Ein Namenskreuzlein schmückt ihr Grab
Und Blumen, die uns die Heide gab." —

Wir lasen's und standen schmerzvereint,
Mein Weib und ich, und haben geweint
Und haben geschluchzt: „So fromm und gut!
In Liebe so eins und frohgemut!
Nun beide, rein und unverdorben,
Als Opfer fürs Vaterland gestorben!
Gott helf' und tröst' uns. Amen!"

Die junge Saat war eben bestellt,
Da mußten die ersten Freiwill'gen ins Feld.
Der Dörflerstrupp auf Urlaub kam
Für wenige Stunden und Abschied nahm.
Auch unser Benjamin war dabei,
Strahlend wie sonst, so frisch und frei;
Nur wettergebräunt, und um den Mund
Machten sich festere Züge kund.
„Lebt wohl, lieb' Vater, lieb Mütterlein!
Ich weiß, Ihr denkt im Gebete mein,
Wie Euer ich; und der Brüder Tod
Räch' ich am Feind! Das helfe Gott!"

Bald schrieb er: „Im trauten Elternhaus,
Du Brieflein, richt' meine Grüße aus;
Sag', daß es gleich gen Dixmuiden ging
Und daß ich die Feuertaufe empfing.
Granaten und Schrapnells kamen gezischt,
Als heulte und sprühte der Höllengischt.
Da stimmten wir an die Wacht am Rhein
Und drangen ins brennende Städtchen ein
Und trieben den Feind durch Qualm und Graus
In grimmigem Kampf zum Tore hinaus.
Eu'r Jüngster auch hieb und schoß nicht schlecht
Und hat seiner Brüder Blut gerächt.
Nun bin ich ein Mann! Nun ist mein Schwert
Des Vaterlandes, des herrlichen, wert."

Nicht lange und wieder ein Brief traf ein:
„Denkt nur, die Gefreitenknöpfe sind mein!
Gleich gestern führt' ich Patrouille an
(Zwar nur mich eingerechnet zwei Mann).
Wie Schatten glitten wir durch die Nacht
Und haben dem Hauptmann Kunde gebracht.
Der staunte und rief: ‚So nahe schon?'
Entließ uns und griff zum Telephon.
‚Du!' raunte mein guter Kam'rad und Freund,
‚Paß auf, Ben, morgen geht's an den Feind!'
Doch weil's in der Früh' noch ruhig blieb,
Nahm ich dies Blättchen her und schrieb.
Wohl heut' oder morgen marschieren wir,
Dann hört Ihr Geliebten mehr von mir."

Wir harrten und harrten, Tag um Tag,
Unruhvoll pochte des Herzens Schlag.
Endlich ein Brief! Doch fremd die Hand!
Da ahnten wir gleich, was drinnen stand.
Auch ihn, unsern Jüngsten, den Benjamin
Raffte der Krieg als Opfer hin.
Geschwellt von Trutz und Angriffslust,
Empfing das Todesgeschoß die Brust.
Sanft hingelagert auf Freundes Arm
Verströmt' er sein Blut, so jung und warm.
In Purpur versank der Sonne Lauf:
Da schlug er noch einmal die Augen auf,
Sah unverwandt in den Abendschein
Und summte, summte: „...... magst ruhig sein ...",
Dann schloß er die Augen wieder zu
Und hauchte: „Lieb Vater — lieb Mütterchen Du,
Ich gehe zu Gott — und grüße von euch —
Die lieben Brüder — im Himmelreich."

Dinge am Kriegsrand. VI. Von Georg Queri (Lothringen).

„Im Jahre Anno Siewazg" — eine stockbayrische Redensart. Ich hör' die braven Worte immer wieder gern; sie sind in Fleisch und Blut des Sprachgebrauches übergegangen und leiten feierlich Erzählungen aus dem deutsch-französischen Kriege ein, der für Bayern der Krieg aller Kriege geworden war. Und daher kommt es auch, daß trotz der Tragweite und des Umfanges der Kämpfe im Osten und trotz der Wucht, die der Name Hindenburg auch im südlichen Bayern gewonnen hat, der bayrische Hauptblick nach dem Westen gerichtet ist, gut altbayrisch gesagt: „auf Frankreich umi" oder gar „auf Frankreich hinteri" oder „zu die Franzosn". Unverwischbar sind die Eindrücke, die uns das Jahr 70 gebracht hat; so unverwischbar, daß sie historisch festgemeißelt bleiben und daß mir am 2. August des verflossenen Jahres ein Bauer mit Stolz versicherte: „Ih hab aa zwoa Buam auf'n Napolion loslassn . . ." Und da also die Quintessenz aller bayrischen Kriegserinnerungen weder mit den Kämpfen der kaiserlichen Österreicher von Anno dazumal noch mit den Preußen von 66 zu tun hat, sondern einzig und allein im Rahmen von „Siewazg" liegt, so galt mir's auch als Bestimmung, nach Frankreich zu ziehen, wo Anno Siewazg Männer meines Geschlechtes schwere Kempfenhausener Fäuste hintrugen. Ach, die Feder trug ich hin . . .

Ich spreche leidlich französisch. Dieser Übelstand zeitigt einen andern; dann und wann kommt ein wackerer Mann und sagt: „Sie, Sie müaßn's doch wissn, was hoaßt dees und dees auf Französisch?" Aber es handelt sich dann entweder um die Worte Ringschraube, Wagenachse und Schmieröl oder um Hosenknöpfe, Zwirn und Stiefelknecht. Und tiefes Mißtrauen erwächst wider den gelehrten Mann, der nicht einmal einen harmlosen Stiefelknecht ins Französische übersetzen kann.

Aber der dicke Huaber — und der fragt am meisten — der dicke Huaber belästigt mich nie mit solchen kitzeligen Fragen. Er will immer Worte des vornehmeren Lebens von mir und scheint überhaupt so gelegentlich und happenweise Französisch lernen zu wollen. Er hat sämtliche Soldatensprachführer gekauft, zu 20 und selbst zu 30 Pfennigen das Stück, aber er ist mit den Büchern sehr unzufrieden. Kürzlich versuchte er's mit französischen Zahlenreihen und wies mir entrüstet seinen Sprachführer, der in solchen Dingen seine Mucken hat. Da heißt es nämlich: „Wo ist das erste Zimmer, der zweite Stock, die dritte Tür? Das vierte Fenster ist zerbrochen, die fünfte Scheibe fehlt, die siebente Tür schließt nicht. Ich möchte die achte Kammer, geben Sie mir den neunten Schlüssel. Der zehnte Ofen brennt nicht. Zünden Sie die elfte Gasflamme an! Die dreizehnte Laterne raucht! Wo ist das vierzehnte Postamt? Es ist das fünfzehnte Gebäude. Der sechzehnte Stuhl ist rund, der siebzehnte und achtzehnte Tisch viereckig. Das neunzehnte Bett. Die zwanzigste Decke."

Und bei der zwanzigsten Decke — bei der der Verfasser des Sprachführers offenbar in tiefen Schweiß geraten ist, — ist das französische Einmaleins zu Ende, und der dicke Huaber rang nach Luft und nach weiteren Kenntnissen. „Nämlich," sagt er, „zwegen dem Jahr Anno Siewazg. Wissn S', ih hab scho noch a Büachl, und da steht's von oans bis hundert drin. Und dix hoaßt zehn und quarante, dees is sovül wia vierzgi, und cinquante is fuzgi, und soixante, dees is sechzgi. Und was moana S', daß Siewazg hoaßt? Siewazg giebt's gar net. Sechzgi und zehni steht in dem Büachl. Soixante-dix — han, warum tuat denn der Franzos net Siewazg sagn?"

„Weil die französische Sprache — — "

„Nana, Siewazg, dees mögn s' net gern. Siewazg sagt koa Franzos net. Ih hab scho z' Marslatour gfragt, wo die kloane Schwarze gwesn is mit dem guatn Schnaps, wo a Zwanzgerl kost' hat 's Glasl. Die hat aa gsagt, Siewazg gibt's net. Sexig und zehn muß's hoaßn, hat's gsagt, soixante-dix. Weil mir s' halt so herg'haut ham Anno Siewazg, daß s' in koan altn Schlappschuah mehr neitaugt ham, drum ham s' deessell Wörtl abgschafft. Wern s' halt jetzt an Vierzehner aa abschaffn müassn und an Fufzehner — aso wern mir s' herhaun, dee Malefizbagasch, dee windige!" Und zürnend empfahl sich der Huaber.

Ja, die französischen Sprachbegriffe! Der Huaber ist fürs Abschaffen; auch die Lothringer sind langsam dafür, wenigstens die Lothringer innerhalb der deutschen Grenzmarken. In den Kirchen hört man jetzt sehr viel deutsch, und eben haben auch die Straßen von Metz ihre französischen Untertitel gänzlich verloren. Aber daß da und dort innerhalb der deutschen Grenzpfähle das Französische noch überwiegend Ortssprache ist, das wird sobald noch nicht zu ändern sein. Manchmal im politisch deutschen Lothringen kommt man in Nester, die sich in Bauart und Hofanlage — und der Düngerhaufen ist doch immer das erste, was man von einem Bauernhof ins Auge faßt — als französische Orte kennzeichnen. Und da spricht man eben noch französisch wie seit Urzeiten, und unsere ersten Krieger, die im August hier durchmarschierten, wähnten sich infolgedessen im tiefsten Frankreich. So in Habudingen. In dieser Gegend floß in den Augusttagen Blut, und ein Grab vor Habudingen birgt zwei pfälzische Reservisten und ein anderes 28 französische Soldaten. Auf dem pfälzer Grab eine Inschrift:

> In Frankreich bin ich begraben,
> Mein Vaterland seh ich nicht mehr.
> Liebe Eltern, Schwester, Brüder,
> Im Himmel sehen wir uns wieder.

Man kann dem wackeren Täfelemaler den geographischen Irrtum wirklich verzeihen; denn Lothringen war dazumal in manchen Äußerlichkeiten noch recht französisch anzuhören und anzusehen. Selbst Metz mit der riesigen deutschen Garnison hatte zu Kriegsbeginn noch vieles Französische an sich, das sich nun von selbst erledigt. Und dabei soll ja nicht behauptet werden, daß dieses Französische auch ganz innerlich festsaß. Mir gefiel's beispielsweise recht gut, im Elsässer Hof mit Kreide einen franzosenfeindlichen Gedanken in französischen Versen an die Wand gekritzelt zu sehen:

> Les cinquante ans de paix
> seront bientôt passés.
> Alors l'Allemagne frappera
> la France encore une fois.

Die fünfzig Friedensjahre werden bald vorüber sein — dann werden die Deutschen den Franzosen wieder verklopfen . . . Ist das nicht ein grunddeutscher Gedanken im französischen Sprachgewande?

Übrigens ist es manchmal ganz fidel, wenn man französischen Dingen das deutsche Sprachgewand anzieht. Jetzt, da man in Metz die französischen Straßennamen wegtünchte, fiel mir's erst auf. Die Priesterstraße — „rue de clercs" stand früher drunter. Also eine mäßige Übersetzung einer ehemaligen Schreibersgasse. In Straßburg haben sie die „rue de Vaux" gelöscht, und man liest nur mehr das Schildchen Kalbsgasse. Das ist ja schließlich nicht schlecht übersetzt; aber Anno 71, als man über die französischen Namen die deutschen schrieb, dachte niemand daran, daß diese Straße vor der Franzosenzeit nach einem Mann namens Kalb genannt war und daß die Franzosen sich erlaubt hatten, den deutschen Namen dieses Mannes zu übersetzen. Ebenso wie sie es mit der ehemaligen Blauwalkerstraße machten. Walker? Was ist Walker für den Franzosen? Ein Dialektwort wohl für Wolke! Und so übersetzten sie „rue de la nuée bleue". Und als wir 71 wieder zurückübersetzten, machten wir naturgemäß aus der alten Blauwalkerstraße, in der die Färber gehaust hatten, eine blaue Wolkengasse. Was schadet's? Warum soll nicht auch ein toter Begriff wie die Sprache zum fidelen Leben erweckt werden.

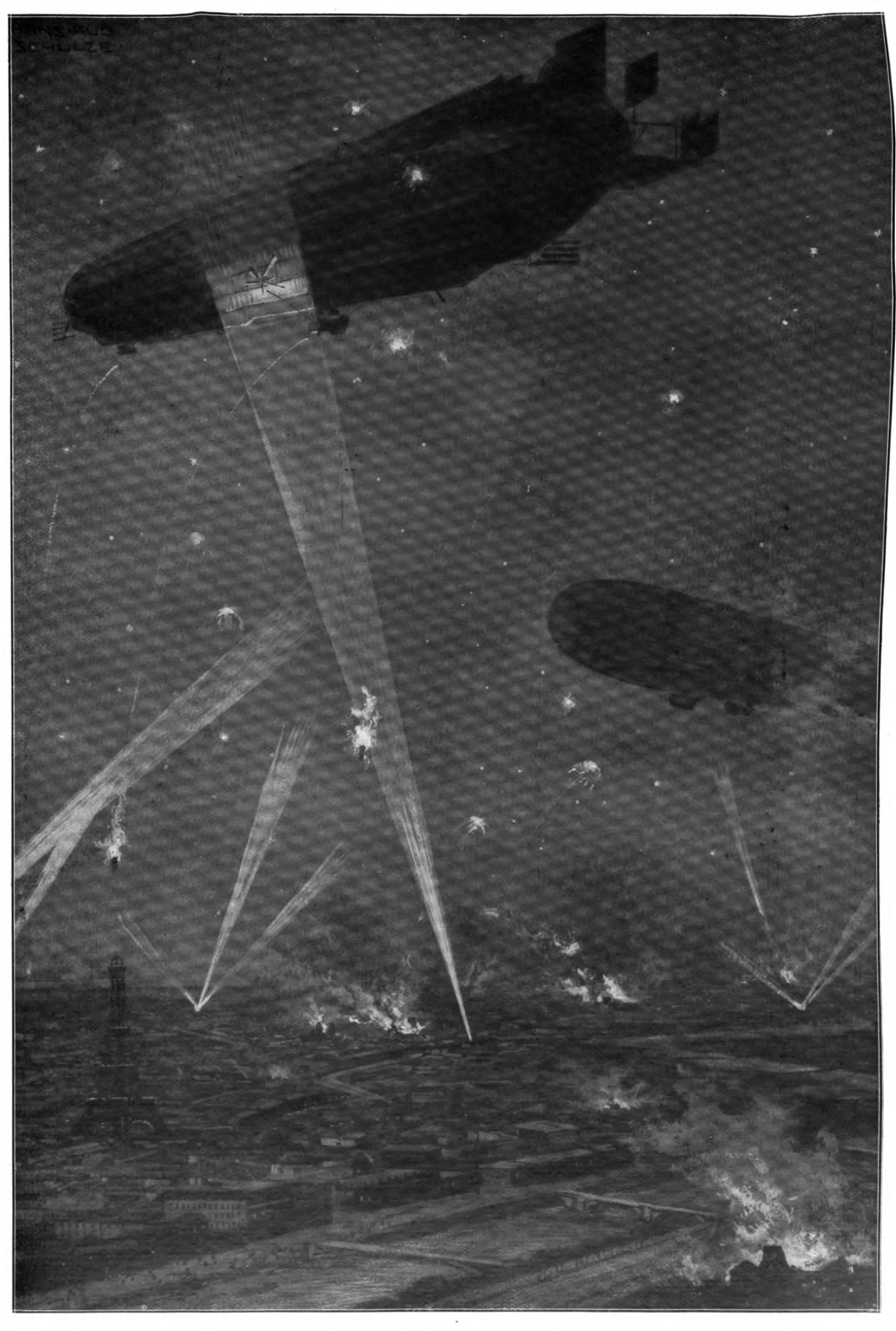
Halt: eine schöne, schöne Historie von einem Sprachenkenner. Bayrischer Intendanturbeamter. Unter Kameraden berühmt wegen seiner Kenntnisse im Französischen. Er sprach viel von diesem seinem Wissen — und es gab keine Gelegenheit zur Nachprüfung. Aber eines Tages kam er ins Lazarett nach Metz, ins feinste und schönste: die Gattin des Präsidenten, Frau Baronin Gemmingen, hat es aus eigenen Mitteln begründet und führt es mit verschwenderischen Opfern. Unter den freiwilligen Krankenpflegerinnen im Lazarett eine Schwedin. Sie beherrschte ihre schwedische Muttersprache und die französische und englische, aber deutsch konnte sie nicht.

Gut, so wies man ihr den bayrischen Mann an, der wegen seiner französischen Sprachkenntnisse berühmt war. Er war nicht nett zu ihr. Die Schwedin, liebenswürdig: „Bon jour, monsieur!" Er nickte blos und sah sie mit Unbehagen an. „Comment ça va, monsieur?" Er schwieg. „Vous allez bien?!" Und wieder schwieg er, und die Pflegerin verstummte. Sie wandte sich beleidigt ab.

Die andern Kameraden fragten den Mann, was denn los sei. Warum denn diese Stille? Diese liebenswürdige Dame! Kommt aus Schweden, um Deutsche zu pflegen — ist das nicht nett von ihr? Und ausgerechnet dieser Dame die Antwort zu verweigern . . . Oder ob es mit seinen Sprachkenntnissen nicht doch am Ende hapere? Er entrüstet: Gewiß nicht. Aber die medizinischen Fachausdrücke, die könne man doch nicht alle auf Französisch wissen . . .

* * *

Die Unterhaltungen von Schützengraben zu Schützengraben sind spärlicher geworden. Ein Armeebefehl hat sie sehr eingeschränkt, und manche blutige Sache und endlich das ungemütliche Wetter draußen haben die Lust am Plaudern auch verringert. Und gar im Bois brulé, wo der „Ratsch" von einem Graben zum andern einmal so schön im Schwange war, hat sich die Gemütlichkeit ganz aufgehört, und unsre Leute haben als Silvesterscherz den letzten Teil des Erdwerks über-



Zeppelin=Kreuzer bombardieren erfolgreich Paris in der Nacht vom 20. auf den 21. März.

Zeichnung von Professor Hans R. Schulze.

haupt genommen und sind nun allein Herren einer Stellung, die — es klingt merkwürdig — zum einen Teil eine französische und zum andern eine deutsche Festung darstellte. Wie die Maulwürfe hatten sich die Bayern in das Werk hineingearbeitet und die Franzosen auf einen kleinen Teil ihres Machtgebietes beschränkt. Aber darum keine Feindschaft nicht; an jedem Morgen schrien die Franzosen zu den Bayern herüber: „Gutte Tak! Gutte Tak! Ergebben Sie sick!" Und die Bayern: „Bonn schurr, musjeh! An Buckl steigts uns nauf!..."

Manchmal hatte die Unterhaltung auch Parlamentärcharakter. So gab's im Bois brulé unter anderen Stellungen zwei Gräben auf 16 Meter Entfernung. Die Franzosen hatten eines Tages Langeweile und beschlossen, dem Zustand ein Ende zu machen. Sie schrieben etwas auf einen Zettel, steckten diesen in eine Patronenhülse und warfen ihn so dem Feind entgegen.

Aber die Hülse fiel zu kurz, und da die Franzosen ihren Zettel nicht ungelesen wissen wollten, hoben sie die Gewehrkolben hoch zum Zeichen, daß man den Zettel unbeschossen holen könne. Natürlich taten das die unsern und lasen schließlich: „Ce n'est pas drôle, notre métier — es ist kein lustiges Geschäft, das wir treiben!"

Gut, erwiderten die Unsern, wenn's euch nicht freut, könnt ihr die Sache ja jederzeit ändern! Ergebt euch doch!

Die Franzosen: nein — aber vielleicht die Deutschen . . .

Und die Unsern: dann müssen wir recht sehr bitten, daß ihr eure Köpfe schleunigst wieder in Sicherheit bringt!

Eines Tages hörte der französische Major Blavé in seinen Graben hinein bei X. lauten Jubel der Gegenpartei. Er spitzt das Ohr, und sie brüllen ihm einen großen Hindenburgsieg hinein. Aber Major Blavé erklärt, nie und nimmer daran glauben zu wollen. „Ist aber wahr!" „Kommen Sie herüber und erzählen Sie mir Details!" Die unsern: „Dumm san ma und san recht dumm!" Und sie brüllten vor Lachen. Da sandte Major Blavé eine Patronentasche im Bogen herüber, und in dem sonderbaren Feldpostbeutel fand man die folgenden Zeilen: „Komen si alain ohn flint, wir wert inen thuen kain laid!" Gut, so gehen zwei Oberjäger hinüber und erzählen ihm in bestem Französisch von den Dingen in Polen. Der Major hört sehr aufmerksam zu, dann bedankt er sich höflich, schüttelt den beiden die Hand und zieht sich wieder in seinen Graben zurück. Und die Jäger kehren in ihren Graben zurück und berichten, daß aus dem soundsovielten und soundsovielten Regiment die Besatzung des Grabens genommen sei. (Immerhin kein Gang für nichts und wieder nichts.)

Und dann feiern sie den Hindenburgsieg. Der Leutnant hat eine Flasche Sekt — der Pfropfen des etwas stark erwärmten Getränks geht knallend los. Und sieh: augenblicklich hebt drüben ein wütendes Geknatter an . . . Und die Unsern lachten unter dem Kugelregen, der über ihren Häupten umsonst vergossen wurde.

Eine Abteilung der 19. Bayern hatte den Feind einmal in einer anderen lustigen Form zur Munitionsverschwendung verführt: damals beschirmte noch üppiges Sommerlaub manche Stellung. Und so war zwischen Bayern und Franzosen dichtes Gestrüpp, das beide Graben völlig abdeckte; so war nur immer dieses Gestrüpp zu beobachten, daß sich im Angriffsfalle bewegen mußte. „Schnürl her, Schnürl!" Und ein paar Mann krochen hinaus und verbanden die kleinen Stämmchen mit Bindfaden, den sie in ihren Graben leiteten. Und als sie wieder im Schutz des Grabens lagen, zogen sie brav an dem Bindfaden, und das Laub bewegte sich und raschelte — — die Franzosen verschossen eine endlose Menge Munition und sind vielleicht heut noch der Überzeugung, damals eine große Angreiferschar mit blutigen Köpfen heimgeschickt zu haben.

Die Gelegenheit ist günstig, von dem berühmten „Pionier Zinke" zu erzählen, der von allen Sechzehnern der meistgenannte ist. Es ist wohl heut schon zum geflügelten Wort gediehen, was Zinke nach einem Sturmangriff meldete: „Gefreiter Zinke meldet sich gehorsamst mit 173 Streifschüssen und einem Querschläger von 42 Zentimetern!" Aber der lustige Mann ist zugleich ein sehr tapferer Soldat, und die nachfolgende Geschichte ist verbürgt: zwischen dem deutschen und dem französischen Graben lag ein französischer Tornister. Und Zinke, der Mann voll Mut und voll Rauchersehnsucht im Herzen, bedenkt, was für ausgezeichnetes Rauchmaterial oft in diesen französischen Tornistern zu finden ist. Und langsam kriecht er hinaus. „Mensch!" schreit der Feldwebel. „Du wirst doch nicht!"

Aber Zinke hat schon . . . . Und kriecht vor und drückt sich auf den Boden wie eine Eidechse und erreicht den Tornister und kümmert sich nicht um die Kugeln, die von drüben kommen — jetzt hat er seinen Graben wohlbehalten erreicht. Der Feldwebel schneidet ein grimmiges Gesicht. „Aber Herr Feldwebel," sagt der brave Zinke mit sanftem Vorwurf, „wegen dem bißchen Schießen will ich mir doch den Tornister nicht entgehen lassen!"

Und Zinke sucht in dem Tornister. Und Zinke raucht.

Polnische Quartiere. IV. Schlösser.

Als wir von Tomaschew aus den Vormarsch auf dem nördlichen Pilica-Ufer fortsetzten, wußten wir noch nicht, was uns in der Nacht für eine Ueberraschung harrte. Wir waren hinten im Gros und trotteten daher ziemlich gedankenlos in der Marschkolonne mit, ohne viel auf die Karte zu sehen. Man wird allmählich gleichgültig gegen Ende und Ziel eines Marsches, wenn es Tag und Nacht vorwärts geht im gleichen Trott. Geibels Lied paßt so recht für den Infanteristen im Polenlande:

> Ich zieh auf dürrem Wege,
> Mein Rock ist arg bestaubt,
> Weiß nicht, wohin ich lege
> In dieser Nacht mein Haupt.

Schließlich gab es einen langen Halt. Mein Kommandeur sagte: „Reiten Sie nach Spala vor, dort werden Sie den Divisionsstab treffen, und holen Sie Befehle." Ich trabte an. Seitwärts des Weges neben der Kolonne kam ich schnell vorwärts — parierte dann noch einmal durch und sah auf die Karte. Da las ich denn: Spala — Kaiserliches Jagdschloß, und nun wurde mir verschiedenes klar: die für russische Verhältnisse ganz wundervolle Chaussee, auf der wir seit Tomaschew marschierten; die so merkwürdig regelrechte Einfassung der Straße mit schön gestrichenen Balken; die ordentlichen Waldwärterhäuser; natürlich — man arbeitet auch heute noch im heiligen Rußland mit Potemkinschen Dörfern. Und dann der Forst! Der wundervolle Hochwald, durch den ich trabte, wirklich, hier war ich in einem kaiserlichen Besitz, wo die Hand des Hegers und Pflegers nicht fehlte, wo kein hoher Beamter mit der Steuerschraube und dem Hang zur Füllung der eigenen Tasche das Gedeihen und Wachsen unterband. Zum ersten Mal in Polen traf ich wirklich Ordnung.

Ich erreichte Spala. Ein großer Block roter kasernenartiger Gebäude liegt zu beiden Seiten der Chaussee, ein Wasserturm ragt empor, neben ihm der Schlot eines Elektrizitätswerkes. Das Schloß selbst steht etwas abseits der Straße, mehr der Pilica zu. Ich reite durch das offene Gatter auf den freien Platz, der von acht hohen Masten mit Bogenlampen umsäumt ist und auf den in glücklicheren Zeiten sonst wohl die Strecke gelegt wird. Und da stehe ich zum ersten Mal vor einem Besitz des feindlichen Herrschers, vor seinem Jagdschloß, in dem er sich einst ausruhte von seinen Regierungsgedanken, die seit langem mein Vaterland feindlich umspürt hatten. An ihm vorüber sehe ich die deutschen Truppen ziehen — siegreich vorwärtsstrebend, hinein ins russische Reich. Ich fühle etwas wie Genugtuung. Ich denke aber auch an unseres Kaisers Rominten, oben in Ostpreußen, das von den Russen überflutet wurde und von dem die Kunde zu uns drang, daß die Feinde dort in echt russischer Art gehaust und gebrannt hätten. Soll man hier gleiches mit gleichem vergelten? Fast möchte man es, aber man schiebt den Gedanken lächelnd bei Seite: das wäre zu klein für uns.

Spala — das Zarenschloß — hat nichts Gewaltiges. Ein schlichter Holzbau, ein einstöckiger, gerader, schmuckloser Sommersitz, den der gewaltige Kopf eines starken Kronenhirsches über dem Portal als Jagdschloß kennzeichnet. Eine breite Treppe führt geradenwegs zu dem halbstockhoch gelegenen einzigen etwas prunkhafteren Raum: dem Speisesaal. Er ist ganz mahagonigetäfelt, hoch und schön in der Form. Die Wandschnitzereien, die schweren Möbel sind im Renaissancestil gehalten. Der alte Diener, der mich führt, mich, den Feind seines Landes, ängstlich umkreist, wahrscheinlich in der Furcht, daß ich nach einem Kriegsrecht, wie es sich sein russisches Gehirn ausdenkt, rauben würde, hebt den Leinenschutz hoch, der von der Höhe der Decke bis auf den riesigen Mitteltisch herunterhängt. Eine schwere Geweihkrone ist unter ihm verborgen, ein wirkliches Kunstwerk von wundervollen Formen. — Ich wandere weiter, steige einen halben Stock höher und komme in die Gast- und Privatgemächer. Alle Zimmer sind einfach eingerichtet, sie erinnern mich in allem an die Aufmachung eines vornehmen Gasthauses. Die Zahl der Räume ist nicht groß. Drei oder vier Zimmergruppen, Schlaf- und Wohnzimmer nebeneinander, mit Warmwasserversorgung, Zentralheizung und elektrischem Licht. Aber auch nicht mehr. Dann ein Billardsaal, der Salon der Zarin. Auch dieser einfach, keine Seidenmöbel, sondern Kattun — wirklich, kattunüberspannte Sessel. Neben ihm an der Giebelseite, die zum Fluß Pilica hinliegt, das gemeinsame Schlafzimmer des Zarenpaares. Die breiten und hohen Fenster geben eine wundervolle Aussicht

über das flache Wiesengelände an den Ufern des Flusses. Da meldet sich auch wieder der Krieg. Ich sehe, daß die feste Brücke zerstört ist: eine Notbrücke verbindet jetzt die Ufer, aus groben Stämmen, die im kaiserlichen Forst geschlagen sind, zusammengefügt. Und als ich 10 Tage später dieselbe Straße ritt, war das Bild noch kriegerischer geworden; da zogen sich Schützengräben und Verschanzungen mitten durch die Parkanlagen der Pilica, durchquerten den Tennisplatz, der neben dem Schloß liegt; Büsche und Hecken und Ziersträucher waren gefallen, um das Schußfeld gegen die Kavallerieschwärme frei zu machen, die sich südlich der Pilica zeigten. —



Spala, das Jagdschloß des Kaisers von Rußland. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Das Ankleidezimmer der Zarin liegt neben dem Schlafzimmer. Hier allein fand ich etwas mehr Ausstattung und etwas mehr Behaglichkeit. Wieder Mahagonitäfelung. Waschtisch und Badewanne mit Mahagoni bekleidet, ein schöner Toilettentisch, ein seidenbespanntes Ruhebett, ein Diwan und bequeme Sessel. Der Ankleideraum des Zaren auf der anderen Seite ist dagegen wieder von beinahe harter Einfachheit, ebenso sein Arbeitszimmer, das im ruhigsten Teil des Schlosses waldwärts ganz abgeschlossen liegt.

Mein Führer radebrechte etwas deutsch und etwas französisch, wohl im Hofdienst angelernte Brocken der fremden Sprachen. Lange ist der Zar nie hier gewesen; immer nur für die wenigen Tage der Jagd. Das letzte Mal begleitete ihn die ganze Familie, als der Thronfolger so sehr krank war. — Da blieben sie acht Wochen in Spala, aber sie sahen keine Gäste um sich. Seit der Zeit ist die Zarin nicht wieder hier gewesen, sie liebt nun den Ort nicht mehr.

Als ich zu den unteren Räumen hinabgehe, bemerke ich auf dem Gang alte liebe Bekannte. An den Wänden hängen Nachbildungen der Menzelschen „Tafelrunde in Sanssouci“, die Bilder von Zieten und Seydlitz. Wie haben sie wohl den Weg in das feindliche Schloß gefunden? Vielleicht als Geschenke unseres Kaisers, als er dem Zaren noch vertraute und ihm ein Freund war.



Die neusten Zeitungen! Phot. R. Sennecke.

Im unteren Stock befinden sich die Zimmer der Minister und der Flügeladjutanten, immer nur ein kleiner Raum für jeden, mit dem notwendigsten an Möbeln versehen: ein Eisenbett, ein Schreibtisch, ein Mitteltisch, ein Spind und ein paar Stühle. Das ist alles; kalt, gasthausmäßig. In kleine Metallrahmen sind an den Türen die Namenschilder der letzten Bewohner eingeschoben. Die Reihe dieser Stuben ist schrecklich unpersönlich. Spala krankt überhaupt an einem Mangel an Behagen, vor allem im Ausbau. Alle Gebäude sind mir zu eng zusammengedrängt, Schloß und Wirtschaftsgebäude, Kraftwagenstände, Ställe und Gasthäuser, alles liegt neben einander, und mitten unter ihnen Wasserturm und Elektrizitätswerk — es wirkt fast wie die Gruppierung der Gebäude eines Truppenlagers. Wenn ich der Zar wäre, — (Heil mir, daß ich's nicht bin!) — würde ich mir in meinem Jagdschloß all dieses Beiwerk fernhalten, mein Jagdschloß würde einsam im Walde liegen, mindestens einen Kilometer von all dieser Unruhe entfernt, die mein Hofstaat und meine Gäste um mich verbreiten. —

Der Befehl wurde ausgegeben, wir kamen nach Spala ins Quartier. Zuerst war ich ein wenig enttäuscht: uns wurde abseits des Schlosses ein Haus angewiesen, das ich auf meinem Ritt hatte im Walde liegen sehen; Gesindegebäude oder dergleichen dachte ich. Es gab zunächst noch allerlei für mich zu tun. Nach etwa einer Stunde trat ich in unser Haus ein. Und meine Freude stieg von Augenblick zu Augenblick. Ein Diener half mir in einer warmen Halle aus meinem Pelz, ein leibhaftiger Zivildiener, der dann mit stummer Verbeugung eine Tür öffnete. Da saß schon ein Herr unseres Stabes in einem Klubsessel vor einem hellflackernden Kaminfeuer, dessen unmittelbare Glut durch einen Glasvorsatz abgehalten wurde. Ich blieb zuerst einen Augenblick verdutzt stehen — so etwas war mir bis jetzt in Polen fremd. Ein großer teppichbelegter Raum, hell tapeziert, völlig eingerichtet — Bilder, Photographien auf den Tischen, Blumen auf dem Flügel. Der Herr am Kamin lachte. „Kommen Sie ruhig herein, der Tee wird gleich gereicht.“ Und wirklich brachte der Diener, der mich vorhin empfangen hatte, mit einem zweiten kurz darauf zwei kleine Tische, brachte kaiserliches Porzellan aus Chmielow, brachte Tee und Zucker. Und wir Herren vom Stabe saßen in Klubsesseln vor dem Kamin und ließen es uns geschehen, halb ungläubig, daß es so etwas überhaupt noch geben könne. Wir gingen mit erstaunten Augen durch die Räume, in denen wir heute wohnen sollten, durch ein Eßzimmer, einen Damensalon, durch die Schlafzimmer der Herrin und des Herrn des Hauses, durch ein Herren- und Arbeitszimmer. Alles Räume, in denen der Hauch des wirklichen Bewohnt-

seins lag, in denen gebildete Menschen noch vor kurzem ihr tägliches Leben gelebt hatten, in denen jedes Stück eine persönliche Note trug. Überall Wärme und Behaglichkeit. Wir atmeten diese Luft mit unendlichem Behagen ein. Unser unfreiwilliger Gastgeber war fern, aber wir erfuhren natürlich seinen Namen: es war der Graf Wielopolsky, der Oberhofjägermeister Seiner Majestät des Zaren. Wir waren voller Dank gegen sie, für das Heim, das sie sich hier geschaffen, das sie mit erlesenstem Geschmack ausgebaut hatten und in das uns nun das Schicksal für einige Nachmittagsstunden und eine kurze Nacht hineinwarf. — Nur wer es am eigenen Leibe erfahren hat, der kann verstehen, was es heißt, nach fünf Monaten Kreuz- und Querfahrten durch Polen einmal wieder in einer Kultur-Wohnung zu sein, einmal wieder geschmackvolle Räume zu sehen und einmal wieder in weichen Sesseln zu sitzen. Rainer Maria Rilke schildert dieses Behagen in seinen Versen in Prosa „Die Liebe und der Tod des jungen Cornet" (Inselbücherei Band 1). Ich habe seine Worte vor dem Kriege ohne Verständnis gelesen; jetzt weiß ich, wie wahr er spricht und wie gleich dieses Empfinden für den Soldaten geblieben ist, seit dem dreißigjährigen Kriege. Wieder einmal Behaglichkeit atmen, sich den Badeofen heizen lassen und im warmen Wasser strecken und dann die Vorhänge vor die Fenster ziehen, das elektrische Licht aufflammen lassen und sich der strahlenden Helle freuen! Ach, der Kulturmensch, der Tag um Tag in solcher Umgebung lebt, weiß ja gar nicht, wie gut er es hat — erst wer die Kultur durch Monate entbehrte, kann ihren Wert voll erfassen.

Wir waren alle, glaube ich, hundemüde. Uns winkten Betten, wirklich weißbezogene Betten, wie wir sie seit drei Monaten nicht gesehen, aber wir gingen trotzdem nicht schlafen — wir schoben die Nachmittagsruhe beiseite und saßen in den Räumen herum, streckten uns in den Sesseln und genossen die langentbehrte Kultur — genossen eben die Räume. Wir saßen auch nach dem Essen — auf bestem Porzellan mit wirklichen silbernen Messern und Gabeln — noch bis spät in die Nacht hinein vor dem Kamin und konnten uns nicht trennen von der uns so „fremdgewordenen Umgebung". Am nächsten Morgen vor Tau und Tag mußten wir scheiden — schieden aber mit frischen Kräften und mit dankerfülltem Herzen gegen die uns fremden Besitzer unseres Quartiers. Ich glaube, daß sich selten Menschen mehr wie wir bei dem Grafen und der Gräfin Wielopolski erholt und erfrischt haben. Im Zimmer der Gräfin fand ich ein deutsches Buch über Kinderpflege. Da schob ich ganz leise ein paar Zeilen hinein, wie sie der Augenblick mir eingab:

> Verzeihung, Gräfin, wenn mit Kriegerfuß
> Ich heute dieses Heiligtum betrat,
> Wo jedes Stück ein zarter Friedensgruß,
> Wo jedes Bildchen mich um Schonung bat.
>
> Hier waltet sonst die schmale Frauenhand,
> Die jeder Mann von Sitte küssend ehrt
> Und die wir, seit wir fern dem Vaterland,
> Zu jeder Stunde wehmutsvoll entbehrt.
>
> Hier ist ein Ort, wo fern das Streiten bleibt,
> Wo sanfter Sinn erkämpft den leichten Sieg —
> Und alles dieses nun im Sturm vertreibt
> Der große, wundervolle, mächt'ge Krieg! —
>
> Verzeihung, Gräfin — nehmen Sie den Dank
> Des Mannes an, der eine Nacht hier schlief
> Und dem in diesem Raum ein Heimatsklang
> Durch seine harte Kriegerseele lief.
>
> Der an sein Heim, die Seinen und zu Haus
> Nach all den Schlachten hier so gern gedacht,
> Der hier für kurze Stunden ruhte aus
> Sechs Tage vor dem Fest der heil'gen Nacht.
>
> Hier streichelt sonst die Mutter wohl ihr Kind
> Und reicht das Spielzeug ihm vom hohen Brett —
> Hier sonst voll Frieden die Gedanken sind,
> Die wandern zu dem Heilgenbild am Bett.

Dem gewöhnlichen Sterblichen ist solch ein Quartier im Kriege nur selten vergönnt, wohl meist nur durch einen Zufall, wie er uns damals traf. Es gibt wohl noch mehr Schlösser im Polenlande, aber sie sind als Quartier meist immer von den Generalkommandos und den Divisionsstäben belegt. Das ist auch erklärlich, denn diese Stäbe brauchen für ihren gewaltig großen Troß an Offizieren, Beamten und Mannschaften große und viele Räume, die natürlich am besten eng zusammen liegen. Es ist oft unendlich schwer für ihren Riesenapparat, geeignete Unterkunft zu finden. Größere Schlösser sind deshalb das Ideal für die Offiziere, denen das Quartiermachen für diese Stäbe zufällt. So kommt es aber, daß ich die anderen Schlösser Polens, an denen mich mein Weg vorbeiführte, nur flüchtig sah und deshalb von ihnen auch nur kurzen Bericht geben kann.

Skierniewice, das zweite polnische Jagdschloß des Zaren, ist von Spala grundverschieden. Es hat mehr Schloßcharakter. Es liegt nicht inmitten der Forsten, sondern in der Stadt Skierniewice in einem recht mäßig gehaltenen Park, der, wie ich dort weilte, von russischen Gefangenen in Ordnung gehalten wurde. Ein Generalkommando hatte im Schloß selbst Quartier bezogen, Landsturmleute standen Wache vor dem Portal. Der Bau selbst ist wieder einfach, mit seiner Stuckvorderseite eher häßlich als schön. Innen trägt er mehr Schloßcharakter wie Spala, die Einrichtung zeigt mehr Pracht, ist wertvoller gehalten wie dort. Der Kommandierende General bewohnte die Räume, die sonst der Zar innehat, „gerade gut genug für einen preußischen General", wie ein Herr sagte, mit dem ich gemeinsam durch die Zimmer ging. Es gab hier mehr Wohnlichkeit wie in Spala, wenn auch die Anzahl der Räume wiederum klein war. Interessant war mir Skierniewice hauptsächlich wegen der bekannten Drei-Kaiser-Zusammenkunft, die einst — im September 1884 — hier stattfand und auf der sich die Herrscher der Länder, die jetzt im Kriege stehen, der wärmsten Freundschaft versicherten. Mit Ehrfurcht stand ich in dem Zimmer, in dem damals unser geliebter Kaiser Wilhelm I. wohnte. Jetzt gingen hier Ordonnanzoffiziere ständig aus und ein, standen Generalstäbler über Karten gebeugt. Wie haben sich die Zeiten geändert!

Die Stadt Skierniewice ist das übliche, schmutzige polnische Nest, vielleicht etwas wohlhabender als die andern, weil es Bahnverbindung hat und deshalb der Kultur ein wenig näher liegt. An der wunderschönen, mit alten, herrlichen Bäumen bestandenen Chaussee (Potemkin lebt auch hier auf), die zu den Fasanengehegen im Westen der Stadt hinausführt gibt es so etwas wie eine Landhausvorstadt. Mir machte diese Ansammlung besserer Häuser den Eindruck, als ob hier ein sehr, sehr schlechter Abklatsch von Potsdam geschaffen wäre. Wirklich schön sind die Fasanengehege selbst und von einem fabelhaften Reichtum an Wild. Als ich mit dem Kraftwagen hindurchfuhr, liefen uns Hähne und Hennen in großer Zahl über den Weg, und überall sahen wir sie in den Dickungen. Es war noch viel vorhanden, trotzdem von Deutschen sicher schon manche reiche Strecke herausgeschossen worden war. — Der Wildreichtum des Spalaer Forstes war von den deutschen Militärbehörden überdies auch für die Ernährung der Truppe nutzbar gemacht worden und war besonders dafür geeignet, da es sich hier um Rot- und Schwarzwild handelte. In mancher Feldküche brodelte zu dieser Zeit ein starker Keiler oder ein saftiger Hirschrücken, eine nette Abwechslung in dem Büchsen-Einerlei.

Dicht bei Skierniewice aber liegt noch ein fürstlicher Besitz: Das Schloß Nieborow des Fürsten Radziwill. Es ist ein schöner, großer Landsitz, unweit der jetzt so berühmt gewordenen Rawka, dicht bei Bolimow, wo sich wohl die härtesten Kämpfe um diese Hauptstellung der russischen Verteidigungslinien vor Warschau abspielten. Humin und Wola Szydlowiecka sind Namen, die tagelang in den deutschen und russischen Generalstabsberichten standen. — Vor dem breiten Tor, das in den Schloßpark hineinführt, liegt das Dorf Nieborow, ein richtiges, schmutziges Dorf, wie alle anderen hier in Polen. So ist es eben hier: der alte Adel reich und daneben der Bauer blutarm. Doch inmitten dieses armen Dorfes steht eine neue große Kirche, ein Geschenk der Radziwill an die Gemeinde. In dieser Kirche prangen in den Nebenschiffen zwei geschnitzte Altäre von seltener Schönheit – ich bin zwar nicht ein großer Kenner, aber ich schätze, daß der eine Altar altitalienischer Herkunft ist. Auf jeden Fall erstaunte mich in der polnischen Dorfkirche diese Pracht, die auch eine Radziwillsche Stiftung ist.

Das Schloß bot eigentlich nichts Besonderes. Eine schöne Halle, die nach dem Hauptportal mit einem reichen Schmiedeeisengitter im Stil der Renaissance abgeschlossen war, eine breite Treppe mit Nachbildungen klassischer Bildwerke, eine große polnische Bibliothek mit einem Gemälde der zweiten Katharina, ein nicht übergroßer Speisesaal, in dem an einer Hufeisentafel die Herren des Generalkommandos von herrlichem Meißner Porzellan recht einfach speisten. Das waren meine Bemerkungen bei meinem kurzen Aufenthalt. Dazu das übliche Hin und Her eines hohen Stabes, das Gewirr von Telephondrähten, das das ganze Haus durchzog, die verschiedenen Abteilungen miteinander verbindend. Daneben erzählte man mir aber noch von einem drei Meter breitem Bett, in dem nunmehr der Kommandierende ruhte und das eigentlich die größte Sehenswürdigkeit des ganzen Besitzes sein sollte. Seitdem erscheint dieses Bett ab und an in meinen Träumen und umgängelt mich in dieser bettlosen Zeit auf meinen Strohlagern. Es dünkt mir dann als das Schönste, was man treffen kann, wenn man einmal das Glück haben sollte, in einem polnischen Schloß einquartiert zu werden. —

Karpathenkämpfe.

„Nach viereinhalbmonatigen heldenmütigen Kämpfen, in welchen der rücksichtslose und zähe, aber stets vergeblich anstürmende Feind u geheure Verluste erlitt, und nach blutiger Abweisung seiner noch in letzter Zeit insbesondere am 20. und 21. März, Tag und Nacht unternommenen Versuche, die Festung Przemysl mit Gewalt in die Hand zu bekommen, hat die heldenmütige Festungsbesatzung, die noch am 19. März mit letzter Kraft versuchte, den übermächtigen Ring der Einschließung zu sprengen, durch Hunger gezwungen, über Befehl und nach Zerstörung und Sprengung aller Werke, Brücken, Waffen, Munition und des Kriegsmaterials aller Art, die Trümmer von Przemysl dem Feinde überlassen. Den unbesiegten Helden von Przemysl unseren kameradschaftlichen Gruß und Dank; sie wurden durch Naturgewalten und nicht durch den Feind bezwungen, sie bleiben uns ein hehres Vorbild treuer Pflichterfüllung bis an die äußerste Grenze menschlicher Kraft. Die Verteidigung von Przemysl bleibt für ewige Zeiten ein leuchtendes Ruhmesblatt unserer Armee.“

Mit solchen Worten hat Erzherzog Friedrich die von dem General der Infanterie Kusmanek geführten tapferen Verteidiger der Festung Przemysl geehrt; damit hat er sie gerechtfertigt, damit unsere Verbündeten und uns alle über den Verlust zu trösten gesucht. Und in der Tat, die Besatzung von Przemysl hat ebenso wie die Bevölkerung in den schweren Tagen der Belagerung Gewaltiges an Tapferkeit gegen den Feind und gegen den Hunger geleistet. Ergreifend sind die Berichte, die uns zu Ohren kommen. Seit langem befand sich kein Mehl in der Festung, kein Gemüse, keine Konserven. Nur etwas Pferdefleisch und gemahlener Hafer waren vorhanden, eine Handvoll Korn täglich mußte für jeden Mann reichen. Die entkräftete Besatzung schlug aber mit dem Aufgebot ihrer letzten Heldenkraft den Gegner völlig zurück und zerstörte danach die Werke. Der Fall dieser starken Festung, die bei genügender Verproviantierung sich noch viele Monate hätte halten können, ist wohl der schwerste Schlag, den Österreich-Ungarn bisher erhalten hat. Aber — des sind wir gewiß — er wird wettgemacht werden, und er muß wettgemacht werden, damit das Triumpfgeheul, in das unsere Feinde bei jedem Erfolge ihrerseits auszubrechen pflegen, sich in Wehgeheul verkehre. Es geht ums Ganze. Deutschland und Österreich-Ungarn — sie müssen draußen und drinnen alles herausholen, was herauszuholen ist, bis die Frevler am Boden liegen.



Österreich-ungarische Patrouille. Phot. Ed. Frankl.



Österreichisch-ungarische Munitionskolonne auf dem Marsch zur Front. Phot. Ed. Frankl.

Einfahrt der Dardanellen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft. 

Die Dardanellen. Von Fedor von Zobeltitz.

Wir kommen aus dem Ägäischen Meer. Rechts bleibt das Festland liegen, die weite trojanische Ebene; zwischen den beiden Vorgebirgen, dem Kap Top-Taschi und dem Kap Sigeion, befand sich zu Priamos' Zeiten der Ankerplatz der Griechen. Und von hier aus näherte sich in unsern Tagen die englisch-französische Flotte dem Schlüssel Konstantinopels: der Straße der Dardanellen.

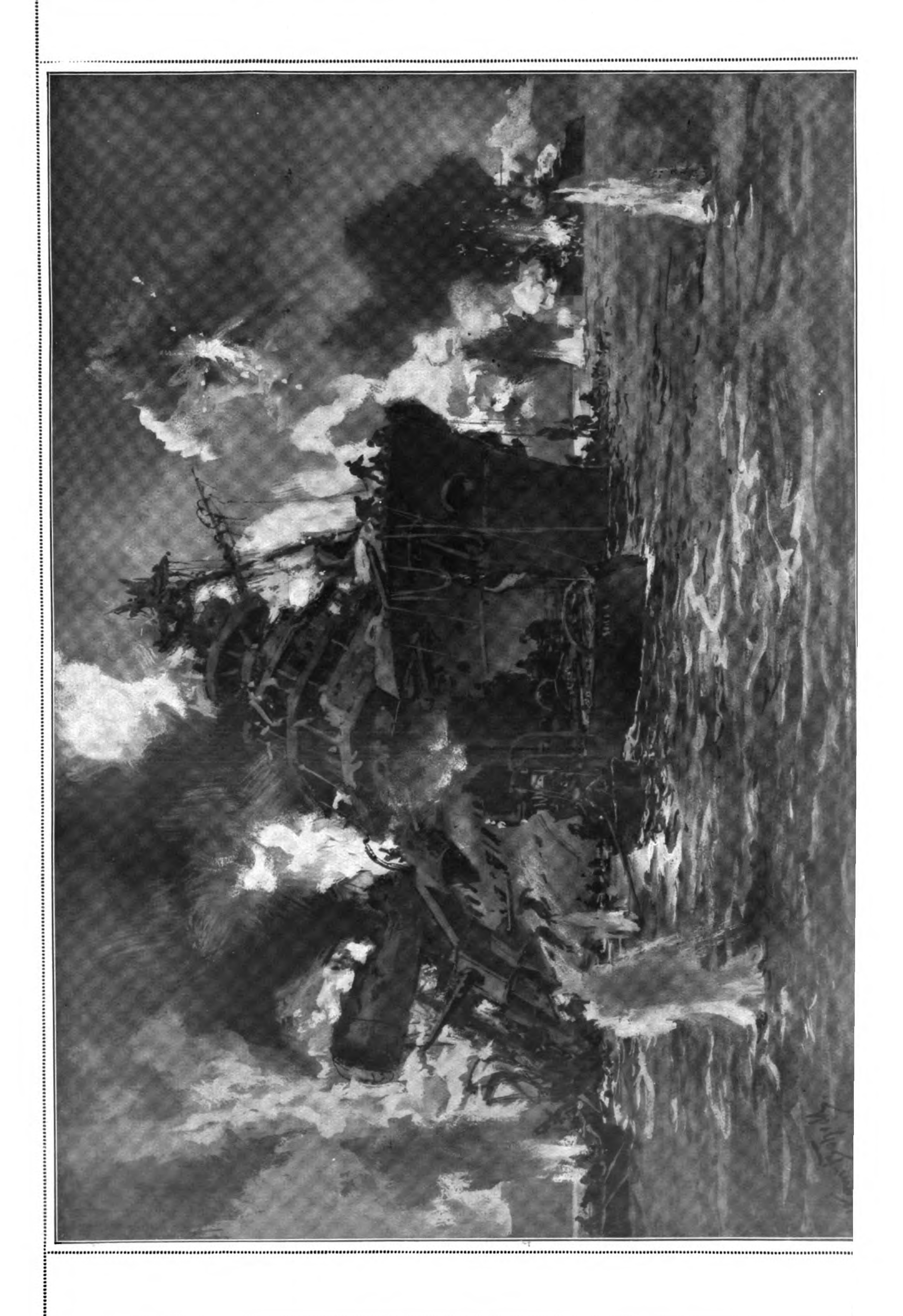
Hellespont nannte man sie im Altertum, das Meer der Helle, denn nach einer der vielen schönen Sagen des griechischen Mythos ertrank in diesem blauen Wasser Helle, die Tochter des Athamas und der Nephele, als sie sich auf der Flucht vor ihrer Stiefmutter Ino mit ihrem Bruder Phrixos auf einem Widder mit goldenem Vlies über die Meerenge tragen ließ. Heut pflegt man gemeinhin nur noch den Teil der Einfahrt, der von Nagara bis Gallipoli reicht, Hellespont zu nennen, während der Name Dardanellen für die dem Ägäischen Meer zuführende Wasserstraße auf die Stadt Dardanos zurückzuführen ist, die einst Äneas beherrschte und wo 84 v. Chr. Sulla mit Mithridates Frieden schloß.

Die Dardanellen haben in der Geschichte von jeher eine große Rolle gespielt. Hier schlug Xerxes seine Brücken, hier setzte Alexander nach Asien über. Im Jahre 1356 überschritten die Türken die Meerenge. Den ersten Versuch, in die Straße einzudringen, machte im Juli 1770 der in russischen Diensten stehende Admiral Elphinston bei der Verfolgung türkischer Linienschiffe; erscheint aber nur bis zu dem Vorgebirge bei Kepes (Kepes-Burun) gekommen zu sein. Der sogenannte Dardanellenvertrag (vom 13. Juli 1841), der durch den Pariser Frieden 1856 im wesentlichen bestätigt wurde, setzte fest, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff ohne Bewilligung der osmanischen Regierung die Meerenge passieren dürfte. Gleiche Bestimmungen wurden im Londoner Vertrag von 1861 und im Berliner Frieden von 1878 getroffen. Für Konstantinopel ist der Besitz der Dardanellen in der Tat eine Daseinsfrage, für den Dreiverband aber, wie Lord Asquith ganz richtig betonte, ebenso ein politisches wie strategisches Ziel. Der erste Zweck der Beschießung durch die vereinigten Flotten galt einem Druck auf die Balkanstaaten und auf Italien. Vor allem sollten Griechenland, Rumänien und Bulgarien veranlaßt werden, sich dem Dreiverband anzuschließen, um bei der Aufteilung der Türkei nicht zu kurz zu kommen. Der Vorstoß der Verbündeten sollte aber zugleich den türkischen Angriff auf den Suezkanal und Ägypten lähmen helfen und die Öffnung der Meerenge Rußland die Ausfuhr seines Getreides und die Einfuhr von neuem Kriegsmaterial sichern.

Das Fort Sedd-ül-bahr-Kalessi am Eingang der Dardanellen.
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Presse der Verbündeten jubilierte natürlich schon bei dem ersten Kanonenschuß, der über die alten Befestigungen der äußersten Forts fuhr. Man sah die Flotte der Engländer und Franzosen bereits im Marmarameer, und dann war es selbstverständlich auch eine Kleinigkeit, daß die russische Seemacht vom Schwarzen Meer aus glatt durch den Bosporus lief, um sich an dem Bombardement auf die osmanische Hauptstadt zu beteiligen. Die Fachleute waren verständiger. Lord Fisher hat einmal eine Denkschrift über die Dardanellen veröffentlicht, in der er sagt, sie seien wegen ihrer einzigartigen Gestaltung fast uneinnehmbar, da in der engen Meeresstraße jede Entwicklung einer feindlichen Flotte ausgeschlossen sei. Und auch Lord Limpus, der die türkische Seemacht auf den Damm bringen sollte und nun als ihr angeblich bester Kenner der geistige Leiter der Operationen gegen sie ist, wird nicht im unklaren sein, daß noch viel Wasser in das Marmarameer fließen kann, ohne daß an wirkliche Erfolge zu denken ist.

Bei der Einfahrt in die Meerenge bleibt rechts das Fort Kum-Kale, d. h. das Sandschloß, liegen, das 1659 von dem Großwesir Achmed Köprüli erbaut wurde, und links auf dem



etwa vier Kilometer entfernten gegenüberliegenden Ufer, auf der äußersten Spitze des Thrakischen Chersones, das Fort Sedd-ül-bahr-Kalessi, d. h. Schloß am Meeresdamm, schon 1462 von Sultan Muhammed II. errichtet. Hier steht auch ein Leuchtturm, und zu Füßen der alten Feste dehnen sich ein kleiner winkliger Ort und ein grüner türkischer Friedhof aus. Nicht weit davon erhebt sich ein Tumulus, das sogenannte Grab des Protesilaos, des ersten der griechischen Helden, der im trojanischen Krieg vom Schiff aus an das Land sprang und unter dem Speer eines Troers fiel. Im Jahre 1866 wurde bei Sedd-ül-bahr die Erdbatterie Ertogrul mit 16 neuen Kruppgeschützen errichtet und gegenüber bei Kum-Kale die Batterie Orania mit 32 Geschützen. Mit der Bestückung der Forts verteidigten etwa 160 Geschütze im türkisch-italienischen Kriege die Einfahrt in die Dardanellen, und ähnlich mag das Verhältnis auch heute noch sein, zumal das Hauptgewicht der Befestigungen von jeher an die Verengung der Wasserstraße gelegt wurde.

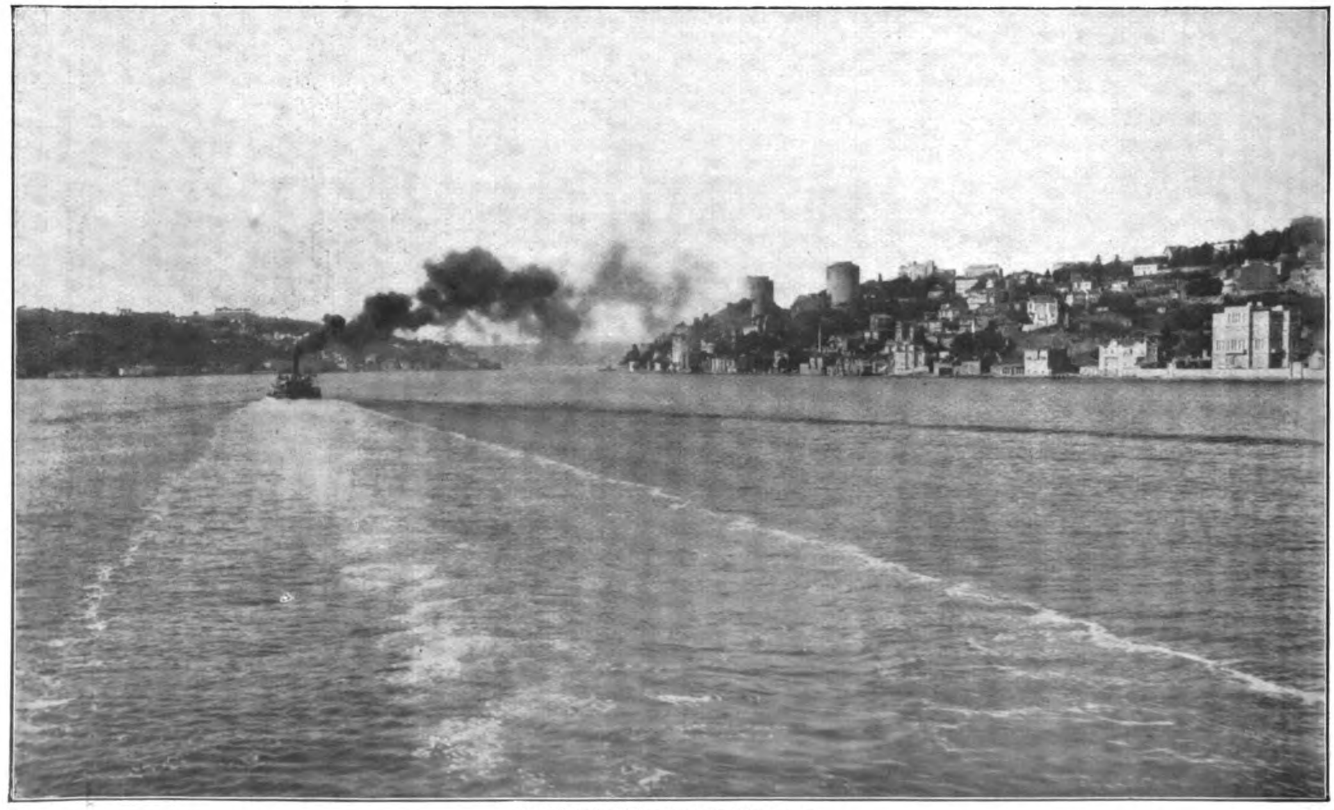
Bei der Weiterfahrt spürt man bereits die starke Strömung aus dem Marmarameer, gegen die namentlich die nordwärts ziehenden Segelschiffe schwer anzukämpfen haben. Das asiatische Ufer zeigt fruchtbare Ebenen und waldige Hügel in anmutigem Wechsel, auf europäischer Seite trifft der Blick meist auf dürres Land. Hier liegen die plumpen Festungswerke von Eski Hissarlik und bezeichnen formlose Trümmer die Stelle der alten, im Peloponnesischen Krieg oft genannten Stadt Elaius, jetzt Elles Burnu. Bei Eski Hissarlik, der ersten Ausbuchtung des europäischen Festlands, wurden Ende der neunziger Jahre zwei neue Batterien mit etwa fünfzig Geschützen angelegt. Etwas weiter nördlich springt auch die asiatische Küste nasenartig vor und zwar zu dem stark befestigten Kap Kepes, dem 1896 eine zweite Batterie beigegeben wurde: das Gegenstück zu dem Fort Suandere auf dem Chersones.

Nun buchtet die Küste Asiens sich abermals zu einem Halbbogen aus, während die Europas ziemlich gerade verläuft, bis zu der starken Engung zwischen den sogenannten „neuen Dardanellenschlössern", deren Befestigungen General Brialmont, der bekannte belgische Militärschriftsteller und Festungsbaumeister, für den wichtigsten Teil in der Verteidigung der Meeresstraße hält. Auf asiatischer Seite liegt die Stadt Tschanak-Kalessi, ein malerisches Nest mit bunten Häusern und schlanken Minarets, die Dampfschiffstation für den Ausflug nach Troja: ursprünglich eine genuesische Gründung, jetzt zur Hälfte von Türken, zur Hälfte von Griechen und Juden bewohnt. Tschanak-Kalessi heißt auf deutsch Topfschloß: die hier gefertigten sehr hübschen, blumig verzierten Topfwaren werden weithin versandt. Der erste Umbau der veralteten Werke an dieser Stelle ging auf englische Anregung zurück und wurde 1864 begonnen. Sir Henry Bulwer, der Bruder des Romanschriftstellers, war damals Botschafter in Konstantinopel und ein Vertrauter des jungen Abd-ul-Asis. Er schuf vier neue Forts an der Enge der Dardanellen, die heute noch bestehen. Südöstlich des Forts von Tschanak-Kalessi, dem an der Mündung des Homerischen Flusses Rhodios gelegenen Sultanije, erheben sich die Erdbatterien Hamidije und Seraidjik, gegenüber auf dem europäischen Festland unweit des alten Kilid-ul-Bahr (d. h. Schlüssel des Meeres) die starken Erdwerke Namasigia, Degirmen-Burun und Tscham-Burun.

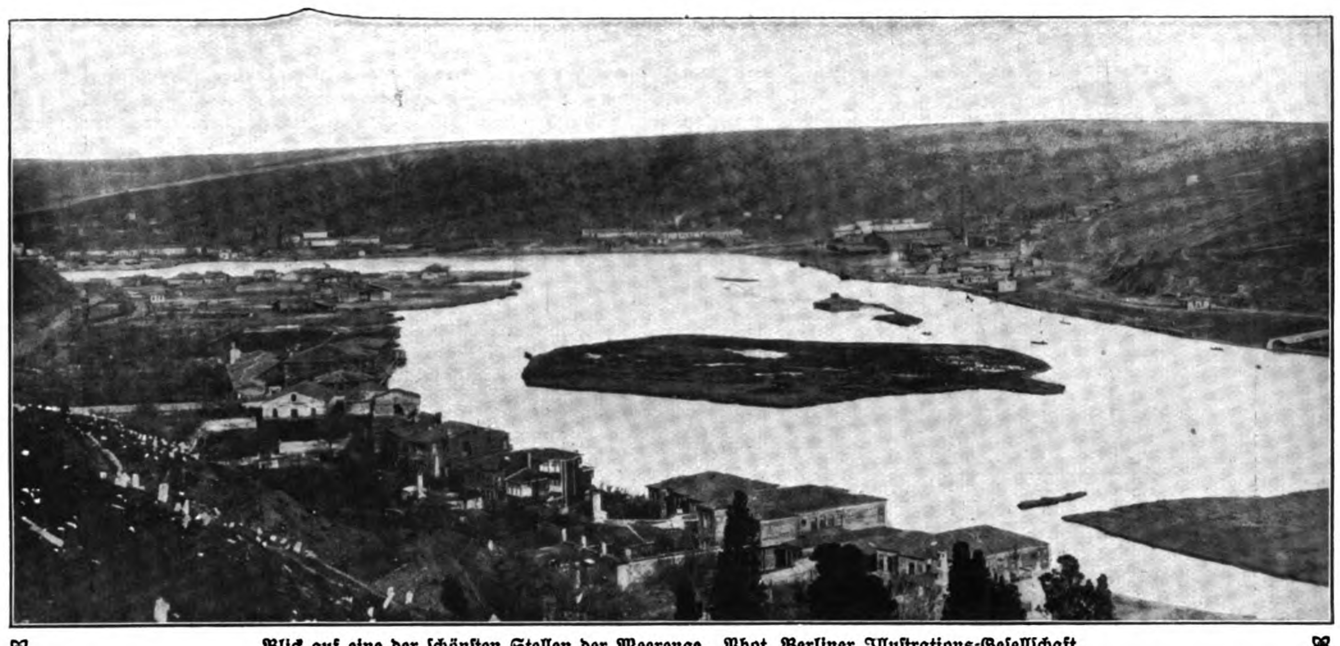
Hier spielte sich am 18. März die siebenstündige Artillerieschlacht ab, die mit einer vollen Niederlage der verbündeten Flotte endete. Zunächst nahmen an dem Gefecht vier französische und fünf englische Schiffe teil. Ihr Geschoßhagel traf vor allem das alte Schloß Sultanije und fiel auch in die Stadt Tschanak-Kalessi. Gegen Mittag wurde die europäische Seite, Kilid-ul-Bahr mit seinen Forts, unter Feuer genommen. Die Türken antworteten kräftig. Um zwei Uhr wurde die Flotte auf sechzehn Schiffe verstärkt, und nun währte die Beschießung bis zum Abend ohne einen anderen Erfolg als die schwere Beschädigung von 13 englischen Panzerschiffen und dem völligen Untergang von vier großen Schiffen. Was nicht unter dem Feuer der türkischen Batterien fiel, wurde ein Opfer der treibenden Minen.

Hinter der Dardanellen-Enge verbreitert der Meeresarm sich von neuem bis zu der zweiten Verengung zwischen Nagara und Boghalu Tabia, dem Heptastadion der Alten, eine Messung (7 Stadien), die der jetzigen Breite (mit 1350 Metern nach Kiepert) ziemlich genau entspricht. Nagara bezeichnet den Punkt, wo Abydos lag. Hier schlug Xerxes 480 v. Chr. seine Brücke über den Hellespont, als er seinen unglücklichen Zug nach Griechenland unternahm, und von hier aus schwamm der verliebte Leander nach Sestos hinüber zu der Aphroditepriesterin Hero. Bekannt ist, daß auch Lord Byron einmal von Abydos nach Sestos schwamm; in einem seiner hübschesten Gedichte erzählt er, daß er, glücklicher als Leander, das Wagnis nur habe mit einem Fieber bezahlen müssen.

Auch an dieser Stelle sind starke Befestigungen angelegt worden, die bei der Enge der Straße jede Flotte unter ein vernichtendes Feuer nehmen können. Die Batterien bei Nagara, Maidos und Boghalu ließ Blum-Pascha kräftiger befestigen; ein unterseeisches Kabel verbindet die Stellungen auf beiden Ufern. Der Öffentlichkeit ist es natürlich unbekannt, inwieweit alle diese Forts inzwischen noch mehr verstärkt worden sind; daß es mit Hilfe der Deutschen geschehen ist, läßt sich kaum bezweifeln. Hinter der zweiten Verengung dehnt der Hellespont in starker Erweiterung bis zum Marmarameer sich aus. Auf beiden Seiten erfreuen das Auge heitere Landschaftsbilder. Vor den Schlössern Kasiler-Iskelessi und Uelger-Iskelessi mündet auf europäischer Seite der Kara-Owassy, der Aigospotamos der Alten, an dessen Ausfluß 405 vor Christus der Spartaner Lysandros seinen berühmten Sieg über die athenische Flotte errang. Da, wo Hellespont und Marmarameer sich vereinigen, liegen sich Gallipoli und Lapsaki gegen-



Landschaftsbild aus der Meerenge.





Blick auf eine der schönsten Stellen der Meerenge. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

über. Das asiatische Lapsaki ist das antike berüchtigte Lampsakos. Gallipoli war die erste europäische Stadt, die (1357) in die Hände der Türken fiel, und ist heute ein zwar malerisches, aber ziemlich langweiliges Nest. Nördlich der Stadt beginnt die befestigte Verteidigungslinie von Bulair zwischen dem Marmarameer und dem Golf von Saros, dazu bestimmt, die Landung feindlicher Truppen und die Umgehung der Dardanellen zu verhüten. Um 1900 war die Stellung für 20000 Mann und 100 Geschütze berechnet; heut wird sie vermutlich bedeutend verstärkt worden sein — jedenfalls wissen wir, daß auf asiatischer Seite eine Reihe neuer Schanzen und am europäischen Ufer Forts und Strandbatterien an der Bucht von Saros und der Insel Imbros gegenüber erbaut wurden. Zweifellos sind ebenso auf dem Norduser des Marmarameeres neue Batterien geschaffen worden, so daß die Lage der feindlichen Flotte auch dann noch eine sehr schwierige sein würde, wenn es ihr gelungen wäre, sich durch die Befestigungen der Dardanellen glücklich hindurchzuwinden; was ich vorläufig für ausgeschlossen halte.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

VII. Hinter der Front.

Kennt ihr Dreibrücken? — Nein, ich habe mich nicht versprochen, ich wollt' nicht nach Zweibrücken in der Pfalz fragen, sondern wissen: ob ihr Dreibrücken kennt. Blättert aber nur ja nicht in allen möglichen Schriften und Büchern nach, deckt nicht alle Tische und Fußböden mit Landkarten zu; ihr müßt schon hinfahren, wenn ihr's finden wollt.

Als wir vor sieben Monaten, auf der Fahrt nach Frankreich, nicht lange die luxemburgisch-belgische Grenze im Rücken hatten, donnerte unser schwer mit feldmarschmäßig gerüsteten Kriegsfreiwilligen beladener Zug über ein jäh abstürzendes, felsiges Flußtal hinweg. Eine feste steinerne Straße hatte in friedlichen Zeiten die Kluft überbrückt, aber als der Krieg kam, war sie in die Luft geflogen. Ein paar Pfeilerreste standen noch da, und unten im Flußbett türmten sich die Trümmer aufeinander. Vermutlich hatte man gedacht, den deutschen Vormarsch durch eine Ladung Dynamit vereiteln zu können, und von der Fixigkeit der deutschen Pioniere mußte in Belgien noch nichts bekannt gewesen sein. Wir donnerten, wie gesagt, über den Abgrund hin und zwar mit aller Sicherheit und Behaglichkeit, auf einer fünfzig Meter hohen, schlanken, nur aus Holzstämmen rasch emporgezimmerten Brücke. Es ging so schön und glatt, wie wenn ihr auf der stolzen Kaiser Wilhelm-Brücke den Rhein überquert. Aber als wir drüben waren und zurückblickten, entfuhr uns doch unwillkürlich ein kräftiges, aus mehr als einer Verblüffung kommendes „Alle Achtung!“, denn nun sah die Geschichte garnicht mehr so einfach und harmlos aus: ein langer Transportzug von dreißig Wagen mit sechshundert schwerbepackten Kriegern und einigen Abteilen voll Kreuzschwestern war eine Strecke von etwa hundertfünfzig Metern lang auf einem schmalen Holzsteg durch die freie Luft gefahren! Dieser Steg stand damals schon wochenlang, und er steht heute noch; Tag und Nacht, Stunde für Stunde rollen die eisernen Lastzüge mit Menschen und Kriegsmaterial hinüber und herüber, Lastzüge, unter deren Gewicht selbst die Riesenbrücken aus Panzerstahl und Beton erzittern. Und dieser schwanke halsbrecherische Holzsteg trägt sie alle. Was sind das für Tausendkünstler unsere Pioniere! — Jenseits setzte die Bremsung ein, und wir hielten am Bahnhof. „Wie heißt die Station?“ riefen wir die bärtigen Landsturmbayern an, die hier die Wache hatten. „Dreibrücken“. Und das war kein fauler Witz, denn was auf der großen weißen Namenstafel stand: „Trois Ponts“, das war mit breitem Pinsel durchgestrichen, und jeder kann's nun in deutschen Buchstaben lesen, daß die Station Dreibrücken heißt.

Glaubt nicht, das sei nur eine Äußerlichkeit ohne tiefere Bedeutung. Glaubt das nur ja nicht. Wir wenigstens, wir wußten's ganz gewiß, als wir weiterfuhren: Der Pioniersteg über die Kluft bei Dreibrücken führt von nun an auf beiden Seiten nach Deutschland hinein. — —

Was alles in den seither vergangenen Kriegsmonaten geleistet worden ist, um dem mit blindem Haß geschlagenen Belgierlande das Gepräge deutscher Ordnung und Gesittung zu geben, darüber muß von berufener Seite gesprochen werden. Ich bin nichts als ein schlichter Feldsoldat und kann nur von dem erzählen, was ich selber mit Herz und Augen erblickt und erlebt habe, im Schützengraben und Aug' in Aug' mit dem Feinde vor allem, aber gewiß, in ausgiebigem Maße auch hinter der Front, im eroberten Feindesland. Daß wir dort nicht nur dreschen, sondern auch ackern und säen, das kann ich und will ich bezeugen. Wir machen es da wie unsere Pioniere am Dreibrücken-Steg mit zwei gutbewährten deutschen Handwerkszeugen: mit der Fixigkeit und der Gründlichkeit zugleich. Ich meine, es müßte manchen Müttern im Vaterland ein heimlicher Sorgenstein vom Herzen fallen, wenn sie zum Beispiel folgendes zu wissen bekommen. Wir lagen für ein paar Erholungstage in Reserve, nur wenige Kilometer hinter der Feuerlinie, in einem übel zugerichteten, halb zerschossenen und ausgebrannten Dorfe; aber mit findiger Kunst hatten wir das elende Barackennest dermaßen in Stand gesetzt, daß unser ganzes Regiment darin liegen konnte wie in Abrahams Schoß; ein bissel eng ging's vielleicht zu: wo eigentlich nur zwei Platz hatten, drückten sich sechse aneinander, aber bei Winterszeit ist das ja kein Fehler, und man spart die Heizungskosten. Zu essen gab's nicht zu wenig und nicht zu reichlich, sondern nach preußischem Rezept gerade so viel, daß jeder Soldat zu jeder Mahlzeit satt wurde. Die feindlichen Flieger und Granaten, die beständig über unsere Köpfe hinsausten, bewahrten uns vor dem so nötigen, aber ach, so herzlich wenig geliebten Exerzierplatzdrill; wir vertrieben uns die kurze Tages- und die lange Abendzeit mit Tabakrauchen und Briefschreiben und allerlei Singsang zur Mundharmonika — und irgendwo fern jenseits der Welt lagen alle Sorgen um Not und Tod. Wie sagen wir doch in Deutschland? „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“. Mag sein, aber der Krieg stellt selbst die Sprichwörter auf den Kopf und erwidert: Ihr sollt den Abend nicht vor dem (nächsten) Tage loben. Denn kaum kroch der graue Morgen durch die Fensterlöcher herein, da hatten wir auch schon die Bescherung: „Zweitausend Mann Ersatz treffen heute Vormittag ein“. Eine schöne Geschichte das. Zweitausend Mann Ersatz und zwar zweitausend schußfertige Gewehre, aber auch — und das lag unseren Herzen jetzt am nächsten — zweitausend Eßmäuler mehr. Jedem einzelnen von uns

überfielen die Sorgen des zahlreichen Familienvaters. Woher in aller Welt sollten wir Brot genug herbeischaffen für die Neuankömmlinge! Zweitausend! Wir selber wurden ja nur gerade bis zum Rand gestrichen satt und sollten von unserem Ueberfluß noch hundert mal zwanzig frisch eingetroffene Musketiere speisen, die — ach, wir wußten das nur zu gut — allesamt den vorschriftsmäßigsten Soldatenhunger mitbrachten, nicht nur nach feldbackenem Kommißbrot allein, sondern all den Herrlichkeiten, die die kleine, in ihrer Möglichkeit doch schließlich auch begrenzte Speisekanone im kupfernen Wundertopf zurecht brodelt. Nein, das ging nicht. Wir waren ohne viel Besinnen darüber einig: das ging nicht. Zweihundert hätten wir uns vielleicht gefallen lassen, aber . . . zweitausend?! Die sollten nur sehen, wo sie anderwärts satt würden, es gab ja noch andere Dörfer im besiegten Frankreich als gerade das unsrige, und dort herrschte am Ende die Üppigkeit, die sie aus wer weiß welchem Grunde bei uns vermuteten.

Aber was sind Hoffnungen, was Entwürfe, . . . die Zweitausend trafen pünklich ein und sahen so gierig hungrig aus von endlosen Fahrten und Kilometermärschen, wie wir's nur irgend befürchten konnten. Als gute Kameraden ließen wir uns freilich nichts merken, sondern nahmen sie freundlich auf und räumten ihnen alle Plätze ein, die wir übrig hatten; zweimal sechs macht zwölf. Aber dann schlug die Schicksalsstunde: Antreten zum Essenholen. O, ihr lieben Mütter im Vaterland, da fielen schwere Sorgenberge über uns her. Der Kessel unserer Kompagnie-Feldküche faßte genau so viel Portionen, wie wir für uns selber brauchten, denn er wurde bei jeder Mahlzeit leer bis auf den Grund. Heute hatte sich nun unsere Zahl verdoppelt, daraus folgerten wir natürlich, daß wir von heute ab nur halbe Portion und somit auch nur halbsatt zu essen bekamen. Wie sollte das enden? Wir würden unser Leibkoppel um einige Löcher enger schnallen, würden zunächst dem Halbhunger, aber wer weiß wie bald auch der richtigen ausgewachsenen Hungersnot verfallen müssen. Ihr könnt das wohl nicht begreifen und schüttelt den Kopf und denkt über uns: „pfui, wer wird so happig sein!" Ja, so hab' ich vor garnicht so langer Zeit auch gedacht, aber heute sag' ich auch aus Erfahrung: wer sich unter den Soldatenstand begibt und mit „Gewehr über" an den Feind rückt, der hat mit Kaisers feldgrauem Rock und naturledernen Schaftstiefeln auch einen neuen Menschen angezogen, und der neue Mensch besteht erstens aus Hunger, zweitens nochmals aus Hunger und drittens immer noch aus Hunger. Also was sollte jetzt werden? Verdoppelte Mäuler und halbe Portionen . . . das mußte zu einer Katastrophe führen.

Aber es kam anders. Wie es kam, das mag der Kuckuck wissen, ich für meine Person kann hier nur die Tatsache verbuchen und verbürgen, daß wir an diesem Mittag allesamt — Stammannschaft und Ersatz — unser ganzes Teil bekommen und außerdem noch zweimal ‚kapituliert' haben. Zur Erläuterung hört den Fundamentalsatz der preußischen Militär-Instruktion: „Kapitulieren ist, wenn der Soldat sich satt gegessen hat, tritt er nochmals mit dem Eßnapf an und ißt sich nochmals satt." So, jetzt wißt ihr, was kapitulieren ist. Nachdem wir das zweimal getan, uns also dreimal satt gegessen hatten, stand der Küchenfeldwebel wie ein lächelnder Gott neben seiner Suppenhaubitze und verkündete: „Der Kessel ist noch halb voll, wer noch Hunger hat, soll kommen." Nebenbei gesagt, — im Kessel dampfte der Traum aller Soldatennächte: Speckerbsen! Das ist: Schöne dickflüssige gelbe Erbsensupe mit Kartoffeln und handfesten durchwachsenen Speckstücken.

Dieser Küchenfeldwebel ist bisher der einzige Feind in Frankreich geblieben, vor dem wir nach dreimaligem erbittertem Angriff kraftlos die Waffen gestreckt haben. —

So geht's nun freilich nicht alle Tage zu hier draußen bei uns, und ich habe für die Leistungsfähigkeit der Mannschaftsverpflegung nur ein besonders glänzendes Beispiel angeführt. Aber ich meine, es müßte daheim ein Gefühl der Beruhigung und stolzer Befriedigung hervorrufen, wenn ich's hier aussprechen darf: in den ganzen bisherigen acht Kriegsmonaten ist unser Regiment nur ein einziges Mal, und zwar drei böse Eilmarsch-Tage lang, ohne Feldküche und ausreichende Verpflegung gewesen; das waren schwere Nottage, aber alle wußten: es geht nicht anders, wir müssen durch, so schnell wie möglich von den Vogesen hinunter nach Nordfrankreich hinauf. Und keiner — hört ihr's? — keiner hat da etwa gemurrt. Die paar Brote, die da waren, haben sie untereinander geteilt und sind in Gottes Namen mit zusammengebissenen Zähnen durch Sturm und Wolkenbruchregen drauflosgelaufen: Durch! Es muß gehen! — Und es ging. — Keinen einzigen Tag sonst sind wir bisher ohne Brot, warme Suppe und Kaffee gewesen, auch in den schlimmsten Schützengrabentagen nicht. Festlich ging's freilich nicht immer her, und ihr in der Heimat am blankgedeckten Tisch in warmer Stube könnt's euch trotz aller Zeitungsbilder nicht ausmalen, wie kriegerisch wir hier speisen in allem Wetter und Schlamm. Dafür ist's eben Krieg. Aber welches Riesenmaß an Arbeit und Ordnung, an Fixigkeit und Gründlichkeit muß da hinter unserer starren Waffenfront geleistet werden, unausgesetzt, bei Tag und Nacht, daß alles so totsicher klappt, als wäre es die natürlichste und einfachste Sache von der Welt, ein Millionenheer weit draußen im entvölkerten und an Lebensmitteln gänzlich entblößten Feindesland fortdauernd zu sättigen. Der deutsche Train kann eben alles. Wie er es macht, ist uns bis heute ein unlösbares Rätsel geblieben, aber das steht fest: er kann alles, Schwierigkeiten gibt's nicht für ihn, und seine Leistungskraft steigt mit der Summe der Anforderungen. Davon sind wir alle felsenfest überzeugt, wir haben's in langen und schlimmen Zeiten erprobt und erfahren, und unser Vertrauen ist unerschütterlich. Nachts, wenn wir hart draußen vor dem Feind auf einsamen Lauscherposten liegen, alle Sinne gestrafft, um die leiseste Bewegung im Dunkel vor uns zu sehen, die leiseste Regung zu hören, dann vernehmen wir bis an den frühen Morgen hin weit, weit hinter uns das endlose schwere Rollen und Klappern unzähliger Lastkarren auf allen Wegen und Straßen der nordfranzösischen Ebene. Dann wissen wir: das ist der deutsche Train. Der schleppt und schleppt mit unermüdlichen Armen herbei, was wir brauchen, wenn wir aushalten und siegen sollen: Munition gegen die da vorn, und Brot und Fleisch und Schmalz und Salz und wer weiß was alles noch für uns. Dann wissen wir's mit stolzer Ruhe: in unserem Rücken stehen tausend und abertausend treue Kameraden, die für uns sorgen. Sie säen mit vollen Händen — damit wir dreschen können.

Und dann ist da noch etwas unbeschreiblich Großes, was uns in allen von Gefahr und Tod umlauerten Tagen und Nächten Trost und Sicherheit gibt. Das sind die Sanitäter. Vom geringsten Krankenträger an bis zum goldberaupten Häuptling im großen Kriegslazarett. Ich hab's am eigenen Leibe erfahren, was sie für uns bedeuten. Mut und Begeisterung sind schöne und nützliche Sachen für den Frontsoldaten, aber wir müßten verkommen und verzweifeln in Krankheit und Qual und Blut und Wunden, wenn wir die Sanitäter nicht hätten. Ja, denkt euch doch nur: wie sollten wir denn überhaupt standhalten können, einerlei ob wir in Sumpf und Morast und schlimmen Wetter stehen und wachen, oder ob wir in den Geschoßhagel und die brüllenden Kanonenschlünde der Franzmänner hineinstürzen, — wie sollten wir's denn überhaupt zuwege bringen, wenn wir neben der heißgeliebten Regimentsfahne nicht das rote Kreuz auf schneeweißer Leinwand flattern sähen? Fragt alle Kameraden hier im Westen und drüben in Rußland und auf den Meeren und wo sie sonst sein mögen. Jeder einzelne wird's euch bekennen: wir könnten das nicht aus uns allein. Ohne die Sanitäter wär's unausdenkbar. Als der Krieg ausbrach, in den ersten Mobilmachungstagen, stand ich mitten unter der Menge an den Straßenrändern und sah die Truppen ausrücken. Alle Mann mit leuchtenden Augen und lachenden Gesichtern: „Hurrah, nach Frankreich hinein!" Lauter stramme lustige Kerls, Rosen an der Brust und grüne Zweige am feldgrauen Helm, lange Kolonnen zu Fuß, zu Pferd und auf den Protzenkästen der Feldgeschütze. Und Tücherschwenken und Händewinken und heimlich verschluckte Tränen und laute heiße Geleitwünsche: „Kommt wieder! Kommt wieder!" Dann kam's vor, daß plötzlich alle Rufe verstummten, alle Hände sanken, alle Gesichter ernst und still, alle Herzen beklommen wurden: die Sanitäter zogen vorbei. Die Sanitäter mit ihren grauen Wagen voller Medikamente und Instrumente, ihren turmhoch mit Tragbahren beladenen Karren, und an den Armen, den Mützen, den Wagen und Karren überall das blutrote Kreuz auf weißem Grund. Dann strich ein kühler Hauch über uns hin, ein ahnendes Erschauern vor Blut und Wunden und Tod. Und wir atmeten auf, als sie vorüber waren und wieder frische Jungens kamen mit hellem Singsang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn . . . . ". — Ein zweites Mal hab' ich diesen Schauer noch gespürt: als wir bei sonnengoldnem Spätsommertag in den Transportzug kletterten, der uns in den Krieg hineintragen sollte; da stiegen drei Schwestern mit uns ein, drei Schwestern mit dem blutroten Kreuz auf weißem Grund. Sie sahen kreuzfidel in den Tag hinein und lachten und scherzten mit uns und wir mit ihnen, — aber unter unseren Waffenröcken klopfte mit dem Herzschlag die eine Frage rastlos um die Wette: „Wen wird's treffen? Dich? Mich? Dich? Mich? . . . ". — — Hier draußen im Kriege selbst ist alle Bangigkeit und all dieses Erschauern wie weggeblasen. Hier sind wir gut Freund geworden mit dem roten Kreuz, und wo wir's nur irgend von weitem flattern sehen auf schneeweißer Leinwandfahne, da sind wir ruhig und sicher und zuversichtlich: mag kommen, was will und soll, Krankheit und Wunden, — wir sind nicht verlassen, die Sanitäter stehen hinter uns! —

Ja, sagt nur, was wären wir denn eigentlich, wir Frontsoldaten, wenn wir den deutschen Train nicht hätten und die deutschen Sanitäter? Landsknechte aus grauem Mittelalter wären wir, die hilflos auf dem Todesfeld verbluten müßten, wenn das Treffblei geflogen kommt.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Brieftauben werden zum Depeschendienst vorbereitet. Phot. Vereenigde Foto-Büreaux, Amsterdam.

Bei den Deutschen in Polen. Eine Skizze von Oskar Althaus.

Wieder einmal einer jener trüben, windigen Tage, wie sie uns in diesem Winter so oft beschieden waren. Regenschwere Wolken jagten über das Weichselland, die Sonne konnte man nicht einmal ahnen. Von Zeit zu Zeit ging ein kalter Regenguß nieder, oder es fiel flüssiger, nasser Schnee. Unser bei Sonnenschein ganz freundliches Wloclawek hüllte sich in grauen Nebel, die Straßen starrten von Schmutz. Unlust, Freudlosigkeit lag über allem und nahm auch uns gefangen. Wir litten darunter, wenn abends der Regen und Sturm an die Fenster unseres alten, einsamen Priesterseminars klatschte; wie ward es uns traurig und mutlos ums Herz, wenn wir unserer Truppen an der Bzura- und Rawkalinie gedachten! Seit dem herrlichen Siege von Lodz war unserer Truppen Geduld auf eine harte Probe gestellt. Regen und Nebel, kein bischen Frost — für unsere schwere Artillerie trostloses Wetter! Solche Gedanken gingen zwischen uns schwermütig hin und her. Ich hatte morgens in der evangelischen Kirche den Gemeindegottesdienst gehalten. Die große 3000 Seelen zählende Gemeinde wohnt nicht nur in Wloclawek selbst, sondern ist in den vielen Dörfern ringsum zerstreut. So merkte man den Einfluß des schlechten Wetters natürlich an dem Kirchenbesuche stark. Aber deutsche Soldaten füllten die leeren Plätze aus und hoben den Gesang. Es ist eine ganz einzigartige Freude, die unsere Brüder auf dem westlichen Kriegsschauplatz so nicht kennen, daß wir in Feindesland deutsche Brüder und Glaubensgenossen vorfinden, mit ihnen in dem gleichen Kirchlein heimisch sind, die gleichen Lieder singen. Die Deutschen in Wloclawek machen auch aus ihrem Deutschtum jetzt gar kein Hehl. Freilich sind sie ängstlich und vorsichtig. Begreiflich genug, da sie als ein kleines Häuflein unter den Polen leben.

Von ihrer besten Seite lernt man die polnischen Deutschen nicht in Wloclawek selber sondern auf den Dörfern kennen. In der Stadt sind sie, nicht nur in Kleidung, Sprache, Tonfall, Höflichkeit, ein wenig polonisiert. Anders auf dem Lande. Ich freute mich herzlich, daß eine Reise des deutschen-lutherischen Ortspastors mir Gelegenheit gab, eine Beerdigung für ihn auf einem der Dörfer zu übernehmen. Ein leichter offener Wagen, mit zwei kräftigen Pferden bespannt, holte uns, den alten Kantor, der den Gesang leiten wollte, und mich ab. Die Fahrt ging immer in einiger Entfernung an der Weichsel entlang stromaufwärts. Der Weg schien grundlos. Tief gruben sich die Räder in den Schlamm ein. Auf lange Strecken hin hatte man neben der verschlammten Straße einen neuen Fahrweg auf dem erhöhten Ackerrande ausgesucht. Aber mein Entsetzen über den Weg und das Mitleid mit den Pferden traten doch zurück hinter der Freude an dem eigenartigen Landschaftsbilde. Links unter uns der weite, weite Weichselstrom, hie und da umspült er eine langgestreckte Insel, ehemaliges fruchtbares Uferland, das die wilden Frühjahrsfluten des unregulierten Flusses losgerissen haben. Jenseits grüßt das malerische, hohe Lehmufer, das stromaufwärts nach Plock zu immer schöner wird. Immergrüne Kiefernwälder, kleine Laubholzgruppen wechseln mit weithin sichtbaren Dörfern, zu denen in jäh abstürzenden Nebentälern sich schmale Wege emporschlängeln. Von dort drüben hörten wir mehrfach in diesen Tagen Gewehr- und Maschinengewehrknattern, auch Geschützdonner. Schon seit Wochen hatte unsere brave Landsturmkavallerie auf jenem Ufer täglich mit starken Kosakenpatrouillen zu tun. Jetzt schien es ernster zu werden. Ungeheure Zahlen russischer Truppen, die von Warschau auf dem rechten Ufer anrücken sollten, wurden genannt und geglaubt. In Wahrheit mochte es ein halbes Armeekorps sein. Die Absicht der Russen war, auch wenn sie uns nicht durch Spionage bekannt geworden wäre, deutlich: über die Weichsel zu setzen und die Eisenbahn Thorn—Wloclawek—Kutno, die Hauptschlagader unseres polnischen Heeres, in dessen Rücken zu zerstören. Aber auf deutscher Seite sorgte man rechtzeitig vor. Die schlesische Landwehr, die die Bahnlinie schützte, wurde durch Landsturm abgelöst und ging auf das rechte Stromufer. Schwäbische Ulanen mit ihren schwarz-roten Fähnchen lagen in der ganzen Reihe der linksseitigen Uferdörfer und patrouillierten nachts sorgfältig das Ufer ab. Wir aber freuten uns, für diese Tage einmal nicht mehr „100 Kilometer hinter der Front“, sondern dem „Kriegsschauplatze“, sei es gleich einem bescheidenen, wirklich nahe zu sein — endlich!

Mit solchen Gedanken fuhr ich den Dörfern zu. Fruchtbares, bald lehmig-schweres, bald sandig-leichtes Ackerland überall. Rechts in der Ferne die dunklen Kiefernwälder, die sich nach Plock hinziehen; an ihrem Rande hatten wir vor wenigen Wochen russische Schützengräben und deutsche Heldengräber besucht. Kleinere Kiefernbestände sind über die ganze Gegend verstreut. Bestellte und unbestellte Äcker, am Hügel empor sich ziehend, ein Wäldchen, dann eine Bachsenkung mit Wiesengrund. Auf hohem Ufer über der Weichsel ein Hof, von malerisch gewachsenen Kiefern rings geschützt, dann ein langgezogenes Reihendorf, kleine graue, strohgedeckte Häuser mit Blumenstöcken an den Fenstern — das ist das Bild dieser polnischen Weichsellandschaft.

Die deutschen Höfe zeichnen sich durch nettes, sauberes Aussehen aus. Und dieser Unterschied ist bezeichnend für die ganze Wirtschaft. Die deutsche Landwirtschaft in Polen, zumal in der Gegend von Kutno, ist musterhaft. Sollte der Krieg länger dauern, so kann schon im kommenden Herbste die Ernte in den von uns besetzten Teilen Polens für die Ernährung Deutschlands wichtig werden. Das deutsche Militär stellt in weiser Erkenntnis dessen, wo es einmal angeht, seine Pferde den deutschen Bauern zum Bestellen des Landes zur Verfügung. Ich schäme mich, früher so wenig Ahnung von der rein zahlenmäßigen Bedeutung des Deutschtums in Westpolen gehabt zu haben. Das Dorf Modserowo, unser Reiseziel, zählt 27 deutsche und 9 polnische Höfe. Viele Dörfer sind von Friedrich dem Großen angelegt worden; es ist bekannt, daß das heutige Westpolen damals preußisch war. In vielen großen Dörfern dieses weiten Landes wohnt kaum ein Pole, die Bevölkerung ist rein deutsch und evangelisch. Besonders Württemberg hat viele seiner besten, tüchtigsten Familien hierher entsandt. Zahlreiche polnische Deutsche, die ich sprach, leiteten ihre Familie aus Schwaben her, haben wohl gar selber als Kinder noch schwäbisch gesprochen; 60 Kilometer südlich von Wochawek gibt es eine große Schwabensiedelung, nach dem heimatlichen Leonberg genannt. Dort entdeckt der Freund schwäbischen Wesens mit heller Freude echte schwäbische Namen und hört den herzlichen schwäbischen Dialekt. Ein trefflicher Schlag, diese polnischen Deutschen! Tiefes, ehrfürchtiges, sittenstrenges lutherisches Christentum, der alten Sitten froh und seiner selbst stark bewußt geworden, lebt in diesen kleinen schlichten Häusern. Oft schien es mir, als wären die Frauen noch mehr als die Männer die mutigen Träger der deutschen und evangelischen Ueberlieferungen. Die Kinder, die an der Hoftüre stehen, erkennen wir sofort als Deutsche; freilich die deutsche Sprache geht ihnen ein wenig schwer von den Lippen, das Russische ist ja (abgesehen von dem Religionsunterricht, der in deutscher Sprache erteilt wird) Unterrichtssprache und das Deutsche nur Lehrfach. Aber die Leute auf den Dörfern sprachen, so weit ich es beobachtete, nur deutsch untereinander; in der Stadt griffen die Deutschen leider, gerade wenn es sich um eilige oder häusliche Dinge handelte, vielfach zur polnischen Sprache.

Man möchte denken, die deutschen Bauern haben es nicht gut in Polen. Es gibt auch in der Tat kein notleidendes Proletariat, sondern kleine und anderwärts auch große, sehr begüterte deutsche Bauern. Aber die Deutschen leiden doch innerlich unter den Verhältnissen. Es fiel mir in Gesprächen mit den Frauen und Männern auf, daß fast jede Familie einen oder mehrere Söhne nach Amerika entsandt hat. Bisweilen allerdings geht der junge Mann (auch wohl der verheirate) nur für ein oder zwei Jahre hinüber, um drüben zu verdienen; dann kommt er wieder. Aber das ist nicht die Regel. Nicht wenige dienen, in Kropp ausgebildet, als Pastoren den evangelischen Landleuten in Nordamerika. In den meisten Fällen treibt, außer der nun allmählig fest gewordenen Überlieferung, die bewußte Abneigung gegen den russischen Heeresdienst, den der Vater durchgekostet hat, aus der Heimat fort. Wichtiger noch ist ein anderer, nicht immer bewußt empfundener Beweggrund: der Deutsche kann in Polen nicht frei die Flügel regen, tausend Hemmungen der Mißgunst oder auch der wirtschaftlichen Verhältnisse halten ihn darnieder. So lockt Amerika; dort kann man es zu etwas bringen, selbstständig und aufrecht leben. Schon jetzt geht freilich mancher nach Deutschland statt nach Amerika. In Polen wird der deutsche Idealismus leicht flügellahm. In den Schulen lernt man zwar die russische, nicht aber die deutsche Geschichte. Was uns Reichsdeutschen das Leben so groß macht, der Anteil an einem nationalen Staate, die gemeinsame große Geschichte, an der Herz, Phantasie und Wille hängen — das fehlt den Deutschen Polens. Die Landflucht der Söhne des polnischen Landsturms hängt damit, ob auch unbewußt, zusammen.

Unsere schwäbischen Ulanen fühlen sich recht wohl unter den Deutschen, und die Deutschen lieben sie, diese kräftigen, hohen Gestalten, die schönsten Söhne Schwabens mit ihrer übermütigen Reiterlust und ihrem tiefem Gemüt. Eine ältere Frau, deren Sohn auch als Pastor in Amerika steht, erzählte mir, sie habe leider keinen Ulanen zur Einquartierung erhalten, aber mehrmals in der Woche kämen die beiden Schwaben zu ihr zur Kaffeestunde. Wie gönnt man inmitten des bitteren Kriegsernstes unseren Ulanen die Stunden ruhiger Fröhlichkeit in einem deutschen Heim. Für die Kinder ist die Anwesenheit der deutschen Reiter ein großes Ereignis. Jeder einzelne ist ihr Freund, und der Leutnant gibt allen Kindern seines Quartierwirtes die Hand, wenn er vom dienst-

lichen Ritte heimkehrt. Ein besonders übermütiger Sohn Schwabens spielte auf seinem Pferde mit jungen Mädchen um die Hofbäume herum „Kriegen", die Nüstern des Tieres immer kurz hinter den schreiend Fliehenden drein, und machte schließlich gar Miene, auf hohem Rosse den Mädchen durch die niedere Haustüre zu folgen. — —

Die Deutschen halten eng zusammen. Zu der Beerdigung der 66jährigen Frau eines Bauern war mehr als die Hälfte der Gemeinde in und vor dem kleinen Trauerhause versammelt. Welche Freude, diesen deutschen Brüdern, den unbekannten uns doch in Glaube und Heimat so verwandten, in solcher Stunde das Evangelium zu predigen. Alte lutherische Sitten leben fort. Um den offenen Sarg war Verwandtschaft und Freundschaft versammelt, alle anschließenden Zimmer und der Flur waren überfüllt, die Kinder drängten sich dicht um den Sarg, ihre Gesangbücher legten sie auf die Totenkleider der Entschlafenen. Unter Leitung des Kantors sangen wir: „Es ist vollbracht!" Als ich dann aus Psalm 39 und anderen Stellen verlas, begleitete ein leises Mitflüstern der großen Worte meine Stimme: so kennt dieses Geschlecht seine Bibel! Nach Ansprache und Gesang zogen wir dann hinaus zum Friedhofe, der über einen Kilometer entfernt in einem Kiefernwäldchen hoch über den gegen das Ufer plätschernden Wassern der Weichsel liegt. Voran ein hohes Kreuz, dann der ganze lange Zug der Gemeinde mit dem erhebenden Ewigkeitsliede „Jesus meine Zuversicht" auf den Lippen, wie wir es aus der lieben Heimat kennen. Mit Mühe suchten wir uns zu den Seiten der verschlammten Straße einen ganz, ganz schmalen trockenen Pfad. Unsere Ulanen standen still und lauschend vor ihren Quartierhöfen. „Jesus, meine Zuversicht", das Soldatensterbelied hört jeder Krieger mit Ehrfurcht. Während der Sarg langsam in das Grab niederging, stimmte die große Gemeinde unter den windzerzausten Kiefern an: „Laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!" — eine wundervolle Ueberlieferung. Wie ergriff es mich, dieses herrliche, seit ersten Kindertagen vertraute Lied von den güldnen Gassen und der unaussprechlichen Herrlichkeit Zions und des Paradieses hier „in Feindesland" mit einer deutschen Gemeinde anzustimmen! Dann noch eine kurze Ansprache, Gebet, dreimal Erde auf den Sarg und der Segen — alles wie in der Heimat. Ich ging von der Gemeinde mit dem warmen Gefühle der Gemeinschaft in dem Herrlichsten, das uns Menschenkindern in das Leben geschenkt wird.



Freiwillige Hilfsarbeit beim Verpacken von frischem Brot für unsere Marine. Phot. A. Grohs.

Die Pfarrfrau auf der Hallig. Von Marie Diers.

Die Nordweststürme toben an Schleswig-Holsteins Küste, umbrausen die kleinen, flachen Eilande, jene merkwürdigen Inseltrümmer des großen Friesenreiches, das der Blanke Hans in Stücken und Fetzen gerissen hat, dessen stolzes, weites Leben sein wilder Rachen verschlang. Ein Häuflein Menschen, die Reste der Friesengeschlechter, sitzen noch auf den Inseln, über die jährlich zur Winterszeit immer wieder die Sturmfluten gehn, sie haben sich auf hochgelegenen Werften angebaut, auf denen sie, wenn nicht ungewöhnlich starke Stürme kommen, zur Not gesichert sind.

Auf der größten Hallig steht das Kirchlein mit dem Pfarrhaus in der Mitte des schmalen Landstreifens, der etwa zwei Meilen lang ist. Viele kennen diese grünen Eilande, im Sommer wie Inseln des Friedens anzusehn, umrauscht von kräftiger Salzluft, den ermüdeten Großstadtnerven ein Wunderborn an Heilung und Stärkung. Nur daß die Großstädter hier im ganzen keinen Zutritt haben, weil keine gewerbliche Vermietung stattfindet. Vor vierzig Jahren sang dort eine Pfarrfrau in denselben Räumen, in denen jetzt wieder junges Leben aufblüht:

Meerumschlungen liegst du da,
Kleines, grünes Land.
Ist es möglich, daß auf dir
Ich die Heimat fand?
Wo des Greises Wiege stand,
Wogt jetzt blaue See.
Unerbittlich grauses Spiel,
Fragest nicht nach Weh —

... Der Krieg ging über die Friedensinsel und holte die Männer von ihren Schiffen, ihren kleinen Gehöften fort. Auf der Insel Hooge, an offener See, steht die Inselwache: Komm doch herüber, prahlendes Engeland! Viel blaublitzende Augen warten längst auf dich! — Schon hat das kleine Eiland seinen Blutzoll gezahlt auf Frankreichs Erde. Durch die Wolken ziehn die Zeppeline, drei, vier in einer Reihe. Kanonendonner dröhnt über die Wogen, der übernimmt das Amt, das sonst den Zeitungen gehört, denn Zeitungen, Nachrichten aus der Welt, sind seltene Artikel hier. Fest liegen die Schiffe, abgetakelt zur Winterruhe. Das Postschiff kommt, wenn es gut geht, dreimal in der Woche. Wenn Frost oder große Stürme kommen, bleibt es aus. Dann geht der Bote über den zwei Meilen langen Damm, den vor einigen Jahren die Regierung baute. Es sind roh hingeworfene Steine, nicht für Menschenfüße berechnet, sondern zum Anschwemmen von Land. Die letzten Sturmfluten haben den Damm durchbrochen. Was wird nun aus der Post, der jetzt so heißersehnten?

Der junge Pfarrer, das Haupt und der Hort seiner Inselgemeinde, ist nicht mehr bei ihnen. Das Vaterland rief ihn

zu heiliger Pflicht, er ist seit dem Sommer in Frankreich. Zwischen den brausenden Stürmen, unter bleigrauem Himmel, abgeschnitten von der ganzen Welt, blieb die junge Pfarrfrau mit dem einjährigen Töchterchen zurück.

Die Stürme sind furchtbar gewesen in diesem Jahr. Wenn der Sturm kommt, ist es, als sei die Hölle los. Es klappert und heult und pfeift durch die Lüfte, Tage, Nächte, unaufhörlich. Wer es zuerst hört, der meint, das Haus stürze ein. In pechschwarzer Dunkelheit steigt das Hochwasser, es kommt über die grüne Ebene; wo stille Triften waren, ist im Umsehn die wogende See. Man hört es in der Finsternis näher und näher gurgeln. Es steigt an der Kirchwerft empor, dringt ins Gärtlein ein. Jetzt hört man ein leises, unheimliches Klopfen an der Haustür.

Drinnen brennt still und ruhig die Lampe, eine einzige im ganzen Haus. Das Petroleum wird knapp. „Mit acht Litern müssen wir durch den Winter kommen." Das Kindlein schläft ungestört durch Sturm und Wogen. Am runden Tisch sitzt das Dienstmädchen, ein Halligkind, bei der jungen Herrin, die für die Krieger draußen strickt und näht. Seltsam mächtig ist die Begleitmelodie, die der Sturm, die die eigne Lebensgefahr zu den stillen Gedanken aufspielt. — Frauen der Großstädte, fühlt ihr, wieviel näher dem großen Zeitgeschehen die junge Pfarrfrau auf einsamer Nordseeinsel ist, als ihr, deren lärmende Vielgeschäftigkeit den schweren Stundenschlag dieser Tage übertönt?

Die Wasser klopfen an die Haustür. Laß sie klopfen, sie laufen auch wieder ab. Die Zeit des Hochwassers ist vorüber, in ein paar Stunden ist Ebbe. Gelassen werden die Menschen hier draußen, wo in der höchsten Not doch keiner dem andern mehr helfen kann.

Das eigentümlich zusammengeraffte Leben hier stellt vor einfache, starke Pflichten. Der Pfarrherr ist fort, die Gemeinde ist ohne Hirten, hat ihre Bedürfnisse, ihre Seelen- und Leibesnöte dem Gebot des Vaterlandes opfern müssen, das heute allem vorangeht, auch dem scheinbar Unentbehrlichsten. Aber die Pfarrfrau ist bei ihnen geblieben. Da heißt es für sie auf dem Posten sein. Träumend mit dem Strickstrumpf sitzen, das Haus und das Kindchen versorgen, damit ist es nicht getan. Es sind schwere Krankheiten ausgebrochen auf der Insel. Solange der Krieg währt, hat noch keines Arztes Fuß das Eiland betreten und wird es auch nicht. Die Leute stehn ratlos den Leiden ihrer Keuchhustenkinder gegenüber, die sich in Erstickungsanfällen auf dem Boden wälzen. In Wasserstiefeln geht die junge Pastorin Tag für Tag bis tief in die sinkende Nacht bei den Leuten herum. Kocht Tee, macht Umschläge, wäscht die Kinder, putzt die Häuser, wo die Frau krank liegt und der Mann als Inselwache auf Hooge steht. Näht ihnen Kleider und warme Sachen. Dann kommen auch böse Überraschungen, wenn ein Kind, eins von acht Geschwistern, dem sie den Umschlag gemacht hat, der kranken Mutter entspringt, draußen in eisiger Kälte herumläuft, im klatschnassen Umschlag, ohne Hemdchen, einen kleinen Mantel über dem nackten Körper. Aber es muß alles wieder zurecht gebracht werden. Sie hat dann auch den Verzagenden Mut einzusprechen, liest ihnen ihres Mannes Briefe vor. Sie verteilt Wolle und Zeug zum Nähen und hält die Mädchen zum Arbeiten an. Und der Erfolg ist überraschend groß, größer als in mancher stattlichen, reichen Gemeinde.

In Sturm und Regen, oft in schwarzer Finsternis, mit der Laterne, die über schmale Brückchen, oft nur geländerlose Balken leuchtet, über die breiten Gräben, deren oft vierzehn und mehr zwischen den einzelnen Werften liegen, rechts und links die brüllende See, durchnäßt, windgepeitscht kommt sie heim. Zu Hause jauchzt das süße lallende Töchterchen der Mutter entgegen. Allerlei häusliche Arbeiten warten, vor allem das Brotbacken. Die Pastorfrau macht sich ihr Kriegsbrot selber. Auf der Hallig schlemmt man nicht, jedes Scheibchen Wurst hat seinen Wert. Denn die großen Halbjahrsbestellungen vom Festlande sind diesmal nicht vollzählig eingetroffen. Die Kaufleute können nicht Mehl und Vorräte wie sonst im großen schicken und zwischenein, im Winter, fährt kein Schiff durchs Wattenmeer. Hübsch sparen heißt es hier und das Kochen zur Kunst erheben!

— Weht es uns nicht beim Hören dieser Dinge wie ein zarter Hauch aus Kindheitstagen an, als wir noch nicht anspruchsvolle Luxuswesen, verwöhnte Kinder eines reichen Landes waren? Liegt nicht ein unvergänglicher Zauber über diesen täglichen Einschränkungen, die jeden kleinen Genuß zu hohem Festtag machen? Glückliche Kinder, die in so kräftiger Luft aufwachsen dürfen!

Das Weihnachtsfest streut seine goldnen Lichter auch über dies verlassene Inselvölklein. Im Kirchlein schart es sich zusammen. Der Lehrer verliest das Weihnachtsevangelium, denn der vertretende Pfarrer ist nicht zu allen Gottesdiensten zu haben. Und vom Chor herab jubelt die helle Stimme der Pfarrerin, so daß die Gemeinde erstaunt aufhorcht und ergriffen lauscht.

Siehe ich verkündige euch große Freude.

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Und ob ich schon wanderte im finstren Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir —

Draußen tobt der Sturm, und die schwarzen Wasser gurgeln. In Flammen steht das Vaterland.

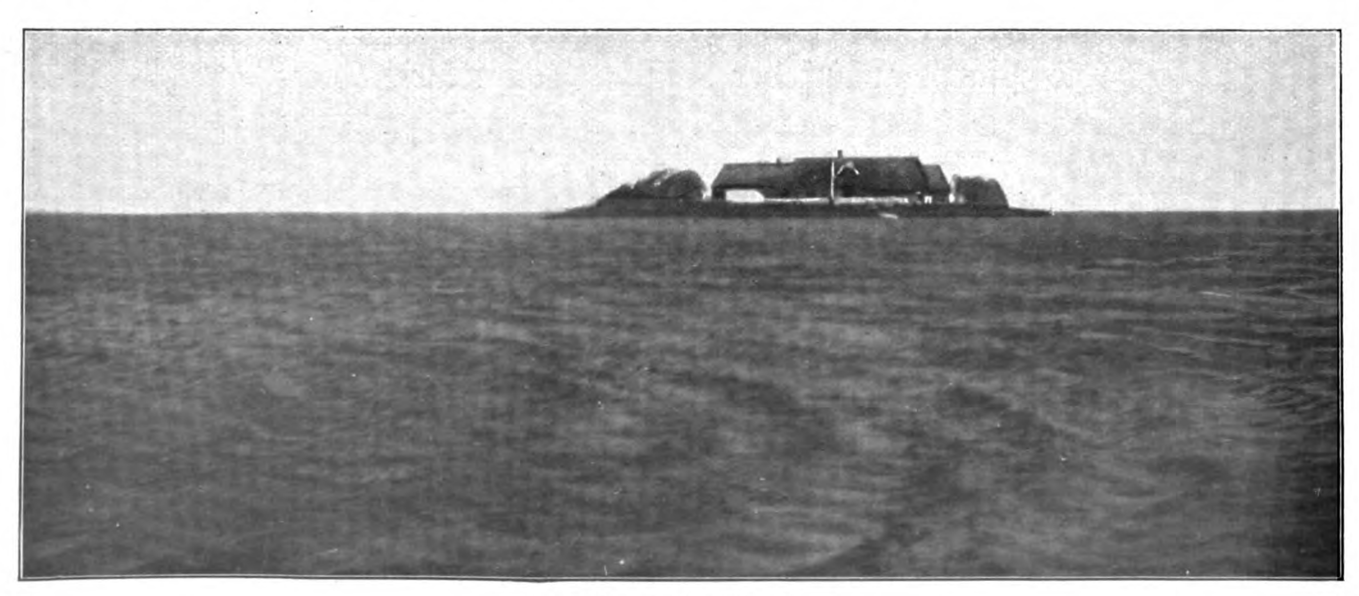
Wie mit grimmem Unverstand
Wellen sich bewegen,
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwinds Schlägen:
Einer ist, der in der Nacht,
Einer ist, der uns bewacht.
Christ Kyrie,
Komm zu uns auf der See — —

— — — „Das Schlimmste ist das Abgeschnittensein!" Drüben auf Wyk wehen Fahnen. Was ist geschehen? Wer weiß es? Hier — keiner. Das Postschiff ist ausgeblieben. Ein Sieg! Aber wo, wann??

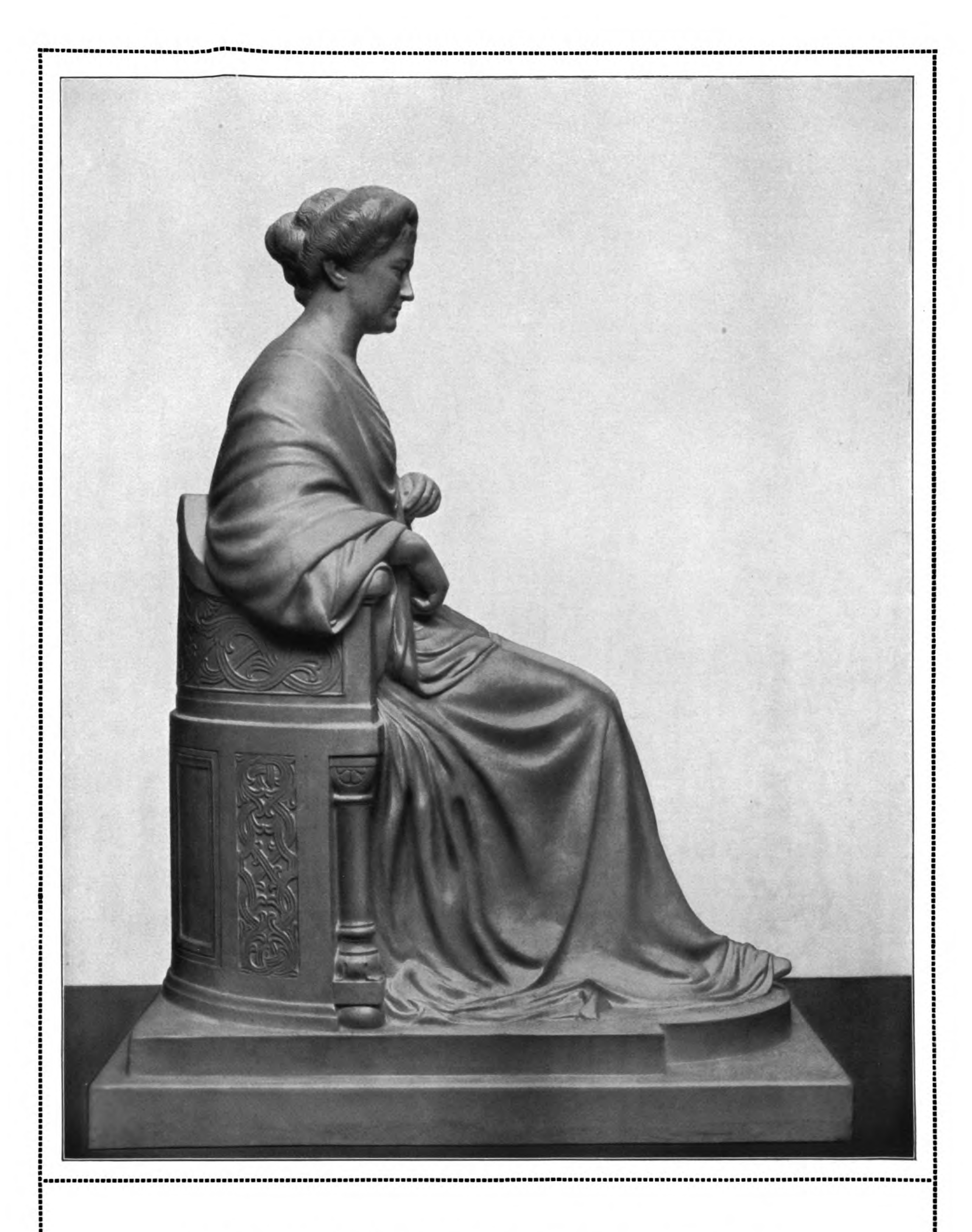
Sechs Tage später kommt die Kunde, läuft von Werft zu Werft: „Heil Hindenburg!" Sechs Tage zu spät danken dir die Friesenleute im Wattenmeer.

Was tut's? Man freut sich dort ebensogut. Die Nerven schaffen mehr, sie werden stählern. Das Schlimmste bleibt dies von allem, gewiß. Aber der Sturm singt dazu. Wer am meisten erträgt, am meisten schafft und leidet in dieser großen Zeit — der ist ja doch der Glücklichste! — —

Ein schlichtes Bild ist's aus einsamem Pfarrhaus, keine strahlende Heldentat, wovon diese Blätter zeugen. Aber dereinst, wenn die Zeit erfüllt ist und Germania sich ihren Ehrenkranz aufs Haupt setzen wird, dann wird man auch dies Blättlein darinnen finden. Deutschland, du hast noch Frauen und Mütter, die ihre Pflicht tun, da wo sie stehn — und das ist deine beste Ehre!



Eine Halligwerft im Wintersturm



Kaiserin Auguste Viktoria als Schutzherrin des Roten Kreuzes.
Bildwerk von Josef Limburg.
Ausschließlich zum Besten des Roten Kreuzes modelliert.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

25. März: Französische Angriffe bei Combres, auf den Maashöhen südöstlich Verdun, abgeschlagen. — Russische Vorstöße östlich von Augustow abgewiesen. — Fortdauer der Karpathenkämpfe. Schlappe der Russen südlich Zaleszczyki.

26. März: Die Franzosen besetzen die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes. — Die gegen Tilsit zum Plündern ausgezogenen Russen werden bei Laugszargen unter schweren Verlusten geschlagen. Kämpfe zwischen dem Augustower Walde und der Weichsel. — Schwere Verluste der Russen in den Karpathen. Nordöstlich Czernowitz werden die Russen über die Reichsgrenze getrieben; 1000 Gefangene. — »U 29« unter Weddigens Führung untergegangen.

27. März: Die Kämpfe bei Combres südöstlich von Verdun und in der Woëvre-Ebene bei Marchéville zu unserem Gunsten entschieden. — Russische Vorstöße im Augustower Walde abgeschlagen. — Russische Angriffe zwischen Pissek und Omulew brechen zusammen; bei Wach 900 Russen gefangen. — In der Karpathenfront 1230, in der Bukowina 200 Russen gefangen.

28. März: Tauroggen im Sturm genommen; 300 Russen gefangen. An der Bahn Wirballen-Kowno bei Pilwiszki bricht russischer Angriff unter schwersten Verlusten zusammen. Bei Krasnopol 1000 Gefangene gemacht, 5 Maschinengewehre erbeutet. Fortdauer der Karpathenschlacht. Schwere Verluste der Russen westlich Danyavölgy und nördlich des Uzsoker Passes. — Im Georgskanal werden die Dampfer »Falaba« und »Aguila« torpediert.

29. März: Ostpreußischer Landsturm hat bei Tauroggen 1000 Gefangene gemacht. Sehr schwere Verluste der Russen bei Krasnopol: 2000 Tote, 3000 Gefangene, 7 Maschinengewehre. An der Szkwa bei Klimki 600 Mann gefangen. — Heftige, für die Russen verlustreiche Kämpfe bei Lupkow.

30. März: Französische Angriffe bei Pont-à-Mousson, Regniéville sowie im Priesterwalde unter schweren Verlusten abgeschlagen. — Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel gesäubert. Neue vergebliche Vorstöße der Russen im Augustower Walde.

31. März: Erhebliche Verluste der Franzosen bei Lunéville. — Fortdauer der Karpathenkämpfe. — Im Monat März nahm das deutsche Ostheer im ganzen 55800 Russen gefangen und erbeutete 9 Geschütze und 61 Maschinengewehre. — In Galizien und der Bukowina sind im März über 40000 Russen gefangen und 68 Maschinengewehre erobert worden.

1. April: Französische Angriffe westlich des Priesterwaldes brechen zusammen. — Die Russen zwischen Pruth und Dnjestr geschlagen; sie weichen fluchtartig zurück.

2. April: Französischer Vorstoß im Priesterwalde mißlungen. Französischer Angriff auf die Höhen bei Niederaspach westlich von Mülhausen abgeschlagen. — Kämpfe in den Ostbeskiden im oberen Laborczatal und auf den Höhen südlich Virawa.

3. April: Am Yser-Kanal südlich Dixmuiden der von den Belgiern besetzte Ort Drie Grachten genommen. Französische Vorstöße im Priesterwalde abgewiesen. — Russische Angriffe bei Augustow zurückgeschlagen. — Schlappen der Russen im Laborczatal und bei Virawa; 2000 Gefangene.

4. April: Starker feindlicher Angriff gegen die Höhenstellung westlich Boureuilles südlich von Varennes zusammengebrochen. Geländegewinn im Priesterwalde. — Russischer Angriff auf Mariampol verlustreich abgeschlagen. — Östlich Zaleszczyki werden die Russen bei dem Versuch, am südlichen Djnestrufer Fuß zu fassen, zurückgeworfen; 1400 Gefangene, 7 Maschinengewehre.

5. April: Vergebliche Angriffe der Franzosen zwischen Maas und Mosel: nord- und südöstlich von Verdun, bei Ailly, Apremont, Flirey und nordwestlich von Pont-à-Mousson. — Erfolglose russische Angriffe bei Kalwarja und Augustow. — Fortschritte der Verbündeten auf den Höhen östlich des Laborczatal; 7500 Gefangene.

6. April: Fortdauer der für den Feind verlustreichen Kämpfe bei Verdun; namentlich bei Flirey büßt er viele Tote ein. — Glücklicher Vorstoß nach Andrzjewo südöstlich Memel. Russische Angriffe bei Kalwarja und Augustow abgewiesen.

7. April: Fortdauer der für die Franzosen außerordentlich verlustreichen und erfolglosen Kämpfe zwischen Maas und Mosel. — In der Osterschlacht in den Ostbeskiden sind bisher 10000 Gefangene gemacht.

8. April: Fortschritte bei Beauséjour. Erfolglose französische Angriffe zwischen Maas und Mosel.

Ostern im Felde.

Ein zweiter Strom von Liebesgaben hat sich in der österlichen Zeit zu unsern wackeren Kriegern ergossen, nicht viel geringer als jener erste, der ihnen zu Weihnachten die tätige Dankbarkeit der Daheimgebliebenen bezeugen sollte. Unzählige gute Wünsche ziehen mit den vielen guten Dingen hinaus in das frühlingfrische Land. Möge der junge Lenz alle unsre Lieben im Felde sowie auch uns trösten und stärken, daß wir weiter ausharren zu endgültigem Siege.

Unter den Gaben, die hinausgewandert sind, waren auch Ostereier und Osterhasen die Fülle. Das ist keine bloße Spielerei gewesen, die die Feldpost ungebührlich belastete, sondern eine freundliche Erinnerung an Kinderfreuden und Heimatglück, die den ernsten Männern nicht anders ins Herz gedrungen sein wird wie die kleinen Christbäumchen mit nadelstarken Lichtern, die zu Weihnachten in mancher dunklen Scheune einer andächtigen Versammlung leuchteten.



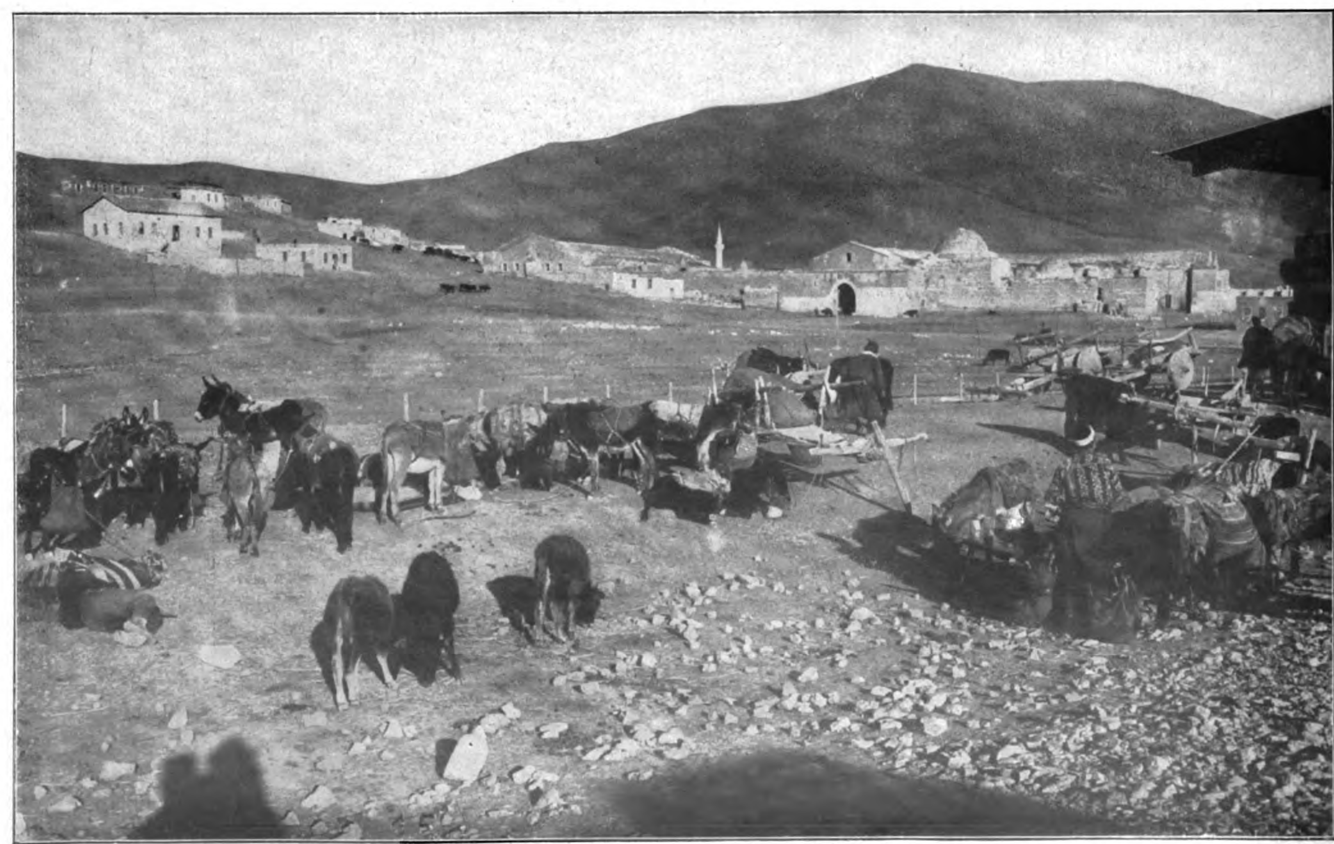
Ostergruß aus der Heimat. Phot. Photothek.

Vom türkischen Kriegsschauplatz.

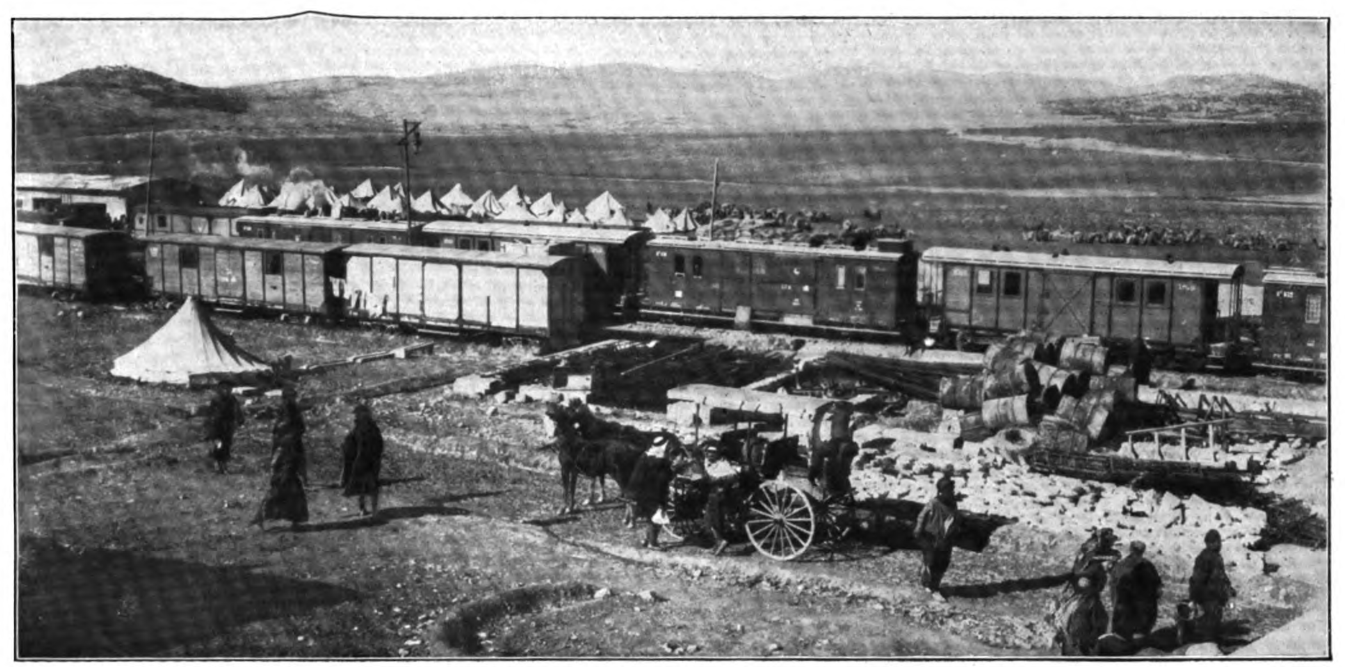
Man hat den Eindruck, daß den Engländern allmählich eine Ahnung davon aufdämmert, daß es eine ihrer dümmsten Unternehmungen gewesen ist, sich in einen Festlandkrieg einzulassen. Ganz abgesehen davon, daß hervorragende Politiker das Inselreich wiederholt davor gewarnt haben, hätte man drüben aus dem Krieg gegen die Burenrepubliken die entsprechenden Folgerungen ziehen können. Obwohl jener Krieg sich in keiner Beziehung mit dem jetzigen vergleichen läßt, brachte er England doch schon in eine überaus gefährliche Lage; und wenn Rußland damals für seinen Plan, ihm in den Rücken zu fallen, die Billigung und Bundesgenossenschaft Deutschlands, wie es wünschte, gefunden hätte, wäre der Zusammenbruch der englischen Weltherrschaft damals vielleicht erfolgt. Damit wäre der heutige Krieg wohl unmöglich gewesen. Fast möchte man wünschen, daß Deutschland damals weniger „fair" gehandelt hätte und auf die russischen Pläne eingegangen wäre. Aber wie dem auch sei — wir dürfen hoffen, jetzt nachzuholen, was in jenen Tagen zum Schaden Europas versäumt worden ist. Das wird mit jeder neuen Woche deutlicher. Albion hat, als es sah, daß es sich an der deutschen Front im Westen die Zähne ausbeißen könnte und daß die russiche Dampfwalze nach rückwärts ins Rollen kam, das schöne beruhigende Schlagwort vom „Abnutzungskriege" erfunden, wobei es sich natürlich wiederum nur um die Abnutzung **unserer** Heere handeln sollte. Nach allem aber ist es jetzt klar, daß nicht wir, sondern unsere Gegner in dem schweren Stellungskriege sich aufreiben, wie Soissons, Craonne und besonders Neuve Chapelle mit seinen ungeheuren Verlusten für die Engländer beweisen. Von Woche zu Woche verschlechtert sich die Lage unserer Gegner. Während England Truppen auf Truppen mit amerikanischen Waffen ausrüstet und über den Kanal wirft, mangelt es an anderen wichtigen Stellen an Soldaten, wachsen nach den letzten Berichten die Aufstände in Indien und im Sudan drohend; während die Kriegsschiffe der Nordseeflotte geschützt und geschont in den Häfen liegen, geht vor den Dardanellen ein Kriegsschiff nach dem andern verloren. Die beiden Pforten des Mittelmeers, Gibraltar und der Suezkanal, sind geschlossen. Aber schon sollen sich bei Tanger deutsche Unterseeboote gezeigt haben, und gegen den Suezkanal rückt die Streitmacht der Türken zwar langsam aber nach wohlvorbereitetem Plane vor. Die ersten Vorpostengefechte fanden zwar bereits in der ersten Hälfte des Februar statt. Die Vorhut der türkischen Truppen machte damals einen erfolgreichen Erkundungsmarsch durch die Wüste, trieb trotz des heftigen Feuers englischer Kreuzer und Panzerzüge die vorgeschobenen Posten des Feindes gegen den Kanal hin zurück und überschritt ihn sogar zwischen Tussum und Serapeum. Ein englischer Kreuzer wurde schwer beschädigt. Seitdem sind zwar keine weiteren Erfolge gemeldet worden. Aber die Vorhut hat die Fühlung



Dschemal Pascha (links im Bilde), Oberbefehlshaber der Truppen am Suez-Kanal. Phot. Frankl.



Rast einer türkischen Proviantkolonne. Phot. Frankl.



Eisenbahnstation Silly in Syrien. Phot. Frankl.

mit dem Feinde aufrecht erhalten und den Aufklärungsdienst auf dem östlichen Ufer des Kanals versehen. All den Verlegenheiten gegenüber greift England zu den früher so bewährten Mitteln seiner Politik, die in unsern Tagen aber nicht mehr verfangen wollen. Ein Versuch, den Wali von Smyrna durch Bestechung zur Übergabe der Festung zu bewegen — ein widriges Seitenstück zu dem Mordanschlag auf Sir Roger Casement — ist jämmerlich gescheitert. Die völkerrechtswidrige Besetzung der Insel Tenodos wird die Eroberung der Dardanellen nicht fördern, und die Dardanellen-Armee, die neuerdings unter das Kommando Liman von Sanders gestellt ist, wird ihre Schuldigkeit tun. — Überall frißt der Rost an der Staats- und Kolonialmaschine Englands!



Türkische Kavallerie-Patrouille. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Türkische Artillerie auf dem Wege durch Syrien. Phot. Frankl.

Dinge am Kriegsrand. VII. Von Georg Queri (Lothringen).

Das bayrische Flugzeug hatte ein Paket Zettel geladen, auf denen die jüngsten Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz in einigen Sätzen geschildert waren. Aus persönlicher Liebhaberei hatte der Beobachter noch einige Flugblätter mitgenommen, die „la chanson de prisonnier", das Lied des Gefangenen, enthielten. Ein kleiner Piu-Piu besingt auf einer deutschen Festung mit tiefer Bitterkeit das Los seines Vaterlandes und seines engeren Gaues, der Normandie, und gibt in ein paar schönen Versen sein Urteil über die deutschen Barbaren ab:

En vain je cherche ces Barbares
Qu'on nous dénonça tant de fois.
Je ne les vis point dans les gares,
Où pleure la foule parfois . . .

Frei übersetzt:

Ich spähte auch nach den Barbaren,
Von denen ihr so viel erzählt —
Am Bahnhof: Abschied, Menschenscharen.
Und Träne fällt. Und Träne fällt . . .

Westlich Saint Remy sah ich die schmalen weißen Blätter fallen. Sie gingen wie Schneeflocken auf die Côte nieder, und aus deutschen wie aus französischen Gräben sah man wohl verwundert auf. Und sicher übten sie jetzt in den deutschen Gräben das „mettre la crosse en l'air": die Gewehrkolben hoch – Waffenstillstand, bis die Franzosen die ihnen zugedachten Flugblätter einholen konnten. Und sicher schimpften die Franzosen in ihren Gräben wieder lebhaft, als sie den Inhalt der Zettel studiert hatten, und sicher lachten die Deutschen wieder schallend über die Wut des Gegners.

Und dabei müßten gerade die Soldaten vor Saint Remy die Verse über die deutschen Barbaren ergriffenen Herzens lesen, eingedenk furchtbarer Zeiten, in denen der kleine französische Infanterist aufatmete, wenn deutsche Arme nach ihm griffen . . . In blutgedüngten Feldern, auf denen heute noch gefallene Franzosen ihres endlichen Begräbnisses harren, Leichen, auf die leichter Schnee gebettet zu sein scheint: in dunklen Nächten stahlen sich unsere Leute vor die Front in die Gefahr hinaus und gossen Kalklösung über die Toten. Und während sie die Leichen begossen, hörten sie dann und wann ein Stöhnen, ein Ächzen. Und diese Männer, die der Krieg hart gemacht haben mußte, gingen hin und schleppten stöhnende Feinde mit Lebensgefahr die Höhe hinauf und retteten sie in Gehöfte.

Am schrecklichsten hatten die Franzosen im November gelitten. Ihre Leichen häuften sich vor dem Hügel — keiner ihrer Waffenbrüder bestattete sie. Und nächtelang schrieen Verwundete nach Wasser oder nach Erlösung vom Leben. Unsere Leute waren bereit, sie einzuholen und zu bergen, aber man hatte für dieses Mitleid kein Verständnis. Die Genfer Abzeichen wurden beschossen, und die Verwundetenträger kehrten um und überließen es den Franzosen, ihre jammernden Kameraden zu holen. Aber die Hilfstätigkeit der Franzosen war merkwürdig lahm, und als in einer Reihe von Nächten die Hilferufe nicht enden wollten, machte es sich eine kleine Bayerngruppe zur Aufgabe, die stark beschossene, etwa 550 Meter tiefe Bodensenkung in der Nacht abzusuchen. Eine mühevolle, zeitraubende und gefährliche Arbeit; aber man opferte lieber dem Feinde den Schlaf, als diese Schreie in der Nacht zu hören. Und die braven Leute lösten ihre Aufgabe und kamen todmüde mit zwei armen Verwundeten zurück. Es mochte eine unendliche Beherrschung dazu gehört haben, die beiden Menschen über die ganze Strecke zu schleppen: sie verbreiteten einen furchtbaren Geruch. Der eine schien nah an vierzig Jahre zu sein; vielleicht hatten ihn die schweren Leiden der jüngsten Tage älter gemacht, und vielleicht trog der schwarze Vollbart. Der andre sah jünger aus; aber seine Wunden waren arg, und er blieb teilnahmlos auf dem Fleck liegen, auf den man ihn gebettet hatte. Der ältere zwang sich zuerst zum Sprechen: „N'avez vous pas quelque chose à boire?" Ein Hauptmann füllte seinen Trinkbecher mit Rotwein — der arme Kerl trank voll Gier den Becher leer. „Der Trinkbecher ist sofort zu vernichten", bestimmte der Arzt, „die Leute sind schrecklich infiziert". Aber der alte Soldat sah mit wiedererweckten Augen auf: „N'avez vous pas de cigarette?" Als er den Rauch einzog, sah er fast glücklich aus. „Wie lange liegen Sie schon da drunten?" frug der Hauptmann.

„Quinze jours, mon capitaine!" Vierzehn Tage . . .

Und die Seinen hatten ihn nicht geholt. Wie sang der Normanne? En vain je cherche ces Barbares . . .

* * *

Gestern kam ein halb feldgrauer und halb lehmgelber Unteroffizier zu mir: „Herr Queri, an recht an schön' Gruß vom Kersten!" Der Mann erschreckte mich. Kersten (ein jeder deutscher Turner spricht den Namen mit Hochachtung aus), Kersten wird doch nicht . . . Wenn ein einziges französisches Geschoß den Stolz der deutschen Turnerschaft . . . Und außerdem hatte der französische Tagesbefehl gemeldet, daß sie einen Schützengraben gesprengt hätten, und ich wußte genau, wie dieser Graben lief: oben auf der Côte, in dreißig Meter Abstand vor dem Feind beginnend und schließlich auf sechs Meter vor dem französischen Graben endend. Ein Maschinengewehr war durch die Mine in die Höhe geschleudert worden, zwei Mann erlitten dabei ganz leichte Erschütterungen (über den Vorfall log übrigens der französische Bericht wieder einmal erklecklich), aber in einem Minengang staken zwei bayrische Helden — verschüttet. Kersten — wenn der Mann schöne Grüße schickt, so lebt er also. „Freilich", sagt der Unteroffizier, „und wie! Sie wissen ja, wie er immer jammert, daß er so dick wird. Weil er keine Bewegung hat, wie er's gewöhnt ist." Ja, daran erinnerte ich mich. Als ich ihn zum letzten Male in L. traf, war der schlanke Mensch etwas beleibter geworden und sprach über diesen „Wertzuwachs" mit vielem Aerger.

Also, einen schönen Gruß vom Kersten. Und der Unteroffizier überreicht mir einen Brief, und eine Beilage dieses Briefes besteht in vielen Versen, „im Schützengraben auf der Côte Lorraine, gedichtet von Paul Trapp . . . Inf.-Reg 8. Komp.". Ein Münchner, dieser Paul Trapp, und ich glaube, Maurer von Beruf. So war sein Gedicht nicht völlig formvollendet; aber so nett und lustig und so interessant als Dokument eines kleinen Mannes, daß ich es der Nachwelt erhalten werde.

Und neben dem Reservisten Trapp weiß ich einen schneidigen oft belobten andern Reservisten stehn, der in seinem bürgerlichen Leben — Klavierspieler ist. Und zwar — was ihm die besondere Note gibt — im „Bayrischen Donisl" zu München. Wer die Kneipe nicht kennt, dem sei sie in kurzen Worten geschildert: Punkt fünf Uhr morgens schlägt hier ein athletischer Schenkkellner den Hahn ins Faß, und eine furchtbare Hausknechtsfaust öffnet das Tor, vor dem die Nachtschwärmer schon seit einer halben Stunde in dichten Haufen stehn. Studenten, Nachzügler aus langen Vereinssitzungen, Leutchen ohne festen bürgerlichen Wohnsitz, Künstler . . . Meister Joas, der Wirt zum „Bayrischen Donisl" hat zwei riesige Doggen und außerdem den schon besagten Schenkkellner und den ebenfalls schon besagten Hausknecht. Dinge einer weisen und nüchternen Vorsehung . . . Und also kennt man sich ungefähr im Bayrischen Donisl zu München aus und weiß, daß man das Dorado der Verbummelten gefunden hat. Das der jeweils dort tätige Klavierspieler natürlich auch nicht in den Kreisen der Paderewskis zu suchen ist, mag also einleuchten. Ein vielleicht unglücklicher Musiker, der langsam verbummeln muß. Aber da rief der Krieg den Klavierspieler ins Feld, und aus dem nie ausgeschlafenen Mann mit den trüben Augen und der fahlen Gesichtsfarbe wurde ein Soldat, dem das neue Leben schwer fiel und der die Zähne mehr als einmal zusammenbeißen mußte, bis er der Mann wurde, den der Krieg von ihm verlangte. Und eines Tages hatten die . . . Bayern Mangel an Munition — „Freiwillige vor!" Denn der Feind besät den gebotenen Weg mit Geschossen. Und der Klavierspieler lief durch den Kugelregen und brachte Munition. Und eines andern Tags lag ein Kamerad draußen vor dem Graben, verwundet. Und der Klavierspieler kroch ins Feld, zog den Mann auf seinen Rücken und schleppte ihn in den Schützengraben. Er hat das Eiserne Kreuz und die Tapferkeitsmedaille. „Zwoif Markl im Monat fürs ganze Lebn!" Übrigens eine berühmte Kompagnie, in der mein Klavierspieler steht. Die Offiziere sprechen voll Hochachtung von dem Mut der Gesamtheit. —

Immer, wenn ich von dem wieder Mann gewordenen Klavierspieler etwas erzählen höre, muß ich an meinen Freund Georg Muschner denken, den Lyriker. Er hat eine Reihe sehr schöner Gedichte geschrieben und die Zeitschrift „Lese" begründet. Ein blasser, kränklich aussehender Schreibstubenmensch ohne sportliche Bedürfnisse. Aber als der Krieg kam, sagte er seiner Frau Lebewohl und fuhr mit dem nächsten Zug nach Berlin (in München wiesen sie damals die blassen Lyriker gerne ab) und stellte sich als Kriegsfreiwilliger. Sie nahmen ihn und begannen mit seiner Ausbildung. „Ach was, Ausbildung! Ich will ins Feld!" Als er das morgens um 8 Uhr dem Feldwebel sagte, lächelte der Gestrenge: „Um zehn Uhr geht das Stammregiment ab — wenn Sie sich bis dahin ausrüsten können . . ." Muschner lief und brachte das Unglaubliche fertig, und der Feldwebel zürnte sehr, als er im letzten Augenblick feldmarschmäßig auf dem Bahnhof erschien. „Das gibt's doch gar nicht. Und überhaupt, das war ja nur im Scherz gemeint!" Aber sie nahmen den bittenden Krieger schließlich doch mit. Ende November sah ich einen schlanken Menschen mit blondem Vollbart mich verwundert anstarren. Der Muschner! Er hatte einen festen, männlichen Gang gewonnen,



Alarm!
Phothothek phot.

sein Gesicht hatte von Blässe zur gebräunten Frische hinübergewechselt, und aus den schmalen weißen Fingern waren derbe Kolbengriffel geworden — und der Mann war stolz und frei und glücklich.

Und noch eine ähnliche Geschichte: im November traf in D. bei Hauptmann Dingelreiter eine preußische Verbindungspatrouille von drei Mann ein. Der Führer der Patrouille meldete sich, und das kluge, feine Gesicht eines älteren Herrn mußte dem Hauptmann wohl auffallen!" — „Was sind Sie denn in Ihrem Zivilberuf?" — „Gymnasialprofessor, Herr Hauptmann!" — „Kuckuck — — wollen Sie nicht ein Glas Bier mit mir trinken?" — „Gerne, Herr Hauptmann, wenn ich meine beiden Kameraden auch miteinladen darf!" — „Kollegen von Ihnen wohl?" — „Nein, Herr Hauptmann, aber zwei meiner Abiturienten."

Der dichtende Maurer, der Klavierspieler, der Lyriker, der Professor und seine Schüler — wenn man sie alle in einen Topf wirft: welch eine Lust, in dieser Zeit zu leben!

Aber das Pariser „Journal" schrieb am 3. Oktober: „Gott mit Huns!" Gott mit den Hunnen . . .

In englischer Gefangenschaft. Erlebnisse in Kamerun.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf uns auf unsrer einsamen Farm in Kamerun Anfang August die Nachricht vom Ausbruch des Krieges in unserm lieben Heimatlande. Trotzdem nun die Engländer Ende September vor Duala erschienen und es Anfang Oktober in Besitz nahmen, merkten wir auf unserer abseits gelegenen Farm Ngoll bei der Nordbahnstation Badjo, acht Stunden Bahnfahrt von Duala entfernt, verhältnismäßig wenig vom Kriege und vom weiteren Vordringen der Engländer an der Nordbahn. Jedoch waren unsere Feinde allmählich an der Bahnlinie so weit vorgerückt, daß unsere persönliche Sicherheit gefährdet schien und wir immerhin auf das Erscheinen von schwarzen englischen Patrouillen gefaßt sein mußten. Dazu waren die Dualas in Aufstand gegen uns, und es wurden schon einzeln wohnende Europäer oft des Nachts überfallen, gebunden und unter rohen Mißhandlungen ins englische Lager geschleppt. So beschlossen wir, Anfang November unsere Farm zu verlassen, und uns weiter ins Innere Kameruns, ins Grasland, zurückzuziehen. Dort hofften wir, noch lange Zeit vor Engländern und Schwarzen sicher zu sein. Mit 50 Lasten, die nur das Notwendigste enthielten: Zelt, Feldbetten, Tisch, Stühle, eine Reiseküche, Eßvorräte, Koffer mit Decken und Kleidern — denn im Grasland sind die Nächte empfindlich kühl — verließen wir schweren Herzens am 7. November unsere Farm. Ahnten wir doch schon damals, daß wir von unserm mit so viel Liebe und Sorgfalt aufgebauten deutschen Heim nichts als Trümmer wiederfinden würden. So zogen wir denn abseits von der großen Heeresstraße, der Sicherheit halber auf wenig begangenen Negerpfaden, am Rücken des wunderschönen Manengubagebirges entlang und kamen nach dreitägigem Marsch in der Nähe der Melong-Farm an, die 6 Stunden nördlich vom Endpunkte der Nordbahn liegt, wo wir fürs erste einige Tage Rast machen wollten. Nach ungefähr achttägiger Ruhepause wollten wir unsern Wanderhaushalt wieder zusammenpacken, um recht gemächlich die Reise bis nach Dschang, die 5 bis 6 Tage dauert, fortzusetzen. Doch es kam anders, als wir gedacht hatten. Von dem Gouvernement kam plötzlich der strenge Befehl, daß sich alle Europäer der Nordbahn und Umgegend mit ihren Frauen und Kindern auf der Regierungsstation Bali, 2 Stunden vom Endpunkt der Nordbahn entfernt, zu versammeln hätten, wo sie gemeinsam den Engländern übergeben werden sollten. Jegliche Weiterreise ins Innere, wie wir sie vorhatten, wurde unter Androhung kriegsgerichtlicher Strafe strengstens verboten. Die Regierung hatte sich zu dieser Maßnahme veranlaßt gesehen infolge der rohen Ausschreitungen schwarzer Soldaten einzelnen Europäern gegenüber, die von den Engländern schweigend geduldet wurden. Einem Sammellager von 60—70 Personen gegenüber, so hoffte man, würde der Engländer solche schmählichen Übergriffe, die jeglicher Menschlichkeit Hohn sprechen, nicht zulassen. In Bali bekam jede Familie ein bis zwei Zimmer angewiesen, und so lebten wir denn von einem Tag zum andern in steter Unruhe und Erwartung, wie sich unser Schicksal in den Händen unserer erbitterten Feinde gestalten würde. Noch lag vor uns die 4. Kompagnie unserer Schutztruppe, die die schwere Aufgabe hatte, die erdrückende Uebermacht der Feinde so lange wie möglich zurückzuhalten und sich dann hinter uns langsam ins Innere Kameruns zurückzuziehen.

Am 10. Dezember war der letzte Tag unserer Freiheit. Schon seit dem ersten Morgengrauen zogen endlose Reihen von Trägern, die die vielen tausend Lasten der Truppe voraus ins Innere brachten, durch Bali; gegen Mittag hasteten die schwarze Truppe und die Europäertruppe an uns vorüber; denn der Feind war ihnen von Nkongsamba, dem Endpunkt der Nordbahn, hart auf den Fersen gewesen. Jetzt begann in unserm Sammellager eine rege Tätigkeit; überall wurden weiße Fahnen aufgezogen, manches Gewehr und auch Geld hastig im Busch vergraben. Am nächsten Tag mittags 12 Uhr kamen endlich die Engländer, die Offiziere in scharfem Trab reitend, die schwarzen Soldaten im Laufschritt, und besetzten im Augenblick jeden Weg, jedes Haus und gaben den Befehl, daß alle Frauen sich im Hause des Stationsleiters, die Herren auf der Wache zu melden hätten. Dort wurde uns in kurzen, unfreundlichen Worten mitgeteilt, daß wir innerhalb einer Stunde alles zu packen hätten, um zum Abmarsch nach Nkongsamba bereit zu sein.

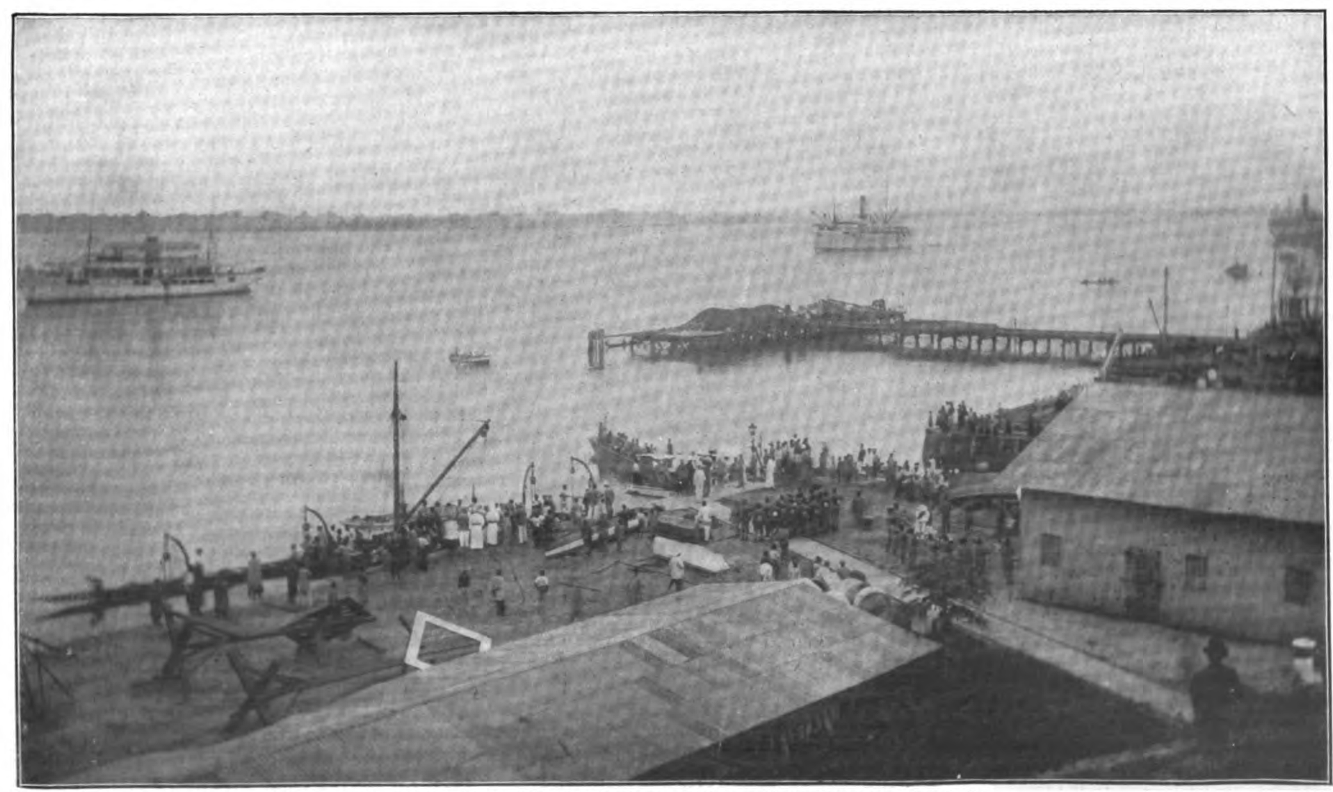
Damit waren wir fürs erste entlassen. Als wir in unsere Wohnung kamen, hatten die schwarzen Soldaten schon bös gehaust, die Betten umgewühlt, Schränke erbrochen, eine Geldkasse gestohlen und sich an unserm gerade aufgetragenen Mittagbrot gütlich getan. Unter der Aufsicht eines englischen Offiziers wurde in Hast gepackt und auch noch eine Reihe weiterer Koffer fertig gemacht, da man uns versprochen hatte, den großen Rest unseres Gepäcks am nächsten Tage abholen zu lassen. Wie alle Versprechungen, ist auch dieses nicht gehalten worden, wir haben nichts von unsern zurückgelassenen Sachen wiedergesehen. Nachdem die Herren ihre Waffen abgegeben hatten und das Gepäck an die Träger verteilt war, ging es nun in ziemlich gedrückter Stimmung nach Nkongsamba, wo wir bei Einbruch der Dunkelheit ankamen und im Hospital immer zehn Damen zusammen untergebracht wurden. Unsere armen Männer hatte man zu 25 in leere Faktoreien gesteckt, wo sie auf der Erde schlafen mußten und zwei Tage nichts zu essen bekamen. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewachten die „schweren Verbrecher" aufs strengste. Von dem wenigen, was wir Frauen an Reis, Milch und Brot erhielten, und einigen glücklicherweise mitgenommenen Vorräten versorgten wir auch unsere Männer so gut es ging, da wir auf vieles Bitten endlich die Erlaubnis erhalten hatten, sie besuchen zu dürfen. Am Morgen des dritten Tages mußten wir uns alle an der Bahn versammeln, wo unsere Koffer einer strengen Durchsuchung nach Waffen und verdächtigen Papieren unterzogen wurden. In offenem Gepäckwagen, auf unseren Koffern sitzend, ohne Schutz gegen die glühende Tropensonne, sollten wir an diesem Tage bis nach Ntale, der nächsten Station nach Duala gebracht werden, während die Herren bis zur erstgenannten Station laufen sollten. Da wir aber gehört hatten, daß einige Tage vorher beim Transport einiger gefangener Schweizer Frauen die Bremse versagt hatte und sie nur durch Abspringen in voller Fahrt ihr Leben gerettet, dabei aber schwere Verletzungen davongetragen hatten, weigerten sich alle Herren, ihre Frauen und Kinder dieser Fahrt auszusetzen. Der Betriebsleiter der Bahn und einige Beamte, die sich unter uns befanden, erhoben ebenfalls heftigen Widerspruch gegen diese Maßnahme, und die Engländer mußten schließlich nachgeben. Ein weiterer Wagen wurde angehängt; die Führung unternahmen deutsche Beamte, und auch die andern Herren durften mit uns fahren zu unserer großen Beruhigung, weil wir in steter Angst lebten, man würde sie in aller Stille abführen und von uns trennen.

Am Abend des zweiten Tages kamen wir nach äußerst heißer und ermüdender Fahrt in Duala an. Mit großem Bedauern sahen wir unterwegs die sonst so blühenden Farmen verödet, der Plünderei der Eingeborenen preisgegeben, die schon eifrig dabei waren, die deutschen Besitzungen auf vergrabene Sachen hin zu untersuchen; manches Schmuckstück, das jetzt schwarze Weiber trugen, zeigte, daß ihr Bemühen nicht umsonst gewesen war. In Duala blieben wir dreieinhalb Wochen bei äußerst minderwertiger, oft verdorbener Kost und schlechter Behandlung, dazu noch dem Gespött der Dualas ausgesetzt. Wir Frauen wohnten in dem Hause der Baseler Mission und durften die ersten 14 Tage nicht einmal in den Garten; an der Treppe und jeder Ecke der Veranda stand ein schwarzer Soldat mit aufgepflanzten Bajonett. Das Fleisch war meistens schon verdorben, die Butter, wenn es überhaupt welche gab, ranzig und dazu alles so unsauber wie nur möglich, so daß wir es schließlich vorzogen, hauptsächlich von trocknem Brot und Tee zu leben. Hätte man uns nach vielen Bitten nicht endlich erlaubt, für teures Geld Kakao, Butter und Keks zu kaufen, so hätten wir wohl nicht lange bestehen können. Unsere Männer wohnten gegenüber in einer Schule, die von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben war. Täglich von 3—5 Uhr wurden sie unter strenger Bewachung zu uns geführt: das war der einzige Lichtblick am ganzen Tage in dieser traurigen Zeit. Es war ein recht trübes Weihnachtsfest, das wir dort fern von unseren Lieben verlebten, die sich sehr um uns sorgten, da wir doch seit Ausbruch des Krieges



Vor Kriegsbeginn: Deutsche Hafenwache am Strand von Duala. Phot-Zentrale des Kolonialkriegerdanks phot.

kein Lebenszeichen mehr schicken konnten. Endlich am 4. Januar teilte uns unser Gefangenenaufseher, wie wir ihn nannten, mit, daß wir bis zum nächsten Tage unsere Koffer zu packen hätten: wir kämen mit unseren Männern auf ein schönes großes Schiff der White-Star-Linie, das uns nach England bringen sollte und auf dem uns jede Bequemlichkeit und sehr gute Verpflegung erwarten sollten. Wir standen diesen Versprechungen sehr ungläubig gegenüber, hatten wir doch damit zu böse Erfahrungen gemacht. Noch vor der Abreise nahm man jedem von uns alle Barmittel bis auf 100 Mark ab und untersuchte nochmals alle Koffer. Zunächst kamen wir auf ein kleines Motorboot, das uns in dreistündiger Fahrt bis an unser Schiff, die „Laurentic", brachte. Es war ein Hilfskreuzer mit 500 Mann Besatzung und 15 Kanonen, deren Rohre sich uns drohend entgegenstreckten. Das ganze Schiff machte in seinem tiefgrauen Kriegskleide einen unheimlichen Eindruck, und wohl jeden bewegte die bange Frage: „Welchem Schicksal gehen wir hier entgegen?" Tief unten im Schiff, in der dritten Klasse, teils einzeln, teils in Massenquartieren wurden wir untergebracht; ein Strohsack, ein hartes Kissen und einige Decken waren unsere Lagerstatt. Die Kost war ebenso minderwertig wie in Duala, und nicht selten kam es vor, daß wir Streichhölzer und Haare, an einem der letzten Tage sogar eine tote Ratte im Essen fanden. Die Behandlung durch den Obersteward, der in der dritten Klasse unumschränkte Vollmacht hatte, war empörend. Wo er nur irgend konnte, suchte er unsere Lage zu verschlechtern. Am ersten Tage mußten wir unter höhnischem Gelächter der Stewards das Geschirr waschen, bis ein schweizer Herr gegen dieses Ansinnen Einspruch erhob. Der Obersteward verbot uns auch den Aufenthalt im Speisesaal, so daß wir stundenlang in den Gängen umherstehen mußten, wenn es uns an Deck in unserer leichten Tropenkleidung trotz der uns von den Engländern gelieferten Ueberzieher zu kalt war. Man kann sich wohl vorstellen, daß wir den schnellen Uebergang von der tropischen Wärme in den europäischen Winter sehr unangenehm empfanden. Auch hielt man es nicht für nötig, unsere Kabinen zu heizen, so daß wir, vor Kälte zitternd, manche Nacht schlaflos verbrachten. Die letzten Nächte in der Biscaya und im Kanal fuhr unser Schiff abgeblendet und äußerst langsam und vorsichtig, so daß sich unserer eine lebhafte Unruhe bemächtigte. Schließlich war eine Begegnung mit einem deutschen Unterseeboot oder Kriegsschiff nicht ausgeschlossen, und ob die Engländer auf uns 50 Frauen Rücksicht nehmen würden, schien recht zweifelhaft. In der letzten Nacht, ehe wir Liverpool erreichten, etwa morgens gegen vier Uhr, setzten plötzlich alle Schrauben ein, so daß das ganze Schiff erbebte und alle Reisenden aufwachten. Wie wir später in London hörten, sind wir von einem deutschen Unterseeboot verfolgt worden, und man hatte nicht geglaubt, daß wir noch unbeschädigt in Liverpool ankommen würden, weil jene Gewässer schon seit einiger Zeit von deutschen Unterseebooten unsicher gemacht wurden. In der darauf folgenden Nacht zerstörten letztere drei englische Schiffe. Wie leicht hätten wir dasselbe Schicksal haben können! Hier in Liverpool mußten wir uns von unseren Männern trennen, die in die Konzentrationslager nach



Der Hafen in Duala. Photo-Zentrale des Kolonialkriegerdanks phot.



Niederlassung der Baseler Missions-Gesellschaft in Duala. Photo-Zentrale des Kolonialkriegerdanks phot.

Ryde gebracht wurden. Wir Frauen waren nun, Gott sei Dank, frei, und die Amerikaner hatten es übernommen, uns über Holland an die deutsche Grenze zu befördern. Sie taten es in äußerst liebenswürdiger Weise, so daß wir uns nach langer Zeit endlich wieder einmal als Menschen behandelt und gut untergebracht sahen. Nach ziemlich stürmischer Überfahrt über den Kanal langten wir am 2. Februar abends in Rotterdam an, wo das deutsche Konsulat für uns sorgte, so daß wir am nächsten Tage die Grenzgarnison Wesel erreichten. Lotte Rothe.

Feldpostbrief. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit Aufnahmen vom Verfasser.

Wer von den Lesern kennt nicht Anton von Werners prächtiges Bild „Das Meer erglänzte weit hinaus"? Es zeigt eine Einquartierungsszene aus dem Jahre 1870. Deutsche Offiziere in ihrer Felduniform, die Stiefel von weitem Ritt und den Strapazen des Marsches erzählend, hausen behaglich am Abend in dem eleganten Musikzimmer eines französischen Schlosses; einer hat sich an den Flügel gesetzt und begleitet einen anderen, einen hübschen, blonden Menschen, zum Gesang des Schubertschen Liedes, das die Unterschrift des Gemäldes nennt. Ein Bursche heizt den Kamin, und die Glut der brennenden Scheite übergießt die Musizierenden und ihre Zuhörer mit warmem Schimmer. Eine künstlerische Darstellung, die außerordentlich glücklich die Poesie des Feldzuglebens und den schwärmerischen Idealismus deutschen kriegerischen Jungmannstums zum Ausdruck bringt. Und wem hat, wenn er an eigene Teilnahme an einem künftigen Feldzug in Frankreich dachte, dies Bild nicht vorgeschwebt und ihm den Wunsch eingegeben: solche Stunden möchtest du dann auch erleben? Ich schreibe diesen Brief heut aus einem Ort, wo sich diese Phantasien für mich verwirklicht haben. Seit Beginn des Winters bin ich mit meinen Kameraden in einem solchen französischen Château untergebracht; es ist unser Standquartier, von dem aus unsere Ausflüge auf den Kriegsschauplatz unternommen werden.

In den Berichten von der Front wird naturgemäß soviel von den Schrecknissen des Krieges gehäuft, daß ich heute einmal auch von dem Behagen erzählen möchte, das er mit sich bringen kann und das man um so inniger genießt, je mehr man solch einen Gegensatz braucht. Umsomehr möchte ich es tun, als Quartiere, wie Werner es malte und ich es schildern will, tatsächlich nichts Seltenes, sondern mit ein Charakteristikum eines französischen Feldzuges sind. Frankreich ist ja überstreut mit kleinen und großen Schlössern und wohlhabenden Landsitzen, die bei der Sitte, im Sommer und Herbst einander wochen- und monatelang zu besuchen, stets mit zahlreichen vollkommen eingerichteten Gastzimmern versehen sind, also ideale Quartierorte vorstellen. Wenn ein Stab oder sonst eine höhere Formation darin dauernde Wohnung aufschlägt, so ist das für den Eigentümer das beste, was er sich wünschen kann. Sein Hab und Gut wird so in Ordnung gehalten und und am sichersten geschützt.

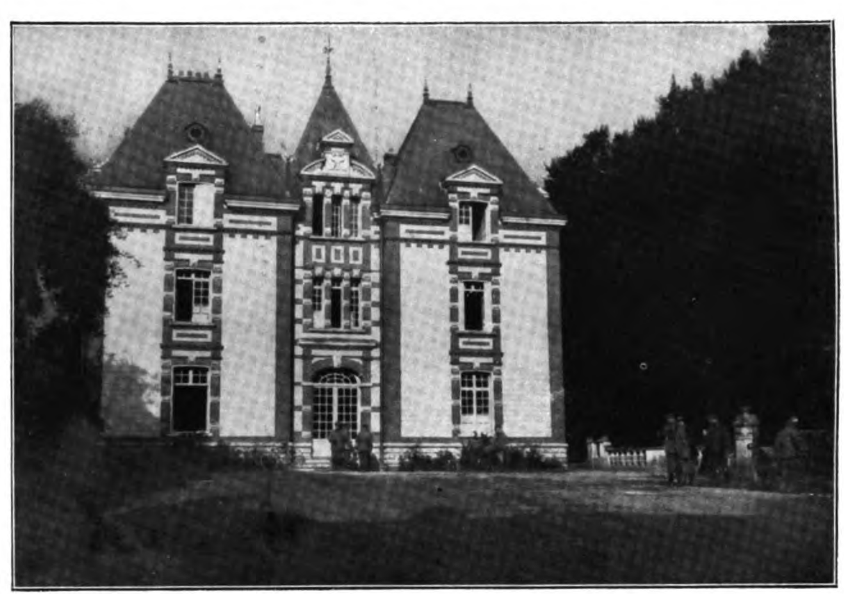
Das Schlößchen, in dem wir einquartiert sind, liegt nahe der Stadt .... Wir Berichterstatter auf dem westlichen Kriegsschauplatz sind unser zwölf, darunter zwei Österreicher, unter der Führung eines Majors vom Großen Generalstab. Anfangs besaßen wir zweispännige Kutschwagen, die wir uns aus der Heimat mitzubringen hatten. Da aber die Wagen sich für die ungeheuren Raumverhältnisse des Kriegsschauplatzes, die wir als Berichterstatter zu durchmessen haben, viel zu langsam erwiesen, wurden uns in der ersten Zeit zu je drei oder vier auch Automobile zuerteilt, für die wir Tagegelder zahlten. Geführt wurden diese Kraftwagen von den Herren des Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps, die ebenfalls mit uns wohnten. Diese haben wieder ihre Schofföre. Hierzu kommen noch die Pferde und die Bedienung des Majors, dazu zwei Unteroffiziere und ein Vizewachtmeister. So waren wir anfangs eine recht stattliche Schar. Sie wurde allmählich dadurch verkleinert, daß wir unsere völlig überflüssig gewordenen Wagen und Pferde an die Heeresverwaltung abtraten und daß auch die Kraftwagen und ihre Führer mit zunehmendem Wiederausbau des zerstörten Eisenbahnnetzes in den von uns besetzten Gebieten wegfielen. Anderseits gehören zu uns, aber in einem loseren Verbande, auch noch die Militärattachés von Argentinien, Brasilien, Bulgarien, Chile, Italien, Rumänien, der Schweiz, Schweden, Spanien und den Vereinigten Staaten von Amerika, die in einem benachbarten Schlößchen wohnen, aber oft bei uns sind und unsere Reisen auf dem Kriegsschauplatz anfangs mitmachten.

Unser Anwesen gehört einem über achtzig Jahre alten Millionär, der außer seinem Pariser Heim noch mehrere solcher Châteaus besitzen soll. Wie Monsieur Joseph, der Gärtner, der mit seiner Familie allein anwesend war, berichtet, pflegte er nur etwa zwei Monate des Jahres auf diesem Schlosse zu verbringen, während der Ferien seiner Enkel oder Urenkel, die er dann um sich hatte. Trotzdem ist das Schloß bis ins kleinste eingerichtet mit einem an alles denkenden Überfluß, der am besten die außerordentliche Wohlhabenheit des Eigentümers kennzeichnet.

Es liegt sehr schön auf einer Höhe über dem Dorfe B. Ein großer Landbesitz gehört dazu. Das eigentliche Wohnanwesen ist nach der so außerordentlich vornehmen Art der französischen Landsitze mit einer hohen Mauer umgeben, die sowohl die Blicke der Vorübergehenden abhält, wie anderseits den Eindruck eines Prunkenwollens mit dem Besitz ausschließt. Durch eine stattliche Einfahrt, umgeben von hübschen Torbauten: Gärtnerwohnung und Stallungen, Autoschuppen, die im Herbste wilder Wein glührot überkleidet, gelangt man in den stattlichen, schön gepflasterten Vorhof, den vor uns das Herrenhaus abschließt, so wie unser Bild es zeigt. In weißen und roten Steinen im Jahre 1892 von einem geschmackvollen Architekten errichtet, zeigt es die turmartigen Eckgiebel, die steilen Dächer, die wohlgegliederte Front mit den hohen, schöngeteilten Fenstern alter französischer Herrensitze und blitzt von eleganter Sauberkeit. Wie oft bot dieser Hof seit unserer Anwesenheit ein Bild buntesten Lebens, wenn unsere Kraftwagen zu einem großen Ausflug bereit standen, die Schofföre ihre Maschinen erprobten, die Burschen Mäntel, Decken, Pelze heranbrachten, die Berichterstatter und Attachés in ihren mannigfachen Joppen, Kappen und fremdländischen Uniformen sich dazwischen bewegten. Oder als z. B. auf dem Hof eine Remontekommission unter Führung eines prächtig schlanken und kühngesichtigen jungen Reiteroffiziers unter Scherzen und Lachen und doch mit einem bewunderungswürdigen Kennerblick unsere und einige der Attaché-Pferde abschätzte, um sie zu übernehmen.

Links an das Schloß schließt sich ein großer, prächtiger Park, der unzweifelhaft sehr viel älter ist als das Schloß. Er besteht zu einem Teil aus einem dichten Waldbezirk. Nur einzelne schmale Pfade führen hindurch, vorbei an lauschigen Schattenwinkeln und an einem großen, alten, von Epheu umwucherten Wasserbecken. Wieviel mag in diesen verschwiegenen Gebüschen schon geflirtet und geküßt worden sein! Den übrigen Raum nimmt eine sehr schöne englische Anlage ein mit weiten wohlgepflegten Rasenflächen, großen buntblühenden Staudenbeeten und, mit höchstem Geschmack verteilt, wahrhaft herrlichen alten Bäumen, großen Hängeweiden, wunderbaren alten Nadelhölzern verschiedener Art, die hundert und mehr Jahre alt sind und in der Vollendung ihres ungehinderten Wuchses bezeugen, daß sie schon immer hier frei und doch geschützt emporgewachsen sein müssen als Teile eines herrschaftlichen Parkes. Ihre Stämme sind mit altem, blühendem Epheu dicht umwoben. Terrassen und Treppen, von Blumen um-

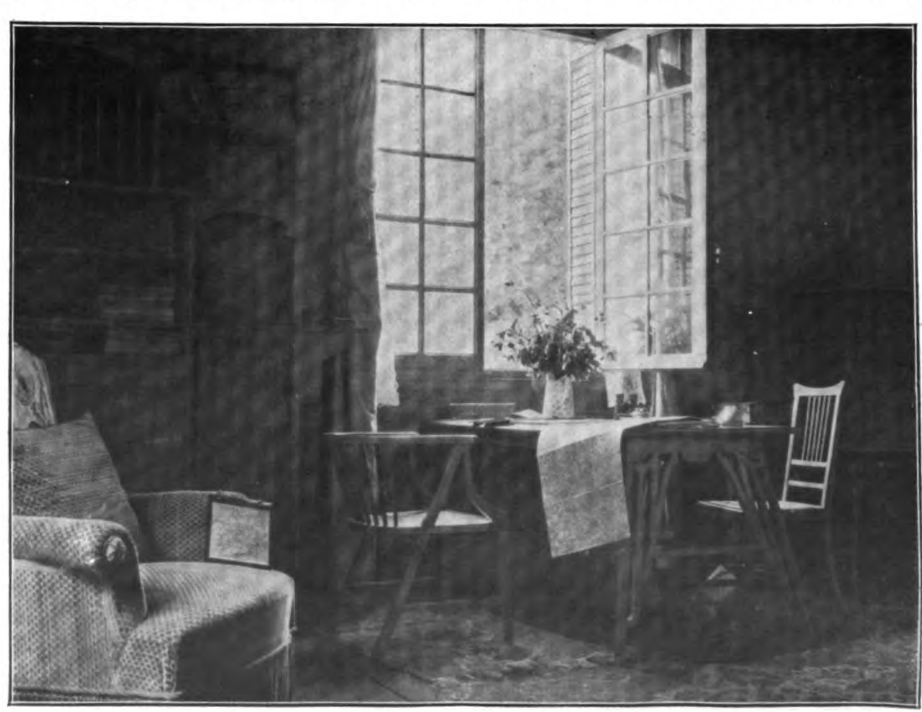
geben, führen am Schlosse zum Park hinein, in dessen Schutz in der guten Jahreszeit auch Gruppen von Musa mit unversehrten Blättern und Bambusgruppen gedeihen. Es war herrlich, in den sonnenübergoldeten Oktobertagen auf den Kieswegen zu wandeln zwischen der immer glühender werdenden Pracht der mächtigen Baumwipfel. Es war aber auch kaum minder schön, wenn der weiße Sammet des Schnees über den Rasenflächen und den Terrassenstufen lag. An den ummauerten Park schließt sich noch ein großer Buchen- und Eichenwald an, der auch zum Besitz des Schlosses gehört. In ihm war eine Anzahl mächtiger Stämme gefällt worden, weil man Balken für die Wiederherstellung der gesprengten Brücke in unserer Stadt brauchte; ihr Holz ist genau abgeschätzt worden und dem Besitzer seinem Werte nach durch Gutscheine ersetzt. Nicht alle Stämme wurden nachher gebraucht. Sie sind dann im Lauf des Winters, von unseren Leuten zersägt, in unsere Kamine gewandert. Über die Zweige und Äste hat sich die Bevölkerung der Umgebung hergemacht. Anfangs versuchten wir, durch Wachen das zu verhindern, überließen es aber schließlich der Ortspolizei, nicht zum wenigsten in der Meinung, daß es auch wenig schade, wenn diese sich nicht darum kümmern würde. Warum sollen die armen Leute des Ortes, die ohnehin einen so schweren Winter erlebten, sich nicht hiermit etwas helfen? Sie sagen alle: „Oh, messieurs, le propriétaire est si riche, si riche!"



Französisches Schlößchen, das vorübergehende Quartier unseres Berichterstatters.

Endlich gehört noch ein geräumiger Gutshof zum Schloß, umgeben von Scheunen mit Stroh und Korn und Stallungen. Eine Herde prächtig gehaltenen Rindviehs weidet tagsüber auf den Grasflächen neben dem Wald und wird abends hereingetrieben; dazu haben wir Pfauen, Perlhühner, Haushühner und die in Frankreich unvermeidlichen Kaninchen. In der Umgebung gibt es zahlreiche Fasanen, nach denen die Nimrode unter uns auf die Jagd gehen. Gegen Norden schließen sich wellige Höhen mit weiten toteinsamen Wäldern an, durch deren Herbstpracht ich schon Stunden und Stunden lang wunderschöne Wege geritten bin, ohne einer Menschenseele zu begegnen. So die Außenseite. Betritt man von dem grandseigneurhaften Auffahrtshof aus das Schloß, so gelangt man auf eine breite, das ganze Haus durchziehende Halle, teppichbelegt, die Wände mit Holztäfelungen, farbigen Gobelins und altertümlich geschnitzten Schränken geschmückt. Im Hintergrund führt eine breite Treppe aus dunklem Holz zum Oberstock. Im unteren Geschoß liegen außer Küche und Zubehör der große dunkel gehaltene Speisesaal mit Riesenkamin und einer Flügeltür zum Garten, ferner ein zierliches Rokoko-Empfangs- oder Bibliothekszimmer mit weißen Bücherschränken, einem großen Schreibtisch, Mahagoni im Stil Louis XV. mit Beschlägen, an den Wänden alte Ölgemälde. Ein geräumiger Salon mit Spiegeltüren und Kristallkandelabern schließt sich an, daran endlich ein Billard- und Musikzimmer. Im ersten Stock die Schlafzimmer der Familie und Gastzimmer, um eine Mittelhalle mit Oberlicht herum. Die meisten der Zimmer sind mit den bekannten mächtigen französischen Mahagonibetten in Alkovennischen versehen, zum Teil höchst prunkvoll mit Samthimmeln, wie Paradebetten in königlichen Palästen. Ähnliche Gastzimmer liegen im dritten Stock, nur einfacher. In einem wohnte sichtlich der Hauslehrer, in einem anderen mit zahlreichen Toilettefläschchen die Gouvernante. Alles: Wäsche, Gerätschaften ist bis aufs kleinste vorhanden; in verschiedenen Zimmern sind besondere Toiletteneinrichtungen mit Wasserleitung und Gaskochvorrichtung zum Wasserwärmen. Bei jedem Kamin ein ganzes Arsenal von Schaufeln, Stochern und Kohlenzangen. — So großartig nun dies alles klingt, so muß ich doch die Einschränkung machen, daß die ganze Inneneinrichtung des Schlosses nur reich, sonst aber leider ziemlich wertlos ist. Das Schloß ist in Wahrheit — wie bei diesen französischen Landsitzen so erstaunlich oft — sichtlich von einem Parvenu durch irgend einen teuren Architekten erbaut und dann von einem Innendekorateur eingerichtet. Nicht eins der altertümlichsten Mobilarstücke ist echt, alles ist Imitation, sieht man näher zu, sogar oft miserabele. Die Ölgemälde, die von weitem alte niederländische und deutsche Meister vortäuschen, sind grobe Fälschungen, mit der man nur einen argen Nichtkenner hineinlegen kann, die geschnitzten alten Schränke, der Louis XV.-Schreibtisch usw. sind ganz modern. Nirgends im ganzen Schloß ein Zeichen eines wirklich individuellen Geschmacks.

Unter den meist ziemlich bunt zusammengewürfelten, neuerer Sachen von Bedeutung ganz entbehrenden Büchern ist besonders charakteristisch — und das deutet wie vieles hier auf ein rührendes Großvater- und Enkelverhältnis hin — eine Menge von Kinderbüchern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts: Märchenbücher, Abenteuergeschichten, der schweizerische Robinson, Jugenderzählungen mit Holzschnitten und Kupfern in der Art und Tracht der damaligen Zeit. — In diesen heiligen Hallen hausen wir also zurzeit, wenn wir von unsern gemeinsamen, meist mehrtägigen Ausflügen aus den verschiedenen Gegenden



Das Arbeitszimmer des Verfassers.

der von den Vogesen bis zur Nordsee reichenden Riesenkampfstellung kommen, von Verdun, von Antwerpen oder anderswoher heimkehren, um unsere Eindrücke zu verarbeiten. Jeder hat eines der Zimmer oben als Schlaf- und Arbeitsraum. Mein Zimmer ist nicht das reichste an Ausstattung, sondern im Gegenteil ganz einfach mit einer Tapeziereinrichtung in hellem Holz, „Jugendstil" mit Makkaronilinien, eingerichtet; aber es ist das größte und das hellste, die meisten andern sind durch die dichten Baumwipfel sehr beeinträchtigt. Von meinem Fenster sehe ich auf stille Rasenplätze und auf die Wipfel des Waldes. Wenn ich das Fenster offen habe, höre ich oft dumpf aus der Ferne den Kanonendonner der großen Schlacht herüber, die nun schon den ganzen Winter hindurch an der gleichen Stelle steht. Sonst knattert das Feuer der großen Buchenscheite in meinem Kamin. Petroleum ist auch da — ein großer Luxus im Felde — und gestattet, die Stille der Nächte zur Arbeit zu verwenden. Ein paar große Tische erlauben bequeme Ausbreitung der Bücher und Karten.



Salon des französischen Schlößchens.

Wir haben unter uns einen Hausmeister gewählt, der Hof und Treppen in Ordnung hält, und eine Küchenkommission. Täglich wird in die Stadt geschickt, um Vorräte zu holen. Allerlei leckere Zutaten haben wir selbst im eigenen Konservenvorrat, und einige freundliche Gemüter unter uns zeichnen sich durch eine grenzenlose Opferfreudigkeit aus. Die Mahlzeiten nehmen wir alle gemeinsam im großen Speisesaal. Daneben finden dann noch Sondereinladungen der verschiedenen kleinen Gruppen, die sich naturgemäß im Lauf der Zeit herausgebildet haben, zu Wein, Likör, Zigarren, oder was man gerade beisteuern konnte, statt. Einzelne unter uns verfügen über höchst willkommene gesellschaftliche Talente, sind unerschöpfliche Anekdotenerzähler, sprühen von Witz und Humor oder spielen glänzend Klavier. — Wir haben das Instrument in den großen Rokokosalon geschoben, wo in dem Riesenkamin abends mächtige Holzkloben lodern und behagliche Wärme verbreiten; bei ihrem Flackern sind wir dann ähnlich darum versammelt wie die Soldaten auf dem Bilde Anton von Werners und lauschen dem Bariton unseres Kameraden G., wenn er den „Archibald Douglas" oder „Tom den Reimer" singt.

Freilich, allzuviel Mußezeit ist nicht vorhanden; die Fülle des Gesehenen und Erlebten drängt zu möglichst rascher Gestaltung, denn nach wenigen Tagen rufen neue Ereignisse uns wieder fort. Alltäglich, wenn wir im Quartier sind, ist zu festgesetzter Stunde und in bestimmter Reihenfolge Zensur bei unserm Führeroffizier. Morgens geht die Sendung unserer Briefe hinüber zur Feldpost. Abends trifft die für uns bestimmte Feldpost auf dem Schlosse ein und überschüttet den Tisch unten in der Halle mit Briefen, Zeitungen und Liebesgabenpäckchen. Jeder eilt damit in sein Zimmer, um in der Stille die Grüße aus der Heimat zu lesen und, soweit es die knappe Zeit gestattet, zu erwidern. — So sitze auch ich augenblicklich still und allein in meinem schönen Raum. Vor mir liegt ein freundlicher Gruß der Daheimredaktion, zugleich mit der letzten prächtigen „Kriegsnummer". Ich erwidere herzlich die Grüße des Daheim — „Daheim", welch ein schöner Name das ist! — und begreife darin auch den Leser mit ein. Vielleicht klingt ihm der Gruß besonders warm und vertraulich, wo er nun jetzt weiß, wie ich augenblicklich hause. — Wie sonderbar das Leben ist! Draußen am Himmel schwimmen im Abendsonnenschein goldene Wolken in strahlender Schönheit über den goldroten Waldwipfeln. Der Winter ist vorübergegangen; mit Macht will es Frühling werden. Ein Drängen nach Lebenswonne geht durch die Welt. Innigster Friede, lieblichste Schönheit, weichstes Behagen des Wohlstands umgibt mich, wohin ich schaue. Und doch weiß ich ja, welch ein Schein das ist, und weiß, daß ich schon morgen wieder hinwegeilen muß zu Bildern des Grauens und des erbittertsten Völkerringens, das die Welt bisher kennen gelernt hat und von dem noch kein Ende abzusehen ist.



Die Berichterstatter auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

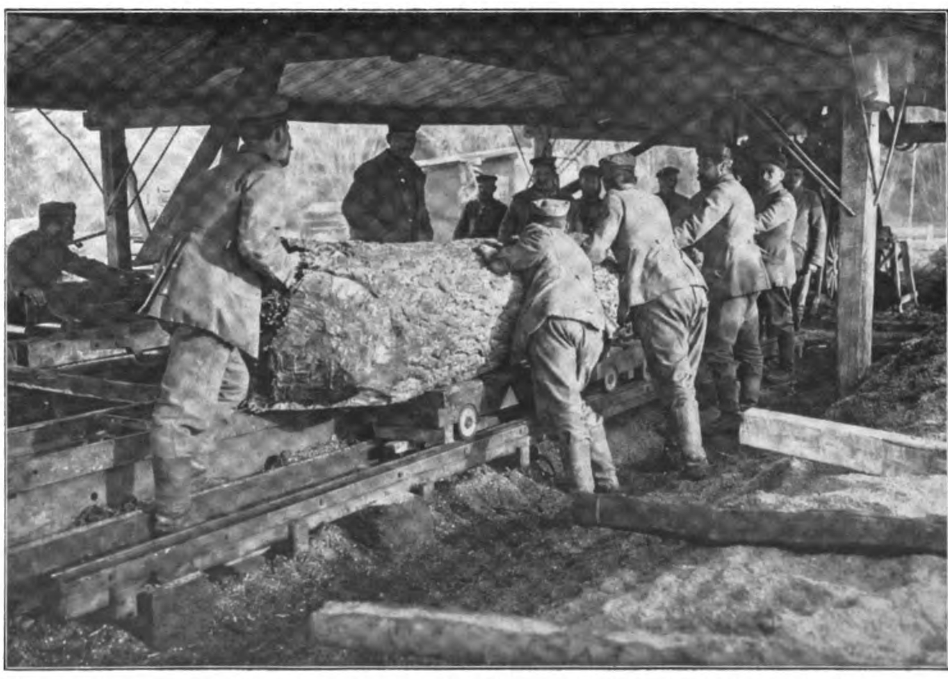
Unsere Pioniere.

Von Generalleutnant z. D. Schott.

Stürmische Regennacht. Schwere Artillerie hatte zwei Tage und zwei Nächte das Fort *** mit Feuer überschüttet. Die Verwüstungen schienen so durchgreifend zu sein, daß man glaubte, den Sturm wagen zu können. Da schlich sich in der Spätnacht der Hauptmann *** von den ***ten Pionieren mit einem Leutnant und einigen beherzten Unteroffizieren lautlos an das Glacis heran. Die Erkundenden hatte er rund um das Fort verteilt. Niemand durfte schießen, bevor er nicht das Zeichen gab. Das Drahtnetz auf dem Glacis war kaum beschädigt. Nun krochen alle lautlos unter den Stacheldrähten durch, hin und wieder einen zerschneidend, um an den Grabenrand zu gelangen. Das Geräusch der Scheren wurde durch Wind und klatschenden Regen übertönt. Die äußere hohe Grabenmauer war ganz unversehrt. Im fahlen Lichte des werdenden Morgengrauens erkannte man an der in den Felsen gehauenen Wand gegenüber größere Beschädigungen: Nieder- und Oberwall waren stark zerwühlt, die Kampfhohlräume zum Teil verschüttet, die gut gedeckten Grabenwehren aber noch vollständig erhalten. Mit diesem Ergebnis krochen die braven Leute unbemerkt von feindlichen Posten auf demselben gefährlichen und mühevollen Wege wieder zurück. Als sie den Glacisfuß erreicht hatten, wurde die letzte Probe gemacht. Der Hauptmann ließ plötzlich Schnellfeuer abgeben, und siehe da: die ganze Besatzung stürzte an die Feuerstellung und schoß blindlings in die Dunkelheit. Das war das Signal, das Fort wieder mit Schrapnellfeuer zu belegen, so daß es sehr bald dort still ward, während die kühnen Erkunder sich schnell zurückzogen. Es war nun erwiesen, daß bei dem derzeitigen Zustand des Werkes und seiner Besatzung noch nicht an einen Sturm gedacht werden konnte und das Belagerungskorps war vor großen Verlusten und einem unbedingten Mißerfolg bewahrt. Die Beschießung wurde fortgeführt. Am Abend aber setzten aus nächster Nähe die schweren Nahkampfmittel der Pioniere ein. Gewaltige Sprengladungen wurden durch besondere Vorrichtungen an solche Stellen geschleudert, die durch ihre Lage dem Artilleriefeuer entzogen waren. Eine wirkungsvolle Ergänzung beider Waffen, die dazu führte, daß es gelang, breite Sturmgassen in die Drahtnetze zu legen und die Grabenwehren unschädlich zu machen. Gegen drei Uhr nachts meldete der Hauptmann, daß das Werk nunmehr sturmreif sei. Alles war vorbereitet. Genau nach der Uhr traten die Sturmkolonnen an. Voran die Pioniere mit Sturmleitern, Brandröhren und Handgranaten. Während ausgeschwärmte Infanterie den Glaciskamm lautlos besetzte, um den am Walle etwa erscheinenden Feind sofort zu vertreiben, folgten den Leitertrupps die Sturmkolonnen. Lautlos wurden die Leitern an den Grabenrand geschafft und die erste Reihe hinuntergestoßen. Wie die Katzen kletterten die Pioniere in den Graben und trugen nun Leitern an die innere Grabenmauer, während die zweite Reihe wieder vorn in den Graben gestoßen wurde. Dann folgte der Übergang der Infanterie. In diesem kritischen Augenblick versuchte der Feind Maschinengewehre durch die Mauertrümmer der Grabenwehren zu zwängen, um mörderisches Feuer auf die dichten Massen im Graben abzugeben. Aber schon waren Pioniertrupps zu ihnen vorgedrungen und stießen Brandröhren in die Spalten, deren Strahl alles, was lebte, vernichtete. Binnen wenigen Minuten war der Wall erklettert, und mit lautem Hurra stürzten sich die Deutschen auf die an die Feuerlinie eilenden Verteidiger. Gräßliches Handgemenge. Aber bald war alles niedergemacht. Und doch war noch nicht alle Arbeit getan; noch wurde aus dem letzten Rest der Kampfräume geschossen. Pioniere schleppten durch das Feuer kriechend große Sprengladungen heran, und alles suchte schleunigst Deckung hinter Erdhaufen. Ein dröhnender Knall . . . Mauertrümmer und Menschenleiber wirbelten wild durcheinander, und so ging es fort, bis der letzte Winkel des stolzen Werkes in Trümmern lag . . .

Von Pionieren angelegte Wolfsgruben auf einem Schlachtfelde im Westen. Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Ein ander Bild. Abenddämmerung im Niederungsgelände vor Antwerpen. Das ***te Infanterieregiment ging mit einer Pionierkompagnie gegen das Zwischenwerk *** zum Angriff vor. Vorweg lichte Infanterielinien und zwei Gruppen Pioniere mit Handgranaten und Drahtscheren. Diesen folgten Schnellbrückentrupps, um den nassen Graben zu überwinden. Schließlich das Gros der Sturmtruppen. Zuerst kam man unbehelligt heran. Da plötzlich wurden die Kolonnen entdeckt und mit Feuer überschüttet. Alles warf sich nieder, das Feuer erwidernd. Allmählich ging's sprungweise vor. Die Träger erhielten besonders Feuer; so oft ein Pionier



Pioniere in einem französischen Sägewerk beim Schneiden von Balken und Brettern. Phot. R. Sennecke.

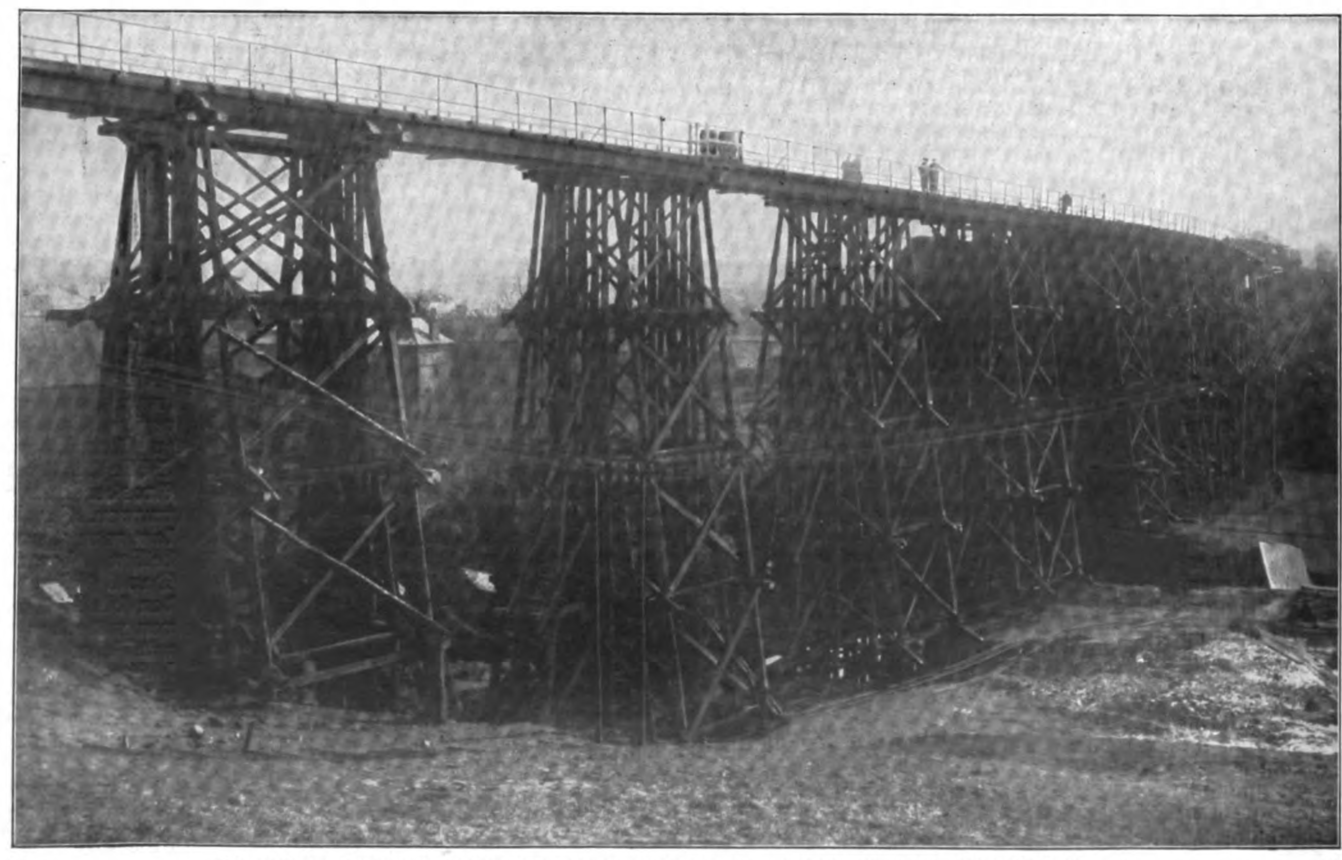
fiel, sprang ohne Zaudern ein anderer an seine Stelle. Unbekümmert um das Feuer schnitten die Drahtscherentrupps in das tiefe Netz die Sturmgassen; durch sie schob man die Schnellbrücken zum Wasser und über dieses hinweg bis zum anderen Ufer. Wenn sich eine Verbindung löste, suchte schwimmend ein Pionier den Schaden wieder zu beseitigen, und dann eilten die Sturmkolonnen über die schmalen Stege, Pioniere mit Brandröhren und Handgranaten voran, mit Hurra den Wall hinauf, alles vor sich hertreibend. Was nicht fiel, entfloh durchs offene Kehltor. Während sich in kurzer Zeit der kühne Sturmlauf vollzog, feuerten aus Flankenkasematten immer noch Geschütze und bestrichen die Zwischenräume zu den Nachbarwerken. Nun aber wurden die Eroberer, als die Belgier merkten, daß ihre Landsleute geflohen waren, unter Schrapnellfeuer genommen und mußten in den verlassenen Hohlräumen Schutz suchen. Da man an die Kasematten, aus denen die Artillerie unentwegt weiterschoß, nicht heran konnte, ließ der Pionier-Kompagniechef große Mengen Sprengmunition trotz des Feuers von rückwärts heranbringen. Währenddem wurden die Wände der Zwischenraumstreichen aufgegraben und die inzwischen angekommene Sprengmunition an die Mauern gepreßt und gezündet. Die Mauern wurden soweit geöffnet, daß man mit Brandröhren die Kasematten ausräuchern konnte. Die wackeren Kanoniere, die bis zum letzten Augenblick gefeuert, zog man dann rauchgeschwärzt und halb erstickt aus ihren Höhlen. Jetzt erst war das ganze Werk in unserer Hand.



Überschwemmungsgebiet an der Yser, das von unseren Pionieren überbrückt wurde.

Die Beispiele, in denen im Kampf um Festungen die Pioniere die Bahnbrecher und Träger des letzten Erfolges waren, ließen sich um viele Dutzende vermehren. Überall wurde durch wohlüberlegte Vorbereitungen und unerschrockenes Drauflosgehen, oft unter den größten Opfern, der Sieg errungen.

Aber nicht nur hier bewährte sich die Truppe als Meisterin ihrer Aufgabe. Im beweglichen Feldkriege stand sie ebenso ihren Mann. Während noch 1870 die Führung häufig nicht wußte, welches Kampfmittel sie in ihren Pionieren besaß, indem sie sie in den Marschkolonnen hinten, statt vorn einreihte, so entstanden oft unliebsame Verzögerungen, wenn Hindernisse überwunden werden mußten. Jetzt ist ihr Platz in der **Vorhut**, und das hat sich glänzend bewährt. Wie viele Flüsse sind in diesem Feldzug rechtzeitig überbrückt worden, oft im feindlichen Feuer, was früher unmöglich schien.



Die größte der von unseren Pionieren bisher in Feindesland gebauten Brücken. Phot. R. Guschmann.



⌘ Pioniere beim Ziehen von Drahthindernissen. Phot. Paul Lamm. 

Aus diesem weiten Gebiete nur ein kleines Beispiel: Eine Pionierkompagnie schlägt, trotzdem von beiden Ufern Schuß um Schuß getauscht wird, eine Brücke über die Maas. Wo Geschosse die eisernen Pontons unter Wasser treffen, drohen diese zu versinken, doch flugs werden die Löcher gestopft und das Wasser wird ausgeschöpft. Kugeln sausen in den Einbautrupp, in die Träger- und Tauanlagetrupps, und mancher brave Pionier stürzt getroffen kopfüber ins Wasser; aber schnell springt ein anderer ein, und der Bau geht vorwärts in Ruhe, wie daheim auf dem Waffenübungsplatz. Kaum ist das jenseitige Ufer erreicht, so greifen die Pioniere zu ihren Gewehren und verjagen mit der Vorhut den Feind. Die Division kann ihren Übergang vollziehen. Kaum eine halbe Stunde später: Feuerüberfall durch die Einwohner des nahen Städtchens auf die Brücke. Aber die Pioniere sind bei der Hand. Unter Führung ihrer Offiziere gehen sie den Franktireurs auf den Leib und werfen sie in die Stadt zurück. Über 200 Mann fallen in den Straßen, und später werden noch 110 Mann standrechtlich erschossen. Die Brücke aber war gerettet und diente noch am selben Abend dem Übergang von zwei anderen Divisionen.

⌘ ⌘ ⌘

In dem endlosen Stellungskriege haben die Pioniere Gelegenheit, eine unbegrenzte Tätigkeit zu entfalten. Wo es gilt einen feindlichen Stützpunkt oder Schützengraben zu nehmen, oder den Feind aus einem gewonnenen mit Handgranaten und Minen wieder hinauszuwerfen, wo es gilt, wie im Argonner Wald, unter den unglaublichsten Schwierigkeiten Zoll um Zoll zu erkämpfen, oder wie in Flandern überschwemmte Flächen zu überwinden, da erschallt überall der Ruf nach Pionieren!

Da liegt auf einem schmalen Höhenrücken an dem uralten „Chemin des Dames" eine einsame Ferme. Die Stürme des Mittelalters sind über sie hingebraust, doch ihre Besitzer waren sicher unter dem Schutz der hohen, starken, nach Norden doppelten Umfassungsmauern. Der südliche Hang des Rückens war von den Franzosen, der nördliche von den Deutschen besetzt. Die Ferme bildete einen festen französischen Stützpunkt, der den ganzen Höhenzug flankierte und ein Vorschieben unserer Linien unmöglich machte. Obgleich es der Artillerie gelungen war, schon einige kleine Breschen in die vordere Mauer zu schießen, blieben alle Sturmversuche erfolglos. Immer brachen die Angriffe an dem überwältigenden Feuer aus der Ferme zusammen.

Da blieb nichts anderes übrig: Pioniere vor! Unter unsäglichen Schwierigkeiten, im heftigsten Feuer, wurden die großen Ladungen vorgebracht. Durch zwanzig hineingeschleuderte Minen wurden die Gebäude verwüstet, Breschen in die Mauern gesprengt und die menschliche Kraft gebrochen. Im Sturmlauf wurde nun die Ferme genommen. Viel Blut, viel Ehr'! —

An einer alten Römerstraße liegt bei einem Wegkreuz auf einer, das Gelände weit beherrschenden Höhe *** Auberge. Die Gebäude, die mit Schützengräben umgeben waren, bildeten durch ihre Lage und Bauart einen schier uneinnehmbaren französischen Stützpunkt. Die Erstürmung hätte unendliche Opfer gefordert. Pioniere schafft Rat! „Wir werden den Stützpunkt ohne Opfer nehmen, aber es kostet Zeit!" Gut!

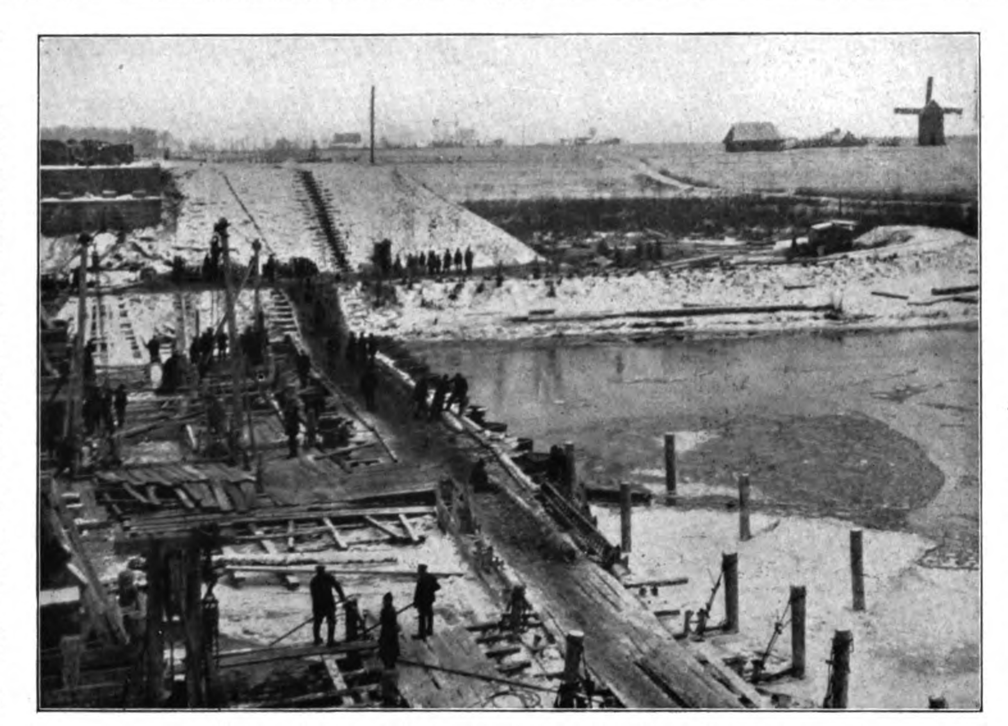
Man setzte nun in einer Entfernung von etwa 270 Metern aus einer gedeckten Stellung einen Stollen an und trieb ihn Tag und Nacht vor. Ein Gegenminenangriff blieb erfolglos. Endlich war man zehn Meter weit unter das Gehöft gelangt und brachte nun eine ganz ungeheure Ladung französischen Schwarzpulvers an Ort. Sturmtruppen standen bereit. Die furchtbare Mine wird gezündet. Ein dumpfes Dröhnen durchrollt die Luft. Erdbebenartig erzittert auf Meilen die ganze Gegend.



⌘ Pioniere mit der Handramme. Phot. R. Guschmann. ⌘

Eine mächtige Erd- und Rauchwolke verfinstert die Sonne. Unter den Trümmern aber unförmliche Klumpen von Leichen und zuckenden Menschengliedern. So hatten die zähen Pioniere die Stätte des Todes bereitet, damit kein Tropfen deutschen Blutes beim Sturm zu fließen brauchte...

Eine Bahnlinie jenseits der Maas, im Rücken der französischen Stellungen, die zwei Festungen miteinander verbindet, soll unterbrochen werden. Zwei Pionier-Offiziere mit einigen sich freiwillig erbietenden Unteroffizieren unternehmen das tollkühne Wagnis. Mit Sprengmunition bepackt, schlichen sich in der Nacht die beherzten Männer durch Wald und Unterholz zum Kanal und Fluß. Beide wurden ohne Rücksicht auf Gefahr durchschwommen. Dann pirschten sie sich weiter durch die französische Postenkette zum Bahndamm. An sechs schwierig wiederherzustellenden Punkten wurde die Verbindung zerstört. Trotzdem die Franzosen durch die lauten Detonationen alarmiert wurden, gelang es den Pionieren, Fluß und Kanal wieder zu überschwimmen und zu ihrer Division zurückzukehren. Nur ein Leutnant mußte sein junges Leben in den angeschwollenen Fluten des Flusses lassen. Ehre seinem Andenken! — Wie hoch die braven Pioniere geschätzt werden, mag folgender Tagesbefehl eines sehr bekannten kommandierenden Generals dartun:



Wiederaufbau einer Brücke über die Weichsel. Phot. R. Sennecke.

„Pioniere des *** Regiments!

Ungern sehe ich euch aus dem Rahmen meines Armeekorps scheiden. Vorbildlich habt ihr euch in den Tagen und Nächten, in denen ihr mir unterstellt waret, mit den euch vertrauten Kampfmitteln an den hartnäckigen Feind herangearbeitet und ihm mit euren geschleuderten Minen gewaltig zugesetzt. Heldenhaft seid ihr dann der stürmenden Infanterie als Wegebahner und -weiser vorausgeschritten und habt in treuer Waffenbrüderschaft mit ihnen und der Artillerie den zähen Feind aus seinen Stellungen herausgeworfen. Gar mancher Held hat sein Leben für König und Vaterland gelassen. Ich betraure mit euch diese uns gerissenen Lücken und ehre ihr Andenken.

Zu neuer Arbeit an anderer wichtiger Stelle werdet ihr gebraucht. Ich wünsche euch dort dieselben schönen Erfolge, auf die ihr stolz sein könnt. Indem ich allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften des Regiments für ihre hervorragenden Leistungen meine besondere Anerkennung und meinen Dank ausspreche, hoffe ich bald das Regiment oder Teile davon bei neuem Angriff auf den Feind wiederzusehen!

gez. ***."

Sprengung einer Brücke. Phot. Gebr. Haeckel.

Wenn es sich darum handelte, durch kühne Erkundung, gefahrvolle Sprengungen oder schwierigste Arbeiten im feindlichen Feuer dem Ganzen zu dienen, versagte kein Offizier, kein Pionier! Diese hohen Eigenschaften sind aber nur durch ernste Schulung und harte Friedensarbeit errungen worden, und darum sei hier der Männer gedacht, denen, an der Spitze des Ingenieur- und Pionierkorps, solche Erziehung zu danken ist. Das waren der geistvolle, in jugendlicher Frische immer anregend und fördernd wirkende jetzige Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, der zielbewußte und in klarer Erkenntnis der in der Zukunft liegenden Forderungen des Krieges wirkende, geniale Bezwinger Antwerpens, General von Beseler, und, wenn auch nur kurz, der temperamentvolle, die waghalsigste Kühnheit weckende General von Mudra, der das Wort geprägt und in die Tat umgesetzt hat: „Pionier sein heißt angreifen!" — Jeder dieser hervorragenden Generale hatte seine besondere Eigenart, aber eine Eigenschaft war ihnen allen gemeinsam: Lust und Liebe zum Dienst erwecken!

Hierin aber liegt der Zauberstab für den Erfolg! —

Deutsches Gebet. Von Frida Schanz.

Herrgott, Herrgott! Unsre Seele schreit!
Die Erde steht in Flammen.
Herrgott der Zeit und Ewigkeit,
Schütze uns alle zusammen!

Es hat ein wirrer, wilder Wahn,
Uns diesen Krieg geschaffen!
Herr Gott, du Lenker der Weltenbahn,
Hilf unsren deutschen Waffen!

Er, — der Russe. Von Adolf Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Er, — der Russe! Ein weites Kapitel! Ich werde mich hüten, mich in dies Gestrüpp zu verlieren. Denn abgesehen davon, daß ich Angst habe, darin stecken zu bleiben und mich lächerlich zu machen, fürchte ich die gewerbsmäßigen Russenkennner, die schnell da sein würden, mich wegen fürwitzigen Pürschens auf ihnen vorbehaltenem Jagdgrunde auf die Finger zu klopfen. Nein. Ich will nicht von dem Russen überhaupt, sondern nur von unserem Gegner sprechen, wie er sich für die Armee hier im Osten nach ihren Erlebnissen in diesem Kriege bis auf weiteres ansieht.

Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Und wenn er zu Ende ist, werden die berufenen Kritiker schwere Arbeit haben, was er an Eindrücken in dem bunten Durcheinander seiner Kampfesabschnitte und Kampfformen hinterlassen hat, zu ordnen und auf dauernde Erfahrungswerte zurückzuführen. Eines aber tritt schon heute als völlig sicher und bestimmt erkennbar hervor. Das ist die Gewißheit, ein wie großes Glück es für uns ist, daß dieser Krieg, den die Russen zur Zurückdrängung des ihnen verhaßten Deutschtums unter allen Umständen führen wollten, nicht ein Jahr später ausgebrochen ist. Ein Glück für uns, daß die verbündete Nachbarmonarchie nicht klein beigegeben hat. Wir wissen aus Gefangenenaussagen, daß die Transporte kriegsstarker Truppenkörper zur Grenze schon um die Jahreswende von 1913 zu 1914 in aller Stille begonnen haben. Dasselbe gilt von der Einberufung der Reservisten aus dem Osten für die ständig oder seit den dem Kriege vorangegangenen Krisen im Westen garnisonierenden Korps. Nichts Schlimmeres hätte es für uns geben können, als ein weiteres Stehen mit Gewehr bei Fuß, das dem Feind gestattet hätte, alle die Flutwellen seines schier unerschöpflichen Menschenmaterials — die unser Heer bisher nur unter Aufwand all seiner Kraft einzeln und nacheinander zum Branden und Zerschellen bringen konnte — zu einem gewaltigen, alles überschwemmenden Wogenkamme zu vereinigen! Die Anhänger eines baldigen Friedens in den Reihen unserer Volksgenossen sollten diese Seite der Sache nachträglich recht, recht angelegentlich prüfen! Sie werden dann ohne Zweifel zu mannigfachen Berichtigungen früherer Grundsätze sich genötigt sehen. „Die Russen sind wie die Läuse, je mehr man abends absucht, destomehr sind am andern Morgen wieder da!" So erläuterte mir drunten in Olschtyn ein alter Reservist von den Gardejägern seine persönlichen Erfahrungen aus diesem Feldzug. Der Vergleich eines immerhin tüchtigen Feindes mit dem widerlichen Ungeziefer war unstatthaft, so nahe er auf Grund der stillen Erlebnisse unserer Leute im Lande eben dieses Feindes auch lag. In der Sache hatte der Mann trotzdem recht, und zwar liegen die Dinge so, wie er meinte, obgleich die Kriegserklärung doch noch immerhin lange vor Vollendung des feindlichen Aufmarsches gekommen ist! Jedenfalls entsteht angesichts der Wucht des Ansturms, dem wir seit der zweiten Hälfte des August vorigen Jahres ausgesetzt waren u. a. die Frage, wie es eigentlich möglich gewesen ist, daß ein Nikolaus den Krimkrieg, daß sein Nachkomme desselben Namens den Krieg gegen Japan überhaupt nur verlieren konnte, daß die Türkei in den Russenkriegen nicht einfach überrannt worden ist! Man sieht dann, daß vor allem die riesige Größe des Zarenreichs, die Schwierigkeit, seine Massen rechtzeitig beieinander zu haben, den gewaltigen militärischen Leistungen, zu denen es der bloßen Kopfzahl nach unbedingt befähigt wäre, im Wege stehen. Das Unnatürliche der Größe des Reiches verbürgt — hier wie hoffentlich auch anderwärts! — die vernünftige Einschränkung der Gefahr für seine Nachbarn, die es an sich dauernd bedeutet. Aus dem bisherigen Verlauf des Krieges geht, darüber ist hier in der Armee des Ostens nirgends ein Zweifel, einfür allemal hervor, daß man Rußland nie und niemals mehr gestatten darf, in seinen Vorbereitungen für den Krieg soweit zu gehen, wie wir es im Interesse unseres Friedens und des Weltfriedens in den letzten Jahren zugelassen haben. Ebenso, daß unsere Grenze im Osten nicht offen bleiben darf!

In endlosem Zuge wallt wieder — wie eigentlich während des ganzen bisherigen Feldzuges und zwar auch während weniger erfolgreicher Wochen — der Gefangenen Pilgerschar gen Westen. Nie hat die germanische Welt vom russischen Osten her Ähnliches erlebt, wohl nie dem Slawentum im Kampf um ihren Platz auf dem Boden Europas solche Wunden geschlagen! Müde, gleichgiltig, ausdruckslos schauen die Gefangenen drein. Kaum, daß hier und da ein Offizier seine neue Umgebung mit verächtlichem, haßerfülltem Blick mißt. Und doch hat sich ein guter Teil derer, die da vorüberziehen, mit Löwenmut und Löwenkraft geschlagen. Wie mag es in der Seele dieser Leute aussehen? Man muß versuchen, sich in sie hineinzudenken. Selbst sagen können sie es nicht. Dazu sind sie zu stumpf.

Höchstens können sie es andeuten. Aus den Angaben tatsächlicher Natur, die sie machen, geht es zum Teil hervor. Ein Gefangener erzählt, daß er sehr geweint habe, als er von Hause habe fortgehen müssen, und daß es seinen Kameraden nicht anders gegangen sei. Ein anderer weiß zu berichten, wie bei der Begegnung mit dem Feinde die Offiziere hinter der Front ständen und mit Säbel und Pistole die Durchführung der Befehle überwachten. Wer sich zur Flucht wende, werde niedergeschossen. Wenn ganze Truppenteile zurückgingen, — was selbstverständlich erst möglich sei, wenn die Offiziere selbst von ihren Plätzen wichen, — ständen hinten Maschinengewehre bereit, sie zu empfangen. Der Führer habe Kosaken an der Hand, deren einzige Aufgabe es sei, zurückgehende Truppen mit der Nagaika von neuem in die Front zu jagen. Ich bemerke, daß am 31. Januar während des Kampfes um den Borshymower Wald ein Artilleriebeobachter gemeldet hat, er sehe, wie am Nordausgang des Waldes russische Reiterei auf fliehende russiche Infanterie einhaue. Bei Humin, nordöstlich von Bolimow, wo einige Tausend Gefangene in unserer Hand blieben, hat am 2. Februar ein russischer Stabsoffizier die Äußerung getan, es würde noch weit mehr russische Infanterie die Waffen gestreckt haben, wenn eine Möglichkeit für sie bestanden hätte, unter unserem Feuer zu uns herüberzukommen.

Ich habe hier auf Aussagen Bezug genommen, deren Inhalt für zutreffend gelten kann, weil sie bei den Gefangenen der verschiedensten Truppenteile immer wiederkehren. An ihrer Bedeutung im Hinblick auf die seelische Verfassung des russischen Heeres ändert es auch kaum viel, wenn es gelegentlich andere Gefangene gibt, die keinerlei Andeutung des Inhaltes machen, daß sie nur ungern in den Krieg gezogen wären, oder wenn auch in unsrem Sinne pflichtbewußte Leute jede Aussage über Vorgänge und Zustände bei ihrer Truppe, über die Haltung ihrer Offiziere, die Rolle der Kosaken als Einpeitscher ins Gefecht — von taktischen Absichten oder Vorgängen ganz zu schweigen — rundweg ablehnen. Unter den Leuten, die über Kriegsunlust beim Ausmarsch nichts zu erzählen wissen, sind solche, die in anderer Beziehung recht mitteilsam sind; unter denen, die mit Angaben über die Vorgänge beim Gegner pflichtgemäß zurückhalten, umgekehrt wieder solche, die aus ihrer persönlichen Betrübnis, von Hause oder aus der Garnison fortgemußt zu haben, keinen Hehl machen. Jedenfalls überwiegen aber die Aussagen der nach jeder Richtung hin Mitteilsamen durchaus, und zwar auch da, wo sich die Truppe vorher gut geschlagen hat.

Die gern in den Krieg gezogen sind, sind die seltenen Angehörigen kriegerischer Stämme. Sie lieben den Krieg um des Raufens willen. Von der Sache, um die es sich handelt, wissen sie ebensowenig wie die große Masse ihrer weniger kriegsfrohen Mitstreiter; sie wissen ebenso wie diese nur, daß Rußland von Feinden überfallen und daß das Heer deshalb aufgeboten worden ist. Der Zar hat den Krieg nicht gewollt! Denn: es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Der böse Nachbar war für sie in diesem Fall der Deutsche. So ungefähr hat es ihnen ihre Regierung erzählt. Und auch dem Kriegsunlustigsten ist nie der Gedanke gekommen, auch nur entfernt an deren Vertrauenswürdigkeit just in diesem Punkte zu zweifeln. Noch heute glauben die Leute hier in Russisch-Polen steif und fest, daß Rußland zum Frieden bereit und nur Deutschland unversöhnlich gewesen sei. Mit diesem Glauben schlägt sich der russische Soldat.

Aber er regt sich nicht weiter dabei auf. Der Zar und der Niemjetz (der Deutsche) kämpfen jetzt miteinander, aber sie werden sich auch wieder vertragen. Und Rußland wird hinterher etwas größer sein oder etwas kleiner, ohne daß man etwas davon merkt. Was tut's? Man schießt auf den Feind, weil es befohlen ist, aber man braucht ihn deswegen nicht zu hassen. Und man schlägt sich, ruhig und bedächtig, wie der Russe sich stets geschlagen hat, schlägt sich, weil es befohlen ist, weil der Zar es befohlen hat, — und weil man muß! Hinten stehen die Offiziere mit dem Revolver, und hinter denen der Kosak mit der Nagaika. Freilich, wer sich drücken kann, ist dumm, wer es nicht tut! Rußland ist groß und hat viele Soldaten. Was kommt es da auf eine Handvoll an? Vielleicht ist's Sünde, dieses Sichdrücken? Aber ach, man begeht so viele Sünden und hofft auf einen gnädigen Richter! Auch der Zar wird ein gnädiger Richter sein! Wenn man ohne Offiziere ist und tun kann, was man will, oder wenn die Offiziere von ihrem Platz weichen, weil das Feuer von drüben gar zu gefährlich wird, oder wenn man dasteht und gar nicht mehr weiß, was tun, dann ist's am Besten, man läuft hinüber zum Gegner und gibt sich gefangen. Dann ist man wenigstens für seine Person in Sicherheit, solange der Krieg währt, und — Gott wird auch so für Rußland sorgen nach seiner Weisheit! Daß drüben der Niemjetz jeden Gefangenen erschlage oder totsteche, wie die Offiziere es immer behaupten, ist Torheit! Das glauben sie ja selbst nicht; der Niemjetz ist

ein Christ, wie der Russe. Er ist nicht einmal ein Kosak! Weshalb sollte er so ohne Erbarmen sein!

Es sind Mordbrenner unter den russischen Soldaten, Spitzbuben und Gesindel jeder Art. Mit ihnen schreitet das Verderben; wehe dem Boden, den ihr Fuß betritt, ob es der Rußlands ist oder fremder. Leute aber, die uns Deutschen an sich feindlich gesinnt wären, gibt es nur wenige darunter. Ein paar Polen. Ein paar aus den Städten. Ein paar Offiziere. Sonst niemand.

Ich habe oben von dem verhaßten Deutschtum gesprochen, zu dessen Zurückdrängung dieser Krieg geführt werde. Verhaßt — das sind wir, aber doch nur in den Grenzen, in denen es in Rußland Leute gibt, die politischen Stimmungen und Schlagworten zugänglich sind. Wir sind seit etlichen Jahrzehnten verhaßt bei den Theoretikern des Slawentums, also bei den Politikern Rußlands, und bei etlichen Zeitungsleuten. Wir sind von jeher verhaßt bei der Beamtenwelt, bei den Kaufleuten und bei den Gewerbetreibenden bis zum ganz kleinen Handwerker hinunter. Der Deutsche macht ihnen allen unliebsamen Wettbewerb. Alexander Herzen, der russische Publizist und Politiker, hat sich vor zwei, drei Menschenaltern über diesen Punkt eingehend ausgesprochen, und was er gesagt hat, trifft offenbar heute noch Wort für Wort zu. Wir sind also, um es mit einem Wort zu sagen, verhaßt in den Städten; das Land aber weiß von so viel Haß nicht das Mindeste — das Land und mit ihm das Heer. Die Handvoll Städter ertrinkt in seinen Massen und spielt keine Rolle. Der Offizier mit dem finsteren Blick, den man ab und zu in den Reihen der Gefangenen sieht, ist uns ein wirklicher Feind; aber neben ihm geht ein halbes Dutzend seiner Kameraden, gutmütig, dumpf, stumpf und heilfroh, fürs Erste aus dem Trubel herauszusein und das Ärgste hinter sich zu haben. Sie denken nicht daran, an sich uns Feind zu sein, und ebenso wenig denkt der Mann im Glied daran.

Rußland hat glänzende Offiziere. Aber nicht sehr viel; ein großer Teil kann nichts. Es hat ausgezeichnete Soldaten; aber nicht für den Angriffskrieg. Sein Heer ist großartig ausgerüstet; aber nicht durchweg. So erklären sich die merkwürdigen Widersprüche in Verhalten und Leistungen unseres Gegners im Osten.

Die Artillerie schießt — wenn auch nicht im Sinne unserer Vorschriften — einmal mustergiltig, ein andermal wie von allem verlassen. Einmal sehen ihre Beobachter alles, ein andermal gar nichts. Alles in Allem überwiegen zum Glück die minderen Leistungen. Die Offiziere in dem einen Fall und in dem anderen müssen grundverschiedene Menschen und Soldaten sein.

Die Soldaten sind ausgezeichnet und schlagen sich, solange sie sich schlagen, ganz vorzüglich und mit der größten Bärenruhe. Voraussetzung dafür ist aber, daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als sich ihrer Haut zu wehren, d. h. daß vorn der Feind steht und hinten ihr Offizier und die auf ihren Rückzugsweg gerichteten Maschinengewehre. So ist die Gefechtsform, in der sie am meisten leisten, das Verteidigungsgefecht vom Schützengraben aus. Hier lassen sich jene Bedingungen am leichtesten schaffen; dazu kommt, daß der Aufenthalt im Graben dem Einzelnen das Gefühl herabgeminderter Gefahr gibt. Im offenen Gefecht trauen sie sich selbst nicht, uns gegenüber — trauen auch ihre Offiziere ihnen nicht. Beiden ist erst wieder wohl, wenn sie sich nach japanischem Muster richtig eingebuddelt haben. Sie vergessen, daß die Japaner bei aller Buddelei im rechten Augenblick zu marschieren wußten, während es ihnen offenbar unheimlich ist, wenn sie den Gegner aufsuchen, anstatt seinen Angriff abwarten sollen. Es ist kein Zufall, daß Rennenkampf nach der Einnahme von Gumbinnen so langsam auf Königsberg marschierte und dabei die deutschen Truppen so vollständig aus den Augen verlor, wie es Voraussetzung war für die Vernichtung der Narew-Armee bei Tannenberg. Mißtrauen in die Truppe lähmte ihn — und lähmte auch diese selbst! So waren die Russen, als es strategisch und taktisch gut um sie stand. Wird ihre Lage ungünstig, so stürzen sie meist zurück, was ihre Beine sie tragen. Sie erlaufen sich so die Zeit, sich wieder irgendwo eingraben zu können. Wie die Mannschaft an ihrem Teil, so versagt die Führung, wo es auf Entschlossenheit ankommt. Wenn die Geschichte dieses Feldzugs eines Tages geschrieben werden wird, so werden namentlich die eigentlich unverpaßbaren und dennoch seitens der Russen verpaßten Gelegenheiten sie von der anderer Kriege unterscheiden. Es ist ja nicht unbedingt nötig, Einzelheiten schon heute bekannt zu geben. Doch läßt sich wohl sagen, daß es nach den Ergebnissen dieses Krieges wirklich aussichtslose Lagen für den, der sich nicht selbst aufgibt, überhaupt nicht gibt! Und daß mehr wie ein deutscher General für die Empfindungen weiland des Reiters vom Bodensee nach dessen berühmtem nächtlichem Trabe infolge persönlicher Feldzugserlebnisse heute alles Verständnis hat! „Doch was nicht bebte, war der Deutschen Mut! . . .“ Die Zahl allein tut es eben schließlich doch nicht, trotz der unbestreitbaren Vorliebe des Napoleonischen Herrgotts für die stärkeren Bataillone.

Die Ausrüstung des einzelnen Mannes, die Scheerenfernrohre, Kartentaschen, Fernsprecheinrichtungen, Handgranaten der Russen, auch ihr Verhaudraht seiner Menge und Beschaffenheit nach — alles das sind mustergiltige Kriegsmittel, übrigens vielfach beste deutsche Ware. Aber am Wichtigsten, an Munition kann es auf einmal fehlen, nicht nur für die Artillerie, sondern selbst für die Infanterie. Die Artillerie wird auf eine unglaublich niedrige Geschoßzahl beschränkt. Und die Infanterie fängt plötzlich an, neben den modernen Spitzgeschossen alte Bestände von Rundspitzgeschossen zu verschießen.

Die große Verschiedenheit in den Leistungen des russischen Heeres, seine Unberechenbarkeit im großen und im kleinen ist das Ergebnis der psychischen und der moralischen Verfassung nicht weniger der Russen als Nation, wie des Einzelnen unter ihnen. Ein deutscher Kavallerieoffizier — Divisionsadjutant — reitet in der Hitze des Gefechts unversehens in eine ganze russische Kompagnie hinein. Er ist verloren; und nur weil er es ist und weil es seine Lage doch nicht noch schlimmer machen kann, als sie so schon ist, herrscht er ihnen das berühmte „Kuki wer!“ „Hände hoch!“ zu. Und siehe da, keiner schießt ihn vom Gaul herunter, sondern sie strecken wirklich die Waffen. Nach der Niederlage Rennenkampfs durch Hindenburg brachten einzelne Meldereiter wiederholt dreißig bis vierzig Gefangene aus der Rominter Heide mit. Anderseits hielten versprengte ganz kleine feindliche Gruppen, die sich nicht ergeben wollten, noch tagelang von der Heide aus zwei Armeekorps in Unruhe. Namentlich beschossen sie jeden Kraftwagen. Ihr Widerstand war aussichtslos, dennoch wurde er fortgesetzt.

Demgegenüber ergaben sich, wie erwiesen, andere, wo sie nach unseren Begriffen unbedingt hätten weiterkämpfen müssen. Daß diese andern sich so ohne weiteres entwaffnen ließen, ist zurückzuführen zunächst auf ihren Mangel an Liebe für die Sache, um die es geht, daneben aber ohne Zweifel auf ihr Bewußtsein, daß zehn andere bereit waren oder vielmehr bereit gehalten wurden, im Dienste des heiligen Rußlands und seines Zaren an die Stelle eines Vermißten zu treten. Daß, bei großer Verwendbarkeit des Einzelnen für gewisse Gefechtsformen, für jeden, der so oder so aus der Kampflinie schied, nicht nur doppelter oder dreifacher, sondern zehnfacher Ersatz da war: das ist, von den klimatischen und kulturellen Verhältnissen des Landes abgesehen, die Hauptschwierigkeit, mit der unsere Kriegführung im Osten zu kämpfen hat.

„Er kommt immer wieder!“ So sagen unsere Leute. „Er funkt wieder einmal mächtig!“ „Er schießt auf jede Helmspitze!“ Man braucht nicht zu fragen, wer gemeint ist. „Er“ ist ein für alle Mal der Feind, in unserem Fall der Russe. Und unsre Leute haben das Gefühl, sich in „ihm“ mit einem sehr zähen, sehr gefährlichen Gegner zu messen, der in der Heimat immer und immer wieder unterschätzt wird, unterschätzt wird auf Grund dessen, was über unsere ersten Zusammenstöße mit den Russen zu berichten war, bei denen sie in der Tat in jäher Flucht zerstoben. Einer aus dem russischen Heerbann ist niemals gemeint, wenn von „ihm“ die Rede ist. Dieser eine ist der Kosak. Er gilt nicht als ehrlicher Gegner, gilt als Räuber, Gauner und Schänder, als ein Feigling im Gefecht; und er ist bei „ihm“ ebenso verhaßt und verachtet wie bei uns. „Hängt alle Kosaken auf!“ mahnen die russischen Gefangenen immer wieder. Kosaken aber waren in der Hauptsache jene Grenztruppen, mit denen wir zuerst aneinander gerieten. Auf ihr unrühmliches Verhalten ist es zurückzuführen, daß das volle Verständnis für die Leistungen der Armeen Hindenburgs in der Heimat noch immer nicht da ist, ja daß manche nicht begreifen wollen, weshalb unser Kampf auch dort so schmerzlich viel Blut kostet. „Er“ selbst, der Russ', im Gegensatz zum Kosaken, ist eben alles in allem doch ein tüchtiger Gegner, und seine Überlegenheit in der Kopfzahl war eine sehr ernste Gefahr für uns. Wer an ihrer Bekämpfung mitgewirkt, hat sich um das Vaterland hoch verdient gemacht, vom Feldherrn bis hinunter zum schlichten Fahrer beim Troß.

Bismarck. Von Dr. Edmund Göhring.

Vor hundert Jahren ward Bismarck geboren.
Bedenkt es in gewaltiger Zeit.
Laßt es klingen in alle Ohren,
Wär er nicht unser, wo wären wir heut?

Gefallene Helden kommen gezogen
Hinauf zu ihm wie einst nach Walhall.
„Deutschland,“ rauscht es wie Meereswogen
„Über alles!“ — und überall.



Der letzte Mann. Gemälde von Professor Hans Bohrdt. Einzelkunstblätter im Verlage von Otto Gustav Zehrfeld, Leipzig.

Hauptmann Seyfried.

Von Hans Benzmann.

Im Kugelregen ging spazieren
Herr Hauptmann Seyfried lobesam,
Gern mocht' er vor dem Feind stolzieren,
Wenn der mit hundert Schlünden kam.
Es war nicht Tollheit, nicht verrückt, —
Das Leben schien ihm wunderbar, —
Es war der Mut, der ihn beglückt
Und der ein Hort den andern war.

Stürmt' er mit seinen blonden Recken
Und warf das Feuer sie ins Gras,
Dann trieb sein Scherz sie aus Verstecken,
Dann dröhnt' sein Lachen tief im Baß, —
Dann dachte keiner mehr ans Sterben,
Der Hauptmann Seyfried ging voran,
Er schlug den Tod zu Schand' und Scherben,
Er war das Leben, Held und Mann!

Sein war die rechte Christenliebe,
Die rechte ritterliche Art,
Er war ein Schild gen Stoß und Hiebe,
Er fing die Kugeln mit dem Bart.
So war sein Leben ein Stolzieren,
So hochgemut, so kühn und frei . . .
Doch einmal sollt' es ihm passieren,
Da fing sein Herz der Kugeln drei — —

Da fuhren in den Feind die Seinen,
Als ging' sein Geist im Sturm voraus,
Da war's beim Würgen weh ein Weinen,
Ein Schluchzen war's bei Grimm und Graus . . .
Da haben ihm vier Füsiliere
Inmitten dieser wilden Schlacht,
Ach ihrem liebsten Offiziere,
Wie still das Grab gemacht . . .

Feldpostbrief aus den Karpathen.

„Na, Verehrtester, was gibt es denn für neue Kolonnengerüchte?" Diese Begrüßungsfrage richteten wir an den uns im Schützengraben besuchenden Führer unserer großen Bagage. Die große Bagage weiß nämlich alles, von ihr erfährt man stets das Neueste. Wenn auch die Bagagegerüchte Dichtung und Wahrheit sind: zweifellos sind sie interessanter als das, was wir in der Front, nachdem wir seit einigen Wochen an der Rawka festlagen, gewöhnlich dienstlich zu erfahren bekamen. — Unser Bagagefreund machte ein listiges Gesicht, dann flüsterte er: „Herrschaften, wir werden wieder abtransportiert, wohin, weiß kein Mensch."

Keine Nachricht hätte uns größere Freude machen können. Endlich werden wir von dem langweiligen Stellungskrieg, den wir so gar nicht geschätzt hatten, erlöst, endlich blühte uns die



Munitionstransport in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

Aussicht, neue Gegenden, neue Lande und Leute kennen zu lernen, endlich die Hoffnung auf ein neues frisch-fröhliches Draufgehen. Das Ziel der Reise war nach Tagen immer noch geheim, nur soviel ahnten wir, daß unsere Division in der österreichisch-ungarischen Kampffront Verwendung finden sollte.

Das Verladen ging schnell von statten. Die vielen kleinen Panjepferde, die den eigentlichen Pferdebestand des Regimentes fast verdoppeln, mußten mit, da sie als Vorspann auf den grundlosen Wegen des Ostens unentbehrlich sind. Die Eisenbahnverwaltung stellte jedoch wenig mehr Wagen als zuständig ein, wodurch einige Schwierigkeiten, diese Pferdchen unterzubringen, entstanden. Viel Platz beanspruchen sie nicht, und bis zu fünfzehn drängten sie sich wie die Hammel im Wagen zusammen.

Die Fahrt führte durch Deutschland, die liebe, liebe Heimat. Ein eigenartiges, jubelndes Gefühl beschlich mich, einmal wieder auf deutschem Boden zu sein, mal wieder „Europäer", wie wir scherzten, zu sehen mit blonden Zöpfen und darunter ein liebes Mädelgesicht.

In Posen flüsterte uns ein bei der Etappe dienstlich beschäftigter Freund zu: „Ich darf euch das Ziel eurer Reise leider nicht verraten", meinte er. „Jedoch der Ort, in dem ihr ausgeladen werdet, kommt in Zriny vor."

Also schnell, nachdem der Zug in Bewegung, die Schulbildung ausgepackt. Zriny? Wie hieß doch die von jenem Helden verteidigte Festung? Richtig, Sigeth. Nanu? Was sollen wir denn da? So ganz zu stimmen schien uns die Sache doch nicht. Den nächsten Tag fuhren wir, einige Kilometer an Wien vorbei, nach Budapest weiter, und während eines Aufenthaltes hörten wir dann endlich unsern Bestimmungsort: Munkacz. Munkacz? Das kommt doch nicht im Zriny vor, das war doch Alexander Ypsilanti. Wir lachten herzlich über den kleinen literarischen Fehler unseres Freundes.

Nun ging es weiter, über Budapest in die nordöstliche Karpathenecke hinein. Die Fahrt erinnerte an unsre erste, schöne, unvergeßliche Feldzugsfahrt. Auch damals hatten wir unsre Regimentsmusik im Zuge, und während jedes Aufenthaltes wurden patriotische Lieder und Märsche gespielt. Auch jetzt die gleiche Begeisterung, die Bevölkerung stand Kopf an Kopf auf dem Bahnsteige und sang mit. Am liebsten hören unsere Verbündeten die Wacht am Rhein; immer wieder mußte sie gespielt werden.

Ein eigenartiges Landschaftsbild die ungarische Tiefebene. Stundenlang rollte der Zug in schnurgerader Richtung durch die Pußta. So weit der Blick schweifte, überall die kleinen, überaus reinlichen Gehöfte mit dem typischen Querbalken des Ziehbrunnens, zuweilen eine Schweine- oder Schafherde, sonst lag alles tot im Wintersonnenglanz.

Am andern Morgen kamen wir in Munkacz an, erfuhren dort auf der Bahnhofskommandantur unsere Quartiere. Das Dorf lag ungefähr 15 km von Munkacz, dem Stabsquartier unserer Division, entfernt. Hier hatten wir fünf Tage Zeit, um die nötigen Vorbereitungen für den Gebirgskrieg zu treffen. Tragetiere mußten angekauft, Schlitten angefertigt und manches andere besorgt werden. Auch mußten die Mannschaften die Eigenart des Geländes und die dadurch bedingte andersartige Taktik und Kampfweise kennen lernen. Die fünf Tage waren wirklich keine Ruhetage, vielmehr glichen sie der arbeitsreichen Zeit der Mobilmachung.

Munkacz war für unsere polnischen Begriffe Großstadt. Wir waren in Polen so ganz andere Städte gewohnt, Straßen, die jeglicher Zivilisation spotteten, mit knietiefem Schmutz und elenden Häusern. Munkacz hatte Bürgersteige und trotz schlechten Wetters leidlich trockenes Pflaster, hatte Läden, in denen wir alles, was unser Herz begehrte, kaufen konnten. In den Kaffeehäusern spielte abends die Musik. Auf den Straßen lebhafter Verkehr, und Juden gab es zwar nicht weniger als in den polnischen Städten, doch tragen die ungarischen Juden an den Schläfen die in Rußland verbotenen Ringellöckchen, die so lustig im Winde flattern.

Die Juden gelten als der sicherste Barometer für den jeweiligen Stand der Gefechte in den Karpathen. Schließen sie ihre Läden und ziehen fort, so ist die Lage ungünstig, und die Russen dringen siegreich vor. Viele Tage, ehe wir in der dortigen Gegend erschienen, waren sie zurückgekehrt und hatten ihre Geschäfte wieder aufgenommen. Der jüdische Instinkt und die Vielseitigkeit ihrer Verbindungen sind fabelhaft.

Auf die Minute waren wir mit der Gebirgsmobilmachung fertig. Nun ging es in die Berge hinein. Am ersten Tage hatten wir einen langen Marsch und erreichten erst im Dunkeln unsere Quartiere. Da diese noch an der großen Straße und die Russen hier noch nicht gewesen waren, waren sie leidlich. Ganz überrascht war ich, als ich in mein Quartier kam, eine ganz deutsche Familie anzutreffen. Wie sie mir erzählten, gibt es in den Karpathen viele Dörfer, die von deutschen Kolonisten bewohnt werden und auch deutsche Namen tragen. Später habe ich das bestätigt gefunden.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Wir kamen nun in Gegenden, wo der Russe schon gehaust hatte. Ruinen und arg zerstörte Häuser zeugten davon. Mit wohlberechneter Absicht schlugen die Russen alle Fenster und Türen, sowie die Feuerstellen in den Häusern entzwei und beschmutzen in nicht wiederzugebender Weise alle Räume, um dadurch ein Wohnen der ihrem Rückzug folgenden Feinde unmöglich zu machen. Eine Truppe muß nachts, wenn es irgend möglich ist, unter Dach und Fach kommen, besonders bei den Temperaturen, die wir zu jener Zeit in den Bergen hatten. Wir bogen daher von der großen Straße ab und marschierten über einen Paß in ein Seitental, dessen Ortschaften noch erhalten waren. Zuerst war der Weg breit, wir konnten in Marschkolonne marschieren, und sogar ein Auto unserer Division kam leidlich vorwärts. Allmählich wurde der Weg aber schmaler, er fing an zu steigen, wir marschierten in Kolonnen zu zweien nebeneinander, bis schließlich das ganze Regiment im Gänsemarsch durch den Schnee vorwärts stapfte. Das Auto hatte längst kehrt gemacht. Halten und Essen: unsere geliebten Gulaschkanonen haben wir bei der großen Bagage in Munkacz zurücklassen müssen, jetzt gab es zum ersten Male das Essen aus den Kochkisten, die die Tragtiere schleppten. Das Essen war aber ebensogut wie aus der Feldküche. Dann ging es weiter. Spät kamen wir wieder in die Quartiere, diesmal in ein richtiges Karpathendorf. Ich war in Polen gewiß nicht verwöhnt worden, jetzt staunte ich doch. Als ich in die niedrige Hütte hineintrat, konnte ich anfangs wegen der darin herrschenden Dunkelheit nichts erkennen. Dann unterschied ich allmählich einen riesigen Steinaufbau, der die Hälfte des Raumes ausfüllte und den Ofen darstellte, mehrere herumlaufende Hühner und zwei Kälber, die in einer Ecke angebunden waren. Nach weiterem Zusehen entdeckte ich die Bewohner insgesamt oben auf dem Ofen. Wie die Meerkatzen äugte die ganze Familie, die aus zehn bis zwölf Köpfen bestand, auf mich ängstlich herunter. Der Fußboden der Stube war besserer Morast; ich flüchtete daher auf eine Bank und entledigte mich des durch das Schneetreiben ganz durchnäßten Mantels. Dann mußte mein Bursche Feuer machen. Der Herd hatte aber keinen Abzug, der schwelende Rauch des nassen Holzes füllte bald hustenreizend den niedrigen Raum. Die Fenster zu öffnen, war unmöglich, da die Bewohner sie zugenagelt hatten. Meine Bestrebungen, die Leute zu veranlassen, die Hühner und Kälber zu entfernen, erwiesen sich als gänzlich erfolglos. Stroh gab es auch nicht, da in den Gebirgen kein Getreide gebaut wird, und das bißchen Heu, das wir noch gefunden hatten, bekamen die Pferde. So mußte ich denn für die Nacht mein Lager auf einer Bank, deren Härte durch meinen Pelz gemildert wurde, aufschlagen. Die Hausbewohner krochen zum Teil in die Bettstellen, zum Teil schliefen sie auf dem Ofen.

Am nächsten Tage blieben wir in der Ortschaft liegen. Ich konnte somit meine Beobachtungen bei meinen Hausbesitzern jetzt bei Tage fortsetzen. Geweckt wurde ich durch den Hahn, der mit furchtbarem Gekrähe den Morgen begrüßte. Nun begaben sich die Panjes an die Toilette. Groß und Klein nahm einen ordentlichen Schluck Wasser, gurgelte, um ihn anzuwärmen, spuckte ihn in die hohlen Hände und rieb dann Hals und Gesicht ab. Zwischen meinen Beinen kroch etwas herum. Überrascht schaute ich mißtrauisch unter den Tisch, es waren aber nur die beiden kleinsten Würmer, die eifrigst meine gestern Abend fortgeworfenen Zigarettenüberreste auf dem jetzt einigermaßen trockenen Fußboden aufsuchten. Diese lieferten sie dann glückstrahlend ihrem Vater ab, der sie mit einer rührenden Andacht zerteilte und in einen etwas merkwürdigen Tabaksbeutel verschwinden ließ. Neben dem Ofen war ein Bett und über diesem quer hängend eine Wiege angebracht, die den ganzen Tag in Bewegung gehalten wurde. Irgend ein Familienmitglied zog stets an der Schnur und schaukelte das furchtbar quietschende Möbel. Drei bis vier Kinder saßen ständig darin.

Die drei Frauen, von denen die Älteste wohl über hundert Jahre alt sein mochte, spannen, wenn sie sich nicht mit den Kindern oder mit dem Kochen beschäftigten. Man sieht auf Bildern manchmal ein Burgfräulein, das im linken Arm einen Flachsrocken und in der rechten Hand eine Spindel hält. Zwischen beiden läuft ein Faden. Hier habe ich so recht lernen können, wie dieser Faden entsteht. In echt mittelalterlicher Weise spannen die Frauen. Sie drehten mit rechtem Daumen und Zeigefinger die an dem fertigen Faden hängende Spindel, so daß diese ihn aufrollt und gleichzeitig durch ihn die Drehung zum Rocken weiterführt. Aus dem Rocken zupft die linke Hand den Flachs, der den Faden weiterspinnt, und mit den Lippen geben die Frauen dem Faden die gleichmäßige Stärke. Ab und zu unterbrechen sie das Spinnen, um die Fadenreste aus dem Munde zu entfernen. Diese Art von Spinnen mag ja billig und praktisch sein, schön fand ich sie nicht. Zum Schluß möchte ich über das Quartier noch bemerken, daß ich, der ich mich bisher für gefeit gehalten hatte, damals meine erste gründliche Bekanntschaft mit Ungeziefer gemacht habe.

Und jetzt, wo die Quartiere gänzlich aufgehört haben, wir seit Wochen im Schnee, Tag und Nacht bei jeder Witterung im Schützengraben liegen, habe ich Sehnsucht nach jener warmen Stube mit den Kälbern und Hühnern und dem qualmenden Herde. —

Die Russen hatten ihre vorgeschobenen Stellungen auf die Nachricht unseres Vorgehens, freiwillig geräumt und sich in ihre Hauptstellung auf dem Nordhang der Karpathen zurückgezogen. Unsere Division hatte die Aufgabe, von der großen Hauptstraße abbiegend, eine russische Stellung, die den Nachbarpaß sperrte, in Flanke und Rücken anzugreifen. Bisher hatten unsere Schlitten und kleinen Fahrzeuge uns folgen können; nun mußten wir auch diese zurücklassen und waren lediglich auf die Tragetiere angewiesen, die Munition, Sanitätsmaterial, eiserne Portionen trugen. Decken und Pelze mußten die Mannschaften selbst mitnehmen, wodurch das Gepäck bedeutend erschwert wurde.

Die Marschkolonne kroch langsam bei einem eisigen Schneesturm die Paßstraße hinauf; dann gab es einen längeren Halt. Das Regiment setzte sich in die Kolonne zu Einem. Die Spitze wurde durch einen ortskundigen Bauern geführt, hinter dem unsere Leute durch den Schnee stapften. Zu unserer Freude waren hier schon Truppen marschiert, so daß ein Weg gebahnt war, trotzdem kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Erst am anderen Tage marschierten wir auf vollständig schneeverwehtem Wege. Hier lag der Schnee bis zu zwei Metern hoch, und die vordersten Mannschaften mußten alle 100 Meter abgelöst werden, derart anstrengend war für sie das Vorwärtskommen.

Am Abend dieses Tages stießen wir auf die Russen, die in einer Stellung quer zu unserem Vormarschtal standen. Schon platzten einige Schrapnells der russischen Gebirgsartillerie mit hellem Knalle über uns. Unsere Kerls lachten. Sie kannten die „dicken Brummer" und ihr Krachen zur Genüge. Die Gebirgsschrapnells klangen dagegen, als ob die Russen Spatzen schießen wollten.

Wenn man im Gebirge eine Straße beherrschen und auf ihr vormarschieren will, muß man auch im Besitz der sie begleitenden Höhen sein. Wenig hätte es uns damals genützt, die russische Stellung in der Front zu werfen, wir wären bei dem Nachdrängen unweigerlich in einen Sack hineingeraten, den die Feinde dann von den Höhen aus zumachen konnten. Wir mußten daher nicht nur frontal, sondern auch auf beiden Seiten über die Höhen umfassend angreifen. Unser Bataillon wurde von S. zu der Besitznahme der einen Höhe angesetzt. Vierzig Stunden marschierten die Kompagnien in dem uns nun schon gewohnten Gänsemarsch, sich zum Essen kaum, zum Ruhen und Schlafen keine Rast gönnend, ehe sie die Höhe erreichten. Am Morgen des zweiten Marschtages sahen wir u ten im Tale die russischen Kolonnen in dicken Haufen zurückströmen. Wahrscheinlich hatte der Frontalangriff der Division und die Nachricht von unserer Umgehung sie dazu veranlaßt, ihre Stellungen aufzugeben. Die Gebirgsbatterie, die uns mit gegeben war, machte die Geschütze frei und ging in Stellung. Leider war die Entfernung für unsere Infanteriegewehre zu weit. Die russischen Kolonnen verschwanden schleunigst. Die bereits erwähnte Höhe beherrscht nicht nur die west-östliche, sondern hauptsächlich auch eine süd-nördliche Rückzugsstraße der Russen, da sich an ihrem Fuße zwei Täler im rechten Winkel gabeln. Ihre Wichtigkeit war daher von den Russen erkannt und sie deshalb sehr stark befestigt und besetzt worden.



Verwundete werden auf Schlitten zum Lazarett gefahren. Phot. Ed. Frankl.

In dem tiefen Schnee griff nun unser Bataillon von allen Seiten an. Die Russen hatten, wie üblich, diese Stellung nach allen Fronten ausgebaut, es war daher nicht leicht, an diesen „Igel" heranzukommen. Trotz der vorhergehenden Anstrengungen arbeiteten sich aber unsere wackeren Jungens durch den Schnee vor. Trotz des heftigsten Feuers konnten die Russen unser Vordringen nicht aufhalten, mit dem Bajonett haben wir schließlich den „Brückenkopf" gestürmt und genommen. Der Erfolg war groß. Die Gegner waren von einer ihrer Rückzugsstraßen abgeschnitten, und unsere Division hatte endlich Verbindung mit dem Nachbarkorps bekommen.

Das Heldenlied von Przemysl. Von Karl Fr. Nowak, Kriegsberichterstatter.

Am wilden San, den seit Halbjahresfrist mehr als einmal der Schlachtlärm umrauschte, ist jetzt ein Heldenlied zu Ende gesungen worden, dessen eherne Strophen hell in fernste Geschichte strahlen werden. Um Przemysl kann man trauern, soll man trauern. Aber kein Fleckchen Staub haftet am blanken Ehrenschild seiner Verteidiger.

Przemysl war gut, war vollauf gegen jeden Feind gerüstet. Seine Speicher, seine Magazine, seine Munitionskammern waren gefüllt. Fünfviertel Jahre und noch mehr konnte der Hunger in seine Tore sich nicht einschleichen. Im September schloß sich zum erstenmal der russische Ring um die Festung. An der Spitze des russischen Belagerungsheeres stand Ratko Dimitriew. Er hatte einst Adrianopel im Sturm genommen: im Sturm sollte vor dem Bulgarengeneral auch Przemysl fallen. Dimitriew irrte. Allmählich lagen dreißigtausend Tote vor der Festung, aber Przemysl stand. Unruhige Nachricht kam plötzlich von der weiter westlich kämpfenden russischen Feldarmee. Die Österreicher und die Ungarn gingen abermals im Angriff vor, zugleich drängten ihre Kolonnen vom Süden her aus den Karpathen. Ratko Dimitriew mußte sich beeilen, wenn er dem Zaren die Schlüssel von Przemysl noch schicken wollte. Jetzt versuchte er's mit einem Wutanfall. Hinter seine Russen, die noch einmal stürmen sollten, stellte er Maschinengewehre auf. Dann jagte er sie vor. Es war ein Generalsturm gegen Przemysl, der von allen Seiten voll Verzweiflung gegen die Forts anraste. Sie drangen in den unterirdischen Gang eines einzigen Forts: dort wurden sie in der Finsternis, unter Grausen und Ent-

setzen, bis auf den letzten Mann mit dem Kolben erschlagen. Und auch draußen, vor den Forts in weiter Runde rings um Przemysl endete der Generalsturm als ein einziger Totenchor russischen Grauens. Ratko Dimitriew ließ diesmal vierzigtausend Gefallene vor der Festung. Przemysl war befreit. Alle russischen Versuche, der Festung mit Waffengewalt Herr zu werden, waren gescheitert. Jetzt hätte die Festung ein wenig ausruhen können.

Sie durfte es nicht. Mit den zum San vorstürmenden österreichisch-ungarischen Truppen stürmte in einem Zuge die Besatzung. Die Geschütze der Festung schwiegen nicht. Jetzt sandten sie ihre Granatengrüße, ihre Schrapnells hinaus in die offene Feldschlacht. So schnell stürmten die Truppen vor, daß den Russen der Atem verging. Am San kämpfte man jetzt nicht mehr um das Schicksal Przemysls, es ging um das Große, ging um das Ganze. Lembergs Entsatz stand vor der Tür, und der Augenblick war da, den Russen den Weg aus Galizien zu zeigen. In breiter, siegreicher Front drängten, schlugen, jagten die Heere den Feind. Aber gerade hier begann sich das Schicksal Przemysls vorzubereiten und unentrinnbar zu erfüllen . . .

Die Festung hatte grimmig in den Kampf noch eingegriffen, als sie selbst längst außer Gefahr war. Sie verschoß das Zwanzigfache an Munition, die sie in langer Belagerung hätte aufbieten müssen. Rundum waren alle Wege, alle Landstraßen unpassierbar. Was die beiden Durchzüge sowohl der feindlichen, wie der eigenen Armeen durchs Land an Brauchbarkeit der Straßen noch übrig ließen, hatte gänzlich der Regen zerstört. Sofort marschierten die Trains zum Heere, zur Festung. Sie marschierten umsonst: kein einziges Fuhrwerk kam hundert Schritte weit . . . Noch war eine Eisenbahn da, die vom Süden her nach Przemysl führte. Sie war zerstört. Von zwei Brücken fand man nur die Eisenfetzen . . . Die Pioniere arbeiteten fieberhaft, arbeiteten Tag und Nacht, und in der Tat gelang es, die Bahn schneller betriebsfähig zu machen, als man gehofft hatte. Sie fuhr dann neun Tage und neun Nächte. Indes schlugen sich, indes siegten die Armeen am San . . . Um jeden Preis mußte, da an das Nachkommen des Trains nicht mehr zu denken war, für Nahrung gesorgt werden. Przemysl muß helfen. Vor Przemysl, hoffte man ja, würde kein Russe sich je wieder zeigen, Przemysl mußte von seinen Vorräten, mußte aus seinen Speichern geben. Und in drei Wochen mußten die drei am San fechtenden Armeen so viel an Proviant verbrauchen, wie Przemysl für seine Besatzung in Jahresfrist beansprucht hätte . . .



General der Infanterie von Kusmanek, der Verteidiger der österreichisch-ungarischen Festung Przemysl. Hofphot. A. Huber.

Aber die Bahn fuhr dennoch. Die Nachschübe begannen in der ersten Sekunde, die es erlaubte. Kühl und sachlich begann man, obschon es für die Festung keine Gefahr mehr gab, mit dem Wichtigsten. Sogleich rollten die Munitionszüge. Und man schaffte die Kranken, die Verwundeten fort. Dann fingen die Proviantzüge zu rollen an. Aber Przemysls Zukunft hatte sich jetzt — Ende November — mit einem harten Schlage auch schon entschieden.

Der Sieg am San war umsonst erfochten. In Mittelpolen war eine Wendung der Dinge eingetreten, die den Rückzug von Warschau bedingte. Seine Wirkung strahlte auf die Armeen am San aus. Es half nichts, daß man das Russenheer vor sich auf allen Linien, an allen Punkten geschlagen hatte, wenn die Gefahr bestand, daß andere Gruppen dieser unendlichen, zahllosen russischen Heere den Sankämpfern über Polen her in den Rücken fallen konnten. Nie war für einen Feldherrn der Entschluß bitterer: Abblasen lassen im vollen Vorwärtsgehen und Rückzug . . . Das Bittere geschah . . .

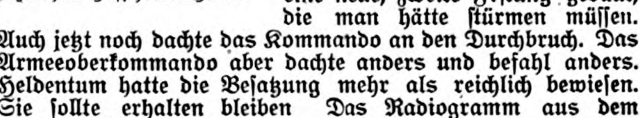
Einsam lag wieder Przemysl. Ein paar Tage noch: der russische Ring war um die Festung abermals geschlossen. Ohne Ratko Dimitriew. Die Russen waren jetzt klüger.

Sie kamen eigentlich gar nicht mehr mit einer Belagerungsarmee vor Przemysl zurück. Sie kamen mit einer Einschließungsarmee. Stellten sich so weit im Riesenumkreis um die Festung, daß sie selbst außer Artilleriereichweite blieben. Aber sie dachten an den Hunger, der eines Tages in die Festung einziehen müßte. Und der Hunger kam.

Seine Aufgaben hatte Przemysl im Verlaufe des Krieges längst erfüllt. Die Festung hatte die Erholung der Truppen nach der Lemberger Schlacht mit breitem, sicherem Rücken gedeckt, die Festung hatte selbständig — über das eigentliche Wesen einer Festung hinaus — am San mitgefochten. Und noch einmal erhob sie sich, eine drohende, rasend um sich schlagende Löwin, als die Entscheidung von Limanowa herannahte. Den dort bedrängten Russen sollten starke russische Kräfte zu Hilfe eilen, die aus den Karpathen kamen. Kusmanek, der Kommandant der Festung, und Tamassy, der Befehlshaber der Ausfallstruppen, band die Rettungskorps der Russen, die nach Limanowa wollten. Just in den Dezembertagen, als Limanowa ausgefochten wurde, verzehnfachte sich die Ausfallskraft der Männer von Przemysl. Immer mehr Verstärkungen mußten die Russen heranführen, um die Belagerer gegen die Belagerten halten zu können. Die Rettungskorps vor Limanowa werden festgebunden vor Przemysl. Limanowa blieb die verlorene Russenschlacht.

Und dann war's still. Und wurde immer stiller . . . . Niemand im Armeeoberkommando hatte diese Stahlfestung vergessen; kühn war der Plan und überraschend, den Conrad zum Entsatz von Przemysl ersann. Ueber die Karpathen stieß er plötzlich mit eiserner Faust vor. Die Russen wichen, die Tür zum Weg von Przemysl war eingeschlagen. Aber der Schnee kam . . . Kam und fiel in unerhörten Mengen, einen Meter hoch, zwei und drei Meter. So gab es kein Vorwärtskommen mehr . . . Die Russen gewannen Zeit, sie holten Verstärkungen. Als das Schneetreiben stockte, ging es abermals vorwärts. Der Feind wehrte sich verzweifelt im Gegenangriff. Und bezahlte ihn mit einer Verlustziffer, die die Opferzahl der Winterschlacht in Majuren übersteigt. Conrad ließ sich nicht aufhalten. Vorwärts ging's auf der Straße nach Przemysl. Aber der Schnee kam . . . Kam wiederum und deckte alles zu. Fiel so stark, daß an weiteres Vordringen nicht zu denken war, hätte vor der Front selbst kein Feind gestanden. Jetzt war Przemysl verloren.

Przemysls Proviant reichte ein wenig über die Mitte des Januar. Man sparte. Und Kusmaneks Kunst ließ also die Vorräte bis in das Frühjahr reichen. Schon der Monat März war Agonie. Oft dachte der tapfere Tamassy daran, die Besatzung mit ihren Fahnen durch den Feind zu führen und durchzubrechen. . . Aber der Feind hatte in aller Ruhe um die Festung Przemysl mit Feldbefestigungen eine neue, zweite Festung gebaut, die man hätte stürmen müssen.



Auch jetzt noch dachte das Kommando an den Durchbruch. Das Armeeoberkommando aber dachte anders und befahl anders. Heldentum hatte die Besatzung mehr als reichlich bewiesen. Sie sollte erhalten bleiben Das Radiogramm aus dem Hauptquartier befahl die Übergabe.

Das war die letzte Strophe des Heldenliedes: das Sterben in Größe und grausiger Schönheit. Noch einmal scharten sich um Tamassy die Ausfallstruppen. Die Armen, die Hungerschwachen marschierten in sieben Stunden sieben Kilometer. Aber durch den Ausfall mußten die Vorbereitungen zur Festungszerstörung verschleiert werden. Tamassy kam mit allen Fahnen zurück, die Soldaten sangen. Sie alle wußten schon, was bevorstand, aber ihre Manneszucht blieb ein Heldenbeispiel bis zuletzt. Nach dem Ausfall stürmten die Russen. Die Zurückgekommenen schlugen sie mit der alten Tapferkeit vor den Forts, wehrten sie ab, achtundvierzig Stunden lang. In den Morgenstunden des 22. März sollte — so hatte der Kommandant befohlen — das Ende sein. Die Braven hielten die Festung bis fünf Uhr früh: so hatte der Befehl gelautet. Unmittelbar nach fünf flog das erste Fort in die Luft . . . Und das zweite, das dritte, das vierte: kein Rest eines Forts blieb am Leben. Die schweren Mörser, die letzte Kanone zerstäubten in der Sprengung zu Atomen. Die Infanterie zerbrach ihre Gewehre. Kein Fort, kein Geschütz, kein Waffenstück fiel in russische Hände. Um halb sechs Uhr früh schraubten sich vom Flugplatz in Przemysl zwei Flieger hoch. Der Flugplatz wurde schwer von Artillerie beschossen, aber die Flugzeuge kamen hoch. Das eine verschwand in der Richtung nach den Karpathen, das andere flog nach Krakau zu. Unten lag die feuerrauchende, lohende, dampfumwallte Stadt. Rauchend der Trümmern der zerstörten Forts erschienen Kusmaneks Offiziere mit weißen Fahnen. Den Russen hatte der Hunger einen wirren Erdhaufen, statt einer Festung geschenkt . . .

Der Plünderungszug der Russen gegen Memel.

Es war um die Mitte des Monats März, als die Kunde kam, daß die Russen in den nordöstlichsten Zipfel des Deutschen Reiches eingefallen wären und einen Raub- und Plünderungszug gegen Memel unternommen hätten. Bisher war die Gegend vom Feinde völlig verschont worden und hatte, wenn auch zeitweise von allen Verbindungen abgeschnitten, doch keinen Russen gesehen. Um so überraschender und unvermuteter war daher dieser plötzliche Vorstoß des Feindes, in dem man zuerst im Reich den Anfang größerer Operationen befürchtete, die über den Memeler Kreis ähnliches Unheil bringen würden, wie über Tilsit und Gumbinnen. Bald aber konnten wir beruhigt aufatmen. Es handelte sich nicht um den Anmarsch eines geordneten Heeres, nicht um einen vorbereiteten und umfassend angelegten Angriff, sondern um einen Einfall der Reichswehr, bei dem es von vornherein weniger auf militärischen Erfolg als auf Beute und Verwüstung ankam. Aber nur drei Tage wüteten die räuberischen Horden, lange genug freilich, um schweres Leid über die Stadt und die Umgegend zu bringen. Der russische Kommandant scheint das wüste Treiben seiner Leute anscheinend selbst mißbilligt zu haben, denn er suchte dem Einhalt zu tun und ließ die Plünderertrupps in die Kasernen schicken und einschließen. Sonntag den 21. März nachmittags stießen bereits deutsche Patrouillen nach Memel hinein, denen stärkere deutsche Truppen von Süden her folgten. Im energischen Angriff, bei dem sich das Bataillon Nußbaum vom Ersatzregiment Königsberg besonders auszeichnete, warfen sie die Russen aus Memel hinaus. Bei dem heftigen Straßenkampfe verloren die Russen etwa hundertfünfzig Tote, unsere Verluste waren gering.

Die Russen flohen, ohne Widerstand zu leisten, und wurden am 22. und 23. kräftig verfolgt. Dabei griffen auch von der See aus die beiden Kreuzer „Thetis" und „Lübeck" drohend ein. Besonders beim Durchmarsch durch Polangen erlitt der Feind durch das Geschützfeuer unserer Kreuzer, die sich an der Verfolgung beteiligten, schwere Verluste. — Bei den deutschen Truppen, die Memel säuberten, befand sich der jüngste Sohn Seiner Majestät des Kaisers, Prinz Joachim von Preußen, überall von der Bevölkerung freudig begrüßt.



Der von den Russen gesprengte Wasserturm. Hofphot. Kühlewindt phot.

Die beiden Kleinen Kreuzer „Thetis" (im Vordergrund) und „Lübeck" im Hafen von Memel. Phot. E. Benninghoven.

Aus dem Westen der Argonnen.

Gottes Ratschluß hat mich wunderbar erhalten! Noch bin ich seelisch und körperlich angegriffen, aber ich werde bald wieder auf den Damm kommen.

Mein letzter kurzer Brief sagte euch einen Gruß, ehe ich mich in den Gefechtsstand begab. Dorthin kann man leichten Schrittes nur in vollem Vertrauen auf unsern Herrgott gehen.

Unsere Lage war allmählich immer schwieriger geworden. Zu dicht saßen uns die „Franz-Hosen", wie der gute Peter unentwegt sagt, auf der Nase, auf meiner, von uns anzugreifenden Bergnase, an deren diesseitigem Abschnitt sich unsere Etagenlagerstadt anschmiegt. Ich muß beim Anblick unserer Hütten immer an Idar und Oberstein denken, deren merkwürdiger Anblick den Reisenden an das Abteilfenster lockt, oder an das Berghöhlendorf bei Pfalzburg in Lothringen, über dessen Erdstuben ihr so stauntet.



Besichtigung einer Stellung vor dem Sturm. (Links im Bilde) General Fleck, einer der Sieger in der Champagne-Schlacht, und (rechts im Bilde) General von Liebert.

Über alle Begriffe war, wie ich euch geschildert, seit Monaten der Granathagel, unter dem es hier nicht nur auszuhalten, sondern zu schaffen, zu leben, zu üben hieß. Unser Fleck gilt als der Wetterwinkel des Westens, und Artilleristen, die aus Flandern kamen, sagten, sie hätten Ähnliches selbst dort nicht erlebt.

Seit Monaten versuchte der Gegner hier durchzubrechen. Wie ihr euch erinnern werdet, hatten wir hier als Weihnachtsfeier am 20. wie am 28. Dezember kräftige Angriffe abzuschlagen: an letzterem Tage hatte der Feind fünf Bataillone gegen ein deutsches Bataillon eingesetzt. Nach der gelungenen Abfuhr hatten sie zwar keinen Sturm mehr gewagt, waren aber sehr tätig gewesen, hatten geschanzt und unterminiert, hatten vor allem unter wahnsinniger Muntionsverschwendung unser Lager mit Höllenschauern von englischen und amerikanischen Granaten und Schrapnells — erstere erkennt man an dem dicken zitronengelben Rauch — überschüttet. An einem einzigen Tage zählten wir beispielsweise 980 Schuß nur allein auf unser Lager. Das Wellblechdach meiner Hütte ist so und so oft durchschlagen, der Bohlenverschlag, „die Veranda", von der ich die breiten Überschwemmungen der Aisne sehen kann, ist durchlöchert wie ein Sieb. Überall die Erde trichterförmig aufgerissen und schwarz von Pulverresten. Brunnen und Unterstände wurden zertrümmert. Minen gingen hoch. Stinkbomben verpesteten die Luft und betäubten. Wir hörten den Feind bohren und trieben selbst Sappen und Stollen mit Macht vor. Vermögen an Munition spieen die feindlichen Batterien über uns, sodaß der Aufenthalt im Freien unmöglich wurde. Alles drängte zur Entscheidung. Es gab unendlich viel zu tun, denn bei einem Angriff, bei dem es gilt, dem Gegner eine Stellung zu entreißen und selbst in Besitz zu nehmen, muß alles bis ins kleinste vorbereitet sein. Nachts wurde unter Anspannung aller Kräfte noch so viel wie möglich Material zum Ausbau der zu erobernden Stellungen angefahren. Unser Minenhund spuckte gegen das uns gegenüberliegende Kreuzwerk und zerstörte die feindlichen Drahthindernisse, so viel er konnte.

Bei uns allen herrschte große Spannung. Wird eine Truppe, die fünf Monate im Schützengraben liegt, Tag für Tag den Verheerungen und den Einwirkungen eines nie ruhenden Artilleriefeuers ausgesetzt, die volle Stoßkraft einer frischen Truppe haben? Diese Spannung steigerte sich natürlich bis zum Augenblick des verabredeten Vorgehens um 12 Uhr. Alle Uhren waren genau gestellt.

Um ½ 10 ging ich durch die große Sappe in den Gefechtsstand: ein kleines, tief eingegrabenes Loch unter einer Stellung, oben Blende zur Beobachtung. Telephon. Da die Sappe durch tagelangen Regen und den Verkehr von drei Regimentern während der ganzen Nacht zu zwei Dritteln mit zähem Schlamm ausgefüllt war, lief ich, um schneller vorwärts zu kommen, übers freie Feld. Gottlob traf kein Schuß. Von 10—½12 feuerte unsere Arillerie stark, um die zu erobernden Gräben sturmreif zu machen. — Punkt 12 Uhr folgten gewaltige, die ganze Erde um uns erschütternde Minensprengungen unserseits. Dann sah man pünktlich auf die Minute die ersten Sturmkolonnen vorbrechen. Nach ganz kurzer Zeit folgte die zweite Welle mit Beilpicken, großen Spaten, Blenden, Sandsäcken. Dann immer wieder Wellen und neue Wellen. Es war eine unendliche Erlösung nach all der Spannung der letzten Tage und zugleich ein wunderbar schönes militärisches Schauspiel. Klarer Himmel. Ein schwaches Blinzeln von Mutter Sonne, die zusehen wollte, was die tapferen Kerls an Schneid aufbrachten.

Es ging auf der zu erobernden Bergnase — die Franzosen nannten sie „Krater" — weiter vor, und den Braven gelang es, alle hintereinander gelegenen Gräben im Sturm zu nehmen. Hurra! 5 Offiziere, 320 Mann gefangen! Außerdem haben die Ärzte noch 40 Franzosen verbunden; 3 Maschinengewehre, Minenwerfer, zahlreiche, noch nicht zu übersehende Kriegsbeute war unser.

Nun kommt die große, die gewaltige Arbeit der verteidigungsfähigen Einrichtung der eroberten Stellung. War sie früher wider uns gewesen — nun sollte sie für uns sein! Es heißt auf Tod und Leben schuften, um eine 100 Meter lange Sappe herzustellen, den Lebensnerv für die genommenen Gräben, die sie mit unsern verbindet, und eine weitere Sappe nach vorn zu dem französischen Polygon oder Kreuzwerk, einem bodenlosen Wirrwarr von alten verschütteten und neuen Gräben, alten und neuen Unterständen und Deckungen, Pfählen, Brettern, Baumstämmen, alles wild durcheinander, das unsere Artillerie seit 5 Monaten täglich zertrümmerte, das der tüchtige Gegner aber immer wieder ausbaute und aus dem er verstanden hatte, uns das Leben heiß zu machen.

Bei Eintritt der Dunkelheit gingen wir ganz nach vorn in die eroberten Stellungen. In der Mitte des Kreuzwerks hatte sich ein fußhoher Schlammsee gebildet. Man konnte nur mit Anstrengung ein Bein herausziehen und vor das andre setzen. Wir leuchteten die Unterstände ab. Viele, viele Bilder, die mich an Wereschtschagin erinnerten. In den Gräben arbeiteten die Leute am Gangbarmachen, Zurückschleppen von Verwundeten, am Abdämmen der Gräben gegen den Feind zu, am Einbauen der Maschinengewehre. Wie du siehst, ist's heute mit dem Schießen und Stürmen erst zur Hälfte getan, und die Leute müssen sich ganz anders anstrengen wie in Kriegen früherer Zeiten. Nachts wollte ich mit v. Z., dessen Bataillon zur Unterstützung herangezogen worden war, in einem anderen Unterstand ein paar Stunden schlafen. Es war unmöglich. Das Artilleriefeuer des Gegners war schon im Lauf des Abends bedeutend angeschwollen und steigerte sich zu einer Höllenkanonade die Nacht über. Wir ahnten die Absicht eines Gegenstoßes. Alle Maßregeln wurden getroffen. Zwischen 2 und 3 Uhr kam die Meldung, daß der Feind zum Sturme auf den äußersten der eroberten Gräben ansetze. Zum Glück hielt sich die Besatzung trotz aller Ermüdung musterhaft, ging selbst vor und vereitelte die Absicht des Gegners. Bei Tagesanbruch schwieg das Feuer des Feindes.

Welch' seelische Aufregungen man in diesen verschiedenen Zeitabschnitten durchmacht, kann ich nicht beschreiben. Können diese Leute, die seit Monaten so Übermenschliches geleistet haben, Tag und Nacht, Nacht wie Tag, dem Feind immer weiter standhalten, seinen Rückeroberungsgelüsten weiter die Stirn bieten? Ja! Dreimal ja. Sie sind über alles Lob erhaben, unsre Braven.

Ich ging endlich um 6 Uhr abends am zweiten Tag in meine Hütte, trank etwas warmen Tee, da ich nichts gegessen hatte, und schlief danach mit aufregenden Träumen wenigstens ein paar Stunden, aß um 11 Uhr und schlief dann weiter. — Wir mußten bis zum übernächsten Tag in Stellung bleiben. Dann kam Ablösung. Wir rückten in Ruhe-

stellung. Unter dem eben eintreffenden Ersatz ist auch ein Vizefeldwebel aus Uraguay, dessen Schiff fünfmal auf Deutsche untersucht wurde und der doch glücklich durchgekommen ist.

Die reine Freude an unserem Erfolg war etwas getrübt durch die Verluste. Unser jüngster Kriegsfreiwilliger, der Siebzehnjährige, erhielt auch eine Verwundung. Sein Leutnant trug ihn Huckepack in den Verwundetenstand. Zur Beerdigung der Gefallenen kam der Kommandeur. Pfarrer ..., derselbe der mit dem Jesuitenpater vierzehn Tage das Lager teilte, sprach sehr schön, die kleine Sieben-Männer-Kapelle aus Krankenträgern spielte feierlich. Der Kommandeur hielt eine Ansprache auf das Regiment, schloß mit Kaiserhoch. Die Nationalhymne erklang. Alles unter Granat- und Schrapnellfeuer.

Noch ein paar Einzelheiten von unserem Gefechtstag:

Wehrmann S. stürmt auf dem Flügel seiner Kompagnie etwas abgesondert von den anderen, stürmt über eroberte Schützengräben, fällt eine steile Terrassenböschung hinab in eine der charakteristischen tiefeingeschnittenen Talmulden und verstaucht sich den Fuß. Als er sich wieder aufgerichtet, erblickt er neben sich am Steilabhang einen Unterstand, schleicht heran, schlägt den Vorhang zurück und sieht vor sich einen französischen Leutnant sitzen, Kinn auf die Hände gestützt, Essen vor sich auf dem Tisch. Im Hintergrund elf französische Soldaten. Der Offizier springt auf, greift zum Revolver. Wehrmann S. kommt ihm zuvor, schießt ihn nieder, sieht die Bajonette der Franzosen auf sich gerichtet, schreit sie laut an und macht ihnen Zeichen, die Waffen abzulegen. Er bemüht sich, die hingeworfenen französischen Gewehre unbrauchbar zu machen. Da sieht er seinen Kompagnieführer vorbeikommen, ruft: „Herr Oberleutnant, schicken Sie mir einen Mann Verstärkung!" Welches Siegesbewußtsein liegt in diesen Worten, in dieser Zuversicht, nur mit einem einzigen Kameraden der ganzen Bande Herr zu werden! Er bekommt den einen Mann Verstärkung denn auch, und nachdem die Franzosen ihre Waffen abgeliefert haben, sagt S. zu seinem Kameraden: „Paß du auf — ich will noch mal nachsehen, ob ich noch was finde." Zwei andere Leute sind auch die Terrassenböschung herabgekommen. Sie finden einen von Franzosen besetzten Stollen. In dem Augenblick schlägt eine schwere französische Granate ein, alles verschüttend. S., vom Luftdruck nur eine Minute besinnungslos, sieht sich um, sieht, daß seine Kameraden den Tod gefunden haben, rafft sich auf, nimmt die im Stollen befindlichen Franzosen zusammen und zieht hinkend mit seiner Beute zum Lager.

Dieselbe Kompagnie liegt auf einer Höhe im Kampf. Plötzlich erhält sie feindliches Flankenfeuer von Maschinengewehren. Wehrmann B. läuft in der Richtung vor, woher das Feuer kommt, gerät in einen Zweikampf mit dem Offizier, der sich nicht ergeben will, und tötet ihn: 25 Franzosen ergeben sich und werden von B. abgeführt. — — —

Eben höre ich, daß die französische schwere Batterie, die immer in unser Lager schoß, erkannt und wirksam gefaßt ist. Gott sei Dank! Vor meiner Tür stehen Gefangene. Man droht ihnen drüben, sie würden bei uns erschossen. Einer, der Deutsch kann, sagt mir: „Wenn wir wüßten, daß das nicht wahr ist, kämen wir viel mehr herüber." Es ist ein hoher Vierziger, ein Lehrer aus Paris, der erst am Gefechtstag mittags mit der Bahn in der Stellung angekommen war.

Ein paar Mitteilungen von der anderen Seite werden euch ebenso interessieren. Bei einem gefallenen Offizier, den wir beerdigten und dessen Witwe ich dich bitte, über unsere Freundin M. v. G. in der Schweiz, den Tod ihres Mannes mit dem Ausdruck meiner Teilnahme mitzuteilen, fanden sich Karten und Aufzeichnungen, aus denen hervorgeht, daß unsere Stellung auch für sie der Drehpunkt des Interesses war: „Ich rate dir, sehr vorsichtig zu sein, wenn du nach ... gehst, denn nach dem, was der Adjutantchef dem Kapitän F. schreibt, wird dieser Ort von Tag zu Tag gefährlicher." Die Adresse der Witwe nebenstehend. Vergiß nicht, ihr mitzuteilen, daß Ring und Geld an das Kriegsministerium abgesandt worden sind, das sie dem französischen Ministerium zustellt. — In dem Tagebuch eines Gefallenen heißt es von unserem Artilleriefeuer: „Es ist um wahnsinnig zu werden, dieses ununterbrochene Schießen der Deutschen. Die Bronzestimme unserer Artillerie antwortet. Die Erde zittert unter unseren Füßen. Der Boden ist so hart, daß die Granaten mit entsetzlichem Ton platzen. Das furchtbare Artillerieduell dauert vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht bis zum Morgen. Den ganzen lieben langen Tag kommen diese ‚Marmiter' (marmiter-Kochtöpfe) zu uns geflogen, sie heben die Decken unserer Unterstände in die Luft wie Papierschnitzel. Ich ersticke in einer Wolke von Rauch und Erde und bin überwältigt von dem Hilfeschreien um mich her. Sehr niedergedrückte Stimmung."

Weiter heißt es in dem Tagebuch: „Der Leutnant sagt uns heute beim Appell: ‚Mich ärgert es oft, wenn ich gezwungen bin, Leuten Verweise zu geben, die älter sind wie ich. Ich möchte Sie doch um etwas mehr guten Willen bitten! Wir wissen ja alle, warum wir hier sind. Freilich kann es euch gleichgültig sein, mir auch. Aber wir haben ‚diese Leute da' nun einmal in unserem Land und müssen sie rauswerfen. Dann ist der Augenblick gekommen, wo das Regiment Ruhe haben wird. Bis dahin tue jeder seine Pflicht. Wenn wir morgen angreifen, verlange ich nur eins von euch, mir zu folgen. Ich gebe euch die Berechtigung, mich zu töten, wenn ich zurückweiche ...' Es wird Ernst. Wir wissen sehr gut, daß wir nicht im Begriff sind, Verrückte aufzuspießen. Wir fassen Munition und fädeln uns in den unendlich langen Laufgraben ein, der nach .... führt. Um 8 Uhr kommen wir in dem Grabgewölbe an. Völlig erschöpft. Schlamm bis an die Knie ...."

Es sollte ihm in der Tat zum Grabgewölbe werden, dieses Ruinendorf mit seinen Verschanzungen. Auch diesen Schreiber haben wir beerdigt. Wenn wir nur einen Tag Waffenruhe hätten, um die Franzosen alle beerdigen zu können!

Nun kann ich nicht mehr schreiben. Gott nehme euch gnädig in seinen Schutz, wie er mich bisher behütet hat. Wir werden es schon zwingen. Gott wird und muß uns weiterhelfen!

Die ‚Veranda' des Stabsquartiers.

Dinge am Kriegsrand. VIII. Von Georg Queri (Lothringen).

Krähenplage in Süddeutschland? — Ich las in einem Feldpostbrief: „Die Hasen im nächsten Jahr werden wir wohl nicht selber essen müssen; das Geschäft haben die vielen Rappen übernommen, wo jetzt zu uns kommen." (Das mundartliche Rappen muß über Raben hinweg in Krähen übersetzt werden). Die Sache mag wohl stimmen; ganz ungeheure Krähenschwärme sammeln sich seit Wochen hinter der Kriegszone und fliegen nach lärmvollen Protesten über die Zustände in ihren

Revieren weg — ins deutsche Land. Ich habe einigemale das Auftauchen und Abreisen dieser Schwärme verfolgt; hauptsächlich an den Höhen der Lothringer Westforts sammeln sich die verscheuchten Vögel, um nach einer Ruhenacht den Flug fortzusetzen.

Im Spätsommer, und dann besonders Ende September, fiel die große Anzahl von Bussarden auf, die im Gebiet des Woëvre und in den Wäldern hinauf gegen Longwy strichen. Die Bauern versicherten, daß sich dieses Raubzeug schon im August wesentlich gegen früher vermehrt habe; der Geruch des Krieges mag das aasfressende Geflügel angelockt haben .... Damals litt man so sehr unter der Fliegenplage; das sommerliche Insekt hatte sich in unglaublicher Weise vermehrt, und die Gründe seiner plötzlich gesteigerten Fruchtbarkeit machten das Geschmeiß übler den je. Entsetzlich waren die Zustände in Longwy Haut. Der wachhabende Offizier schüttelte sich vor Grausen, als er mir die Fliegenschwärme im Wachlokal zeigte — man konnte Millionen von Fliegen ausschwefeln, um Myriaden Platz zu machen. Überall im Kriegsland diese ekle Fliegenplage, und die Leute wehrten sich nicht dagegen. Die Bauern kannten keines der vielen Hausmittel, die wir beispielsweise im oberbayrischen Land gegen die Fliege zu brauchen wissen; und bei der allgemein wenig reinlichen Lebensführung stieß sich der Bewohner des französischen Lothringens auch nicht an dieser natürlichen Kriegsplage, die uns beinahe als die ärgste erschien.

Tiere im Kriegsland: im Herbst mehrten sich auch die Wildschweine, deren das französische Lothringen von jeher große Bestände in den breiten Waldungen hat. Fast alle die Jagdtrophäen, die man in Schlössern und in großen Höfen der Gegend sah, wiesen auf die Saujagd hin. Und so holten sich auch unsre Soldaten dann und wann ihren Braten aus den Wäldern und Sumpflanden um Benoit, und wenn sie — was leider einigemale notwendig war — nach bewaffneten Bauern in den Wäldern streiften, brachten sie immer Sauen mit, die ihnen vor's Gewehr gekommen waren. Nicht jeder aß davon ...

Von einer ungegessenen Geiß weiß ich ein Geschichtchen. Zu Mazérilles ward sie gefangen. Die bayrische Landwehr durfte sich nach harter Arbeit wieder um ihren knurrenden Magen kümmern und eilte umher, fleißig das Sprüchlein murmelnd: „dü mantscheh, dü poahr“ — essen und trinken.

Und sieh: über die Höh zog einer her, der hatte im gleichen Ton mit einer Ziege geplaudert — dü mantscheh, dü poahr — und hatte sie dann, weil sie vom Grasen nicht abließ und überhaupt die Schwerhörige spielte, nach dem Kriegsrecht verhaften müssen. „Du Goaß, du lumpete“, schrie er auf der Höh, als sie die Beine in den Boden stemmte und drohend das Gehörn zeigte, „dir wer ih boarisch geh lerna!“ Und lehrte sie „bayrisch gehen“ und schleppte sie mit kraftvollen Armen zu den Kameraden.

Ein Jubel.

Und dann — Landwehrleute lieben immer ein Späßchen — feierliche Gerichtssitzung, selbstverständlich Kriegsgericht. Die Geiß verteidigte sich meckernd, aber sie wurde der Gehorsamsverweigerung, begangen vor versammelter Mannschaft, und des Angriffs auf einen Vorgesetzten, begangen in Feindesland, schuldig befunden und zunächst zur Strafe des Gemolkenwerdens verurteilt. Darnach sollte die Todesstrafe an ihr vollzogen werden, und schließlich war ihr Kadaver zu braten und zu verspeisen. („Indem daß mir müldernde Umständ angnommen ham“, sagte der Mann, der das Urteil verkündete).

Und dann melkten sie also das Vieh. Es stellte sich heraus, daß man es mit der störrigsten aller Vogesengeißen zu tun hatte: drei Mann mußten sich im Verlauf der Strafhandlung ihrer Ausrüstung entledigen, um das Vieh zu meistern: einer hing mit angeschwollenen Muskelarmen am Gehörn, der andre zerrte am Südende der Geiß, und der dritte melkte die süße Milch in seinen Kochtopf.

Schöne süße Geißenmilch. Bestimmt, den ewigen schwarzen Kaffee einmal aus dem Verpflegungsprogramm zu streichen und — einmal wenigstens — durch einen vernünftigen „Millikafeh“ zu ersetzen.

Und als die Geiß gemolken war, ließ der Mann am Gehörn etwas nach und auch der Mann am Südende. Aber das Vieh war nicht dankbar für die Erleichterung: mäckmäckmäääh — die Geiß sprang auf, bockte aus und stieß den Kochtopf um, und die schöne süße Milch sickerte in die schwere Scholle. Und schon war die Attentäterin auf Büchsenschußweite entlaufen ...

„Ja, was waar denn net dees??? Wo mir doch die mülbernden Umständ ausgsprochn ham!!!“

Der Gefreite Zwieselhuaber griff nach der „Lattn“. Aber da war die Geiß schon im Gebüsch verschwunden. Betrübt ließ er den Arm wieder sinken. Und dann fiel's ihm plötzlich ein wie dem bekannten Fabelfuchs: „Ih trink an schwarzn Kafeh gar net so ungern ...“

Und der Treutterer: „Ich bin froh — a Goaßnfleisch hab ih noch nia net mögn ...“

Tiere im Kriegsland: der Hund! Der arme Kerl, der verlassen die Felder absucht, um ausgebrannte Häuser irrt und nicht begreifen kann, daß man seiner auf der Flucht vergaß. Er knurrte den deutschen Soldaten erst scheu an; aber dann würgte er doch das dargereichte Brot voll Gier hinab. Und schließlich begleitete er Reiter, Roß und Wagen und war nach ein paar Tagen ein dankbarer Freund, den kein Befehl zum Verlassen der einmal gewohnten Kolonne bewegen konnte. Gut, so behielt man ihn, und er wurde ein verhätscheltes Pflegekind der Soldatenfamilie aus barbarischen Landen.

Da es übrigens in der Lorraine merkwürdig schöne, aber auch merkwürdig viele Hunde giebt, konnten sich's die militärischen Regenten von noch bewohnten Dörfern nicht versagen, den Leuten zu bemerken: „Wir müssen euch durchfüttern und tun das nicht ungern — aber so viele Hunde durchfüttern, ist eigentlich nicht unsres Amtes. Und nachdem man in Deutschland Hundesteuer zahlt — nicht wahr: in eurem Fall wär's noch mehr berechtigt?“ Und so hat beispielsweise Rittmeister H. in L. den dortigen französischen Hundebesitzern eine Steuer abgefordert, und die mit Geld wohl versehenen Leute zahlten sie auch ohne Brummen.

Einmal dachte ich auch daran, einen Hund zu requirieren. Eine seltsame Geschichte. In Mars-la-Tour war wieder einmal ein Transport von Gesindel eingetroffen — Leichenräuber. Eine ganz widerliche Sorte. Ein großer überaus schöner Wolfshund irrte in der Nähe der Leute umher. Da er sich nicht ganz heranwagte, vermutete ich, daß er wohl bei dem Verhaftungsakte Bekanntschaft mit einem Gewehrkolben gemacht haben mußte. Vielleicht hatte er seinen Herrn verteidigen wollen ... Ich vergaß, die Soldaten über den Fall zu befragen, weil auf der Côte Lorraine eben Schrapnells aus zwei französischen Batterien auf einen deutschen Flieger Jagd machten. Ich eilte die Wendeltreppe des Kirchturms hinauf und suchte mit dem Feldstecher den Himmel ab. Und über der Beobachtung des deutschen Fliegers und der aufregenden Ereignisse in den Lüften vergaß ich des Gesindels unten und des Wolfshundes. Aber als ich abends nach Metz zurückkehrte, kam mir die Geschichte wieder in den Kopf, und ich eilte ins Gouvernement, um Auskunft über die Sache zu erbitten. Ein schlecht beleuchteter Flur — ich streifte an etwas weiches und meinte, so etwas wie schimmernde Augen zu sehen. Als ich meine Taschenlampe aufleuchten ließ, eilte ein Hund weg — der schöne Wolfshund von Mars-la-Tour. Im Zimmer des diensttuenden Hauptmanns noch Verhör. Und dann werden die Leute ins Gefängnis abgeführt, und Hauptmann K. klappt den Aktendeckel zu — wir gehen zu einem Abendschoppen. Auf der Straße schließt sich uns plötzlich der Wolf an und beginnt den Hauptmann zu beschnuppern. „Biest, geh weg!“ Ich erzähl' meinem Begleiter die Geschichte, und wir sehen uns den Hund genauer an: ein prächtiges Tier, einem wohlgenährten Ardennenwolf zum Verwechseln ähnlich. „Aber ein Malefizvieh trotz alledem!“ sagt der Hauptmann und vertreibt den Hund wieder.

Wie wir spät abends das Wirtshaus verlassen — der Hund streicht um die Ecke.

Andern Tags: ich habe im Gouvernement zu tun und seh in dem dunklen Gang — meinen Wolf. Ich nehme das Wurstbrot aus der Tasche, das ich mir für eine bevorstehende Ausfahrt ins Gelände hatte bereiten lassen; aber der Hund weicht zurück, wie ich ihm den Leckerbissen anbiete. Auch da ich's ihm hinwerfe, nimmt er das Brot nicht auf. Also: Hunger lockte ihn nicht hierher. Vielleicht sucht er hier Spuren wieder aufzunehmen, die er verloren hat? Ein treuer Kerl; folgt dem Leichenräuber — seinem Herren eben. „Wolf, komm mit mir!“ Aber der Hund ist nicht zu locken und flieht.

Abends dieselbe Geschichte. Jetzt nimmt er ein Stückchen Brot von mir, aber streicheln läßt er sich nicht. Und wie ich mit dem Hauptmann wieder zum Abendessen gehe, folgt er uns wieder aus scheuer Ferne. Ich will dieses Tier haben! Nachts huscht er wieder um die Ecke, wie wir heimkehren — ich kann ihn nicht fangen. Und dann verlor ich ihn leider aus den Augen.

Ich darf in diesem Kapitel von Tieren im Kriegsland einer berühmt gewordenen Stabskuh nicht vergessen; sie hört auf den Namen Lina und ist nicht die einzige, die von der Trikolore zu unseren Farben herüberwechseln mußte. Aber sie liefert dem Stab der vierten Bayern die Milch zum Kaffee und wandelt mit ihm von Quartier zu Quartier, betreut von dem braven sachverständigen Soldaten Simmelbauer. Lina stammt aus Herbeuville, wo Herr Gaston Doumorier heute noch den Kriegsschein bewahrt, der seine Rechte auf die schöne gefleckte Kuh den Bayern verschreibt. Lina ist im Stalle eines Pfarrhofes einquartiert, und es gibt sogar Leutnants, die ab und zu ihr Fell zu streicheln pflegen. Des ferneren spricht von ihrer Bedeutung, daß französische Flieger ihre Pfeile nach ihr versandten und daß der Simmelbauer damals auf ihrem Rücken ritt und, kopfschüttelnd den Himmel bespähend, die denkwürdigen Worte aussprach: „Nix dümmers als wia so a Fliager. Der moant, mir san der Generalstab!“ (Welche klassischen Worte heute noch gerne erwähnt werden.)

Das also über Lina, die gute brave Kuh aus Frankreich. Man sagt, sie sei die letzte Kuh, die im Woëvre requiriert worden ist — ich eile, diese Geschichtslüge aus der Welt zu schaffen. Denn im November strich ein bayrischer Flieger neugierig über die Sümpfe und Weiher von La Chausseé hinweg und entdeckte zwischen dem Etang Vice und dem Etang de La Chausseé eine schmale Landzunge, die westlich durch den Bois de Haudinville-bas vollständig abgedeckt wird. Das Gelände sah sich also wie ein fast unzugänglicher Schlupfwinkel an — der Soldat liebt es, im Feindesland solche Gebiete auszukundschaften. Und als das Flugzeug wieder im Schuppen lag, stieg man zu Pferde und fand den Weg zwischen den Sümpfen durch in die ganz reizende kleine Halbinsel, auf der — zwanzig Stück Jungvieh und fünfzehn Pferde weideten. Und als man den Fund kriegsgemäß abbeförderte, fand sich auch ein Besitzer für die erbeuteten Tiere, der Farmer von Hazzavant. Man hieß ihn, mit zur Intendantur ins Schloß B. zu kommen, wo er den üblichen Schein erhielt.

Andere französische Haustiere waren müheloser zu haben. Vor allem la punaise, die unangenehme Nachtstörerin, die nicht so harmlos ist wie la puce, der freundlichere Floh, der von dem Pariser Rothschild gesammelt zu werden die Ehre hat.

Zuerst trat mir la punaise im Gelände von Briey feindlich entgegen. Ich behandelte sie nach dem Kriegsrecht — aber ihre Sippe zog wider mich auf Blutrache aus. Sie war sehr zahlreich, und ich sah, daß ich in diesem Kampfe nicht Sieger bleiben würde. So zog ich einen netten alten Herrn zu Rate — einen Lothringer, der aus dem deutschen Lothringen vor vielen Jahren ins französische gewandert war und also seine Erfahrungen in dieser besonderen Sache haben mußte.

„Bon jour, monsieur Hocquart!"

„Gutte Tak! Wie 'aben Sie geslafen, maine 'err?"

„Miserabel! Es giebt hier Tiere!"

„Oh, maine 'err, Sie irren!!!"

„Unmöglich. Punaises . . ."

„Ça ne fait rien — da kann Sie 'elff dafür. Da nehm Sie eine branche von die noyer auf die Bett!"

„Einen Nußbaumzweig? Aha — die können wohl den Geruch nicht leiden? Und da kommen sie wohl nicht??"

„Oh, die kleine Tiere, sie komm schon. Aber mit die Sweig Sie schlag, nicht wahr, maine 'err . . .?"

Spitzbub!

* * *

Sie hatten auf der Côte Lorraine einen Graben fast lautlos genommen. Ein paar Franzosen, die den Graben anscheinend mehr als Wachstube benützt hatten, ergaben sich auf ein eindringliches „Les mains en haut!" sofort und gingen gar nicht ungern mit. Aber sie murmelten unter sich etwas, was deutsch ungefähr so lauten würde: „Wo ist denn der Mayer? Der ist ja gar nicht mitgefangen?" Und man fragte sie etwas, was deutsch wieder ungefähr so lautet: „Was für ein Mayer?" — „Ja, der Mayer Xaverl. Der muß noch wo stecken." — „Gut, den werden wir schon noch kriegen."

Aber so fleißig man auch den Graben absuchte: der Mensch, willkürlich genannt Mayer Xaverl, war nicht zu finden — na, vielleicht kam er noch. Und horch: Tritte! Ganz unbekümmert laute Tritte. Und aus dem Schatten der Nacht taucht eine Gestalt auf, die schließlich gemächlich und unbeholfen in den Graben steigt: denn der Mann schleppte mit der rechten Hand ein paar Flaschen Wein, links unterm Arm einen Laib Brot und an der linken Hand ein Bündel. Das Gewehr auf dem Rücken. Und wie er endlich im Graben steht, beleuchtet man ihn mit einer Taschenlaterne. Fürchterlich erschrickt der kleine Piou-Piou. Und läßt alles, alles fallen und streckt die Hände hoch und schreit in seiner Verwirrung und Angst: „Franßmann, Franßmann!" Und wurde seinen Brüdern nachgesandt und landete gleich diesen im Schloß beim Generalstab, wo er heute noch als Wasserträger recht gute Dienste tut.

Und wo er Gesellschaft hat, eine kleine Anzahl von Gefangenen und Überläufern, die man als gutmütige Menschen ausprobiert hat und mit allerlei Diensten betraut, die unsre bayrischen Schwalangschers recht, recht gern an sie abgetreten haben. Die Leute sind willig, erhalten gute Verpflegung und sogar Rauchmaterial, und zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse hat man ihnen sogar bayrisch Tarocken gelehrt.

Kann's ein schöneres Leben geben — wie fern von Schützengräben? Aber gleichwohl riß einer von den Leuten eines schönen Tags aus.

Er kam nicht weit. Die Gegend ist ordentlich versumpft, und der Franzose schlich reumütig wieder in die Gefangenschaft zurück. Ich glaube, man bestrafte ihn nicht allzusehr, weil in derselben Nacht noch das Gericht von andrer Seite über ihn hereinbrach: seine Kameraden verprügelten ihn nach Noten . . . Hélas! Vielleicht Freiheiten verlieren, die man sich durch wohlanständiges Verhalten erworben hat — nur weil dieser Lump so gemein ist und ausreißt! „Haut ihn!" Und unter denen, die an dem Sühneakte mitwirkten, befand sich auch der Besitzer eines Kaufhauses zu Vichy, der in diesen Tagen als Holzspalter bei der deutschen Armee ein beliebter Mann war.

Ein anderer aus dem kleinen Gefangenenrevier zu . . .: 38 Jahre alt, mehrfacher Familienvater. Er wurde seinerzeit in einem Kartoffelacker aufgefunden, wo er sich in eine Furche halb eingegraben hatte und wie ein Hase zitterte, der den Jäger kommen sieht. Er war von den Seinen weggelaufen, um sich zu ergeben — aber mitten auf dem Wege geriet er in schwerstes französisches Granatfeuer. Mehr als fünf Stunden, erzählte er, mußte er in seiner Furche verbleiben, des Todes harrend oder der Gefangenschaft. Ein bayrischer Leutnant fand ihn auf und sah rückwärts von dem Manne zwei schwer verwundete Franzosen liegen. „Mann!" schrie er den alten Soldaten an. „Ich will Ihnen die Gefangenschaft ersparen, wenn Sie die beiden schwer verwundeten Kameraden nach Ihrer Front zurückschleppen." Aber der Mann in der Furche schüttelte nur den Kopf. „Gehen Sie doch vor!" schrie der Leutnant wieder. Der Franzose: „Mon capitaine, je vous prie de me faire prisonnier! Je suis père de cinque enfants!" Was war anderes zu machen? Der „Vater von fünf Kindern" wurde mitgenommen. Da fing er plötzlich an, sich fast im Tanz zu bewegen und zu jubeln: „Oh, je suis prisonnier! Oh, mon capitaine, je suis prisonnier!"

Und kann jetzt auch schon bayrisch tarocken, der Wackere.

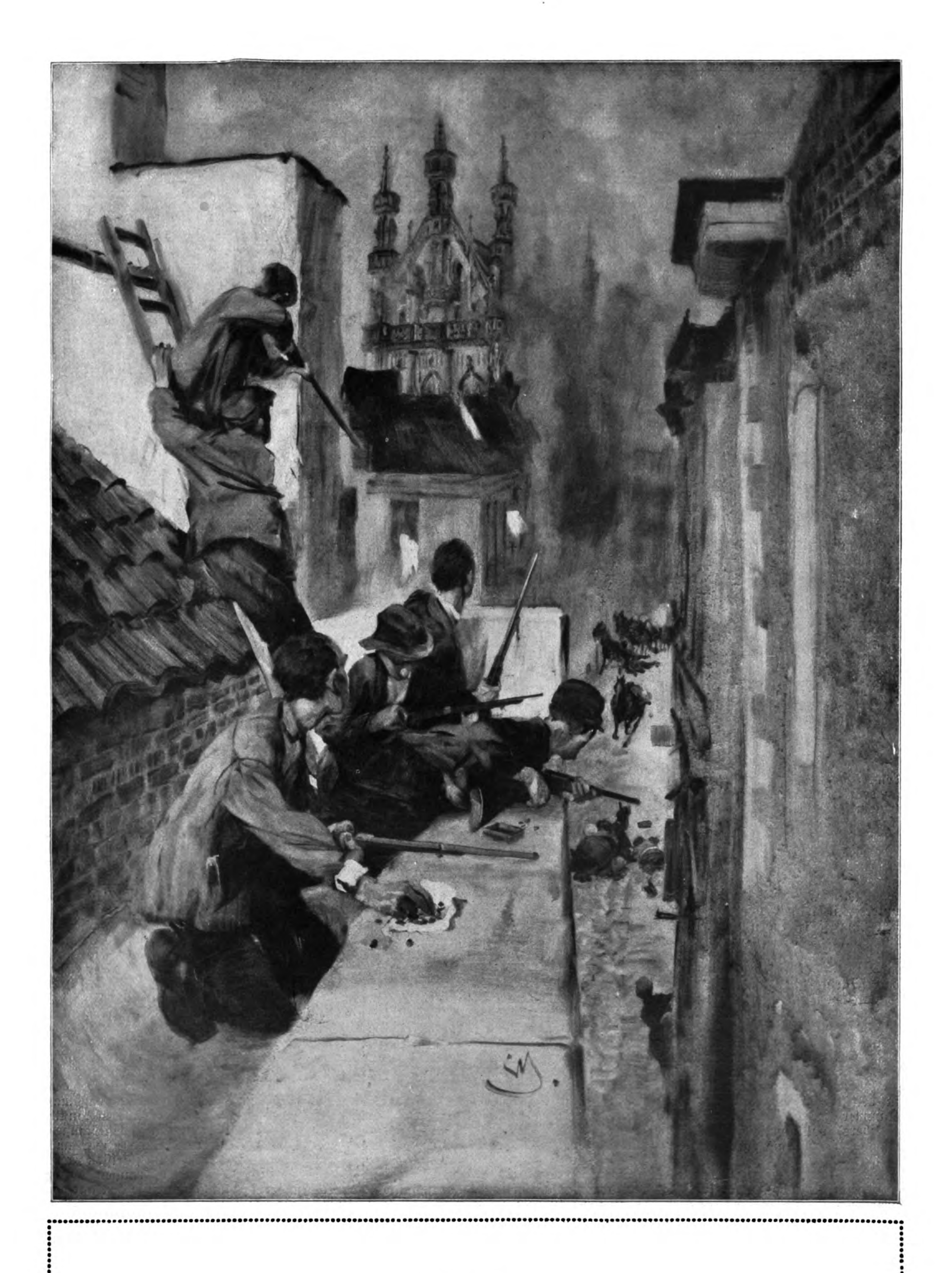
▣ Der Kampf um den Schuster- und den Fensterberg. Von Albert Bencke. ▣

Ein Bild aus den Vogesenkämpfen.

Auf einer Karte würde man sie vergeblich suchen, die beiden Berge: erst unsere Truppen haben ihnen die Namen gegeben, die wohl bisher noch niemals in das Ohr eines Franzosen gedrungen sind und von denen deshalb unbeschadet aller militärischen Geheimhaltungsvorschriften hier gesprochen werden kann, ebenso wie von den Kämpfen, die sich um ihren Besitz abspielten. Die Handelnden bei diesen Vorgängen sind auf unserer Seite die 81er, das Frankfurter Hausregiment, die 80er, ein bayrisches Ersatzregiment und bayrischer, vorwiegend Münchner Landsturm; auf französischer Seite aber Infanterie, Alpenjäger und Jäger zu Fuß verschiedener Regimenter.

Die Namen Schuster- und Fensterberg sind, wie gesagt, Erfindungen unserer Soldaten. Es handelt sich dabei um einen Höhenzug in den mittleren Vogesen, der sich vom Hauptkamm abzweigt und der als Ganzes keine besondere geographische Bezeichnung trägt. Dort erhebt sich aus einem dichten Waldkranze eine in eine Kuppe auslaufende Kahlfläche, die sich wie eine Öffnung in einer dunklen Wand ausnimmt und der man daher den Namen Fensterberg gegeben hat; in östlicher Richtung schließt sich an diese eine zweite Kuppe, die in sanftem Schwunge ins Tal abfällt. Auf dieser Kuppe, von der aus eine unserer Proviantzufahrtstraßen unter Feuer genommen werden kann, steht nach der humoristischen Bezeichnung unserer Soldaten nämlich eine Personifikation französischer Schützen, die von hier aus auf etwa 2000 Meter Entfernung ihre Kugeln ins Tal hinab sandten, sowie sich dort unten irgendetwas Lebendiges, das deutsche Uniform trug oder sonstwie zum deutschen Heere gehörte, blicken ließ. Man gab dieser mythischen Persönlichkeit den Namen Schuster, um damit ihre unablässig hämmernde Schießtätigkeit und gleichzeitig auch die Mißachtung auszudrücken, die man in Anbetracht der Erfolge dieses Schießens hegte; das Wort Schuster hat eben in unserem lieben Deutsch wie so viele andere einen Doppelsinn.

Mit dem Schuster hätte man sich allenfalls abfinden können, aber dennoch war dieser Höhenzug uns sehr unangenehm, denn hinter ihm konnte der Feind weittragende Geschütze aufstellen, die nicht nur unsere Zufahrtsstraßen beunruhigten, sondern gelegentlich auch ihre Geschosse über die Grenzhöhe in deutsche Ortschaften werfen konnten, in denen die französische Herrlichkeit am Beginne des Krieges einige wenige Tage gewährt hatte und die mittlerweile längst wieder in unseren gesicherten Besitz übergegangen sind. Damals, als die Franzosen im unaufhaltsamen Ansturm über die Grenze zurückgejagt wurden, trieben wir sie weit hinab in die Ebene vor die französische Kreisstadt, die man deutlich von der Vogesenhöhe aus sieht und die damals von unseren Truppen besetzt war. Aber



Franktireure.

Gemälde von Wilhelm Schreuer, zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

die Kräfte waren hier zu dieser Zeit zu gering; wir mußten wieder — um nicht unnötige Opfer zu bringen — eine Anzahl von Kilometern zurück, und damals überließ man auch den Schuster- und den Fensterberg dem Feinde, der sich nun dort eingegraben hatte und diesen Höhenzug wie eine Bastion benützte, die die weite Ebene bis zur Kreisstadt schützt.

Selbst wenn man uns in diesem Teile der französischen Vogesen auf das beschränken wollte, was wir bereits besaßen, mußten wir diesen Höhenzug wieder zu gewinnen suchen, denn er störte uns und zwang unsere Marsch- und Proviantkolonne zu beträchtlichen Umwegen, wenn der Transport bei Tage geschehen sollte.

Langsam hat man sich vom Tale aus hinaufgearbeitet, in parallelen Linien liegen die Schützengräben, durch Laufgräben mit einander verbunden, in Stockwerken übereinander. So war man derart nahe an den Feind herangekommen, daß der Abstand zwischen den Schützengräben der Franzosen und den unseren stellenweise nur 6 bis 10 Meter betrug. Man war also so dicht beieinander, daß diese enge Nachbarschaft in Anbetracht der beiderseitig vorgetriebenen Minengänge die Gemütlichkeit des Schützengrabens einigermaßen zu stören anfing. Die Franzosen hatten die bei weitem besseren Stellungen, sie standen über uns, hatten sich ihre Schützengräben und Unterstände in vollendetster Weise ausgebaut und genossen daher größere Annehmlichkeiten des Daseins als unsere Leute, die sogar größtenteils behindert waren, in den Unterständen, in denen sie nach der Ablösung ruhen sollten, ein wärmendes Feuer anzuzünden, da die aufsteigende Rauchwolke den Franzosen ein zu leichtes und sicheres Ziel für ihre Geschütze geboten hätte. Verlockend lag die Kuppe des Höhenzuges vor den Blicken der aus dem Schützengraben spähenden Leute, aber sowie sich einer von ihnen vergaß und seine Helmspitze unvorsichtig erhob, fing das Maschinengewehr auf der anderen Seite zu rattern an, und die Kugeln der französischen Gewehre pfiffen. Die Franzosen sparten eben auch hier wie überall keine Patronen; ohne lange zu zielen wurden die Gewehre abgedrückt, und die bayrischen Landsturmleute, die auf der gegenüberliegenden Höhe den Sicherheitsdienst versahen, hörten bei Tag und Nacht das Surren der Geschosse, die den Leuten im Schützengraben gegolten hatten, aber so schlecht gezielt waren, daß sie weit über ihren Köpfen dahin gingen und drüben, in etwa 3000 Meter Entfernung, in den Wachtbezirken des bayrischen Landsturmes einschlugen.

Diese Kuppe mußte also unser werden, und so wurden denn eines Tages die Vorbereitungen zum Angriff getroffen, an dem Teile der vorgenannten Regimenter beteiligt waren. Einem Teil des auf den Höhen postierten bayrischen Landsturmbataillons war hierbei die Aufgabe zugewiesen, die rückwärtigen Schützengräben zu besetzen, so daß auf jeden Fall jede Maßregel getroffen war, die auch selbst bei einem Mißlingen des Angriffes ein Durchbrechen des Feindes verhindern mußte.

Zwei Tage vor dem Angriff bauten die Landsturmleute unter Mitwirkung von Pionieren den Unterstand für den den Angriff leitenden Brigadegeneral. Es war ein äußerst kunstvoller Bau, der im Handumdrehen fertig gestellt wurde. Er wurde auf der gegenüberliegenden Höhe bombensicher und so am Waldessaume versteckt angelegt, daß auch das schärfste Glas von außen nichts davon entdecken konnte. Ein kleiner Raum mit Tisch für den General, den Adjutanten und die Ordonnanz, gegenüberliegend ein ebenfalls bombensicher gedeckter Raum für die Telephonisten und von der Mitte zwischen beiden abzweigend ein gedeckter Gang, der zum Fenster, der Lücke in der Laubhecke, führte, wo das Scherenfernrohr aufgestellt war. Diese Stelle war im Falle nah einschlagender Granaten natürlich gefährlich, aber es genügte, in den Gang zu treten und die wenigen Schritte in die Kammer zu tun, um vor dem Granatfeuer, auch schweren Kalibers, vollkommen geschützt zu sein. Sicherlich eine geeignete Vorkehrung, um von hier aus in aller Ruhe ein Gefecht zu leiten.

Selbstverständlich gehen alle diese Dinge im allgemeinen so geheim als möglich vor sich. Es liegt aber vor einem Angriff immer etwas in der Luft, was auch bis zu dem einzelnen Mann im Schützengraben dringt; in diesem Falle wußten alle, daß ein Angriff auf die Kuppe des Schuster- und des Fensterberges unternommen werden sollte. Nur der genaue Zeitpunkt war nicht bekannt. Der bayrische Landsturm, der mit den zum Angriff bestimmten Regimentern durch die nächtlichen Patrouillengänge in engster Verbindung stand, wurde auf diese Weise, schon bevor seine Aufgabe als Rückfallinie in den Schützengräben und als Verwundetenträger begann, in alle Vorbereitungen eingeweiht, bei denen er zum Teile mithalf.

Die Franzosen hatten ihre Schützengräben, um sich vor den gefürchteten deutschen Handgranaten zu schützen, mit Drahtgittern versehen; die Wurfgeschosse sollten an diesen elastischen Wandungen abprallen und auf die Angreifer zurückfallen. Da kam man dann — ein Frankfurter Baumeister soll es ausgeheckt haben — auf den Gedanken die blechernen Hüllen der Handgranaten mit einer Anzahl kleiner Häkchen zu versehen, mit denen sie sich an dem Drahtnetz festhaken, um dann bei der Explosion natürlich um so sicherer durchzuschlagen.

An einem schönen hellen Wintertage begann mittags ½1 Uhr der Kampf, der durch eine heftige Kanonade eingeleitet wurde. Etwa 40 Geschütze waren rings auf den umliegenden Höhen in etwa 3 bis 10 Kilometer Abstand von dem zu beschießenden Geländeabschnitt aufgestellt; darunter befanden sich auch einige Mörser von größerem Kaliber; die meisten Geschütze gehörten aber der Feldartillerie an. Die ersten Schüsse fielen von den unweit des Generalsunterstandes aufgestellten Batterien der Feldartillerie; sie hatten sich den Fensterberg zum Ziel genommen, dessen Kuppe ihnen etwa in 3000 Meter Entfernung gegenüberlag. Infolge der geringen Entfernung folgte dem scharfen, schmetternden Schlag des Abschusses fast sofort das ferne, dumpfe Dröhnen des Aufschlages, das Krepieren des Geschosses. Kurz vorher aber war schon auf der anderen Seite die einnebelnde, grauweiße Dampfwolke sichtbar geworden, die die Stelle bezeichnet, an der das Geschoß platzte. Hier, von dieser Entfernung aus gesehen, schien die Rauchentwicklung eines explodierenden Geschosses so gewaltig, daß man auf eine bei weitem größere Wirkung schloß, als sie in Wirklichkeit vorhanden war. Jetzt beginnen auch die Geschütze von den anderen Stellungen zu spielen. Das dumpfe Gebrumm der fernstehenden großen Mörser mischt sich darein, und nun setzt sich dort drüben Rauchsäule an Rauchsäule; nebeneinander schlagen die Geschosse unserer Artillerie ein, und die Rauchwolken steigen bald weißgrau, bald braun, bald dunkelschwarz in die Luft, je nachdem das Geschoß in hartem oder weichem Boden, in der Luft oder erst nach Aufschlag krepiert. Drüben muß jetzt die Hölle sein, und die Kuppe des Berges die eben noch von helleuchtendem Winterschnee bedeckt war, färbt sich immer dunkler und dunkler. Erst waren es nur einige schwarze Stellen, die durch das von unseren Granaten verursachte Aufreißen des Bodens entstanden; jetzt nach etwa drei Stunden dauernder Kanonade ist dort oben alles dunkelbraun, das Erdreich ist zerwühlt und zerzaust von unseren Geschoßen; es ist kaum denkbar, daß dort noch menschliches Leben — und seien die Schützengräben der Franzosen auch noch so gut gebaut — sein konnte.

Drei Stunden hat diese furchtbare Kanonade gedauert die Franzosen haben kaum mit einem Schusse geantwortet, der Abend bricht herein, jetzt ist der Augenblick des Sturmangriffes gekommen. Vorerst eine kurze Stille, dann aber hört man die französischen Salven, ein Zeichen, daß unsere Leute stürmen und daß das gewaltige Artilleriefeuer die Franzosen doch nicht aus ihren Schützengräben zu vertreiben vermocht hat. Jetzt hört man auch das Rattern der französischen Maschinengewehre, deren Tempo ein so wesentlich anderes ist als das der unseren, und ohne vom Sturme etwas zu sehen, kann man nach diesem Getöse angeben, wann die Unseren stürmen, und wie wohl der Angriff im allgemeinen verläuft. Es wird Nacht, die Leuchtkugeln der Franzosen steigen in kurzen Zwischenräumen zum Himmel auf und beleuchten dann etwa 10 Sekunden lang das ganze weite Kampfgebiet fast tageshell. Scharf ertönt das Salvenfeuer der Franzosen, wird allmählich schwächer, löst sich in Einzelfeuer auf und erstirbt dann ganz.

Die Landsturmleute, die drüben am gegenüberliegenden Höhenzuge Sicherheitsdienst tun, bekamen heute noch eine besondere Arbeit; ein Gefangenentransport ist herübergekommen, und dem Landsturm liegt es ob, die Leute bis zur nächsten Etappenstation weiterzubringen. Tief in der Nacht kommen mit den ersten Gefangenen auch die ersten Berichte über den Verlauf des Kampfes herüber. Es stellt sich heraus, daß man den Feind vom Fensterberg zwar noch nicht vertreiben konnte, daß es aber nach wiederholtem Ansturm gelungen ist, den Schusterberg zu nehmen. Die Tapferkeit unserer Pioniere war auch hier wieder einmal unvergleichlich gewesen; im stärksten Feuer der Franzosen gingen sie den stürmenden Truppen voran, durchschnitten die Drahthindernisse und bahnten so den anderen den Weg zum Feinde. Es hat Verluste gegeben auf unsrer Seite, aber den Schusterberg haben wir, und so ist auch die Gewinnung des Fensterberges nur noch eine Frage von Tagen, denn wir streichen ihn nun sanft ein, und die Franzosen werden ihn schwer halten können.

Wenn der Sturmangriff auch noch nicht alles gebracht hatte, was man erstrebte, so doch schöne Erfolge, die schließlich auch dem Rest der französischen Stellung auf diesem Höhenzuge verhängnisvoll werden müssen. Seite an Seite mit den Genannten hatten Pioniere und ein bayrisches Ersatzregiment gekämpft, und es ist schwer zu sagen, wem von diesen die Krone in diesem heißen Ringen gebühret.

Auf jeden Fall ist der Schuster jetzt abgetan und wird nicht mehr in unsere Ruhequartiere hineinschießen.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

9. April: Fortdauer der Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Schwere Niederlage der Franzosen zwischen Orne und den Maashöhen. Erfolglose Angriffe des Gegners nördlich St. Mihiel, bei Ailly—Apremont, Flirey, im Priesterwald. Blutige Verluste der Franzosen bei Bézange la Grande. — Die Russen bei Kalwarja zurückgeschlagen. — In den Karpathen erobern deutsche Truppen eine Höhenstellung bei Tucholka; 1000 Gefangene. Im Oportale und im Quellgebiet des Stryj 2150 Gefangene.

10. April: Fortschritte südlich von Drie-Grachten. Französischer Angriff nördlich der Combreshöhe gescheitert. Schwere Verluste des Feindes bei Flirey. Erfolgreiche Kämpfe bei Ailly und im Priesterwalde. — Gefechte bei Mariampol, Kalwarja, Klimki und Plonsk. — Östlich des Uzsoker Passes über 700 Mann gefangen.

11. April: Französische Angriffe in den Argonnen sowie auf die Combres-Stellung abgewiesen. Nancy wird mit Spreng- und Brandbomben belegt. — Bei Mariampol 1350 Russen gefangen, in den Karpathen 830.

12. Apil: Drei französische Angriffe bei Maizeray östlich von Verdun und bei Marcheville südwestlich von Maizeray brechen unter schweren Verlusten zusammen. Südlich des Hartmannsweilerkopfes französischer Vorstoß abgewiesen. — Die russische Offensive in den Karpathen zum Stehen gekommen. Schwere Verluste des Feindes bei neuen Vorstößen beiderseits des Uzsoker Passes.

13. April: Schlappe der Franzosen bei Berey-au-Bac. Fortdauer der Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Im Ailly-Walde drei Angriffe zurückgewiesen. Günstige Nahkämpfe beiderseits der Straße Essey—Flirey. In den Vogesen mißglückt französischer Vorstoß gegen den Schnepfenriethkopf südwestlich von Metzeral. — Fortschritte der Ungarn am Uzsoker Paß.

14. April: Schwere Verluste der Franzosen bei Marcheville und im Priesterwalde, sowie nordöstlich von Manonviller. Fünfmaliger vergeblicher Versuch, südlich des Hartmannsweilerkopfes unsre Front zu durchbrechen. — Russische Vorstöße an der Biala und am Stryj mißlungen; 660 Gefangene. — Angriff eines Marineluftschiffes auf die Tynemündung.

15. April: Bei Kalwarja in den letzten Tagen über 1000 Russen gefangen. Russischer Angriff östlich Petrikau abgewiesen. Blutige Verluste des Feindes in den Karpathen. — Luftangriff auf die südliche englische Ostküste. Ein Flieger bombardiert Greenwich.

16. April: Kämpfe östlich Ypern und am Südabhang der Lorettohöhe. Fortschritte in der Champagne nordwestlich von Perthes. Schwere Verluste der Franzosen bei Flirey. — In den Karpathen 1300 Russen gefangen. — Vor den Dardanellen das englische Unterseeboot E 15 vernichtet, das Panzerschiff »Lord Nelson« schwer beschädigt.

17. April: Englischer Angriff südöstlich von Ypern abgewiesen. — Russische Angriffe in den Waldkarpathen blutig abgewiesen; 1400 Gefangene. — Ein britisches Unterseeboot in der deutschen Bucht der Nordsee versenkt.

18. April: Unter schwersten Verlusten bricht englischer Angriff längs der Bahn Ypern—Comines zusammen. — Zwischen Maas und Mosel Artilleriekämpfe. — Französische Angriffe gegen die von uns genommene Sattelstellung westlich des Reichsackerkopfes und gegen die Höhen von Steinabrück unter starken Verlusten mißglückt.

19. April: In den Argonnen französischer Angriff nördlich Le Four de Paris mißglückt. Französischer Angriff bei Flirey zusammengebrochen. Starke Verluste des Gegners am Croix des Carmes, sowie auf den Sillacker Höhen nordwestlich von Metzeral. Fortschritte am Hartmannsweilerkopf.

20. April: Abermaliger Angriff der Franzosen nördlich Le Four de Paris gescheitert. Starke Verluste des Feindes bei Flirey. Fortschritte im Priesterwalde. Vergebliche und verlustreiche Angriffe des Gegners in den Vogesen nordwestlich und südwestlich von Metzeral, sowie bei Sondernach. — Umgehungsversuch der Russen im Czirokatal bei Nagypolany nach heftigen Kämpfen gescheitert.

21. April: Artilleriekämpfe in den Argonnen und zwischen Maas und Mosel. — Schwere Verluste der Franzosen im Priesterwald. — Angriff der Russen am Uzsoker Paß blutig abgewiesen; 1200 Gefangene.

22. April: Sieg am Ypernkanal. Die Deutschen erzwingen den Übergang bei Steenstraate und Het Sat; 1600 Gefangene, 30 Geschütze erbeutet.

Feldpostbrief von der deutschen Südarmee in den Karpathen. II.

Buschschschsch . . . Krach —

„Nanu? Das ist ja eine schöne Geschichte.“ Erstaunt ob dieser neuen Erscheinung krochen wir aus unseren Schneelöchern und Unterständen und steckten den Kopf zum Schützengraben heraus.

Buschschschsch . . . pfitt! Wollen uns mal später das Kaliber besehen. Wir merkten uns die Stelle, wo die Granate eingeschlagen war.

Es wird ungemütlich, wenn man mit den dicken Brummern beschossen wird. Die russische Gebirgsartillerie, die bisher ohne jeden Erfolg und eigentlich nur mit der Absicht, uns zu beunruhigen, im Gelände herumgestrichen war, hatten wir nicht ernsthaft genommen. Mit diesen Miniaturkanonen machten sie uns in den Schützengräben keinen Eindruck; schwächere Deckungen schützten schon gegen ihre Schrapnellkugeln und Granatsplitter. Von heute ab sind wir mal wieder durch die plötzlich aufgetauchte schwere Artillerie „in Lebensgefahr.“

Mit prüfenden Blicken betrachtete jeder seinen Unterstand: was hält die Decke wohl aus? Die dickste Balkendecke und Erdschüttung schützen vor keinem Volltreffer. Aber gegen Sprengstücke und den Luftdruck einer in der Nähe einschlagenden Granate, der Bäume entwurzeln und Häuserwände eindrücken kann, vermag man sich dadurch, daß man der Decke des Unterstandes ausreichende Stärke und genügende Unterstützung gibt, zu sichern. Hauptmann der Reserve K., der in seinem Zivilberuf Bergrat und deshalb in unterirdischen Arbeiten Sachverständiger ist, wurde nun von allen Seiten um seinen fachmännischen Rat angegangen. In Polen hatte er uns die schönsten Unter-



In den Karpathen eroberter russischer Wagenpark. Phot. Drücke.

stände gebaut, für die Offiziere mit Diele, Wohn- und Schlafzimmer. Das war damals verhältnismäßig einfach, da Holz genügend vorhanden und der Boden weich und lehmhaltig war. Jetzt erforderte der Tiefbau doch etwas andere Technik; in dem hartgefrornen Steinboden der Karpathen ging das Arbeiten nur sehr, sehr langsam vor sich, und die Schützengräben konnten nur ganz einfach sein. Mit Kreuzhacke und Beilpicke, mit Eisenkeilen, die mit schweren Holzhämmern in die harte Erddecke hineingetrieben wurden, mußten die einzelnen Schollen dem Boden abgesprengt werden. Unsere Leute meinten scherzend, sie müßten Straßenasphalt aufreißen. Die Erdschollen wurden dann mit Schnee, der als Mörtel diente, zur Brustwehr vermauert. Trotz der Kälte dampften unsere braven Kerls. Besonders mühsam waren natürlich die Anlage und der Bau von Unterständen. Meist waren sie nur flache Erdlöcher mit einem Dach aus Reisig, Erde und Schnee, die durch die von der österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung uns vor unserem Einmarsch in die Karpathen gelieferten Schwarmöfen geheizt wurden. Diese Öfen können durch einen Griff zusammengelegt und dann von einem Mann hinten auf seinem Tornister getragen werden, während das fernrohrartig zusammenschiebbare Ofenrohr sich ein anderer Mann wie eine Botanisiertrommel umhängt. Durch Konservenbüchsen und anderes zusammengerolltes Blech gaben wir dem Ofenrohr die mannigfachsten Krümmungen und Verlängerungen, damit der Schornstein ins Freie führte und uns nicht die kleine, wegen der Kälte dicht abgeschlossene und deshalb nicht sehr ozonhaltige Höhle auch noch verqualmte. Ein Kochen auf den Schwarmöfen war möglich; für unsere warme Verpflegung wurde jedoch durch die Kochkisten weiterhin gesorgt, die allerdings wegen des feindlichen Feuers nur in der Dunkelheit in die vordere Linie durch die Tragetiere gebracht werden konnten. Trotz der großen Kälte war ihr Inhalt wundervoll heiß. Abends kam das Mittagessen, vor Anbruch der Helligkeit morgens der Kaffee. In gleichmäßiger Reihenfolge lösen sich Rindfleisch mit Reis, mit Erbswurst und Fleischkonserven ab. Dicke Linsen oder Bohnen sind ein Festessen und leider selten. Speck und Brot gab es reichlich, zuweilen auch etwas Rum für den Mann.

Unsere Feldgrauen müssen aber auch gut verpflegt werden. Das wochen-, jetzt schon monatelange Herumliegen in den Schützengräben, in Schnee und Eis, in Sturm und Regen, das manchmal plötzlich einsetzende Tauwetter stellen gewaltige Anforderungen an die Gesundheit der Mannschaften. Die schlimmste Kälte ist aber immer noch besser als das bisweilen ganz überraschend eintretende Tauwetter. Der Schnee fängt an zu schmelzen, der Boden des Schützengrabens wird langsam weich, dann morastig und bildet schließlich einen regelrechten Sumpf. Decken, Mäntel, Pelze, Schlafsack und alles, was man auf dem Leibe trägt, wird langsam durchnäßt; was man anfaßt, klebt — kurz, es ist schrecklich.

Nach einiger Zeit wird dieses Wetter gewöhnlich durch einen tüchtigen Schneesturm abgelöst, der der neu einsetzenden Kälte vorausgeht. Die eisigen Winde jagen stoßweise die mit Hagel gemischten Flocken durch die Täler, stürmen die Hänge hinauf und schlagen in den Höhen die tollsten Purzelbäume. Hier schütteln die Tannen, dort wirbelt aus Winkeln und Schluchten der Schneestaub und wirft sich unseren armen Leuten ins Gesicht. Bei Schneestürmen heißt es aufpassen; der Russe greift bei diesem unsichtigen Wetter mit Vorliebe an; niemand darf sich jetzt in die Höhle verkriechen, sich in Decken und Pelze vergraben und sich am Schwarmöfchen wärmen. Kaum zehn Schritt weit kann man sehen, daher können wir die Russen erst, wenn sie dicht vor den Hindernissen unseres Grabens sind, erkennen. Die Besatzungen der Gräben werden bei Schneesturm verstärkt, die Reserven sofort dichter herangezogen, Handgranaten verteilt und zum Gebrauch fertig gemacht. Alle Gewehre werden schußbereit gehalten, seine Patronen hat jeder zurechtgelegt. Und der Sturm schüttelt Frau Holles Betten. Ach ja, Betten. Man schließt die schmerzenden Augen, drückt die Arme dichter an den Leib, schiebt die kalten Hände, die im Muff stecken, einander in die Ärmel und träumt . . . ach ja, Frau Holle, . . . Betten . . .

Plötzlich klingelt es in meinem Unterstand. Kurz-lang, kurz-lang, kurz-lang. Dreimal der Buchstabe A. Die Russen greifen also an. Der vor der Kompagnie vorgeschobene Wachposten meldet dies mit der elektrischen Klingel. Druckknopf und Drähte nimmt er mit nach vorne, im Unterstand ist die elektrische Kraftanlage, bestehend aus mehreren ausgebrannten, aber immer noch genügend Strom enthaltenden Taschenlampenbatterien, und die Klingel haben wir in der letzten Stadt gekauft. „Achtung, aufpassen." Die Hände werden aus ihren warmen Verstecken gezogen, sie ergreifen die Gewehre, wir pusten Korn und Visir vom Schnee frei, probieren noch einmal, ob das Seitengewehr fest sitzt.

Jetzt hören wir auch neben uns das harte Aufschlagen der Gleitbahnen der Maschinengewehre. Die Richtschützen prüfen, ob die Gewehre nicht eingefroren sind.

Das Kühlwasser der Maschinengewehre, das verhindern soll, daß die durch die schnelle Schußfolge erhitzten Läufe zu glühen anfangen und sich verbiegen, ist zur Hälfte mit Glyzerin gemischt. Trotzdem friert es manchmal zu Eis. Warmes Wasser wird in den Unterständen bereit gehalten, oft fehlt es, die Mannschaften helfen sich dann in einer etwas drastischen Weise, um die eingefrorenen Teile des Gewehrs aufzutauen. Sie müssen schießen, da nützt eben manchmal nichts anderes.

An einer Stelle hatten wir mit vieler Mühe einen Stollen von etwa 40 m Länge vorgetrieben und das dem Feinde zugelegene Ende durch einen Wall versteckt und geschützt, hinter dem ein Maschinengewehr postiert war. Außerdem diente dieser Stollen als Rückzugsweg unserer Horchposten durch die Hindernisse.

Der Sturm heult, peitscht und drückt uns an die Grabenwände. Der Schnee in unserem Graben fängt an zu steigen. Mit Spaten machen wir die Brustwehr frei.

Plötzlich, erst schemenhaft, dann Gestalt, Bewegung und Farbe annehmend, kommen sie . . . . . . Ruhe . . . . . . Ruuuhe . . . . . Das Maschinengewehr am Stollenende fängt an zu tacken, ein schriller Pfiff . . . . jetzt schießen unsere Kerls, ruhig, überlegt, aber doch schnell. Die Gestalten sind verschwunden, im Schnee vor uns Schreien, Stöhnen . . . .



Sanitätssoldaten beim Verbrennen von verlaustem Stroh. Phot. Drücke.

Eine zweite Linie, eigentlich mehr ein wie Hammel sich drängender Haufen kommt mit lautem Hurra angestampft, verschwindet aber auch bald im Schnee, als wir ihm eine tüchtige Ladung blauer Bohnen ins Gesicht schleudern. Vier, fünf, sechs solcher Linien, ich habe einmal sogar zehn gezählt, stürmen hintereinander unsere Gräben. Alle Sturmanläufe brechen wieder vor unseren Hindernissen im Feuer zusammen.

Das im Stollen vorgeschobene Maschinengewehr flankierte die Angriffe. Der Schütze feuerte nach rechts; hatte er hier genug gewirkt, warf er das Gewehr auf die andere Seite und räumte auch hier ein bißchen auf. Ein anderer Mann stand mit einem großen Korb Handgranaten hinter ihm und deckte seinen Rücken. Stundenlang haben die beiden Braven dort vorne gewirkt.

Dann kam der Abend. Der Schneesturm hatte nachgelassen, vor uns im Schnee stöhnten und ächzten immer noch die Verwundeten. Wir holten sie, als es dunkel geworden. Die Russen liegen wieder in ihren Stellungen. Klack-bum, Pause, Klack-bum, längere Pause, Klack-bum. So schießen sie von drüben die ganze Nacht. Dieser Klack-bumschütze hat uns anfangs zur Verzweiflung gebracht; jetzt fehlt uns geradezu etwas, wenn wir sein eintöniges, nächtliches Klack-bum nicht hören. Wir konnten uns erst gar nicht den Zweck einer derartigen Patronenverschwendung bei den Russen erklären. Wir griffen nicht an, verhielten uns ruhig in den Unterständen, bei der Dunkelheit konnten die Russen doch unmöglich irgendein Ziel erkennen. Erst später erfuhren wir den Grund durch Gefangene. Die russischen Offiziere liegen in den hinteren Gräben; durch das Schießen müssen ihnen vorn die Posten melden, daß sie wach sind und aufpassen.

Unser Regimentsstab lag hinter der Mitte unserer etwas gebogenen Stellung in einem Heustadel. Hierhin führten die Telephonleitungen aus der vordersten Linie. Wegen der Nässe des Schnees, die die Isolierung der Drähte zerstörte, mußten die Drähte in der Luft auf Stöcken und Bäumen geführt werden. Zwei Mann von jedem Telephontrupp waren ständig unterwegs, um die Drähte auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen, offene Stellen zu isolieren und zerschossene Enden zusammenzuflicken. Nicht leicht ist der Dienst dieser Wackeren. Sie waren dauernd dem russischen Feuer ausgesetzt; bei Tage verraten sie sich trotz ihrer Schneehemden durch ihre Bewegungen, des Nachts durch das Licht der elektrischen Taschenlampe, die sie zu ihrer Arbeit ab und zu brauchen. Dann kommandiert drüben der russische Offizier oder Feldwebel sein scharfes: Huiii, . . remmms und es kracht auch schon dem sich schnell hinwerfenden Mann eine Salve um die Ohren.

Vom Regimentsstab führt die Telephonleitung über den Brigadestab zur Division. Unser Divisionskommandeur wohnt in einer Hütte, aus der die zwei- und vierbeinigen und damit gleichzeitig, so wollen wir ihm wünschen, auch die sechsbeinigen Bewohner ausquartiert worden sind. Im Laufe der Zeit haben Ordonnanzen und Burschen einiges Wohn- und Beleuchtungsgerät zusammengetragen, auch so etwas wie ein Bett haben sie Seiner Exzellenz gezimmert. Die Offiziere des Stabes, das Büro- und Telephonpersonal liegen in den Nachbarhütten. Von hier führt der Draht über Höhen und Pässe, durch Täler, an Flüssen und Eisenbahnen entlang zum Armee-Oberkommando in Munkasz. Dieser Draht ist der beste und sicherste Wegweiser, um sich von der Paßhöhe durch das Gewirr von Wäldern, Dörfern und Höfen zu unserer Division zu finden. Wir Deutschen können uns mit den Einwohnern nicht verständigen; so hieß denn der Draht allgemein der Ariadnefaden. Etwa jeden Kilometer ist längs des Drahtes ein Posten von etwa 4—6 Mann ungarischen Landsturms aufgestellt, der den kostbaren Draht vor Zerstörung bewahren und auch das Abhören durch russische Agenten verhindern soll. Fröhlich tönt mir von den Bundesbrüdern auf meinen Gruß: „Servus" ein echtberliner „Moajen" entgegen. Jetzt beziehen die beiden verbündeten Heere nicht nur Geld, Proviant, Ausrüstung und Waffen voneinander, sondern auch den „Militärjargon".



Erzherzog Josef überreicht einem ungarischen Husarenwachtmeister, der bereits Inhaber der kleinen und der großen silbernen Tapferkeitsmedaille ist, die goldene. Phot. Drücke.

Der Weg, den der ärarische Faden der Ariadne begleitet, ist schmal, knapp für einen Schlitten zu befahren. Ein Heer von Zivilarbeitern ist unablässig damit beschäftigt, ihn einigermaßen in fahr- und gangbarem Zustande zu erhalten. Über den zu beiden Seiten aufgetürmten Schnee kann man manchmal knapp hinüberblikken, und ein Vorwärtskommen seitwärts des Weges ist für Mann und Pferd so gut wie ausgeschlossen. An einzelnen Stellen sind Ausweichen geschaufelt. Hauptsächlich werden zu den Wegearbeiten die im Gebirge wohnenden Ruthenen herangezogen.

Ungarischer Landsturm überwachte auch hier und half bei den Arbeiten. Unterwegs begegneten mir die endlosen Tragetier-Kolonnen, die Munition und Proviant zu den Truppen in der Kampflinie brachten. Es waren lauter kleine, struppige Pferdchen mit hundeartigen Bewegungen, denen eine dicke Stirnmähne etwas Wildes im Aussehen gab. Auch einige Maultiere sah ich darunter. Drei bis vier von den Tieren waren hintereinander angebunden und wurden von einem malerisch aussehenden Kerl geführt, der einen schmutzigen, roten, manchmal sogar feldgrauen Fez auf dem Kopf trug, die unvermeidliche Zigarette hatte er im Munde. Um die Schultern hing ein geflochtener Lederumhang, schön bunt und grell; was da drunter war, wagte ich nicht zu untersuchen, die Füße waren mit weiß gewesenen Lappen, die ein rotes kreuz und quer gewickeltes Band festhielt, bekleidet. Bosnische Muhammedaner waren es. „Tam lero", ‚links halten' schrie ich, so laut ich konnte. „Tam lero!" ‚du Schafskopf'. Diese freundliche Aufforderung meinerseits quittierte der Sohn Muhammeds mit einem freundlichen Lächeln, und mit melodischer Stimme riefen die Kerls irgendetwas nach hinten, was ich natürlich nicht verstand, weiter. Die Wirkung war erstaunlich. Mit einer geradezu rührenden Bereitwilligkeit versuchten sie, mir den Weg von ihren störrischen Pferden, die nur ungern in den tiefen Schnee sich drängen ließen, frei zu machen. In ihren Bemühungen lagen Ehrerbietung und Hochachtung vor der deutschen Armee, die mein Bursche und ich auf dem kleinen, selbstgezimmerten Schlitten ihnen gegenüber verkörperten.

Hat man Pech, so faßt man eine Tragetierkolonne, die sich in gleicher Richtung fortbewegt. Das ist zum Verzweifeln. Auf dem Schlitten kamen wir ziemlich schnell vorwärts. Jetzt aber saßen wir fest, da half kein Schreien, Zetern und Schimpfen, wir mußten uns hinten anhängen und die Zottelei mitmachen. Natürlich hatten wir außerdem noch einen längeren Halt. Unsere Kolonne begegnete einer anderen, weit und breit war keine Ausweichestelle zu sehen. Ich tobte, da ich es eilig hatte. Aber den Begriff Eile schienen die Kerls nicht zu kennen. Im nächsten Dorf konnte ich endlich überholen.

Die größte Verkehrsstockung aber verursachte mir bei dieser Fahrt eine Ochsenkolonne. Wohl hundert Stück weißer, klassisch behornter Tiere wurden von zwei ungarischen Soldaten auf dem Saumpfade mir entgegen getrieben. In den tiefen Schnee auszuweichen, fiel ihnen gar nicht ein. Hinten drängten den Soldaten die anderen Tiere nach, die Lage wurde kritisch. Plötzlich zog es mein etwas ängstliches und wohl auch gegen Rindvieh abgeneigtes Reitpferd, das vor den kleinen Schlitten gespannt war, vor, sich mit einem hohen Satz aus der bedrohlichen Nähe der Hörner seitwärts in den Schnee in Sicherheit zu begeben. Der Erfolg war, daß der Schlitten entzwei brach und mein Bursche und ich im Schnee verschwanden. — — —

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

VII. Mutter Erde.

Wenn sie auch Feindeserde ist, wenn auch der Boden, in dem wir nun schon mehr als sechs Monate lang bis weit über die Helmspitze tief eingegraben stehen, der Eigenboden eines Volkes ist, das uns mißwill, mißwill bis aufs Blut, bis zur Vernichtung. (Denn seit wir hier in Frankreich unsern großen heiligen Notwehrkrieg führen, haben wir's erst erfahren, wie tief der giftige Haß gegen unser Deutschland sich in die Seele dieses Volkes eingefressen hat.) Wenn sie also auch Frankreichs Erde heißt, — so fremd und uneigen, wie wir's uns vorher wohl ausmalten und wie ihr's daheim vielleicht auch meint, ist sie uns doch nicht.

Gleich der erste Tag hat uns das offenbart. Als wir in der kleinen Departementsstadt Nesle an der Somme angekommen waren und von den Trittbrettern herabsprangen und in langer Gruppenkolonne auf dem Bahnsteig antraten, da sagten wir: „So, nun stehen wir auf Feindeserde." Ja, so sagten wir wohl, aber irgendetwas fehlte dabei. Der Resonanzboden fehlte, wie die Musiker sagen. Irgendein Klang fehlte darin, der unbedingt mitschwingen muß, wenn ein Wort für echt gelten soll und für wahrhaftig. Darum sahen wir uns auch gegenseitig so ein wenig neugierig, mit ungesprochener Frage an: was denn eigentlich der Nebenmann für ein Gesicht dazu machte, wenn er „Feindeserde" sagte.

Wir fühlten uns nicht fremd und ausgewurzelt auf diesem Boden. Wie sollten wir auch: auf allen Wegen und Straßen, die wir tagelang bis zur Front zurücklegten, wimmelte es von deutschen Soldaten. Marschierende, reitende, fahrende deutsche Kolonnen überall, von allen und nach allen Richtungen. Wo wir auch hinkamen: die Sprache, die Menschen, die ganze Summe des Lebens deutsch. Manöver in Deutschland. Wirklich: so lustig und selbstverständlich und heimisch und bekannt war alles, wie wenn bei uns daheim Manöver ist. — Dann kamen freilich auch hier und da in langen Trupps gefangene Franzmänner an uns vorbeigezogen, allerlei Waffengattungen und allerlei Kerle; welche mit bleichen Gesichtern und niedergeschlagenen Blicken, als wollten sie in die verlorene Heimaterde hinabsinken vor Weh und Scham, und andere, die ihr Unglück auf die leichtere Achsel nahmen und die Käppis schwenkten und uns mit spitzbübischen Augen zuwinkten: ‚Ja, lauft nur, lauft nur immer vorwärts, hinein in eure Schlachtensiege, — was uns betrifft, wir machen indessen eine kugelsichere Spazierfahrt in euer geliebtes Deutschland hinein.' In den Dörfern standen hier und da noch ein paar Zivilisten herum, mit lateinisch weich geschnittenen Gesichtern und seltsam dunkler Neugier im Gebahren, halbzerlumpte Zurückgebliebene, die die große Barbarenflucht nicht mitmachen konnten oder — nicht wollten.

Aber diese alle waren es, die uns fremd und heimatlos auf dieser Erde schienen, nicht wir. Freilich: wir Deutschen waren die Herren in diesem eroberten Lande, — aber das war's doch nicht eigentlich, was uns die Erde Frankreichs so vertraut machte. Ich habe mit vielen Kameraden darüber gesprochen, und sie haben mir bestätigt, daß es ihnen ebenso erginge: wir hatten das unerklärliche Gefühl, als marschierten wir nicht zum ersten Male über diese Landstraßen und Feldwege, als blickten wir nicht zum erstenmal über diese Rübenäcker und die weithin wellig verschwimmenden Wiesen hin. Ja, ist das nicht sehr eigentümlich? — Unser Kopf sagte: seht, das ist nun das fremde Land, in das ihr hineingekommen seid, um die feindlichen Truppen zu bekriegen und zu besiegen; — und das Herz gab zur Antwort: O, das ist uns garnichts Neues, das kennen wir alles schon, wir waren gewiß schon einmal hier.

„Ob's den Kameraden in Rußland drüben auch so geht?", wollte einer wissen; aber da wurde er bald belehrt: „Nein, das ist nicht möglich, denn drüben in Rußland waren wir ja noch nicht."

Keiner von uns hatte Anno 70 miterlebt, aber das ist bestimmt: dieses Anno 70 allein war die Veranlassung dazu, daß wir sagten: „Das alles kennen wir schon." Unser Zugführer, schlank, burschikos, draufgängerisch bis in die Knochen, an den Schläfen schon silbern angeblasen wie ich selbst, ein Feldwebelleutnant sans peur et sans reproche, — der stelzte mit lustigen Beinen neben mir her. „Wissen sie, Weber", sagte er, „wir haben doch eigentlich 'n Schweineglück gehabt, daß wir hier nach Frankreich gekommen sind. Hier kennt sich der Mensch doch wenigstens aus und weiß, wo er geht und steht." Er sprach diese Worte mit einer so nachdrücklichen, unzweideutigen Bestimmtheit aus, wie man nur von einem Wege sprechen kann, den man einmal wenigstens schon gegangen ist. Indessen: nein, er wär' in seinem Leben noch nicht über Schwarz-weiß-rot hinausgekommen. Und dennoch: hier wär' er schon so gut wie zuhause, denn Anno 70 . . . Ja, das war's: Anno 70 hatte sein Vater hier bei der Nordarmee gestanden, auf diesen Straßen war er marschiert, überall hier auf diesen Feldern und Wiesen war er inmitten wuchtiger Kolonnen gegen den bittergehaßten Erbfeind drauflosgestürmt, und dort vor uns halbrechts, zwischen Fransort und Hattencourt, da hatte er den Acker Frankreichs mit seinem Blute fruchtbar gemacht. Auf dem kleinen, ganz verwilderten, halbverwüsteten Kirchhofe von Hattencourt fanden wir unter umgefallenen, umgestürzten Tafeln und Kreuzen seinen Hügel: „Hier ruht in Gott der Königlich-preußische Premier-Lieutenant . . . . , gefallen für Deutschlands Einigkeit und Macht" . . . . Ist's zu verwundern, daß meinem Zugführer dieses Land wie eine Art Heimat unter den Füßen lag? Und uns allen mit ihm? Denn ihr müßt wissen: dieses Hattencourt, auf dessen Feldern unsere Väter geblutet hatten, war erst vor sechs Tagen wiederum der Mittelpunkt eines erbitterten Gefechtes gewesen, und unser Regiment, zu dem wir auf dem Wege waren, hatte hier gesiegt. Zwei, drei verödete Gassen, von Granaten zertrümmerte Hausdächer, ausgebrannte Ruinen, umgewühlte Gärten mit zersplitterten Zäunen, Haufen von Schutt und Hausrat und Kleiderfetzen — und auf den Äckern eine Aussaat von zertretenen Helmen, ausgeplünderten Tornistern, leeren Patronentaschen, zerbrochenen Gewehren, rostigen Seitengewehren, zerrissenen Riemenstücken, weißen blutfleckigen Verbandresten, rotleuchtenden Franzosenkäppis, blauen, in Schmutz zerstampften Franzosenröcken und zahllos hingestreuten Patronenhülsen: das alles war jetzt Hattencourt. Das alles? Nein, eins hab' ich vergessen, das Wichtigste: im Schutze einer langen, mit Schießscharten ganz durchsiebten Hofmauer am Dorfrand standen viel kleine und große lehmgelbe Erdwellen auf dem Feld. Alle trugen rohgezimmerte, notdürftig mit Bleistift beschriebene Holzkreuzchen. Unsere vor sechs Tagen hier gefallenen Regimentskameraden schliefen darunter. Die tapferen Söhne der tapferen Väter, die vor vierundvierzig Jahren auf demselben Schlachtfeld ihr Leben gelassen hatten — „für Deutschlands Einigkeit und Macht!" Und unsere Blicke breiteten sich über das ganze Land, sahen es daliegen wie einen einzigen riesengroßen Acker, in dessen dunklem Schoße die Kraft und die Blüte zweier gewaltiger deutscher Generationen begraben lagen — unsere Väter mit unseren Brüdern. Ist's zu verwundern, daß uns dieses Land wie eine Heimat galt? Auch dieses gehört dazu: mitten unter den gelben Erdwellen stand eine, die war besonders groß und breit; auf dem Kreuz hatten sie geschrieben: „Hier liegen vierundzwanzig französische Kameraden. Im Leben Feind, im Tod vereint." Ganz gewiß: hier war Deutschland, deutsche Erde. —

In dem Dorfe P., wo wir zuweilen im Reservequartier liegen, befindet sich ein Feldlazarett, und viele unserer Kameraden, die hier an der Front die Todeswunde traf müssen dort schlafen gehn. Der Ort umschließt eine große und reiche Dorfgemeinde, und die Kirche, die auf erhöhtem Platze weit über die Häuser hinragt, ist außergewöhnlich stattlich und von außen wie von innen — ohne aufdringliche Überladung — prächtig und mit erlesenem Geschmacke hergerichtet. Die gewaltigen Standbilder voll verblüffender Lebendigkeit rings an den Wänden des hohen Schiffes werden mir nicht leicht wieder aus dem Gedächtnis kommen. Aber hättet ihr den Friedhof gesehen, der sich um dieses kostbare Gotteshaus schließt! Ein geradezu erschreckendes Bild der Verwahrlosung. Ich meine nicht etwa, daß der Krieg ihn mit rauhem Tritt entheiligt hätte, nein, denn das Dorf ist immer bisher außerhalb der Gefechtslinie geblieben. Der Friedhof ist nicht verwüstet worden, er ist einfach verwahrlost. Und was hier nachdrücklich festgestellt sein soll: er ist in dieser Hinsicht keine Seltenheit, keine Ausnahme. Ich habe im Laufe des vergangenen Halbjahres etwa fünfzig bis sechzig französische Kirchhöfe gesehen, sie waren — ganz wenige erträgliche ausgenommen — allesamt dermaßen vernachlässigt und verwildert, daß ich mich mit meinen Kameraden eins weiß, wenn ich sage: den letzten Rest von anerzogener Hochachtung vor dem Werte französischer Kultur haben wir auf den Kirchhöfen dieses Landes begraben. Ich bemesse den sittlichen Hochstand eines Volkes vor allem danach, wie es wohnt und wie es seine Toten wohnen läßt. Und — im Blick auf die Gesamtheit gesprochen — kann bei den Wohnhäusern wie bei den Grabstätten dieses Volkes hier von Kultur nur herzlich wenig die Rede sein. Eine einzige Kirchhofsverwahrlosung der Art, wie sie hier zu vielen Dutzenden zu sehen ist, würde in Deutschland die peinlichste Ahndung der Landesbehörde erfahren, und zwar auf der Stelle.

Neben dem wildüberwucherten Gräberstück von P. ist ein Ackerstreifen zum deutschen Soldatenfriedhof umgewandelt worden. Es tut wohl, hier die Bitterkeit schwinden zu fühlen, die einem drüben das Herz und den Mund verschloß. Liebe und Ehrfurcht haben aus diesem Ackerstreifen einen Friedensgarten gemacht. Drüben ein wirres Durcheinander ohne Sinn und Ordnung, — hier der milde Atem einer unwillkürlichen Harmonie. Drüben hat man sie wahllos eingegraben, wo



Besuch des Kaisers im Hauptquartier des Kronprinzen.
Hofphot. G. Berger phot.

gerade Platz war, — hier liegen sie gebettet. Einzeln oder paarweise, auch wohl drei oder vier Hügel in eine kleine Gemeinschaft zusammengeschlossen; aber über allen die unsichtbare Hand, die sie vereinigt. Auf jedem Grabe steht ein schön geschnittenes und schriftbemaltes hölzernes Kreuz, ja, nicht wenige tragen gar schon einen kunstgerecht gemeißelten Denkstein. Alle Hügel sind grün bepflanzt. Durch alle Gärten und Parks der Gegend haben die feldgrauen Kirchhofsgärtner sich auf die Suche gemacht, haben die immergrünen Sträucher und Koniferenbäumchen, die sie fanden, herbeigeholt und sie den Kameraden aufs Grab gesetzt. Ein breiter, buxbaumgefaßter und mit gelbem Kies bestreuter Weg geht mitten durch die Reihen. Wo er endet, steht ein großes, aus Baumstämmen zurechtgehobeltes und schneeweiß gestrichenes Kreuz; dessen Arme tragen die Worte: „Hier ist Deutschland". Ich traf einen Dörfler, einen alten Knaben von 84 Jahren, lang, hager, eine schon fast schattenhaft durchsichtig gewordene Gestalt, davorstehen und sich abmühen, die Buchstaben zu enträtseln. Dann half ich ihm: „C'est l'Allemagne". Darauf drehte er mir sein aschgraues bartloses Gesicht zu: „Eh la? On dit, vous êtes barbares?" ‚Wie? Und da sagt man, Ihr seiet Barbaren?' . .

Aber nun müßtet ihr erst das Ehrental sehen, das wir für unsere Toten unmittelbar vor dem Feinde angelegt haben. Unsere Schützengrabenstellung lehnt sich mit dem Rücken an ein Wäldchen, ein ganz wirr und wild drauflos und durcheinandergewachsenes Wäldchen mit alten und jungen Bäumen und dickem Untergesträuch. So dicht und undurchdringlich ist das kleine Gehölz, daß die feindlichen Granaten, die doch täglich dort hineinplatzen, bis jetzt noch gar keine nennenswerte Zerstörung anrichten konnten. Als wir vor Monaten in die Stellung einrückten, haben wir erst mühsam mit Beil und Spaten einen Weg hindurchschlagen müssen; es war gewiß keine leichte Arbeit, und wir haben nicht schlecht geschwitzt und geschimpft dabei, aber es dauerte nur ein paar Tage, da waren wir schon gut Freund mit dem Wäldchen. Es gab uns Stämmchen und starke Äste, um unsere Brustwehren und vor allem unsere kleinen dunklen Wohnhöhlen im Graben zu stützen und zu festigen; immer und immer wieder, so oft uns Sturm und Wolkenbrüche und feindliche Geschosse sie einrissen, rief's uns von hinten her zu: kommt nur und holt euch wieder Holz und Stützen, soviel ihr nur wollt, ich hab' Vorrat genug. Was hätten wir wohl anfangen sollen, wenn das Wäldchen nicht dastände? In seinen alten, hohen, bis zur Krone hinauf mit Efeu überkletterten Bäumen hält's unsere Beobachter verborgen; die sitzen da oben tagaus tagein in aller Bequemlichkeit und Sicherheit, tasten die ganze baumlose Ebene vor uns mit ihren Feldstechern ab, und die Franzmänner brauchen sich nur mit dem kleinen Finger an der Nase jucken, so melden sie's uns. Tief unter den festen Wurzelboden haben uns die Pioniere gewaltige „bombensichere" Unterstände für je hundert Mann eingeschanzt; ein ganzes Bataillon haben wir dort in's Versteck gelegt, und so oft wir einen Überfall und Durchbruchsversuch bekommen, steht es im vollen Sinne des Wortes „wie aus dem Boden gewachsen" da. —

Bald sind wir dann auch übereingekommen, unsere gefallenen Kameraden in den Schutz des Wäldchens zu betten. Das war gewiß ein saures Stück Arbeit, aber wir hatten immer mehr Freiwillige dafür zur Hand, als wir vorne abgeben konnten. Ein besonders schönes Geviert im Holz haben wir von allem Gewirr und Gestrüpp gereinigt und soviel Platz geschafft, daß die Gräber frei und zusammengehörig unter den Bäumen stehen. Jeder Hügel hat sein Kreuz und seinen Baum, und jeden haben wir mit Efeu bepflanzt, der seine kleinen Wurzeln ganz fest in die Erde krallt und über jedem Kameraden wie eine dichte, weiche, warme, grünglänzende Schlummerdecke gebreitet liegt. Wie wird's hier schön sein im Sommer, wenn die Bäume alle grün sind, wenn die Sonne golden durch das Blätterdach herunterleuchtet und in allen Zweigen die Vögel singen! Jetzt sind wir ja oft so unsäglich traurig, wenn wir immer und immer wieder beim Abenddunkeln oder im Frühmorgendämmern einen lieben Freund dorthin tragen; aber wenn wir dann daran denken, wie schön sie's hier im Sommer haben werden, dann trösten wir uns, und es ist gar nicht selten, daß der eine oder andere von uns sagt: „Wenn mich's trifft, dann will ich auch hier liegen, hört ihr?" — — Die Bäume, die rings um unsern Waldfriedhof stehen, haben wir in Mannshöhe miteinander durch einen dichten Stämmchenzaun verbunden und eine kleine Eingangspforte hineingesetzt mit einer schweren, dunkelgebräunten Blocktür. Auf der steht der Name unseres Regiments und das Kriegsjahr und dann noch darunter:

Nun ruht in Gott, ihr Brüder,
Von Krieg und Leiden aus,
Wo eure Leiber liegen,
Ist unser Vaterhaus.

Ich erzähle euch das alles nicht, um uns damit zu rühmen, das wißt ihr wohl. Sondern nur deshalb: unter denen in der Heimat, die das lesen, wird es manche geben, die gerne wüßten, daß ihre Toten nicht in fremden Betten schlafen müssen. Die sollen getröstet sein.

Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Erinnerungen eines Batterieführers.

„Also in einer Viertelstunde Feuereröffnung!" — „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!" — Irgend etwas Besonderes lag schon längere Zeit in der Luft, und die letzten Gerüchte hatten besagt, daß wir morgen früh mit den Russen eine kräftige Rücksprache beginnen würden. Es kam aber noch früher. Nach dem soeben erhaltenen Befehl des Abteilungskommandeurs hieß es schnell die letzten Vorbereitungen treffen, damit pünktlich um $^1/_2$1 Uhr die erste Granate zum Feinde hinüberfliegen konnte. Wichtigstes Erfordernis ist zunächst, daß die kilometerlange Fernsprechleitung in Ordnung ist, nicht Leitungsfehler aufweist, gar zerschossen oder von verräterischer Hand durchschnitten ist. Die Batterie steht weiter rückwärts; sie sieht von ihrer Stellung aus den Gegner nicht. Das Auge der Batterie ist der bis dicht hinter die Infanterie vorgeschobene Beobachtungsstand des Batterieführers, von dem aus er den Feind beobachtet und das Feuer seiner Batterie leitet. — Sorgfältig wird durch das Scherenfernrohr das Ziel erkundet, Witterungseinflüsse, die das Schießen in dieser oder jener Weise beeinflussen könnten, werden in Betracht gezogen und schließlich die nötigen Befehle an den Telephonisten gegeben, der sie an die Batterie übermittelt. Eine Minute vor Halb! „Batterie ist feuerbereit", so schallt's aus dem Hörer. — Schuß! Dumpf kracht das Geschütz, zischend und fauchend hoch im Bogen über unsere Köpfe hinweg nimmt die Granate ihren Weg, weiter . . weiter; da — eine schwarze Rauchwolke vor dem feindlichen Schützengraben, dann der Knall der Explosion. Gut lag der Schuß, dicht zwischen dem Drahtverhau



Das Auspacken und Zählen der Granaten an der Front. Photothek phot.



Besuch bei der Infanterie.

und dem Graben; sanft weht der Wind den Rauch über die feindlichen Schießscharten hinweg. Neues Kommando, und wieder feuert die Batterie; so geht's ruhig fort, bis die Entfernung festgestellt ist; hierauf setzt in schnellerem Tempo das Wirkungsschießen ein. Hier und dort werden Spuren der Beschießung erkennbar. An einer Stelle ist die dünne Brustwehr durchschlagen; wo vorher zwei Scharten mit Panzerblenden waren, gähnt jetzt ein breites schwarzes Loch. An jenem Ende des Schützengrabens steigt dünner Rauch auf; da muß Stroh brennen, wahrscheinlich in einem Unterstand. — Meine Nachbarbatterien sind unterdessen nicht still geblieben, rechts und links, überall hört man den Geschützdonner, sieht man das Einschlagen der deutschen Geschosse in den feindlichen Stellungen. — Das plötzlich einsetzende Artilleriefeuer auf der ganzen deutschen Linie scheint die Russen recht überrascht zu haben. Erst nach etwa einer halben Stunde beginnt die russische Artillerie sich bemerkbar zu machen. Wohl schlagen auch in der Nähe meines Beobachtungsstandes einige schwere Granaten mit betäubendem Krach ein, aber ein paar tiefe Löcher im Erdboden, einige niedergeschmetterte Bäume, das ist die ganze Wirkung. Wenn nur die „Strippe" nicht durchschossen wird, das ist für mich zunächst die Hauptsache. Vom vordersten deutschen Schützengraben kommt die Nachricht, daß die Schüsse gegen den Schützengraben vor dem Dorfe gut gelegen haben. Aufmerksam hat die Infanterie den Kampf verfolgt und ergänzt durch ihre Mitteilungen wertvoll die Beobachtungen der Artillerie. Innigstes Zusammenwirken beider Waffen ist die Vorbedingung für den Erfolg. Die Artillerie muß der Infanterie den Weg in die feindliche Stellung bahnen, muß durch ihr Feuer den Gegner niederzuhalten suchen, daß er unsere Infanterie nicht wirksam beschießen kann. — Sobald es die Zeit nur irgendwie gestattete, ging ich kilometerweise unsre Schützengräben vor meiner Stellung ab, um mich zu überzeugen, wo vielleicht die Infanterie am meisten meiner Hilfe bedurfte, wie weit sie an dieser oder jener verdeckten Stelle bereits vorgedrungen ist, wie weit ich mein Feuer nach vorn legen muß, um die eigenen Truppen nicht zu gefährden. Im vordersten Horchloch erspähe ich manches, was für den späteren Kampf wichtig ist; mühselig kriecht man Hunderte von Metern lang im Laufgraben; immer gut bücken heißt's so 200 Meter vor dem Feind, sonst knallt's gleich drüben. An manchen Stellen und zu manchen Zeiten ist der Russe friedlich gesonnen; zu anderen dagegen schießt er unaufhörlich. Selbst das Zeigen an den Schießscharten muß vermieden werden, denn bei der nahen Entfernung treffen ihre ausgesuchten Schützen auch durch diese ihr Ziel. Hier an der Waldecke heißt's besonders acht geben; der russische Graben liegt viel höher als wir; durch seine Scharten, an denen man öfter huschende Köpfe wahrnimmt, blaut der Himmel. Auch schießen die Russen von den hohen Bäumen des jenseitigen Waldes herab. — Wieviel Zerstörung dort zwischen den Linien! Trümmer eines großen Gehöftes, verbrannt, zerschossen. Der kleine Garten von Granaten gepflügt, hinter der Scheune auf dem Felde eine Häckselmaschine; dort ragt hoch der Ziehbrunnen gen Himmel, hier zerschlagener Hausrat und ein Häufchen ausgebuddelter Kartoffeln. Kirchhofsruhe. — Wasser kann aus jenem Brunnen nur während der Nacht geholt werden, und nur aus dem Laufgraben heraus kann man jetzt diese Stätte der Verwüstung betrachten. Nichts regt sich; doch — da zieht eine Katze, bisher in einem Lumpenhaufen verborgen, langsam, aus ihrer Ruhe aufgestört, nach dem Wohnhause hin, sie ist dem Heim ihres Herrn treu geblieben, Granaten und Feuer haben nicht vermocht, sie zu verjagen. — Jetzt verwandelt sich die Sohle des Laufgrabens in weichen Lehmbrei, nur mühsam kriecht man weiter vorwärts. Endlich in der vordersten Stellung angelangt, wird Umschau gehalten. Also dort ziehen sich die russischen Gräben hin, das ist unser Angriffsgelände; vor den Birken links Trümmer eines Hauses, aus deren Mitte ein Schornstein sich hochreckt. Die Schmiede nennt sie die vorgeschobene Infanterie, dort liegt eine Feldwache der Nachbarkompagnie, weiter rückwärts darf ich also nicht schießen. Die gelbe Linie, die sich von dort auf unsern Standpunkt zuschiebt, ist der Laufgraben der Patrouillen längs der Stellung. Dort wurden leider letzte Nacht sechs deutsche Landwehrmänner von einer starken russischen Patrouille überrascht und gefangen genommen.

Auch beim Feinde gibt es kühne Patrouillenführer. Mut, Besonnenheit, aber auch Glück gehört zum Führen von Patrouillen. In einer der letzten tiefdunklen Nächte war der Feldwebelleutnant, der mich hier vorn orientierte, mit acht Mann als Patrouille vorgegangen. Schon hatten sie das feindliche Drahthindernis passiert, das Gewirr von Drähten für einen kleinen Steg durchschnitten; jetzt heißt's durch den Astverhau zu kommen, ohne Geräusch zu machen; nur wenige Meter sind's bis zum feindlichen Schützengraben. Schon sind der Führer und sechs Mann hindurch, da — rückwärts, also zwischen der Patrouille und der deutschen Stellung in einiger Entfernung Hurrarufen, dreimal wie bellend das russische Hurra! — Wem galt das? Wer war abgeschnitten?? — Dem Patrouillenführer fiel ein, daß gleichzeitig eine schwache Unteroffizierpatrouille links von der seinigen vorgegangen war; da mußte etwas geschehen sein. Nun hieß es ohne Besinnen drauf! Zurück durch den Verhau und dann in der Schallrichtung weiter; dunkle Gestalten, Handgemenge, — richtig, die deutsche Patrouille ist von einer starken russischen umringt! Nun deutsches



Zerschossene Scheune.

Hurra mit gefälltem Bajonett. Zwei Russen fallen regungslos, einige kriechen anscheinend schwer verwundet zurück. Der Ring ist gesprengt, die Kameraden sind befreit, die Russen fliehen und verschwinden im Dunkel der Nacht. Vier russische Offiziere waren dabei gewesen, kenntlich an ihren hohen Krimmermützen, große, schlanke, gut angezogene Gestalten. Auch zwei große Hunde waren wie Schatten vorübergehuscht; Bluthunde oder Spürhunde, man weiß es nicht, jedenfalls sind schon oft russische Patrouillen mit solchen Hunden bemerkt worden. Dieser Patrouillengang ist Dank dem schneidigen Draufgehen des Führers aus bedenklicher Lage zu einem hübschen Erfolge geworden, der recht dazu angetan war, das Selbstvertrauen des Mannes und seine Achtung vor dem Führer zu stärken. —

Ich fahre aus meinen Schützengrabenerinnerungen auf, die mir im Verlauf des Schießens gekommen. Dringender Fernspruch: Regiment Nr. . . wünscht Batteriеführer schleunigst am Telephon zu sprechen. — Hörer ans Ohr: „Hier Hauptmann Deetjen, wer dort?“ — „Hier Regimentsadjutant Infanterie-Regiments Nr. . . Das Bataillon am Waldrand wird heftig von einer feindlichen Batterie beschossen und bittet dringend um Artillerieunterstützung.“ — „Wo steht die feindliche Batterie?“ — „Hinter dem linken Gehöft des Dorfes vor der Front.“ — „Das ist hier nicht mit Sicherheit zu erkennen. Ich werde sofort das Feuer eröffnen, bitte um telephonische Mitteilung, wie die einzelnen Schüsse zum Ziel liegen.“ — „Gut, Schluß!“ — Die erste Granate schlägt drüben ein. „Etwa hundert Meter zu weit rechts“ kommt Nachricht aus dem Schützengraben. — Nächster Schuß! — „Schuß lag gut Strich, etwa fünfzig Meter zu kurz, die feindliche Batterie muß dort hinter dem Gestrüpp des Gartens stehen.“ — „Aha, jetzt weiß ich Bescheid. Weiter geht das Schießen. „Die Schüsse liegen anscheinend sehr gut. Der Feind hat das Feuer eingestellt, mehrere Pferde laufen wild herum.“ — Das scheint ja gut geklappt zu haben, nun noch einige Zeit weiter dorthin schießen, damit sie nicht wieder aufleben. — Nach einer Weile neuer Wunsch der Infanterie: „Bitte Haus an der Pappelgruppe rechts von der eben beschossenen Batterie zu zerstören. Da sitzen feindliche Beobachter drin, ein Kerl guckt ab und zu aus dem Schornstein. Der Beobachtungsposten dort ist uns sehr unbequem.“ — Also los! Neues Ziel. Nun kommt aber Präzisionsschießen, langsam und genau. Es ist auf einige Kilometer keine Kleinigkeit, ein einzelnes Haus zu treffen, namentlich bei dem scharfen Nordost wie heute. Drei Schuß sind schon dicht in der Nähe des Gebäudes eingeschlagen. Gerade zischt der vierte gegen den Feind — wird er sitzen? — Da, hoch oben auf dem rechten Dachende hat's mit greller Flamme eingeschlagen, und gleich darauf strömt dicker grauer Rauch jäh gen Himmel. Nur wenige Augenblicke, und das ganze Strohdach steht in rotem, leckendem Feuer da. Noch einige Schuß hinein, dann ist dort nichts weiter zu tun. — „Schönsten Dank, das haben Sie sehr schön gemacht“, tönt's wieder aus dem Fernsprecher.

Andre Aufgaben treten an die Batterie heran. Mehrere hundert Schuß sind schon verfeuert, und so geht's weiter bis zur Dunkelheit. Essen aus meiner Feldküche steht hinter mir, aber kaum ist Zeit vorhanden, einen Löffel zu nehmen. Draußen ist's bitter kalt. In meinem etwas geheizten Beobachtungsstand ist's noch erträglich, aber die Kanoniere, die nun schon so viele Stunden die Geschütze bei 15° Kälte bedienen, die Infanterie, die schon so tapfer an die feindlichen Stellungen herangegangen ist — die haben's schwer. Eingraben im gefrorenen Boden ist unmöglich. Mühsam wird eine kleine Wallbedeckung zusammengekratzt, damit der Schütze wenigstens nicht ganz offen dem Feuer ausgesetzt ist.

Dunkel wird's, in meinem Gefechtsstreifen schläft allmählich das Feuer beiderseitig ein, nur links von uns tobt der Kampf noch äußerst heftig. Bis zur Dunkelheit hatten die Russen sich auf Verteidigung beschränkt, jetzt aber unternahmen sie einen energischen Gegenangriff. Daß wir Elitetruppen gegenüber haben, wissen wir schon lange. Sie bewähren auch jetzt ihren guten Ruf. Entschlossen stürzen sie den Abhang hinab gegen unsere Linien, aber brechen doch schließlich im deutschen Feuer zusammen. Wie das im Dunkel der Nacht knattert und kracht, dazwischen die dröhnenden Kanonenschläge; Leuchtkugeln, schnell bald hier bald da taghell das Gelände erleuchtend, gelblich aufspritzend, dann wieder die Feuererscheinungen der Schrapnells in der Luft. Nach einer Stunde etwa herrscht auch hier einigermaßen Ruhe, der russische Sturm ist mit erheblichen Verlusten für den Gegner abgewiesen worden, unsere Truppen haben von dem gewonnenen Gelände nichts aufzugeben brauchen.

Doch morgen geht's weiter. Da heißt's, die Nacht wenn irgend möglich zum Schlaf auszunutzen. Was entbehrlich ist, wird nach Einsetzung frischer Reserven zur Ruhe geschickt. Auch ich kann einen Teil der Bedienung ins Quartier schicken und begebe mich selbst dorthin. Klammgefroren, durchgeweht von dem eisigen Sturm, bin ich endlich bei meinen Häuschen angelangt. Noch einige Befehle für den Wachtmeister, Alarmbereitschaft während der Nacht, Besetzung des Telephons, Wecken $1/2$ 3 Uhr früh usw.; dann totmüde aufs Stroh. Ach so, essen muß der Mensch ja auch. Also noch schnell etwas gefuttert, dann aber schlafen, schlafen. Doch mit der Müdigkeit kämpft dauernd das Gefühl der Verantwortung. Draußen schießt es hier und da noch ganz munter; pardauz, das war ein Minenwerfer! Mit einem Auge schläft man, mit dem andern wacht man. Wird das Feuer wieder stärker? Um 1 Uhr fahre ich in die Höhe, es ist zweifellos lebhafter an der Front geworden. Halbangezogen vor die Tür. Blendende Leuchtraketen überall, scharf die Umrisse der Wälder und Höhen abzeichnend. Das ist keine vereinzelte Vorpostenknallerei mehr, das ist ziemlich regelmäßig rollendes Feuer. Es hilft nichts, Pelz an und hin zur Fernsprechstation. Anfrage zunächst bei der Feuerstellung, dann beim Infanterie-Regiment vor uns. Es ist zwar ein hartnäckiges Gefecht im Gange, doch ein Eingreifen der Batterie vorläufig nicht erforderlich. Immerhin ist die Nachtruhe vorbei. —

Schon vor Anbruch des Tages steht alles wieder in voller Gefechtsstärke draußen, und mit erstem Morgengrauen beginnt der Kampf aufs Neue. Drei Tage und zwei Nächte geht es so fort. Aber das Ergebnis lohnt auch alle aufgewendeten Mühen und Verluste. An zahlreichen Stellen hat unsere Infanterie viel Boden gewonnen, hat die feindlichen Vorstellungen erobert und ist bis dicht an die Hauptstellung herangekommen. Diese bei ihrer bekannten Stärke zu nehmen, war vorläufig weder geplant noch möglich. Was zu erreichen war, ist aber erreicht worden. Die Opfer dieser Tage, die den Schnee blutig färbten, sind nicht vergeblich gewesen, und die Landwehr hat sich wiederum aller ihrer tapferen Kameraden in Ost und West würdig erwiesen. Vier brennende Dörfer bezeichnen die Tätigkeit meiner Batterie, und auch die feindliche Artillerie drüben hinter dem Gehöft wird wohl fürs erste nicht Lust haben, wieder mit meinen Landstürmern anzubinden.

Eine Kugel kommt. Von Bogislaw v. Selchow.

Eine Kugel kommt. Ihr Pfeifen ist
Mir lange schon vertraut.
Ich biege den Kopf nicht mehr beiseit.
Es ist immer derselbe Laut.

Eine Kugel kommt von drüben her,
Eine Kugel aus feindlichem Blei.
Es ist ein Pfeifen in der Luft,
Und dann ist alles vorbei.

Eine Kugel kommt, mich trifft sie nicht.
Ich weiß das ganz genau.
Sie trifft den Nachbar neben mir,
Der hat zu Haus eine Frau.

Und zwei Jungens hat er, erwachsen bald,
Zwei Jungens, stramm und wild,
Und ein Mädel mit süßem Kindergesicht;
Ich kenne ja das Bild.

Eine Kugel kommt, ich höre sie.
Mich trifft sie nicht ins Herz.
Das Unglück ist ein besserer Schutz
Als Panzer aus Stahl und Erz.

Eine Kugel kommt, sie weiß ihr Ziel.
Ein Fall, ein heiserer Schrei.
Ein kurzes Stöhnen neben mir,
Und dann war alles vorbei.



Türkischer Doppeldecker auf einem Erkundungsflug über den Dardanellen.

Zeichnung von Prof. Max Zeno Diemer.

Rechts unten Tschanak-Kalessi, gegenüber Kilid-Bahr; weiter zurück ganz links Maidos; in der Mitte die Landspitze Nagara, dahinter die nördliche Dardanellenstraße.

Frühling in Nordpolen. April 1915.

Es wird nun auch Frühling bei uns. Wir empfangen ihn an derselben Stelle, wo wir den Winter noch mit Schnee und Eis erlebt haben. Deshalb ist er uns doppelt lieb, und wir begrüßen ihn mit besonderem Dank. Noch nie erschien uns ein Frühling so willkommen.

Plötzlich kam er eigentlich. Wir hatten zuerst kein rechtes Zutrauen zu ihm. Wir wollten und konnten noch nicht recht glauben, daß der russische Winter schon vorbei sei. Aber die ersten warmen Sonnentage logen nicht. Und richtig, da war auch das Osterfest da. Wie schnell die Zeit hingegangen war vom Weihnachtsabend zum Ostermorgen unter den Kämpfen und Märschen. Unglaublich schnell. — Warme schöne Sonnentage, die den Schnee schmelzen ließen und die harte Erde auftauten. Schön sah es da freilich nicht überall aus: in festen, tiefen Lehm verwandelte sich der schwere Boden, und die Wege wurden unergründlich. Unbefahrbar wurden sie und fast nicht zu reiten. Schwer zogen die Pferde ihre Hufe aus der breiigen Masse, daß es einem weh tat, sie immer wieder antreiben zu müssen. Und schwer schritten die Menschen vorwärts. Aber die Sonne schien — der Frühling kam. Wir sahen nach den Sträuchern, wo die Blattknospen dick und dicker wurden, wir schnitten Kätzchen ab und stellten sie ins Zimmer und freuten uns, daß die ersten grünen Blättchen eher heraussprangen als draußen. Eine laue Regennacht und noch einen Sonntag, und es wird auch draußen grünen.

Vor unserm Haus schaufeln die Burschen und legen ein Gärtchen an. Überall wird die Erde umgelegt und gegraben. Aber nun fehlt es an Blumensamen, und die Feldpostkarten eilen mit der Bitte nach der Heimat, welchen zu senden. Zu Hause werden sie wohl die Köpfe schütteln. Wer hätte geglaubt, daß wir um Blumensamen bäten im Felde? Aber der Frühling ist da, und wir wollen uns seiner freuen. Zwar wissen wir nicht, ob uns die Blumen noch blühen werden; wir glauben es kaum. Das Schicksal wird uns wohl längst an eine andere Stelle geworfen haben, wenn sie sprießen. Aber das ist gleichgiltig, wir wollen dem Frühling geben, was ihm gehört. Wir wollen säen — einer wird sich schon der Pracht später freuen. Beete entstehen überall, und überall tritt wieder dieselbe Form auf: ungerufen, unbefohlen, von selber formen die Leute die Beete zum Eisernen Kreuz. Das soll nun geschmückt sein mit Schneeglöckchen und Veilchen, mit Krokos und Leberblümchen, das schwarze Kreuz in bunter Pracht. Der Frühling ist da. —

Und unsere braven Feldgrauen da vorne in den Schützengräben leben auf. Fünf Monate haben sie in ihnen gelegen im Regen und Schnee, in Nässe und Kälte. So selten schien die Sonne. Und wenn sie mal hervorlugte zwischen den Wolken, dann wärmte sie so wenig. Und nun ist sie mit einem Mal da, die liebe gute Erdenmutter, die warme Sonne. Aus den Unterständen, die noch voll feuchter Winterluft sind, krauchen die Leute hervor und lehnen sich an die Grabenwand und lassen sich die Strahlen breit auf den Körper fallen. Das tut gut. Mit einem Male scheint der Schützengraben gar nicht mehr so unfreundlich wie vorher. Die Hände regen sich, und auch da draußen dicht am Feinde geben sie dem Frühling, was des Frühlings ist. Auch dort entstehen — fein in Deckung gebaut — kleine Gärten; Holztische und Holzbänke werden zusammengeschlagen, und als die Sonne den dritten Tag schien, saß die Skatpartie der 7. Kompagnie, die bis dahin enggedrängt im Unterstand ihre Kartenschlachten gefochten hatte, im Freien und drosch ihre Blätter auf das ungehobelte Brett. Die Liebeszigarren brennen und — kohlen dabei, vorsichtig und langsam werden sie in die milde Frühlingsluft hineingequalmt, denn allzu groß ist der Vorrat nicht. Dicht neben den Skatbrüdern hat sich ein junger Kriegsfreiwilliger sein eigenes Reich geschaffen, an dem er sich seine Zeit vertreibt. Man hat ja so unendlich viel Zeit im Schützengraben, wenn der Feind ruhig ist. Im Sande ist da ein Zwerggarten entstanden, wie ihn die Kinder sich sonst auf den Spielplätzen des Tiergartens oder am Badestrand bauen. Nur hübscher und mit mehr Liebe ist er gebaut und mit dem Bastelgeschick, das wir so oft bei unsern Leuten finden. Eine richtige kleine Mühle dreht sich da im Winde, hübsche, weißbestreute Wege, mit dem Daumen zärtlich glatt gestrichen, schlängeln sich durch den noch feuchten dunklen Boden zu einer Höhle hin. Ich blicke in sie hinein, durch die Überschrift „Zur Heimat" angelockt, und sehe das Bild eines Thüringer Tales. „Eine Ansichtskarte von Hause" sagt der siebzehnjährige Krieger. — An einer andern Stelle ist zwischen zwei Schießscharten die vordere Grabenwand geschmückt, die Erde ist glatt geklopft und mit weißen Steinchen sind die Worte „Ostern 1915" eingelegt, im Halbkreis um ein großes Eisernes Kreuz. — Neben den künstlerisch angehauchten Gemütern gibt es aber auch recht viel materielle. Materiell werden wir ja alle im Kriege, denn das Essen und Trinken spielt neben dem Feind eigentlich die größte Rolle. Überall trifft man kleine Feuerchen im Graben, mit vieler Vorsicht genährt, damit die Flamme ja nicht zu hoch schlägt und qualmt, denn wenn der Russe den Rauch sieht, sendet er gleich einen eisernen Gruß nach der Stelle. Jetzt, wo es trockener ist, brennen die Feuerchen besser — im Winter war das Holz immer sofort feucht und gab keine Wärme. Nun aber brät, kocht und priezelt es an allen Ecken und Kanten des Schützensgrabens. Hier wird im Kochgeschirr eine Kartoffelsuppe bereitet, dort werden Bratkartoffeln und Speck zum zweiten Frühstück fertig gemacht, Röstschnitten werden aus den Kommißbrot hergestellt und mit der Wurst, die Mutter im Briefpaket sandte, zusammen gewärmt. Am besten aber duftet es an der Ecke, wo köstliche Kartoffelpuffer, Reibekuchen, ihrem Entstehen und Verzehrtwerden entgegensehen. Hübsch langsam wird alles gekocht und gebraten, gebacken und geschmort, denn die Zeit ist lang zwischen Morgen- und Abenddämmerung, und solange man vor dem Kochtopf sitzt, hat man den Genuß doch vor sich. Morgens, vor Tau und Tag aber, kommen die Feldküchen mit dem Kaffee heran, Abends, wenn die Dämmerung fällt, mit dem warmen Abendbrot. Dann wandern die vollen Kochgeschirre durch den Verbindungsgraben in den Schützengraben und da von Hand zu Hand. Im Winter kam das Essen oft erbärmlich kalt bei den letzten Leuten an und schmeckte dann manchmal recht mäßig. Auch das ist jetzt besser geworden — und die Feuerchen helfen nach. Ja — der liebe Frühling! Hier und da sitzen welche in der wärmenden Sonne und lesen Zeitung. Gewissenhaft vom ersten bis zum letzten Wort. Aber nach dem Datum darf man nicht sehen — sie sind manchmal uralt. Auch das „Daheim" traf ich im Schützengraben, doch es war zum Osterfest dort etwa die 20. Kriegsnummer. Alles braucht seine Zeit im Kriege, und ehe ein Blatt von den Offizieren, wo es schon von Hand zu Hand ging, über die Burschen zu den Mannschaften wandert, dauert es eben sein Weilchen. — Mühle wird viel gespielt. Das Brett ist so einfach herzustellen: ein Stück Papier mit den Linien drauf, ein paar kleine Kiesel, fertig ist das Spiel. Und die Übung macht hier den Meister — ich habe zwei „Schützengrabenmühlespieler" beobachtet, die lange, lange über jeden Zug grübelten, wohl eine Viertelstunde, und ihre Gesichter waren mindestens so ernst wie die von Marschall und Tarrasch beim internationalen Schachturnier. — Es geht ganz gemütlich im Schützengraben, es ist ganz behaglich, wenn die Frühlingssonne das Ganze bescheint, bis plötzlich das russische Artilleriefeuer ein energisches: Alle Mann in volle Deckung befiehlt oder ein drohender Angriff alles an die Gewehre ruft.

Hinter der Front ist Frühjahrsbestellung. Der Bauer, der Panje, wird durch strenge Befehle der Armeeverwaltung zur Arbeit angehalten. Er ist von Haus aus träge, so muß er mit sanftem Druck an seine Pflicht erinnert werden. Wo es ihm an Kräften fehlt, bekommt er sogar Hilfe gestellt an Mann und Pferd. An den Stellen aber, wo der Bauer die Scholle verlassen hat, bestellen die Soldaten selber das Feld. Da gehen die Feldgrauen hinter dem Pfluge, streuen die Saat in den Acker. Auch die Dreschmaschinen sind in Tätigkeit, die Pferde, die sonst die Geschütze und Maschinengewehre zogen, gehen um den Göpel. Mancher Schober ungedroschenen Kornes steht im Bereich der feindlichen Kugeln. Aber er bleibt trotzdem nicht ungenutzt. In dunklen Nächten gehen wir an ihn heran, tragen die vollen Garben bis in die Deckung, um die Brotfrucht zu gewinnen, das kostbare Getreide nicht verkommen, nicht auswachsen zu lassen. Wer nicht im Schützengraben ist, arbeitet im Felde. Offiziere, die von Haus aus Landwirte sind, haben die Leitung übernommen.

Auch zu uns kam der 1. April: Bismarcks hundertjähriger Geburtstag. Auch wir ließen ihn nicht ohne Feier vorübergehen. Vorne im Schützengraben sah man das Bild des Größten unter den Großen vielfach in die Böschungen eingelassen und mit Steinen umrahmt. An mehr wie einer Stelle stand sein volkstümlichstes Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!" in großen Buchstaben. Der Soldat kannte diesen Tag, auch ohne daß ihn der Offizier daran erinnerte. Hinter der Front, weiter ab vom Feinde kam aber am Abend des Gedächtnistages eine wirkliche kleine Feier zustande. Als es dunkelte, sammelten sich die Leute, die in Ruhe waren, auf dem Marktplatz des kleinen Polenstädtchens um einen Holzstoß. Und als die Flammen aufzuckten, spielte die Regimentsmusik den Preußenmarsch. Ein älterer Offizier hielt dann eine kurze, knappe Ansprache. Mächtig klang das Vaterlandslied durch den Abend, — gewaltig und ergreifend hinter dem „Ich bete an die Macht der Liebe!" Vielleicht sind einzelne Klänge bis hinüber zu den Russen gedrungen, und vielleicht hat dort ein feindlicher Offizier gewußt, welchen Tag wir feierten. Dann kann er es drüben verbreiten, worin wir unsere Stärke finden, zu der unser Altreichskanzler uns das leuchtende hehre Beispiel gab: in einem Treuegesang zu unserm Herrscher und in einem Lobgesang zu unserm Gott.

Maschinengewehre. Von Klaus Hartmann.

Tak—Tak—Tak ... Tak—Tak—Tak ...

In all den Schlachtenlärm klingt es hinein, in das Plackern des Infanteriefeuers, in das Dröhnen der großen Kartaunen ... das Tak—Tak—Tak der Maschinengewehre. Ganz vorn im Schützengraben stehen sie, die kleinen gefräßigen Ungeheuer, in der Infanterielinie, nach Möglichkeit geborgen und verdeckt: hüben und drüben. Neben ihnen liegt, zu langen Bändern aufgereiht, die Munition, Patrone neben Patrone. Und bei jedem Aufflackern des Kampfes speien sie die verderbenbringenden Geschosse gegen den Feind, wo ein Angriff vorbereitet, wo ein Angriff abgewehrt werden soll ... Tak—Tak—Tak ... Tak—Tak—Tak ...

Einer, der zurückgekommen war, erzählte es mir: all die Schreckbilder, die er draußen gesehen, all das Toben, das er gehört, konnte er vergessen, überwinden. Seine Nächte waren wieder ruhig geworden, er konnte schlafen. Aber mitten im Schlaf schrak er immer aufs neue auf, hörte er immer wieder das Tak—Tak—Tak ... Tak—Tak—Tak ...

Wenn einst die Geschichte dieses Feldzugs geschrieben wird und dabei die Wechselwirkung der Waffen erörtert werden muß, wird dem Maschinengewehr ein besonderer Abschnitt zu widmen sein. Man hatte in unserem Heere, man hatte in allen europäischen Armeen viel von ihnen erwartet nach den Erfahrungen der letzten Kriege, des russisch-japanischen, der blutigen Balkankämpfe; man hatte sich auf ihre Verwendung im großen Maßstab vorbereitet. Dennoch hatte man wohl die Bedeutung, die sie erlangen sollten, nicht im vollen Umfang gewürdigt. Am meisten hatten sich vielleicht die Russen mit Maschinengewehren gerüstet; wenigstens deutet die geradezu ungeheuerliche Masse derer darauf hin, die sie — verlieren konnten, ohne daß doch anscheinend ihre Vorräte erschöpft wären.

Merkwürdig, wie weit die Ahnenreihe des Maschinengewehrs zurückreicht. Schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden wir „Hagelbüchsen" und „Schreiorgeln", später die „Totenorgeln", die eine Anzahl Rohre auf einem Gestell vereinigten; in der Schlacht von Pfeddersheim 1460 wurde eine „Buchs erobert, hatte 32 Rohre in einem Guß". Auch der Gedanke des Repetiergeschützes, das aus einem Rohr möglichst viel und möglichst schnell feuern konnte, taucht bereits auf; ein Verzeichnis französischer Waffen aus dem Jahre 1432 führt u. a. auf: „une boîte de fer jetant sept plommées à la fois". Fast alle älteren Zeughäuser enthalten derartige Stücke, die zum Teil von der Erfindungsgabe unserer Altvorderen gar kein schlechtes Zeugnis ablegen.

Dann kam eine lange Zeit, in der es von den „Totenorgeln" und „Kartätschgeschützen" ganz still wurde; sie waren für den Feldgebrauch doch zu empfindlich. Erst im amerikanischen Bürgerkriege (1861—1864) kam wieder eine Art Revolverkanone zur Verwendung, das Gatting-Gewehr, das sich aus sechs Gewehrläufen zusammensetzte und bis neunzig Schuß in der Minute feuern konnte. Die größten Hoffnungen setzte Napoleon III. auf die von dem Oberst Reffye erfundene Mitrailleuse, die er 1870 gegen uns ins Feld führte. Sie vereinigte nicht weniger als 25 Läufe zu einem Körper und erreichte in der Tat eine hohe Feuergeschwindigkeit. Namentlich in den ersten Kämpfen erzielte sie ohne Zweifel hier und dort eine Wirkung, die aber mehr auf dem moralischen Eindruck, dem Ungewohnten, Neuem beruhte, als auf den Verlusten, die sie hervorrief; später wurden die Mitrailleusen-Batterien, die der Feldartillerie beigefügt waren, fast immer schnell von der deutschen Artillerie, die damals auf einer stolzen Höhe stand, niedergekämpft, denn die Treffsicherheit und auch die Streuungsmöglichkeit der Geschoßgarbe waren allzu gering.

Immerhin: die Frage nach einem kriegsbrauchbaren Maschinengewehr ruhte seitdem nicht. Eine ganze Reihe von Konstruktionen tauchte auf (Hotchkiß, Nordenfeld, Palmkreutz, Cols), bis dann Maxim, etwa um das Jahr 1883, mit neuen Gedanken auftrat. Er war der erste, der den Rückstoß beim Abfeuern zum Entladen, Neu-Laden, Feuern benutzte und bei



Gegen Artilleriefeuer gedeckte Maschinengewehr-Abteilung in Erwartung des Befehls zum Vorgehen. Phot. R. Sennecke.



Eine Maschinengewehr-Abteilung beim Einrücken in die Gefechtslinie. Phot. R. Sennecke.

ununterbrochener Zufuhr der auf einen Gurt aufgereihten Patronen auf 600 Schuß in der Minute kam. Wohlverstanden: aus **einem** Lauf, dessen Mechanismus bei dieser ungeheuren Leistung aber einer besonderen Kühlung bedarf. Das Maxim-Geschütz, dessen Grundlagen jetzt auch für die im deutschen Heer eingeführten Maschinengewehre vorbildlich gewesen sind, gestattet weiter während der Feuerabgabe eine beliebige Verschiebung nach Höhe und Breite und kommt in bezug auf Treffsicherheit und Rasanz der Flugbahn dem heutigen kleinkalibrigen Gewehre mindestens gleich, übertrifft es zum Teil sogar.

Die mörderischen Eigenschaften der Maxim-Gewehre errangen ihre ersten großen Erfolge sehr billig: nämlich in den englischen Kolonialkriegen. Es erregte großes Aufsehen, als 1893 ein halbes Hundert Infanteristen mit vier Maschinengewehren den wütenden Ansturm von nicht weniger als 5000 Matabeles abwehrten; dann gar, als fünf Jahre später im Sudanfeldzug zwanzig Maxim-Geschütze in einer halben Stunde 12000 Derwische niedermähten, unsern Omdurman. Auch in unserem schweren südafrikanischen Kampfe leisteten sie uns treffliche Dienste. Trotzdem gab es immer noch vereinzelte Zweifler. Die Erfolge gegen die undisziplinierten „Wilden“ ließen sich nicht in Abrede stellen; für die Verwendbarkeit innerhalb geschulter Heere fehlten doch noch die sicheren Anhaltepunkte. Diese wurden zuerst, wie schon erwähnt, im russisch-japanischen Kriege gefunden, in dem beide Parteien ihre Maschinengewehr-Verbände unausgesetzt zu vermehren strebten, ja verzehnfachten.

Auch über die taktische Verwendung der neuen Waffe wurden damals die ersten Erfahrungen gesammelt, die zum Teil heut noch als maßgebend betrachtet werden. Man darf wohl sagen, daß ihr Schwergewicht in der Möglichkeit für die Führung liegt, in entscheidenden Augenblicken ein ungeheuer wirksames Feuer auf kleinem Raum zu entwickeln; ein Feuer, das um so verheerender wirkt — was freilich nur ausnahmsweise möglich sein kann —, wenn es überraschend auf den Feind einschmettert. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß eine Maschinengewehr-Kompagnie, wie sie jedes deutsche Regiment besitzt, über sechs Gewehre verfügt, daß jedes dieser Gewehre 400 bis 500 Schuß in der Minute abgeben kann, so leuchtet ohne weiteres ein, daß solch eine Kompagnie, geschickt eingesetzt, eine geradezu vernichtende Wirkung auszuüben vermag.

Das Visier unseres Maschinengewehrs reicht bis 2000 Meter. Aber nur in seltenen Fällen wird man solche Schußweite ausnutzen. Die Erfahrung des gegenwärtigen Krieges, der so viele Regeln umstürzte, hat ja überhaupt gelehrt, daß man in der Verteidigung gar nicht so viel Wert auf ein weites, freies Schußfeld zu legen braucht, wie ehedem die Lehrbücher der Taktik vorschrieben. Die Gegner liegen sich oft unheimlich nahe gegenüber, und die kleine Entfernung zwischen ihnen macht bei der heutigen Feuerwirkung doch den erfolgreichen Anlauf des einen wie des andern unmöglich. Wenn wir immer wieder hören, daß die feindlichen Sturmangriffe im Westen und im Osten schon in unserm Feuer zusammenbrachen, so ist das nicht zuletzt dem Feuer der Maschinengewehre zuzuschreiben. Vielfach versuchen die Russen, die keine Schonung des Menschenmaterials kennen, in vier bis fünf Schützenlinien hintereinander, die dann noch von dichten Kolonnen gefolgt sind, anzugreifen: die Maschinengewehre mähen sie nieder.

So erscheint das Maschinengewehr zunächst als die Waffe der Verteidigung; sei es zur Abwehr des Sturmes, sei es zur Verstärkung besonders bedrohter Teile der Verteidigungslinie, sei es zur Feuerverfolgung nach einem abgeschlagenen Angriff. Je besser es dabei gelingt, die Gewehre gut einzubauen, sie zu „maskieren“, auch gegen Einsicht und Bombenwürfe der Flieger, desto besser. Aber auch beim Angriff sucht man die Maschinengewehre heranzuziehen, um den Einbruch in die feindliche Stellung zu erleichtern, das Vorschreiten zu begleiten.



Maschinengewehre im Schützengraben. Phot. W. Braemer.



Unsere Schutztruppe mit Maschinengewehr.

wenn sie z. B. Brücken oder Engpässe zu sperren oder sonst infanteristische Gefechtsziele zu erfüllen haben.

Tak ... Tak ... Tak ...

Draußen an der vordersten Front, in den Schützengräben, plackerte die Nacht hindurch das Infanteriefeuer. Die Russen verschwenden, wie immer, ihre Patronen. Die Reserven liegen in ihren engen Quartieren. An diese Geschichte sind sie gewöhnt, es stört ihre Ruhe nicht.

Da hämmert plötzlich das Tak ... Tak ... Tak: Maschinengewehrfeuer! Die Posten horchen auf. Aus den Stabsquartieren spielen die Telephone in die Schützengräben, Frage und Antwort. Was gibt's? Was ist los? Und dazwischen, immer lebhafter, immer rascher: Tak ... Tak ... Tak ...

Die Russen greifen an.

Alarm! Schon dröhnen auch die ersten Kanonenschüsse. Und gleich darauf rücken die Reserve-Kompagnien vor, im Laufschritt über die schneebedeckte Ebene —

Aber da kommt ihnen schon Meldung entgegen: Der Angriff ist zusammengebrochen, ehe die Rußkis an unseren Stacheldraht herankamen. Zu Hunderten liegen sie drüben vor unserer Linie. Unsere Verluste sind gering. Die Russen konnten wieder einmal das Feuer nicht vertragen: das vernichtende Feuer unserer Maschinengewehre.

Deshalb sind sie möglichst leicht und beweglich gebaut. Sie sind fahrbar; aber im Gefecht werden sie von der Lafette gelöst und dann auf dem „Schlitten" geschleift oder einfach getragen; das Gewehr wiegt dann nur rund 28 Kilogramm und ist äußerst handlich. Das russische Maschinengewehr — wir haben uns einen guten Vorrat davon zugelegt — ist sogar noch viel kleiner und leichter, allerdings nicht so wirksam wie das deutsche. Eigenartig waren die belgischen Maschinengewehre, die durch Hunde gezogen wurden.

Auch unsere größeren Kavallerieverbände sind mit Maschinengewehren ausgestattet. Die Eigenart des gewaltigen Krieges, in dem wir stehen, hat die Reiterei ja nur ausnahmsweise zu der Verwendung gelangen lassen, die unsere Erwartungen ihr zumaßen; oft genug mußten unsere Kavallerieregimenter im Schützengraben liegen, sehr selten wurde ihnen im weiteren Verlauf des Feldzugs ein kühner, weitausgreifender Erkundungsritt vergönnt oder gar eine frisch-fröhliche Attacke.

Wir alle können aber nicht wissen, was uns dieser an Überraschungen so überreiche Krieg noch bringen wird, ob er nicht doch noch unsere braven Reiter vor neue Aufgaben stellt. Dann wird auch ihnen das Maschinengewehr die Hilfe sein, deren sie bedürfen,



Belgisches Maschinengewehr. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Eine Maschinengewehr-Abteilung geht aus dem Schützengraben vor. Phot. R. Sennecke.

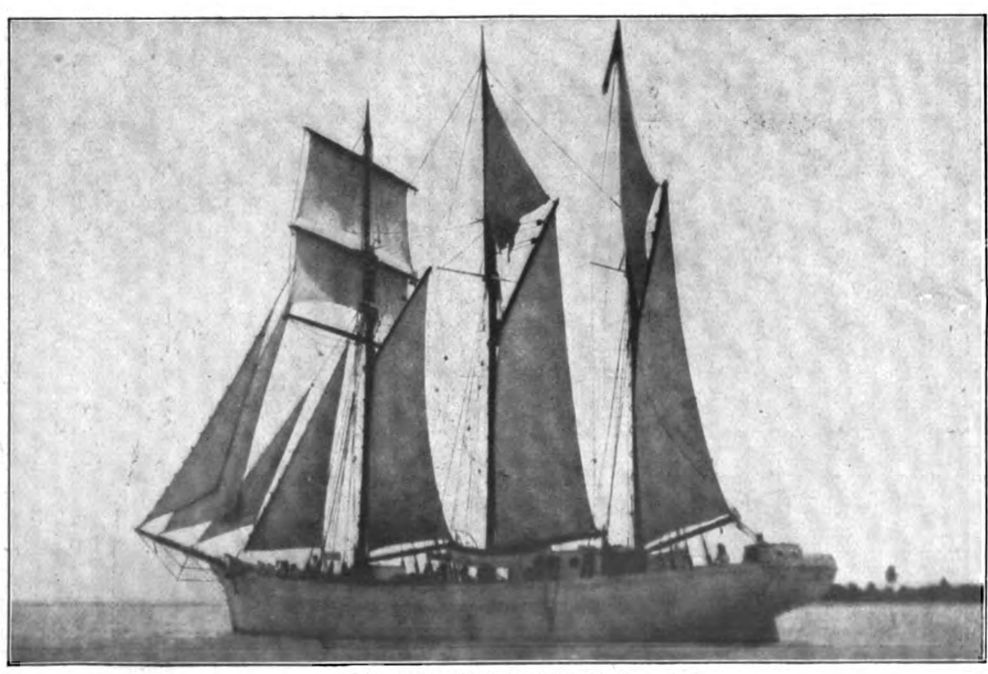
Ein Reiseandenken aus dem Einschlußlager von Singapore.

Von R. Wegner, Missionsinspektor.

Die Heimreise von einer zweijährigen Missionsinspektionsreise durch Niederländisch-Indien brachte mir einen dreitägigen Aufenthalt in dem Einschlußlager von Singapore. Ich traf dort nicht nur gegen 250 Landsleute aus Singapore, Penang und den Plätzen der Malakkahalbinsel, sondern auch einen Teil der Mannschaft der unvergeßlichen „Emden". Es waren der Oberleutnant der Reserve Lauterbach, einige Deckoffiziere und etwa fünfundzwanzig von der Mannschaft. Der aufsichtführende englische Major hatte mich selbst aufgefordert, im Lager einen Gottesdienst zu halten. In solcher Umgebung gibt einem das Herz das rechte Wort. Als Erinnerungszeichen an meinen Besuch, der den Landsleuten ein Gruß aus der Freiheit war, wurden mir zehn Photographien von der „Emden" geschenkt, von denen hier die wertvollsten wiedergegeben sind. Ich hatte den Vorzug, die drei Tage meinen Aufenthaltsraum mit Oberleutnant Lauterbach zu teilen, der mir die besten Erläuterungen zu jenen Bildern gab. Sein erster Griff auf einem genommenen Schiff soll immer der nach den Zeitungen in der Kapitänskajüte gewesen sein, in denen die ein- und auslaufenden Schiffe gemeldet waren, und bald war manchem der Weg verlegt. Vielleicht stand eines Tages in einer Zeitung, oberhalb Ceylon sei der Weg vierzig Meilen nördlicher von der üblichen Linie vor der „Emden" sicher; selbstverständlich ging es jetzt dorthin, und fünf Dampfer waren die neue Beute. Auf diese und ähnliche Weise sind die dreiundzwanzig Dampfer zusammengekommen, die die „Emden" versenkt hat und deren Gesamtwert Oberleutnant Lauterbach einschließlich der Ladung auf zweihundert Millionen Mark anschlägt. Zweimal habe Fregattenkapitän von Müller, erzählte er mir, einen großen Dampfer verschont, einen japanischen und einen französischen, um die vielen darauf befindlichen Frauen und Kinder nicht zu gefährden. Oberleutnant Lauterbach versicherte mir auch, daß die „Emden" nie eine andere als die deutsche Flagge gezeigt habe, auch als sie in der Morgenfrühe um fünf Uhr in den Hafen von Penang einlief, in dem sie den russischen Kreuzer und das französische Torpedoboot vernichtete. Vielleicht zu rücksichtsvoll war es auch, daß Fregattenkapitän von Müller die Telegraphenstation auf den Kokoseilanden nicht von der See aus zusammenschoß, was bei deren geringer Entfernung (nur zwei Kilometer landeinwärts) durchaus möglich war, sondern die Landungsabteilung von vierzig Mann unter Kapitänleutnant von Muecke entsandte. Dadurch verblieb dem Telegraphisten der Station Zeit, Hilfe herbeizurufen. Aus den aufgefangenen Antwortstelefunken aber war nicht klar zu erkennen, welcher australische Kreuzer herbeieile. Vernehmbar wurde nur der Name des kleinen Kreuzers „New-Castle", mit dem die „Emden" den Kampf schon aufnehmen konnte. Damit war ihr Schicksal besiegelt, als es nicht die „New-Castle", sondern die an Geschützstärke weit überlegene „Sydney" war, die sich der Schußweite der „Emden" selbst entziehen konnte. Mit der letzten Kraft der Maschinen hat dann Fregattenkapitän von Müller das Schiff auf die Felsen auflaufen lassen, auf denen es wohl noch als Wrack liegt. Echt englisch, daß die „Sydney" der wehrlos gewordenen „Emden" noch zwei volle Breitseiten zuschickte. Immerhin muß die „Sydney" durch die ersten Treffer der „Emden" auch Beschädigungen erlitten haben, da sie dann für einige Stunden verschwand. Denn wohl nur dadurch wurde es Kapitänleutnant von Muecke möglich, seine drei Maschinengewehre und die übrige unentbehrliche Ausrüstung auf den schon vorher genommenen früheren japanischen Schoner „Ayescha" zu bringen, mit dem er dann über Padang an Colombo und Aden vorbei nach Hodeida entkam. Oberleutnant Lauterbach war sechs Stunden vor dem Kampf mit 17 Leuten auf einem genommenen englischen Kohlendampfer entsandt worden mit dem Auftrag, solange zu warten, wie seine Lebensmittel erlaubten. Er hat das getan, bis ihn die Notwendigkeit zwang, in Padang auf Sumatra neue Vorräte einzuholen. Vor dem Hafen von Padang liegen nach Norden hin einige kleine Inseln; hinter diesen lag ein englischer Kreuzer verborgen, der ihn beim Wiederauslaufen aufbrachte. Ganz in der gleichen Weise war es dem Lloydleutnant Meyer ergangen, als er mit der „Markomannia", dem Begleitschiff der „Emden", und 15 Leuten den Hafen von Si Malur, einer kleinen Insel an der Nordwestküste von Sumatra, wieder verließ. Die Meuterei der indischen Truppen in Singapore haben dann Oberleutnant Lauterbach nebst einigen von der „Emden" und anderen Landsleuten benutzt, aus dem Einschlußlager zu entfliehen. Die schon vorher sich bemerkbar machende Unzuverlässigkeit jener Indier hatte sie beizeiten an die Vorbereitungen dafür denken lassen. Ihnen ist die Flucht gelungen; möchte auch den übrigen Sieg und Friede bald die Erlösung aus der schon allzulangen Gefangenschaft und die Freiheit bringen!



Drei in Singapore gefangene, jetzt nach Niederländisch-Indien entkommene Matrosen von der „Emden".



Die zweite „Emden" („Ayescha").

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel.

Die zweite große Offensive der Franzosen ist — das läßt sich schon heute mit Bestimmtheit erkennen — an dem ehernen Wall unsrer Heere ebenso gescheitert wie jene erste in der Champagne. Die neuen Kämpfe spielten und spielen sich noch zwischen Maas und Mosel ab, und wenn wir auch bisher von der obersten Heeresleitung noch keine genauen Nachrichten über die blutigen Verluste unserer Gegner erhalten haben: wir wissen aus den Tagesberichten, daß so gut wie an allen Stellen die Angriffe des Feindes unter dem Feuer unsrer Stellungen zusammengebrochen sind. Die Front ist unter dem Einfluß der französischen Festungen, namentlich Verduns, mannigfach gebrochen, und das Gelände ist sehr unübersichtlich: umso willkommener wird unseren Lesern eine Karte sein, die das Wesentliche deutlich hervorhebt. Selbstverständlich haben die Deutschen, die hier unter dem Oberbefehl Kronprinz Wilhelms fechten, die langen Monate des Stellungskrieges nicht ungenützt verstreichen lassen, sondern die für eine Verteidigung günstigen natürlichen Bedingungen der hügeligen Landschaft benutzt, um umfangreiche Befestigungswerke aufzurichten. Wenn sich die Franzosen trotzdem zu dem Wagnis verlustreicher Angriffe entschlossen, geschah es wohl, weil ihnen der nun bereits seit Monaten in ihre Front getriebene Keil von St. Mihiel immer peinlicher wird. Sie wollen diesen Keil von Norden, von Verdun, und von Süden, von Toul her packen, zertrümmern und so unsere Linien zerbrechen. Sie werden dieses Ziel nicht erreichen. Wo sie bisher vorzustoßen versuchten, sind sie mit blutigen Köpfen wieder heimgeschickt worden.

Angesichts der täglichen Fälschungen des französischen Generalstabes, die unsere Heeresleitung aufzudecken nur noch in besonders krassen Fällen der Mühe wert hält, muß man sich manchmal fragen, wie das Erwachen des von seinen noch immer geduldig ertragenen Machthabern gewissenlos getäuschten Volkes sein wird. Einstweilen freilich scheint es sich in der Selbstverblendung noch gut zu gefallen. Im „Matin", dem bitterbösen Hetzblatt, erscheint seit Monaten jeden Tag eine Kartenskizze, in der die deutschen Stellungen eingetragen sind. An den Stellen, wo gekämpft wird, werden täglich wechselnd die französischen amtlichen Berichte vermerkt. Immer heißt es: wir drangen vor, wir gewannen Raum, wir brachten dem Feinde schwere Verluste bei. Und doch rückt und rührt sich die Linie, abgesehen von ganz geringfügigen Schwankungen, nicht. Und jeden Tag gucken die klugen Pariser in den „Matin", freuen sich über Joffres Offensiven und sehen nicht, daß die ‚Boches' in dem eroberten Lande förmlich Wurzel schlagen und trotz aller „Erfolge" nicht auszureuten sind. Man hat nachgerechnet, daß bei geringster Bewertung jedes Joffreschen Fortschrittes die Kampflinie längst von Namur nach Karlsruhe ginge; sie läuft aber immer noch von Ypern an die Vogesen.



Karte zu den Kämpfen im Woëvre-Gebiet.

Friedenskongresse. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Kongresse sind das Prunkstück des Diplomatenstandes. Fraglicher ist es dem Historiker, ob es die ähnlich glanzvollen Kalendertage seiner so viel verantwortenden Berufsaufgaben sind. Bestimmt, durch eine umfassende Verhandlung den versöhnenden Ausgleich zu verbürgen, haben die Friedenskongresse meistens dem Unfrieden leidige neue Nahrung gegeben. Davor schützt auch die redlichste Bemühung der großen Sachlichen nicht. Der Berliner Kongreß von 1878 hat wohl die Bedeutung behalten, die Stellung und das Ansehen zu versinnbildlichen, die das Deutsche Reich unter dem alten Kaiser und Bismarck gewonnen. Aber das alte Freundschaftsverhältnis der Herrscher von Preußen und Rußland, das seit den Tagen des Befreiungskrieges von 1813 so fest gegründet worden und allzeit für beide Teile glücklich und nützlich gewesen war, hat er, niemandes klaren Absichten so sehr entgegen, als denen Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers, nachhaltig getrübt und in der Folge zerstört.

Die Beschlüsse der in London tagenden Diplomatenversammlung haben weder über Adrianopel noch die ägäischen Inseln noch über die Beuteverteilung der sich entzweienden Verbündeten entschieden. Die Weltgeschichte ging dazu über, sich selber zu helfen.

Es kommt auch vor, und das ist sehr nachdenklich, daß durch Friedenskongresse gerade das befestigt wird, was man nicht gewollt hat und wogegen die siegende oder doch in der Oberhand gebliebene Partei eigentlich den Krieg geführt. So hatte man sich bei Eröffnung des spanischen Erbfolgekrieges mit dem Gedanken getragen, Ludwig XIV. auch eine gerechtere Behandlung der Protestanten abzuzwingen. Aber am Schluß des Krieges haben die Friedensdeputierten von Utrecht und Baden weder die Wiederherstellung des Edikts von Nantes noch die Aufhebung der Rijswider Klausel herbeigeführt. Was die Kriegsverbündeten einst stimmungsfreudiger zusammengeschlossen, das mußte man auf diesen Kongressen als verstimmenden, unüberwindlichen Punkt beiseite stellen.

In der neueren Geschichte ist man verhältnismäßig am raschesten zum Ziel gekommen, wenn sich die leitenden Feldherren zur Verhandlung trafen. So wie 1713 in Rastatt für Habsburg und Frankreich Prinz Eugen und Marschall Villars, wenn sie auch bei ihrer vernünftigen Absicht, „feldmäßig" sich zu bereden, nicht gänzlich das anhängende Schwergewicht der schriftgelehrten Räte zurücklassen konnten. Auch dann ist das Ergebnis meist bündig zustande gekommen, wenn zwei überragende Politiker als unumwundene Männer miteinander verhandelten, so wie Bismarck mit Thiers, der für Frankreich noch Belfort retten konnte.

Über den Zweck der Kongresse besteht kein Zweifel: sie sollen eine erleichtert rasche, schlüssige Verhandlung auf mündlichem Wege sein. Vertieft sich der Laie aber nur ein wenig in die einschlägige juristische Literatur, so wird ihm schon anders, und indem er zu dem mit fleißiger Mühe angeschütteten Berge allein nur der erwägungsvollen Vorfragen und Einleitungsförmlichkeiten aufschaut, Zulassungsfragen, Geschäftsordnung, Rangfolge, Instruktionseinholungen, beratende oder beschließende Vollmacht usw., so stellt er sich die bängliche Vorfrage, ob man in einem telegraphischen Zeitalter nicht schließlich doch noch schriftlich weiter käme. Um so mehr, als ohnehin bei dem aufwandreichen Apparat der Konferenzen und Kongresse verzögernde Berichte heimwärts, vertrauliche Teilbesprechungen, Denkschriften, Akten und schriftliche „Eröffnungen" längst zur Begleitung der sogenannten Plenarsitzungen geworden sind, sofern jene noch „Begleitung" und nicht überhaupt schon wieder das Ausschlaggebende sind.

Nun wäre die hochmächtige Dekoration schließlich für ein rechtlich gesundes Denken in Kauf zu nehmen, hätte nicht gerade die deutsche Geschichte, seit Tagen des Großen Kurfürsten, die leidvollen Spuren aufzuweisen, die Schlechtigkeiten und Ungerechtigkeiten auf dem Wege solcher kongreßmäßigen Friedensverhandlungen gerade dem verdienstesten und opferwilligsten Kämpfer zugefügt worden sind. Blüchers zorniges Soldatenwort vom grünen Tisch, der den Deutschen verdorben, was das Schwert zuvor gut gemacht, verträgt seine Anwendung auch ebenso auf jene älteren deutschen Tage, die Kurfürst Friedrich Wilhelm in weher Erbitterung zu dem Worte von dem „Rächer aus seinen Gebeinen" auffahren ließen. —

Das Volk der deutschen Befreiungserhebung hat bei keiner damaligen Schlachtenniederlage, die noch wieder den Siegeserfolg dem Imperator lassen mußte, so bange Tage durchgemacht, als wie im Sommer 1813 unter der Sorge vor einem vorzeitigen, schwächlichen Frieden. Und wieder im Februar und März 1814 hat es auf der Schneide gestanden, ob nicht die fachmännische Politik mit einem halb besiegten Napoleon Frieden schließen werde, womit sie die freudige Hingabe alles vergossenen edlen Blutes und alles, was man in den begeisternden Aufrufen und Truppenbefehlen verheißen, als schmähliche Täuschung hätte enden lassen. Und wodurch die sachverständige Politik vor allem gezeigt haben würde, wie innerlichst sie oft davon entfernt ist, sich mit den natürlichen Gefühlsgängen, dem edleren sittlichen Willen der Völker, für die sie handelt, in vertrauenswürdiger Weise zu verstehen. Das war in den Verhandlungen des Kongresses, der Anfang Februar 1814 zu Chatillon an der oberen Seine zusammentrat.

Napoleon ist auf diese Kongreßverhandlungen von Chatillon eingegangen mit dem Gedanken, sein Kaisertum zu sichern und einen leidlichen Frieden zu retten, um nach zwei Jahren, wie er an seinen Bruder Joseph schrieb, von neuem loszuschlagen: das bedeutet in besserer Rüstung gegenüber seiner augenblicklichen militärischen Erschöpfung und unter annehmbar günstigerer Verteilung der jetzt kriegführenden Mächte. Sein Vertreter Coulaincourt auf dem Kongreß war dann der angenehme und liebenswürdige Franzose, der es verstand, sich das baldige Urteil zu sichern, daß seine Haltung ebenso versöhnlich wie verständig sei. Und aus der öffentlichen Meinung Frankreichs verzeichnete man genug ähnliche erfreuliche Stimmen, um wieder einmal leicht zu vergessen, wieviel davon jedesmal zu halten ist und wie jäh unter der besseren Gunst des Kriegsglückes dieses französische gnädige Entgegenkommen wieder in den wüstesten Haß und die verächtlichsten Schimpfwörter umzuschlagen pflegt, gegen die Prussiens voran, die „plus chiens", wie Frankreichs damaliger Kriegswitz sagte.

Der Kongreß von Chatillon hat das Ergebnis hinterlassen, drei Punkte, an denen England gelegen war, vorweg ins Sichere zu bringen. Es sind das der Beschluß, daß die Verbündeten nicht über Seerecht verhandeln — also England in seiner Seewillkür ungestört belassen würden; zweitens die Inaussichtnahme der vergrößerten Niederlande, die Bülow soeben den Franzosen abgenommen, als selbständiges Königreich und erhoffter festländischer Brückenkopf für England; endlich die Erhebung der Bourbonen durch Gnaden von Englands gedankenreicher Freundschaft im Falle der Nichtverständigung mit Napoleon. Für diesen war am natürlichsten Kaiser Franz, als sein Schwiegervater, wohlgesonnen; seine Staatsmänner haben daher die Erhaltung des Kaisertums am offensten, aber auch durch die heimlichen Umwege betrieben, und der mitanwesende berühmte Publizist Fr. Gentz, der eigentliche Gedankenbildner Metternichs, scheute nicht vor der Möglichkeit, Frankreich das gesamte linke Rheinufer wiederzugeben, mit Köln und der alten Kaiserstadt Aachen, nachdem es Preußen zu Chatillon kaum gelungen war, diese Gebiete aus den niederländischen Zärtlichkeiten Englands zu erretten, als solche, die unbedingt deutsch verbleiben müßten. Die österreichischen Gönnergesinnungen für Napoleon kamen dann aber an ihre unübersteigliche Grenze, als der wieder ermutigte einstige Völkerbeherrscher auf dem Behalten Italiens bestand, also damit die Wiederherstellung der habsburgischen Hoheiten in Mailand, Mantua, Toskana verweigerte. Am 15. März ward diese Antwort Napoleons von Coulaincourt mitgeteilt, am 19. März die vergebliche Verhandlung für beendet erklärt. Durch seine trotzige Hoffnung war dieser Ausgang herbeigeführt, und somit der deutschen Sache, wie Gneisenau aufatmend aussprach, „durch Napoleon der bessere Dienst erwiesen worden, als durch das ganze Heer der Diplomatiker". Es war genau die Jahreswiederkehr jener 1813er Frühlingstage, die die wundervolle Begeisterung des Aufbruches zur Niederwerfung des blutsaugerischen Verknechters erlebten. Nun sandte Blücher von der Marne um Befehle an seinen König und den Zaren Alexander, daß er mit seinen Truppen auf Paris marschiere — und noch ehe sie eintrafen, setzten er und die treuen Männer, die mit ihm waren, sich gegen die feindliche Hauptstadt in Bewegung, wo ein besserer Friede winkte, eine schönere deutsche Siegesfrucht zu winken schien. —

Wir haben in unserer Gegenwart in diesen entscheidungsschwer gespannten Kriegsmonaten verschiedentlich, so unter anderm durch den neugewählten, friedensbemühten Papst, vorausnehmend von internationalen Konferenzen sprechen hören, die das große Werk der europäischen Schlichtung zu vollziehen haben würden. Auch die in Bern versammelten Abrüstungs- und Friedensschwärmer — ich vermeide das Wort „Friedensfreunde", weil das auch diejenigen sind, die die harte Notwendigkeit und die schöpferische, geschichtsbildende Kraft des Krieges und dazu noch den Erziehungswert des Heeres verstehen — haben beschließerisch erklärt, daß nach dem Kriege beim Frieden die unbeteiligten nebst den geschlagenen Völkern das Wort erhalten werden und daß so eine Art von allgemeiner Abstimmung stattfinden soll. Von diesem Thema war hier nicht zu reden. Aber ein Wort Treitschkes, des großen Lehrers verstandener Geschichte, mag noch in diesen Zusammenhängen wieder in seiner nachdrücklichen Wahrheit und Erfahrungsreife aufgenommen sein: „Ein Diplomatenkongreß kann niemals schöpferisch wirken. Genug, wenn er die offenbaren Ergebnisse der vorhergegangenen kriegerischen Verwicklungen leidlich ordnet und sichert."

„Festung Deutschland". Von Franz Kunzendorf.

Hei! Wie sie gierig Tor und Turm
Umlauern und umlungern!
Uns zwingt nicht List, uns zwingt nicht Sturm,
Wir sind nicht auszuhungern.
Wir trotzen jedem Überfall,
Woher er möge stammen,
Er bricht vor unserm Eisenwall
In Blut und Blei zusammen.

Von allen Seiten eingeengt,
Berannt an allen Ecken,
Von Nord und Ost und West bedrängt,
Wir lassen uns nicht schrecken.
Seht die Belag'rer, seht nur, wie
Auf unsern Fall sie lauern;
Wir jagen sie und schlagen sie
Vor unsern Festungsmauern.

Wir haben Brot für Tag und Jahr,
Gewehre und Kanonen,
Wir zählen die Verteid'gerschar
Auf siebenzig Millionen.
Ob Mann, ob Weib, ob Greis, ob Kind,
Ein jeder hilft und handelt;
Siebzig Millionen Menschen sind
In Kämpfer jäh verwandelt.

„Wille" heißt unser Festungswall,
„Müssen" heißt unsre Mauer,
Die bringt in Jahr und Tag zu Fall
Kein Eisenhagelschauer.
Sie sollen sich die Schädel schon
Zersprengen und zernarben,
Kein Feind holt je von der Bastion
Die schwarz=weiß=roten Farben!

Die Türken auf dem Wege nach Aegypten.

Nächst der Verteidigung der Dardanellen ist für die Türken in dem jetzigen Weltkriege das wichtigste der von ihnen geplante Vorstoß gegen den Suez=Kanal. Mit den Russen spielten sich bisher nur größere Scharmützel ab. Gegen Ägypten dagegen dürfte der Kampf ernsthaft werden. England hat dort gewaltige Truppenmassen zusammengezogen und ist entschlossen, diesen so überaus wichtigen Besitz mit aller Kraft zu verteidigen. Und die Türken wiederum werden



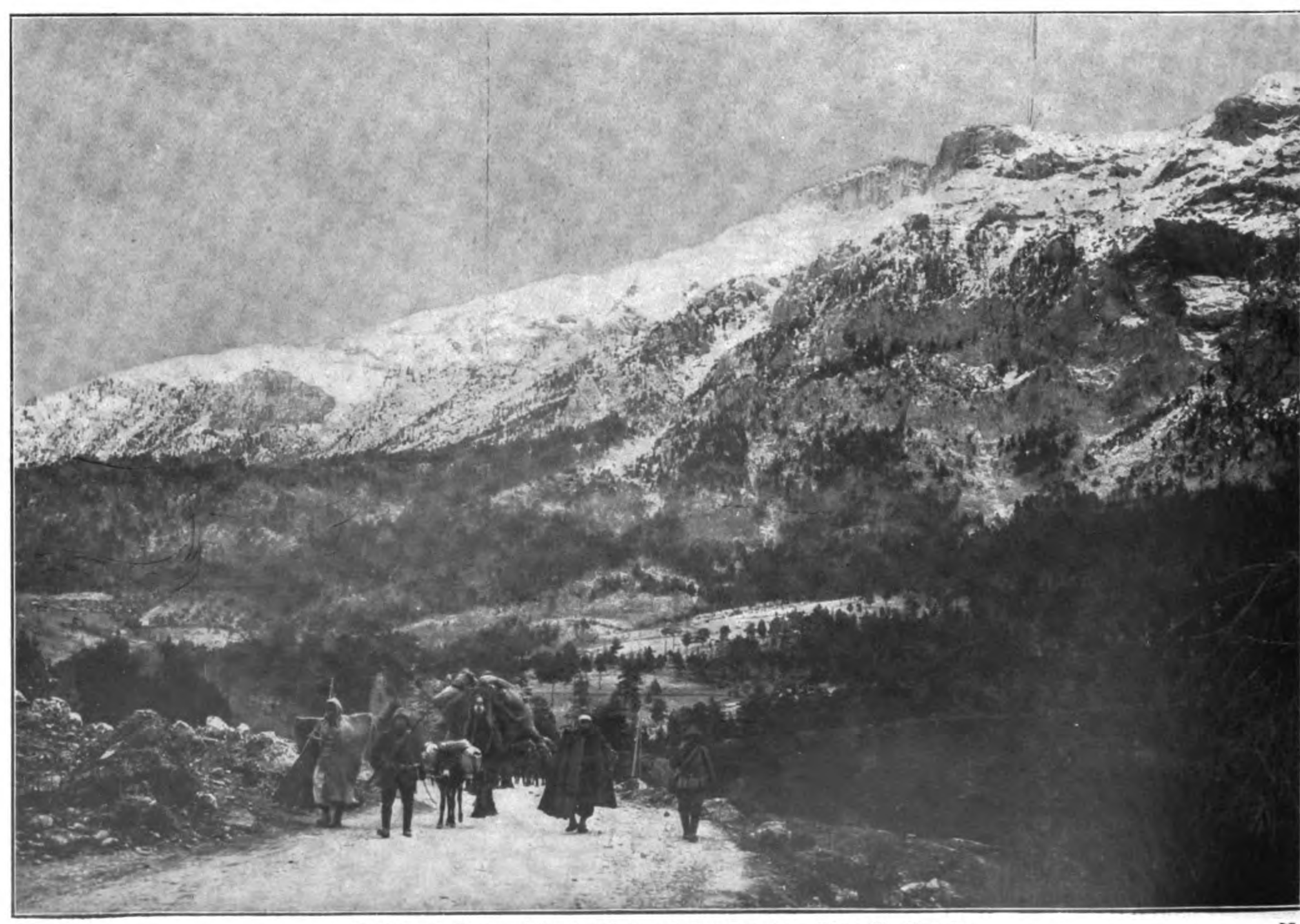
Der Kommandant von Jaffa in Palästina hält an die ausrückenden Truppen und das Volk eine Ansprache. Phot. Leipziger Presse=Büro.



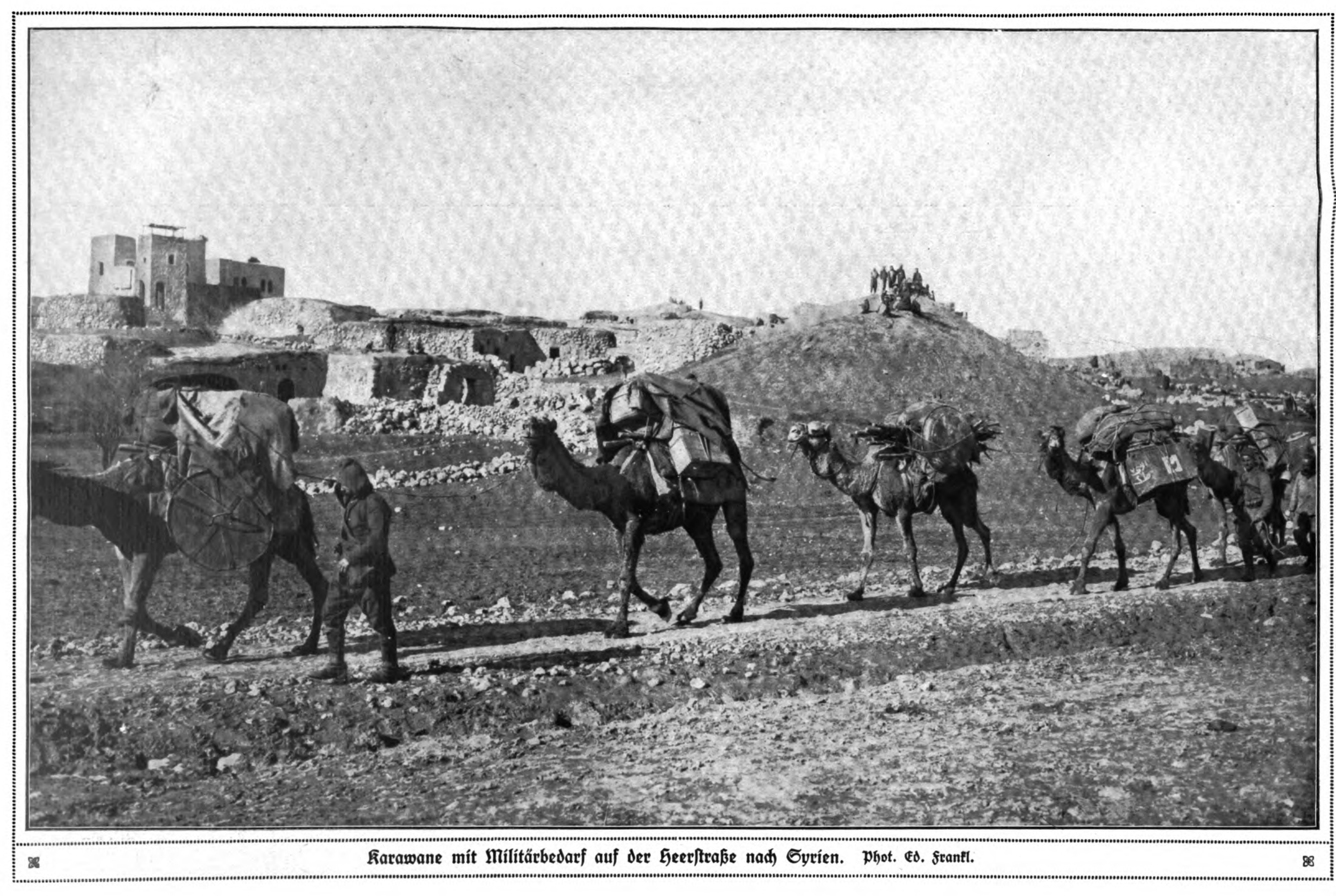
Türkische Infanterie auf dem Marsch. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

alles aufbieten, um die wertvollste Provinz ihres Reiches wieder in ihre Hände zu bekommen. Daß dazu auch der im Laufe weniger Jahrzehnte zu Weltbedeutung gelangte Suez-kanal gehört, macht die Sache für sie um so wichtiger.

Aber wie dorthin kommen? Sind es doch von Konstantinopel bis nach Ägypten 1500 bis 2000 Kilometer! Durch Klein-Asien hindurch ist der Transport selbst größerer Truppenkörper nicht allzu schwer, denn die Anatolische Bahn, die unter deutscher Verwaltung steht, bewältigt den Verkehr spielend, und die in Konia daran anschließende Bagdadbahn ist auch schon auf einige hundert Kilometer in Betrieb. Nur die gewaltigen Gebirgsketten des Taurus sind noch nicht vom Schienenstrang überquert und legen sich wie ein Riegel vor den Einmarsch nach Syrien. Dann aber steht über Aleppo-Damaskus wieder Hunderte von Kilometern lang die Eisenbahn zur Verfügung. In Klein-Asien und Syrien sind übrigens auch die Land-straßen meist in vortrefflichem Zustande. Schwierig wird die Bewegung größerer Truppenmassen erst in der Wüste, die sich zwischen Palästina und Aegypten nördlich vom Sinai dehnt. Aber seitdem die Türken von den Deutschen gelernt haben, daß die Sorge für eine gute Verpflegung der Truppen das Wichtigste im neuzeitlichen Kriege ist, wird auch sie zu überwinden sein. Zweimal haben kleinere Abteilungen des türkischen Heeres schon Vorstöße bis an den Suezkanal gemacht. Es wird vielleicht nun nicht mehr lange dauern, bis wir von größeren Kämpfen hören.



Türkische Soldaten ziehen durch den Hohen Taurus. Phot. Ed. Fränkl.



Karawane mit Militärbedarf auf der Heerstraße nach Syrien. Phot. Ed. Frankl.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

Gesichte.

Eines Spätnachmittags im Dezember, um die Zeit des Sonnenunterganges, geriet unser Schützengraben in eine zu dieser Stunde ganz außergewöhnliche Aufregung. Ich lag bis über die Ohren in meine bunte Antwerpener Decke eingewickelt und krumm wie ein Fragezeichen im engen, grundwasserfeuchten Unterstandsloch und schlief wie'n Dachs, denn ich hatte eine von den Patrouillennächten hinter mir, die nicht in den Kleidern hängen bleiben, — da schreck' ich mit einem Mal auf. Draußen im Graben hör' ich sie durcheinanderstolpern und rennen und schwatzen und rufen und schreien: „Ein Schwert! Ein Schwert! Ein Schwert!" „Blödsinn", denk' ich und stecke ärgerlich und halbverschlafen den Kopf aus meinem Bau hervor. „Ihr seid wohl hier draußen närrisch geworden? Was fällt euch denn ein, wie die Besessenen herumzutanzen und nach einem Schwerte zu schreien?" Da sahen sie mich alle an mit großaufgerissenen, verzückten Augen und rotüberflammten Gesichtern, reckten die Arme und zeigten gegen den Himmel hinauf: „Ein Schwert! Ein Schwert!" Das war mir doch zu sonderbar, um weiterzuschlafen; ich rieb mir die Augäpfel, schälte mich aus der Wolle heraus, kroch an die frische Luft .... und prallte gegen die Grabenwand. Wirklich! Ein Schwert!"

Der Tag war hell und frostklar gewesen, der Himmel wie blaues Glas. In unserem Rücken lag Osten, die Heimat, Deutschland, — und vor uns, westwärts bis ans Meer, ja übers Meer hinüber noch: der Feind. Das Flachgefild hier im französischen Norden dehnt sich so breit und grenzenlos weit, daß die Blicke wie über Länder hinsehen. Dort in der Ferne ging jetzt die Sonne unter. Der glutrote Ball stand hart auf der schwarzen Linie des Horizontes wie ein gewaltiger Knauf, und aus ihm schoß eine scharfgerissene, breite, feuerflammende Riesenklinge senkrecht am Himmel empor bis hoch zum Zenit hinauf: ein Schwert, ein unverkennbares, ungeheures loderndes Germanenschwert. — Ganz aus dem Häuschen waren die Kerls vor Verblüffung und Begeisterung, und in ihren Leibern hätte nicht das alte sagenspinnende, wundergläubige Germanenblut rollen müssen, wenn sie bei diesem Anblick nicht mit vollen Segeln ins liebe Fabulieren hineingeraten wären. Das stand bei ihnen fest: dieses Schwert da droben am Himmel hatte seine Bedeutung. Einer von uns, ein Schulmeister aus Westfalen, suchte ihnen begreiflich zu machen, es sei zwar eine recht schöne, übrigens aber nur zufällige, durch Windströmungen veranlaßte Naturerscheinung; sie hörten seinen Vortrag geduldig an, aber als er zu Ende war, erwiderten sie: das sei ja wohl möglich, und er als Studierter müsse es ja wissen, nur solle er ihnen doch noch erklären, warum die Winde gerade um diese Zeit und an dieser Stelle so und nicht anders strömten, daß ein Feuerschwert dabei herauskäme. Das konnte der Schulmeister nicht, und sie fuhren fort, das Wunder zu deuten: Verdun ist gefallen. Hindenburg hat die Russen geschlagen und fünfmalhunderttausend Gefangene gemacht. Die Zweiundvierziger stehen in Calais und schießen London in Brand. In Indien ist die Revolution ausgebrochen. Amerika hat Japan den Krieg erklärt usw. usw. Das alles wolle höchstwahrscheinlich, ja so gut wie sicher die rätselhafte Erscheinung dort oben der Welt verkündigen. Aber den tiefsten Eindruck und den einmütigsten Beifall rief die Auslegung eines wildbärtigen, von der Helmspitze bis zum Stiefelabsatz lehmüberwucherten Landwehrmannes hervor, der in seinem Eifer, alle Vorsicht vergessend, auf die Brustwehr hinaufgeklettert war. Da stand er über unseren Köpfen gegen den rotflammenden Himmel, ein bronzener Riese, mit aufgehobenem Gesicht und weitgereckten Armen — wie ein Prophet — und schrie: „Gottes Schwert hängt über England!"

Die Kugeln kamen hageldicht herübergeflogen und pfiffen mit giftig scharfem „pjiu! pjiu! pjiu!" wie Schwalbenschwärme um ihn her, aber keine traf. Wir zogen den Kameraden schleunigst in Schutzhaft herunter und er trat auch, als wäre nichts gewesen, wieder an seinen Stand und lugte mit halbverkniffenen Augen über den dunkelblanken Gewehrlauf hin, durch die Stacheldrähte und über's grüngelbe Rübenstück weg, feindwärts. Der Knauf versank, die Klinge verblich, es wurde Nacht, kalte sternenlose milchweiße Nebelnacht, und unsere Sinne und Gedanken hatten wichtigeres zu tun als Himmelserscheinungen nachzugrübeln. Aber das konnten wir doch nicht hindern, daß in uns ein Nachklang zurückblieb, den wir wohl so bald nicht los werden: „Gottes Schwert hängt über England!" —

Seit dem Sommer vorigen Jahres, wo wir die Stadtröcke auszogen und uns in die Farbe des grauen Feldes kleideten, hausen wir in Höhlen und Gräben wie unsere Urväter. Und wie sie aus dem Rauschen der Eichen die Stimme der Gottheit vernahmen und zufälligen Erscheinungen oder Sinnestäuschungen Gestalt und Bedeutung gaben, so geht's auch uns, den Enkeln. Der alte Urstand der Natur kehrt wieder. Ihr könnt euch zu Hause gewiß nicht so leicht hineinversetzen, aber denkt mal an etwas, was wohl den meisten von euch schon begegnet ist: ihr kommt auf einem Spaziergang über ein weites, abenddunkles Feld und seht ganz in der Ferne, wo der Himmel auf die Erde grenzt, etwas Schwarzes, in den Umrissen ein wenig verschwommenes Ungewisses stehen; ist's ein Wacholderstrauch, ein Hollunderbusch oder eine kleine Tanne? — Ihr wißt's nicht. Aber je länger ihr hinseht, desto rätselhafter wird euch das Ding: es könnte am Ende auch ein Mensch sein; noch fünf Minuten länger, und ihr habt's deutlich gesehen, daß es sich bewegt hat. Und wenn ihr euch dann losreißt und heimgeht, möchtet ihr eine ganze zeitlang darauf schwören: es war ein Mensch. — Seht ihr, so geht's uns Nacht für Nacht, und keine noch so lange Übung und Gewöhnung kann's aus der Welt schaffen. Gleich anfangs, als wir noch nicht fest in der Erde saßen, sondern unstät von Stellung zu Stellung zogen, lag ich in einer der ersten Nächte weit vor unserer Linie auf Vorposten in einem dichten, triefendnassen Rübenfeld, mit geladenem Gewehr, Seitengewehr aufgepflanzt, und hatte acht zu geben, daß meine Kompagnie nicht von Patrouillen beschlichen oder gar von einem Angriff überrumpelt würde. In zwanzig Schritt Entfernung rechts und links von mir lagen meine Wachtkameraden; es war so finster, daß wir einander nicht sehen, uns nur durch halblaute Zurufe verständigen konnten. Wir waren ausdrücklich auf alle möglichen Sinnestäuschungen vorbereitet worden und strengten uns auch krampfhaft an, nichts als reine Wirklichkeit zu bemerken. Aber es dauerte keine Viertelstunde, da wimmelte es vor uns und um uns her von nachtschleichenden Feinden. In schnurgrader Richtung auf uns zu raschelten die Rübenblätter und bewegten sich wellenartig, immer näher und näher: das war kein Wind, der drüberhinstrich, das waren heimtückisch kriechende Feindesleiber; nicht einer, nein, zehn, zwanzig, da und dort, und wir hörten's ganz genau: sie wisperten und flüsterten und raunten und sprachen miteinander. Und dort am Horizont, wo der Erdkreis endete, standen andere auf, Mann für Mann, immer mehr, immer mehr, eine ganze, breitausgestreckte Schützenkette, Gewehr im Arm, und kamen langsam, kaum merklich langsam auf uns zu. Zuweilen machten sie Halt und standen wohl eine halbe Stunde lang wie angewurzelt aufrecht da, — dann bewegten sie sich wieder und begannen ihren Anmarsch von neuem. Eine heillos schwierige Sache für uns. Man hatte uns aufs strengste eingeschärft, nur dann zu schießen, wenn wir mit aller Sicherheit einen Angriff erkannten. War das nun ein Angriff? O, das wollten wir wohl meinen; das konnte ja doch ein Blinder sehen, daß die da vorne keinen friedlichen Nachtspaziergang veranstalteten, wenn sie auch immer noch in weiter, drei-, vierhundert Meter weiter Ferne blieben. Aber war es „mit aller Sicherheit" ein Angriff? Zweifellos. Wenn's nun aber am Ende doch nur eine Täuschung war, und wir knallten in die leere Luft und verrieten nutzlos die Stellung unserer Truppe?! O, es war eine zweischneidige Geschichte. Aber schließlich: wir lagen zu acht Mann hier, und sechzehn Augen sehen besser und schärfer als zwei, und wir sahen's alle miteinander: sie kommen heran! Also in Kuckucks Namen: Finger in den Abzugsbügel, scharf Korn aufgesetzt und: „Feuer!" Zwei-, drei-, viermal stießen uns die Kolben in die Achseln, schlug der harte Knall uns aufs Trommelfell, spritzte der rote Strahl aus den Läufen, „krach!" und „krach!" und „krach!" — mit jeder Salve mußten acht Franzmänner Purzelbaum schlagen, denn wir hatten gut gezielt.

Wir hatten gut gezielt, aber die Kerle mußten aus Stahl geschmiedet oder mit einer Unverwundbarkeitssalbe eingerieben oder sonstwie kugelfest gemacht worden sein, denn mit richtigen Dingen ging das nicht zu: aufrecht und lückenlos stand die ganze Schützenlinie da wie vorher, nicht ein einziger Mann fehlte drin. Mit einer so dreisten Herausforderung und kaltlächelnden Seelenruhe bauten sie sich gegen den Nachthimmel auf, daß wir uns vor Wut garnicht zu lassen wußten, die Hülsen aus den Kammern warfen, luden und drauflospfefferten, soviel wir nur in den Patronentaschen hatten. Umsonst. Sie blieben stehen, eine höhnische Mauer, und wie um uns ihre ganze Verachtung zu zeigen, feuerten sie nicht einen einzigen Schuß auf uns ab. . . .

Als dann endlich — nach welcher Ewigkeit! — der graue Morgen kam, da sahen wir freilich, an was für einen Feind wir unsere kostbare Munition verfeuert hatten: in der ganzen Länge und Breite des Feldes standen die mannshohen, armdicken, in der Überreife kerzengrade aus den Blättern aufgeschossenen Rübenstauden da. Das Dunkel hatte im Bunde mit unserer Phantasie ausgewachsene Menschen aus ihnen gemacht, der Nachtwind hatte sie von Zeit zu Zeit hin und herbewegt, und wir — hatten sie tapfer beknallt. . . .

Nun lachten wir freilich über unsere Heldentaten und stapften in der frischen Frühluft vergnügt zur Kompagnie zurück. Aber ein paar Stunden vorher, da war nichts zu lachen



Die Feuertaufe des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92: Straßenkampf in Roseliers.
Gemälde von Professor von Eschwege.

gewesen, da hatten wir trotz der eisigen Kälte auf dem taunassen Acker doch verwünscht geschwitzt. Und doch war's eigentlich nur ein Spaß gegen die Nächte, die wir öfter im Wäldchen auf der Lauer liegen müssen. Die sind auch für den Beherztesten, Kaltblütigsten unheimlich, und am meisten nicht etwa, wenn's dickes Dunkel ist, sondern wenn der Mond in den Ästen hängt. Dann steht hinter jedem Baum ein Franzosenhund und schlägt sein Rohr gegen dich an; im wild durcheinanderverstrickten Unterholz streichen sie dutzend- und dutzendweise herum: du siehst sie nicht, aber du siehst, wie sich die Büsche teilen und schließen, und hörst, wie das bricht und kracht unter ihren Raubtiertritten. Und wenn dann gar erst von draußen, vom Felde her die Kugeln gepfiffen kommen, die eigentlich garnicht dir, sondern den Kameraden im Schützengraben galten und nur übers Ziel hinausgeflogen sind, dann kannst du was zu hören bekommen. Denn jede Kugel, die in einen Stamm einklatscht, dröhnt im Walde wie ein Granateneinschlag. Wenn das nur eine Stunde lang so um dich herdonnert und über deinem Kopf die Kugeln wegsurren und die stärksten Äste wie Hobelspäne splittern, dann brauchst du gar kein Hasenfuß zu sein: du springst auf und stellst dich rückensicher gegen die dickste Buche, krampst deine zehn Finger um deine eiserne Braut und knallst in das Getöse hinein auf Tod und Leben. . . .

Auch aus dieser Nacht wird endlich ein Tag. Der silberblanke Mond ist dünn und unscheinbar geworden, die Bäume stehen kahl und still, und über dem Gebüsch zu ihren Füßen schwelt der morgengraue Dunst. Ein gelbwolliges Karnickel flitzt todesmutig an deinen Langschäftern vorbei, fern irgendwo kräht ein vergessener Hahn, über deiner Helmspitze versucht sich ein Piepmatz in Trillerübungen; die Augendeckel werden dir schwer wie Blei und fallen immer wieder zu, so oft du sie aufschlägst, und du hast nur noch einen einzigen Gedanken: ‚Nun wär's Zeit, daß die Ablösung käm', es war doch allerhand Erlebtes seit gestern abend!' In Wirklichkeit war's ja garnichts, niemand ist dir in den Weg gekommen, kein Feind hat dich beschlichen, du warst ganz allein im Wäldchen, die ganze Nacht. Du hast auch keine Furcht gehabt, nicht eine Spur von Angst. Aber der nächtliche Mond in den Bäumen und der Tropfen Urväterblut in deinen Adern, die haben dich Gesichte sehen lassen, und knackende Dürrholzzweige und huschende Schatten im Gebüsch haben dir den Wald mit Franzmännern bevölkert. — —

Dicht hinter der feindlichen Stellung läuft eine Landstraße vorbei, von schlanken hohen Pappeln eingesäumt, die stehen wie zur Parade vor uns aufgereiht. Wir haben sie noch im vollen grünen Blätterschmuck gesehen, aber als das Laub fiel und der Winter kam, wurden sie dürr und kahl wie Gerippe. Um diese Zeit indessen fielen sie uns erst richtig auf, und wir haben manche Stunde des Tages damit hingebracht, sie scharf ins Auge zu fassen. Denn in der kahlen Pappelallee gab es vier, fünf Bäume, in deren höchsten Ästen hatten sich ein paar verwegene Kerle eingenistet, und die beobachteten uns Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend. Eine Augentäuschung konnte hier nicht in Frage kommen, es war Winterszeit, alle Pappeln standen entlaubt, und wir sahen's deutlich mit bloßem und mit glasbewaffnetem Auge: da und dort und dort hängt ein Kerl im Geäst und macht den Aufpasser gegen uns. Es gehörte allerhand Tollkühnheit dazu, das sagten wir uns wohl, aber es wunderte uns nicht besonders; denn so feig sie bisweilen im ehrlichen Gefecht sind, diese Kerle, — in halsbrecherischen Kniffen und Schlichen aus der Ferne, wo es mehr Übermut zu zeigen gilt als Mut, da sind sie in ihrem Element. Und eine unerhörte Ausdauer mußten sie besitzen; zwar sahen wir sie öfter höher hinauf oder tiefer hinabklettern, aber sie blieben den ganzen geschlagenen Tag auf ihrem Ausguck droben, in allem Sturm und Wetter, höchstens zur Nachtzeit konnten sie einander ablösen. Natürlich haben wir sie kräftig ins Feuer genommen, es wollte jedoch nicht gelingen, sie ganz zu vertreiben. Mitunter sahen wir wohl, daß einer purzelte, aber im nächsten Augenblick saß schon ein anderer an seiner Stelle.

Schließlich wurde mir die Sache zu dumm. Ich nahm mir zu geeigneter Mitternacht einen Kameraden mit und beschlich das Rätsel. Freilich gehörte ein wenig Vorsicht dazu und ein ausreichender Bogen um die feindliche Stellung herum, aber zu machen war's ganz leicht. Und ich muß gestehen: der Weg war interessanter als die Entdeckung, die wir heimbrachten. Es war nämlich nichts gewesen mit den „Beobachtern". Kein einziger Mensch hockte in den Bäumen der ganzen Allee. Sie standen kahl und verlassen da, nur von einigen wenigen war das Laub nicht völlig abgefallen; ein paar Äste und Zweige hatten die dürren Blätter noch festgehalten, und die gaben selbst in der nächsten Nähe täuschend die Umrisse eines Menschen, der hoch oben auf Ausguck hing: Kopf, Rumpf, Beine, ja selbst die Arme, mit denen er sich an den Stamm anklammerte, alles war zum Irren verblüffend deutlich da. Und gegen dieses hängengebliebene Dürrlaub hatten wir uns tagelang mit vielerlei Fleiß und Freigebigkeit verpulvert! —

Aber beruhigt haben wir uns nicht etwa dabei. Weit abseits unseres Grabens am Ackersrand neben dem Wäldchen standen drei kahlköpfige Baumriesen, die denen da drüben gewiß nichts nachgaben. Gleich in der nächsten Nacht stopften wir etliche redlich dreckbehaftete Musketiermäntel mit Stroh aus, behelmten sie und zogen sie an langen Bindfaden in die Wipfel hinauf; an so langen Bindfaden, daß wir sie vom Schützengraben aus bequem am Schnürchen hatten und sie nach Belieben tanzen lassen konnten. Es war gewiß schade gewesen um jede Flintenkugel, die wir auf die Pappeln verschwendet hatten, aber ich muß sagen: es machte sich bezahlt. Denn die Franzmänner schossen nun mit Kanonen auf unsere Strohpuppen, und je mehr wir sie tanzen ließen, desto zahlreicher und grimmiger kamen die Granaten und Schrapnells gesaust. Über eine Woche hat der Spaß gedauert, und wir haben mit großem Behagen alle Schüsse gebucht und verrechnet: runde zwanzigtausend Mark sind zusammengekommen, bis die Bäume weggefegt waren, — ein hübscher Preis für drei strohgestopfte Musketiermäntel.

Wir haben hier draußen — namentlich im November und Dezember — Nebelnächte gehabt, die so dick und undurchdringlich waren, daß wir nicht einmal das Korn auf unseren Gewehrläufen sehen konnten. Wenn dann gar noch aus unsichtbarer Höhe das Mondlicht herabsickerte, dann ist wohl keine solche Nacht vergangen, wo nicht der eine oder andere kam und sagte: „Meine Frau ist bei mir gewesen" oder „Ich hab meine Mutter gesehen, sie hat mit mir gesprochen" oder „Meine Kinder spielen im Drahtverhau". Das sind keine Träume oder unglaubhafte Einbildungen, — es sind Gesichte. Es weiß es aus eigener, ernster Erfahrung: es sind wache Gesichte. Gewiß entstammen sie unserem Innenleben, und der Tropfen Urväterblut mag wohl wieder Teil daran haben, aber Irrungen sind sie nicht. Auch darin hat uns der Krieg hier draußen und die innige Gemeinschaft mit der Natur zur schlichten Aufrichtigkeit zurückgeführt und zur Bescheidenheit besonders: wir haben allerlei Überstolz über Bord geworfen und schieben nicht leichterhand alles beiseite, was wir uns nicht schulweisheitlich erklären können. Ich weiß nicht, ob ihr das so nachempfinden könnt weit hinten in euren friedlichen Stuben daheim; ich hab's halt einfach vor euch hingelegt, wie's eben ist, und ihr könnt's glauben oder nicht, — das ist eure Sache. — — — —

Einmal, an einem besonders granatenreichen Tage, sehen wir auf der Straße, die links an uns vorbei geradeswegs zum Feind hinüberführt, ein sonderbares Gefährt hinsausen. Es war trübes Regenwetter und undurchsichtige Luft, und wir konnten beim besten Willen nicht daraus klug werden, was denn das eigentlich für ein absonderliches Fahrzeug war, das ausgerechnet auf dieser allergefährlichsten Strecke in vollem Galopp mit Gerassel und Gepolter den Franzmännern in die Arme raste. Ein Geschütz? Ein Bagagewagen? Eine Pionierkarre? Wir rieten hin und her, und nicht die wenigsten waren der Meinung, das müsse irgend ein Spuk sein, denn sie könnten's ganz bestimmt erkennen, daß das Ding garnicht auf dem festen Boden rolle, sondern reichlich einen Meter hoch darüberhin durch die freie Luft schwebe und daß den Gäulen Feuer aus den Nüstern sprühe. Plötzlich schrie einer vom andern Zug, der näher als wir an der Straße stand: „Die Feldküche! Die Feldküche geht durch! Rettet die Feldküche!" Im nächsten Augenblick sprangen auch schon sehr beherzte Kerls aus dem Graben heraus, rannten der Durchgängerin nach, fielen den „feuerspeienden" Rossen in die Zügel und führten sie, unbekümmert um die platzenden Schrapnells und den Hagel von Geschossen, der von drüben auf sie losgelassen wurde, im Triumph wieder zurück, mit endlosen Heil- und Bravorufen von uns begrüßt. Und des Pudels Kern? Unter dem Schutze des Wäldchens war die Feldküche auf der erwähnten Straße bis dicht an unsere Stellung herangekommen, um uns die heißersehnte Mahlzeit zu bringen, — da kamen auch schon die schweren und schwersten Kaliber angebrummt und krachten ein, davor und dahinter und rechts und links, daß es eine Art hatte. Den Gäulen mochte nicht gerade sehr behaglich dabei zu Mut geworden sein, sie hielten die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit und nahmen Reißaus; nur leider in einer Richtung, die ihnen und vor allen Dingen uns nichts Gutes bringen konnte. — Mit dem Spuck war es also auch diesmal nichts gewesen; dafür hatten wir aber unsere aufs Höchste gefährdete Speisekanone wieder, und das war eine Errungenschaft, die fast so gut wog wie ein Sieg; denn es ist eine kriegsbewährte Wahrheit geworden für jede Kompagnie: „Feldküche verloren, — alles verloren!" An den Rädern waren ein paar Speichen gebrochen, und eins von den Pferden war so verwundet, daß wir ihm den Lauf hinters Ohr setzen mußten. Aber der Kessel war heil und ganz geblieben bei der tollen Rennfahrt. Als wir den kupfernen Deckel losschraubten, dampfte uns die schönste fleischgespickte Reisbrühe entgegen, und wenn ich mich recht erinnere, haben wir sie an diesem Abend mit einem ganz besonderen Genuß ausgelöffelt.

Unser feldgrauer Infanterist.

Es ist ganz recht und gut, wenn jede Waffengattung ihren besonderen Stolz hat. Wenn der Artillerist die breiten Schultern reckt und meint: Artillerie ist Trumpf! Ihr könnt uns nicht entbehren, nicht beim Angriff, nicht in der Verteidigung. Wenn der Reitersmann von kecken Aufklärungsritten schwärmt und von bahnbrechenden Attacken, von der rastlosen Verfolgung mit der blanken Waffe. Manchmal im Frieden mag dann der Infanterist bescheiden beiseite sitzen; aber er denkt sicher: ‚Laßt sie nur reden — wir, wir sind und bleiben doch die Hauptwaffe, die Schlachten entscheidende!'

Gerade der Weltkrieg, in dem wir leben, hat wieder einmal bewiesen, daß er, der Infanterist, recht hat. Es heißt nicht, die Verdienste anderer Waffengattungen verkleinern, wenn es ausgesprochen wird: unsere braven, unermüdlichen feldgrauen Grenadiere, Füsiliere, Musketiere haben die Hauptlast der Kämpfe getragen, und wenn wir den endgültigen Sieg, auf den wir alle hoffen, dessen wir uns sicher fühlen, feiern werden, gebührt ihnen der vollste Ruhmeskranz.

Was hat unsere unvergleichliche Infanterie nicht bis heut schon in diesem beispiellosesten, größten aller Kriege geleistet! In unaufhaltsamem Drang nach vorwärts durchstürmte sie siegreich im Westen Belgien und Nordfrankreich mit Marschleistungen, denen die gesamte Kriegsgeschichte kaum gleiche zur Seite zu stellen weiß; im harten Schützengrabenringen hielt sie dann lange, lange Monate dem Feinde stand, paßte sie sich, die immer zur Offensive erzogen, in bewunderungswürdiger Weise dem hartnäckigen Stellungskampf an, der ihr ganz neue, ungewohnte Aufgaben stellte, in dem sie aber nicht erstarrte, sondern aus dem sie immer wieder neue Angriffskräfte entwickelte. Im Osten zog sie unter Meister Hindenburgs wundervoller Führung durch die Schlammeere und Schneestürme Polens, ohne je zu versagen; sie zagte nicht, als der Feldherr sie von den Festungsmauern Warschaus und Iwangorods zurückrief, um sie zu neuen großen strategischen Schachzügen anzusetzen; sie fand sich auch hier, wo es not tat, in die langwierigen Schützengrabenkämpfe, sie siegte aber ebenso und lieber in weitausholenden Angriffen. Nur der Verständnislose wird das Wort trivial finden, daß die herrliche Winterschlacht in Masuren, daß das Ringen im Walde von Augustowo nicht zuletzt durch die B e i n e unserer braven Musketiere gewonnen wurden.

Ja, immer, immer hat sie, unsere Infanterie, die Hauptlast der Kämpfe getragen, wie unser Exerzier-Reglement ihr vorschrieb und prophezeite: „Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm." Die Abwehr der französischen Offensive in der Champagne, die blutigen Gefechte in Flandern, der Angriff von Soissons, der Durchbruch von Brezinn, die siegreichen schweren Karpathenkämpfe sind nur einige wenige der Großtaten, an denen sie den Hauptanteil trug; viele, viele andere ließen sich anreihen. —

Schwer belastet zieht der Infanterist seines Weges auf der endlosen Straße. Gewehr, Patronen, Tornister, eiserne Lebensmittelration, Zeltbahnen, Spaten trägt er mit sich in der zusammengedrängten Marschkolonne. Ist der Weg leidlich, ist die Witterung günstig, so ist das nicht arg; aber er darf auch nicht versagen, wenn, wie in Rußland, die Straßen so furchtbar sind, daß man lieber neben ihnen, als auf ihnen marschiert; er darf nicht versagen, wenn ihm Eissturm ins Gesicht bläst, der Regen strömt oder Schneewogen ihn umwehen.

Glücklich, wenn er am Abend todmüde in einer elenden Hütte unterkriechen kann. Oft genug mußte er, traf man auf den Gegner, nach hartem Marsch sogleich zu Spaten und Hacke greifen, sich den schirmenden Schützengraben „buddeln" und die Unterstände dazu; mußte sich vielleicht auch mit stürmender Hand erst das Nachtquartier erobern, mußte jedenfalls den schweren Sicherungsdienst für die ruhenden Kame-



Auf dem Marsche zum Schützengraben. Die Leute tragen zum Schutze der Uniformen Leinenhosen; die Gewehre sind umwickelt. Phot. W. Braemer.



Das Einholen eines Regiments zur Ruhestellung aus der Kampflinie (Argonnen). Phot. A. Menzendorf.

raden übernehmen. Froh darf er sein, wenn am Abend die Gulaschkanone noch herankommt. Und am nächsten Morgen heißt es weitermarschieren, sich den Weg bahnen durch den Feind und alle Schwierigkeiten des Geländes, bis in Brusthöhe durch einen eiskalten Bach waten, den es schnell zu überwinden gilt. Er darf kein Hindernis kennen. Er muß die Höhen der Vogesen zu überwinden wissen, wie die eisstarrenden Karpathenpässe, auf deren steilen Wegen ihm keine andere Waffe folgen kann, auf denen nur das Tragtier ihm Munition und Lebensmittel nachzuführen vermag.

Vor diesem Kriege sagte man wohl leichthin: das Pferd hält mehr aus als der Mensch. Wie oft habe ich nun von heimkehrenden Offizieren, die immer in höchster Bewunderung von unseren Infanteristen sprechen, gehört: es war ein Irrtum, der Mensch erträgt mehr als das Pferd; er ist noch leistungsfähig, wenn das Pferd längst zusammenbrach. Der menschliche Wille ist der stärkste —

Lieber feldgrauer Musketier da draußen, nimm's nicht übel, deut' es recht: Du bist in unserem stolzen Heere das Mädchen für alles! Es gibt kaum eine Aufgabe, die dir nicht gestellt wird und die du nicht erfüllst. Du greifst im Sturmlauf an, und du liegst geduldig mit deiner Knarre im Schützengraben; du nimmst es in der Marschleistung mit den berittenen Schwesterwaffen auf; du bedienst dein Maschinengewehr — und wenn's kein deutsches ist, so kann's auch ein erobertes russisches sein; du buddelst wie der beste Pionier und baust mit ihm um die Wette Brücken oder besserst Wege und Eisenbahn; du legst den Stacheldraht um eure Stellung auf und zerschneidest ihn vor der feindlichen; du verschmähst die Handgranate nicht, von der dein Bruder, der Grenadier, ja den Namen trägt; droht eine Kanone, ein schwerbeladener Wagen stecken zu bleiben, du greifst in die Speichen; du kannst schustern und du kannst schneidern. Als ich Anno 1870 Kriegsfreiwilliger war, hab' ich von dir manches gelernt, auch das Knöpfeannähen. So fest sitzt kein Knopf, wie der, den wir bearbeiteten.

Aber noch mehr als das: Du erntest hinter der gewonnenen Front, du drischst dort das Getreide aus, du bestellst den feindlichen Acker. Wo etwas fehlt, kannst du helfen. Sei's, daß drei Mann von euch ein paar Hundert Gefangener in Schach zu halten haben; sei's, daß du dich auf den Kutschbock schwingst und den Trainfahrer ersetzt. Sogar reiten, hat man mir erzählt, sollst du merkwürdig schnell und gern lernen, wenn's Beutepferdchen gab. Und Pferdepflegen in der höchsten Vollendung, wobei du eine besonders feine Spürnase entwickelst für verborgene Hafervorräte!

Überhaupt, du lebst dich gar schnell in den Krieg ein und seine Sonderheiten. Du weißt dir ohne Murren den Schmachtriemen enger zu schnallen, wenn es sein muß, wenn ausnahmsweise die Gulaschkanone nicht herankommt und Schmalhans Küchenmeister ist. Aber wenn der Segen da ist, kannst du für drei einhauen, ohne an Magenbeschwerden zu leiden. Im engsten Panjehaus schachtelst du dich ein nach dem alten Grundsatz: Raum ist in der kleinsten Hütte. Und wo noch etwas um den Hof herum gackert ... aber davon wollen wir lieber schweigen ... Und immer, immer hast du gleich wieder deinen frohen Sinn.

Da liegt vor mir der Brief eines Offiziers, der das schildert. Nach schweren, schweren Tagen ist er geschrieben, großen Märschen, heißen Gefechten, Unwetter, starken Entbehrungen. Nun war's endlich etwas besser und leichter geworden. „Wir hatten rechte Sorge," heißt es in dem Briefe, „um unsere braven Jungens. Wenn man sie fragte: wie geht's!? — dann hatten sie zwar immer ihr zuversichtliches ‚Gut!' Die Köpfe ließen sie nicht hängen, aber sie sahen doch hohläugig drein. Jetzt, da sie kaum vierundzwanzig Stunden Ruhe hatten und satt zu futtern, machen sie schon wieder ihre Witzchen und singen fröhliche Lieder. Wenn sie singen, weiß ich, daß es wirklich gut um sie steht. Und das Herz lacht einem im Leibe ..." Es liegt eine ewige Wahrheit in den Worten, die General von Freytag-Loringhoven schrieb: „Das seelische Element ist trotz aller Vervollkommnung heutiger Waffentechnik immer noch von ausschlaggebender Bedeutung."

In solch einem deutschen Infanterie-Regiment vereinigen sich alle Berufe, stecken die verschiedensten Talente. Alle Handwerker gibt es da, Schmiede, Schuster, Maurer, Tischler, Sattler, Bäcker, Fleischer; fehlt es an Telephonisten, so braucht man nur die Herren Feldwebel zu fragen; wird ein Elektrotechniker gebraucht, gleich ist er da; wünscht ein hoher Stab einen gelernten Koch, er findet sich. Unter den Freiwilligen eines Regiments gibt es sicher einen Baumeister, ein paar Ingenieure, Techniker allerart, die einspringen können, wo es nottut.

Aber das ist nicht das Wichtigste: aus dem Mannschaftsstande wächst unaufhörlich ein neuer Stamm tüchtiger Gefreiter und Unteroffiziere dem alten zu; so mancher ist vielleicht darunter, der sich für den Frieden, für den Exerzierplatz nicht recht eignet, der aber im Kriege geradezu unschätzbar ist. Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, die die Kunst verstehen, die Kameraden richtig zu behandeln, prachtvolle Patrouillenführer unter den schwierigsten Verhältnissen. Aus ihnen wieder bilden sich unsere vortrefflichen Offizierstellvertreter, schneidige Zugfuhrer, die ihre Leute mit sich fortzureißen wissen. Und unsre ausgezeichneten Reserve- und Landwehroffiziere, die uns kein Heer der Welt nachmachen kann! Wieder vielleicht der oder jener unter ihnen, der im Frieden vor den Augen eines besichtigenden Kommandeurs nicht gerade vorzüglich abschnitt, der nun aber im Kriege, wo alles sich einfacher gestaltet, ganz ungeahnte glänzende Eigenschaften entwickelt, der nicht nur als Zugführer, sondern erst recht als Kompagnieführer, ja als Bataillonskommandeur sich trefflich bewährt.

Die Infanterie, sagen alle taktischen Lehrbücher aller Sprachen übereinstimmend, ist die vielseitigste aller Waffen, gleich befähigt für Angriff und Verteidigung, für den Kampf mit blanker Waffe und das Feuergefecht, für die geschlossene und die aufgelöste Ordnung, für die Verwendung in jeder Jahreszeit, in jedem Gelände, bei Tage und bei Nacht. Sie ist auch die Waffe, die im Notfall ohne Unterstützung durch andere Waffengattungen allein sich schlagen — und siegen kann. Das Erstaunliche aber ist und für den Organisator das Wertvolle, daß sie am leichtesten und schnellsten zu ersetzen ist. Je länger ein Krieg dauert, desto schwieriger wird für die Kavallerie und Artillerie die Beschaffung brauchbarer Pferde; beide Waffen erfordern auch eine langwierigere Ausbildung.

Für die Infanterie bietet ein volkreiches und volksgesundes Land, wie Deutschland es ist, schier unerschöpfliche Erneuerungsquellen; wir wissen es, daß jetzt nach vielmonatigem Ringen unsere heimatlichen Infanteriekasernen gefüllter sind als im Frieden; daß Hunderttausende immer aufs neue nur des Befehls harren, der sie hinausruft auf das Feld der Ehren. Sorgsam werden sie daheim ausgebildet, straff herangenommen, denn sie müssen in kurzer Zeit viel, sehr viel lernen. Aber sie haben schon bewiesen, diese jungen Ersatzmannschaften und die in unsere Reservekorps Eingereihten, daß sie zu beißen verstehen, trotz der Alten. Gewiß — wer dürfte sich das verschweigen — fehlt es ihnen hier und dort in der ersten Zeit; sie sind vielleicht nicht so gute Schützen, sind vielleicht körperlich nicht sofort so leistungsfähig, sind etwa nicht so gut einmarschiert, wie jene Alten, die ihre zweijährige Schule hinter sich haben. Aber ein paar Wochen im Felde, Schulter an Schulter mit den Alten, dem eisenharten Stamm, und sie tun's ihm gleich und halten durch. Hörten wir's nicht, wie die jungen Regimenter jubelnd und singend in den blutigen Kampf zogen!

Es gab eine Zeit — gottlob! sie liegt lange, lange hinter uns —, da galt der einzelne Infanterist gleichsam nur als ein Teilchen einer großen Maschine. Er marschierte auf Kommando, er schoß auf Kommando, er fällte das Bajonett auf Kommando zum letzten Kampf; etwas ähnliches war er, auch damals übrigens ein tapferer Soldat, wie wir es heut bei den Russen immer wieder erleben, bei denen der Offizier, bezeichnend genug, halb im Spott, halb gutmütig, von seinem Untergebenen als von dem „grauen Tierchen" spricht. Unser Feldgrauer aber ist ein zur Selbständigkeit erzogener Mann. Kaiser Wilhelm der Große hat das schöne Wort geprägt vom „Drill und Erziehung". Das will recht verstanden sein. Die Erziehung, die Entwicklung der geistigen und sittlichen Kräfte, ist immer die Hauptsache; der Drill aber (keine unserer Dienstvorschriften kennt übrigens das Wort), die straffe Zusammenfassung, ist daneben unentbehrlich. Gerade der Krieg lehrt das. Der Drill hält neben den moralischen Elementen in den schwierigsten Lagen die Truppe in der Hand der Führer; er schafft in den Minuten höchster Spannung dem Befehl Geltung; er wahrt die mustergültige Disziplin, die unsere Infanterie auszeichnet, er beugt auch in Augenblicken der Gefahr die Masse unter der Zucht der Gewohnheit.

Kein Korporalstock regiert unsern lieben, feldgrauen Infanteristen. Der anerzogene Gehorsam regiert ihn, der anerzogene Wille, das eigene scharfe Pflichtbewußtsein dazu. Unser Exerzier-Reglement sagt schön und treffend: „Erziehung zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, Förderung des Wagemutes, Gewöhnung an körperliche Anstrengungen und gründliche Ausbildung in den einfachen Formen des Gefechts müssen den Mann dazu bringen, daß er auch den starken Eindrücken des Kampfes gegenüber standhält. Wer merkt, daß er im Drange des Gefechts die Entschlossenheit und Überlegung verliert, soll auf seine Offiziere sehen. Sind diese nicht mehr vorhanden, so gibt es Unteroffiziere und brave Leute genug, an deren Beispiel er sich aufrichten kann."

So ziehen sie in den Kampf, so stürmen sie gegen den Feind, so harren sie aus unter tagelangem Geschoßhagel, in jedem Augenblick, Tag und Nacht, bereit, dem angreifenden Feind aus dem Schützengraben ihr verheerendes Feuer entgegenzuschleudern. Getreu, tapfer, geduldig — unsre feldgrauen Infanteristen, Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaft. So kämpfen sie für uns, so halten sie durch, sie, des Krieges Hauptträger — halten durch, für uns, für das geliebte Vaterland, bis zum endgültigen vollen Siege!



Löhnung. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Feldpostbrief von der deutschen Südarmee in den Karpathen. III.

Endlich ist jetzt der — vielleicht nur vorläufig — letzte Schnee geschmolzen, der an schattigen, kühlen Stellen, wohin die wärmende Frühlingssonne ihre Strahlen nicht senden konnte, sein schmutziggraues Dasein führte. Durch den feuchten Boden wagte sich schüchtern das erste zarte Grün der Gräser, an sonnigen Plätzen blühten Krokus und Schneeglöckchen. Die Sonne strahlt und flimmert in der frischen Höhenluft und weckt überall Frühlingssehnen und Frühlingshoffen.

Der Oberbefehlshaber in der Bukowina, General der Kavallerie Karl Freiherr von Pflanzer-Baltin, mit seinem Stabe. Welt-Preß-Photo.

Sonntag ist es heute. Sonst war dieser Tag des Friedens bei uns gefürchtet. Unsere heißesten, blutigsten Gefechte, die anstrengendsten unserer Märsche haben wir stets Sonntags erlebt. Heute haben wir seit langer Zeit zum erstenmale wieder Ruhe. Wir sind abgelöst worden, wir liegen mehrere Kilometer hinter der Front in einem Karpathendörfchen und genießen den Luxus, ein Dach über uns und vier Wände um uns zu haben. Gestern in den Nachmittagsstunden trafen die Offiziere des uns ablösenden Regimentes in unseren Schützengräben ein, um sich die Stellung bei Tage anzusehen. Ganz vorsichtig muß das ausgeführt werden, der Russe paßt scharf auf. Die Gelegenheit zum Angriff nämlich ist am günstigsten, wenn eine eben neu eingetroffene Truppe sich in ihren Stellungen noch nicht genügend auskennt. Geduckt krochen wir durch die Gräben Sappen und Stollen und erklärten den Kameraden die einzelnen Stärken und Schwächen unserer Stellung. Hier ist ein toter Punkt vor der Front. Von der Kuppe dort links oben kann er aber bestrichen werden. Dieser Graben scheint zu sehr in der Tiefe zu liegen, er hat aber genügend Schußfeld und kann von der russischen Artillerie wahrscheinlich nicht recht eingesehen werden. Bisher ist noch keine schwere Granate in seine Nähe gekommen.



Österreichisch-ungarische Schi-Patrouille, die die Schneestöcke als Gewehrauflage benutzt. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Bei Dunkelheit trafen die Mannschaften des anderen Regimentes, von den Offizieren in die Stellungen geführt, ein. Während die Leute mit Scherzworten und kameradschaftlichen Späßen sich ablösten, übergaben die Gruppenführer mit einer gewissen Feierlichkeit einander „das Inventar". Einzelne hatten dazu sogar, genau wie in der Garnison, kleine Tafeln ausgefüllt und die Posten: Kleiderriegel, Ofenrohr mit Knie weckten Erinnerungen an verräucherte Wachtstuben und Döberitzer Baracken. Unwillkürlich lauerte man auf den Ausdruck Lampe: aber diesen Luxus kannten wir leider nicht mehr. Wie allgemein üblich überließen wir dafür aber Schwarmöfen, Telephon, Schießblenden und Gerätschaften, die während des wochenlangen Liegens in den Gräben nach und nach teils angefertigt, teils aus den hinter der Front liegenden Ortschaften nach vorn gebracht worden waren, unseren Nachfolgern, damit diesen die Mühe des Einbauens erspart bliebe. Als Ersatz bekamen wir das bei der Gefechtsbagage zurückgelassene Material des uns ablösenden Regiments. Jeder behauptete natürlich, bei diesem Handel ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben. —

Seit Wochen habe ich mich heute wieder ordentlich gewaschen. Mein Bursche hatte eine flache Holzwanne aufgetrieben, in der ich meine Glieder nur der Reihe nach abseifen konnte. „Hier hilft eigentlich bloß noch der Gurkenhobel", meinte im Hintergrunde ein witziger Berliner, der auf dem Zaun hockte und meinen Bemühungen zusah.

Hurra, reine Wäsche! Die alte zu waschen, hat wirklich keinen Zweck, von ihrem Zustand eine Beschreibung zu geben, ist ausgeschlossen. Nun aber wieder hinein in die einigermaßen gesäuberten Hosen, in den narbenreichen Rock. Beide sind so mit Lehm imprägniert, daß sie das Stehen gelernt haben. Zur Feier des Ruhetages wird auch das Eiserne Kreuz aus dem Brustbeutel geholt und im Knopfloch befestigt. Und mit dem Gefühl: nun bin ich mal wieder Mensch, geh' ich hinaus auf die Dorfstraße und erzähle strahlend allen Kameraden, daß ich mich gewaschen habe. Gemeinsam pirschen wir, die schlimmsten Moraststellen meidend, an den Häusern entlang. Mit lautem Rock-Rock kommen ein paar „landsübliche" Schweine angebraust. Wir lachen aus vollem Halse über die Kobolde. Klein und schmal, die Schwarte mit dickem welligen Kraushaar bewachsen, sausen sie im Galopp um die Ecken. Man behauptet, die Schweine werden hierzulande wie die Schafe geschoren.

Abends war „Marschalltafel" beim Regimentsstabe. Der Tee wurde hinterher in den „Gemächern Seiner Hoheit", irgendeiner mit Mühe gereinigten Ecke der Bauernstube, genommen. Das bescheidenste Essen schmeckt gleich noch einmal so schön, das unmöglichste Quartier sieht sofort ganz anders aus, wenn Humor und Scherz die Speise würzen und den Raum mit ihrem sonnigen, unbesieglichen Lachen ausfüllen.

Wat den einen sin Uhl is, is den annern sin Nachtigall, auch im Felde. Unsere Kavallerie freut sich, endlich, da der Schnee geschmolzen ist, wieder Verwendung finden zu können; die Schikompagnie, die unserer Division zugeteilt ist, hat ihre Bretter zur Etappe schicken müssen und ist jetzt gewöhnliche Infanterie geworden. Ihre merkwürdige Uniform, ein Gemisch österreichisch-deutschen Schnittes, versinnbildlicht gewissermaßen die treue Waffenbrüderschaft beider Heere. Diese erst im Laufe des Krieges entstandene Truppe kann mit Stolz auf ihre Leistungen zurückblicken, und alle hoffen, daß sie als besonderer Truppenteil in Frieden bestehen bleibt. Als Beispiel ihrer Tätigkeit möchte ich von einem Husarenstückchen, das ich zufällig und da ich leidlich gut Schneeschuh laufe, miterlebt habe, berichten. Die Schikompagnie stieß erst, nachdem wir die russische Stellung am Nachbarpaß zurückgedrängt hatten, zu uns. Wir erhielten damals den Befehl, kehrt zu machen und dann in einem Seitentale in nördlicher Richtung vorzudringen, doch wurden wir bald zum Halten gezwungen, da eine schwächere russische Stellung die Straße sperrte. Die Schneeschuhkompagnie, die durch einige Schiläufer meines Regimentes, zu denen ich auch gehörte, verstärkt worden war, erhielt die Weisung, diese Stellung zu umgehen und sie im Rücken anzugreifen. In drei Kolonnen nebeneinander fuhren wir los und hatten bald den Wald erreicht. Jetzt ging es langsamer vorwärts. Es dunkelte, als wir die Höhe erreichten. An der windstillen Seite des Berges wurde zur Ruhe übergegangen. Beim Laufen waren wir warm geworden und hatten die Pelzjacken, die aus der Hindenburgspende der Städte stammten, ausgezogen. Nun fingen wir an empfindlich zu frieren. Mäntel und Decken, die der Infanterist mit sich trägt, hatten wir, um nicht beim Laufen behindert zu werden, zurücklassen müssen. Feuer durften wir auch nicht machen, sonst hätten wir unsere Umgehung verraten; wir froren, daß unsere Zähne wie ein Maschinengewehr knatterten. Ich hatte das Gefühl, daß die Nasenspitze abbrechen würde, wenn ich sie anfaßte. Noch bevor es am nächsten Morgen ganz hell wurde, ging es mit steifen Gliedern weiter. Wir schwenkten nun etwas nach links und kamen trotz der Bäume schneller, als wir gedacht, unten im Tale an. Die Abfahrt war herrlich, der Schnee verharrscht, und die Sonne brach mit wohltuender Wärme durch die Tannen. Jetzt ging es wieder einen hohen Berg hinauf. Auf halber Höhe stürzte ein Mann hin, und als wir ihn aufhelfen wollten, erkannten wir, daß er sich in einen Telephondraht verwickelt hatte. Wir liefen nun an dem Draht vorsichtig hinaufspähend entlang. Zwei Mann, die als Patrouille vorgeschickt worden waren, kamen mit der Meldung zurück, daß auf der Höhe ein russischer Posten stände. Ich kann nun nicht anders, in solchen Fällen muß ich immer an Karl May denken und überlegen, wie wohl Old Shatterhand in dieser Lage gehandelt hätte. Wir schlichen also auf dem Kriegspfade vor, der unbewaldete weiße Gipfel des Berges leuchtete durch die Tannen, wir umstellten ihn und drückten uns langsam vor. In einer halben Stunde waren ohne Hurra und ohne Schießen ein Offizier und acht Russen von uns gefangen genommen. Wir hatten einen sehr wichtigen feindlichen Beobachtungsposten aufgehoben. Von der Krone eines Baumes aus, in die die Russen eine Kanzel eingebaut hatten, konnte man weit hinein in das Tal, durch das die Anmarschstraße unserer Divisionen führte, sehen. Tief unten auf dem unbewaldeten Teile des Berghanges lag im Sonnenschein die russische Stellung. Unsere Division mußte bereits frontal angegriffen haben, denn die Russen schossen; ganz leise drang zu uns das Taktak-tak der Maschinengewehre herauf. Jetzt hieß es schnell handeln. Zwei Mann blieben zur Bewachung der Gefangenen und des Telephons zurück, die anderen fertig, marsch. Zuerst ging es wieder durch Tannen abwärts, dann erreichten wir den Waldrand, schwärmten aus und fuhren, mit den Stöcken bremsend, ab. Zwei Hecken, ganz scheußliche Hindernisse, die wahrscheinlich Wiesen einfriedigten, mußten wir überklettern, dann sausten wir bis auf 100 Meter an die russische Stellung heran. Unser Führer gab ein Zeichen, und alle verschwanden, in seiner Höhe angekommen, im Schnee. Noch immer hatten uns die Russen nicht bemerkt. Wir brachten die abgehängten Karabiner in Anschlag. „Alles fertig! Feuer!" Eine Salve krachte in die russische Stellung. Die Russen standen oder knieten hinter einem Gang, in den sie ihre Schützenlöcher schuhartig nach vorn hineingegraben hatten; sie boten uns also ihre schönste Rückenansicht. Die Wirkung unserer Salve war unbeschreiblich. Die grauen Gestalten vor uns warfen sich hin, schossen auf uns, richteten sich wieder auf, konnten beide Arme nicht lang genug in die Höhe strecken, verschwanden dann wieder, an eingegrabenen Stellen wurden Tücher geschwenkt, und nach und nach bepflanzten sie ihre Brustwehr mit Gewehren, das Bajonett in die Erde stoßend. Drüben bei der Division war unser plötzliches Erscheinen bemerkt worden, die Schützen gingen vor, und in der russischen Stellung gaben wir uns hocherfreut die Hände. Mehrere hundert Gefangene, zwei Maschinengewehre waren der Erfolg. Der linke Flügel der Stellung war genommen. Die Russen gingen fluchtartig in jene Hauptstellung, vor der wir so viele Wochen gelegen hatten und jetzt abgelöst waren, zurück.

Nachdem wir drei Tage in Ruhe gelegen hatten, wurden wir wiederum in die vordere Linie geschickt. Leider kamen wir nicht in unsere alten Gräben zurück, sondern mußten ein Regiment, das weiter links lag, ablösen. Wir waren über die Erbschaft, die wir antraten, nicht sehr beglückt. Das Gelände war sehr unübersichtlich, das Schußfeld meist gering. Meine Kompagnie besetzte den so genannten U-Graben, der seines Grundrisses wegen diesen Namen bekommen hatte. Auf dem Abhang einer schmalen Bergnase liegend, sprang er weit zur russischen Stellung vor und war daher von drei Seiten dem Feuer des Feindes ausgesetzt. Da dieser U-Graben seinerseits jeden Angriff gegen unsere Front flankieren konnte, zog er wie ein Magnet die russischen Sturmkolonnen an, auch wenn diese gegen einen anderen Teil unserer Stellung angesetzt waren und vorgingen. Die Grabenbesatzung mußte daher ständig auf dem Posten sein.

Dafür erbten wir aber etwas Erfreuliches von unseren Vorgängern, nämlich den „Kientopp." Die Telephonleitungen waren sämtlich untereinander verbunden, so daß man, ohne daß in einer Zentrale umgeschaltet werden brauchte, jedes Gespräch, das geführt wurde, mithören konnte. Das war für uns natürlich sehr unterhaltend; man hörte viel Neues, konnte, wenn Bekannte am Apparat waren, sich mit seiner unmaßgeblichen Meinung am Gespräch beteiligen. Saß irgendeiner mit boshaft grinsendem Gesicht am „Kientopp", so bekam irgendwo irgendeiner ganz bestimmt einen Anpfiff.

Die Truppe, die wir abgelöst hatten, besaß entschieden Humor. Statt der sonst in den Gräben üblichen Bezeichnungen der Unterstände, wie Villa Granatenheim, standen hier ungarische Worte, die fast alle den Bahnhöfen entnommen waren. Über der Hütte, in der die Sanitätshunde wohnten, las man ein schlichtes Wort. Es drückte voll und ganz die Anerkennung und Liebe unserer Feldgrauen für ihre vierbeinigen Freunde aus. Köszo'nöm, so las man: Danke. Manchem braven Soldaten haben die Hunde das Leben gerettet. Sie waren damals, als noch der tiefe Schnee lag, durch den wir bis zur Brust watend angreifen mußten, unentbehrlich. Manch einer, den die Kugel getroffen, war lautlos in das kalte Bett gesunken, der Schneesturm fegte über die rotgefärbte Stelle und deckte



Stürmischer Andrang österreichischer Soldaten auf einen Lazarettzug, der ihnen Liebesgaben bringt.
Phot. Ed. Frankl.



Schi-Abteilung eines österreichisch-ungarischen Infanterie-Regiments während der Rast. Phot. Gebr. Haeckel.

schnell sein weißes Laken darüber. Sobald es möglich war, oft erst während der Dunkelheit, wurde Nachsuche gehalten, und dort, wo menschliche Kunst und Sinne versagten, haben diese treuen Hunde unermüdlich und rastlos gearbeitet. Die ersten Sanitätshunde, die wir in Polen mitführten, waren abgerichtet, daß sie einen Verwundeten, den sie gefunden, so lange verbellten, bis ihr Führer, ein Sanitätssoldat, zur Hilfeleistung herbeikam. Die Russen schossen dann jedesmal, wenn das Hundegebell bei Nacht anhob, in diese Richtung und störten so das Bergen der Verwundeten. Jetzt stöberten die Hunde lautlos mit tiefen Fang im Schnee, kamen, wenn sie einen der stillen Helden gefunden hatten, zu ihrem Herrn zurück und führten diesen zu dem Verwundeten. So mancher lag dann leider schon kalt und erfroren.

Während des Gebirgskrieges konnte nicht besser für die Verwundeten gesorgt werden, trotzdem alles, was nur möglich war, geschah. Die Sanitätskompagnie unserer Division war aufgelöst, und die Mannschaften waren auf die Infanteriekompagnien verteilt worden. So war stets genügend Sanitätspersonal zur Stelle. Die auf den Tragetieren mitgeführten Tragbahren wurden durch Bretter in flache Schlitten verwandelt, und auf diesen die Verwundeten vom Gefechtsfeld zum Truppenverbandsplatz gebracht. Dieser lag dann an einem Wege, auf dem die Verbundenen mit Hilfe mit Pferden bespannter kleiner Schlitten zum Feldlazarett befördert wurden. Bevor sie dorthin gelangten, waren sie freilich manchmal zwei bis drei Tage unterwegs. Von hier wurden die Verwundeten wieder auf Schlitten zur Eisenbahnstation, die meist noch eine Tagereise entfernt lag, gebracht und kamen dann endlich in die Lazarette und Spitäler. Jetzt, wo der Schnee fort ist, die Wege von Autos und Wagen befahren werden können, ist die Fürsorge für die „Maladen und Blessierten", wie sie auf österreichisch heißen, bedeutend besser, schneller und einfacher geworden.

Winternächte in Feindesland. Aus dem Kriegstagebuch einer Schwester.

Von Schwester Frida von Blumberg.

Lowicz, 22. Januar 1915.

Nachtwache! Die erste in Feindesland. Wenn ich ans Fenster des Lazaretts trete, so erblicke ich eine weite, weiße Winterlandschaft. Da vorn auf dem Felde heben sich ein paar schlichte Kreuze im Schnee ab: Soldatengräber. Daneben steht ein vereinsamtes halbzerstörtes Haus. Ich öffne das Fenster. Die kalte, schneidende Luft der Winternacht dringt herein und mit ihr der ferne Donner der Geschütze. Doch über mir hoch oben, da spannt sich der Sternenhimmel, die Mondsichel glänzt, und die ewige Feste kündet den immer gleichen Gott, den Lenker auch dieser schweren Zeit.

Zwischen zwei und drei Uhr nachts.

Ein kurzes Freistündchen finde ich während der Arbeit, um schnell meine ersten Eindrücke aufzuzeichnen. Ich habe drei Säle zugewiesen bekommen zu je 18 bis 20 Betten, habe also an 60 Kranke im Ganzen zu bewachen. Das ist keine Kleinigkeit, zumal Hochfiebernde dabei sind. Alles, was einer Infektionskrankheit verdächtig ist, sei es Typhus, Ruhr oder Cholera, kommt hierher, bis die Diagnose feststeht. Die meisten liegen auf Bettstellen mit Strohmatratzen und haben auch Bettwäsche — Luxus in einem Kriegslazarett. Aber dazwischen liegen auch andere auf Matratzen auf der Erde. Das Lazarett ist in einer Mädchenschule aufgeschlagen. Die Räume sind freundlich, aber man merkt doch an allen Ecken und Enden den Kriegszustand. Schadet nichts. Schwierigkeiten sind dazu da, ihrer Herr zu werden.

Den 23. Januar 1915.

Meine tapferen Soldaten schlafen alle ziemlich fest. Wie gut können sie schlafen, wenn sie, aus dem Schützengraben kommend, endlich einmal wieder in einem Bett liegen! Es ist eine Freude, die Wirkung dieser Wohltat auf den Gesichtern mit den meist so scharf gewordenen Zügen zu beobachten. Ja, sie schlafen, schlafen nicht bloß Nächte, nein tagelang fast ununterbrochen.

Ich bin heute Nacht auch sehr, sehr müde. Haben wir doch am Tag, statt zu ruhen, unsere Bude eingeräumt. Eine großartige Bude! Zu allererst hatten wir ein ganz anderes Obdach, das zu verlassen aber sehr ratsam war. Diese erste Ankunft und Nacht in Lowicz ist eine unvergeßliche Kriegserinnerung. Schon die Stunde unserer Ankunft — des morgens vier Uhr nach einer durchreisten, durchfrorenen Nacht — war recht günstig gewählt. Wir vier Schwestern, die wir von Anfang des Krieges an gemeinsam Freud und Leid der Etappe teilen konnten, befanden uns mit einem Trupp Sanitäter in der Dunkelheit des kalten Wintermorgens auf dem zerstörten, wenig einladenden Bahnhof. Wir fanden aber Hilfe in Gestalt eines Offiziers, eines jungen Leutnants voll herzerquickender Sehnsucht nach der Front, zu der er, von einer Verwundung genesen, zurückkehrte. Gemeinsam mit einem evangelischen Feldgeistlichen war auch er um diese unangenehme Stunde nach Lowicz verschlagen worden und bot uns zur Stärkung und Ermunterung den Rest seines Rotweins an. Er und der Herr Pfarrer fanden für uns einen geheizten Saal mit Bänken. Das ganze hieß Sammelstelle für Leichtverwundete. Dort hausten wir, bis es hell wurde und unser Zugführer sich wegen unseres Quartiers in der Stadt umgesehen hatte. Dann zogen wir in die Kaiser-Wilhelmstraße, wo eine Wohnung unser wartete. Eigentlich war es aber bloß eine Schütte Stroh, denn die spärlichen Möbel waren kaum gebrauchsfähig. Zunächst wurde der Ofen geheizt; dann fegten wir alle Reste früherer Einquartierungen aus dem Zimmer hinaus. Draußen nichts als Soldaten zu Fuß, zu Roß, zu Wagen. Ab und zu blickten sie zu uns hinauf, und dann freuten sie sich über unsere deutschen Schwesterngesichter, schwenkten die Mütze und riefen uns freundlich zu. Mittlerweile zog sich aber in unserer Behausung ein Unwetter zusammen aus dunklen Rauchwolken, die dem Ofen entstammten. Die Röhre nach der Wand zu hatte ein Loch. Was war zu machen? Ein anderes Quartier war so schnell nicht zu finden. Sollte man sich nun dem Rauch aussetzen oder der Kälte? Wir suchten die immer empfehlenswerte goldene Mittelstraße innezuhalten und heizten weiter, aber bei offenem Fenster. Von dieser Bedrängnis erlöste



Heimatgrüße. Gemälde von Otto Lingner. (Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

uns der plötzlich auftauchende Oheim einer unserer Schwestern, der sein ganzes Gewicht als Major und Kommandeur einer Kolonne einsetzte, um uns ein besseres Obdach zu verschaffen. Aber auf morgen mußte auch er uns vertrösten. Da wir die Dunkelheit nur durch ein paar schwache Kerzen zu erleuchten imstande waren, zogen wir es vor, recht früh unser Lager aufzusuchen, nachdem wir uns noch durch einen Spaziergang erwärmt und durch ein vom Onkel gestiftetes Abendessen mit russischem Tee und „polnischem Ungarwein" gestärkt hatten. Ich glaube, ich trank drei Tassen Tee und ein paar Gläser Wein im Gedanken an mein kaltes Strohbett. Anstatt zur Nacht uns unsrer Sachen zu entledigen, zogen wir alles an, was wir an warmen Hüllen besaßen, und was nicht mehr anzuziehen ging, wurde als Decke benutzt. So schliefen wir zwar fröstelnd, aber doch fest ein. In der Nacht wachte ich einige Male über heftigen Kopfschmerzen auf, und als ich mich des morgens als Erste aus meinem Stroh aufrichtete, packte mich ein heftiger, mir sonst ganz unbekannter Schwindel, und ich stürzte beinah hintenüber wieder auf mein Lager zurück. Ebenso ging es den anderen. Der rauchende Ofen war der Sünder; er hatte schädliche Gase entwickelt. Wir konnten dankbar sein, daß die undichten, immer noch etwas frische Luft hereinlassenden Fenster Schlimmeres verhindert hatten.

Der fürsorgliche Onkel hatte mittlerweile eine leere Wohnung ausfindig gemacht. Das Zimmer gehört zur leerstehenden Wohnung eines geflüchteten Arztes und hat noch außerdem einen kleinen Verschlag. Wir haben uns nun gemütlich eingerichtet. Der große Instrumentenschrank ist unsere Vorratskammer, der Seifenspiritusapparat zur Desinfektion der Hände unser Waschtisch, der Operationstisch unser Eßtisch.

29. Januar. Gestern wollten wir einmal recht ausgiebig schlafen. Da klopft es kräftig an die Türe. Der Oheim steht draußen — ein Auto auch — es soll hinausgefahren werden. Schnell war man angezogen, zuletzt wurden die von der Oberin aus der Heimat geschickten prachtvollen „Kopfschützer der Kaiserin" aufgesetzt, die so heißen, weil sie die Kaiserin selber entworfen haben soll. Die Müdigkeit ist vergessen; man sitzt im Auto und saust durch die sonnige Winterlandschaft hinaus aufs Land. Polnisches Land — flach — öde — und doch voll Stimmung. Das Ziel unserer Fahrt war ein Dorf, wo ein Hauptmann von des Onkels Kolonne aufgesucht werden sollte. Die Dörfer ziehen sich hier oft kilometerweit hin. Blau angestrichene Katen mit Strohdächern. Eins wie das andere, alle an einer breiten Straße liegend. Unser Dorf hat eine schöne Kirche und ein Pfarrhaus, in dem das Generalkommando liegt. Der Hauptmann empfing uns freudig überrascht und führte uns in seine Behausung, ein behaglich zurechtgemachtes Bauernzimmer. In der Ecke ein Herd — an der einen Seite die Strohlager — auf der andern gemütliche Sitzplätze mit Tisch. Darüber ein Bort mit Büchern, Zigarren u. dgl. An den Wänden ein paar Ansichtskarten und Bilder, natürlich Hindenburg darunter. Auch eine Laute hing irgendwo. Schöner, duftender Kaffee wurde gebracht, dazu Pfefferkuchen die Menge. Mit der Zeit fanden sich noch ein und der andere Offizier von draußen zum Plauderstündchen ein. Es war ein heiteres, gemütliches Kriegsbild. Der jüngste Offizier-Flieger, mit forschen Zügen und leuchtenden Augen nahm die Laute und stimmte eine schwermütige Weise an. Da wurde es still mit einemmal.

Die Heimfahrt war prachtvoll. Sternenhimmel, klare Luft, in der Ferne das Aufblitzen der Schrapnellgeschosse, ab und zu das Leuchten und Sausen eines Autos, Hufschlag und Schatten vorbeisprengender Reiter.

1. Februar. Vor einigen Tagen starb hier eine Schwester am Typhus. Ein blondes, bildhübsches Mädchen von 21 Jahren. Wir haben sie nicht gekannt, aber wir haben ihr heute das letzte Geleit gegeben. Hinter dem Leichenwagen, der von Sanitätsmannschaften geleitet wurde, gingen der Delegierte und der Kriegslazarettdirektor. Dann folgten wir Schwestern, dahinter die Ärzte und zum Schluß freiwillige Pfleger und Lazarettpersonal. Staunend blickten die Einwohner mit abgezogenen Pelzmützen. Soldaten und Offiziere salutierten. Auf dem anmutig an der Bzura gelegenen evangelischen Friedhof hat die deutsche Schwester ihr Grab gefunden, fern von der Heimat, umgeben von den Hügeln gefallener Helden. —

Wenn ich eine ruhige Wache habe, dann ist mein Lieblingsplatz am großen Kachelofen auf dem einzigen mir zur Verfügung stehenden Stuhl. Von dort aus kann ich gut alle drei Säle überschauen. Durch das Fenster mir gegenüber blicke ich in ein Stück klarer weißer Winternacht, und der Mond schaut zu mir grüßend herein. Er grüßt auch mit sanftem Schimmer die blassen Gesichter der schlafenden Soldaten und kann doch nicht die Todesschatten verscheuchen, die auf einem oder dem anderen liegen.

Wir Schwestern waren auch früher gewöhnt, an Leidens- und Sterbebetten zu stehen. Aber es packt mich doch viel mächtiger, wenn ich die Reihen der hier liegenden Soldaten betrachte. Sonst sehen Kranke den Tod in ungewisser dämmernder Ferne stehen, oder wenn er wirklich herantritt, so wagen sie nur zitternd oder beklommen feierlich zu ihm aufzublicken. Diese hier haben alle, alle dem Tod ins Angesicht geschaut. Freudig sind sie ihm entgegengezogen. Fest haben sie seinem vernichtenden Blick standgehalten, und wenn sie nun, von schwerer Krankheit genesend, zu neuem Leben erwachen — dann begrüßen sie mit dem Leben auch wieder den Tod.

5. Februar. Heute abend habe ich meinen Soldaten erzählen können, daß wir ganz dicht an ihren Schützengräben gewesen sind. Im Städtchen B., 3 Kilometer von ihnen entfernt. Schwester Erna, eine meiner vier Kameradinnen, wollte gern ihren Schwager, Regiments-Kommandeur, besuchen. Er hatte ihr vorgeschlagen, nach B. zu kommen, wohin er vom Reserveschützengraben aus leicht gelangen könnte. Schwester Erna, unsere jüngste, ist unternehmungslustig und zögert nicht lange. Onkel Major wurde um ein Auto angebettelt, das er besorgten Herzens stellte, zu unserem Schutze noch einen Offizier als Begleiter uns mitgebend. Uns — denn wir anderen wollten natürlich die Schwester begleiten. Das Auto sauste die schöne Berlin—Warschauer Chaussee hinunter, vorbei an unzähligen Kolonnen, an Trupps von Soldaten zu Fuß und zu Pferde. Je näher der Front, um so belebter wurde das Bild und um so lauter auch das Dröhnen der Geschütze. Hart und scharf erklang das Platzen der Schrapnells, ihre kleinen Wölkchen hoben sich vom Horizonte ab. Unterwegs erfuhren wir erst, daß B. zeitweise unter russischem Artilleriefeuer steht und daß noch gestern eine Granate daselbst eine Brücke zerstörte. Nun feige umkehren? Nein! So hielten wir denn schließlich auf dem großen Marktplatz des Städtchens und besahen uns das militärische Treiben, während ein Bote zu Oberst v. G. nach dem Schützengraben geschickt wurde. Ordonnanzen sprengten über den Platz. An einer Ecke teilte ein General seinem Stab Befehle aus. An einer anderen versuchte ein Feldgeistlicher, sein Pferd zu besteigen, was nicht ohne Schwierigkeiten abging. Da trat freundlich grüßend ein Arzt zu uns heran und forderte uns im Namen seines Divisionsarztes auf, den Truppenverbandplatz zu besichtigen. Das taten wir herzlich gern. Der Divisionsarzt empfing uns aufs Liebenswürdigste, und seine Stabsärzte zeigten uns alles eingehend. Die Fensterscheiben waren alle mit Papierstreifen beklebt, um das Platzen wegen der beständigen Erschütterung durch das Schießen zu verhindern. Mittlerweile hatte sich auch der Schwager eingefunden. Nun wurde noch die Kirche besehen, die sehr gelitten hat. In dem sie umgebenden Gärtchen war ein schlichtes Holzkreuz neben dem andern aufgerichtet . . .

Ehe es zur Abfahrt ging, luden uns die Ärzte noch zu einem Imbiß in ihrem gemütlichen Kasino ein, auf das sie äußerst stolz waren. Köstlicher Schinken und Rotwein aus einer gerade eingetroffenen Liebesgabensendung wurden uns zu Ehren aufgetischt, und als wir uns verabschiedeten, konnten die Herren nicht genug mit herzlichem Dank betonen, welche Abwechselung wir in ihr hartes Kriegsleben hineingebracht hatten.

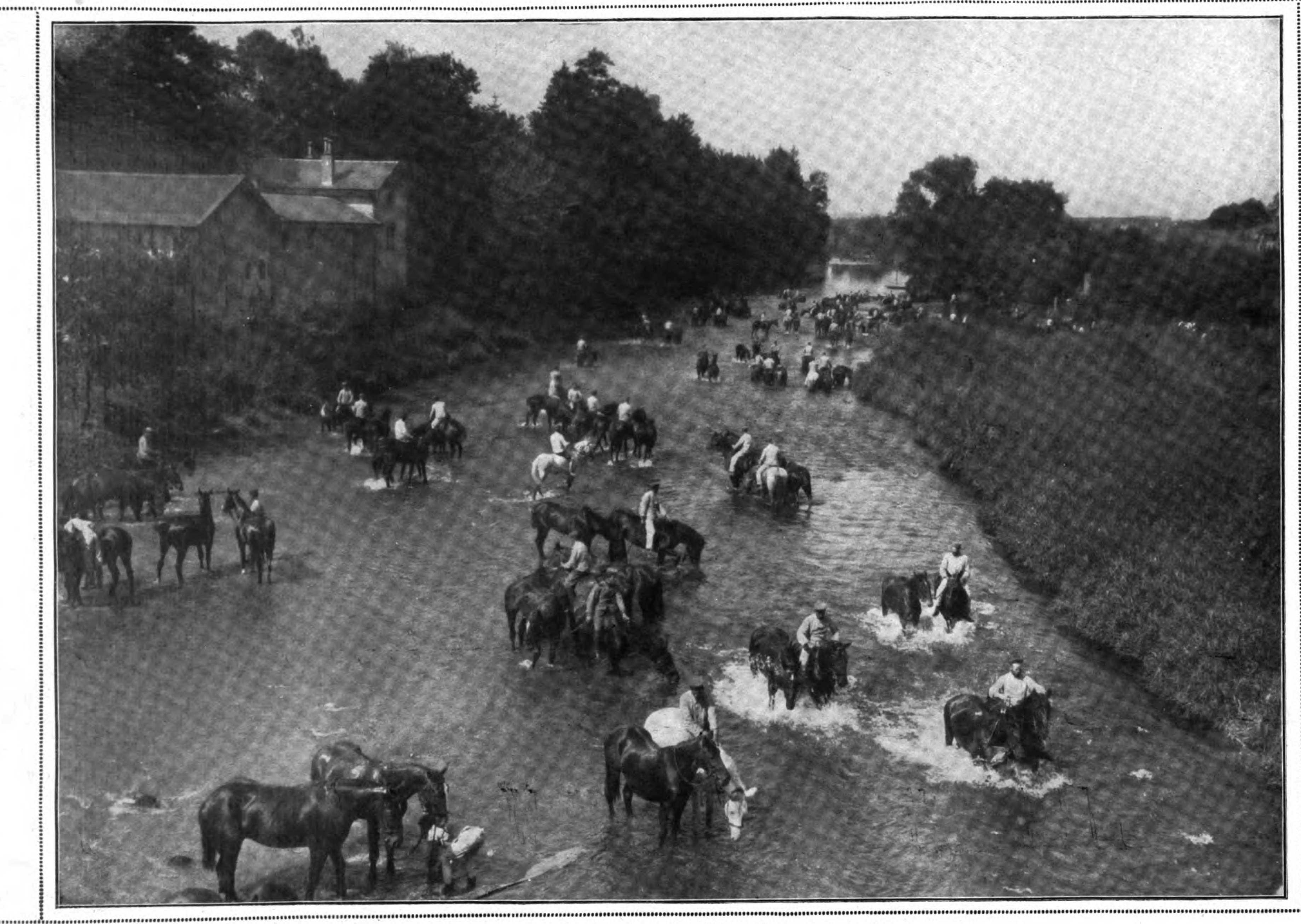
Deutsche Schwester im Feindesland! Große Aufgaben sind dir gegeben. Aber nicht bloß die Schwester ist es, die pflegende Hand, die dankbar vom Kranken empfundene, welche dort willkommen ist. Wenn der Soldat auf der Straße dir zujubelnd die Mütze schwenkt, wenn jeder Offizier unwillkürlich dich achtungsvoll grüßt — dann ist es die deutsche Frau, die sie in dir erblicken und verehren – die Frau, die als Mutter, Gattin oder Schwester ihrer daheim gedenkt. Und diesen Geist aus der Heimat, den echten deutschen Frauengeist laßt uns hineintragen in die rauhe Soldatenwelt — laßt uns festhalten inmitten aller Vernichtung.

7. Februar. Vorgestern noch Nachtwache; heute schon auf der Bahn. Solch plötzliche Wechsel sind wir gewohnt. Wir haben noch nie anders als im Sturme gepackt. Unser Kriegslazarett ist wieder nach Ostpreußen verlegt wie zu Anfang des Krieges.

Am gestrigen Nachmittag gab der Onkel seinen vier „Töchtern", wie er uns nannte, noch einen Abschiedskaffee mit köstlichen Pfannkuchen. Der liebe gute Major B.! Was wäre Lowicz ohne ihn gewesen. Unvergeßlich wie die Zeit hier wird uns auch seine Fürsorge sein.

Gerade als wir uns im besten Packen und dem dazu gehörigen Ach und Krach befanden, erhob sich plötzlich draußen ein noch viel größerer Lärm — ein Geknattere und ein Bullern. Tak . tak . tak . tak gingen die Maschinengewehre, und Bum . bum erklang es aus der Ballonabwehrkanone des nahen Flugplatzes. Denn ein feindlicher Flieger war gesichtet worden, und wir konnten nun das Bombardement sehr deutlich verfolgen. Die kleinen Wölkchen der Schrapnellgeschosse tanzten nur so um den Apparat herum, aber leider ohne Erfolg. Das war das Abschiedsständchen, das Lowicz uns brachte.

Jetzt sitzen wir schon seit einigen Stunden im Zuge, aber unsere Gedanken schweifen noch zurück in das Vergangene. Draußen ist es dunkel geworden und siehe, der Mond blickt oben zu mir herein, der stille Kamerad meiner durchwachten Nächte . . . .



Schwemme bei Baccarat an der Meurthe. Phot. Hoffmann.

Die Miesmacher. Plauderei des Meergreises.

Ich bin nun wirklich ein alter Meergreis geworden. Manch jüngerer Daheimleser kennt mich gar nicht. Aber von den älteren, das weiß ich, bewahrt mir so mancher in einem Eckchen seines Herzens ein freundliches Andenken.

Als ich vor länger als einem Vierteljahrhundert zum erstenmal als „Meergreis" im Daheim auftrat, habe ich eigentlich einen kleinen Betrug ausgeübt. Ich war nämlich noch gar nicht so alt, wie Meergreise sein sollen. Es war eine Maske, in die ich mich hüllte, um mancherlei aussprechen zu können, was man dem jüngeren Mann nicht verziehen hätte. Aber nun — nun stehe ich wirklich hart an der Grenze des Greisenalters, hab' sie schon halbwegs überschritten. Im schweren letzten Jahre hab' ich das schmerzlich empfunden. Nicht nur das Alter, sondern die Last der Jahre, die schwankende Gesundheit, das kranke Herz, das nicht mehr seine Pflicht und Schuldigkeit tun will. Wär's anders, so säße ich nicht hier am Schreibtisch, sondern stünde draußen, wo alle meine Liebsten sind, in des Kaisers feldgrauem Ehrenkleide.

Eine schwere Zeit — eine herrliche Zeit! Ein großes, freies Aufatmen, ein im Wollen und in der Tat neu geeintes, über alles Kleine, über alle inneren Kämpfe erhabenes Volk: unser deutsches Volk!

Unsere geliebten tapferen Jungen im Felde, siegreich im Angriff, getreu ausharrend in hartnäckigster Verteidigung, allen Anstrengungen trotzend. Und doch auch wir daheim, in aller Bescheidenheit gesagt, sittlich erstarkt, fest entschlossen, durchzuhalten bis zum Äußersten; die großen Schmerzen, die uns der Trauerflor bringt, überwindend, der kleinen Entbehrungen lachend. Das alles gegen eine Welt von Feinden, die uns diesen ungerechtesten aller Kriege aufzwang. Und dazu, endlich einmal wieder, das kraftvolle Erwachen des monarchischen Gefühls in der Verehrung, der Liebe, der Erkenntnis unseres kaiserlichen Herrn!

Friedrich Schiller, der oft Verkannte, hatte doch recht: „Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen — doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie..."

Wir alle vertrauen auf Gott, daß wir siegen. Wir wissen, daß wir siegen müssen, daß es um Sein oder Nichtsein geht. Wir wissen, daß wir siegen werden. Nie lebte in einem kämpfenden Volk ein gleiches Vertrauen!

Und dennoch —

Es leben unter uns die „Miesmacher"; also genannt nach einem jüdischen Ausdruck von seltsam zutreffendem Wortklang. Wirklich: schon der Wortklang sagt uns, mit welcher Art Leute wir es zu tun haben.

Nicht, daß sie schlecht wären. Nicht einmal, daß sie feige wären. Es sind zum Teil sonst ganz verständige Männer, mit denen sich über alles mögliche reden läßt. Bis dann jedes Gespräch plötzlich in einen Mißton ausklingt. „Unsere Verluste! Ich sprach neulich mit einem Vetter, der hat einen Verwandten im Generalstab. Was der erzählt..."

Der Verwandte, der Bekannte im Generalstab, ist typisch geworden für das Gewäsch und Geklatsch. Unsere armen Generalstäbler — was sie sich nachsagen lassen müssen! Sie, die in Moltkescher Schweigerschule erzogen wurden!

Der Miesmacher tuschelt grundsätzlich. Aber er tuschelt so, daß ein halber Wagen der elektrischen Bahn ihn verstehen muß. „Hindenburg hat gesagt, daß die Russen... Ludendorff meint..." — „Sie können mir schon glauben, ich hab' es aus bester Quelle."

„Sie lesen wahrscheinlich immer nur unsere Zeitungen. Aber lesen Sie neutrale, lesen Sie Schweizer Blätter... da finden Sie die Originaltelegramme aus Petersburg. Das klingt ganz anders..."

„Ich habe sichere Nachrichten aus der Türkei. Meine Nichte X hat nämlich eine Tante Y, die mit einem Griechen verheiratet ist. Der schreibt aus Athen... Ja, die Dardanellen... man munkelt von einem ungeheuren Landungskorps, lauter französische und englische Elitetruppen..."

Oder er rechnet; im Rechnen ist der Miesmacher groß. „Unsere Unterseeboote — alle Achtung. Tollkühn. Aber" — in den Abers ist er groß — „aber der Erfolg? Der pooositive Erfolg! Rechnen Sie nur nach: in der vorigen Woche acht Schiffe torpediert... aaacht... und nach den Reuter-Meldungen sind 1234 Schiffe in den britischen Häfen ein- und ausgelaufen. Aaaacht und 1234..."

Man wagt zu lächeln: „Reuter, der lügt sich viel zusammen."

„Ja — freilich! Aaber er bringt doch auch die vooffiziellen Daten der Admiralität."

„Die lügt erst recht."

Worauf er ein zu einem Drittel erstauntes, zum andern Drittel zweifelndes, zum letzten Drittel überlegenes Gesicht macht: „Glauben Sie das wirklich?!"

Zu seinen besonders lieben Erörterungen gehören die Kriegsziele, der Siegerpreis. Gewöhnlich hebt er aus: „Unsre Feldgrauen, bewundernswert. Aaber wir stehen schon acht Monate in den Schützengräben und kommen nicht vorwärts —"

Man wirft ein: „Jawohl, in Feindesland. Im Osten und im Westen!"

„Sehr richtig! Aaber verlassen Sie sich darauf: wir bekommen kein Schnipsel von Rußland. Und keinen Stein von Belgien! Und selbst wenn wir siegen sollten: wer soll uns eine Kriegsentschädigung zahlen?"

Gewiß: es sind ihrer nicht viele, die Miesmacher. Aber es sind ihrer zu viele, viel zu viele! Und man täusche sich nicht: es gibt ihrer in allen Schichten der Bevölkerung. Der alte Offizier fehlt nicht in ihren Reihen, der bei allem Stolz auf unsre Feldgrauen immer ganz ungerechtfertigte, unzutreffende Vergleiche mit seinem Krieg von 1870 zieht und es nicht recht begreifen will, daß wir unter ganz anderen Verhältnissen ringen und kämpfen als damals; der Landwirt gesellt sich ihm zu, dem die Notlage seines Berufs, der Mangel an Arbeitskräften, der Mangel an Futterstoffen und manches andere auf die sonst so guten Nerven fielen; der Kaufmann, der erklärlicherweise besonders eifrig nach Nachrichten ausspäht und jede Schwankung der Valuta bedenklich verfolgt, insoweit er nicht an den gewinnbringenden Kriegslieferungen beteiligt ist. Auf so manchen färbt, glaube ich bemerkt zu haben, der alte Respekt vor Englands Kapitalmacht und Seeherrschaft noch immer ab. Das ist eigentlich ein Kapitel für sich. Daß wir mit Frankreich längst fertig wären, wenn wir es mit ihm allein zu tun gehabt hätten, sieht selbst die schwächlichste Seele ein; daß wir die berühmte russische Dampfwalze nicht zu fürchten haben, ist so ziemlich in jedermanns Bewußtsein eingegangen. Aber England... das unüberwindliche England...

Wenn er auf England zu sprechen kommt, legt Herr Miesmacher sein Sorgengesicht in tiefste Falten: „Ich bin wirklich kein Schwarzseher. Aber wie das nur enden soll? Selbst wenn wir auf dem Festland zu einem guten Frieden gelangen, England kann den Krieg ein Jahrzehnt weiterführen." Das heißt: er sagt nur ungern England, er spricht mit Vorliebe von Großbritannien. „Großbritannien ist ein unüberwindlicher Gegner. An Großbritannien ist selbst der gewaltige Napoleon gescheitert..."

Gewiß, ich wiederhole es, es sind ihrer nicht viele, die Miesmacher. Aber es sind ihrer zu viele. Und sie bedeuten eine Gefahr, die bekämpft werden muß. Denn ihre, gelinde ausgedrückt, melancholischen Betrachtungen und Erwägungen wirken wie eine ansteckende Krankheit. Bazillenträger sind sie. Ihr Zustand ist pathologisch, sie sind seelisch nicht recht normal. Oft wissen sie ja selber nicht, was sie tun und schaden. Die Salbadereien, die sie ausstreuen, aber wirken wie schleichendes Gift.

Mit sachlicher Widerlegung ist nicht gegen sie aufzukommen; sie hören nur mit halbem Ohre zu, sie haben im besten Falle ihr geliebtes „Freilich... gewiß... aaber..." und fangen ihre Litanei von neuem an. Aus der Mücke machen sie einen Elefanten. Den Kampf um ein paar Meter Schützengraben bauschen sie auf, wie Joffre in seinen Tagesberichten; irgendein kleines Gefecht am Narew oder Bobr malen sie zur großen Schlacht aus, in der Hindenburg „leider" nur ein paar hundert Gefangene machte. Jedes Gekrisel am Balkan schauen sie wie eine Katastrophe an. Die Zeppeline sind ihnen nicht tätig genug. Daß, wo gehobelt wird, Späne fallen, können sie nicht begreifen.

Ich alter Meergreis habe aber doch eine Waffe gegen sie gefunden, die allerdings nicht nach jedermanns Geschmack ist. Ich werde ihnen grob, sacksiedegrob. Ich sage ihnen unverhohlen, daß sie mich mit ihren Unkenrufen, zu denen nicht die geringste Veranlassung vorliegt, zufrieden lassen sollen; daß ich nichts von ihnen hören will; daß ich wünschte, man könnte sie in einen Schützengraben stellen, mitten unter unsre wackeren, siegeszuversichtlichen Feldgrauen, auf Rufnähe dem Feinde gegenüber, damit sie endlich einmal einsehen lernten, was Krieg und Gefahr heißt! Und dann weise ich sie auf unsre Frauen hin. Denn das ist das Merkwürdige, ist das Traurige und anderseits das Schöne: ich habe nur Miesmacher-Männer kennen gelernt, aber nicht eine Frau, die den Kopf hängen ließe und die Unglücksprophetin spielte. Wir Alten haben in den letzten Jahrzehnten wohl manchmal über unsre Frauen und Mädchen gescholten, über so manche Oberflächlichkeit, über so manche Modetorheit und manche Fremdtümelei. Heut wissen wir und dürfen glücklich darüber sein: aufrechten Hauptes und stolz auf des Vaterlands Größe schreiten unsre Frauen — und grad' auch die am schwersten Geprüften, die das tiefste Herzeleid tragen — durch diese Zeit! Sie zweifeln nicht, sie zagen nicht, sie haben das gläubige Vertrauen, das uns allen ziemte: das Vertrauen auf Gott und auf unsre Helden, ihre Söhne, ihre Brüder, ihre Männer und Enkel!

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

23. April: Nördlich Ypern drangen wir in 9 km Breite bis auf die Höhen südlich Pilkem vor; bei Steenstraate und Het Sas wurde der Yprenkanal überschritten; 2400 Franzosen und Engländer gefangen, 30 Geschütze erobert. — Östlich des Uzsoker Passes starker russischer Stützpunkt erobert.

24. April: Lizerne westlich des Ypernkanals erstürmt. — Nachtangriffe der Russen entlang der Turkaer Straße in den Karpathen scheiterten unter großen Verlusten des Gegners.

52. April: Östlich Ypern wurden die Orte St. Julien und Kersselaere erstürmt; 1000 Engländer gefangen. Auf den Maashöhen südwestlich Combres schwere Niederlage der Franzosen; 1600 Gefangene. — Die Russen wurden in den Karpathen aus der seit Monaten zähe verteidigten Stellung beiderseits des Orawatales geworfen.

26. April: Alle Angriffe auf unsere Stellungen an beiden Ufern des Ypernkanals zurückgewiesen. Auf den Maashöhen mehrere Bergrücken bis zur Höhe westlich von Les Eparges erstürmt. In den Vogesen wurde der Hartmannsweilerkopf wieder erobert; 750 Gefangene. — In den Karpathen südöstlich Koziowa russischer Stützpunkt erobert; Angriffe auf die Höhe Ostry zurückgeschlagen.

27. April: Landungstruppen der Engländer und Franzosen bei den Dardanellen an drei Stellen verlustreich zurückgeschlagen. — Der französische Kreuzer »Léon Gambetta« bei Kap Santa Maria di Leuca von einem österreichischen Unterseeboot vernichtet. — Feindliche Angriffe in Flandern, im Argonner Walde, bei Combres und am Hartmannsweilerkopf scheiterten.

28. April: Englische Angriffe bei Ypern blutig zurückgewiesen. — Bei Le Mesnil wurde von uns eine französische Befestigungsgruppe erstürmt; 4 Maschinengewehre und 13 Minenwerfer erbeutet. Nachtangriffe im Priesterwalde verlustreich abgeschlagen. — Bei Suwalki 20 km russische Stellung erobert. — Alle neuen Angriffe in den Dardanellen zurückgeschlagen.

29. April: Französische Angriffe bei Le Mesnil abgeschlagen, ebenso der Ansturm von Franzosen, Algeriern und Engländern gegen unsere Stellungen bei Ypern.

30. April: Die Festung Dünkirchen wird von uns mit weittragenden schweren Geschützen beschossen. Angriffe gegen Steenstraate und Het Sas abgeschlagen. Bei den Kämpfen um die von uns eroberten Maashöhen machten wir 43 Offiziere und 4000 Mann zu Gefangenen. — Vorstoß im nordwestlichen Rußland; die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau bei Szawle erreicht. — Neue Landungsversuche der Engländer und Franzosen bei den Dardanellen verlustreich zurückgeschlagen.

1. Mai: Die Russen bei Szawle geschlagen; sie fliehen in Richtung auf Mitau. In den Karpathen wurden heftige Angriffe der Russen zwischen Orawa und Oportal verlustreich abgewiesen.

2. Mai: Engländer und Franzosen greifen am Ypernkanal heftig an, werden aber blutig zurückgewiesen. Ebenso die Franzosen im Priesterwalde. — Im nordwestlichen Rußland erreichen unsere Truppen in Verfolgung der flüchtenden Russen die Gegend südwestlich Mitau.

3. Mai Großer Sieg der verbündeten deutschen und österreich-ungarischen Truppen über die Russen bei Gorlice in Westgalizien. Nach erbitterten Kämpfen wurde die ganze russische Front von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt. — Vergebliche Angriffe der Franzosen am Hartmannsweilerkopf. — 4000 auf Riga flüchtende Russen gefangen. — Das englische Kanonenboot »Columbia« und der Torpedobootszerstörer »Recruit« durch Unterseeboote vernichtet; zwei deutsche Vorpostenboote gesunken.

4. Mai: Fünf seit Monaten heiß umstrittene Orte bei Ypern erobert. — Russische Angriffe bei Kalwarja und Augustow abgeschlagen. — In Westgalizien bis jetzt 30000 flüchtende Russen gefangen, 22 Geschütze und 64 Maschinengewehre erbeutet. — Ein englisches Unterseeboot durch Bomben eines Zeppelins zum Sinken gebracht.

5. Mai: Mit schwersten Verlusten weichen die Engländer weiter in Richtung auf den hart östlich von Ypern gelegenen Brückenkopf zurück. — Angriffe der Franzosen nordwestlich Pont-à-Mousson zusammengebrochen. Im Walde von Ailly nahmen wir 10 Offiziere und 750 Mann gefangen. — Russische Angriffe auf Rossienie, bei Kalwarja sowie nordöstlich von Suwalki und östlich von Augustow gescheitert.

Französische und deutsche Offensive im April.

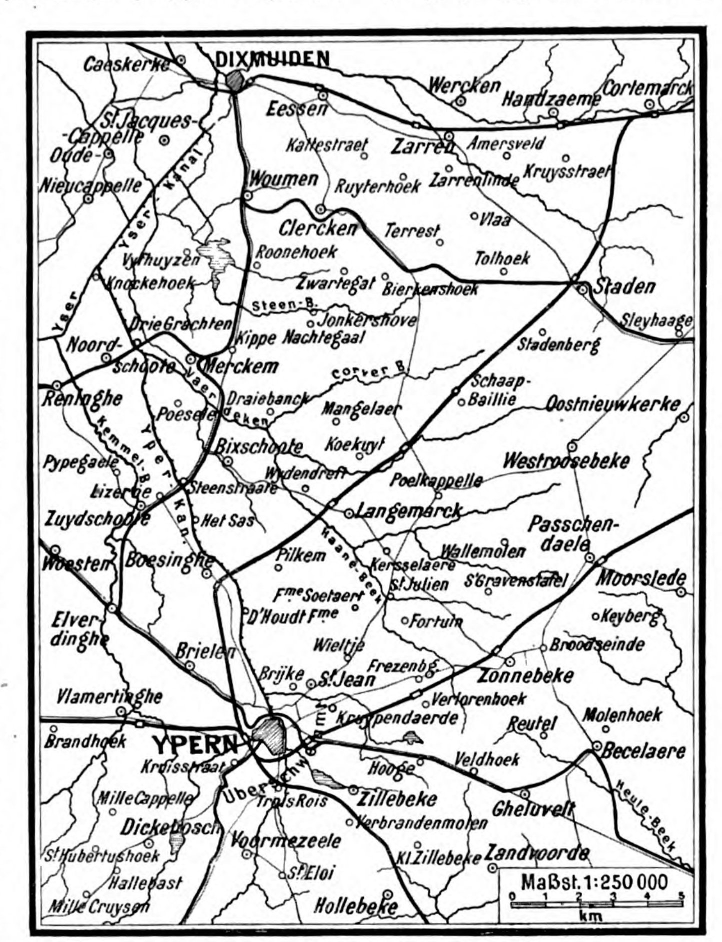
„Wir rückten leicht vor" — das ist seit Monaten die immer wiederkehrende Redensart in den französischen Schlachtberichten, und wenn man dies tägliche „leichte Vorrücken" zusammenzählt, müßten die französischen Heere längst mitten in Deutschland stehen. „Wir rückten leicht vor" und „wir machten Gefangene", das ist die Formel, mit der Joffre, der Generalissimus, sich und die Franzosen beruhigen will, mit der er den Anschein zu erwecken versucht, daß eine seit langem mit vollen Backen in die Welt hinausposaunte Offensive glücklich und verheißungsvoll fortschreitet. Die deutschen Erfolge und Berichte aber strafen tagtäglich dies „leichte Vorrücken" Lügen. Unsere erste Antwort auf die ruhmredige Drohung mit einer allgemeinen französischen Offensive, die in gewaltigem Ansturm unsere Truppen aus dem besetzten Gebiet und über die Grenze jagen werde, war die Schlacht bei Soissons, über die Professor Wegener weiterhin berichtet in der wir die Franzosen über die Aisne trieben und ihnen ungeheure Verluste zufügten. Seitdem tasteten sie unsere Stellungen ab, wo sie unsere Linien durchbrechen könnten, und wählten für ihre Vorstöße das Woëvre, das Land zwischen Maas und Mosel. — Bereits vor Ostern war zu erkennen, daß die Franzosen zu einer neuen großen Unterneh-



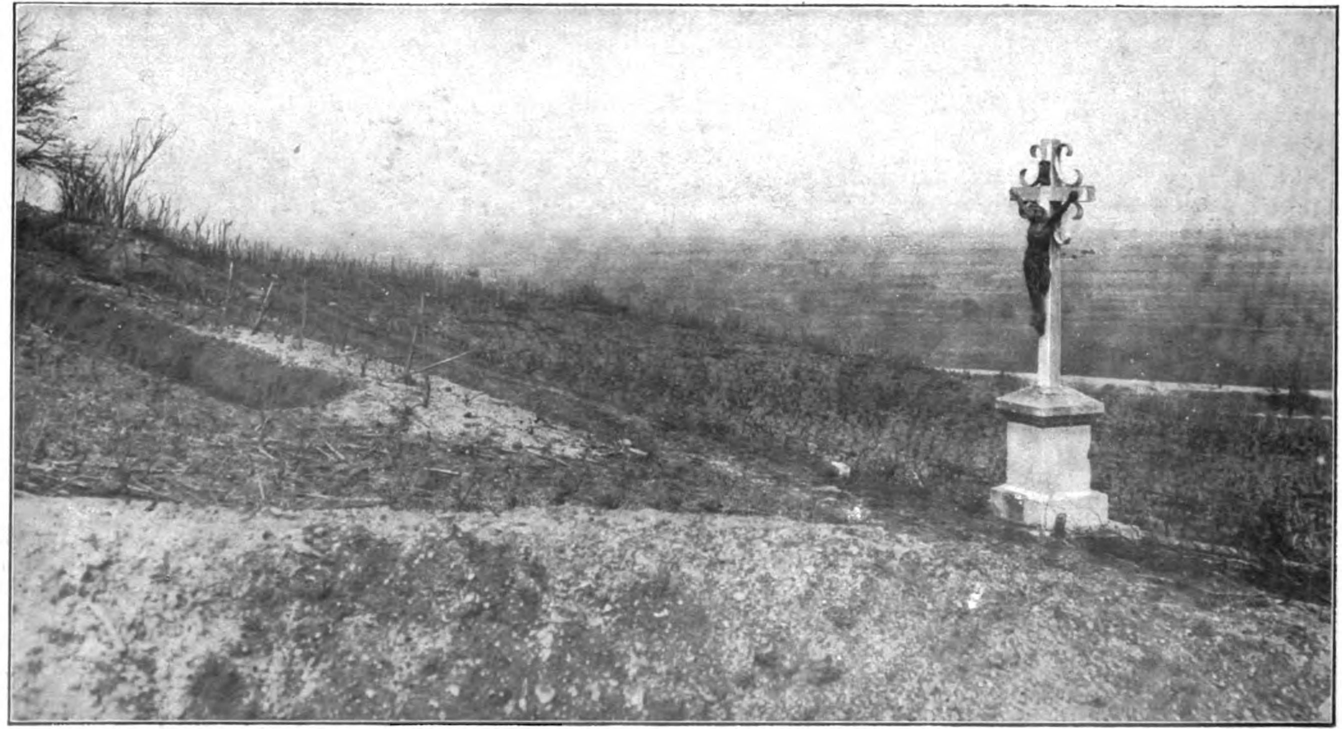
Blick auf die Höhe von Combres. Leipziger Presse-Büro phot.

mung gegen die von unsern Truppen befestigten Maashöhen, die Côtes Lorraines, schreiten würden. Wie aussichtslos ein bloßer Frontalangriff sein würde, hatten die Erfahrungen des Winters gezeigt. Der neue Versuch wurde deshalb gegen **beide Flanken** der deutschen Kräfte zwischen Mosel und Maas unternommen, eine neue Armee hierfür — wie Gefangene aussagten — gebildet. Nach den ersten vorsichtigen Versuchen, den gleichzeitig von unseren Fliegern beobachteten Verschiebungen hinter der französischen Front, den einleitenden Infanteriekämpfen im Priesterwalde und westlich davon, erfolgte am 3. April eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie im Norden bei dem vielumstrittenen Combres und auf der Südfront zwischen Mosel und Maas. — Am Ostermontag, dem 5. April, begann der eigentliche Angriff der Franzosen, auf der Südfront zunächst nördlich von Toul, dann auch im Priesterwalde, gleichzeitig am Nordflügel südlich der Orne sowie zwischen Les Eparges und Combres. Erfolg war den Franzosen nirgends beschieden. Wo kleine Trupps an einzelnen Stellen bis an die deutschen Gräben oder selbst in sie hineingelangten, wurden sie überall wieder hinausgeworfen.

Alle Versuche, die sie bis in die dritte Woche des April wiederholt machten, die wichtige Combres-Höhe zu gewinnen, scheiterten unter furchtbaren Verlusten für den Feind, und am 23. April brach das an diesem Teil unserer Front mit großen Hoffnungen unternommene Experiment unter unserm Angriff völlig zusammen. Wir durchbrachen in **einem** Ansturm mehrere hintereinander liegende französische Linien; 1600 Mann und 17 Geschütze blieben in unserer Hand. Und Joffre mag weiter berichten: Wir rückten leicht vor. Die eherne deutsche Mauer wurde in keiner Weise erschüttert. Im Zusammenhang mit den verzweifelten Anstrengungen der Franzosen stand die Offensive der Engländer bei Neuve Chapelle in Flandern, wo es ihnen zwar gelang, uns den Ort selbst zu entreißen, aber unter Opfern, die zu dem winzigen Gewinn an Gelände, das ohnehin selbst nach dem Urteil der englischen Militärkritiker keinen strategischen Wert hat, in durchaus keinem Verhältnis standen. Die englische Presse hat die eigenen Führer deshalb aufs heftigste angegriffen und über ihre Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit gehöhnt. Als Antwort auf den Kampf bei Neuve Chapelle erfolgte nun Ende April überraschend und mit einem Erfolg, der die Engländer verblüffte und erschreckte, unser Vorstoß um Ypern, der uns den langersehnten Übergang über den Yperkanal bei Steenstraate und Het Sas brachte, dazu den Besitz von Langemarck, Pilkem und Lizerne, das, nachdem die Engländer es völlig zusammengeschossen hatten, freiwillig wieder geräumt wurde. Nicht weniger als 5000 Gefangene und 63 Geschütze, darunter vier schwere englische, fielen bisher in unsere Hand, eine Beute, die unverhältnismäßig viel mehr bedeutet, als wäre sie im Osten im Kampfe gegen die Russen gemacht worden. Diesem am 23. April errungenen bedeutungsvollen Siege, der mit großer Umsicht und zu weittragender Wirkung vorbereitet ward, folgten am andern Tage weitere erfolgreiche Angriffe, in denen wir die Orte St. Julien und Kerßelaere, sowie die Ferme Solaert südwestlich von St. Julien erstürmten. Der Gegenangriff wurde in den nächsten Tagen unter den schwersten Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Die Engländer, schnell mit Bemäntelungen ihrer Niederlage bereit, schieben die Schuld den Stickgasen zu, die wir angewendet haben, und entrüsten sich in ihrer elenden Heuchelei über die völkerrechtswidrige neue Kampfesart der Deutschen, schlagen ihre frommen Augen zum



Karte zu unsern siegreichen Kämpfen bei Ypern.



Blick auf die Woëvre-Ebene. Leipziger Presse-Büro phot.



Französischer Schützengraben in Flandern

General French mit Offizieren seines Stabes.

Englische Artillerie bringt ein Geschütz in Gefechtsstellung.

Englische Infanterie in Schützenlinie.

Englische Infanterie im Feuer.

Gefechtsbilder aus der Reihe unserer Feinde bei Ypern.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft und Gebr. Haeckel.



Schweres englisches Geschütz in Gefechtsstellung. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Himmel auf, als ob sie selbst durch die vorher von ihnen angewandten Stinkbomben uns nicht zu gleichen Maßregeln herausgefordert hätten. Ein furchtbarer Krieg — aber nicht durch unsere Schuld! Wie er selbst, so ward uns auch die Kampfesart aufgezwungen. Es hilft um Deutschlands willen nichts: Auf jeden Schelmen anderthalbe. Den Engländern werden noch die Augen übergehen. Mit der Nachricht über den Sieg bei Ypern kommt die Botschaft von dem Untergang des französischen Kreuzers „Leon Gambetta", den ein österreichisches Unterseeboot torpedierte, und die siegreiche Abwehr der englisch-französischen Landungsarmee bei den Dardanellen. Vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich. Es wird Frühling.



Englische Infanterie auf dem Marsch. Phot. Gebr. Haeckel.



Blick auf Ypern nach der Beschießung. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Japan und Amerika. Von Dr. Paul Ostwald.

Es ist eine Ironie der weltgeschichtlichen Entwicklung, daß die Vereinigten Staaten von Amerika gerade Japan als ihren gefährlichsten Gegner haben kennen lernen müssen. Waren es doch die Amerikaner, die durch ihr Geschwader unter Perry 1854 Japan mit Gewalt dazu zwangen, seine Abgeschlossenheit aufzugeben und aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten. Kaum ist nun ein halbes Jahrhundert seit der Erschließung Japans durch die Amerikaner vergangen, da muß Amerika wie kein anderer Staat mit abendländischer Kultur zittern vor der gelben Gefahr. Wird Europa zunächst nur mittelbar, d. h. in seinen Kolonien, von dem Ehrgeiz der Japaner betroffen, die unter ihrer Führung die Mongolen zum Herrn im Stillen Ozean und in Ostasien machen wollen, so ist Amerika dieser Gefahr in einer weit schlimmeren Weise ausgeliefert. Es muß sich wehren in seinem eigenen Lande, es muß aber auch kämpfen um seine Seegeltung und sein Haupthandelsgebiet.

Große Gefahren drohen Amerika durch die japanische Einwanderung. Japan hat eine stetige Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen, und da das gebirgige Inselgebiet keinen Bevölkerungszuwachs in der Landwirtschaft aufnehmen kann, da anderseits die Industrie noch nicht stark genug entwickelt ist, um den Überschuß der Bevölkerung für sich zu verwerten, so hat die japanische Auswanderung in den letzten Jahren ganz bedeutend zugenommen. Selbstverständlich wurde auch Amerika davon betroffen. Die Abneigung gegen die Gelben ist aber wohl nirgends so stark als in den englischen Dominien und in Amerika. Gerade weil dort die Gefahr am größten ist, von den Mongolen überrannt zu werden, darum ist dort auch das Gefühl der Zugehörigkeit zur weißen Rasse und ihrer Kultur am schärfsten ausgeprägt. Sind doch diese reisessenden Gelben mit dem geringsten Lohn und mit der schlechtesten Behandlung zufrieden. Sie legen selbst da noch Spargroschen zurück, die sie in die Heimat senden, wo die Weißen unter den gleichen Bedingungen verhungern würden! Um nun einer solchen Lohndrückerei durch die Japaner vorzubeugen, hat Amerika schon seit langem dem japanischen Arbeiter die Einwanderung verboten. Aber auch als Geschäftsleute, als Bauern werden die Japaner ungern in Amerika gesehen, und der Washingtoner Kongreß faßte deshalb auch im Jahre 1912 den Beschluß, daß Japaner, Chinesen, Hindus unter allen Umständen von der Einwanderung ausgeschlossen sein sollten. Nur dem Staatssekretär Bryan, der in diesem Beschluß den Anlaß eines allzu ernsten Konflikts zwischen Washington und Tokio sah, haben es die Japaner zu danken, daß das endgültig angenommene Gesetz sich nur gegen Chinesen und Hindus richtet. Aber dieses Gesetz genügt den Amerikanern nicht, und ihre Forderungen gehen auf folgendes hinaus:

1. Japan muß eine Massenauswanderung seiner Staatsangehörigen verhindern und dafür sorgen, daß die amerikanischen Weststaaten weder gesellschaftlich noch wirtschaftlich oder politisch durch die japanische Einwanderung beunruhigt werden.

2. Jeder Japaner, der einen Schein der japanischen Regierung beibringt, wonach diese sich damit einverstanden erklärt, daß er durch Naturalisation seine japanische Staatsangehörigkeit verliert, hat das Recht, in die Vereinigten Staaten einzuwandern, Bürger zu werden oder Grundeigentum zu erwerben.

3. Die Vereinigten Staaten dürfen jeden Japaner ausschließen und nach Japan zurückschicken, der keinen solchen Schein nachweist. Sie wollen aber jedem schon in Amerika befindlichen Japaner behilflich sein, solchen Schein zu erlangen.

Ob diese Forderungen von der Washingtoner Regierung jemals wirklich durchgeführt werden, erscheint vorläufig zum mindesten recht zweifelhaft. Der Dollar und die Angst vor Verlusten durch einen Krieg regieren in Amerika, wie uns die letzten Kriegsmonate es deutlich genug gezeigt haben. Die amerikanischen Staatsmänner werden sich hüten, diese heikle Einwanderungsfrage zu berühren, denn Japan würde sich niemals herbeilassen, einen solchen Vertrag zu unterzeichnen. Immer wieder betonen die Japaner, daß sie nicht zu den Mongolen gehören, daß sie nicht mit den Chinesen gleichzustellen seien. Allerdings mit nicht allzu großer Berechtigung, denn sie sind ein Mischvolk aus Mongolen, Paläo-Asiaten und Malaien. Auch daß sie ein Kulturvolk sind, daß sie also genau wie die andern Kulturnationen zu behandeln sind, wird von ihnen den Amerikanern gegenüber immer angeführt. Unter keinen Umständen würden sich die Japaner herbeilassen, auf Forderungen einzugehen, die ihnen eine andere Behandlung zuteil werden ließen, als den übrigen Nationen.

Seitdem um 1850 die Vereinigten Staaten von Amerika auch an der Küste des Stillen Ozeans festen Fuß gefaßt hatten und nun von dem einen Ozean bis zum andern reichten, haben die Amerikaner gerade den Stillen Ozean als ihr Gebiet für den Handel angesehen. Das zeigt schon die Fahrt Perrys 1854 nach Japan, der es zu Handelsverträgen zwang. Diese Stellung im Stillen Ozean zu befestigen, haben die Vereinigten Staaten seither sich immer bemüht, und zwar mit um so größerem Eifer, als sie durch den Bürgerkrieg jede Bedeutung auf dem Atlantischen Ozean verloren. Hawai, Midway, Wake-Island, Guam, die Philippinen sind in ihrem Besitz und bilden die Pfeiler einer Brücke von San Franzisko nach dem südlichen Ostasien. Im Norden sind sie durch Alaska und die Aleuten in die engste Berührung mit dem asiatischen Festlande gekommen. Auch der Panamakanal soll der Stärkung des amerikanischen Handels im Stillen Ozean und in Ostasien dienen. In China hat sich ja denn auch Amerika von vornherein wirtschaftlich einen der ersten Plätze zu sichern gewußt, und immer wieder ist es mit neuen kapitalistischen Eroberungsplänen hier hervorgetreten. So ist Pierpont Morgan und seinen Genossen erlaubt worden, durch die Westmandschurei eine Bahn von Niutschwang nach Saigun am mittleren Amur zu bauen. Der Ölkönig Rockfeller hat für seine Standard Oil Co. alle Naphthafelder in Tschili und Schansi erworben.

Diese Stellung Amerikas im Gebiete des Stillen Ozeans und sein immer wachsender Einfluß in China waren nun selbstverständlich eine große Sorge Japans. Es fürchtete seit langem nichts weniger, als daß Amerika und China ein Bündnis eingehen und Japan so in militärischer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht in die Mitte nehmen würden. Man glaubte, wie die Tokioer Zeitung, die „Jiji“, am 22. Mai 1914 es meldete, daß Amerika den Hafen von Mamoi, der gegenüber von Formosa liegt, zu einem Kriegshafen ausbauen würde, obwohl nach einem Vertrage zwischen Japan und China gerade das Gebiet, in dem Mamoi liegt, an keine andere Macht von China abgetreten werden darf. Doch bei dem Entgegenkommen, das Amerika schon länger gerade China bezeigt hatte, indem es z. B. die Entsendung chinesischer Studenten nach Amerika förderte und die gezahlte Entschädigung aus dem Boxerkrieg wieder vergütete, und bei der Macht des Dollars war die Befürchtung vielleicht nicht von der Hand zu weisen, daß China Japan gegenüber vertragsbrüchig werden könnte. Damit wäre die Stellung Amerikas auf den Philippinen und in China bedeutend gefestigt worden.

Japan lebte so in steter Besorgnis vor der wirtschaftlichen wie politischen Ausdehnung Amerikas. Da kam der Weltkrieg, der Japan mit einem Schlage fast volle Bewegungsfreiheit verschaffte, denn alle in Ostasien interessierten Mächte Europas waren festgelegt, und Amerika allein brauchte Japan nicht zu fürchten. Japan wußte schon immer, daß die Vereinigten Staaten wohl Kapital, aber kein scharfes Schwert besitzen. Amerika verfügt über kein Heer, über keine Flotte, die imstande wären, den Truppen und den Schiffen Japans energischen Widerstand zu leisten. Es wäre Japan schon recht, wenn es zu einem Kriege jetzt käme, wo bei der mangelhaften Rüstung der Vereinigten Staaten der Ausgang des Kampfes um den Stillen Ozean nicht zweifelhaft sein kann. Weil aber Japan nun Amerika so wenig fürchtet und seinem bereiten Schwerte vertrauen kann, darum hat es auch zugegriffen in China und im Stillen Ozean, unbekümmert um die Einsprüche aus Washington. Der politischen Machtstellung Amerikas im Stillen Ozean hat Japan dadurch einen heftigen Stoß versetzt, daß es einen großen Teil der deutschen Südseekolonien für sich erworben und damit nun die Philippinen umklammert hat. In China hält es durch Port Arthur und Kiautschou jetzt Peking mit den Provinzen Tschili und Schantung und dazu die Mandschurei wie in einer Zange fest, und gerade dort liegen die Naphthaquellen Rockfellers und die Bahnen Morgans. Alle Forderungen, die Japan in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht an China gestellt hat, sind noch nicht bekannt, aber soviel ist sicher, daß Japan das Reich der Mitte in völlige Abhängigkeit bringen wird. Das ostasiatische Inselreich will der Herr im Stillen Ozean und in Ostasien werden. Asien den Asiaten, und zwar unter Japans Führung, das ist seit dem chinesisch-japanischen Krieg die Losung, und wenn 1913 Theodore Roosevelt erklärte: „Die künftige Herrschaft über den Pazifischen Meeren gehört der Union,“ so antwortete der japanische Admiral Satori Kato darauf: „Ob erlaubt oder unerlaubt, Japans unweigerliches Streben ist es, Herr des Stillen Ozeans zu sein.“

England trifft der Vorwurf, daß es durch diesen gegen Deutschland angezettelten Weltkrieg die abendländische Kultur in Ostasien wie im Gebiete des Stillen Ozeans der gelben Rasse ausgeliefert hat. Aber auch Amerika hat eine große Schuld auf sich geladen. Um des augenblicklichen Vorteils willen, um des guten Geschäftes willen liefert es Waffen und Munition an Deutschlands Gegner, doch an seine eigene Rüstung Japan gegenüber denkt es nicht. Wie England, so übt auch Amerika Verrat an der weißen Rasse.

Dinge am Kriegsrand. VIII. Von Georg Queri (Lothringen).

Ein schönes Schloß auf der Hochebene des Woëvre. In einigen Monaten haben unsere Leute fast den ganzen Schmutz und Wust weggeräumt, in dem entweder der Schloßherr zu leben liebte, oder den die Soldaten seines Landes zurückließen, als sie dieses Quartier vor unseren Bajonetten räumen mußten. Als ich in den breiten Schloßhof kam, schleppte man eben ein riesiges altes Bronzegeschütz vom Fort Camp des Romains heran, und ein paar französische Gefangene, die als Wasserträger Dienste zu leisten hatten, setzten ihre Lasten ab und sahen dem Transport bekümmert zu.

Ein wunderbarer Herbsttag. Die Luft war klar und ließ die Côte Lorraine plastisch aus der Ebene steigen. Ein beinahe friedliches Bild — aber die Geschütze brüllten in der Runde. Und am Saum des Schloßparkes eine Gräberreihe dicht neben einem aufgelassenen Schützengraben. Deutsche und Franzosen ruhen hier vereint vom Krieg aus, friedlich nebeneinander, wie sie der Tod antraf. Einfache Holzkreuze, manchmal Sandsteinurnen, von weit hergeschleppt. Auf einem der Holzkreuze ein Zeitungsausschnitt: eine Todesanzeige, aus einem Nürnberger Blatt. Ein Soldat erzählt mir: „Der da liegt, den hat sein Bruder selbst eingraben. Der is grad frisch ankommen, da hat er ihn liegen sehn und hat die Arbeit selbst machen wollen. Und is todmüd gwesen, aber dem Bruder hat er doch selbst die letzte Ehr geben wolln."

In der Mitte des Obstgartens unter einem Birnbaum frischgehäufelte Erde. Ein Grab? „Ein Franktireur," sagt der Soldat. Und dann seh' ich mir den Birnbaum neben dem Grabe genauer an: auf dreiviertelmannshöhe Einschuß und Ausschuß — nur das Geschoß eines Militärgewehres konnte den starken Stamm durchschlagen. Der Mann, der hier erschossen wurde, hatte sich dieses Grab neben seiner Richtstätte wohl selbst gegraben ... Kriegsbrauch: und der Kriegsbrauch muß ruchbar werden in feindseligen Orten rings umher. Nur dann verstecken die Bauern ihre Waffen und ihren Haß und lassen die Hände vom Messer.

Ich verließ den Garten. Ein Bayer sprach mich an: „Ham S' die Gräber gsehng? Eins is in der Mittn vom Gartn, den ham sie net bei die andern eingrabn: der hat fein auf an Postn geschoßn. Der is an Franktirehr gwesn und is aber abgfangen worn und vorgführt. Und da gibts nur die Todesstraf auf die Franktirehr, und der Postn hat ihn selber erschießen dürfn."

Und hat ihn selber erschießen dürfen ... ein alter Rachebegriff wird zum neuen Kriegsbrauch.

⌘ ⌘ ⌘

Die Mutte läutet! Während ich in meinem Metzer Standquartier meine Feldnotizen ins reine schreibe, schlägt der Hammer im langsamsten Takte an eine der ältesten Glocken des deutschen Landes: an die „Mutte", die im höchsten Turm der Metzer Kathedrale hängt. Schon seit dem Jahre 1381. Und wenn sie auch im Lauf der Jahrhunderte einige Male umgegossen werden mußte, so ist und bleibt sie doch die alte „Aufmährerin", die das Volk von und um Metz auf gewichtige Ereignisse aufmerksam macht. (Mutte von muter, aufrührerisch machen.) Wenn sie in Friedenszeiten nur beim Kaiserbesuch angeschlagen wurde, so dient sie im Krieg dazu, große Wendepunkte im Feldzug zu verkünden. Langsam, ganz langsam schlägt der große Hammer an das Erz, und alles horcht auf den feierlichen, dumpfen Ton. Und dann beginnt innerhalb des engeren Festungsbereiches ein Wandern, ein Wandern — von Queuleu, von Sablon, von Montigny, von Moulins, von Valières, von Saint Julien. Und hoch von Woippy herab kommen die Leute und fragen: „Was läutet die Mutte?" — In allen deutschen Dialekten, die sich hier seit 71 zusammenfanden und im schönsten Französisch und im derbsten Patois: „Poquèt que senne la Mutte?"

Eine halbe Stunde lang der feierliche, dumpfe Klang. Unterdessen ist ein Volksheer zusammengeströmt und harrt der Dinge, die da kommen sollen. Auf dem Paradeplatz vor dem Stadthaus Mann an Mann gedrängt — jetzt schweigt die Mutte, und ein Fenster im Stadthaus öffnet sich. Und der Bürgermeister macht den Anlaß des feierlichen Glockenklanges bekannt: Hindenburg ...

Und die Musik spielt. Und das Hurra auf Kaiser und Vaterland schallt über den Platz, auf dem vor 44 Jahren noch ein französischer Maire zu einem französischen Volke sprach.

Und die Mutte läutet die alte Hindenburgweise: Sieg! So läutete sie Lüttich, so läutete sie Tannenberg und Antwerpen.

Läute, Mutte, läute!

Es traf sich einmal, daß gefangene Franzosen — aus Pont-à-Mousson — in Metz vorgeführt wurden, als eben die Mutte läutete. Sie erfuhren die Bedeutung bald. Und am gleichen Tage trafen russische Bergarbeiter ein — sie hatten sich in die Fänge Hindenburgs verirrt —, um in den Lothringer Hütten zu arbeiten. Eine merkwürdige Laune des Zufalls: die sich in Berlin die Hände reichen wollten, fanden die Begrüßungsgelegenheit in Metz ... Und die Mutte läutete in der starken Grenzwacht.

Französische Gefangene — die Transporte nach Metz sind an der Tagesordnung. Gleichwohl rennt alles auf die Straßen und schaut sich „die Befreier des elsässisch-lothringischen Volkes" an. Und ich muß oft ehrlich staunen: alte Leute, die über ihre angestammten französischen Sprachkenntnisse nicht hinausgekommen sind, machen im schönsten Patois Witze über ihre Sprachgenossen von drüben.

Lustig klingen die Erzählungen der Lothringer Grenzbauern über die großen Gesten, mit denen da und dort eingefallene französische Bataillone auftraten. Da hatten sie beispielsweise den kleinen Ort Chambry (südöstlich von Château Salins, also unmittelbar an der Grenze) genommen, am 7. August, und sie wurden zeitig wieder hinausgeworfen. Der Zufall wollte es, daß in dem Orte die älteste Lothringerin wohnte, die alte Witwe Katharina Henriot, die am 4. Mai 1811 geboren war und also den dritten Feldzug zwischen Franzosen und Deutschen mitzumachen hatte. Natürlich wurde die Frau besonders gefeiert und — der Franzose verbindet mit dem Lob recht gern das Eigenlob — beglückwünscht zu ihrer Refranzösisierung.

Und der „Appariteur", der Austrommler des Ortes, mußte antreten und zwischen zwei Mann mit aufgepflanzten Bajonetten durch die Straßen ziehen und mannigfache Bekanntmachungen verkünden. Und am Schluß jeder Bekanntmachung hatte er in Jubel auszubrechen (sonst gerieten die Bajonette ins Wackeln): „Vive la France! Vive l'Alsace-Lorraine!"

Ganz geschwollen war den Franzosen das Herz vor Befreierdrang. Im Postgebäude schrieben sie mit großen Lettern an:

Des soldats Français de la division de Nancy
avec courage délivrant nos Alsaciens,
qui depuis 44 ans souffrent d'une blessure au cœur.

Das ist ja echt französisch: so kleine Fehler in der Geographie zu machen. Wenn auch im französischen Schulatlas Elsaß-Lothringen als Anhängsel von Frankreich zu sehen ist, so glaubten die wackeren Streiter doch im tiefsten Lothringen auf Elsässer zu stoßen — mit der französischerseits festgestellten „blutenden Wunde im Herzen". Und so machten denn auch die Lothringer Grenzbewohner mehr erstaunte als erfreute Gesichter.

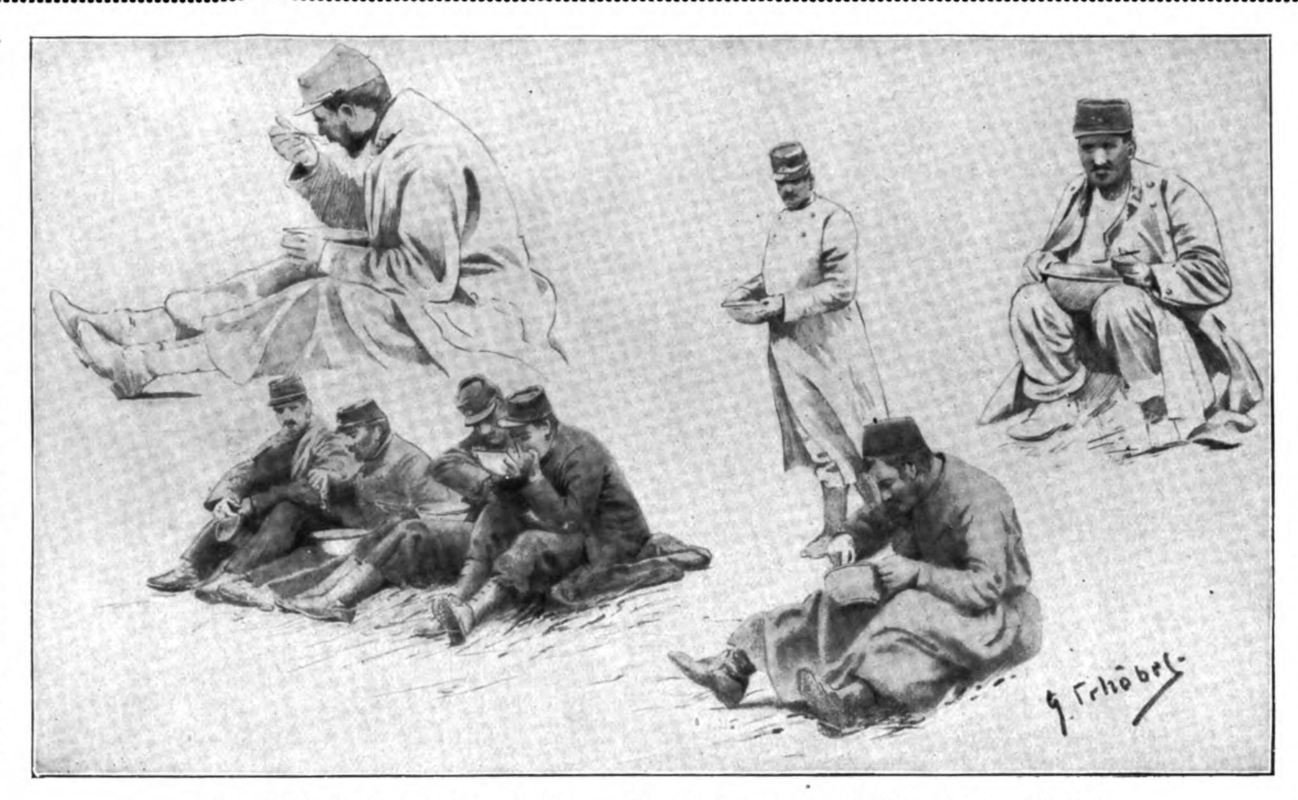
Und bei dem Wort „souffrent" fällt mir ein gelinder deutscher Irrtum ein. Es ist unsern Kriegsärzten bekannt, daß unsere Verwundeten mit der größten Mannheit ihre Schmerzen zu verbeißen wissen. (Ich habe einmal in Mars-la-Tour 700 verwundete Deutsche verladen sehen und keinen Ton der Klage gehört.) Die Franzosen aber lassen im Durchschnitt ihren Schmerzgefühlen gar nicht ungern freien Lauf. Und so kam's, daß nach der Schlacht von Lothringen ein Franzose, der neben einem Bayern lag, beständig rief: „Oh mon Dieu, que je souff'! Que je souff'!" — „Ih hab' selber nix zum Sauffn," sagte der gutmütige Nachbar. Denn was anders sollte das gemeinbekannte Wort „souff'" bedeuten?

⌘ ⌘ ⌘

Manchmal im Feindesland denk' ich an malerische kleine Friedhöfe meiner Heimat. Rührend schlichte Holzkreuze. Und die Welt ringsum so still und einsam. Wer diese Gräber besucht, den muß ein frommes Erschauern beschleichen.

Hier draußen die tragischere Note. Ganz frische Gräber über vielen, vielen Toten. Eine andere Landschaft; nur die Höhenzüge der Côte Lorraine erwecken Erinnerungen an die Heimat. Und menschenleer die Gegend und die Gräber einsam und abgelegen. Manchmal freilich eins dicht am Straßengraben und dicht am Kolonnenverkehr, in Eile ausgehoben, aber doch mit ein paar Zweiglein geschmückt, die in Kreuzesform über dem Grabe stehn. Und manchmal steckt nur das Seitengewehr auf dem Grab, und der Helm ist darüber gestülpt: verzeih, Kamerad, es war nicht kunstvoller zu machen. Und es ist gut so, Kamerad — Helm und Waffe sind Ehrenzeichen.

Die Mannschaften, die des Weges kommen, brechen den lauten Ton und den Gesang ab. Helme werden abgenommen. Ein ernsthafteres Schauen; ein Einkehren bei sich und ein inbrünstiges Anfragen beim Schicksal; oder ein Murmeln: „Herr, gib ihm die ewig Ruah!" Oder Zähne pressen sich dichter zusammen, und rauhe Hände drücken sich fester an die Gewehrschäfte. Und der Alten ein paar tun weit die Herzen voreinander auf, und die Worte ziehen heimwärts. Ob der wohl auch verheiratet gewesen sei, der da unten? Und ob er auch Kinder? ... Und ob sie's schon daheim wissen? Und ob sie's schon glauben oder ob sie am End' nicht doch meinen: eines Tages geht die Tür auf, und da ist er wieder. Ob sie wohl arg geweint haben? Und wie's jetzt stünd mit dem Geldverdienen, und ob's wohl viel gute Menschen gäb? Und das wär' ja furchtbar, wenn's keine guten Menschen gäb in diesen



Französische Gefangene beim Mittagsmahl. Zeichnung von Professor Georg Schöbel.

Zeiten. Und alles wird teurer — das wenn man wüßt, daß die Kinderl Hunger leiden müssen ... Daß Gott erbarm!

Und ziehn vorüber, die Leute, und es geht wieder ans Singen — das macht die Herzen wieder frei.

Bruder, ach Bruder, ich bins ja geschossen,
Feindliche Kugeln, die hams mich getroffen,
Geh und hol' mir einen Feldarzt her,
Obs mir vielleicht noch zu helfen wär.

Bruder, ach Bruder, ich kanns dir nicht helfen!
Helfe dir der liebe, liebe, liebe Gott,
Heut oder morgen marschieren wir fort ...

Die gewöhnen sich das lange Trauern ab da draußen. Zuviel der Gräber. Und das Kriegsleben ruft so laut und dringlich und erlangt den Eilmarsch über die Gräber hinweg.

War das kraß: der Hauptmann B. von den 6. preußischen Grenadieren war gefallen. Bei St. Maurice an der Côte ist sein Grab. Und seine Frau frug ihr hartes Geschick von einem Befehlshaber zum andern, bis man ihr die Wege ins Kriegsland freigab. Der im Schmerz fanatisierte Wille der kleinen Frau öffnete alle Wegsperren — sie haben sich heut wieder geschlossen. Das muß ja sein; es darf keinen allgemeinen Weg ins Kriegsland geben. Und ich hör' einen bayrischen Kameraden des Gefallenen wieder erzählen: „Lieber wieder einen Tag wie den von Nomeny oder wieder eine halbe Stunde im Schrapnellregen stehen als so was mitanzusehen. Das muß einem ja die Nerven zusammenreißen. Das, was in der Heimat gelitten wird, darf da draußen nicht mitgemacht werden — man hat ja auch Frau und Kinder! Und dann so was mit ansehen und hören ..."

Nicht weit von dem Hauptmannsgrab liegen drei Soldaten in der Ruh. Ihre Helme stecken auf rohen Holzkreuzen: der eines Pioniers, eines Kanoniers und eines Infanteristen.

Und ein Mann von den vierten Bayern kam des Wegs, und sein Helm war verbeult und quälte den armen Teufel, der täglich mitten im Kampfgebiet stand und den Wert eines soliden Kopfschutzes zu würdigen wußte. Und so zog er seinen alten Helm und legte ihn nieder. Und stülpte sich einen um den andern von den dreien auf, bis er sich für den toten Infanteristen entschied. „Gibst ihn halt her, Kamerad!" Und legte seinen zerschundenen Helm auf das Kreuz und ging seiner Wege.

So rauh diese braven Burschen im Zuhauen sind, so butterweich sind sie im Herzen. Ein borstiger Soldat hat mir einmal ein ganz seltsames Geschichtchen erzählt: vom Spatzen, den sie erschießen wollten, die Französischen — und die Bayern litten's nicht. Wie der kleine Spatz zwischen die beiden Schützengräben kam, mag man sich mit der Frechheit aller Spatzen erklären. Vielleicht knallten sie ein Weilchen lang nicht, und vielleicht war's dem Spatzen im nahen Dorf zu langweilig geworden; er flatterte plötzlich im Felde nieder und spazierte pickend umher, und die Bayern lachten, weil der Bursche so schön frech war. Aber die Frazosen reizte es, auf das winzige Ziel zu schießen, und man sah, wie der Spatz erschrocken seine Flügel ausbreitete und sich fest an den Boden schmiegte. Die Franzosen schossen weiter — einer der Bayern schimpfte kräftig, und schließlich griffen sie alle zu ihren Gewehren und pfefferten auf den Graben drüben, daß die Schollen aufstäubten. Und der Spatz gab sich plötzlich einen mutigen Ruck und flog auf und entrann der Gefahr.

„Die Malafizkerl — han, was brauchn denn die auf den Spatzn schiassn? Der is ja net im Krieg, und was hat er eahna denn to? Ih moan, ih täusch mih net — ih muaß oan von die Haderlumpn troffa ham. Gschrian hat oana, des woaß ih gwiß. Vielleicht, daß ih'n do a biss'l gestreift hab — a Stückl von sein Kappl hab ih recht schö gesehgn beim Abdrucka. War eahm fei wirkli recht gschehgn — was hat eahm denn der Spatz to?"

Was mir so überaus nett vorkam: der Mann hatte das kleine Erlebnis in sein Notizbüchl eingetragen. Er blätterte: „Am 19. September is's gwesn." — „Kamerad, laß mich das lesen!" Aber er ließ mich nicht in sein Büchl gucken — es war da wohl manches für's eigne Herz allein geschrieben.

Ach, diese Soldatennotizbüchl sind was Liebes. Die Leute schreiben wohl oft ganz faustdicke Irrtümer nieder, wenn sie die militärische Lage schildern, aber manchmal findet man Zeilen, die viel Freude machen können.

⌘ ⌘ ⌘

Da Granaten zu den alltäglichen Dingen des Kriegs gehören, darf ich wohl wieder einmal etwas von feuerfesten Soldaten erzählen.

In Xammes: so im Dezember riß eine französische Granate ein Haus buchstäblich auseinander. Der angebaute Stall stürzte nicht ein, und so geschah den beiden dort einquartierten bayrischen „Schwalangschers" mit ihren Gäulen auch nichts zuleide. Aber doch der Augenblick ... So fragte man den einen anderntags: „Na, Jakob, wie war's?" — „Bifehl, Herr Leidnan, mir ham so guat gschlafn ghabt; da sagt auf oamal der ander zu mir: Du, da muß a Gaul los worn sein! Dann ham ma ghorcht und ghorcht und ghorcht — is aber nix mehr los gwesn, und mir san halt wieder eingschlafn ..."

In Buxerulles hatten sie dem Rittmeister Jahrmarkt (dem bekannten Herrenreiter) ins Quartier geschossen. Die Granate riß das übliche Loch in die Wand, und der Rittmeister konnte von seinem Bett aus ins Freie blicken — der Morgen begann eben zu dämmern. Und der Bursche kommt hereingestürzt. „Nein, nein," erfährt die Ordonnanz, „da steh' ich nicht auf. Wo eine Granate hingetroffen hat, da kommt die nächste ganz sicher nicht hin."

Und schlief weiter, der Rittmeister.

Dicht vor Essey fällt eine Granate schweren Kalibers auf der Landstraße ein — die Franzosen, die auf jeden einzelnen sichtbaren Mann solche kostbare Munition zu verschwenden pflegen, haben den wehenden Mantel entdeckt, in dem der

Unterarzt hier zu lustwandeln liebte. Na, der Mann hatte Glück: ein Blindgänger. Aber auch mit den Blindgängern ist nicht zu spaßen (es kann gelegentlich noch allerlei passieren), und so stellte man vorläufig einen Posten an die Stelle, wo sich das schwere Stück eingegraben hatte. Der Unterarzt kann sich's nicht versagen, nach einiger Zeit wieder auf den Schauplatz der Begebenheit zurückzukehren. Er sieht den Posten: „Mensch, Sie leiden wohl an Hitze? Mitte Dezember und ein böser Wind — ziehen Sie doch gefälligst einen Mantel an!" Der ärztliche Rat war sicher gut gemeint, aber der Posten sagte mit bescheidenem Lächeln: „Zu Befehl, Herr Doktor, aber wegen einer kleinen Erkältung kann man hundert Jahre alt werden; aber (und jetzt fiel er in seine heimatliche Sprache zurück) wannst da auf der Straß in der Früah an Mantl anziehgst, dann bist halt abends a Leich!" — „Ach ja..." Der Arzt enteilte. Er fand übrigens anderntags das Klima in Essey schon weit, weit milder. Fast südlich. Jedenfalls ließ er den Mantel bei seinen Spaziergängen zu Hause.

Zu Vandières, das war einen Monat früher. Der Pionierhauptmann lag noch im Bette — um sechs Uhr morgens. Aber die Franzosen waren schon auf den Beinen und sandten einen schweren Morgensegen herüber, der in dem Garten dicht neben des Hauptmanns Quartier einen Erdkrater aushob.

Und der Bursche stürzte herein, stand stramm und meldete: „Entschuldigen, Herr Hauptmann, soll ich die Koffer packen oder Kaffee kochen?"

„Kaffee kochen."

„Befehl, Herr Hauptmann." Schlug die Hacken zusammen, machte kehrt und ging hin und kochte Kaffee. — — — — —

Poincaré, der interessante Landesvater der Franzosen, wird sicher seinen Platz in der Weltgeschichte erhalten. Und für sein Fortleben im Bilde haben die Photographen gesorgt und eine Anzahl der vielen Pariser Maler, die sehr gern den Landesvater porträtieren und sein Bild in die Provinz verschachern. Auch das Städtchen Chaillon ist stolz darauf, den berühmten Mann im Bilde zu besitzen. Es hängt in der Mairie zu Chaillon, hat einen wundervollen Luxusrahmen, auf dessen unterer Querleiste in Goldbuchstaben zu lesen steht: „Raymond Poincaré, Président de la République."

Aber die bayrischen Reiteroffiziere, die auf Kriegswegen nach Chaillon kamen und in der Mairie abstiegen, fanden das Porträt wenig interessant, ja stofflich sogar unsympathisch; so entfernten sie es aus dem Rahmen und deponierten es in der Gemeindekanzlei, damit es gegen alle Zufälle geschützt sei. Und so sah man nun inmitten des stolzen Rahmens die blasse Wand, und die Spaßvögel konstatierten: „Heut sieht er aber recht blaß aus, der Herr Musjeh!" Oder: „Ujeh, die Falten — er hindenburgelt ein bißl!" Oder: „Eine nachdenkliche Blässe — das gibt wieder eine Offensive..."

Und einem fällt's ein: wie seh' ich als Präsident aus? Er stellt sich hinter den Rahmen. Man gratuliert ihm, und lacht sich aus. Und schließlich photographiert man ihn und endlich will jeder einmal in seinem Leben Président de la République sein — schwarz auf weiß — viele, viele Platten wurden verschwendet. Und man erzählt, daß nach dem Krieg Herrn Poincaré ebenso viele Abzüge zugehen werden. Mag der französische Landesvater sich dann ein Bildchen aussuchen, das ihn möglichst menschlich wiedergibt — er wird es nötig haben.



Die Vertreibung der Russen aus Memel.
Gemälde von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt.

Feldpostbrief von der Westfront. Von Prof. Dr. Wegener, Kriegsberichterstatter.

Mit Aufnahmen vom Verfasser

In dem zähen, gleichmäßigen Ringen an unserer Westfront während der Monate Januar-März hoben sich vier Ereignisse als große einheitliche, abgeschlossene Kampfhandlungen von besonderer Bedeutung ab. Das eine sind die Kämpfe bei Soissons vom 7. bis 14. Januar, in denen ein starker französischer Vorstoßversuch nicht nur abgewiesen, sondern der Gegner auch aus vorteilhaften Stellungen nördlich der Aisne bis an diese selbst mit solcher Tapferkeit, mit solch einer nach dem langen Schützengrabenharren vollkommen überraschenden Offensivkraft unserer Truppen zurückgeworfen wurde, daß dieser Sieg bei Freund und Feind einen großen Eindruck gemacht hat. Das zweite ist unser eigener Vorstoß im Gebiet von Blamont-Cirey-Allarmont am 27. Februar, durch den der größte Geländegewinn davongetragen wurde, der seit der vollkommenen Herausbildung des Stellungskrieges von einer der beiden Parteien gemacht worden ist. Das dritte, zeitlich ausgedehnteste und gewaltigste Ereignis, die Kämpfe, die unter dem Namen der „Winterschlacht in der Champagne" zusammengefaßt werden, die leidenschaftlichen und mit unerhörten Opfern geführten Durchbruchsversuche der Franzosen in der Gegend von Perthes, deren Höhepunkt etwa die Tage vom 16. Februar bis Anfang März bedeuten und die mit einem völligen Zusammenbruch dieser gegnerischen Offensive endigten. Das vierte endlich, der große englische Vorstoß bei Neuve Chapelle am 10. bis 12. März, der eine Zeitlang als ein glänzender Erfolg des Dreiverbandes galt, weil die Engländer das Dorf Neuve Chapelle in ihrer Hand behielten, der aber inzwischen sich immer mehr als Gegenteil herausstellt, da der unbedeutende Geländegewinn in gar keinem Verhältnis zu den schweren dabei erlittenen Verlusten steht, und vor allem weil der eigentliche Zweck dieser Opfer, der Beginn der großen Offensive gegen uns, auch hier gänzlich scheiterte.



Am „Potsdamer Platz" in Clamecy.

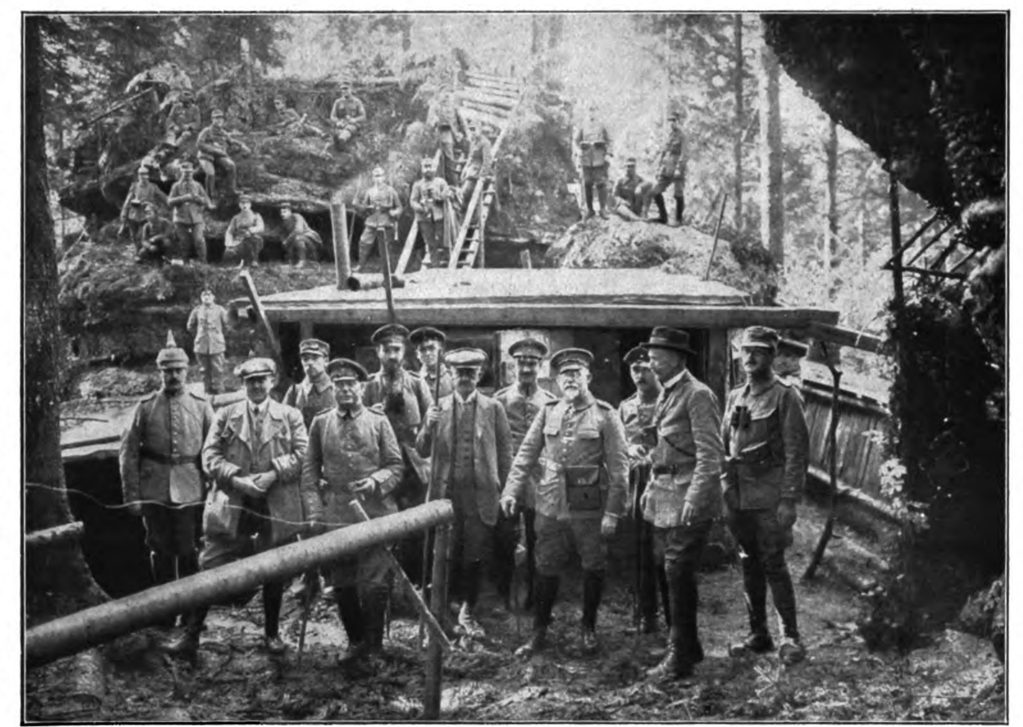
Ich habe nacheinander alle die Örtlichkeiten dieser Kämpfe, zum Teil kurz nach den Ereignissen kennen gelernt und soweit nur die Rücksicht auf die Lage es gestattete, mit den Offizieren und Mannschaften, die in diesen Kämpfen gestanden und sich ausgezeichnet hatten, gesprochen, noch unter dem frischen Eindruck des Erlebten, und will, in der zusammendrängenden Kürze, die Raum und Zeit gebieten, einiges davon erzählen. – Die Kämpfe von Soissons fanden zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie statt, die von dieser Stadt aus nordostwärts auf Laon führt und dabei in einer durch das Dorf Crouy bezeichneten Senke die beherrschenden Höhen nördlich vom Aisnetal durchschneidet. Der ausschließliche Besitz dieser Höhen, in den sich bis dahin Deutsche und Franzosen geteilt hatten, war der Hauptgegenstand des Kampfes. Er begann am 7. Januar mit einer furchtbaren Kanonade der Franzosen auf die Höhe 132 westlich von der Senke von Crouy, wo die deutschen Schützengräben dicht vor den französischen dahinliefen. Nachdem die deutschen Befestigungen durch den Granatenhagel der gegnerischen Artillerie fast völlig zerstört waren, stürmten die Franzosen am 8. und hatten sich so in Besitz des wesentlichsten Teils der Höhe 132 gesetzt. In fürchterlichsten Nahkämpfen wurde dann während der folgenden Tage und Nächte von unseren Truppen mit den Franzosen, unter denen sich auch Zuaven, marrokkanische Jäger und farbige Turkos befanden, um den Wiedergewinn dieser Stellung gerungen, ohne daß es gelang, sie dem Gegner wieder zu entreißen. Erst am 12. glückte es einem mächtigen und geschickt vorbereiteten Gegenstoß der herangezogenen Reserven, die ganze Oberfläche der Höhe wieder in unsern Besitz zu bringen, sodaß der Feind sich nur noch auf den gegen Soissons hinabsteigenden bewaldeten Abhängen hielt. Er nahm nun an, daß am nächsten Tage unser Angriff an dieser Stelle weiter schreiten würde, und schaffte in größter



Aufräumung des Schlachtfeldes.

Eile von anderen Seiten her, wie wir aus unseren Beobachtungsständen wahrnehmen konnten, Truppenmassen heran in die Schluchten südlich der Höhe 132. Da aber erfolgte am 13. unser neuer Angriff ganz überraschend für den Gegner zunächst auf den Höhen östlich von der Senke von Crouy, auf der Hochfläche von Vregny, von der die Franzosen hinuntergeworfen wurden in die gegen Bucy und Missy abfallenden Waldschluchten. Erst am 14. gingen wir auch auf der westlichen Höhe zum Angriff über, und da gleichzeitig unsere Truppen im Osten, von den Höhen von Vregny herab, den Feind aus den Schluchten vertrieben und über die Aisne warfen und dann, gegen Westen umschwenkend, die in den Schluchten westlich von Crouy aufgehäuften französischen Truppenmassen von hinten faßten, mußten sich diese, mehrere Tausend an der Zahl, mit allen Geschützen ergeben.

Ich besuchte das Gebiet des Ringens um die Höhe 132 von dem Dorfe Clamecy aus, dem rückwärtigen Quartier des Bataillons des Leib-Gren. Reg. (1. Brandenb.) Nr. 8, dem die Besetzung und Bewachung der Stellungen anvertraut gewesen war, unter der Führung des Leutnants v. B. von der 12. Kompagnie, der selbst einen überaus tapferen Anteil an den siebentägigen Kämpfen gehabt hat. Unsere Leute geben in ihren Quartierdörfern den Straßen und Plätzen in der Regel eigene Namen statt der französischen. Die Abbildung zeigt den „Potsdamer Platz“ von Clamecy. Das sehr stattliche Aussehn der Dorfhäuser mit den gezackten Giebeln und den massiven Gehöftmauern ist für diese Gegenden hier charakteristisch und hängt zusammen mit dem leicht zu brechenden und zu formenden Kalkstein, der den Untergrund des Hügellandes bildet. Die Gehöfte sind daher wie kleine Festungen, und die Dörfer schwer zu umkämpfen. Man gewinnt diese Bausteine aus großen uralten Steinbrüchen, die zum größten Teil unterirdisch angelegt sind, schon seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden, und die dann oft riesige Höhlen mit zahllosen Gängen und Tragpfeilern geworden sind. Auch diese Höhlen spielen, wie sich denken läßt, eine bedeutende Rolle im hiesigen Geländekampf. Das Dorf Clamecy lag vor der Zurückdrängung der Franzosen noch sehr scharf im Schußbereich ihrer Artillerie; das Haus, von dem aus ich dies Bild aufgenommen habe, war zerschossen; eine Granate hatte darin fünf von unseren Leuten getötet.



Auf dem Rücken der Vogesen: Unser Berichterstatter Prof. Dr. Georg Wegener (in der Mitte) mit dem Berichterstatter der Täglichen Rundschau Hauptmann a. D. Pietsch (links) und dem schweizerischen Oberst Müller, Schriftleiter des Berner Bund (rechts) im Kreise von Offizieren, General N., Oberst St. und Major N.

Von Clamecy aus wanderten wir südwärts auf dem unweit des Schluchtrandes dahinführenden Wege. Vor dem Gefecht wäre das nur in dem übermannstiefen Annäherungsgraben möglich gewesen, denn von den gegenüberliegenden, überhöhenden Rändern der Hochfläche von Vregny konnte der Weg artilleristisch bestrichen werden. Es wäre eine höchst beschwerliche Wanderung in zähem Lehmbrei gewesen. Denn über der Kalksandstein-Unterlage liegt eine Decke von fettem, schwerem Lehm, den die wochen- und monatelangen Regengüsse des Winters allenthalben durchgefeuchtet hatten. Dieser schwere Lehm, der sich alsbald in dicken Klumpen an die Füße hängt, so daß man mit unförmlichen Mammutbeinen daherstapft, ist bei den verschiedenen Sturmangriffen, bei den erbitterten Nahkämpfen von Mann gegen Mann ein ganz außerordentliches Erschwernis gewesen; der Tritt war überaus unsicher in dem glitschigen Erdreich, die lastenden Gewichte an den Beinen hinderten die Beweglichkeit. Herr v. B. erzählte mir, daß in dem französischen Artilleriefeuer sehr bald die Telephonleitungen nach den rückwärtigen Kommandos derart zerstört gewesen seien, daß man die Verbindung mittels laufender Ordonnanzen hätte aufrecht erhalten müssen, und die Leute hätten zu dem Wege nach Clamecy oft drei Stunden gebraucht; sie hätten schließlich einfach die Stiefel im Lehm stecken lassen und seien hin und zurück barfuß gelaufen.

Unweit der Höhe 132, wo der Weg der Schlucht am nächsten kommt, trafen wir den Eingang einer der erwähnten Steinbruchhöhlen. Sie geht wohl 300 Meter tief in den Fels hinein und diente beim Beginn der Kämpfe als Unterschlupf einer stärkeren Truppe von uns, die zur gegebenen Zeit entscheidend mit eingreifen sollte. Diese kam aber in eine üble Lage dadurch, daß der Höhleneingang von einem auf der gegenüberliegenden Seite der Crouy-Schlucht aufgestellten französischen Geschütz unter scharfgezieltes Feuer genommen wurde, so daß niemand heraus konnte. Es war nicht möglich, das feindliche Geschütz aufzufinden; erst später, als wir jene gegenüberliegenden Stellungen genommen hatten, stellte sich heraus, daß es ebenfalls in einer Höhle gesteckt hatte, von deren Eingang es schoß. Die Gegner hatten sich auf unseren Höhleneingang so gut eingeschossen, daß durch einen dieser Schüsse zwanzig Schritt weit im Innern der Höhle selbst eine Anzahl unserer Leute getroffen wurde, darunter auch der Führer, Major v. M., der ein Auge verlor. Der Feind drang dann, nachdem er sich der Höhenstellung bemächtigt hatte, heran, um die ganze in der Höhle befindliche Mannschaft gefangen zu nehmen; schon waren die Zuaven mit überlegener Macht nur noch 50 Schritt vom Eingang, als Hilfe von Clamecy her kam und den Gegner zurückwarf. — Ein wenig weiterhin erreichte ich die Höhe 132 selbst und damit die redenden Spuren eines wahrhaft furchtbaren Kampfes. Die Toten waren schon bestattet, soweit sie nicht noch in den verschütteten Gräben lagen, sonst aber war man noch dabei, das Schlachtfeld aufzuräumen. In Bergen lagen die Uniformen, Waffen, Munitionsbehälter, Tornister und ihr Inhalt zusammengetragen, und Lastwagen fuhren sie allmählich ab. Grauenhaft war der Anblick der von der Artillerie zusammengeschossenen Schützengräben; es waren nur noch unzusammenhängende Löcher voll Schlamm und Schmutz. Die Strecken dazwischen zerwühlte Haufen von braunem Lehm, unter dem man hier und da die Trümmer eines zerschossenen Maschinengewehrs erkannte, und wo zweifellos noch die Leichname der beim Standhalten in diesem entsetzlichen Feuer, bei dem die Franzosen mit größter Geschicklichkeit Schuß neben Schuß gesetzt hatten, rettungslos Getöteten lagen.

Auch sonst war die ganze Oberfläche in der Umgebung der Höhe mit großen runden Granattrichtern, einer neben dem andern, besetzt. Am Rande, wo sie sich gegen Soissons absenkt, lagen zwei Wäldchen, von unseren Leuten nach den dort lagernden Truppen das Turkowäldchen und das Zuavenwäldchen genannt. Sie boten ein trauriges Bild. Sie waren durch den Geschoßsturm, der durch sie tagelang dahingebraust war, wüst zerfetzt, alle kleineren Äste abgeschlagen oder in die Richtung der Geschoßbahnen umgeknickt. Die Drahthindernisse, die auf der Höhe, wie üblich vor den beiderseitigen Grabenstellungen herliefen, waren zerrissen und wie in den Boden gestampft durch die Granaten und durch allerlei andre Sprengmittel. An einer Stelle zeigte mir Herr v. B. noch die Trümmer einer seltsamen Maschine, die die Franzosen

dazu angewandt haben. Sie bestand aus einem Rädergestell mit einem stählernen Schutzschild davor. Solche Dinger sahen die Unsern mehrfach vor ihrer Front langsam und auf unerklärliche Weise gegen unsere Drahtverhaue herankriechen. Die Schutzschilde spotteten selbst dem Maschinengewehrfeuer, und irgend ein lebendes Wesen, das sie bewegte, war nicht vorhanden. Kam der unheimliche Wagen aber bis an unsere Stellung, dann erfolgte eine mächtige Explosion, die dreißig und mehr Meter breit das Drahthindernis zerriß. Herr v. B. wußte noch heute nicht, wie man diese Maschinen vorgeschoben. Man dachte sich, daß die Gegner vielleicht im Schutz der Dunkelheit vorgekrochen und einen Pfahl in die Erde gebohrt hätten, um den nun von hinten her ein Seil geschlungen worden, im Gras und Kraut unsichtbar, womit dann der Wagen von der feindlichen Stellung aus vorgezogen worden sei.



Vorratsbeförderung für die Truppenstellungen auf den Vogesenhöhen durch Esel.

Wo die Straße, die wir gekommen, von der Höhe nach Crouy hinabführt, geht er durch einen tief eingeschnittenen und mit Baumwuchs erfüllten Hohlweg. In diesem hatte die Kompagnie des Leutnants v. B. ihre Erdhüttenunterstände. Sie nannten das „die Laubenkolonie". Als die Höhe 132 von den Franzosen bereits genommen worden war, hielten sie sich weiter in dieser Schlucht, die mit Verteidigungsmitteln umgeben war, mit einem Heldentum bewunderungswürdigster Art. In der Tiefe der Schlucht waren sie vor den darüber hinwegsausenden Geschossen verhältnismäßig sicher; aber schon die Nervenprobe dieses mehrere Tage und Nächte hindurch anhaltenden Pfeifens und Krachens, des Splitterns der Bollwerke weiter oben am Rande und der steten Erwartung, daß eine etwas andere Stellung der feindlichen Artillerie auch diese Zuflucht treffen müsse, erforderte ein Heldentum. Und dabei mußten unablässig die Verteidiger der die Schlucht schützenden Gräben oben abgelöst werden, wenn deren Spannkraft erschöpft war. — Damit begnügten sich die Franzosen aber keineswegs, sondern sie versuchten immerfort auch noch wieder aktiv gegen die Gegner vorzugehen, indem sie Sappen vorstießen oder in kecken Überfällen strebten, dem Feinde einzelne Grabenstücke, die er genommen, wieder zu entreißen. Abenteuerlich sind die zahlreichen Geschichten, die bei diesem wilden, erbitterten tagelangen Hin und Her der Wiedereroberung der Höhe vorgekommen sind. Mit Handgranaten bewaffnet, krochen Einzelne des Nachts an die feindlichen Sappen heran und schmetterten diese Sprenggeschosse hinein. Andere taten sich zusammen und überfielen gemeinsam ein feindliches Grabenstück, sobald eine bestimmte verabredete Anzahl von Geschossen unseres „Minenwerfers" hineingeworfen worden war, und überwältigten die betäubte Besatzung. Dann gab es im Graben selbst ein Ringen Mann gegen Mann, da der Feind ja weiterhin hinter den Schulterwehren in demselben Graben stand. Mit Seitengewehr und Handgranaten wurde dann um diese Schulterwehren herumgefochten: die Turkos sollen hierbei oft mit ihren Zähnen gebissen haben wie die wilden Tiere. Stellenweis haben schließlich die Gräben bis an den Rand voller Leichen gelegen. — Es ist erstaunlich, daß unsere Leute imstande waren, selbst in Kämpfen so grimmer Art ihren Humor nicht zu verlieren. Ich weiß nicht mehr, ob es hier war oder an einer anderen Stelle der Front von Soissons, wo es schließlich ähnlich zuging, da pflegten sie ein Scherzlied zu singen, das die feindlichen „Minenwerfer" verspottete. Der hinter jedem Vers gesungene Rundreim schilderte, wie die dicken Minengeschosse langsam im Bogen herübergeflogen kamen:

„Sss-Sss-Sss-Sss!
Was meinen Sie wohl, welche Wirkung das hat!"

Der letzte Vers sagte dann: und wenn es Friede sein wird und wir nach Hause kommen, dann fliegt uns auch dort eine „Mine" entgegen. Die fliegt uns aber um den Hals, und:
„Was meinen Sie wohl, welche Wirkung das hat!"

Besonderen Dank wußten die Kämpfer des Leibregiments übrigens den Lübbener Jägern, die ihnen in ihrer schwierigen Lage mit größter Tapferkeit zu Hilfe kamen. Endlich aber erfolgte der große Sturm, der die Franzosen von der Höhe herunterfegte und auch unsere Laubenkolonisten wieder freimachte, die nun unverzüglich sich auf den weichenden Feind stürzten und den geschilderten Enderfolg der Kämpfe mit herbeiführen halfen.

Soviel von Soissons. Der Angriff im Gebiet von Blamont-Cirey-Allarmont, von dem ich nunmehr sprechen will, ging von uns selbst aus. — Die Gegend, um die es sich hier handelt, liegt im französischen Teil der Lothringischen Hochebene, am Westfuß der Vogesen, unweit der deutschen Grenze, über die wir in den glorreichen Tagen nach der Schlacht in Lothringen vom 20. August unseren Angriff vorgetragen hatten. Die neue Grenze, d. h. die seit Abschluß des Bewegungskrieges entstandene Stellungslinie, verlief ungefähr in der Richtung der Orte Lagarde—Blamont—Cirey—Senones und bot mehrere einspringende Winkel, die sie unnötig verlängerten. Wir hatten ausgekundschaftet, daß die Stellung der Franzosen hier gegenüber nicht sehr stark besetzt war. In sorgfältiger, das Geheimnis geschickt wahrender Weise bereitete das Armee-Oberkommando, dem die Truppen dieser Gegenden unter-



Ablösung im Wasgenwald.

standen, einen umfassenden Angriff vor, der in der Frühe des 27. Februar gleichzeitig auf der ganzen Linie mit so ungestümer Gewalt vorbrach, daß die Unsrigen, zusammengesetzt aus Sachsen, Bayern, Preußen und Lothringern, meist schon in wenigen Stunden, überall am Abend des Tages, im Besitz der erstrebten Stellen waren. Freilich war damit der Kampf nicht zu Ende. Der überraschte Feind warf mit der größten Schnelligkeit Ersatz heran und versuchte, mit unfraglich bewundernswerter Tapferkeit und Energie etwa eine Woche lang in immer wiederholtem, für ihn höchst verlustreichem Ansturm uns den Gewinn zu entreißen. Doch vergeblich; eisern hielten unsere wackeren Truppen das Errungene fest, das, wie ich oben erwähnte, die weiteste bisher im Stellungskriege gemachte Raumeroberung bedeutete; sie trug unsere Stellungen auf eine Länge von etwa 20 Kilometer stellenweis um 10 Kilometer, durchschnittlich um 5 bis 6 Kilometer vor und hat unsere Frontlinie dadurch zugleich um etwa 10 Kilometer abgekürzt.

Ich bereiste das in Frage kommende Kampfgebiet in dreitägiger Fahrt von Straßburg aus in der sachkundigen und liebenswürdigen Gesellschaft des Nachrichtenoffiziers, Major R.

Der erste Tag galt dem westlichen Abschnitt des Vorstoßes. Dieser gehört noch ganz dem Bereich der Vogesen an, und zwar dem Gebiet des Plaine-Flüßchens, das aus der Gegend des Donon sich als ein langer gewundener Korridor zwischen wunderschönen, dichtbewaldeten Bergkämmen gegen Südwesten über Raon sur Plaine, Luvigny, Allarmont-Bionville, Celles zum Tal der Meurthe hinuntersenkt. Am Fuß des Donon überschritten wir den Hochkamm der Vogesen und damit die alte Grenzlinie zwischen Deutschland und Frankreich. Eindrucksvoll wuchs, je mehr wir ins Tal der Plaine hinabstiegen, hinter uns über den übrigen Bergen der mächtige, von schwerem Waldkleide dunkel gefärbte Gipfel empor, der in vorgeschichtlichen Zeiten eine berühmte keltische Kultusstätte gewesen sein soll und in seinem Waldschatten noch heute merkwürdige Heiligtümerreste aus der Römerzeit trägt; den zugleich aber auch die allerjüngste Geschichte mit neuem Ruhm gekrönt hat durch den glänzenden Sturmangriff vom 21. August, als unsere Landwehr den Franzosen den in den ersten Kriegstagen genommenen und schwer verschanzten Berg wieder entriß.

In Luvigny erwartete uns General R. und sein Stab, der Heerführer, der die Kämpfe im Plaine-Gebiet mit größter Umsicht vorbereitet und zu glücklichem Erfolg geführt hat. Nicht nur alle seine Offiziere, mit denen ich sprach, priesen mir seine Verdienste darum, sondern auch der Kaiser hatte das soeben durch Verleihung einer hohen Auszeichnung anerkannt. Ich war daher doppelt erfreut, daß er selbst die Freundlichkeit hatte, uns in das Kampfgelände zu führen. Wir fuhren zunächst im Tal bis zu dem Doppelort Allarmont-Bionville, der äußersten Ortschaft, die wir im Plainetal besetzt halten. Hier versahen wir uns mit Bergstöcken für die Gebirgswanderung, wie sie auch von unseren Truppen benutzt werden.

Im prachtvollen Waldschatten, durch den goldene Sonnenlichter spielten, stiegen wir nun die Bergwände zur Rechten des Tals empor. Durch neu bei dem Vorstoß gewonnenes Gebiet. Dieser Wald war garnicht einsam, sondern im Gegenteil erfüllt von einem emsigen Leben, das beschäftigt war, die neuen von uns errungenen Stellungen immer mehr zu sichern. Pioniere verwandelten vorhandene Fußwege in breite, feste Straßen, die auch für Artillerie brauchbar waren, oder sie schufen ganz neue, indem sie Bäume fällten, Abhänge abstachen, den Boden mit zerklopften Felsbrocken pflasterten. Drahthindernisse wurden zwischen den Stämmen gezogen, Blockhäuser gebaut. Karawanen drollig kleiner Eselchen trugen Vorräte hinauf zu den oben im Walde in den Gräben und Unterständen hausenden Truppen. Die Grautierchen sollten aus den eroberten belgischen Küstenbädern hierhergebracht sein, wo sie zur Belustigung der vornehmen Badegäste gedient hatten, und fügten sich mit Gleichmut in die neue kriegerische Tätigkeit. Unablässig begegneten uns auf den Waldwegen Truppen, die mit schwerem Tornister und Bettgerät aus längerem Walddasein in die Dorfquartiere marschierten oder andere, die zu ihrer Ablösung zu Berge zogen. Oben auf der Kammhöhe lief der Pfad unter domartig hohen Wipfelhallen dahin, hier und da sich durch phantastische Felsformationen windend, die die Zeit aus den verschieden harten Schichten des Buntsandsteins herausgewittert hat und die nun im Walddickicht märchenhafte natürliche Kastelle und Burgen bilden, in denen sich die Unseren ebenso romantische wie feste Wohnstätten eingerichtet haben.

So hauste der prächtige Oberst St. hier oben in einer solchen Felsenburg; derselbe, dem der wichtigste und schwierigste Teil des Vorstoßes vom 27. Februar in dieser Gegend zugefallen war. Es handelte sich um die Eroberung der von den Franzosen besetzt gehaltenen Höhe 542 oberhalb der Straße von Allarmont nach Badonviller, die diesen wichtigen Übergangsweg aus dem Plainetal nach Nordwesten beherrscht. General R. hatte dem Obersten den Auftrag gegeben, diese Höhe zu stürmen. Frühmorgens um fünf war — wie auf der ganzen Linie in Lothringen — der Angriff festgesetzt. „Ich denke, gegen 10 Uhr können Sie die Höhe haben" hatte er gemeint. „Wenn der Herr General für alle Fälle das akademische Viertel zulassen wollen," hatte der Oberst, die Hand an der Mütze, geantwortet, „so stehe ich dafür ein". Und — um 9 Uhr fünfzig Minuten genau war der Auftrag ausgeführt, die Höhe war gewonnen! Die überraschten Franzosen wurden zu Anfang einfach überrannt. Unter Deckung unseres Maschinengewehrfeuers zerschnitten die Pioniere die feindlichen Drahthindernisse, und unter unwiderstehlichem Hurrah stürmten unsere Leute in die französischen Stellungen hinein, ehe der Gegner sich sammeln konnte.

Dann freilich begann erst der schwerere Teil des Kampfes. Mit außerordentlicher Erbitterung versuchte der Feind die verlorenen Linien wiederzugewinnen. Unablässig stürmte er gegen unsere Reihen an, ohne Verluste zu achten; Artillerie kam ihm zu Hilfe, und sehr wirksames Feuer der französischen an den Waldkampf gewöhnten Schützen, die unsere Leute die „Baumaffen" nennen, weil sie in den Wipfeln verborgen stecken und von dort herunter schießen. Zeitweilig gelang es den Franzosen, die Gräben wieder zu nehmen; den ganzen Tag über wogte der Kampf auf der Höhe hin und wider, bis endlich am Abend die Unsrigen sie endgültig in Besitz hatten. Und nun haben sie, ohne des mehr als zwölfstündigen Kampfes zu gedenken, unverzüglich die Nacht benutzt, um die eroberten Stellungen nach der umgekehrten Seite hin aufs sorgfältigste zu befestigen.

Nicht weniger als 37 Stürme hatten die Franzosen während der folgenden Woche auf die Höhe 542 unternommen, die Zahl ihrer Toten überstieg die Tausend, aber eine Rückeroberung der Stellung war ihnen nicht gelungen. Und so sicher fühlten sich unsere Leute, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als daß sie doch wiederkommen möchten.

(Fortsetzung folgt).

Polnische Nacht. Von Karl Freiherr von Berlepsch.

Tiefe, dunkle, undurchdringliche Nacht liegt über der Öde Polens.

Die Nacht ist wohl sonst des Menschen Freundin, die Freundin des deutschen Soldaten ist sie nicht.

Die Russen fühlen sich besonders wohl, wenn es dunkel wird. In die Zeit zwischen 9 Uhr abends und 4 Uhr morgens verlegen sie mit Vorliebe ihre ganzen militärischen Operationen.

Am Tage herrscht zwischen den Infanterielinien meist Ruhe. Kaum, daß ein Schuß fällt. Nur die Artillerie kämpft. Die russische „Schwere" hat es auf unsere rückwärtigen Ruhequartiere abgesehen oder schießt sich auf ein näher gelegenes Ziel ein, um nachts wirken zu können.

Kaum sinkt die Dämmerung, dann fängt drüben ein heftiges Infanteriefeuer an. Wie ein scharfer Peitschenknall nach dem andern fährt er über uns hinweg, schlägt klatschend in die Deckungen oder weiter rückwärts in den Boden ein. Meist streichen die Geschosse zu hoch, weil die Russen drüben sinnlos das Gewehr über die Brustwehr heben und abknallen.

Unsere Leute haben sich daran gewöhnen müssen, am Tage zu schlafen und die Nacht zum Tage zu machen. Im Graben stehen sie, Mann bei Mann. Kaum lösen sich die ruhig harrenden Gestalten von der dunklen Erde los.

Zuerst rennt man sie fast um, wenn man, aus dem erleuchteten Unterstand tastend, hinaus in den Laufgang tritt. Nach und nach gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit.

Ein wunderbarer Trug: Man glaubt sich von der Nacht wie von einem geschoßsicheren Mantel umschlungen. Man sieht nichts, man gibt sich ihr vertrauensvoll hin wie ein Kind.

Ein Murmeln geht durch die Reihen: Drüben, bei der 2. Kompagnie hat es wieder einen erwischt. Ich trete hinzu. Ein Krieger, ein schwerer, lebloser Körper liegt in einer großen Blutlache. Kopfschuß. — Er hat nur kurz über die Brüstung hinweggeschaut, um sich zu überzeugen, ob nicht die Russen unter ihrem eigenen Feuer heranschleichen.

Ich leuchte ihm mit der elektrischen Taschenlampe vorsichtig in das bleiche Antlitz.

Vorbei! sagt der Sanitäter, der neben ihm kniet, und richtet sich auf.

Lieber Gott, wie oft hat man das nun schon erlebt!

Sie legen den Körper beiseite. Zwei Stunden später wird er neben dem Graben in der dunklen Erde ruhen, die schon so viel deutsches Blut getrunken hat.

„Leute, seht euch vor! Steht nicht so lange vor den Schießscharten, lugt seitlich hindurch, wie es euch gezeigt ist!"

Da! Plötzlich geisterhafte Helle. Zwei Leuchtkugeln sind zu gleicher Zeit aufgestiegen, haben sich in hohem, eleganten Bogen nach vorn gesenkt und im Niederfallen das Vorfeld



Unsere Feldgrauen suchen mit ihren Maschinengewehren in einem russischen Haus Unterkunft für die Nacht. Phot. A. Groß.

unseres Grabens bis hin zur feindlichen Stellung in bleiches, gespenstisches Licht getaucht. „Aufgepaßt, Leute!"

Einen Augenblick lang ist atemlose, fast beklemmende Stille eingetreten. Die Russen schießen nicht mehr. Auch sie lugen nun wohl wie Wölfe, die beim nächtlichen Fraße durch ein plötzlich auftauchendes Licht überrascht werden, mit geblendeten, gierigen Augen in das feenhafte Reich, das da der alles gleich machenden Nacht für Sekunden entrissen wurde.

Sekunden: dann ist wieder alles schwarz und unentwirrbar! Kein lebendes Wesen hat sich gezeigt. Und die Schießerei von drüben setzt mit doppelter Heftigkeit von neuem ein.

Irgend einer will doch etwas gesehen haben, etwas, das sich bewegt, eine schwarze Masse. „Ach was, das sind Russenleichen, die noch vom letzten Nachtangriff haufenweis vor unsern Drahtverhauen liegen!"

„Nein, nein, es bewegte sich!"

„Ihr seht Gespenster! Pionier, schießen Sie die Pistole ab!"

Eine Leuchtkugel steigt und fällt. Ein paar von unseren Leuten schießen nach der bezeichneten Stelle.

„Das ist ja ein Wachholderbusch! Kennt ihr denn eure Stellung noch immer so schlecht? Nächstens seht ihr noch den Wald da drüben für eine Herde betrunkener Kosaken und eine Nachteule für den Zaren an!" Ein paar rauhe Stimmen lachen.

Nun sind auch die Russen durch unser Schießen „nervös" geworden. Es zischt etwas durch die Luft herüber wie ein glühender Streif. Grad' über unsern Häupten zerfällt es in ein Dutzend und mehr leuchtender Kugeln und Sterne.

Ein feines Feuerwerk! Alles macht „ahhh!" Die Russen können's noch besser, wie wir, sie leuchten gleich mit zwölf Kugeln! Plumps! Beinahe wäre uns das Ding auf den Kopf gefallen: Eine lange, glimmende Stange mit einem dicken Kolben vorn, die russische Leuchtrakete!

Drüben blitzt es zweimal auf.

Ducken! Bumta, bumta fallen die Kanonenschüsse hinterdrein. Das Licht ist ja so viel schneller als das Geschoß, und wenn man aufpaßt, kann man von solch einem Schrapnell gar nicht getroffen werden.

Phh, Puiihh zerplatzt es über unseren Häuptern mit unsäglicher Verachtung gegen die „Njemzy" (Deutschen) wie ein Blitz, ein Wetterleuchten in finsterer Nacht. Patsch, patsch fällt hier und da eine Kugel, ein Sprengstück nieder.

‚Wart' Rußki!' sagen unsere schweren Batterien hinten, im sicheren Versteck. Bumbum, bumbum, bumbum! Su, su, su sausen die Brummer wie ein nächtlicher Zug von Schneegänsen über uns hin. Rums, rums, rums quittieren sie drüben den Empfang. Der Boden zittert bei jedem Schlag.

Das hat Linderung gegeben!

Der Ruhm der „Schweren" läßt auch unserer Feldartillerie keine Ruhe mehr.

Drei-, viermal dröhnt es kurz hinter uns und fährt krachend und langhallend drüben beim feindlichen Graben in den nächtlichen Wald, wo jetzt vielleicht gerade die russischen Feldküchen mit dampfender Speise aufgefahren sind.

Möge es euch die Suppen würzen!

Die feindliche Batterie schweigt, sie hat genug. Aber auch die Infanterie wird schwach und schwächer.

Halloh! Führt ihr was im Schilde? —

Wenn die Russen nachts aufhören zu schießen, so ist das meist das Zeichen, daß sie angreifen wollen.

Ans Telephon! „Der große Scheinwerfer soll leuchten!"

Kaum eine Minute, so blitzt ein breiter Lichtkegel über uns auf und streicht bedächtig, eine fatale Helle verbreitend und die Angriffslustigen freundlich blendend, die Gegend ab.

Mitten vor unserer Stellung macht er halt, so als ob das huschende Lichttuch an irgend einem Widerhaken hängen geblieben wäre. Und wirklich — da ist ein Haken, da ist etwas, das nicht hingehört, ein Baum, ein Stock, eine Figur, die da steht und wieder eine und noch eine . . . . !

„Zur Salve fertig! Legt an . . . " „Halt! nicht schießen!" Es sind nur drei Russen! Jetzt sind sie blendend erleuchtet. Was machen sie da, kaum 50 Meter von unserm Graben entfernt? — Sie kommen nicht näher, sie stehen halb geduckt neben etwas, das auf dem Boden liegt. Nun heben sie es auf und tragen es davon. — Und wieder drei oder vier Gestalten tauchen aus der Dunkelheit in den Lichtkegel, suchen, heben, tragen etwas von dannen: — Ihre Toten!

Die Russen holen ihre Toten! Sie tun es ganz gemächlich und lassen sich ruhig bei ihrer traurigen Arbeit von unseren Scheinwerfern beleuchten. —

Die Russen haben auf unsere Soldaten geschossen, als sie unsere Toten beerdigen wollten. Wir aber lassen sie ruhig gewähren, wir, — die Barbaren!

Nur der Scheinwerfer muß auf diesem Bilde ruhen bleiben, muß mit seinem großen, langmütigen Auge zuschaun, wie sich da drüben ein kleiner Trauerzug nach dem andern in den Wald zurückbewegt. Es ist, als beugten sich in diesem kurzen, stillschweigend geschlossenen Waffenstillstand beide Parteien vor der Gewalt des Todes. — —

Die Totengräber erscheinen nicht mehr. Der Scheinwerfer erlischt, und der Krieg beginnt von neuem mit Schüssen hin und her. Doch fast scheint es nun, als fehle die rechte Kampfstimmung. Die Geschosse kommen seltener, und je weiter es gegen Morgen geht, desto schläfriger wird das Feuer.

Die Stunden der Gefahr sind vorbei. Ich gehe durch den Graben zurück. Sie haben schon das Grab geschaufelt und den Kameraden hineingebettet. Ein kleines Holzkreuz kennzeichnet die Stätte, wo er ruht. Sie geben mir Erkennungsmarke, Soldbuch und noch ein paar Dinge des Gefallenen, damit ich sie seinen Angehörigen schicke. —

— Und ich male mir aus, wie das kleine traurige Paket ankommt, wenn sie daheim gerade um die trauliche Lampe im warmen Stübchen sitzen: der Vater über der Zeitung, Mutter und Schwester mit dem Strickzeug in der Hand. —

Schon formen sich aus den dicken Wollfäden die Füße, bald werden die Strümpfe fertig sein, ein Paar und noch ein Paar. Er hat sie sich so gewünscht!

„Er" heißt er nur noch, seit er ausgerückt ist; alle, auch die in der Nachbarschaft wissen, wer „er" ist!

Hat er geschrieben? Wo steckt er jetzt? Ob er wohl jetzt friert im Graben?

„Er" müßte eigentlich groß geschrieben werden, wie Majestät!

Und nun ist das Alles ein Häuflein Asche, Sand im polnischen Sande, Nacht in polnischer Nacht. . . .

Die Schelle geht an der Haustür: der Postbote wirft etwas herein — ein Packet, ein kleines, trauriges Packet. . . .

Wahrhaftig, ich wäre beinah weich geworden! Ein Adjutant aber hat keine Zeit, weich zu werden! —

In einer Stunde schon kommt die Ablösung.

Dann rücken sie in langem, gespenstischem Zuge, einer hinter dem andern aus dem Graben, und eine andere, schier endlose Kette zieht sich hinein. Da heißt es: Aufgepaßt, daß die Kette nirgends in der Dunkelheit abreißt! —

Und noch ein paar Stunden, dann ist die liebe Sonne aufgegangen, dann liegen sie alle in rauchigen Erdhöhlen, die ihnen die Pioniere, die Freunde der Menschheit, bauten.

Dann ist die Nacht mit all ihren Schrecknissen vergessen, — wie schnell vergißt der Kriegssoldat überwundene Mühsal!

Dann werden sie singen, — erst: „Ein feste Burg ist unser Gott" und dann: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn," — und der Donner der Batterien wird ihre Lieder begleiten.

Flieger und Beobachter. Von Alexander Thurau in Berlin.

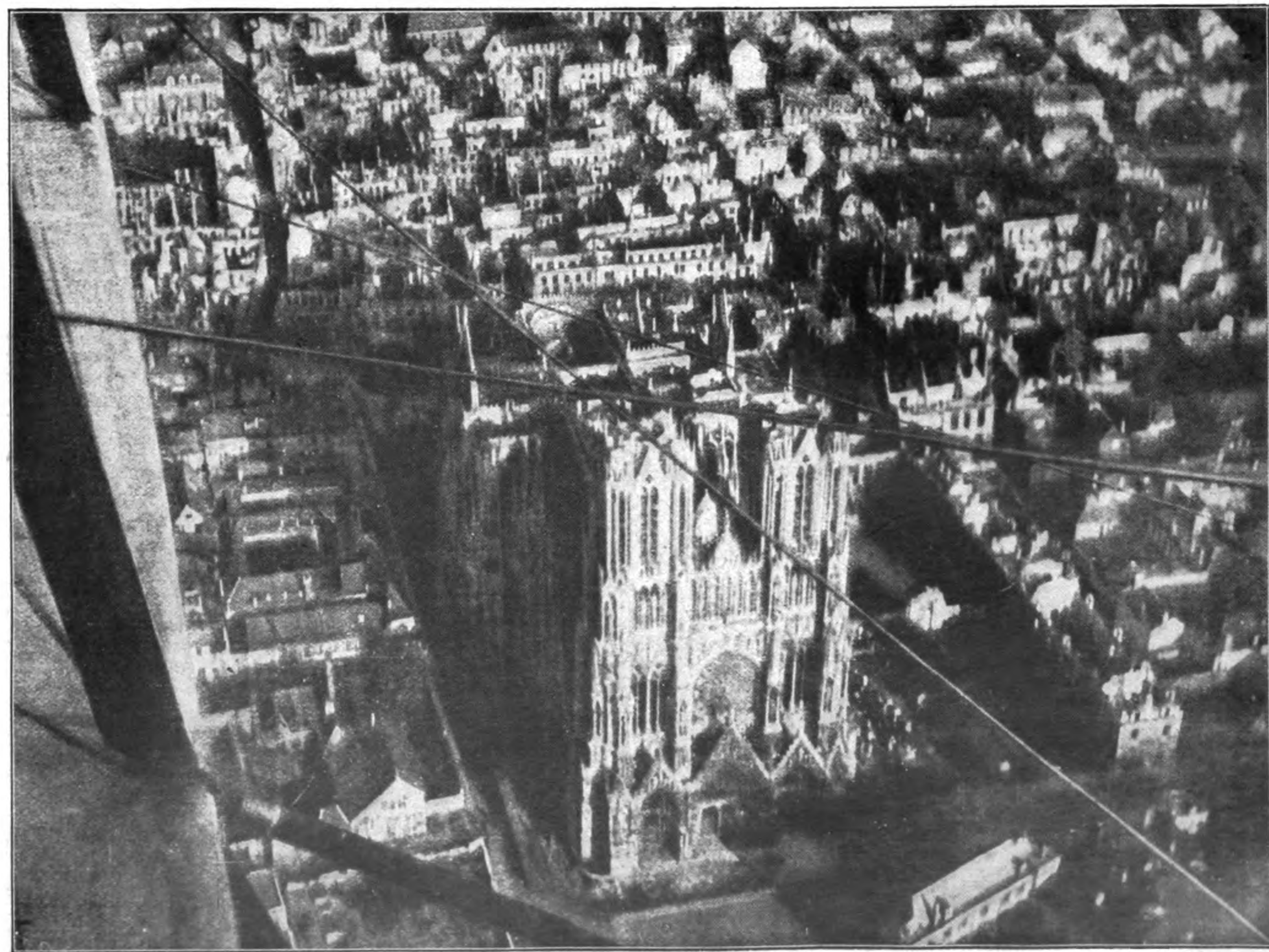
Flieger und Beobachter haben in diesem Kriege, der schon soviel Ueberraschendes gebracht hat, bewiesen, daß sie nicht nur die kühnsten Erwartungen befriedigt haben, sondern sie noch weit übertrafen. Die Schwierigkeiten sind im Kriege erheblich höher als im Frieden, da das Flugzeug aus Sicherheitsgründen in größerer Entfernung vom Erdboden fliegen muß, gleichviel, ob die Witterung günstig ist oder nicht. Der Beobachter ist daher nicht immer in der Lage, die Erde mit der Karte zu vergleichen und den Kurs zu verfolgen; er wird sich von Zeit zu Zeit durch Wolkenbildung verhindert sehen, die Karte benutzen zu können, sodaß er sich allein durch Benutzung des Kompasses, der Uhr und des Rechenschiebers sowie des Kompaßdreiecks zurechtfinden kann. Es ist aber auch nicht immer ganz leicht, selbst bei klarstem Wetter die Aehnlichkeit des Kartenbildes mit der Landschaft festzustellen, denn verschiedene Umstände, die eben nur der Luftfahrt eigentümlich sind, erschweren dies. Die Erdoberfläche sieht bei klarem Wetter zwar wie eine mehrfarbige Landkarte aus, bietet aber mancherlei charakteristische Abweichungen. Bei den Karten werden beispielsweise die Wege verhältnismäßig breit gezeichnet, und zwar der Deutlichkeit wegen; der Waldrand ist selten ganz scharf angedeutet. Dem Luftfahrer stellen sich die Waldränder scharf ausgeprägt dar, und durchaus nicht in einer mit der Karte übereinstimmenden Zeichnung. Das beruht nicht etwa auf einer Unrichtigkeit der Karte, sondern auf einer Täuschung des Beobachters, der die Linien infolge der Berg- und Talbildung perspektivisch verzerrt sieht; ebenso ergeht es ihm mit den Kunststraßen, die häufig gekrümmt erscheinen, während sie auf der Karte schnurgerade dahin laufen. Entsprechend krümmt sich die gerade Linie, je nachdem die Straße durch ein Tal oder über einen Berg führt. Der sicherste Anhalt für die Luftfahrer sind die Eisenbahnen, weil bei diesen Berg- und Talbildung nur in unwesentlicher Weise in die Erscheinung treten. Bäche und Flüsse bilden aus dem gleichen Grunde sichere Anhaltspunkte. Die Spiegel von Seen sind meist weithin sichtbar und äußerst wertvoll für die Orientierung.

Der Pilot im Flugzeug hat mit seiner Maschine alle



Aufstieg eines Otto-Doppeldeckers auf einer in schwierigem Gelände angelegten Ablauf-Bahn. W. Braemer phot.

Hände voll zu tun; er kann sich vor allem bei unruhiger Luft nicht mit andern Dingen abgeben; da ist es denn die Aufgabe des Beobachters, dem Piloten den richtigen Weg zu weisen, ihn auf wichtiges aufmerksam zu machen, auf die Wetterbildung zu achten und gleichzeitig seine ihm gestellte militärische Aufgabe zu erfüllen, die feindlichen Stellungen und Bewegungen zu erkunden. Bei Flügen über Gebirge ist die Beweglichkeit der Luft infolge der Unregelmäßigkeit der Erdoberfläche besonders stark. Hier muß er die Aufmerksamkeit des Piloten auf gefahrbringende Talbildungen richten; auch die Wolkenbildungen muß er im Auge haben, um Gewitterwolken auszuweichen, da in ihnen und in ihrer unmittelbaren Nähe starke Vertikalströmungen vorhanden sind, die um so gefährlicher sind, als das Flugzeug ihnen gegenüber machtlos ist. Zu diesen Vertikalströmungen sind auch die sogenannten Luftlöcher zu zählen, die durch die Auflockerung der Luft über hellem Gelände, beispielsweise über Sandboden oder Getreidefeldern, auch über Wald entstehen. Scheint nämlich die Sonne auf hellen Boden, so wird ein großer Teil der Wärmestrahlen zurückgeworfen und trägt zu noch größerer Erhitzung der darüber befindlichen Luft bei. Die erhitzten Luftmassen dehnen sich aus, werden leichter und steigen in die Höhe, sodaß die lockere Luft nun nicht mehr genügend trägt. Abre noch auf eine weitere Art kann ein „Loch in der Luft" entstehen. Angenommen, ein Flugzeug mit einer Eigengeschwindigkeit von 100 km in der Stunde bewegt sich gegen einen Wind, der eine Geschwindigkeit von etwa 60 km in der Stunde erreicht; dadurch wird die Geschwindigkeit des Flugzeugs auf etwa 40 km gedrückt. Springt nun der Wind plötzlich um und faßt das Flugzeug im Rücken, so wird es sich in der Luft nicht nur überhaupt nicht vorwärts bewegen, sondern der Wind wird es sogar noch überholen. Die Maschine muß infolgedessen wie ein Stein zu Boden stürzen. Je höher ein Flugzeug schwebt, desto besser ist es gegen derartige Luftlöcher geschützt; denn



Stark vergrößerte Aufnahme von Reims, von einem Flugzeug aus genommen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

einmal weht der Wind in größeren Höhen viel beständiger, und anderseits kann der Flieger durch steilen Abstieg verlorene Geschwindigkeit wieder erlangen.

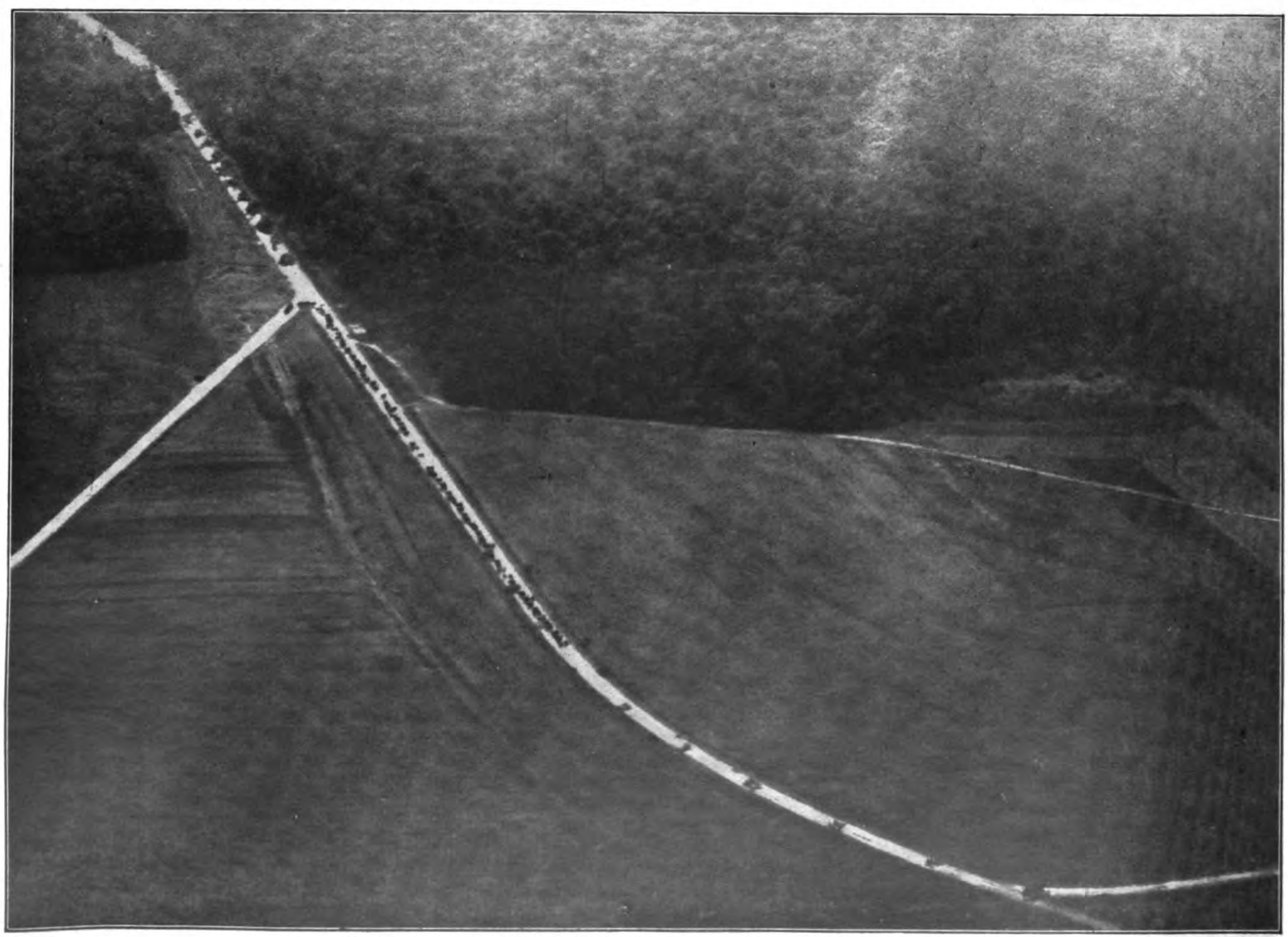
Die Ablenkung von der Richtung, die das Flugzeug durch den Wind erfährt, muß der Beobachter feststellen, damit der Pilot sie durch entsprechende Steuereinstellung ausgleichen kann. Da das Luftfahrzeug in der Luft schwimmt, also außer dem Fahrwinde von der Luftbewegung unmittelbar nichts merkt, muß die Windrichtung und Geschwindigkeit auf der Erde verfolgt werden, und zwar durch die vom Winde erzeugte Ablenkung. Die Richtung ist leicht festzustellen, die Geschwindigkeit macht kaum viel mehr Mühe. Zunächst merkt sich der Beobachter zwei eigentümliche Landschaftspunkte, z. B. Straßenkreuzungen, die in der Flugrichtung liegen, und stellt mit Hilfe der Uhr fest, welche Zeit das Flugzeug zum Durcheilen des Zwischenraumes gebraucht hat. Unterdessen hat er die Entfernung der Punkte auf der Karte festgestellt und durch den Maßstab die wirkliche Entfernung gemessen. Er braucht dann nur das gefundene Maß durch die Zeit zu dividieren und hat die relative Geschwindigkeit des Flugzeugs. Vergleicht er diese mit dessen absoluter Geschwindigkeit, so weiß er, ob der Wind ihm genützt oder geschadet hat, d. h. ob er Gegen- oder Rückenwind hat. Um den Grad der Ablenkung festzustellen, verlängert er in Gedanken die Verbindungslinie der beiden Punkte und kann durch Vergleich mit dem auf der Karte eingezeichneten Kurs den Ablenkungswinkel messen. Diesen gibt er dem Piloten an, der nun durch entsprechende Einstellung des Seitensteuers diesen Winkel auszugleichen sucht. Dabei muß natürlich der Beobachter die Messung von Zeit zu Zeit wiederholen.

Besonders schwierig hat es der Beobachter im Kriege, da der Flieger sich die am besten geeignete Höhe nicht aussuchen kann. Gerät das Flugzeug in die Wolken, so ist es in den meisten Fällen möglich, ohne besondere Schwierigkeit sich nach der Sonne und dem Kompaß zu orientieren. Schlimmer wird es indessen, wenn er in dichte und starke Nebelschichten gerät; dann sieht man weder die Sonne noch die Erde, auch verliert man jedes Gefühl für die Eigenbewegung des Flugzeugs, Richtung und Schnelligkeit des Fluges. Hat man aber die Orientierung einmal verloren, so ist es sehr schwer, sie wiederzufinden. Zunächst muß der Pilot dann Tiefensteuer geben, bis der Beobachter die Erde wieder sieht und sich zurechtfinden kann. Das wird ihm allerdings nur gelingen, wenn er einige Uebung im Beobachten besitzt und sich die Karte vor dem Fluge sehr genau angesehen, ja, sie fast auswendig gelernt hat. Zu Beobachtern des Heeres werden daher, weil von ihren Führungskenntnissen ungemein viel abhängt, fast ausnahmslos Schüler der Kriegsakademie gewählt, die einen Beobachterkursus durchgemacht haben.

Die Verständigung zwischen Pilot und Fluggast ist besser, als der Laie es sich vorstellt. Das starke Motorengeräusch macht Zurufe natürlich unverständlich, indessen kann man sich doch in vielen Fällen telephonisch unterhalten. Wiederholt sind Versuche gemacht worden, akustische Verständigungsapparate zu bauen, brauchbare Ergebnisse aber sind damit bisher leider nicht erzielt worden. Uebrigens braucht es ja durchaus nicht gerade ein richtiges Telephon zu sein: dem bescheidenen Luftfahrer genügt ein Stück — Gartenschlauch. In das eine Ende wird hineingesprochen, das andere hat der „Angerufene" am Ohr und kann so ziemlich deutlich alles hören. Meistens greift man aber zu Papier und Bleistift, wenn man im Flugzeug dem Begleiter etwas mitteilen will. Wenn jedoch das Wetter böig ist, kann man weder telephonieren noch schreiben, dann genügt ein Wink, ein Zeichen mit der Hand, um des Piloten Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken oder ihn zur gewünschten Aenderung der Fahrt zu veranlassen.

Zu allem fällt dem Beobachter noch die schwere Aufgabe zu, den Piloten immer wach zu erhalten. Die überaus starke Nervenanspannung, der gerade der Pilot unterworfen ist, trägt dazu bei, daß die Ermüdung bei ihm bisweilen unheimlich rasch eintritt. Die Folge davon ist, daß die Aufmerksamkeit nachläßt, wodurch schwere Gefahren für die Flieger entstehen können. Da muß nun der Beobachter eingreifen; er muß den Piloten auf Besonderheiten des Landschaftsbildes und ähnliche Dinge aufmerksam machen; seine Gedanken bald durch dies, bald durch jenes fesseln und anregen, häufig unter Umständen, die nicht gerade angenehm zu nennen sind. Denn der Beobachter vertraut sein Leben vollständig dem Piloten an, versagt dieser, so sind sie beide verloren. —

Wenn draußen über Feindesland oder dem Meere unsere tapferen Flieger dem Feinde Schaden zufügen und zum Siege unserer heldenhaften Feldgrauen oder Marineblauen an ihrem Teile beitragen, dann mögen sie gewiß sein, daß in der Heimat die Schwierigkeiten und Gefahren ihres Dienstes volles Verständnis finden und daß auch das stille Heldentum der Flugzeugbeobachter der rechten Würdigung gewiß sein kann.



Ein Blick aus den Lüften: Feindliche Truppenkörper im Anmarsch.



Vormarsch von Kavallerie in der Abenddämmerung. Phot. A. Grohs.

Aus dem Tagebuch des kleinen Korporals.

„Dieses Notizbuch habe ich gekauft am 3. August 1914.“ Darüber: „1. August 4½ Uhr Mobilmachungsbefehl der französischen Armee.“ So schrieb der Korporal Georges Cazanave, 4. Inf.-Reg., 10. Komp., in sein schwarzgebundenes Taschenbuch mit violettem Schnitt, das er soeben in der „Papeterie Maison Lanier“ in Auxerre um wenige Sous erstanden hatte. Knabenhaft pünktlich aufgeschrieben, wohl nach der Mutter Gebot, die kleine Ausgabe; pünktlich aufgeschrieben des Tages ungeheures Ereignis — beides untereinander auf demselben Blatt: Kinderstubenton und schmetternde Kriegstrompete!

Ein Zufall hat mir das Büchlein auf den Tisch gelegt. Zwanzig Seiten sind darin nur beschrieben „Feuilles de Route. Guerre franco-allemande 1914.“ So steht in schöner Rundschrift der Titel da. Das übrige in sauberer, noch ziemlich kindlicher Handschrift niedergeschrieben. Zwanzig Seiten. Dann war die kriegerische Laufbahn des kleinen Korporals zu Ende. Bei Longwy fiel dem Toten das Büchlein aus der Tasche und wäre im Schmutz zertreten worden, wenn es nicht eine mitleidige Hand aufgehoben hätte. So kann nach Schluß des Krieges der Wunsch erfüllt werden, den er vorn eingetragen hat. Zuerst französisch: Wenn ich sterbe, so bitte ich, daß man dieses Notizbuch meiner Familie schicke. Hier die Adresse: Herrn Cazanave, 6 bis Rue de Laborde, Auxerre (Yonne); dann in unbeholfener deutscher Schulschrift und Sprache: „Die deutschen Soldaten, die dieser Buch entdecken werden, schicken es an meinen Familie. Die Aufschrift ist: Monsieur (Herr) Cazanave, 6 bis Rue (Straße) de Laborde à Auxerre, Département de l'Yonne, France.“ Ein liebenswürdiger Junge blickt uns mit ehrlichen Augen aus diesen Blättern an. Kein Wort des Hasses gegen Deutschland; kein unschöner Ausdruck; nirgends Prahlerei oder aufgedonnerte Redensarten; eher manchmal eine kleine leise Angst, wenn es andern Tags zum Gefecht gehen soll; innige Verehrung der Eltern, ernste religiöse Stimmung. Es gibt auch solche Franzosen. Wir wollen das nicht vergessen, ohne dabei in unzeitiges Mitleid oder weichliches Ästhetentum zu verfallen.

Der kleine, etwa siebzehnjährige Korporal hat einen kleinen Schwerenöter zum Freund, der ihm am 2. Juni 1914 aus Paris, wo er im 6. Rekrutierungsbureau, Porte Charreret, angestellt ist, und dann am 2. Juli aus dem Camp de Chalons schreibt und von Abenteuern auf dem Familienball und weiter von allerlei Kommißangelegenheiten aus dem Lager zu berichten weiß. Echt knabenhaft, wie diese Briefe mit ihren Nichtigkeiten sorgfältig dem Buch einverleibt werden! Auch ein zerknülltes weibliches Postkartenbild liegt drin, aus einer Konditorei stammend; die darauf durchaus hausbacken dargestellte Melanie Perrot spricht in flüchtigen Schriftzügen den Wunsch aus, „sie alle bald wiederzusehen und zu umarmen“.

Aber da ist ein Brief von anderer weiblicher Hand in kraftvoller durchgebildeter Handschrift: „Mon petit Georges!“ die Anrede; „Sœur Marie †, F. d. l. M.“ die Unterschrift. Seine Schwester, zugleich Schwester irgendeines Ordens. „Seien wir alle mutig und Kinder Frankreichs bis zum Ziel! Sei nicht unvorsichtig! Ich kenne Deine stürmische Art. Aber tu tapfer Deine Pflicht. Ich werde nicht Dir zur Seite kämpfen können; aber sei versichert, daß ich Dir aus der Ferne mit meinen armen Gebeten beistehe und versuchen werde, auf diese Weise die Gefahr von Euren teuren Häuptern abzuwenden. Ich zittere für unsere teuren Eltern. Und die Mutter krank — welche Sorge! Was aus mir werden wird, weiß ich nicht. Wenn die Verwundeten bis hierher gelangen, kann man Arme und Herzen brauchen. Ich stehe zur Verfügung, und bei meiner guten Gesundheit bin ich auch zur Abreise bereit, sobald das nötig wäre. Kommt nur Ihr mir nicht als Verwundete! Mein kleiner Georges, erlaube mir noch ein paar ernste Worte. Bringe, ich flehe Dich an, vor dem Abmarsch Deine Sache mit dem lieben Gott in Ordnung und beichte. Nur diese Bitte habe ich, aber ich beharre darauf. Man weiß nie, was kommen kann; und Ihr seid bei allen christlichen Grundsätzen doch nicht darüber hinaus, daß Ihr in einer solch ernsten Zeit Euer Gewissen nicht in Ordnung zu bringen braucht. Schreibe mir, ob Du es getan hast. Auf Wiedersehen, mein Kleiner, irgendwo! Laß mich von Dir hören. Verheimliche mir nichts, ich kann alles hören. Hast Du geweihte Medaillen? Zieh nicht ins Feld ohne eine solche! Ich vertraue auf die heilige Jungfrau. Sprich alle Tage wenigstens ein Ave Maria. Ich umarme Dich herzlicher als je und empfehle Dir bei aller Begeisterung große Ruhe.“

Aus diesem Brief spricht das gebildete Franzosentum der Provinz, ernst, religiös, mit einem Schuß Aberglauben. — Ebenso nun aus den Tagebuchblättern des kleinen Korporals selbst, die in Auxerre am 3. August, Caserne Gauré, beginnen. „Heute habe ich mich entschlossen, dieses Büchelchen zu kaufen, in dem ich meine Eindrücke von dem jetzt beginnenden schrecklichen Kriege eintragen werde.“ Nicht die Hauptereignisse will er aufschreiben — bis jetzt ja lauter falsche oder unsichere Nachrichten, die Wahrheit werde erst später ans Licht kommen —, sondern nur persönliche Erlebnisse und Eindrücke, und zwar von dem Augenblick an, „da im Kasernenhof unter tiefstem Schweigen das Clairon den Regimentsmarsch schmetterte. Jeder machte sich seine Gedanken; ungeheuer optimistisch die einen, die andern achselzuckend: ‚Unvermeidlich!‘ Mein Sergeant saß eben auf meinem Bett und zeichnete die Lage der europäischen Staaten, um zu beweisen, daß ein Krieg rein unmöglich sei — da fuhr wie ein Wirbelwind der Gemeine Courtillat von meiner Abteilung ins Zimmer und schrie mit heiserer Stimme: ‚Soeben Befehl zur Mobilmachung!‘ Ich sagte ihm nachher, er sei leichenblaß gewesen, was er jedoch nicht wahr haben wollte. Alles stürzte an die Fenster. Das ganze Regiment starrte in den Hof auf einen einzelnen Mann, den Trompeter der Wache. Sein Instrument in der Hand, trat er vor, und inmitten einer angstvollen Stille voll heißer Spannung und in fast etwas würgendem Ton stieß er in die Trompete: der Marsch des Regiments! So haben wir den Mobilmachungsbefehl erhalten.“ — Den Durchmarsch durch die Stadt Auxerre zu beschreiben, fühlt er sich außerstande. „So viele Gedanken drängten sich in meinem Kopf, daß ich nur einen unklaren Eindruck von diesem ersten Abschnitt des Kriegs bewahrt habe. Die Kopf an Kopf die Boulevards säumende Menge schaute in ungeheurer Erregung auf diese Soldaten, von denen die meisten nicht wiederkehren werden. An der Spitze meiner Korporalschaft marschierend, suchte ich in der Menge nach Bekannten, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Ich war schrecklich bewegt. Endlich erblickte ich meine Eltern. Ein angstvoller Augenblick! Aber es ging vorüber. Meine Mutter umarmte mich unter Tränen und entfloh rasch in erstickten Schluchzen. Mein Vater hielt sich gut und umarmte mich mehreremal. — Der Anfang unseres Marsches war ein Triumphzug. Im Handumdrehen waren unsere Waggons mit grünen Zweigen und mit Fahnen geschmückt, so daß der ganze Zug ein festliches Aussehen gewann. Bei der Abfahrt grüßte uns alles Volk mit ununterbrochenen Zurufen.“ — Nach vierunddreißigstündiger Fahrt in Sampigny an der Maas angekommen, 40 Kilometer von der Grenze. Man spricht von einer großen Schlacht, mutmaßlich vor Metz, und der kleine Korporal wünscht den französischen Waffen einen großen Sieg. „Ob ich davonkomme, weiß ich nicht. Aber ich umarme im Geist meine Eltern. Gott befohlen.“

8. August. Durch verlassene Dörfer mit verschlossenen Häusern. St. Mihiel — da sei sein Freund Girard zu Haus: „Ich hab's ihm immer gesagt, man wird in eure Gegend marschieren. Ich war ein guter Prophet.“ In St. Mihiel gute Aufnahme; man gibt ihnen zu trinken; Frauen weinen. Die Stadt ist ziemlich verlassen. Die öffentlichen Gebäude

tragen das Rote Kreuz; hier wird eine Sammelstelle für Verwundete aus den Feldlazaretten sein. Nach ermüdendem Marsch in Woinville, einem kleinen Dorf, 30 Kilometer von Deutschland. Schlechtes Wetter, Regen. Die Ziegeldächer ähnlich wie daheim im Süden. Eine große Ebene. „In der Ferne blaue Berge, das ist Deutschland.“ Schützengräben hinter der Bahnlinie: „Warum sich verschanzen, statt an die Grenze zu gehen?“ Nichts als Spione und unglaubliche Spionengeschichten. Deutsche Offiziere, als Bauern, Priester, Weiber verkleidet, werden erwischt und erschossen. Man schaut sich alles mißtrauisch an, was Bauer oder Weib oder Priester heißt. „Ein deutscher Offizier in französischer Uniform wird signalisiert, mit Kraftwagen 12440 usw. usw.!“

Der Soldatengeist ist ausgezeichnet. Die Bevölkerung, soweit sie zurückgeblieben, gefällt ihm weniger: alle blond (?) und mit leichtem Akzent ins Deutsche; „sie verkaufen uns alles möglichst teuer.“ Die Offiziere sind von Anfang an sehr nachsichtig gegen die Truppen. „Im Regiment herrscht die größte Freiheit — je dirai même: quelque indiscipline,“ „... etwas Disziplinlosigkeit, möchte ich sogar sagen.“

Am 11. August alles nach Nordwest, was zweifellos mit einer Abänderung des Planes des Generalstabs zusammenhängt. Fürchterliche, staubige Hitze. Von Artilleristen erhalten sie unterwegs frisches Wasser. Lacroix an der Maas: „Wir marschieren die ganze Nacht. Viele bleiben ermattet liegen. In der rabenschwarzen Nacht entsteht eine gewisse Unordnung. Eine gewaltige Menge von Pariser Kraftwagen, für Lebensmittelzufuhr bestimmt. Phantastisches Schauspiel! Vorn und hinten tauchen die blendend beleuchteten Wagen auf.“ An der Ernährung hat er manches auszusetzen: „Es gibt ja immer etwas, und die Speisen füllen wohl den Magen zur Verhinderung des Hungergefühls, aber sie geben kein Blut. Unsere gewöhnliche Mahlzeit setzt sich zusammen aus Kartoffeln, gekochtem Rindfleisch, Reis, Dörrbohnen usw. Ich fühlte das gebieterische Bedürfnis, mich einmal in einer Familie zu erholen. Es gelang mir gestern abend, ein gutes Haus zu entdecken mit liebenswürdigen Bewohnern. Menu: Frischer Salat, geröstete Kartoffeln, Kaninchenpfeffer, gesiegelte Weine. Das alles drei Franken!“ Es wurde alles vertilgt zum großen Staunen der guten Leute, die über solchen Appetit ganz starr waren. „Herrlich — aber es geht weiter, Verdun zu und an die Grenze.“ Jedoch am 12. August immer noch nicht weiter; in Sommedieu. Kanonen donnern im Norden. Felddienstübung in den nahen Gehölzen — erscheint ihm höchst überflüssig: „man wird nur recht müde!“ Man bringt ihm einen Brief, in der Kaserne der 10. Jäger zu Pferd in Sampigny gefunden, die am zweiten Mobilmachungstag an die Grenze gingen. Den Korporal rührt die Unbefangenheit des wörtlich ins Notizbuch eingetragenen Briefs, den ein Mädchen aus Dieppe in fabelhaft lautlicher Rechtschreibung an den „lieben Eugen“ schreibt, „der vielleicht schon gefallen ist“. „Vielleicht wird er wiederkommen“, setzt er tröstend hinzu, „ton bon cavalier, vom großen Krieg, und du wirst für immer seine Frau sein. Welch schreckliche Sache, der Krieg! Und wie viele Herzen werden vernichtet werden in Frankreich und Deutschland!“

14. August. „Nun geht's wohl in die Schlacht. Herzlich gedenke ich meiner Eltern und — es lebe Frankreich!“

Ornes a. d. Maas: „Wir kamen durch Verdun. Östlich ein großes Lager von Schuppen für Flugzeuge und lenkbare Luftschiffe. Alle umliegenden Höhen abgeholzt und mit Forts besetzt. Genie und Artillerie in Zelten. Das Gelände von Gräben durchzogen. Schreckliche Hitze. Viele Erschöpfte am Weg.“ Er selber bleibt schließlich auch ganz dahinten, gibt seinen Tornister einer Ambulanz und marschiert allein weiter. Lang ausgestreckt liegen unter jeder Baumgruppe ermattete Soldaten. In einer Ferme (mit 45 Kühen) erhält er Milch. Vorn schon Zusammenstöße mit deutscher Reiterei.

15. August. Brief von Papa vom 9. „Heute nacht oder morgen an die Grenze; offenbar steht eine Schlacht bevor. Das Herz schlägt mir ein wenig beim Gedanken an den in Aussicht stehenden blutigen Kampf. Vielleicht komme ich um, und diese Aussicht ist traurig genug. Ich möchte, bevor ich sterbe, die französische Armee siegreich sehen. Ich umarme meine Eltern. Meine Aufzeichnungen können nicht mehr vollständig sein, sei's aus Müdigkeit oder weil beschäftigt, sei's wegen des regellosen Kriegslebens überhaupt.“ Er beklagt sich wiederholt über die wenig angenehmen Lothringer, die z. B. für eine Flasche Wein 1 Fr. 50 verlangen und nur Geld machen wollen. „Sie würden uns ihr Wasser verkaufen, wenn nicht genug da wäre.“ In einem Laden ließ er bei einem offenbaren Biedermann ein Goldstück wechseln, unterhielt sich mit ihm über wollene Socken und alles mögliche und war schließlich ganz dahin vor Rührung über die schönen Worte, mit denen der Krämer nach seiner Familie fragte. Andern Tages fand er in seiner Börse drei falsche Geldstücke. O, diese Lothringer! Trotz des Lothringers Poincaré!! — Der Korporal hat auch Ärger mit seinen Leuten wegen der Verköstigung: sie unterschlugen ihm die besten Bissen, bis er endlich dahinterkam! „Aber das sind ja lächerliche Kleinigkeiten gegenüber dem Ernst unserer Lage. Vielleicht heute abend schon Gefecht oder morgen. Ich will noch meinen Eltern schreiben.“

18. August. „Wir haben heute morgen Gremilly verlassen und marschieren mehr nordöstlich. Kanonendonner zur Rechten in schrecklichen Schlägen. 19. August. Der gestrige Tag ist ohne Unfall verlaufen. Abends habe ich Ulanenlanzen untersucht, die von Jägern zu Pferd erbeutet worden waren. Starken Eindruck machte auf mich nicht die Lanze — das ist eben hohles Eisen —, aber das weiß und schwarze Fähnchen, das sie schmückt. Weiß und Schwarz — Farbe des Leids und der traurigen Vorbedeutung! Schon oft hatte ich diese deutschen Lanzen in Gemälden aus dem Unglücksjahr 1870 gesehen, so daß mich's nun stark packte. Ich habe von einer dieser Lanzen den Lederriemen abgerissen und an meiner Feldflasche befestigt. Hier ist die Lanze“ (folgt die knabenhaft genaue Zeichnung der Lanze mit Fähnchen) — — — — Die deutsche Lanze war das letzte, was der kleine Korporal in sein Büchlein eintrug. In mühsamem Marsch ging's nach Longwy. Dort kam die deutsche Kugel. Oder war's die deutsche Ulanenlanze schwarz und weiß? — —

Wer schon Feldbriefe junger deutscher Soldaten in Händen gehabt hat, braucht nicht besonders auf den in diesen Blättern zutage tretenden Unterschied zwischen deutscher und französischer Kriegsstimmung hingewiesen zu werden. Nur auf eines möchten wir aufmerksam machen: wie viele Tausende mögen gleich diesem nicht unsympathischen Jüngling in den Krieg gezogen sein, ohne viel Haß gegen Deutschland, ohne viel Begeisterung für Frankreich! Fern von Revanchegedanken, ja mit ausgesprochener Abneigung gegen „diese Lothringer!!“

Was hilft's? Diese braven Jungen aus dem gebildeten Provinzmittelstand gehen und gingen zugrunde mitsamt ihren Pariser Hetzern!

Das letzte im Tagebuch des Korporals Georges Cazanave: die deutsche Lanze. Das letzte Lehr- und Zuchtmittel für Frankreich immer wieder: die deutsche Lanze!

Karl Gußmann.

Schlechtes Pulver.

Hundert Franzosen fing unsre Kompagnie.
Einer spricht sogar Deutsch — — aber wie!
Der wurde nun eifrig, kreuz und quer, befragt,
Was man „drüben“ von unsern Soldaten sagt.
„Hä,“ ruft ein Schwabe, „habe die Deutsche Mut?“
Und der Franzose höflich: „Serr vill! Serr gut!“
„Und deutsche Artillerie schießt doch famos?“
„Treffen immer oft,“ grinst der Franzos,
„Aberr angenehm — serr kommod, ich glaube schon —
Nix Krach. Nix explodier. Serr schlechter Munition!“

Da kam der Militärkritiker schön an!
Sie hätten ihn fast gelyncht, den Biedermann,
Doch als die Sache bedrohliche Formen annahm:
Befehl zur Achtung. Der Kompagnieführer kam.
Einer meldet stramm, mit hochrotem Gesicht:
„Herr Hauptmann — der Kerl dort — wir explodieren nicht —
Er höhnt unser Pulver — unsre Bomben, sagt er, sind schlecht — “
„Nur ruhig, Kinder! Der Kerl hat vollkommen recht.
Das Pulver ist scheußlich. Die Bomben krepieren fast nie.
Wir versuchten mal unsre Beute aus Montmédy!“

Alice Freiin von Gaudy.



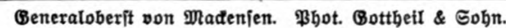
Artillerie- und Munitions-Kolonnen fahren nach der Front. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Es geht vorwärts überall: Der Sieg in Westgalizien, der Vorstoß auf Mitau, die Beschießung von Dünkirchen, die drohende Einschließung von Ypern.

Eine schöne Fügung: genau neun Monate, nachdem Rußland heimtückisch den Krieg mit dem Einfall in deutsches Gebiet begonnen hat, flog die Kunde durch das Land von einem großen und, soweit sich in dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, übersehen läßt, äußerst bedeutungsvollen, vielleicht für den Feldzug im Osten gar entscheidungsvollen Siege der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Nordkarpathen, im Raume Malastow — Gorlice — Gromnik, im Gebiet der Weichselnebenflüsse Wisloka mit Ropa und Dunajec mit Biala. Wer die Berichte aus den Kämpfen in jener Gegend in den letzten Wochen genau verfolgt hatte, wußte, daß gerade hier große Unternehmungen zur Entscheidung heranreiften, daß der Winkel, in dem die russische Front bei Malastow aus der nördlichen Richtung im Flußgebiet des Dunajec nach Osten längs der Karpathenhänge umbog, der russischen Heeresleitung besonders bedroht erschien und daß außerordentlich starke Kräfte hier zusammengezogen waren, um den befürchteten Durchbruch der Verbündeten zu vereiteln. All ihre Mühe aber war umsonst.

Im Beisein des Oberbefehlshabers Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und unter Führung des Generalobersten von Mackensen haben die verbündeten Truppen am 2. Mai nach erbitterten Kämpfen die ganze russische Front in Westgalizien von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajec in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt. Die Teile des Feindes, die entkommen konnten,

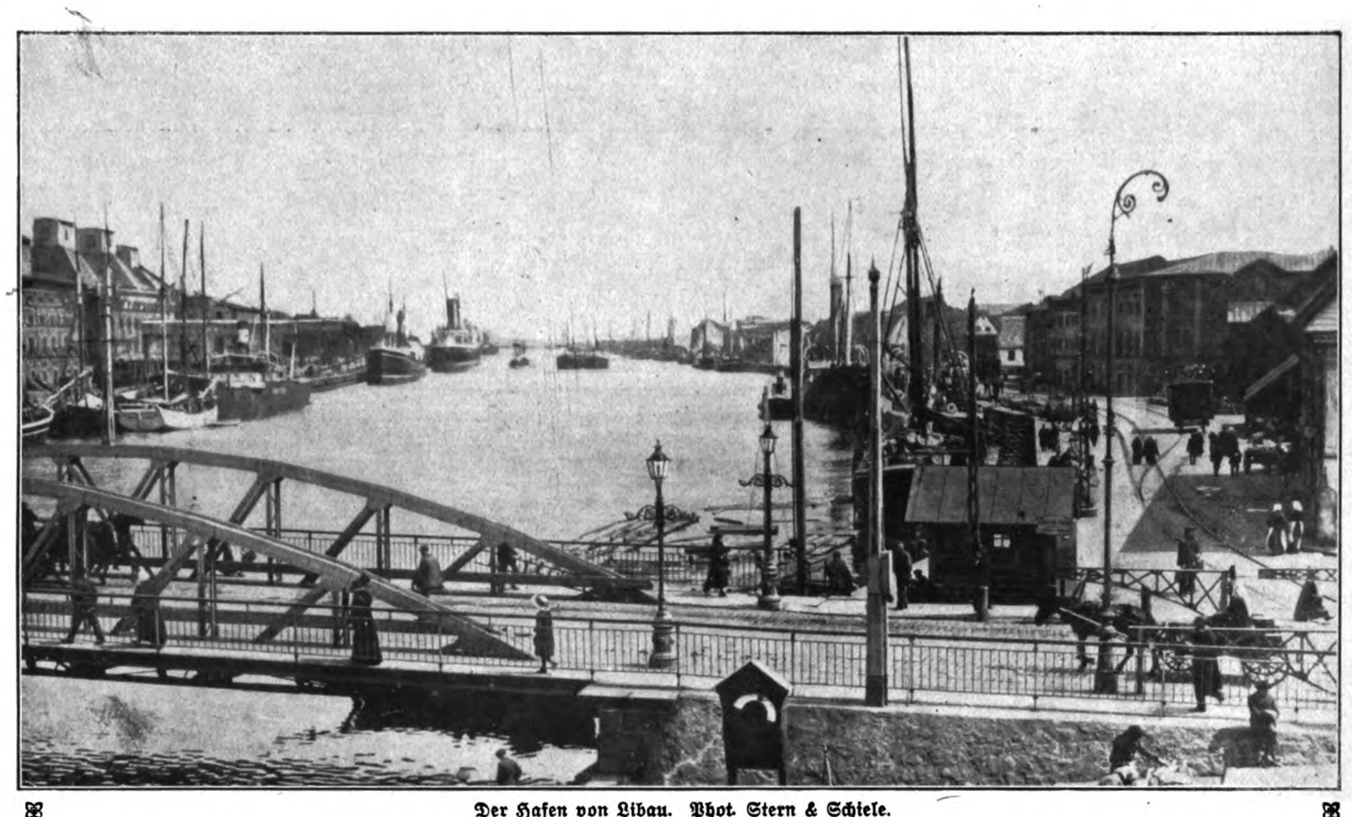




Generaloberst von Mackensen. Phot. Gottheil & Sohn.



Feldmarschall Erzherzog Friedrich von Österreich. Phot. Carl Seebald.



Der Hafen von Libau. Phot. Stern & Schiele.

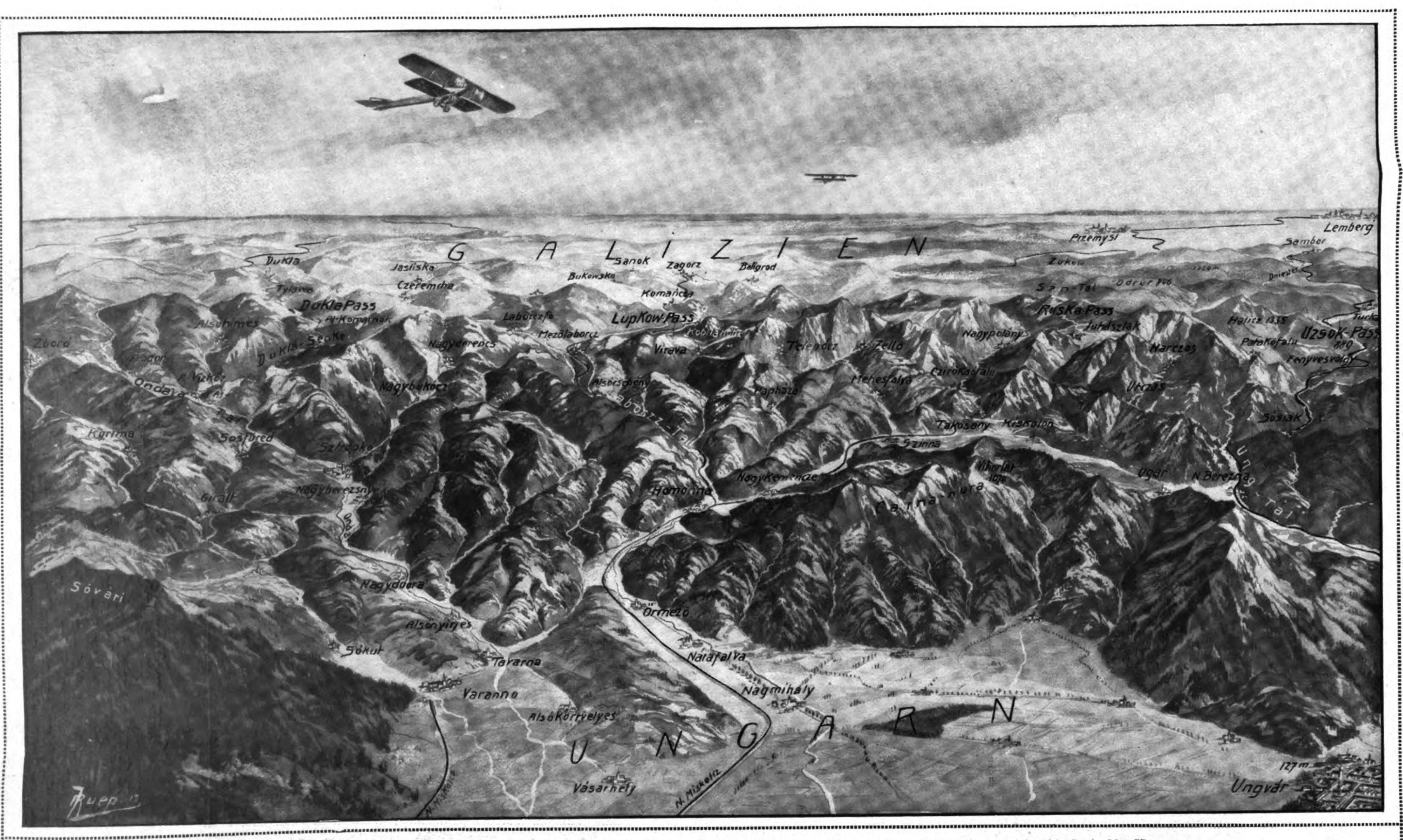
sind im schleunigsten Rückzuge nach Osten, scharf verfolgt von den verbündeten Truppen. Die Trophäen des Sieges lassen sich noch nicht annähernd übersehen. Aber schon die nächsten Tage werden nähere Einzelheiten bringen, die die Tragweite dieses Sieges erkennen lassen, der dem Oberkommando der Marken auf die erste Nachricht hin bedeutend genug erschien, ihn sofort der Berliner Bevölkerung mit der Aufforderung „Fahnen heraus" bekannt zu geben und der, soweit man im Augenblick zu urteilen vermag, die Russen zwingen dürfte, die ganze Karpathenfront bis an die rumänische Grenze hin aufzugeben. Die günstige Jahreszeit wird dazu beitragen, daß unser siegreiches Heer auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz nun auch die Früchte der gewonnenen Schlacht einzubringen vermag. Denn auch dort unten kommt der Frühling.

Von früh bis spät geschäftig am Werk, hat die Sonne die meterhohe Schneeschicht von den Bergen heruntergewaschen, und nachdem wochenlang die reichlich gespülten Wege und Landstraßen wie bei einem Großreinemachen unter Wasser gestanden haben, entpuppen sich die Karpathen mehr und mehr als ein nahbares Mittelgebirge. Die Geländeschwierigkeiten, die sich aus der Lagerung ihrer ineinander verschränkten einzelnen Höhenzüge ergeben, gebieten der Kriegführung dieselbe Vorsicht, dieselbe Geduld wie zuvor. Aber der Hochgebirgscharakter ist mit dem Schneemantel größtenteils abgestreift, und damit sind zugleich eine Menge Schrecken und Mühsale weggefallen, die während der Wintermonate die Widerstandskraft unserer aus der Ebene kommenden deutschen Soldaten auf eine oft grausame Probe stellten. Der Winterfeldzug in den Karpathen wird in der deutschen Kriegsgeschichte mit seinen neuen und wichtigen Erfahrungen ein besonderes Kapitel beanspruchen. Wer sich einen Begriff davon machen will, was unser Heer an der ungarisch-galizischen Grenze, gewissermaßen unvorbereitet, geleistet hat, wird sich immer die Monate Januar, Februar, März vergegenwärtigen müssen, in denen der Himmel mit den Russen verbündet schien. Die Schilderung von der Eroberung des Zwinin, die unsere Leser weiter hinten finden, gibt ein eindrucksvolles Bild der unendlichen Schwierigkeiten, die der Winterfeldzug in den Karpathen bereitete. Während unsere Truppen mit Schnee und Eis rangen, hatten die Russen jenseits des Gebirges Muße genug, ungezählte Verstärkungen aus den nördlichen Ebenen heranzuziehen.

Und doch ist es gelungen, den Feind aus seinen starken Stellungen zu werfen, ein Erfolg, der auch berechtigte Schlüsse auf die stark verminderte Widerstandskraft des russischen Heeres zuläßt, dessen Stärke von jeher in der Defensive gelegen hat. Nicht minder überraschend wie die Kunde von dem Siege am Dunajec kamen zwei andere Nachrichten, die eine vom nordöstlichen, die andere vom nordwestlichen Kriegsschauplatz: der Vorstoß unserer im nordwestlichen Rußland operierenden Truppen, die am 29. April in breiter Front die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau erreicht hatten, augenblicklich Mitau bedrohen und auf Riga vorrücken, in dessen Gewässern bereits deutsche Torpedoboote kreuzen. Über den eigentlichen Zweck dieses Vorstoßes ist gegenwärtig noch nichts bekannt; jedenfalls aber dürfen wir bald nähere Nachrichten erwarten. Natürlich suchen die Russen diese Unternehmungen als strategisch völlig wertlos hinzustellen, die Zukunft wird sie wohl eines andern belehren, ebenso wie die Engländer, die von der Beschießung Dünkirchens dasselbe sagen. Die Engländer stehen hier vor einem Rätsel, können sich nicht erklären, wie diese Beschießung möglich ist und wo die großkalibrigen und so außerordentlich weittragenden Geschütze stehen. Der Bevölkerung ist der Boden zu heiß geworden; sie

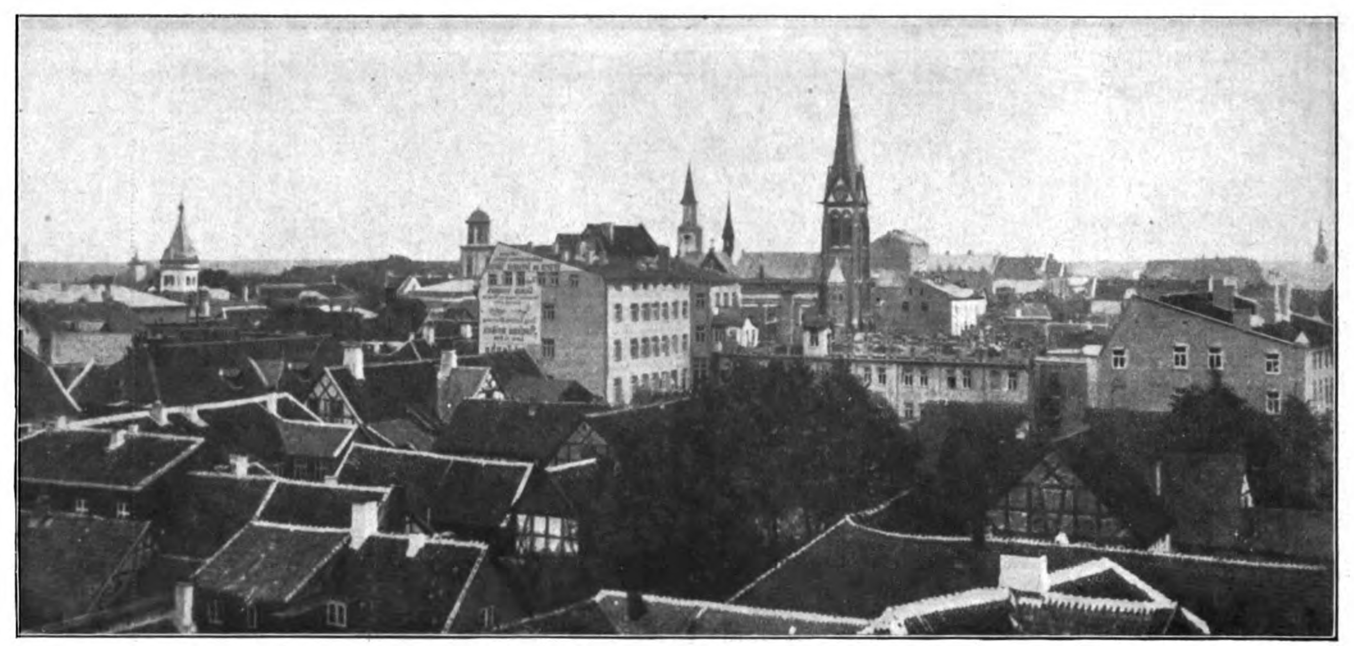


Straßenbild in Mitau. Phot. Stern & Schiele.



Zum Rückzug der Russen aus den Karpathen: Die Dukla-, Lupkow-, Ruska- und Uzsok-Pässe.

Zeichnung von Ott und Ruep.



Gesamtansicht von Mitau. Phot. Stern und Schiele.

flüchtete in hellen Haufen nach Paris. Hoffen wir, daß auch den Engländern es dort bald zu heiß wird. Wenn wir mit der Beschießung wie bisher fortfahren, dürfte es bald so weit sein. Auch unsere Unterseeboote machen ihnen neuerdings wieder viel zu schaffen, jetzt schon unterstützt von Torpedobooten, die der englischen „Blokade" zum Trotz im Kanal ihr Wesen treiben. Wenn auch zwei dieser Jagdhunde einer Übermacht zum Opfer fielen, so will das, wie schmerzhaft der Verlust auch ist, nichts sagen. Zweie sanken, zehn kommen wieder, und durch die Luft die Zeppeline und Flieger, die auch in letzter Zeit wiederholt Englands Ostküste besucht haben. Um Ypern zieht sich der Ring immer dichter. Wir setzten unsere Angriffe von Norden und Osten mit großem Erfolg fort. Bis zu diesem Augenblick fielen noch Zevenkote, Zonnebeke, Westhoek, der Polygone-Veld, Nonne Bosschen, alles seit Monaten heißumstrittene Orte, in unsere Hand. Der abziehende Feind wurde unter Flankenfeuer genommen. Weiter wird von neutralen Blättern die Beschießung von Furnes gemeldet. Dazu die Mißerfolge der Engländer und Franzosen an den Dardanellen, der Beginn der Kämpfe am Suezkanal, der Anmarsch afghanischer Truppen auf Indien — wahrlich wir können zufrieden sein. —



Blick auf Dünkirchen. Photoglob Co., Zürich, phot.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

X. Der Feldbriefträger.

Ich hab's wohl schon erzählt: es war stockdunkle Nacht, als wir im Kriegsherbst 1914 auf einer kugelumpfiffenen Waldwiese zum ersten Mal — wir Kriegsfreiwilligen zu unserm ruhmreichen Regiment stießen. Der Führer, den wir nur hören, nicht sehen konnten, begrüßte uns mit einer Ansprache, deren kraftvoll herzlicher Klang mir noch im Ohr liegt: „Ich freue mich, daß ihr gekommen seid. Macht euren gefallenen Kameraden keine Schande. Seid schweigsam und verschwiegen. Schreibt eure Feldadresse gleich nach Hause. Und wartet vor drei Wochen auf keine Nachricht. — Drei Wochen, und gleich die ersten drei, ohne Nachricht vom Heimathaus, — das war leichter gesagt als ertragen. „Püppchen" hatte den kindlichen Mut, ein Tele-

gramm mit Rückantwort aufzusetzen; es prallte am Feldwebel ab. Nun schrieben wir täglich ein halbes Dutzend und mehr Karten auf den Kopf, steckten sie vertrauensvoll in die Pappschachtel, die mit der Aufschrift „Briefkasten“ an der Feldküche hing. Nach drei Wochen traf die erste Antwort ein. Püppchen war der Glückliche. Seine alte Dame schrieb: „Ich habe heute deine Feldgrüße erhalten, lieber Junge: hundertzweiunddreißig auf einmal. Gott behüte dich alle Tage . . . .“ Es war ein kleiner, heilsamer Guß für uns alle miteinander. Die drei Worte: „hundertzweiunddreißig auf einmal“ belehrten uns eindringlicher als viele Verordnungen und Verfügungen, daß uns neben dem Rechte auf Portofreiheit nicht ohne weiteres das auf Schrankenlosigkeit zustand. Nicht, daß wir im unbekümmerten Übermut drauflosgeschrieben hätten, gewiß nicht; die begreifliche innere Erregung trieb uns dazu, die Loslösung von Haus und Heimat zitterte ja noch in uns, die Überfülle der ersten kriegerischen Eindrücke und Erlebnisse war ja so riesengroß und mußte sich irgendwo Luft machen; dazu der brennende Wunsch, denen, die in Deutschland um uns bangten, Beruhigung zu geben. Das dauerte so etwa vierzehn Tage höchstens, dann wurden wir selber ruhiger; die oft viel zu schnell und unstät flackernden Begeisterungsflammen wandelten sich in die stille Glut der echten, schweigsamen Tapferkeit und Vaterlandsliebe, wir wurden demütiger und erst wirklich mutig zugleich ... Damals fragten wir ja nicht danach, aber heute greifen wir uns an den Kopf und können's kaum ausdenken: wenn es den Millionen deutscher Soldaten, die nach beiden Fronten hinauszogen, ebenso erging wie uns — und ganz bestimmt erging es ihnen ebenso! — wer in aller Welt hat dann den Ozean von Briefen und Karten gerade in jener ersten, vor allem für die Verkehrsvermittlung schwersten Zeit bewältigen können?! Es ist kaum auszudenken und noch viel weniger auszusagen, was die Feldpost gleich in den ersten Kriegswochen vor sich gebracht hat. Und gerade in jener ersten Zeit ist sie am allermeisten benörgelt worden, von euch und von uns, das wollen wir getrost bekennen. Was hatten wir denn eigentlich auszusetzen, wenn wir uns heute recht besinnen? Daß manches verloren ging. Das ist auch der Fall gewesen. Aber wir rechnen doch schon in Friedenszeiten mit einem bestimmten Prozentsatz verlorengehender Postsendungen und finden nichts Merkwürdiges dabei. Denn wir wissen: es begegnet den ordentlichsten und gewissenhaftesten Menschen, daß sie bei aller Achtsamkeit dies und das verlieren, es fällt uns garnicht ein, ihnen das anzurechnen, es geht mit ganz natürlichen Dingen zu; also ist es auch nicht weniger natürlich, daß der Post so und soviel Dinge verloren gehen, — das wundert uns keinen Augenblick, die Verlustziffer ist uns ganz geläufig. Da kam der Krieg, und die Verlustziffer ging in die Höhe. Beim einzelnen Menschen würde es uns garnicht weiter wundern, daß er bei erhöhten Anforderungen und verzehnfachter Eile mehr verliert als in ruhigen Tagen; aber der Feldpost wollten wir das nicht zugestehen, die durfte bei allen ins Fabelhafte gesteigerten Anforderungen garnichts verlieren. Wir waren doch rechte Kinder, gelt? . . — Der Generalpostmeister hat zur Selbstverteidigung greifen und uns die wuchtigsten Zahlensäulen vor die Augen stellen müssen, damit wir's nur sahen und glaubten, was er geleistet hat. Das ist ihm sicherlich nicht leicht gefallen, denn nichts trifft härter, als sich vor Mißtrauen rechtfertigen zu müssen. Und wer ist als der beschämte Teil daraus hervorgegangen? Ehrlich gesagt: wir. — Vielleicht denkt Jemand, das gehörte garnicht in mein Kriegsbilderbuch hinein, und es wäre auch schon längst abgetan. Aber es gehört hinein. Denn ich will kein schlechter Zeichner sein, und ihr könnt's verlangen, daß meine Bilder getreu sind und Licht und Schatten haben. Was ich sage, spreche ich nicht aus mir selbst, sondern habe es allen, unter denen ich hier lebe, aus dem Herzen gelauscht und darf auch darum sagen: so sprechen wir. Einem reichen Vater kann's nicht schwer fallen, seinen lieben Kriegsjungen mit vollen Händen zu beschenken. Aber da neben ihm steht ein andrer, der's nicht so hat, dem's fast unmöglich wird, sein volles Herz in Gaben darzubringen; er muß sich und die er sonst noch zu versorgen hat, in Not setzen, um den Jungen draußen im Krieg immer und immer wieder, je länger, je lieber, das Liebespäckchen schicken zu können; und ihm tut's am meisten weh, daß es gar so mager bleiben will. Das ist nun eine Stelle, wo ihr alle miteinander euch am herrlichsten bewährt habt. Ihr selber könnt's ja nicht so überblicken, aber hier draußen vor'm Feinde, da zeigt sich's in heller Sonne, wie treu ihr zusammenhaltet für uns. Ich will da nicht einmal an Weihnachten denken, wo die deutsche Schenkensfreude ja auch in Friedenszeit über die Ufer schwillt; nein: jeder schlichte Alltag ist voll davon. Es ist, als ob eine einzige hochgefüllte Liebeshand aus Deutschland her zu uns im Feindesland hinüberreichte: „Da nehmt, nehmt alle, es gehört euch allen!“ — Die trennenden Klüfte zwischen reich und arm sind bei uns ausgetilgt, und das wäre nicht möglich gewesen, so gründlich wenigstens nicht, wenn ihr im Vaterlande sie nicht ebenso überbrückt hättet. Es giebt keinen Unterschied. Der arme Kriegskerl hier braucht sich nicht zu schämen, daß er von unbekannten Gebern beschenkt wird, denn dem reicheren Kameraden geht's ebenso: nur wenige Tage verlaufen, an denen ihm nicht ein braunes Päketchen in die Hand kommt, eine Liebesgabe von Unbekannt. Und im-

Feldbriefträger. Photothek phot.

Das französische Postamt in Neufchâtel an der Aisne, das zweckmäßig als deutsches Feldpostamt eingerichtet wurde. Phot. R. Sennecke.

mer liegt ein Zettelchen dabei: „Wie gerne gäbe ich mehr, lieber Soldat, aber ich muß noch viele andre beschenken und bin nur so arm."

Und dann müßtet ihr dabei sein, jeden Tag, wenn Post verteilt wird; denn wir hier vorne, hart im Gesicht des Feindes, nur einen Steinwurf weit von ihm weg, wir haben — von seltenen Fällen abgesehen, täglich, ja zuweilen zweimal täglich den prallgefüllten Postsack hier, den uns die Sanitäter bringen. Dann müßtet ihr bei der Verteilung sein: ein Fest! Nicht alle kriegen immer was, natürlich nicht. Aber ein Fest ist es immer, und für alle. Denn wir leben und hausen hier in den Höhlen und Gräben auf Teilung, ganz ungewollter, selbstverständlicher Teilung. Jeder entfaltet sein Päckchen und reichts hin: „greift zu!" Und wir greifen zu, ohne an arm oder reich zu denken; das ist wie ausgewischt, wir sind Leidens- und Freudensgenossen bei Tag und Nacht. Und es bleibt nicht beim Gabenaustausch, das müßt ihr nicht meinen. Natürlich gibts immer etwas bei Jedem, was er gern für sich behält, etwas Zartes, Allerheiligstes in den Briefen von und nach Daheim. Aber sonst ist alles gemeinschaftlich, soweit es nur geht, und das Bedürfnis, sich auszusprechen, schlägt ungeahnte Brücken. Wir lernen fremde Schwesterchen und Brüderchen, lernen mit Erstaunen die stillen Seelen tapferer Frauen und Mütter kennen; sie werden uns alle so nah und lieb, wie sie uns nur je in Friedenszeiten fern und gleichgültig waren. Die meisten meiner Kameraden sind, wie der Volksmund sagt, geringeren Standes. Das Wort hat seine Gültigkeit verloren hier draußen, gewiß; aber den wenigen, die „bessergestellt" sind, ist doch eine nicht kleine Last vom Herzen genommen, ich weiß es ganz gewiß, und sie können freier atmen, seit sie nicht mehr von unten herauf, sondern freiweg, Aug' in Auge angeblickt werden.

Es war uns in Friedenszeiten ganz natürlich und gehörte zur Ordnung, daß täglich der Briefträger kam. Aber daß er Tag für Tag hier bis an den Feind herankommt, damit wir täglich eure Grüße haben und ihr die unsrigen: nein, das ist nicht selbstverständlich, das ist nicht in der Ordnung, — das ist wahrhaft außerordentlich. Wenn wir auch noch so hoch aufgeschossen sind und stämmige Schultern gekriegt haben, die allerlei Lasten heben und tragen können, und wenn auch manchem ein Panzer sogar ums Herz gewachsen ist — was will das alles heißen, Kinder sind wir doch geblieben und reißen immer die Augen auf, wenn der Briefträger kommt. Und wenn wir auch garnichts zu erwarten haben und uns selber sagen: er kann heute nichts für dich bringen, — irgendwo klopft ein kleiner Wunschtraum: vielleicht hat er aber doch etwas, eine Überraschung! Und so könnt ihr euch ausmalen, was hier vorne der Feldbriefträger für uns bedeutet. Er ist ein Märchenmann mit einem großen Wundersack, den er für brave deutsche Kinder auf seinem Rücken bis an den Feind heranschleppt. Ungefähr wissen wir's schon meist, wann er kommen muß, und wer es garnicht wüßte, der würde mit der Nase draufgestoßen. Denn um die Stunde ist alles im Fieber, vom Hauptmann bis zum Musketier: das, dies und jenes muß noch schnell und gut getan und erledigt werden, damit wir frei sind, wenn die Post kommt. Und wenn sie da ist und verteilt werden soll, dann: dann mag dies und das und jenes, — wenns nicht unweigerlich dringlich ist — bleiben bis nachher, denn jetzt ist Feierstunde: der Feldbriefträger ist da. Und dann ist Bescherung. Wer nicht dabei sein kann, wer auf dem Posten stehen und den Feind im Auge halten muß, der trippelt von einem Fuß auf den andern vor Ungeduld: Krieg' ich denn noch immer nichts?! Aber die Glücklichen, dies mitmachen dürfen! Da mag's über die Köpfe wegsausen: „pjiu, pjiu, pjiu!" mit Flintenkugeln und „rrrrr" — — sssss — — ttttt . . . . . bummm!" mit Schrapnells oder Granaten, — sie breiten die Arme aus und fangen Dinge auf. die viel, viel schöner und wichtiger sind: die braunen Päckchen aus dem Wundersack. Die schwirren mit den Namen um die Wette durch die Luft, und wen's trifft, dem blitzen die Augen vor Freude. Ach, ihr Mütter allesamt weit hinten, wenn ihrs doch nur einmal, nur ein einziges Mal so mitansehen könntet! Die dauerhaft hartkantigen, von euren Sorgenhänden prall gepackten „Liebesbriefe", die treffen gut und richten Beulen und Schrammen an den Stirnen eurer Jungen an, — und über ihre Köpfe weg gehen die Todesgeschosse. Wißt ihr, was wir dann leibhaftig mit Augen sehen? — Eure zitternden, schützenden Hände über uns gebreitet! —

Und dann verstummt eine zeitlang der lustige Lärm, und jeder hat still mit sich selbst zu tun; er muß nur rasch eine Minute wenigstens allein sein mit sich und den fernen Seinen, nur ein paar kurze Augenblicke lang, — dann mag's weitergehen mit Kriegsdienst und Kriegsgefahren, dann mag die Nacht kommen mit Dunkel und Graus, wir haben die Sonne scheinen sehen, die goldene deutsche Heimatsonne.

Es können Tage kommen, wo wir ohne Brot und andere Nahrung bleiben müssen, und auch Tage, an denen uns die Post nicht erreichen kann; und ich sag's euch von allen hier: drei Tage ohne Post sind so schwer wie drei Tage ohne Brot. Das will nicht sagen, daß Jeder an jedem Tage seinen Feldpostbrief bekommen müßte, sondern: die Truppe tagelang ohne Postverbindung, das ist eine hemmende, drückende Geschichte. Zu vermeiden ists natürlich nicht, namentlich bei großen Märschen und taktischen Verschiebungen nicht, die verschleiert werden müssen; die Sache aber steht über dem Gefühl, und wir selber sagen's uns: wir müssen eben warten, es kommt auch wieder besser. — Sonst indessen giebt's keine Stelle im ganzen Kriegsheer, wo der Feldbriefträger nicht hinreichte, namentlich dahin, wo er am nötigsten ist: in die Feldlazarette und in die Feuerlinie. In der Findigkeit kennt er keine Schwierigkeiten und keine Hindernisse. Ein kleines Beispiel. Ein Kamerad von mir ist verwundet worden, zum Glück ganz ungefährlich, ein Streifschuß ins Oberschenkelfleisch, den er sogar im Schützengraben ausheilen lassen konnte. Natürlich hat er darüber auch heimwärts berichtet, und sein Mütterchen, fern im Dorf hoch auf dem Hunsrück, kriegt's mit der Angst: eine Kugel hat den Jungen getroffen?! Und dann muß er ja ganz gewiß am Tode liegen; wenn er auch schreibt, es wär garnicht so schlimm, — eine Mutter weiß das besser: so eine Kugel, wenn die mal trifft, dann ist's auch bald am End'. Also hingesetzt und geschrieben und eingepackt und fortgeschickt, was nur so Hals über Kopf möglich war, damit der liebe Junge doch nicht verlassen ist in der höchsten Not. Eingepackt und die Adresse drauf . . . ja, alle guten Engel im Himmel, wie heißt jetzt in aller Geschwindigkeit die Adresse?! Da soll sich einer in der Todesangst auskennen mit all den Armeekorps und Divisionen und Brigaden und Regimentern und Bataillonen und Kompagnien und wer weiß was allem. Dazu hat Mütterlein jetzt keine Zeit, den Jungen hat eine Kugel getroffen, und das werden sie ja bei der Armee dort in Frankreich wohl ganz genau wissen; also hingeschrieben, so schnell's die alten krummgewordenen dürren Fingerchen können: An den Wehrmann Just Müller in Frankreich, er hat ein Schuß im Bein. — Bei dieser Adresse müßte, wenn's mit richtigen Dingen zuginge, dem Feldbrieftrag r zumute gewesen sein, als wenn er plötzlich vor dem Chimborazo stände und den Wehrmann Müller suchen sollte. Aber er hat ihn gefunden, mit verblüffender Geschwindigkeit gefunden. Wir haben den Weg nachher verfolgt; es war ein vollendetes Kolumbusei. Der Feldbrief kam aus einem Hunsrückdorf an einen Wehrmann, — da wußte die Feldpost schon: die aus der dortigen Gegend stehen bei dem und dem Armeekorps; von da ging's glatt weiter durch die Divisionen und Brigaden bis zum Regiment; das Regiment hatte so und soviel Josef Müllers, wer von ihnen hat „ein Schuß im Bein?" Wer von denen dann stammt aus dem Hunsrückdorf? . . . Und der liebe Junge war gefunden! —

Ich selber mußte einmal innerhalb vier Tagen eine Fahrt durch fünf Feldlazarette machen, mit geschlagenen Gliedern, es war keine Vergnügungsreise. Aber meine Feldpostbriefe aus der Heimat liefen hinter mir her wie Hündchen hinter ihrem Herrn: im fünften Lazarett hatte ich sie am zweiten Tage schon alle in der Hand. — Ja, lieben Leute daheim, was soll man dazu sagen? Das sind Wunderdinge aus dem Wundersack des Feldbriefträgers.

Und die Findigkeit in der Feuerlinie? O, uns hat die Feldpost gefunden bis zum gefährlichsten Horcherloch vor'm feindlichen Drahtverhau hin, bei dunkelster Nacht. — Wir lagen im höllischen Feuerspektakel, daß uns Hören und Sehen verging; mit den Patronenpäckchen wurden uns mitten im flirrenden Kugelsausen, zwischen die kochenden Einschläge der Feldgeschütze hindurch unsere lieben heimatlichen Briefe und Päckchen zugeworfen; und dann rasch aufgeritzt, ein hastiges Ueberlesen, ein rasches frohes Fühlen; sie stehen um dich her, du bist nicht allein! — und dann mag kommen, was will: „trutz Tod, ich fürcht' dich nit!" —

Und wollt ihr wissen, wie pünktlich der Feldbriefträger ist? In der Sylvesternacht, als wir auf unserer ganzen gewaltigen Schützengrabenfront von der Schweiz bis zum Meer hinauf das große Jahresschießen hielten, da, genau um Mitternacht, kamen die Sanitäter mit den Postsäcken an. Alle Wetter, war das ein Fest! In den Erdlöchern auf freiem Feld in Wind und Regen, in der ersten rabenfinsteren Jahresstunde hockten wir da in unsren kleinen, schlammnassen Winkeln beisammen, immer zwei oder drei, und lasen bei einem glücklich geretteten Kerzenstümpfchen, was uns die Heimat zu dieser Wende an Herzenswünschen brachte. Und dazu allerlei Liebgewohntes: Pfannkuchen und Schmelzblei und krause Rätseldinge. . . .

In einem Päckchen für mich lag ein kleiner Feldkocher mit hartem Spiritus, dabei ein Fläschchen Arrak und viel Zucker und ein Kärtchen: „Sylvesterpunsch im Schützengraben. Hoffentlich trifft er pünktlich ein."

Feuer und Punsch aus Deutschland punkt zwölf Uhr in der Sylversternacht im Schützengraben, — ja, das soll mal erst einer dem Feldbriefträger nachmachen.



Der Kleine Kreuzer „Karlsruhe" versenkt einen englischen Handelsdampfer. Zeichnung von Prof. Willy Stöwer.



Frühling 1915. Von Hans Caspar v. Zobeltitz.

Zwei Weidenäste hatten wir gebunden
Und ihm als Kranz aufs Kriegergrab gesteckt,
Mit Fichtenreisern, die am Weg gefunden,
Ihm hoffnungsgrün die Stätte zugedeckt.

Eis trieb die Nawka, als wir Abschied nahmen
Mit einem kurzen: Helm ab zum Gebet,
Und halbgetaute weiße Flocken kamen
Vom Feinde ostwärts zu uns hergeweht.

Jetzt bin ich wieder jenen Weg geritten
An einem frühlingshellen Sonnentag,
Vorbei an jenem Ort, den wir umstritten,
Vorbei an jener Stätte, wo er lag.

Hier hielt ich an. Hier stieg ich schnell vom Pferde,
Um einen kurzen Gruß ihm noch zu weihn,
Ich wollte unserm Freund in fremder Erde
Noch einmal im Gebete nahe sein.

Da sah ich plötzlich, daß auf seinem Hügel
Sein Weidenkreuz ganz kleine Blättchen schlägt:
So hat der Frühling seine sanften Flügel
Auch hier auf dieses Kriegergrab gelegt.

So zauberte er neues junges Leben
Aus toten Weidenreisern hier hervor,
So wird er neue Kraft den Seelen geben,
Und so umgrünt er Trauer, Schmerz und Flor.

Drum hat er seine jungen Lebensfahnen
Auch hier am ernsten Grabe aufgestellt.
„Der Frühling kommt!" — Er schickt davon ein Ahnen
Mit seinen Knospen durch die ganze Welt.

Geschrieben in Polen, April 1915.

Der Bund der Neutralen gegen England. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Heutige Vorgänge wecken die Erinnerung an Versuche, der Willkürherrschaft Grenzen zu setzen, die England mit seinen Rechtsauslegungen nach Belieben und Eigennutz gegen alle Völker übt. Das geschah 1778, als zuerst das über Norwegen mitregierende Dänemark und Schweden sich genötigt sahen, einen Bund der Neutralen zur Wahrung ihrer Handelsrechte anzuregen, und dann 1780, als dieser Bund in einer erfolgreichen Führung umfassend zustande kam. Damals lag der öffentliche Verstand der europäischen Völkermeinung noch nicht in den tausendfältigen Gulliverstricken der englischen Weltbelügung gefesselt. Die wahren Eigenschaften Albions wurden trotz einer in vielen Dingen berechtigten Bewunderung nicht hinweggetäuscht, und von einer Beseligung, ihm dann doch wieder huldigend zu dienen, sind damals die gründlich belehrten Holländer und desgleichen die Skandinavier am freiesten gewesen. —

Es hatte einmal die Zeit gegeben, da die Freiheit der Meere von England vertreten wurde. Das war, als Spanien und Holland die großen Handels- und Kriegsflotten besaßen und darauf ihre anspruchsvollen Hoheiten in bestimmten ganzen Weltgegenden begründeten. Damals hat Königin Elisabeth im Streit mit Spanien die Sätze aufgestellt: „Die Benutzung der Meere ist allen gemeinsam. Keine Nation kann ein Vorrecht auf die See haben oder deren Besitzergreifung ausüben." — Elisabeth machte nur eine Ausnahme, die sie nicht nannte, aber den sich ergebenden Gelegenheiten vorbehielt. Das waren die Meere, die England selbst umspülen. Hier hat es denn auch, sobald es konnte, den Niederländern die formale Anerkennung abgezwungen: in „britischen Gewässern" mußten sie vor englischen staatlichen Schiffen ihre Flagge streichen. Und indem nun nach Spaniern und Portugiesen auch die einst so machtvollen Niederländer infolge ihrer schlechten und knauserigen Politik immer weiter zurücksanken, sind aus den „britischen Gewässern" im Laufe des 18. Jahrhunderts die Ozeane aller Erdteile geworden. Britannia rules the waves, England will auf den Meeren gebieten.

Die Rückwirkung dessen auf die übrigen Völker tritt in Bestrebungen hervor, ein Seekriegsrecht herauszubilden. Auch England hat diese Verträge mit abgeschlossen, aber dann hinterher die früher zugegebenen Grundsätze und Rechte nicht mehr gekannt, wenn sie nicht zu seinem Vorteil gereichten. Es nannte die neutrale Schiffahrt unantastbar, wenn sie ihm erwünschte Zufuhren brachte, wogegen es unbequeme neutrale Schiffe ohne Federlesen durchsuchte, wegnahm, die Auslegungen von Konterbande und Blockade nach Belieben bald erweiterte, bald abschwächte. Am aufreizendsten trat diese Willkür hervor, als England den Krieg von 1775 bis 1783 gegen die Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner führte und letzteren sich Frankreich mit Spanien, sowie zeitweilig, in einem letzten Aufflackern als Macht, auch Holland anschlossen. Wie durch einen gemeinsamen, unsichtbaren Griff flammten in den Ländern Europas die zornigen Erkenntnisse auf; aus den holländischen Niederlanden ward 1779 das schonungslose Wort gesprochen von der Dummheit der Nationen, durch deren Erhaltung und Ausnutzung England so mächtig geworden sei.

Zu den Leitsätzen seines Verfahrens, die England damals verkündete, gehörten u. a. folgende: Die neutrale Flagge deckt nicht die Ware. Englische Blockaden sind auch dann tatsächliche, wenn das blockierende Geschwader aus veranlassenden Gründen oder des Wetters wegen abwesend ist. Die Neutralen dürfen nicht von einem für England feindlichen Hafen mit einem anderen solchen feindlichen Hafen verkehren. — Abgesehen von den Schiffahrt treibenden skandinavischen Neutralen war der hierdurch meistbedrohte und geschädigte Staat Rußland, das so sehr des Absatzes seiner breiten Naturalerzeugnisse und Rohstoffe nach dem daran ärmeren Westeuropa bedurfte, sei es auf eigenen oder fremden Schiffen, und das seine Waren weder an der Straße des englischen Gibraltar, noch im Durchpaß des Kattegats und Kanals vor der englischen Auflauerung zu sichern vermochte. So ist es die Kaiserin Katharina II. gewesen, die sich an die Spitze der Bewegung stellte. Die 50000 Pfund Sterling, die ihrem Freunde Potemkin schleunigst zuflossen, verfehlten diesmal ihre Wirkung, da sie ein ehrlicherer Reichskanzler, Graf Panin, zu durchkreuzen und zerstören wußte. Mitte 1780 vereinbarten zunächst Rußland, Dänemark-Norwegen und Schweden das Bündnis der Neutralen zur Feststellung und bewaffneten Verteidigung ihrer Rechte. Baldigst trat Friedrich der Große bei, dessen politisches und persönliches Ansehn „einen großen Seestaat aufwog", Österreich, Portugal, Neapel folgten, und Frankreich, Spanien, Nordamerika, Holland, obwohl angeblich nicht neutral, erklärten ihre grundsätzliche Zustimmung. Die Hauptforderungen, die der Bund festlegte, waren: Freiheit der Fahrt mit erlaubten Gütern von einem feindlichen Hafen zum andern, Beschränkung der Konterbande auf Kriegsbedarf, also hauptsächlich Befreiung von Getreide und Lebensmitteln, Unantastbarkeit des neutralen, erlaubten Eigentums unter neutraler Flagge. In diesem Sinne hatte schon früher ein preußisches Gutachten entschieden, das Friedrich der Große 1748 von seinem Kanzler Cocceji einforderte, als England im Krieg mit Frankreich achtzehn preußische Schiffe weggenommen hatte; er deckte damals die Entschädigung der Eigentümer mit Geldern, die englische Finanzleute noch aus der österreichischen Zeit in Schlesien stehen hatten. Dem Bunde von 1780 hat sich der große Seeräuber gebeugt. —

England tat sehr erstaunt, gekränkt, es hatte stets im Sinne des Völkerrechts gehandelt und war nach wie vor zu dessen Beschützung gegen alle frevlerischen Handlungen entschlossen. Tatsächlich wurden den britischen Seekapitänen zahme, vorsichtige Weisungen gegeben. Als es dann aber 1782 mit Frankreich, 1783 mit Nordamerika Frieden schloß, wußte es die Dinge so zu drehen, daß der Bund der Neutralen und dessen Forderungen nicht in der Welt vorhanden waren. Entsprechendes wurde 1786 im englischen Unterhause erklärt, und im Jahre 1800 sprach sich Pitt dahin aus, die Regierung habe den Bund der Neutralen von 1780 trotz ihrer „scheinbaren Nachgiebigkeit" niemals anerkannt.

Die neuen großen Mächtegruppierungen infolge der französischen Revolution und des Auftretens Napoleons haben die Keime von 1780 nicht zur Heranbildung eines gültigen festen Seekriegsrecht gelangen lassen. Als 1814 die sogenannten Alliierten — Preußen, Rußland, Österreich, England — in Frankreich standen, hat bei den ersten, zur ungeschickten Stunde begonnenen Friedens- und Kongreßverhandlungen von Chatillon England eiligst vorweg daran gedacht, sein altes Willkür- und Raubrecht sich als eine Art von Privilegirung zu sichern. Großbritannien, erklärte sein Unterhändler Lord Cathcart, erkenne keinen besonderen Selbstschutz der Neutralen an. Die Diplomaten nahmen es hin, und die öffentliche Meinung schwelgte, seit Napoleon nicht mehr bewundert ward, in der beglückenden Freundschaft mit den „stolzen Briten".



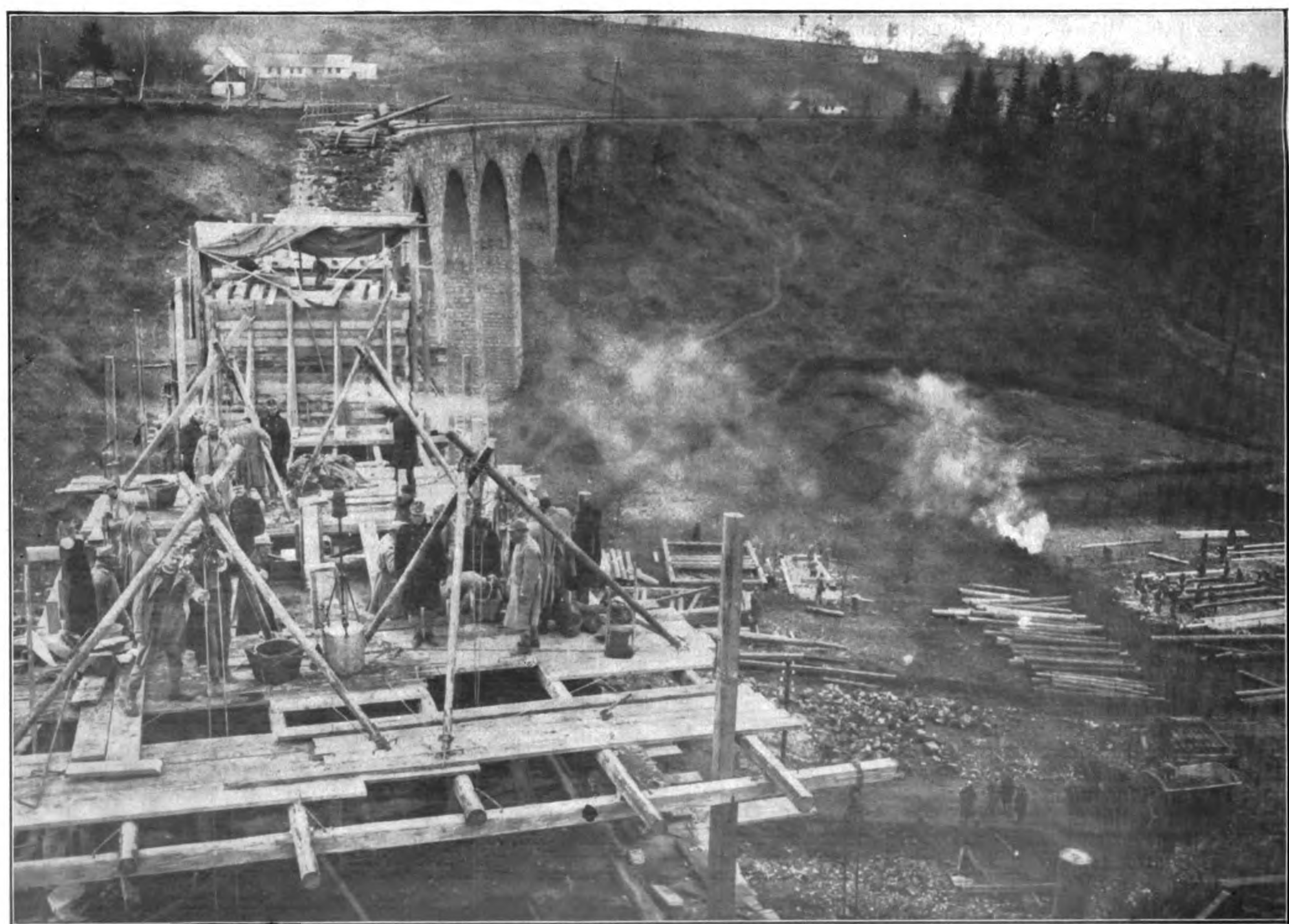
Vormarsch in den Karpathen. Phot. Az Est.

Die Erstürmung des Zwinin. Feldpostbrief aus den Karpathen.

Schwere, schwere Tage liegen hinter uns. Wir haben den Swinegel, wie wir den lang- und heißumstrittenen Berg nennen, genommen und lassen ihn uns nicht wieder entreißen. Eigentlich kann man von einem Berg nicht reden, viel eher von einem Höhenzug, der sich in einer Länge von etwa 8 km in süd-östlicher Richtung hinzieht und der sich an dem nördlichsten Ende zu seiner größten Höhe erhebt. Nach Süden dacht sich der Rücken etwa 200 m ab. Die Hänge sind steil, verflachen aber in halber Höhe und bilden dort terrassenartige Flächen, die durch zahlreiche, scharfeingeschnittene Täler von einander getrennt werden.

Von diesen Terrassen fällt der Amberg, besonders im Norden, wieder steil zur schmalen Talsohle ab. Die obere Hälfte des Swinegels ist unbewaldet. In unregelmäßiger Breite, mit vielen Lichtungen und Aussprüngen, umsäumt ein Waldgürtel des Berges Mitte. Nur im Norden reicht er bis zu seinem Fuße. Dieser unregelmäßige Wald bildete eine der Schwierigkeiten, die wir bei der Erstürmung des Berges zu überwinden hatten.

Die russische Hauptstellung führte auf dem Südwestabhang im allgemeinen an den Waldrändern und dem Terrassenrande entlang, bog im Süden über den Kamm und lief in scharfem Winkel nach Nordosten weiter. Sie bildete also einen scharfen, vorspringenden Punkt, der, wie wir später erfuhren,



Wiederherstellungsarbeiten an einer gesprengten Bahnüberführung in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

von unserer Nachbardivision zuerst aufgenommen und von dem aus auf dem rechten Flügel die Stellung aufgerollt wurde, während wir sie durchbrochen hatten.

Mit allen Schikanen, unter äußerst geschickter Ausnutzung des wechselreichen Geländes hatte der Russe die Stellung ausgebaut, mehrere Gräben übereinander, die sich gegenseitig flankierten, ausgehoben und schwächere Stellen, bei denen ein toter Winkel die Möglichkeit bot, bis auf die nächste Entfernung heranzukommen, durch besonders starke Hindernisse und vorgeschobene Flankierungsanlagen geschützt. Ein Gewirr von niedergeschlagenen Bäumen, deren Äste gekürzt und zugespitzt und untereinander mit Draht verflochten waren, bildete ein ziemlich schweres Hindernis. Die ganze Front war mit Maschinengewehren gespickt, und die Gebirgs- und schwere Artillerie stand vollständig gedeckt, für unsere Artillerie kaum auffindbar, hinter dem Höhenkamm. Nicht mit Unrecht und ohne Überhebung konnten die russischen Offiziere, wie sie nach ihrer Gefangennahme ausgesagt haben, diese ‚Festung' für uneinnehmbar halten. Wir mußten, um in die Stellung einzudringen, die steilen Hänge heraufstürmen, Hänge, die keinerlei Deckung und Schutz gegen das feindliche Feuer boten. Wochenlange Arbeit war notwendig gewesen, um uns den russischen Gräben so weit zu nähern, daß sie in einem Anlauf genommen werden konnten. Drei bis vier Tage, bei ungünstigen Verhältnissen manchmal länger, dauerte es, bis wir einen neuen Schützengraben weiter aufwärts ausgehoben hatten, der uns ein gutes Stück unserem Ziel näher brachte. Da die Russen, je mehr wir ihnen auf den Leib rückten, um so wahnsinniger bei Tag und Nacht das Vorgelände unter Feuer hielten, mußten wir von unseren Gräben Stollen im Zickzack nach vorn treiben, die dann auf gleicher Höhe nach beiden Seiten zu einem neuen Graben verbreitert wurden. Unterstände wurden in dem vordersten Graben nicht eingebaut, erst wenn ein weiterer Graben aufwärts entstanden war, wurde die zweite Linie für die Ablösungen und Reserven wohnbar gemacht. Vor dem neuen Graben mußten wieder Hindernisse gezogen werden. Das Abbauen des Drahtes und das Neuauslegen war wegen des russischen Feuers für uns ziemlich verlustreich. Die russische Artillerie begnügte sich nun nicht mehr mit dem „Abendsegen", sondern eröffnete des Nachts plötzlich ein rasendes Feuer auf unsere Gräben. Da wir jederzeit auf einen Angriff und Ausfall gefaßt sein mußten und diesem gewöhnlich ein scharfes Artilleriefeuer vorauszugehen pflegte, so wurden jedesmal die Reserven alarmiert und die vorderste Linie verstärkt. Tet — tetetet — tet — ging der Summer an den Fernsprechern auf der ganzen Linie. „Die Division will Meldung haben, was los ist. Greifen die Russen an?" Nein, sie hüteten sich anzugreifen, es war nur der übliche Lärm, den sie aus Angst vor unserem Angriff losließen. Die russische Infanterie verschwendet Tausende von Patronen; hoch über uns pfiffen die Geschosse hinweg und gefährdeten die heitere Gegend. Eins ... zwei ... drei ... vier blitzartige Scheine am Himmel, mit scharfem Knall zersprangen vier Schrapnells über uns und streuten ihre Kugeln auf den Gang, surrend flogen die Zünder weiter, klack, schlugen sie in den weichen Boden. So ging das nun fast jede Nacht. Die dauernde Buddelei, die Spannung der Nerven, mit der wir einen feindlichen Angriff erwarteten, das Aushalten in dem heftigsten Artilleriefeuer, gegen das wir uns nicht wehren konnten, die ständigen Verluste an jedem Tage, es war entsetzlich anstrengend und aufreibend. Zur Ruhe kamen wir eigentlich nur am Tage, wenn die russische schwere Artillerie uns nicht beschoß. Dann waren die vordersten Gräben schwach besetzt, während alles in den rückwärtigen Unterständen den tiefen Schlaf nach der letzten Nächte Müh und Qual schlief.

Mit jedem Meter, das wir uns der russischen Stellung näherten, wurde es schlimmer. Endlich hatten wir uns auf 20 bis 30 Meter herangebuddelt: nun konnte die russische Artillerie, um ihre eigene Grabenbesatzung nicht zu gefährden, auf unsere vorderste Linie nicht mehr wirken, vor ihr hatten wir Ruhe. Dafür traten nun die Handgranaten in Tätigkeit, die wir uns gegenseitig in die Gräben zu schleudern versuchten. Allmählich bildeten sich Künstler im Handgranatenwerfen aus, die mit tötlicher Sicherheit jedesmal in die russischen Schützengräben hineingetroffen hätten, wenn diese nicht überdacht gewesen wären. Uns gegenüber hatten die Russen kurze, etwa zehn Zentimeter starke Stämme schräg nach unten in die obere Kante der vorderen Grabenwand getrieben und diese dann mit Brettern belegt. Ein Sandaufwurf verstärkte dieses Dach und bildete in Verlängerung der Brustwehrböschung die Gewehrauflage. Zum Schießen mußten die Russen auf einen Tritt an der hinteren Grabensohle treten, gewöhnlich aber rissen sie nur, ohne den Kopf herauszustecken und ohne zu zielen, den Abzug ab, blieben also unter dem Dach und waren dort ziemlich sicher. Aus Mangel an Material und Zeit konnten wir uns diesen Schutz nicht leisten; wir sollten aus dem vordersten Graben jederzeit angreifen können, und mußten uns daher mit schnell abzuwerfenden Türen und anderen Brettertafeln, unter denen wir Schutz vor den Handgranaten suchten, behelfen. Außerdem schwächten Schulterwehren, die unseren Graben alle zehn Meter unterbrachen, ihre Wirkung sehr ab. Mit einigen Worten sei auch der Minenwerfer gedacht, die wir zum ersten Male kennen lernten und die uns riesigen Eindruck machten. Der „Minenhund", wie er genannt wird, stand in einem der hinteren Gräben. Nachdem die Entfernung genau ermittelt war, warf er seinen „Kochtopf" mit leisem Knall in den feindlichen Graben. Dort zerbarst er mit furchtbarem Getöse. Seine Wirkung ist bedeutend heftiger wie die einer Granate. Trotz der Geschosse, die uns sofort um die Ohren flogen, zuckten wir jedesmal zusammen, wenn der Minenhund „gebellt" hatte und freuten uns über das Schimpfen der Russen.

Etwa acht Tage lagen wir uns so gegenüber. Dann wurde der Sturm befohlen. Leise trafen während des Dunkels der Nacht die Reserven ein und hielten sich dicht gedrängt in den rückwärtsliegenden Gräben bereit. Überall wurden Vorkehrungen getroffen, um die Gräben schnell verlassen zu können, meist hatte sich jede Gruppe eine einfache Leiter zusammen gebunden, oder es genügten, wenn der Boden fest genug war, Ausfallstufen.

Der Himmel verblaßte, ein prachtvolles Morgenrot färbte allmählich die Bergkuppen. In den Frieden, der auf der ganzen Linie herrschte, krachte plötzlich eine Granate, die



Erbeutete russische Waffen werden hinter die Front gebracht. Phot. Az Est.





Ein Quartier deutscher Offiziere in den Karpathen. Phot. Az Est

unsere Artillerie in die russischen Stellungen schickte. Bald ging es Schlag auf Schlag und Krach auf Krach. Wir preßten uns hart an die Grabenwand und zogen den Kopf in die Schultern, denn haarscharf heulten die Geschosse über uns weg. Die russische Artillerie antwortete sofort, doch schoß sie viel zu hoch und zu weit. Zuweilen unterbrach das gewaltige Krachen einer Mine, die der Minenwerfer über uns wegschickte, den Lärm der Granaten. Zu diesem Höllenkonzert tackten die russischen Maschinengewehre die Begleitung. Wir verstanden unser eigenes Wort nicht. Ein Blick nach der Uhr: eine halbe Stunde noch Zeit bis zum Sturm, jetzt noch zehn Minuten, jetzt noch eine Minute, ein kurzes Gebet: Herr Gott im Himmel, hilf uns! Fertig! Marsch!

Punkt acht Uhr stellte unsere Artillerie ihr Feuer ein, die ersten Linien der Sturmkolonnen erstiegen die Böschung. Es waren die Handgranatenwerfer, die mit umgehängtem Gewehr losstürmten. Uns krachte ein Infanteriefeuer entgegen, wie wir es bisher noch nicht erlebt hatten. Die erste Linie kam nicht über die eigenen Hindernisse hinaus, dort lag sie zusammengeschossen am Boden, auch die zweite Linie drang nicht weiter vor. In den Gräben der Reserven ertönten, nach beiden Seiten sich fortpflanzend, die Sturmsignale der Hornisten und Trommler. Und wie eine Woge brauste mit Hurra die ganze deutsche Front auf einmal vor. Ich hörte und sah nichts. Immer nur der Gedanke, wir müssen heran, gab mir die Kraft, den steilen Hang herauf zu kommen. Hurra! Hinweg über die Hindernisse! Jetzt noch fünf Schritt, und wir haben gewonnen! Hurra, der Graben, — er war leer; die Russen hatten ihn, als der Sturm ausbrach, alles liegen lassend, geräumt. Es sah furchtbar darin aus, der Tod hatte hier mit seinen blutigsten Schrecken gewütet. Das Bataillon rechts vor uns war nicht vorwärts gekommen, der vorderste russische Schützengraben ihm gegenüber war noch besetzt. Von uns wurde eine Gruppe mit Handgranaten den Graben entlang geschickt, kurz darauf hörten wir ihr Krachen, dann ein kerniges Hurra, das von einem wilden Geschrei abgelöst wurde. Jetzt schrieen die Russen, unter denen das Nachbarbataillon, das endlich herangekommen war, aufräumte.

Die nächste Stellung, die wir stürmen mußten, lag etwas weiter aufwärts; die Russen hatten sich hier von neuem festgesetzt. Wir konnten, da der Nachbargraben genommen war und dadurch das Flankenfeuer aufgehört hatte, wieder vor. Mit Hurra, der eigenen Verluste nicht achtend, ging es den Hang hinauf. Wir hatten die Brustwehr erreicht: da hörten die Russen plötzlich zu schießen auf und streckten, zum Zeichen der Übergabe, uns die Hände entgegen. Aber so sind die Russen immer. Ihre Gräben sind stets so angelegt, daß sie hinter der Höhe, nicht auf oder vor ihr liegen. Sie können daher von unsrer Artillerie schwer aufgefunden werden. Wir kommen dann auf die Höhe hinauf, bilden, uns gegen den Nachthimmel abhebend, ein prachtvolles Ziel auf die nächsten Entfernungen, und haben dadurch schwere Verluste, ehe wir die russische Stellung überhaupt erkannt haben. Haben wir uns dann, unter weiteren Verlusten bis zu ihr so weit herangearbeitet, daß wir mit dem Bajonett sie stürmen können, heben die drüben plötzlich die Hände hoch und ergeben sich. Unseren Angriff mit der blanken Waffe abzuschlagen, sind sie viel zu feige. Die Offiziere haben sich rechtzeitig gedrückt, wenn es zum Sturm kommt. Diese Art ist echt russisch.

Immer mehr Russen kommen uns entgegengelaufen, auch aus den Nachbargruben und den hinteren Stellungen ihrer Reserven. Ein unbeschreibliches Siegesgefühl befiel uns: endlich, endlich nach den vielen, furchtbaren Wochen ein Erfolg; der russische Widerstand, an dem wir uns oft blutige Köpfe geholt hatten, war gebrochen, gebrochen an unserem Siegerwillen, durch unsere moralische Überlegenheit und nicht zuletzt durch die stärkeren Nerven unserer braven Leute. Mit dem Sammeln der vielen Gefangenen konnten wir uns nicht abgeben; die traten ganz von selbst in Marschkolonne an und wurden von einigen Leuten talwärts geführt; wir mußten weiter. In den Wald hinein: dichte Tannen, durch die die Russen sich Wege geschlagen hatten, hier und da ein Schützenloch, eine Blockhütte, fast ganz in der Erde eingegraben. Und wieder weiter! Vor uns quietschte etwas: russische Maschinengewehre, die auf kleinen Rädern laufen und von einzelnen Leuten gezogen werden. Wir liefen; in einigen Minuten hatten wir die Kerls samt ihren Gewehren eingeholt. Schnell die Schlösser herausgenommen, um sie fürs erste gebrauchsunfähig zu machen. Unser kleiner, immer lustiger Berliner, ein Pracht- und Allerweltskerl, hatte auch richtig Kreide bei sich, mit der Kompagnie und Regiment auf den Schutzschildern vermerkt wurden. Vorwärts! Der Himmel verdunkelte sich immer mehr, unheimlich fahles Licht schimmerte durch die Tannen, der Wald war gleich zu Ende. Jetzt mußten wir warten. Als wir den Wald durchquerten, hatten sich die Leute wie immer in Reihen gesetzt. Jetzt mußten sie wieder aufmarschieren.

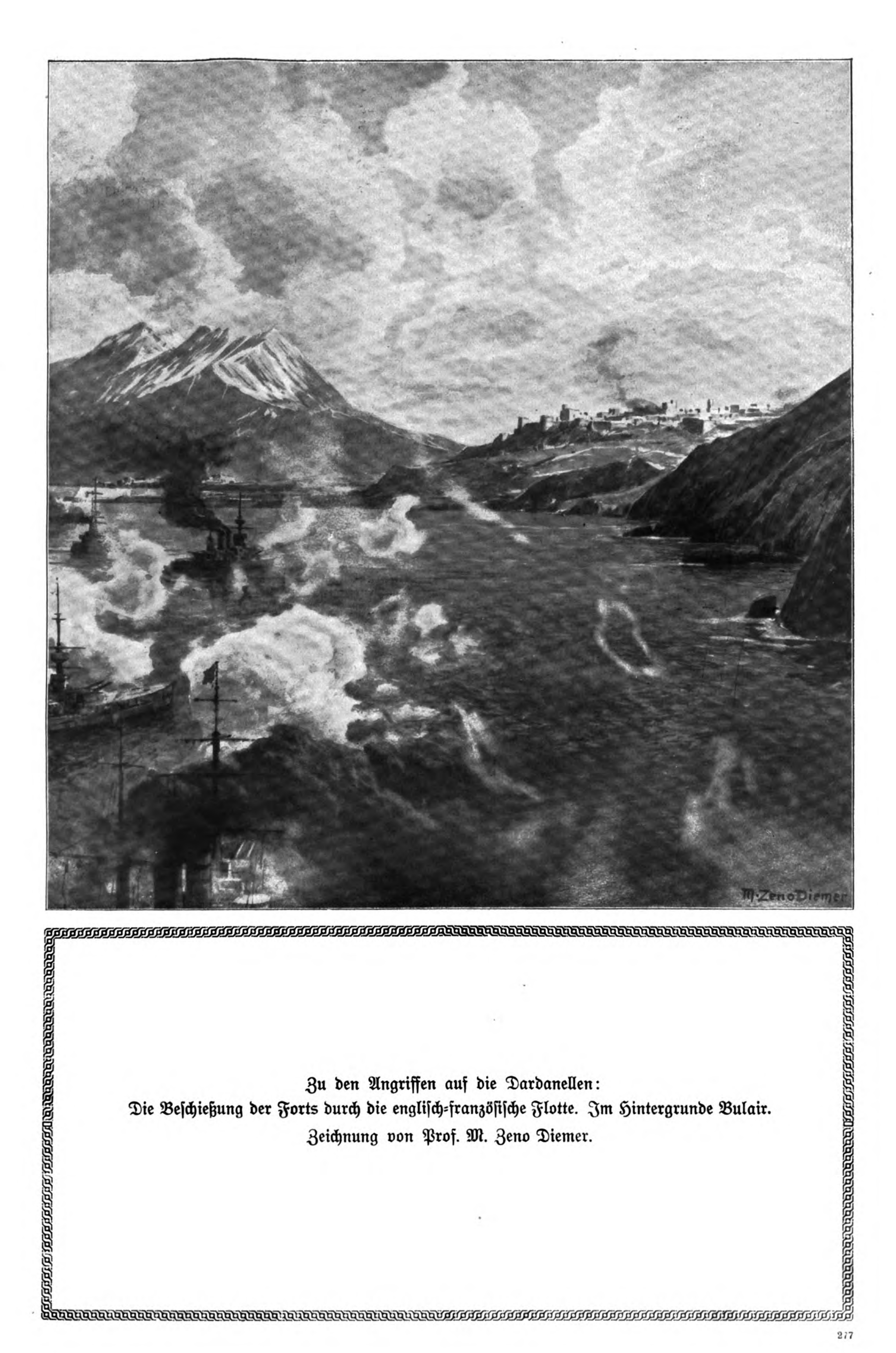
Patrouillen vor! Vor uns lag die steile, steile Höhe. Ab und zu eine dürftige Tannenschonung, weiter rechts einige Hecken. Ungeduldig harrten wir der Nachzügler. Los! Schnell! Links von uns traten schon unsere Schützenlinien aus dem Waldrande heraus. Einzelne Schüsse fielen von der Höhe. Weiter, wir können nicht solange warten! Marsch. Pssssst — Pssssst, saust es über unsere Köpfe hinweg und schlägt mit hellem Schlag in den Wald.

Rechts von uns kommen auch schon Schützen. Wie die laufen! Was ist denn das? Das sind ja Russen. Zur Sicherheit sah ich durch das Glas — wahrhaftig, Russen. Die Flügel herumgebogen, und es ging schnell, da wir dazu bergab laufen konnten. Schnellfeuer! Die Russen warfen sich hin oder liefen wieder in den Wald zurück. Mehr sahen wir nicht, denn das Unwetter, das seit einer Stunde gedroht hatte, setzte plötzlich mit einem Schneesturm ein. Wir konnten nicht weiter ins Ungewisse tappen, wir mußten erst die Verbände sammeln und den Anschluß nach beiden Seiten wiederherstellen. Darüber ging viel Zeit verloren. Das Wetter hielt bis zum Abend an. Die Russen hatten sich auf den höchsten Punkt zurückgezogen und leisteten dort noch kurzen Widerstand. Am anderen Morgen aber war der „Swinegel“ ganz in unserem Besitz.

Sieg. Von Martha Martius.

Die Abende sind trüb. Es ächzt die Zeit.
Ein Warten lastet. Zeitungsblätter knistern.
In jungen Augen steht erschrocknes Leid,
Gedanken bücken sich und Stimmen flüstern.

Da jauchzt ein Ton. Vom Markte kommt es her.
Ist's Ruf Gefesselter, befreit von Banden?
Sieg, schallt es, Sieg! – Und Menschen atmen schwer,
Und Augen lächeln, die in Schmerzen standen.



Zu den Angriffen auf die Dardanellen:
Die Beschießung der Forts durch die englisch-französische Flotte. Im Hintergrunde Bulair.
Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Feldgottesdienste. Von Hofprediger Dr. Vogel, Felddivisionspfarrer.

Heiße Augusttage, staubige Straßen lagen hinter uns. Bei Bastogne hatte die Garde-Kavallerie-Division die belgische Grenze überschritten, war in kühnem Ritt durch die engen Täler der Argonnen vorgedrungen und mit anderen Verbänden bei Dinant an der Maas auf den Feind gestoßen. Ein mehrstündiges Erkundigungsgefecht sowie die notwendigen Patrouillenritte hatten die ersten bitteren Opfer an Menschenleben gefordert, und die Lazarette der Stadt Ciney füllten sich mit Verwundeten. Wie rasch war das alles über uns gekommen: Ernte-, Ferien-, Urlaubszeit — Mobilmachung — Ausrüstung und Abschied binnen weniger Stunden — eine zweieinhalbtägige Eisenbahnfahrt, und dann hatte jede Stunde neue schärfere Anforderungen gestellt, jeder Tag hatte eine Summe neuer nie gesehener Eindrücke mit sich gebracht: wie erwünscht war da der erste, so notwendige Ruhetag für Roß und Reiter! Am Abend konnte Gottesdienst stattfinden. Auf dem großen Rasenplatz im Park eines gräflichen Schlosses waren die Garde-Schützen und Marburger Jäger angetreten; die graugrünen Jägeruniformen paßten gut zu dem uns umgebenden freien Tempel der Natur. Die Hörner intonierten ‚Großer Gott, wir loben Dich, Heilig, Herr der Kriegesheere,' dazu das Schriftwort: ‚Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!' Die Lichtung vor uns gewährte einen Ausblick auf die Felder, auf denen man dem Tod begegnet, auf denen das Blut der Kameraden geflossen war, wo unsere Feldwachen auf der Wacht vorm Feinde lagen; von fernher klang das Grollen der österreichischen Mörser vor Namur, dort rangen deutsche Brüder um den Sieg, männlich und stark, den Feuerschlünden der Festung entgegen. Auch wir werden die Fühlung mit dem Feinde nicht verlieren, also fest im Glauben! Zum Schluß sprachen die Kommandeure tiefempfundene Worte zu ihren Bataillonen, ehrend die Toten, dankend den Verwundeten, begeisternd die Gegenwärtigen. Darauf hinüber auf die andere Seite des Höhenzuges, auf dem das Dorf Sovet gelegen ist, zur ersten Garde Kavallerie-Brigade. Wie schön hatten Oberst Graf Spee und sein Adjutant, Rittmeister von Neumann-Cosel, den Platz gewählt. Am Waldessaum im Abendsonnenschein standen im Rechteck die Regimenter der Gardes du Corps und der Garde-Kürassiere, inmitten die Offizierkorps und die beiden Standarten, diese sichtbaren Träger altbrandenburgischen Reiterruhms und altpreußischer Gardetreue. Vor uns auf der Höhe, uns kirchlich stimmend, die hochragende Kirche von Sovet und im Grunde weithin rauchend die Lagerfeuer der Garde-Artillerie. Feierlich erklang der starke Männergesang; beim Gebet entblößten alle das Haupt, und wir gedachten der Toten, der Verwundeten, auf Patrouille Vermißten, der aus besonderer Gefahr glücklich Erretteten, baten Gott nicht um unser Leben, aber um tägliche Treue zur Pflichterfüllung in unserer gerechten Sache: Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret! Die Sonne versank hinter den Bergen, die Kürassiere sangen aus dem Anfang unseres Feldgesangbuches: ‚Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand, Dir Land voll Lieb und Leben, Mein deutsches Vaterland.' Wie wirkt doch solch einfaches Volkslied mit nie gekannter Gewalt im Feindesland! Noch ein stilles Gebet, das die Gedanken heimwärts aufs deutsche und aufwärts aufs ewige Vaterland richtete. Oben an der Kirche stand der Küster des Ortes mit einem Offizier; er sprach es aus, was bei dem ungewohnten Anblick eines deutschen Feldgottesdienstes durch seine Seele ging, die Erkenntnis nämlich, wo die starken Wurzeln der Begeisterung und Kraft des deutschen Volkes, seines Heeres und seiner Erfolge daheim wie vor dem Feinde letzten Grundes verankert sind.

* * *

Sonnendurchleuchteter Septembermorgen, Sonntagsfrühe, südöstlich von Paris. Zur Rechten und zur Linken der Straße standen abgesessen die Regimenter, 6000 Reiter, und harrten weiterer Befehle. Die Pause wurde mit Brotempfang ausgefüllt; eine gegebene Stunde für den Feldprediger, zum irdischen Brot das des Lebens darzureichen. Auf ein entsprechendes kurzes Anerbieten wandte sich der Oberst von Tschirschki, erhob die Hand zum Zeichen des Sammelns: „Drittes Garde-Ulanen-Regiment, antreten zum Gottesdienst!" Der Kreis wurde geschlossen; 800 Mann standen unter freiem Himmel auf Frankreichs Boden andächtig versammelt. Wieviel Eindrücke hatten die letzten Wochen wieder gebracht! Dies Reiten den ganzen Tag auf Straßen und über die Felder, abends immer ein Gefecht und Granaten, bei Dunkelheit ins Quartier und bei Tagesgrauen wieder aufgesessen und vorwärts; überall weggeworfene Tornister der Feinde, gefallene Pferde, brennende Dörfer. Täglich wurden Patrouillen ausgesandt; noch ein militärischer Gruß, und sie reiten davon, man sieht den Kameraden nach: ob sie wiederkommen?? „Aber schön ist's doch," sagte ein alter Wachtmeister, „denn es geht vorwärts wie auf Sturmesfittich." „Hurra, nur 50 Kilometer noch bis Paris!", so hatten uns die Pioniere gestern abend an die von ihnen geschlagene Brücke geschrieben, und die lag schon weit hinter uns. Nun sollen ganz kurz Bibelwort, Ansprache und Gebet alles umschließen, mit Oberlicht beleuchten, Begeisterung und Ruhe, Freudigkeit und Ernst aufs neue in die Herzen geben: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht." Währenddessen waren auch die 1. Garde-Ulanen angetreten, dann die 1. und 2. Garde-Dragoner. Hier diente eine leere Kiste, dort ein Hafersack als Kanzel. Immer lauter donnerten die Geschütze, zur Rechten lag Klucks, zur Linken Bülows Armee in heißem Kampf. Solch Orgelton rüttelt auch den Stumpfesten auf und führt seine Gedanken an den Eingang zur Ewigkeit. Nun holte mich Hauptmann von Zitzewitz noch zur Garde-Artillerie, auch unsere Jäger traten herzu. Während ich von einer Protze sprach, erschien ein feindlicher Flieger über uns. Im Nu hatte die ganze Gemeinde Karabiner und Büchsen von der Schulter, und tausende von Kugeln pfiffen gen Himmel, auf den einsamen, beherzten Mann dort oben, der im Dienst seines schwer bedrängten Vaterlandes aufklärte. Eine Bombe kam hernieder, doch fiel sie, Gott sei Dank, nicht in unseren dicht gedrängten Kreis, sondern weitab ins Gehölz. Der Flieger bog ab, der Faden der Rede wurde wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Da kam der Befehl: Aufsitzen . . . Trab . . . Hierhin, dorthin schwenkten die Schwadronen, nach wenig Minuten war alles verschwunden, neuen Gefahren entgegen.

Gegen Abend stand eine kleine Trauergemeinde am Eingang von Courtacon; wir begruben die beim Angriff gefallenen Garde-Jäger der Radfahrer-Kompagnie. Jenseit des Dorfes kämpften die Kameraden weiter, über uns sausten die deutschen Granaten auf den zurückgehenden Feind, neben uns stürzten prasselnd die Ziegel von den verqualmten Häusern; unter einem breitschattigen Nußbaum betteten wir sie ein, die heute Morgen noch mit uns gefeiert und vorhin noch mit uns gegessen — zu den Toten entboten, auch ein einziger Sohn war darunter. Arme Eltern daheim im deutschen Sonntagabendfrieden, noch ahnt ihr nicht, was dieser Tag euch nahm!

* * *

Acht Tage später — die Division hält auf Höhe 193 bei Bailly an der Aisne. Schier eine Novembernacht mit Sturm und Regen war's gewesen, und hinter uns lag eine schwere Woche voll Kämpfen und Verlusten. Die Pferde waren so abgehetzt und schmal und zitterten im kalten Wind, der über die Höhen fuhr; und vollends unsere Reiter, erschöpft an Leib und Seele. Niemand sprach es aus, was alle schwer bedrückte. Ein Kürassier wies nach dem Morgenhimmel: „Sonst, wenn wir ritten, ging die Sonne immer links von uns auf, aber diese ganze Woche rechts!" Darin lag ausgesprochen das bitterste, was es für den deutschen Soldaten gibt, zurück zu müssen, ohne Schuld aufgeben das, was man errungen hat. Da legten wir wieder die Hände zusammen: Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden, und wir sammelten uns um das Wort: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Wieder ging's von Regiment zu Regiment, zuletzt zu einem des Weges kommenden Radfahrer-Bataillon. Eine Waldwiese ward uns zur Kirche; von einem Baumstumpf sprach ich zu den fünf Kompagnien, je einer von den Garde-, Lübbener, Naumburger, Bückeburger und Ratzeburger Jägern. Wer fragt in solchen Stunden, ob evangelisch oder katholisch, da gilt: „Herz und Herz vereint zusammen. Wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann." Sieghaft brach die Sonne durch die Wolken, ein Meer von Licht und Wärme flutete über's weite Land. Am Abend war die Rückbewegung zum Stillstand gekommen, die Aisnelinie ward gehalten! — Auch der Schutz der Nacht hat uns zum Gottesdienst zusammengeführt. Am 31. Oktober in den Abendstunden hatten die Garde-Jäger den befohlenen Angriff auf die englischen Schützengräben vor Messines ausgeführt. Der Erfolg war errungen, die Gräben waren genommen, 54 Gefallene lagen vor dem Feind und 250 Verwundete im Rathause zu Warneton, Blutzeugen der Jägertreue für Kaiser und Reich, ein unverwelkliches Ruhmesblatt in der Geschichte des Bataillons! Die Engländer geben nicht wie die Deutschen Waffenstillstand zur Bergung der Toten. Schließlich ging es auch so; ein großes Grab unter einer Linde nahm die gefallenen Helden auf. Bei Nacht sammelten sich die Überlebenden einige hundert Meter hinter dem Schützengraben zu stiller Gedächtnisfeier. Am Grabe konnten wir nicht stehen, die Engländer hielten das ganze Gelände unter Feuer, so nahm Major von Fabeck die Mannschaften im Schutze der nach der Linde genannten, einsamen Ferme Ailieul zusammen. Zwar sollte der Feind am Abend zuvor 250 Granaten dorthin entsandt haben; darum ward Anweisung gegeben, falls Gleiches geschähe, die bergen-

den eroberten Schützengräben aufzusuchen. Am Gehöft entlang und in seinem Schutze kauerte die Gemeinde nieder. Es war blendend heller Vollmondschein, so friedlich wie daheim, nur pfiffen rechts und links die Kugeln — und etwas weiter krachten die Einschläge von schwerem Geschütz. Was man in solcher Nacht vor solch erschütterter Gemeinde, die aus des Todes Rachen kommt, von Gott sucht und sagt, gehört nicht in die Öffentlichkeit. — Darauf gingen wir in lichter Reihe ans Grab zu Vaterunser, Segen und Spendung dreier Hände voll Erde; manch einer beugte sich tränenvollen Auges herab, um noch einmal im Mondschein ein ihm teures bleiches Angesicht zu sehen. Dann verschwanden die Jäger, lautlos wie sie gekommen waren, in den Gräben. — Am andern Morgen wurde die Division nach schwersten Tagen aus ihrer Stellung abgelöst; zuvor stand ich mit Major von Jena und Sohn auf dem Friedhof des Städchens Quesnoi, wo wir seinen Neffen, meinen lieben Plöner Kadetten, Freiherrn von Heintze, zur letzten Ruhe brachten. Erst vor wenig Wochen war er aus Lichterfelde gekommen, zuvörderst und als erster hatte er bei jenem Sturm des Garde-Jägerbataillons — wie sein Vater vor vier Wochen in Rußland — den Heldentod gefunden. Ein Lorbeerzweig schmückte seinen Sarg; have pia anima! Welche Opfer müssen deutsche Mutterherzen bringen . . . .

Mit der Landwehr in Russisch-Polen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Als ich im Januar von Czenstochau zur Front abritt, da sah ich sie beide so traut nebeneinander stehen: meine blonde Frau, meinen roten Fuchs! Sie streichelt sein Goldhaar, und er läßt sich's nur allzu gern gefallen. Schaue ich ihn nun hier draußen, so spinnen sich unsichtbare Fäden zu seiner Erinnerung, zu jener Roten Kreuzschwester unsrer Armeeabteilung, die seit dem Gedenktage von Weißenburg im vorigen Jahr meine Frau ist. Und darum muß ich den Kerl doch besonders gern haben, wenn er mir auch täglich noch so viel Sorgen macht. — Mein Fuchs „hustet" (glücklicherweise nur bildlich!) auf alles, was Arbeit heißt. Er huldigt dem Grundsatz: „wer Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt!" — Hätte er doch etwas von meiner Frau gelernt, die niemals genug Arbeit haben kann; aber damit ist es nichts. Außerdem hat er immer Hunger, Hunger aus Grundsatz. Der Krieg ist für ihn eine einfach schauderhafte Einrichtung. Warum in aller Welt hier in Polen mehr schlecht als recht sein Dasein fristen, wo man bequemer im Frühlingssonnenschein durch den Berliner Tiergarten dahinspazieren könnte?! Klagend sieht er mich an, schwermütigen Blicks, als ob ich ein Barbar wäre und ihn hier verkommen ließe. Dann kann man gar nicht anders, dann muß man ihm noch extra was zukommen lassen. Zufrieden ist er aber niemals, auch das wäre anscheinend gegen seine Grundsätze. Wohl hat er Augenblicke einer gewissen Genugtuung; wenn Generale oder Stabsoffiziere bei uns vorbeireiten und fragen: „Sagen Sie mal, lieber D., woher haben Sie denn diesen kapitalen Goldfuchs? — Es sind das dann lichte Augenblicke in seinem sonst düsteren Pferdedasein; aber auch diese Anerkennungen empfindet er allmählich als selbstverständlich. — Zu seinem ewigen Hunger kommt noch eine andre recht unangenehme Eigenschaft: er langweilt sich! Daß ein dauernd hungriges und sich stets langweilendes Pferd allmählich einem zu ernster Sorge werden kann, wird jeder Verständige einsehen. Mein Bursche sorgt, pflegt und futtert ihn immer aufs beste; rund und glänzend im Goldhaar sieht der Fuchs aus, aber immer wieder kommt jener Steine erweichende Blick: Ich habe noch immer Hunger, und ich will wieder nach Deutschland zurück! Also Patriot ist er durchaus nicht! — Seine beiden genannten Eigenschaften haben uns in letzter Zeit recht unerquickliche Zustände gezeitigt; er fängt nämlich an, für sich selbst zu sorgen und sich selbst die Langeweile zu vertreiben. — Mit größter Geschicklichkeit macht er sich nachts oder auch am Tage, wenn er unbeaufsichtigt und gerade bei entsprechender Laune ist, von der Halfter los und geht auf Raub und Abenteuer aus. Den Hafersack beachtet er jetzt nicht mehr, er weiß Besseres zu finden. In einer Nacht öffnete er sich geschickt einen andern Sack neben dem Hafersack, holte sich aus diesem die Brote meiner beiden Burschen — man denke ohne Brotmarke! — und verspeiste sie mit sichtlichem Behagen. — Hafer und Brot wurden nun aus dem Stall entfernt. In der nächsten Nacht verstand er es, sich aus einer Packtasche zwei Pfund Schokolade zu Gemüte zu führen. Als aber vor einigen Tagen der Bursche früh morgens zum Futtern kommt, steht mein Fuchs mitten in einem trostlosen Tohuwabohu. Meinen Medizinbeutel hat er gründlich durchforscht, aber nichts brauchbares gefunden; mit dem Teesäckchen wußte er auch nichts rechtes anzufangen. Da hat er sich denn eines Skatspiels erbarmt! Alle Karten lagen um ihn zerstreut; er hatte anscheinend schon recht gründlich mit ihnen gespielt. Die Herz-Dame hatte er noch im Maul, als mein Rudolph zu dieser Bescheerung kam, und wollte sie wahrscheinlich gerade ausspielen. Oder sollte er Herz-Dame aus anderen Gründen besonders schätzen? Wer weiß es. — In den nächsten Tagen hielt ich mit meinem Burschen Kriegsrat ab, was mit dem Verbrecher geschehen solle. Doch inzwischen war dem unschuldigen Engel schon wieder etwas Neues eingefallen. Er hatte sich mit einer Landeseinwohnerin angebiedert, und diese suchte ihm einige Runkelrüben und Wrucken aus einer Miete heraus. Dankbar nahm er sie an, ich aber wußte, was folgen würde. Und richtig, zwei Tage später sehe ich meinen braven Fuchs, der sich mal wieder losgemacht hatte, allein bei der Miete stehen; in eifrigem Mühen hatte er die Erde bei Seite gescharrt und holte sich nun seinen Bedarf an Rüben selbstständig. — Soll ich ihn nun drei Tage „streng" einsperren? — Aber dann sieht er mich wieder so flehend an, und gleichzeitig fühle ich auch das bittende Auge meiner Frau auf mir ruhen, diesem unverbesserlichen Strick auch diesmal zu verzeihen. — Hoffentlich weiht er sich nicht noch dem Alkohol, das wäre sonst eine hübsche Überraschung! —



Schwester beim Sortieren von Wollsachen.

Es ist ja im allgemeinen nicht üblich, von eigenen Angelegenheiten zu reden; aber im Kriege ist doch vieles anders, und im Übrigen, wes das Herz voll ist . . .! — So will ich denn von einem mehrtägigen Erholungsurlaub erzählen, der mich zu meiner Frau nach Czenstochau führte und mir einen Einblick in ihre Arbeit, in das Leben bei der chirurgischen Abteilung des dortigen Kriegslazaretts verschaffte. Die Erholung tat uns Beiden, — denn auch meine Frau konnte während dieser Tage ihre Tätigkeit aussetzen — dringend not.

Am Ufer der Warte nach Osten zu liegt zwischen vielversprechenden Gartenanlagen eine Gruppe stattlicher Gebäude im rotem Ziegelbau: Das Jüdische Krankenhaus. Als der Krieg ausbrach, war en der Bau und die Einrichtung zwar noch nicht beendet, jedoch einige Kranke hatten schon darin Aufnahme gefunden. Es war selbstverständlich, daß das deutsche Sanitätswesen sich bald dieser in jeder Beziehung mustergültigen Anlage für seine Verwundeten versicherte; nicht jedes Kriegslazarett hat eine solche Stätte für seine Tätigkeit gefunden. Vom Torhäuschen, in dem die Zimmer einiger Schwestern und Sanitätsmannschaften sowie die Wache sich befinden, gelangt man durch den Garten zum zweistöckigen Hauptgebäude. Blendende Sauberkeit überall, elektrisches Licht, Wasserleitung, zwei helle große Operationssäle, Zimmer für Ärzte und Schwestern, Krankeneinzelzimmer, schöne luftige Krankensäle und ein Röntgenlaboratorium. Zwei weitere Baulichkeiten dahinter dienen der Küche und weiterem Personal zur Unterkunft. An der Spitze des Ganzen der rühmlichst bekannte Königsberger Chirurg Stabsarzt Dr. Simon, dem ein Unterarzt zur Seite steht. Neben dem notwendigen Büropersonal sehen wir zahlreiche Mannschaften der freiwilligen Krankenpflege und schließlich — die besten, treuen Helferinnen der Ärzte — die Schwestern. Fast durchweg sind es Berufsschwestern; geschäftig und einträchtig arbeiten dort Danziger Diakonissinnen mit Johanniterinnen und freiwilligen Schwestern des Roten Kreuzes zusammen. Die verschiedensten Bildungskreise sind vertreten; der gemütlich breite Dialekt

unsrer östlichen Provinzen überwiegt. Im Kriege gibt es keine Oberschwestern! Neben den vier Operationsschwestern, eine größere Anzahl Pflegeschwestern, eine Röntgenschwester und einige Kochschwestern, so sind sie auf ihre verschiedenen Verrichtungen hin verteilt. Meine Frau hat den viel begehrten Posten einer Operationsschwester. Während die Pflegeschwestern die Aufsicht in den einzelnen Sälen und Zimmern der Kranken ausüben, dort in jeder Weise für das Wohl ihrer Verwundeten sorgen, ist das Reich meiner Frau und ihrer Kolleginnen der Operationssaal. Hier arbeiten die vier in schönster Eintracht Hand in Hand mit den Ärzten; in nächster Zeit wird auch eine deutsche Prinzessin an ihrer Arbeit im Operationssaal teilnehmen. Instrumente werden zugereicht, der Kranke narkotisiert; lange Zeit wird derselbe oft in unbequemster Lage und in der Hitze des Saales gehalten, wobei die Schwestern häufig auch noch unter der Einwirkung des Betäubungsmittels leiden. So geschieht die dauernde Unterstützung der Ärzte, bis das gemeinsame Liebeswerk vollbracht ist. — Banger Sorge voll, läßt sich wohl mancher Verwundete in den Operationsraum, den O. P., wie ihn die Schwestern nennen, tragen; aber stets verläßt er ihn mit dem Gefühl der Dankbarkeit, erwachender Lebenslust ja häufig mit innerer Fröhlichkeit. Ernst genug ist wahrlich dieser Raum und dieses Tun; aber es ist nicht nötig, dies den armen Leidenden noch besonders vor Augen zu führen. Ein kleiner Scherz, ein frohes aufmunterndes Lächeln ist im Operationssaal ein guter Helfer für das Messer des Arztes. Und wohin würden Ärzte und Schwestern hier kommen, wollten sie gewissermaßen mit Grabesmiene arbeiten. Als ich seiner Zeit meiner Frau ihren immer wieder geäußerten Wunsch, im Felde als Schwester zu arbeiten, endlich erfüllte, war ich doch lange Zeit in schwerer Sorge, ob ihr Gemüt unter dem Ernst der Arbeit nicht leiden würde. Ich habe mich jetzt überzeugen können, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Sie hat sich ihren Frohsinn ebenso erhalten wie die andern Schwestern, und die Kranken sind ihnen dankbar dafür. Alle Blicke sagen genug! —

Schon früh beginnt der Tag für die Schwestern. Die Verwundeten und Kranken bedürfen ihrer Wartung, die Morgensuppe harrt, und sie selbst nehmen ihren Kaffee. Es folgt der ärztliche Besuch, während die vier O. P.-Schwestern alles zu den kommenden Operationen vorbereiten. Diese dauern meist bis Mittag, vielfach aber auch bis in den späten Nachmittag hinein. Und wenn Nachts Verwundete kommen, so heißt es eben für die O. P.-Schwestern sofort auf vom harten Lager und an die Arbeit, die manchmal erst im Morgengrauen endigt. Mittags um 12 Uhr wird das bescheidene Mahl eingenommen. Die Erholung tritt aber meist erst in den Abendstunden ein, wenn die Schwestern auf ihren Zimmern sitzen und sich endlich ihrem eigenen Wohl widmen können. Da gibt's Packete und Briefe von den Lieben daheim, es wird lustig geplaudert, Briefe werden geschrieben, bis die Natur ihr Recht verlangt. — Große Freude erregte es, als ich kürzlich aus der Front meiner Frau einige Schock Eier sandte und — ein lebendes Huhn! Eigentlich sollte dies bald in einer kräftigen Brühe verzehrt werden. Aber meine Frau und ihre O. P.-Kolleginnen beschlossen es anders; es soll weiter am Leben erhalten bleiben und bedankte sich dafür prompt am andern Morgen durch Legung eines besonders schönen Eies. — Jetzt wird ein Gärtchen angelegt, Gemüse und Blumen, davor eine Bank: „O. P. S. Ruh“. Dort können sie sich in den wenigen Stunden der Muße an der frischen Luft erholen. — Die Front — ihr Kampf steht im vollen Licht der öffentlichen Anerkennung da; was aber dort hinten im Felde von Ärzten und Schwestern mit selbstloser Hingabe geleistet wird, darüber fehlt wohl noch bei manchem die rechte Würdigung. Auch hier wäre manches Kreuz am rechten Ort. Bei dem, man kann sagen patriarchalischen Verhältnis, wie ich es in Czenstochau zwischen dem fürstlichen Delegierten der freiwilligen Krankenpflege, den Ärzten und Schwestern kennen lernte, geschieht übrigens von allen Seiten für die Schwestern, was geschehen kann. — Meine sonst so elegante Frau — da sah ich sie einmal vor mir stehen in der schlichten Schwesterntracht mit zwei dicken Kommißbroten, ihrer zuständigen Portion für 6 Tage, unter dem Arm; unwillkürlich mußte ich doch lächeln. Aber Haltung! Die Schwesterntracht ist jetzt wirklich das vornehmste Kleid und das Kommißbrot ein Ehrenbrot. — Noch ein herrlicher Spaziergang auf dem Klosterwall in der Morgenfrühe, sehnsüchtige Blicke unsrerseits nach den deutschen Höhen: nach der Heimat am Horizont, dann entführte mich der Zug, und wir Beiden gingen wieder zum Dienst für das Vaterland zurück. Erst muß es Frieden sein, vorher konnten wir Beide uns in der Heimat nicht wohl fühlen.

Am Endpunkt der Eisenbahn im Operationsgebiet hatte gerade ein feindlicher Flieger, wahrscheinlich mir zum Willkomm, einige Bomben abgeworfen, die jedoch nicht den geringsten Schaden anrichteten. Abends aber kam ich noch gerade zur Zeit, um mit meiner Batterie die Bismarck-Feier zu begehen. Was werden die Russen wohl gedacht haben, als längs unsrer ganzen Fronten auf den Höhen mächtige Feuer zum dunklen Nachthimmel lohten, das Gelöbnis ganz Deutschlands: das Erbe unseres treuen Roland zu schützen gegen alle Feinde, ewig und immer! Auch wir umstanden unser Bismarck-Fanal, und als meine Ansprache an die Feldgrauen geendigt war, da klangen noch lange deutsche Lieder weit hinaus in die Nacht.

Ostern, das Auferstehungsfest! Nicht blos das religiöse Fest war es für uns, wir haben den schweren Winterfeldzug durchgehalten, der Frühling hat endgültig seinen Einzug bei uns gehalten. Unsere Saaten, — unsere, denn wir haben sie bestellt, — grünen aufs prächtigste, unsere Gemüsebeete sehen täglich hoffnungsvoller aus, die zahlreichen Birken zeigen den ersten leichten Schimmer von Grün, die Vögel zwitschern und jubeln, und richtig, vor wenigen Tagen, da kamen sie in großen Schwärmen geflogen, die Störche! Hoch oben in der Pappel vor meinem Fenster klappert nun lustig ein Storchenpärchen. Ja Frühling wird's! Und auch in unsern Herzen wird's Frühling: die unbedingte Siegeszuversicht, die uns nie verlassen, sie sieht stolzer denn je allen noch kommenden Ereignissen entgegen. Noch ist's nicht Zeit, an Frieden zu denken: Rache für Ostpreußen, Rache für Verrat und schmählichen Überfall. Die lodernden Flammen von L . . ., die gestern Abend durch die Granaten meiner Batterie entfacht wurden, sollen dem Feinde auch hier vor Augen führen, daß der Deutsche sein Heimatland nicht ungestraft antasten läßt. —



Ärzte und Operationsschwestern. (Links im Bilde die Gemahlin des Verfassers.)

Im Lazarett. Von Lüning.

In unsern stillen graufarbenen Saal
Kam heute morgen ein Sonnenstrahl.

Hat nach den flammenden Tulpen gezielt,
Hat mit dem Wasser im Glase gespielt,

Hat wie ein Finger von Feenhand
Kringel gemalt an Decke und Wand.

Wie wir so lagen im Sonnenschein,
Flog auch ein Liedel von draußen 'rein.

Du, Kamerad, hast du's auch gehört?
Hat mich nicht wieder ein Fieber betört?

War das im Garten eben der Star?
Kommt denn der Frühling auch dieses Jahr?



Draußen Krieg, drinnen Friede. Gemälde von Max Buri.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

6. Mai: In Westgalizien gelangt die Verfolgung der Russen bis Jaslo und Dukla; Tarnow besetzt, die Wisloka an mehreren Stellen überschritten. — Bei Ypern, im Waldgelände westlich Combres und in Ailly-Walde erfolgreiche Gefechte.

7. Mai: Der Duklapaß ist von den Russen gesäubert. Schwere Verluste der Russen bei der Höhe Ostry, südlich Szadow, östlich Rossinie, südlich Augustow und westlich Prasznysz. — Angriffe der Engländer auf Höhe 60 südöstlich Zillebeke abgewiesen.

8. Mai: Die Hafenstadt Libau von unseren Truppen besetzt. — Der englische Hilfskreuzer »Lusitania« an der Südküste von Irland durch Unterseeboot vernichtet. — Vor Zeebrügge der englische Zerstörer »Maori« in Grund gebohrt.

9. Mai: In Verfolgung der geschlagenen Russen wurde von General v. Mackensen der Wislok überschritten, außerdem ist Ungarn vom Feinde frei. Die Bahn Wilna—Szawle gründlich zerstört; Angriffe an der Pilica für die Russen verlustreich abgewiesen. — Vor Ypern die Orte Frezenburg und Verlorenhoek erstürmt. Französische Angriffe nordöstlich der Lorettohöhe und westlich Perthes scheiterten.

10. Mai: In Westgalizien erreichen unsere Vortruppen die Brzezanka und den unteren Wislok; bis jetzt über 100000 Gefangene, 60 Geschütze und 200 Maschinengewehre. — In den Dünen Fortschritte in Richtung Nieuport; Angriff bei Lombartzyde zurückgeschlagen. — Starke Angriffe südwestlich Lille von Franzosen und weißen und farbigen Engländern zurückgeschlagen; bei Carency wurden unsere vorderen Linien geworfen.

11. Mai: Die Verfolgung in Westgalizien geht weiter; bei Besko und zwischen Brzozow und Lutcza starke Verluste der Russen; bei Debica die russische Schlachtlinie durchbrochen. — Bei Lille alle neuen Angriffe zurückgeschlagen, ebenso nördlich Flirey und im Priesterwalde.

12. Mai: Die Verfolgung der Russen zwischen Karpathen und Weichsel geht weiter; der obere San zwischen Sanok und Dynow überschritten, weiter nordwestlich die Gegend von Rzeszow-Mielec erreicht. — Gefecht bei Szawle. — Östlich Ypern eine wichtige Höhe erobert; Dünkirchen wird weiter beschossen. — Durchbruchsversuche des Feindes bei Vermelles, Lorettohöhe, Ablain, Carency und Arras abgeschlagen.

13. Mai: In Galizien erreichten wir die Gegend von San-Lancut und die Höhen westlich des oberen Stryj; nördlich der Weichsel Stopnica und Kielce erobert. — Bei den Dardanellen das englische Panzerschiff »Goliath« vernichtet. — Das Dorf Carency und der Westteil von Alain geräumt. — Angriffe bei Berry-au-Bac und Croix des Carmes abgewiesen.

14. Mai: In Galizien wurden am San Jaroslau, Studnik und Lezajek erstürmt. — Bei Szawle ist der Vormarsch starker russischer Kräfte zum Stehen gebracht. — Bei Steenstraate wurde ein Angriff abgewiesen; bei Ypern Fortschritte. — Angriffe an der Lorettohöhe und an der Straße Essey—Flirey zurückgeschlagen; im Priesterwalde ein Graben erobert.

15. Mai: Die Truppen des Generals v. d. Marwitz erreichen die Gegend von Dobromil; das österreichisch-ungarische zehnte Korps steht vor Przemysl. Angriffe bei Kolomea abgewiesen, desgleichen bei Augustow und Kalwarja. — Südlich Ailly einige Gräben genommen.

16. Mai: Bei Szawle wurde ein russischer Vorstoß abgewiesen, ebenso bei Eiragola und bei Augustow. — Bei Het Sas schwarze Truppen zurückgeschlagen; bei Steenstraate wird noch gekämpft. Vergebliche Angriffe südlich Neuve Chapelle, bei Loretto, bei Souchez sowie nördlich Arras. — Nördlich Ville-sur-Tourbe starker französischer Stützpunkt erobert.

17. Mai: Bei Jaroslau haben wir den San überschritten; um Przemysl wird gekämpft. Am oberen Dnjestr wurde Drohobycz genommen. — Die Stellungen bei Het Sas und Steenstraate aufgegeben. — Unsere Luftschiffe machten erfolgreiche Angriffe auf die Kriegshäfen Dover und Calais.

18. Mai: Zwischen Pilica und oberer Weichsel, südöstlich Przemysl sowie bei Stryj sind größere Kämpfe im Gange. — Gesamtbeute in Galizien bisher 174000 Gefangene, 128 Geschütze und 368 Maschinengewehre. — An der Dubissa bei Eiragola wiederum starke Angriffe abgewiesen; nördlich der Wysoka warf unsere Kavallerie die feindliche. — Vergebliche Angriffe bei Neuve Chapelle, an der Lorettohöhe und im Priesterwalde.

19. Mai: Gegenangriffe der Russen nördlich Przemysl gescheitert; Sieniawa erobert. Nördlich Sambor mehrere Höhenstellungen der Russen gestürmt. — Auf der Correttohöhe mehrere Gräben erobert; Angriffe nördlich Ypern, südlich Neuve Chapelle, gegen den Südteil von Neuville und im Priesterwald abgeschlagen.

Pfingsten 1915.

Jetzt ist des Jahres seligste Zeit, die Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt, die heiligen sieben Wochen, in denen die Füße des Auferstandenen und Verklärten über die Erde gehen und Gras und Blumen unter ihren Tritten sprießen. So bräutlich steht das Gelände, rieselnd von verhangenem Licht, so gedämpft die Sonne im hohen Blau, so besteckt mit Grün und Weiß jeder Baum, so geblümt und weich überstreut die Auen und Fluren. Alle Wege gehen in geschmückte Gottestempel, so sonntäglich ist alles Werk, und die heiligen Verrichtungen der von Gott gesetzten Bebauung und Bewahrung des Ackers sind selbst still und ernst, wie ein Gottesdienst.

Selige Zeit auch über Feindesland: über die fremde Scholle geht der deutsche Pflug. Über die fremde Erde geht erwachendes Träumen; frisch bricht es aus Krume und Knospe und sucht das Licht. Lang waren die Nächte und dunkel die Tage, hart die Erde und öde der Himmel, aber nun ist Freizeit, die Wasser strömen, die Herzen springen auf, der Dornbusch steht in lichter Glut: so lächelt Himmel und Erde dem Erlösten.

Viele sind erlöst, und auch ihre Gräber lächeln, aus versunkenen Hügeln drängt es und sprießt, alles Leben fährt auf zum Licht, wächst und blüht seine Zeit und geht wieder schlafen. Über den Gräbern zittert ein Scheinen, Abglanz seliger Himmelfahrt: sie, die den Frühling nicht mehr sehen auf Erden, die Erlösten, feiern den himmlischen Lenz. Verbrennend in ihrer Pflicht, ihre Kräfte verzehrend im Dienst des Allgemeinen, der Fron der Selbstsucht entrückt, erhöht zu den wahren Nachfolgern Christi, lebten sie Monde und Wochen ein höheres, reineres Leben; viele kehrten verwundet zurück in ihr voriges Dasein des irdischen Behagens und gewohnten Getriebes, aber ihre Seele wollte nicht mehr mit und drängte wie ein Vogel zur Zugzeit zurück in das Leben voll Nacht und Graus und Schrecken, in dem der Leib das Untergeordnete war und in dem ihre Seele gedieh, begabt mit Kräften der Selbstentäußerung und Selbstverleugnung, gespeist aus den Kräften des Erlösten und Erlösers. Wem war vergönnt, erlöster dem Erlöser nachzustreben? Wessen Sterben war mehr Himmelfahrt als ihr Sterben?

Sanfter rinnen die Tränen in der Heimat in so heiliger Zeit, voll Milde nimmt Natur, die Dienerin Gottes, die weinenden Herzen in ihre still gewordenen Hände. In jedem armen dürren Zweig, der freudig ausgrünt, in jedem Falter, der der Puppe entkriecht, hält sie Sinnbild und Gleichnis bereit, in jedem Tropfen, der am Wege verzittert, aufgesogen von dem großen Zentralgestirn unseres Planeten, Tröstung und Verklärung. Wie sanft spricht ihre Stimme, wie sanft geht ihr Hauch über die Gräber am fremden Rain, streicht lind und liebkosend über die jungen Halme, unter denen sie liegen und träumen und dem Erwachen entgegenharren; über ihnen singen die Lerchen des Feldes und fahren jubelnd in den lichten Himmel empor, wie ihre verhauchten Seelen in Gottes Herz; denn ihre Seelen sind bei Gott.

Um ihre Gräber aber stehen die, die noch unten bleiben müssen, auf deren Schultern als ein heiliges Vermächtnis der Toten die Arbeit für das Ganze liegt, um das jene starben. So standen die Verlassenen auf jenem Frühlingshügel im heiligen Land, als der linde Regen rieselte und die Wolke den Erlöser hinwegnahm vor ihren Augen und nichts in der himmlischen Ferne blieb von der Spur seiner durchbohrten verklärten Hände. Wie trauervoll ihre Herzen, wie öde die Zukunft ohne das geliebte, verklärte Sein! Aber der Trost war da: sein Werk lag auf ihnen. Was wäre Deutschland, was wäre unsere Zeit ohne jene judäischen Armen im Geist, die ihre Bürde auf sich nahmen, vom Himmelfahrtsberg niederstiegen in Lärm und Staub der Gassen, in Angst, Verfolgung, Martyrium und blutigen Tod, um der sündigen Erde das Testament dessen zu bringen, den Himmelfahrt erhöht hatte zur Rechten des Vaters und der den Geist der Pfingsten, den Tröster, über sie sandte.

Darum: so gewiß wir es wissen, daß dieser blut- und opfervolle Krieg Gottes heiliger Wille ist, so gewiß wir es in unserer innersten Seele fühlen, daß dieses Gottes heiliger Wille ein guter und gnädiger Wille sei, durch den sein Reich komme, sein Reich ausgebreitet werde, so gewiß wir es im Herzen empfinden, wie er die Toten, die nach ihrem schönen Sterben von ihrer Arbeit ruhen, aus lauterer Güte in sich aufgenommen hat, so heilig wollen wir ihr Vermächtnis auf uns nehmen. Wir sehen sie vor uns im Schmuck ihrer blutigen Todeswunden, nachsterbend dem, dessen Blut uns alle rein wäscht; wir sehen sie vor uns in der Verklärung ihrer Himmelfahrt, durchleuchtet von der Herrlichkeit derer, die als Opfer für andere fallen, wie unser aller Herr und Meister. Wie könnten wir ohne Trost sein?

Getröstet wie einer, den seine Mutter tröstet, gehen wir hinab in unsere Arbeit, die ihr Tod uns auferlegt, drinnen wie draußen, die einen in die Lasten des Alltags, die andern in neue Gefahr und blutigen Tod, daß Gottes Wille vollendet sei. In unsre Arbeit im Staub der beladenen Erde greifen selige Hände aus Himmelfahrtsverklärung: o seliges Fühlen einer Nähe, die uns hebt und trägt, die Kräfte aus Gottes Herzen heiligen Geist niederleitet in unser Herz. Himmelfahrt — wer von ihnen, die mit auf dem Berge waren, hat diese Stunde voll Klarheit vergessen können; in die stickigen Stunden des Kampfes voll Blut und Schweiß hat ihr Hauch hineingeweht wie Hauch aus himmlischen Gärten, hat ihr Licht hineingeleuchtet wie Mondlicht durch das Gitter eines Gefängnisses. So wird durch alle Zeiten in das Leben unseres Volkes der Widerschein der Himmelfahrt jener Toten weihend leuchten, die dem Erlöser, dem Heiland der deutschen Seele, nachgefahren sind durch Sterben und Todeskampf in die Verklärung hinein und Ströme des Geistes niedergießen in die Lebensarbeit der Zurückgebliebenen.

Johs. Höffner.

Die geheimnisvolle Seeschlacht. Von Graf E. Reventlow.

Beinahe in jeder großen Heeresübung und wohl in allen neueren Kriegen ist es nachweislich vorgekommen, daß Truppen derselben Partei einander beschossen. Dunkelheit der Nacht, Ungunst der Beleuchtung, Größe der Entfernung, optische Täuschungen und Ähnlichkeit der Uniformen haben derartige stets sehr schmerzliche und oft verhängnisvolle Mißgriffe zu Erscheinungen des Krieges gemacht, die man als selten nicht bezeichnen kann. Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß auch in diesem Kriege derartige Dinge schon vorgekommen sind. Ebenso selbstverständlich erscheint es aber, daß die Partei, der das Unglück widerfahren ist, nach Kräften versucht, es geheim zu halten, um nicht zum Schaden noch den Spott des Feindes und bittere Vorwürfe im eigenen Volke zu erhalten. Für einen militärischen Führer kann es wenig schlimmere Dinge geben, als die Veranlassung zur Beschießung eigener Streitkräfte gewesen zu sein.

Daß derartige Mißgriffe sich aber nicht nur auf den Landkrieg beschränken, davon hat die Welt am Beginne der zweiten Maiwoche einen schlagenden, interessanten und dabei unter dem Gesichtspunkte des deutschen Vorteils erfreulichen Beweis erhalten. Das Wolff'sche Telegraphenbüro konnte als ausgemachte Tatsache erzählen, daß Anfang April an der norwegischen Küste in der Nähe von Bergen zwei englische Kriegsschiffverbände einander eine Schlacht geliefert und schwere Beschädigungen davongetragen hätten. Damals, ich erinnere mich jenes Zeitabschnittes genau, liefen tagelang die bestimmtesten Gerüchte über eine große Seeschlacht an der norwegischen Küste um. Die norwegische Presse war voll davon: man hatte heftigen Kanonendonner gehört, Scheinwerferlicht und das Leuchten von Schüssen beobachtet. Der erste Gedanke war natürlich der einer Seeschlacht zwischen deutschen und englischen Kriegsschiffen. Die deutsche Marinebehörde stellte auf alle Anfragen hin nachdrücklich in Abrede, daß eine solche Seeschlacht stattgefunden habe. Man konnte natürlich nicht annehmen, daß der deutsche Admiralstab eine ganze Seeschlacht dem deutschen Volke gewissermaßen unterschlagen wolle; anderseits waren die Angaben der norwegischen Presse so genau, daß ein Zweifel am Stattfinden einer Seeschlacht als ausgeschlossen erschien: alles in allem ein Rätsel. Dieses Rätsel wäre vielleicht niemals in der Öffentlichkeit gelöst worden und wenn überhaupt, nur nach dem Friedensschlusse, wenn nicht ein Zufall ganz merkwürdiger Natur eingegriffen hätte.

Vor wenigen Wochen versuchte ein britisches Unterseeboot in die Dardanellen einzulaufen und wurde dabei durch das Geschützfeuer eines türkischen Kriegsschiffes vernichtet. Der Kommandant wurde von den Türken gefangengenommen, und unter seinen Papieren fand man einen Brief, der die folgenden Sätze enthielt: „Superb gesunken, Warrior sinkend, ohne daß die deutsche Marine Verluste hat. Freitag, den 9. April, lief schwer beschädigt eine Anzahl Kreuzer ein. Lion fürchterlich zugerichtet. Der offizielle Bericht verschweigt alles, was sehr unrecht ist." Das deckte sich wiederum mit Mitteilungen der neutralen Presse aus demselben Zeitabschnitt, daß eine größere Anzahl englischer Kriegsschiffe schwer beschädigt in englische Häfen eingelaufen sei. Die Presse Norwegens aber, welches Land bekanntlich ganz unter englischem Einflusse steht, wurde, wie schon damals auffiel, durch die Zensur gezwungen, alle Erörterungen, ja auch Telegramme selbst, die die Seeschlacht zum Gegenstande hatten, zu unterdrücken. Im April begriff man auf der deutschen Seite natürlich nicht, welche Ursachen diese außerordentliche Strenge der norwegischen Zensur haben könne, eben weil man trotz der Bestimmtheit aller Gerüchte an die Wirklichkeit jener Seeschlacht in der Nordsee nicht zu glauben vermochte. Der Brief, den man bei dem britischen Unterseebootskommandanten gefunden, der vergeblich versucht hatte, der britischen Flagge den Weg durch die Dardanellen zu bahnen, hat nun das Rätsel gelöst: die Seeschlacht in der Nordsee in der Nacht vom 7. zum 8. April hat tatsächlich stattgefunden, die Flotte Großbritanniens hat tatsächlich erhebliche Verluste und Beschädigungen davongetragen. Die deutsche Flotte ist, wie der Brief des englischen Seeoffiziers sagt, dabei ganz unbeschädigt geblieben: sie war in dieser Seeschlacht nicht gegenwärtig, sondern zwei britische Geschwader haben einander in jener Nacht unter Feuer genommen.

Wie ist das möglich, wird man zunächst fragen. Große Schiffe, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmend fahren, sind etwas anderes wie kaum sichtbare Schützenlinien, außerdem haben die Schiffe eine ganze Reihe von Signalmitteln, in erster Linie die Funkentelegraphie, um sich durch verabredete Erkennungssignale gegenseitig festzustellen. — Wie es in der Nacht vom 7. auf den 8. April zwischen den beiden englischen Geschwadern zugegangen ist, vermag niemand zu sagen außer denen, die dabei waren, und der großbritannischen Admiralität. Sie alle werden aber sorgfältig den Mund halten. Ein einwandfreies Bild können wir uns also sicher nicht von dem Vorgang machen, wohl aber ein mögliches.

Zwei britische Geschwader von einer uns besonderen Zusammensetzung und Stärke haben anscheinend im nördlichen Teile der Nordsee gekreuzt, jedes wohl mit einer verschiedenen Aufgabe. Entweder, sie haben von einander nichts gewußt, oder das eine hat das andere nicht dort geglaubt, wo es in Wirklichkeit war, sondern in einem anderen Meeresteile. Beiläufig bemerkt, sieht man schon hieraus, wie wichtig es ist, daß die Zentralleitung der Seekriegführung sich nicht nur selbst über die Ausführung der von ihr ausgegebenen Befehle fortwährend genau unterrichtet, sondern, daß sie auch dafür sorgt, daß die einzelnen, auf See befindlichen Verbände und Schiffe stets gegenseitig über ihren Verbleib und Tätigkeitsbereich auf dem Laufenden gehalten werden. Ein ausreichendes Mittel für solche Unterrichtung liefert die Funkentelegraphie. Eine solche Unterrichtung scheint in diesem Falle gefehlt zu haben. Sonst würden die beiden Geschwaderkommandanten wohl nicht so schnell und unbesehen geschossen haben. Freilich kann die Lage auch durch die Plötzlichkeit ihres Eintrittes überrascht und zu schnellsten Entschlüssen gezwungen haben. Es ist zu bedenken, daß länger als neun Monate Tag und Nacht in Bereitschaft zu sein, immer gewärtig, sofort in ein Gefecht einzutreten, — daß ein solcher Zustand auf die Dauer die Nerven mitnimmt, bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen. Wir wissen nicht, ob die Nacht vom 7. auf den 8. April an der norwegischen Küste hell war oder nicht, wie die Beleuchtung und die Sichtigkeit der Luft war, kurz eine Menge äußerer Verhältnisse, die praktisch von Bedeutung sein können, entziehen sich unserer Kenntnis. Für wahrscheinlich kann man aber halten, daß in jener Nacht die beiden Geschwader oder einzelne Schiffe einander plötzlich gesichtet haben. Einer hat dann angefangen zu schießen, und mit demselben Augenblicke ist die Seeschlacht in vollem Gange gewesen. Die Entfernungen müssen sehr gering gewesen sein, denn sonst sind die immerhin recht schweren Verluste und anscheinend großen Beschädigungen gerade im Dunkel der Nacht nicht erklärlich. Die Dunkelheit muß auf alle Fälle so stark gewesen sein, daß die Schattenrisse der Schiffe nicht deutlich zu unterscheiden waren. Wäre das mittelst der heutzutage doch auch bei Nacht sehr scharfen Ferngläser möglich gewesen, so würde die Verwechslung mit deutschen Schiffen sich ausgeschlossen haben, denn die Formen der deutschen Schiffe mit ihren Geschütztürmen, Oberbauten, Schornsteinen, Masten usw. unterscheiden sich durchweg jedenfalls sehr erheblich von denen der englischen Schiffe. Anderseits hat man in Flottenmanövern gerade im Dunkel der Nacht und bei Dämmerung häufig die Erfahrung gemacht, daß geradezu ungeheuerliche und lächerliche Täuschungen vorkommen. Kreuzer hat man für Schlachtschiffe, Schlachtschiffe für Torpedofahrzeuge und umgekehrt gehalten, und zwar ist das häufig geübten und durchaus nicht nervösen Schiffsbesatzungen widerfahren. Die Schiffe zeigen sich ja nicht immer in ihrer vollkommenen Länge von der Seite, sondern mindestens ebenso oft schräge von vorne und von hinten, also in verschieden starker Verkürzung, und dann kann es sogar bei Tage schwer werden, sie nach Klasse und Typ zuverlässig zu bestimmen.

Wie auch immer die Einzelheiten gewesen sein mögen, man steht vor der Tatsache, daß zwei Geschwader der größten, der ruhmreichsten und erfahrungsreichsten Kriegsflotte der Welt einander mitten im großen Daseinskriege beschossen und schwer beschädigt haben. Trotz aller „mildernden Umstände" läßt dieses Gefecht an der norwegischen Küste doch den Schluß zu, daß etwas, und zwar etwas sehr Wesentliches dabei nicht in Ordnung gewesen ist. Wir deuteten bereits an, daß die Unterrichtung der Geschwaderchefs durch die Admiralität nicht einwandfrei gewesen sein kann. Aber selbst dann bleibt an einem der Geschwaderchefs oder an beiden ein Vorwurf hängen, und tatsächlich ein schwerer. Gerade weil zur See, und besonders im Dunkel der Nacht so starke Möglichkeiten der Sichttäuschung bestehen und diese Tatsache altbekannt ist, muß in Friedenszeiten durch Nachdenken und durch Übung eine Bürgschaft geschaffen werden, daß ein gegenseitiges wildes Beschießen zweier Geschwader derselben Flagge ausgeschlossen ist, sei es durch verabredete Signale oder auf andere Weise. Die Einzelheiten sind Sache praktischer Erprobung und Ausbildung. Natürlich können auch bei solchen Signalen ebenso auch wie bei Nachrichten durch Funkentelegraphie verhängnisvolle Irrtümer stattfinden, und zwar ebenso wohl durch eigene Fehler als durch Irreführung von einer dritten Seite. Auf alle Fälle werden die Kommandanten und Führer der beiden englischen Geschwader sehr streng zur Verantwortung gezogen worden sein, um so mehr, als die Verluste und Beschädigungen sehr schwer gewesen sind, vermutlich auch die Menschenverluste.



Pfingstgebet.

Nun bitten wir den heilgen Geist,
Der alle Sonnenmeere speist,
Der in die Sucherseelen bricht:
Erhalt uns, Herr, bei deinem Licht!

Erhalt uns, Herr, bei deiner Kraft,
Die unerlahmt am Weltsieg schafft,
Und laß, will uns der Mut vergehn,
Die Stürme deines Geistes wehn!

Aus deinen Tiefen steigt die Glut,
Die in uns wirkt und Wunder tut.
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Scholl nie ein gleicher Pfingstgesang.

Emil Hadina.

Pfingsten in Feindesland.

Blühender Kirschbaum auf der Höhe der Côte Lorraine, dahinter das zerschossene Hattonville.
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Der russische Karpathenfriedhof. Von Karl Fr. Nowak.

Sicherlich wird der Kampf um den Bergwall, der die Tore in Ungarns Tief-



Generalleutnant von der Marwitz
Phot. Alb. Meyer, Berlin.

ebene schließt, zu den gewaltigsten und furchtbarsten Schlachten zählen, die unsere alte Erde sah, — wenn sie nicht die furchtbarste und gewaltigste überhaupt darstellt. Seit September 1914 setzt eigentlich schon dies unaufhörliche, beharrliche, zuletzt verzweifelte Bemühen der Russen ein, sich den Weg nach Ungarns Hauptstadt zu erzwingen und damit, ganz abgesehen von der Wirkung eines Einzuges in Budapest auf neutrale Zuschauer, dem Kriege vielleicht eine entscheidende Wendung zu geben. Damals rückten die Russen in der Richtung auf das kleine, ungarische Städtchen Homonna vor, und in der Tat erreichten sie, da ihnen nur eine in der Eile zusammengestellte Gebirgsverteidigung entgegengestellt werden konnte, Homonna auch wirklich, nicht ohne dem Städtchen von ihrer kurzen Anwesenheit barbarische Zeugnisse der Zerstörung zu hinterlassen. Seither hat das Ringen um die ungarischen Grenzlandberge, ob auch die Schlacht vor Przemysl und die österreich-ungarische Offensive gegen den San ihnen schnelle Beine in dem Karpathenstädtchen gemacht hatte, im Grunde nie aufgehört.

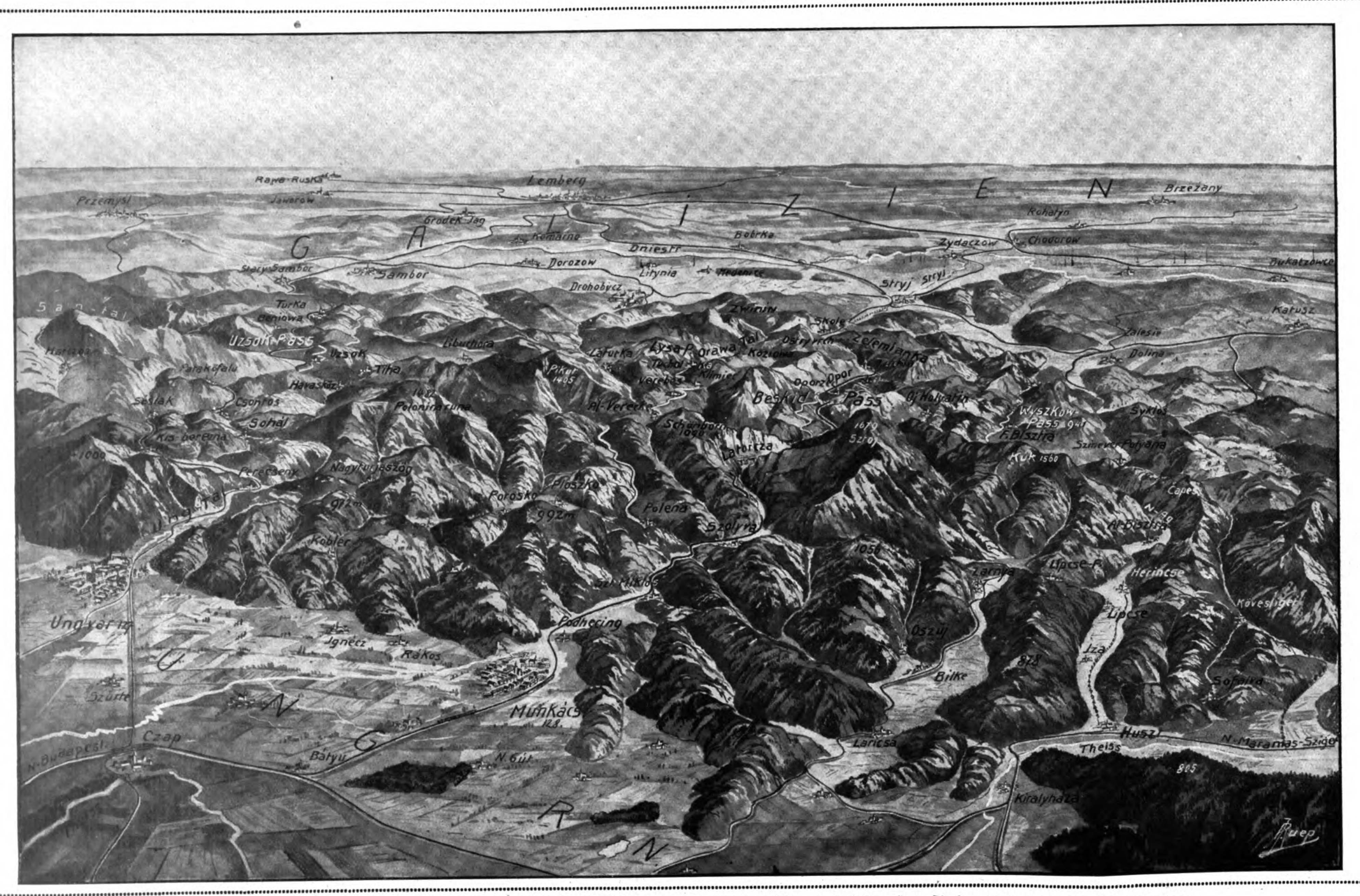
Schon damals im Herbste, als der Feind endlich Homonna erreicht hatte, zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung, die so ziemlich alles über den Haufen warf, was man sich vor 1914 über die Rolle der Karpathen in einem Kriege zurechtgelegt hatte. Immer nur waren sie als Durchzugsgebiet für eine Armee betrachtet worden. Logisch schien, daß jedes Heer mit möglichster Beschleunigung sich bemühen würde, das ganze Gebirge in seinen Rücken zu bekommen. Zwar war es nicht undenkbar, auch größere Gefechte in den Bergen auszutragen, auch bereitete es den Verteidigern ernsthafte Schwierigkeiten, den anrückenden Feind am Überqueren der Berge zu verhindern. Denn die Art der Karpathen, die einen Marsch auch in breiter Front über Hänge und Kuppen, also nicht nur über die Straßen ermöglichen, ist anders, als etwa die Beschaffenheit der Alpen. Alles verlockt darum, die Ebene möglichst rasch zu erreichen. Aber schon in den Tagen von Homonna zeigte es sich, daß der Feind gewiß unter Umständen den Wall übersteigen konnte, daß ihm dann aber — und



Österreich-ungarischer General Boroevic v. Bojna.
Phot. Karl Seebald, Wien.



Generaloberst von Mackensen. Phot. A. Grohs.



Zur Vertreibung der Russen aus den Karpathen: Der Uzsok-, Lysa-, Beskid- und Wyszkow-Paß. Zeichnung von Ott und Ruep.

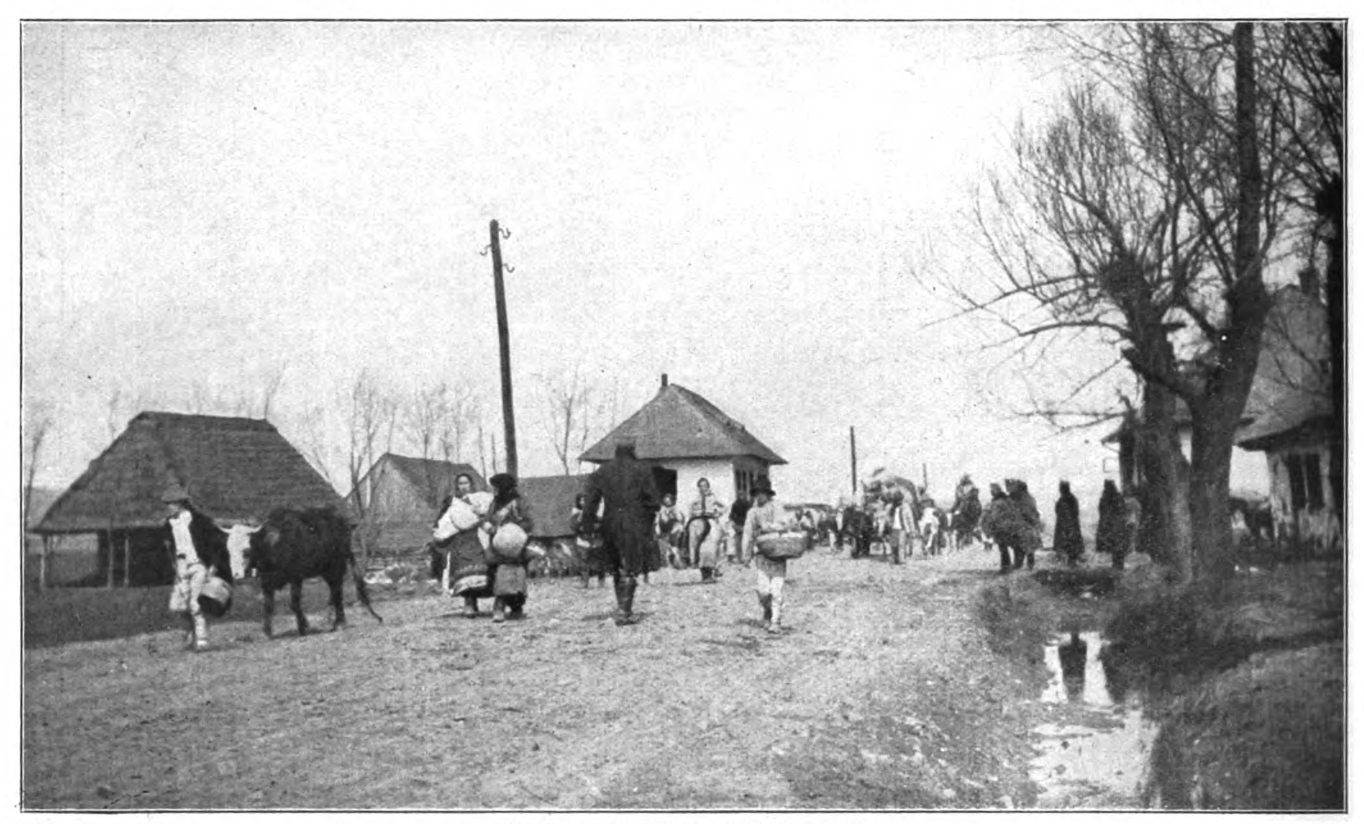
zwar schneller, als er ahnte – die Luft ausging: der Nachschub ergab solche Schwierigkeiten, daß er fast versagte. Die Karpathen stellten sich als ein Durchzugsgebiet von so gefährlicher Lage dar, daß die Kraft eines feindlichen Stoßes auch schon verraucht und verbraucht war, wenn sie die Länge überwunden hatte. Die neuen Nährquellen blieben aus.

Anderseits gab es noch eine zweite Überraschung: daß gerade das Gebirge, das schon als Durchzugsgebiet voll gefährlicher Tücke war, selbst zum Schauplatz von Schlachten werden konnte, die man sonst in der Ebene auszutragen gewohnt war. Der Angreifer vermochte freilich, riesige Heeresteile quer über das Gebirge in Bewegung zu setzen; um ihm wirklich wirksamen Widerstand entgegenzusetzen, mußte der Verteidiger, der sich nicht auf die Sperrung der Straßen beschränken durfte, ungeheure Heeresmassen aufbieten. Es standen einander also Heereskolosse gegenüber auf einem Plan, der ohne alle Unterstützung für militärische Bedürfnisse war. Keine Bahn hilft dort. Man zählt gar keine Städte, nur wenige Dörfer in den Karpathen. Und auch sie sind kümmerlich genug. Die Soldaten haben keine Unterkunft. Ihre Lagerstätte ist der Boden, ihre Decke der Himmel. Keine Nahrung ist aufzutreiben, jeder Bissen muß herangeführt werden. Schon im Sommer scheint solch ein Schlachtfeld grauenvoll; im Winter scheint es ein Wahnsinn. Aber der Wahnsinn ist die zweite überraschende Tatsache geworden.

Die Russen mußten die Karpathen besitzen, mußten sie um jeden Preis in ihre Gewalt bringen. So lange ihr Feind in diesen Bergen saß, waren sie niemals sicher in dem von ihnen besetzten Teile Ostgaliziens. Jeder Vorstoß aus den Karpathen, war ein Stoß in ihre Flanke. Wie empfindlich solche Flankenstiche waren, hatten ihnen die Tage von Limanowa bewiesen, als sie zu all ihrem Unheil in Westgalizien auch noch durch Boroevics Truppen von den Karpathen her in der Seite gefaßt wurden. Die Karpathensorge konnte nicht ewig weitergeschleppt werden. Man wollte endlich in Ruhe sich Ostgaliziens erfreuen. Als Przemysl gefallen war, als man auch noch die hunderttausend Mann oder mehr freibekam, die untätig vor der Festung die Siegesparole des Generals Hunger abwarteten, ging man energisch und endgültig ans Werk. Auch der Karpathenwall sollte russisch sein.

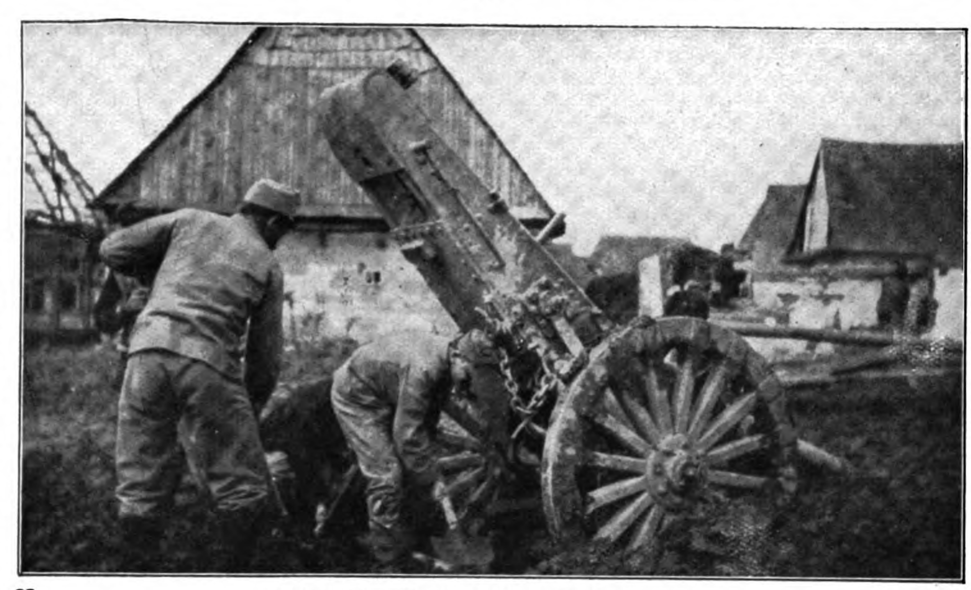
In der dritten Märzwoche bliesen die Russen zum ersten Sturm. Kalendarisch war's Frühling; in Wirklichkeit war's schwerster Winter. Drei Wochen lang kam Sturm auf Sturm. Sie versuchten es zunächst an der Duklasenke. Ein kleiner Raumgewinn, vier Kilometer, sechs Kilometer, — das war alles, was sie unter geradezu grauenhaften Opfern erreichen konnten. Und sie versuchten es im Laborczatale, versuchten ihr Glück gegen die Mitte der feindlichen Linie, gegen den Uzsoker Paß. Aus der österreichisch-ungarischen Front ragte, ungefähr in der Mitte, ein vorgeschobener Keil, der sich nach Osten wieder abdachte. Er war unbequem und lästig, da ihn die Russen frontal und von beiden Seiten angreifen konnten. Es handelte sich hier wieder nur um ganz wenige Kilometer, die in der Richtung auf Baligrod aus der Frontlinie vorgesprungen waren. Man nahm den Keil zurück, vereinheitlichte die ganze Linie: dies war der Schlußerfolg der russischen Karpathenoffensive. Der Feind hatte einen Landstreifen gewonnen, dessen Breite im besten Falle sechs Kilometer betrug. Überdies nur einen Landstreifen östlich der Mitte. Neutrale Blätter geben die Verlustziffer der Russen an Toten, Verwundeten, Gefangenen mit einer halben Million an. Man zahlte also für den Kilometer annähernd hunderttausend Russen . . . In Petersburg wird man nachdenken müssen, ob selbst in Rußland Menschenmaterial so billig ist.

In dreiwöchentlichem Kampfe hat in den Karpathen die österreichisch-ungarische Armee dem russischen Riesenheer das Grab gegraben. Die Russen stürmten in Schwarmlinien an, die zehn und zwölf und einmal siebzehn Sturmreihen hintereinander in gleichzeitigem Vorgehen aufboten. Die Reihen wurden niedergemäht, sie wurden noch einmal neu geschickt, sie wurden wieder niedergemäht. Es war ein furchtbares Dezimieren und zehnmal Dezimieren durch einen an Zahl weit unterlegenen Feind, der seine Soldaten nur in den allerseltensten und allerdringendsten Fällen ablösen konnte. Aber alle diese prachtvollen Kerle hielten wirklich aus, bis endlich Hilfe kam. Deutsche, österreichische, ungarische Verstärkungen rückten an. Der Blutaderlaß der Russen bis zum Eintreffen der Verstärkungen war so grauenhaft gewesen, daß ein Angriff von der verbündeten Seite einen vollen Erfolg verheißen konnte. Der Angreifer vom März war schon in die Rolle des Verteidigers gedrängt. Dem kühnen Vorgehen der Deutschen und frischen Oesterreicher und Ungarn schlossen sich die Truppen an, die verstärkt worden waren. Jetzt wurden in überraschendem Tempo wichtige Höhen im Laborczatale genommen. Gleichzeitig fast vollbrachte die deutsche Südarmee, die bis dahin in ihrer Aufstellung ziemlich unbehelligt geblieben war, aber die stille Zeit zur Vorbereitung eines Vorstoßes klug genützt hatte, eine glanzvolle Waffentat: der Zwinin wurde erstürmt, — so aussichtslos solch ein Unterfangen gegenüber den beinahe uneinnehmbaren Bergstellungen der Russen scheinen mochte. Und die österreichisch-ungarische Gruppe des Feldmarschall-Leutnants Hofmann, die der Einheit der deutschen Südarmee angehört, nimmt dann, nur ein wenig später, den Ostry, in nicht minder aussichtslos scheinendem Sturm gegen nicht minder uneinnehmbar scheinende Stellungen der Russen. Damit war dem Feind eine der wichtigsten Karpathenstellungen entrissen, und, was ihm vielleicht noch ein Einfallstor auf dem Wege nach Ungarn werden konnte, ward jetzt ein Aus-



Räumung eines Dorfes vor dem Kampf.

fallstor für die Verbündeten. — Mit welchem Erfolg? Die erste Woche des Mai brachte die langersehnte Entscheidung. Da brach die deutsche Karpathenarmee unter General von Mackensen, deren rechten Flügel General von Emmich befehligte, in treuer Waffenbrüderschaft mit der österreichisch-ungarischen Armee unter Erzherzog Friedrich am Dunajec in ungeheurem Ansturm vor. — An der Lupkowpaß-Straße drängten die Kräfte des Generals der Kavallerie von der Marwitz an, von Süden her die Truppen des österreichisch-ungarischen Generals von Boroevic. Damit war die monatelange Karpathenschlacht für die Verbündeten siegreich entschieden und die etwa 200 Kilometer lange Schlachtlinie aufgerollt. Bis heute wurden 100 000 Gefangene, 60 Geschütze und 200 Maschinengewehre eingebracht, abgesehen von einer noch nicht zu übersehenden Menge von Kriegsmaterial und Lebensmittelvorräten. Aber auch nach Russisch-Polen hin setzte sich die Erschütterung fort. Denn in engster Zusammenarbeit mit Mackensen eroberte die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand Tarnow, überschritt am 6. Mai mit ihrem rechten Flügel die Wisloka und durchbrach die russische Schlachtlinie bei Debica. Hierdurch wurden die südlich der Weichsel kämpfenden starken russischen Kräfte zum schleunigen Rückzug hinter die untere Wisloka gezwungen. Die Tragweite dieser Ereignisse wird klar durch die neuerdings vorliegenden Meldungen über den Rückzug des feindlichen Südflügels in Russisch-Polen. Die stark be-



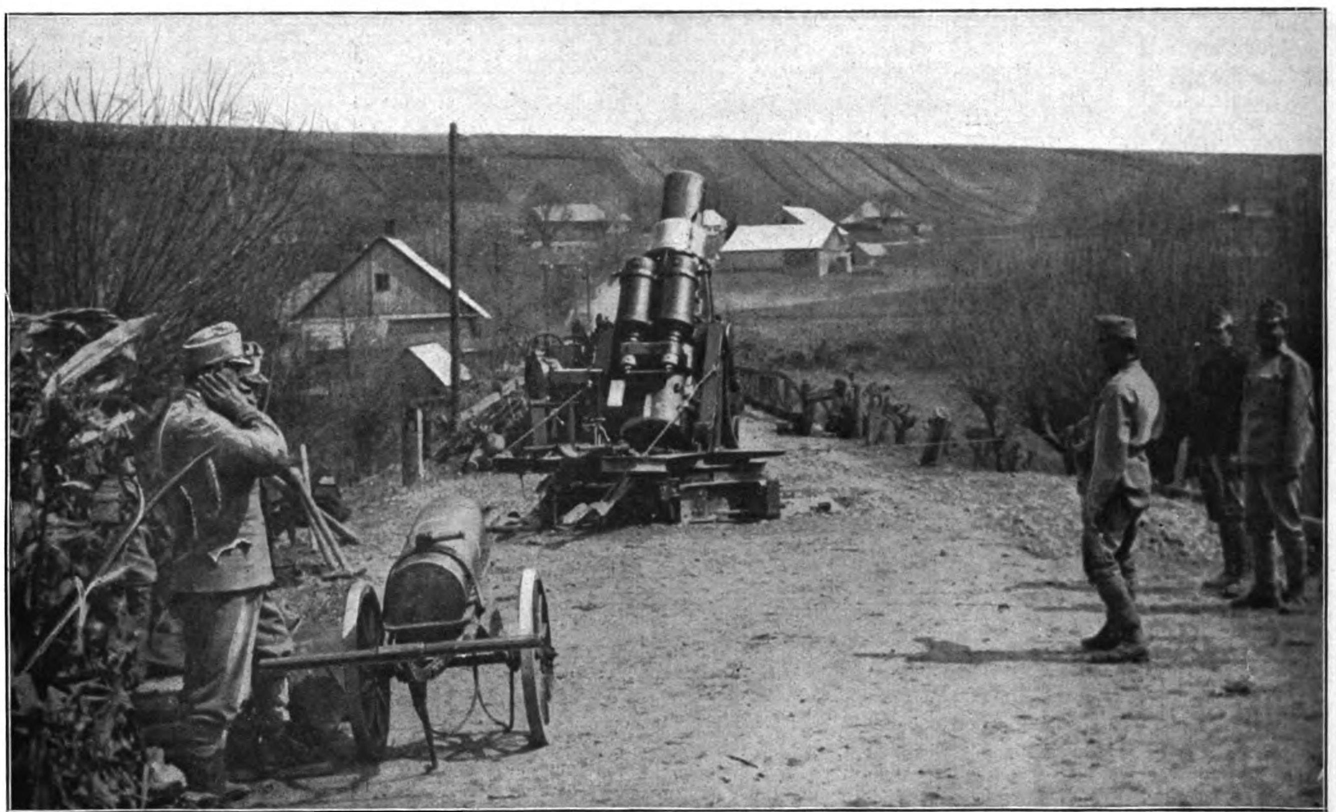
Schwere Haubitze der Skodawerke im Schlamm.



Ein Minenwerfer neuster Bauart, der viel zu unseren Erfolgen in den Karpathen beigetragen hat.



Schwere Haubitze der Skodawerke wird in Stellung gebracht.



Oesterreichisch-ungarischer Motormörser, die „Grete". Phot. Welt-Preß-Phot.

festigte Nidafront wurde vom Gegner als unhaltbar erkannt und eiligst geräumt. So wird auch hier der lange ermüdende Stellungskrieg in den heißersehnten Bewegungskrieg übergehen. Die Ergebnisse der Karpathenschlacht sind für die Russen düster genug. Die Toten des Karpathenfriedhofs, auf dem auch die Przemysler Einschließungsarmee wenige Tage nach ihrem Eintreffen ganz verbraucht war, stehen nicht wieder auf.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

XI. Augenblicksbilder.

Ich brauche nur dazusitzen und ein wenig die Augen kleiner zu machen, nicht einmal ganz zu, — dann seh' ich eine lange, lange Kette vorüberziehen, und alle Kettenglieder sind Bilder, und jedes Bild ein kleines, messerscharf umrissenes Erlebnis hier draußen aus dem Krieg. Sie kommen immer wieder, sie gehören mir; ich kann sie herbeirufen; wenn ich nur will, so sind sie da. Nur leider: zeigen kann ich sie nicht. Von einigen kann ich wohl dies und das sagen, aber die meisten sind . . . unbeschreiblich.

Von einigen kann ich also dies und das sagen. Zum Beispiel: Der Kaiser. Siegreiche, aber unsäglich blutige Gefechtstage waren gewesen. Auch der Oberst gefallen. Der neue Kommandeur wollte uns begrüßen. Feldgottesdienst für das ganze Regiment. Bei regnerischer Morgenfrühe, auf nassem, klumprig-klebrigem Stoppelacker. Die blanke Musik... blos zwölf Mann? Ja so: die Granate von Fouquescourt! — Wir stehen alle im offenen Viereck, da . . . da . . . blutroter Purpur hoch durch die Luft, näher und näher: unsere Fahne, unsere heilige Fahne. Sie rauscht und knattert laut und bohrt sich mit schräg eingelegter Spitze durch den Regen und Wind und läßt die Ehrenbänder um sich herfliegen. Ein Schauer geht durch uns alle: sie trägt tausend frische Blutstropfen auf ihrer Seide, und jeder Tropfen ist ein frischbezahlter Eid. Denn Tausend von uns fielen vor wenig Tagen auf dieser Ebene, die wir mit den Augen ausmessen können. Seht: da und da und dort — am Wegrand, den Waldstrich vorbei, den Bahndamm entlang . . . all' die Holzkreuzchen; viele schiefgelegt, manche umgeworfen vom Wetter; ganz fern am Horizont stehen drei zusammen, die ragen wie Marterpfähle gegen den grauen Himmel auf und sind doch nicht einen Zoll größer als die vielen hier unten. Hart neben dem Rappen des Majors auch eins; ein rotes, naßschlaffes Käppi baumelt am linken Arm, und über der kleinen Erdwelle davor, wie ein breitgespanntes Flügelpaar, liegt ein mittendurchgerissener blauer Franzosenmantel. Jedesmal, so oft „Augen . . . rechts!" kommandiert wird, gehen mit einem einzigen Ruck die Köpfe und die Blicke des ganzen Regiments auf das rote Käppi und den blauen Mantel. — Wir stehen feldmarschmäßig, drei wuchtige graue helmspitzenstarrende Mauern beisammen. Da spricht einer. Eine junge, stählerne Stimme ist auf einmal da wie ein Quell im stillen Wald: „Kameraden, schlagt's Feldgesangbuch auf, wir wollen singen." — Und die zwölf Übriggebliebenen stimmen an, und das Regiment singt:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn . . .

Wie der alte Zinzendorf von Anno 1770 lebendig wird hier auf dem Kreuzacker. Die am tapfersten waren auf diesem Feld, denen stockt's jetzt am meisten in der Kehle: „. . . voran . . . auf der . . . Lebensbahn". Und 's ist gut, daß der Regen fällt, sonst dächte doch am Ende der oder jener, das Weinen liefe ihnen die Backen runter. Und das wollen sie nicht zugestehen. Sie schlucken und schlucken das Weichwerden-wollen in sich hinein und haben sich schon beim nächsten Verse wieder.

Soll's uns hart ergeh'n,
Laß uns feste steh'n . . .

Unwillkürlich spreizen sie die Beine und drücken die schweren, kotschweren Nagelstiefel in den Schlamm, bis sie harten Grund unter sich fühlen. So stimmen sie kräftig in das Blasen ein. Da plötzlich . . . . ein helles, schmetterndes Signal . . . „Ta-tü, Ta-taa!" . . . Drei graue, regenglänzende Autos fliegen die lange, lange Straße her, näher, mit Sturmgeschwindigkeit näher, ganz lautlos, als flögen sie wirklich, . . . ein Ruck! — und sie halten. Zwanzig Schritt höchstens von uns weg. Die Musik bricht ab, der Atem, der Herzschlag des ganzen Regimentes stockt . . . der Kaiser! Der Kaiser! . . im mittelsten Wagen sitzt der Kaiser. Er reißt den Schlag halb auf: „Weitersingen!" Und wir blasen und singen weiter. — Wie? . . . Das weiß Gott allein! Und der Kaiser sitzt mit gesenktem Kopf, bis der Choral zu Ende ist. Dann ein rasches leises Surren des Motors, ein kurzer, scharfer Anriß nach rückwärts . . . und lautlos gleiten die drei Wagen davon, die Straße hin, weiter und weiter weg, an den drei Marterpfählen am Horizont vorbei, bis sie im grauen Himmel verschwinden.

Ein anderes Bild. Eine weiße, hartfrostige Schneenacht im Schützengraben. Die Wachen stehen und lugen über die Brustwehr (Schießlöcher hatten wir da noch nicht), aber sie können kaum die Pfähle im Drahtverhau erkennen, so dick ist der Nebel. Die Gewehre liegen festgefroren da und glitzern, als wären sie mit zerriebenem Glas bestreut; aber die Kammern und Abzüge sind gut geschmiert, sie gehen spielend, wie in Butter; die Seitengewehre sind aufgepflanzt, ihre blanken Spitzen stecken tief im bleiernen Dunst. Der Mond scheint. Wir sehen ihn nicht. Nur die Luft, der Graben, die Gestalten, die Gegenstände flimmern blau von ihm. „Diffuses Licht", sagt ein Kenner unter uns. Und ein großes, großes Schweigen, als schliefe die ganze Welt. Es ist hell, bei aller Undurchsichtigkeit so hell, daß man lesen kann. Und ich sitze vor meinem Höhlenloch und lese. Briefe und Zeitungen aus Deutschland. Eine Armlänge abseits hocken drei und stecken die Köpfe zusammen, als hielten sie eine Versammlung ab,

Es ist aber nicht so schlimm: sie spielen nur Karten. Einen Tornister haben sie flach zwischen sich geklemmt, und auf dem dreschen sie ihren Skat. Mit stummem Eifer. Nur hin und wieder flüstert das: „Du gibst" . . . oder: „Kreuz sticht" . . ., und mit den Fingerknöcheln beklopfen sie abwechselnd das braunhaarige Tornisterfell. Da auf einmal setzt weit links ein tolles Geknatter ein. Eine unbeschreiblich verworrene Knallerei. Im Nu ist die schweigende Mondnacht zerrissen und zerfetzt. „Alarm!" . . . „Alarm!" . . . „Alarm!" . . . Tausend und tausend und noch einmal tausend Musketiere speit der gefrorene Grabenboden hervor: „Alles an die Gewehre!" . . . Blitze und Blitze und Blitze, grell gelbrote, schießende Flammen, immer mehr und mehr und mehr . . . zum Greifen nah . . . sie sitzen uns schon fast auf der Nase . . . da gibt's natürlich kein Kommando, kein Halten mehr: es wird drauflosgepfeffert, was das Zeug halten will. Wir sehen sie fallen und kopfüberschlagen und durcheinanderrennen, hören sie fluchen und schreien und wimmern, die Franzmänner, die uns so klug überschleichen, überrumpeln und durch unsre starre deutsche Mauer durchbrechen wollten, . . . und Gnade gibt's da nicht. Kornscharf wird Ziel genommen! — auch bei uns schreit's auf, zur rechten und zur linken Hand fällt mancher liebe Kamerad zurück, den die Spitzkugel in die Stirne traf. Die Sanitäter haben Arbeit.

Eine Stunde etwa hat's gedauert, dann war der feindliche Überfall zusammengebrochen. „Nicht mehr feuern!" lief's durch unsern Graben . . . da und dort knallte noch einer die letzte Patrone ab . . . dann ballte sich der Nebel wieder zusammen, und die Nacht war wieder still und undurchsichtig und mondscheindurchgossen wie vorher. . . . Mit dem Lesen war's nun freilich vorbei, denn aus der Stille des Feldes zog der Nachklang der tosenden Stunde her . . . Stöhnen, Weh- und Hilferufe. „Mutter! Mutter!" schrie irgendwo in seiner Schmerzensangst einer von den Unsrigen, und wie ein Echo kam's aus der Nebelirrnis: „mamette! pauvre . . . pauvre mamette!".

Aber — wer traut seinen Augen?! — Die Dreie hocken wahrhaftig wieder da und stecken wie Verschwörer die Köpfe zusammen und spielen ihren Skat weiter . . . . „Du gibst" . . . „Kreuz sticht" . . . — —

Noch ein andres Bild. Neujahrstag, am Mittag. Kein schlechtes und kein gutes Wetter, . . . so Mittelschlag. Klare Sicht nicht gerade, aber die zwei Kirchtürme sind noch zu sehen, die hinter der gelben feindlichen Erdlinie stehen. Ich lehne an der Brautkammer und . . . ja so, das muß ich ja erklären: „Brautkammer". Wie heißt's doch in der Instruktion: „Der Soldat soll sein Gewehr halten wie seine Braut." Was Wunder, daß wir Brautputzen sagen, wenn wir die Knarren säubern. Tagsüber werden sie hier draußen eingezogen; sie liegen dann nicht schußbereit in der Brustwehr, sondern stehen gruppenweis in Nischen, die wir in die Lehmwand hackten. Manche hängen eine Sackleinwand davor, andre eine Zeltbahn. Aber wir waren die Feinsten: vor unserer Nische hing grüner Musselin, über und über mit Rosenkränzchen besät. Aus einem Dorfhaus hatten wir die Kostbarkeit mitgebracht. Und jemand nahm einen Zigarettenschachtelboden, schrieb mit dem Tintenstift in steilen, altdeutschen Buchstaben drauf „Brautkammer" . . . und steckte es mit Patronenhülsen darüber fest . . .

Ich lehne also an der Brautkammer. Wie ich so davorstehe und in die Gegend schaue, bricht auf einmal ein Wetter los, als wenn's jetzt Schluß sein sollte mit der Weltgeschichte. Ein einziger Sturmstoß, der die Landstraßenbäume mit der Krone gegen die Erde duckte . . . und dann zerplatzte der ganze Himmelssack, und das Wasser fiel, goß, stürzte in Fluten und Fluten mit Peitschen und Klatschen über alles herab, was Odem und was keinen Odem hatte. Kein Regen, nein, Eiswasserstürze. Im Nu war der Tag verfinstert: Wolkenbruch. Der schlimmste, den wir erlebten. Alle Mann stürzten hervor, Schanzzeug in den Händen, und geschaufelt wurde, geschaufelt und Platz gehauen zwischen die Trümmer, knietief im Schlammwasser, daß der Schweiß mit den Regengüssen um die Wette floß. Wo ich auch hinsprang, um auf dem Posten bleiben und den Feind im Blick haben zu können: alles durchweicht und breiig und gallertglatt, Abrutsch über Abrutsch. Aber das war noch nicht genug. In das Getöse hinein kam jetzt erst der richtige Takt: Ssssttt . . . ssssttt . . . bumm . . . ssssttt . . . bumm! . . . flogen unsere „Schwarzen" über uns weg nach drüben, und die dort blieben die Antwort nicht schuldig, Schlag auf Schlag. Vor und hinter uns klatschten die Granaten ein und rissen Riesenlöcher in den Erdbauch . . . und auf einmal, unversehens, zischt das Weltall in Feuer vor mir auf, eine Musik, als wenn zehntausend klingende Harfen zerklirren, eine kleine Luftfahrt im Bogen, ein Sturz in weichen Schlamm . . . mehr weiß ich nicht zu sagen . . .

Als ich meine Sinne wieder an fünf Fingern abzählen konnte, befand ich mich in einem Burgschloß, in dem Karl der Kühne residiert und Henri quatre sich allerlei galante Tage gemacht hatte. Und mir fiel bei: „Wie man doch in der Welt herumkommt . . ." — Von der früheren Burgherrschaft war nichts mehr zu sehen, aber auch das Gesinde hatte gewechselt. Ich fragte ein wenig 'rum, denn man will doch wissen, mit was für Leuten man's zu tun hat. Der Kohlenbringer sagte: „Ich bin Dorfpastor im Hessischen"; ein anderer, der Brot schnitt, immer und immerzu Brot schnitt und Butter auf die Scheiben schmierte, zog halbverlegen den Klemmer ab: „Privatdozent aus Erlangen"; und der mir den Schlummerpunsch reichte (fünfzehn Tropfen Baldrian), der bekannte sich: „Hoteldirektor aus Milwauke" . . . „Ja, aber sag' mir nur, Kamerad, wie kommst du dann als Sanitäter hierher nach Frankreich?" . . .

„Durchgeschmuggelt!" . . .

„Oho," dacht ich, „allerhand Bedienung!" — —

Dann dies noch: In einem der vielen Nester, durch die wir hier draußen schon gekommen sind, quartierte meine Kompagnie in einem Baustück: teils Scheune, teils Pferdestall, teils Freiluftbad. Sonne, Mond und Sterne und Trocken und Naß, wir hatten alles zur freien Verfügung. Nebendran ein winziger Lehmpalast, bestehend aus Küche und Schlafgemach. In dem wohnte ein Chanteur, ein Kantor, ein Kirchensänger, ein junger Mann von vierundachtzig Jahren. Lang, hager, bartlos, und immer auf lautlosen Socken wie ein Schatten. Von Anno 70 wußte er Geschichten über Geschichten, und „les Ulans" lagen ihm noch immer in den Gliedern. Mit dem jetzigen Kriege war er soweit zufrieden; er hatte beständig Einquartierung, sorgenfreie Tage (denn er lebte auf Deutschlands Kosten), Unterhaltung und Abwechslung, soviel er nur wollte, und wünschte sich gar nichts besseres. Von seinem zwanzigsten Jahre an war er Schulmeister im Ort gewesen und hatte in der Kirche vorgesungen und bei den Kindtaufen, Hochzeiten und Leichen natürlich auch. Die Bilder und Trophäen dieser Glanzzeit hingen an allen Wänden. Jetzt war ihm freilich die Kehle beträchtlich eingerostet, und als er sich bei unserm Gottesdienst noch einmal hervortun wollte, war er tief beleidigt darüber, daß ihn der Hauptmann abschob.

Verheiratet war er stets gewesen, und seine vierte Gattin lebte noch, aber in getrennten Verhältnissen: schrägüber auf der andern Straßenseite hatte sie ihren Wohnsitz. Susanne hieß sie, ein mubbeliges Weibchen von einigen fünfzig Jahren. Indessen der Chanteur war wenig einverstanden mit ihr. Sie war ihm zu guter Dinge, wie es schien. Wenn die Rede auf sie kam, kniff er die Augen und die Lippen ein, als hätte er Essig auf der Zunge: „Susanne . . . danser . . . toujours danser . . .", — dabei nahm er mit gespreizten Fingern seine Rockzipfel und hopste eine Polka mit seinen Storchbeinen, daß es ein wahres Gaudium war . . . „danser . . . Susanne . . . toujours danser". Wir kochten auf seinem Öfchen, und er aß und trank und rauchte mit uns, so kräftig, als hätte er seit 70 nicht mehr gegessen und getrunken und geraucht. Die Mundharmonika hörte er gern, aber vor allem wollte er: wir sollten singen. Und das taten wir natürlich ganz von selber, an den Abenden beim trüben Ölfunzelchen im dicksten Tabaksqualm, Lustiges und Trauriges durcheinander, wie's deutsch ist. Dann saß er mit vorgebücktem Kopf und lauschte und beglotzte uns und murmelte ein übers andere Mal in sich hinein: „Impossible . . . impossible . . . impossible . . ."

Nun war er doch über ein halbes Jahrhundert lang ein Sänger vor dem Herrn gewesen, und was war natürlicher, als daß wir eine Probe seiner Kunst begehrten? Aber er wollte nicht. Er sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen. Ob der Abschub des Hauptmanns ihm so nachging oder was sonst . . . genug, er wollte nicht.

Da geschah etwas, das ihn plötzlich in atemlose Erstarrung brachte. Einer von uns begann auf der Mundharmonika die ersten Klänge der Marseillaise . . . Da stieg der alte Knabe aus seinem Urväterstuhl wie aus dem Grabe hervor, streckte seine Arme aus, wiegte mit den Händen einen feierlichen Takt, sah mit weiten, weiten Augen über Fernen und Fernen hin und sang . . . rostige, bebende Tönchen . . .: „Allons, enfants de la patrie . . . le jour . . . de gloire . . . . ." . . . Dann überlief ihn ein Zittern. Er riß sich zusammen und setzte noch einmal an: „. . . le jour . . . de gloire . . ." . . . er kam nicht weiter. Er fiel in seinen Sessel zurück, mit dem greisen Kopf auf seine spitzen Knie . . . und wimmerte wie ein geschlagenes Kind.

Wir standen auf und traten von ihm zurück. Zeuge zu sein, wie im Menschen etwas zerbricht, das macht betroffen und stumm. Aber da fuhr er schon wieder hoch, tappte zwei, drei Schritte vorwärts, ballte seine Fäuste gegen uns und schrie, schrie, schrie uns mit krähender Stimme an: „Allez! . . . allez! . . . allez toujours à Paris! . . . à Paris! . . . à Paris!" . . . Wir konnten nur ahnen, nicht begreifen, was er sagen wollte, da schrie er immer mehr, sodaß ihm der Schaum auf die dünnen Lippen trat: „Perdue . . . la gloire . . . perdue . . . allez . . . à Paris . . ."

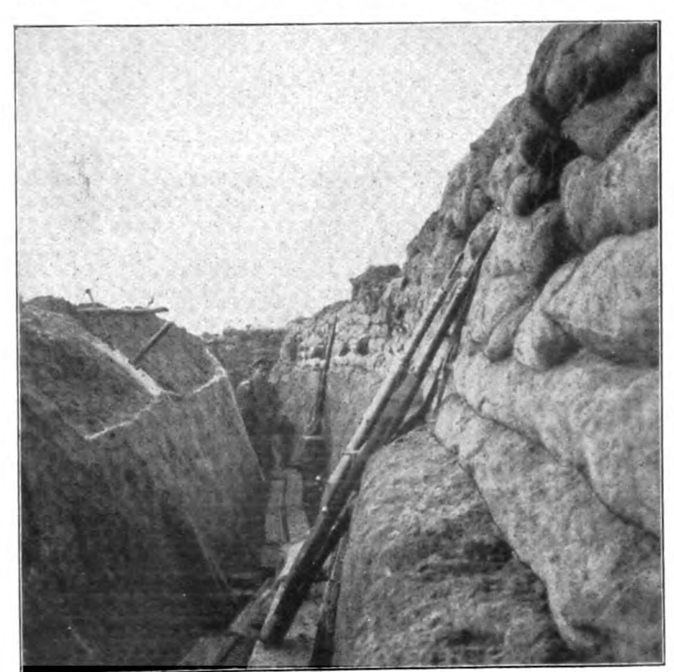
Als wir das nächste Mal wiederkamen, war der alte Kirchensänger schon gestorben.

Um Ypern.

Der große Sieg in den Karpathen, die überraschenden Erfolge, die dort täglich errungen werden, lassen die Kämpfe um Ypern etwas in den Hintergrund treten. Und doch ist das Ringen an dieser Stelle unserer Westfront von der größten Bedeutung und vielleicht geeignet, eine ähnliche Entscheidung für den Westen zu bringen oder vorzubereiten, wie der Beginn der deutsch-österreichischen Offensive am Dunajec. Jedenfalls aber werden hier an unsere braven, unermüdlichen Truppen nicht geringere Anforderungen gestellt. Immer enger hat sich der Dreiviertelkreis unserer Stellungen um Ypern zusammengezogen. Nur drei Kilometer trennen die Unsern noch von der — zusammengeschossenen Stadt. Weit hinter Ypern bis Poperinghe schlagen schon unsere Granaten ein und schließen so den nach Westen hin noch offenen Bogen. Die Feinde wissen, was ein deutscher Erfolg hier bedeuten würde. Darum setzten sie südwestlich Lille auf der Linie Fleurbaix — Richebourg, Vermelles, Ablain, Carency, Neuville und St. Laurent bei Arras mit vier neuen Armeekorps als Gegenstoß einen Angriff an, der als Durchbruch unserer Front geplant, unsere Operationen gegen Ypern zunichte machen sollte, der aber bisher unter schweren Verlusten für die Angreifer zurückgeschlagen



Gefangene Engländer bei St. Eloi. Phot. Hoffmann.



Blick in einen Schützengraben.



Besetzter Schützengraben vor Ypern.



Ein heruntergeschossenes englisches Maschinengewehr-Flugzeug. Phot. Hoffmann.

wurde, bis auf eine kurze Strecke zwischen Carency und Neuville. — Wir dürfen hoffen, daß auch hier weiterhin alle Mühe der Franzosen und wie der Generalstabsbericht mit köstlicher Ironie sagt: weißen und farbigen Engländer vergeblich sein wird. In dem Untergang der „Lusitania" mögen wir sinnbildlich das Schicksal Englands sehen. Wir dürfen nicht ruhn, bis uns an England gelang, was dem kühnen Unterseeboot bei der „Lusitania" glückte. So aufrichtig wir die Opfer beklagen, um unserer selbst, um unserer Frauen und Kinder willen, dürfen wir nicht Schonung und Mitleid kennen, so wenig wie unsere Feinde es kennen, die freilich immer noch mit unserer Anständigkeit und dem „deutschen Gemüt" rechnen. Im deutschen Land im Waldesdunkel geht eine Schmiede, und bei jedem Schlag das Wort: Landgraf werde hart! —

Von Plozk nach Szawle. Von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Szawle, Anfang Mai.

Auf der ganzen nördlichen Front von Memel herunter bis nach Plozk war im Beginn dieses polnischen Frühlings tiefe Stille. In Suwalki hatten sich unsere Truppen in ihren neuen Stellungen eingegraben und warteten in den schönen Wäldern, durch die der Frühling ging, auf das Ende der Wegelosigkeit, der Rasputika. Nach den ungeheuren Anstrengungen der Wintertage, nach den Nächten, da der eisige Schnee unter dem warmen Körper in der Schützenlinie schmolz, um unter dem harten Nordwind wieder zu gefrieren, nach dem Marschieren, Entbehren, Stürmen, waren diese Frühlingstage, die dem neuen Vorstoß vorangingen, wie ein grünes, sonniges Idyll inmitten der ungeheuren Schwere dieses östlichen Feldzuges. — Als ich in den Stellungen bei Plozk war, schien drüben auf der russischen Seite jedes Leben erstorben. Auf den Tischen, in den Erdhütten unserer Offiziere standen in den Granathülsen dicke Büsche von Weidenkätzchen; blaue Leberblumen, Krokos und Anemonen hatten unsere Feldgrauen mitten auf die Erdschichten der Schützengräben gepflanzt; dazu glitzerte die Frühlingssonne, und der Wald fing an, seine Säfte steigen zu lassen, daß in der hellgrünen, leuchtenden Stille der Krieg weit ab zu liegen schien. Vom Fesselballon aus sah ich weit in die deutschen Stellungen, weit hinüber nach den russischen Linien, bis nach dem Rawka-Abschnitt, wo die gleiche Stille herrschte.

In Plozk selbst schlenderten die Mannschaften, die nicht an der Front waren, Österreicher und Deutsche, einträchtig umher. — Die kleinen polnischen Zeitungsjungen riefen die neuesten deutschen Zeitungen aus. Auf der Weichsel, die sich in mächtigem Bogen silbergrau leuchtend in das hohe, steile Ufer von Plozk schmiegt, fuhren die großen deutschen Lastkähne und beförderten Kriegsmaterial zur Front. — Dann fuhr ich selbst die Weichsel entlang. Die Türme und Türmchen, die schönen alten Kirchen und die mächtigen Kastanien, voll brechender dichter Knospen verschwammen, die Weichselufer wurden flacher. Die Schlachtfelder von Wloclawek und Tschernjewizy verschwanden auf der linken Seite, Thorn tauchte auf. Endlich nach langer Fahrt auf deutschen und russischen Wegen wieder zurück nach Suwalki. Die stillen Frühlingstage sind zu Ende, und der deutsche Vormarsch beginnt auf der Riesenlinie von den Ausläufern der Karpathen bis oben hinauf nach Memel, wo unsere Kavallerie schon reitet. Die Spannung liegt in der Luft. Durch den weiß leuchtenden Mondschein, der die Gegend geisterhaft hell erleuchtet, dröhnen die deutschen Geschütze. Die ganze Nacht klirren die Fenster von Suwalki. Beim grauenden Morgen setzt das Hämmern der Maschinengewehre ein. Als ich hinausreite zur Front, trabt meine Stute schon über festen Boden; die Wegelosigkeit ist zu Ende, wir rücken vor. Rücken von hier, von Suwalki, in ein Gebiet, das hin und hergespielt wurde zwischen Russen

Wegeschwierigkeiten in Rußland: Ein steckengebliebener Militärwagen auf dem Landweg Szittkehmen-Wizajny. Hofphot. Kühlewindt phot.



Russische Gefangene auf dem Marsch nach Deutschland. Phot. R. Sennecke.

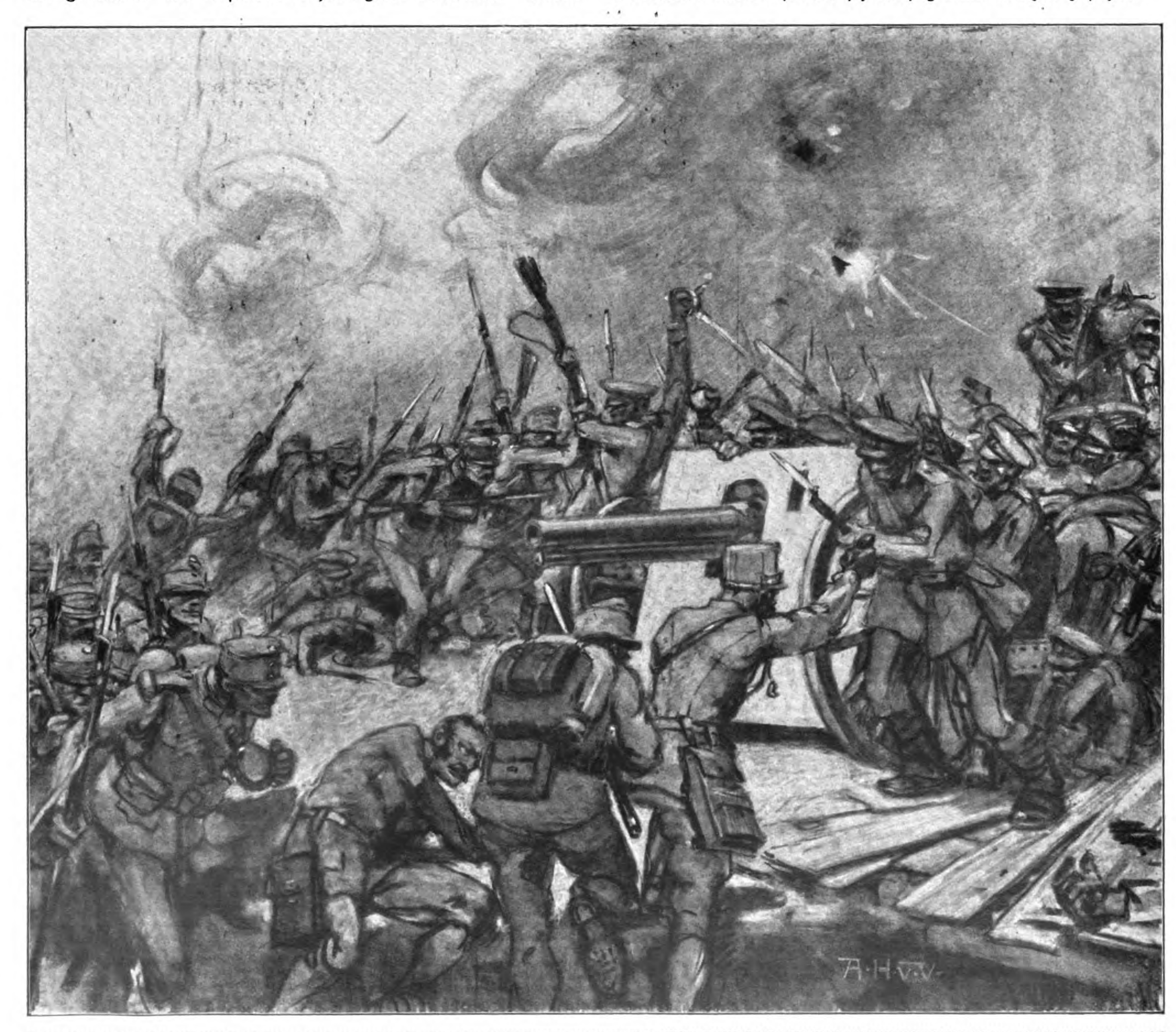
und Deutschen. Das Stück Land zwischen Njemen und Suwalki hat den Krieg gründlich kennen gelernt. Oben aber im Norden rollt die eiserne Woge zum erstenmal in Kurland und das Gouvernement Kowno hinein. Dort ist das Überraschende, der geniale Stoß, dessen Folgen und Art noch nicht abzusehen sind.

Mächtige deutsche Kavalleriemassen haben den deutschen Vorstoß verschleiert. Die Bahnlinie von Libau war bald in unserer Hand. Libau, der wichtige Handelshafen und vielleicht noch wichtigere Kriegshafen war von jedem Verkehr abgeschnitten. Auf der großen stark und gut ausgebauten Verkehrsstraße von Tauroggen nach Mitau stieß inzwischen die deutsche Infanterie in Gewaltmärschen der Kavallerie nach. Szawle, den wichtigen Knotenpunkt, suchten die Russen doch noch zu halten. Am Donnerstag setzte der Frontalangriff ein, und gleichzeitig griffen Truppenteile, die die neu geschlagene Schiffsbrücke über die Memel benutzt hatten, von Südosten die russischen Stellungen an. Da brach der letzte russische Widerstand vor Szawle haltlos zusammen. Am Freitag, den 30. April, vormittags war die Stadt fest in unserer Hand.

Als ich in den Vormittagsstunden durch die Hauptstraße kam, war der Ort, der etwa 25000 Einwohner hat, außer sich. Alle Einwohner schienen auf den Straßen zu sein. Polnische und jüdische Gruppen stießen Hilferufe, Flüche, Gebete aus; die deutschen durchrückenden Kolonnen gaben scharfe Befehle, Fuhrmannsrufe, Pferdegetrappel, Bitten und Schreien der Bevölkerung steigerten sich zu einem Wirrwarr, dessen Grund ich nicht recht fassen konnte, bis ich dann in eine der Nebenstraßen einbog, die nach Osten führte. Ich sah rote Glut quer über der Straße: Szawle brannte. Der Nordweststurm riß die Flammen mit rasender Schnelligkeit vorwärts. Kaum hatten die Einwohner ein paar eilig erraffte Sachen aus den Häusern ein Stück weiter getragen, als die Flamme auch schon hier aus den Dächern prasselte. Es war eines der ungeheuerlichsten Bilder, das ich je in diesem Kriege gesehen, das sich in den nächsten Stunden auf den Straßen von Szawle entrollte.

Die Rauchfahnen schwingen sich von der Erde bis hinauf in den Himmel. Der Hintergrund der Straße war nachtschwarz. Vorne zuckte die rote Glut und schlug ganze Häuserreihen zusammen. Wenn man durch ein Viertel ging, das von den Flammen noch nicht berührt war, durch das Regierungsviertel, in dem die großen steinernen Häuser der Verwaltung lagen und in dem kein Mensch sich zeigte, hörte man deutlich, wie wenn ungeheure Kiefer aufeinander mahlten, das trockene, prasselnde Geräusch der Flammen. Die Straßenszenen steigerten sich zu Abbildern jeder menschlichen Leidenschaft.

Mit den Revolvern in der Faust mußte man aus den brennenden Häusern die Einwohner vertreiben, die irgendeinen Fetzen Stoff, einen armseligen Plunder oder ein paar Warenartikel retten wollten. Anderes sah ich in Szawle selten. Ich sah keinen, weder Juden noch Polen, weder Reichen noch Armen, der auch nur einen kleinen Finger für den andern gerührt hätte. Jede Rettungsarbeit mußten die deutschen Truppen tun, die noch nach 80 Kilometer Marsch und heißem Kampf wahrlich genug in diesen Tagen geleistet hatten. Mit Einsetzung ihres Lebens retteten ein paar Offiziere und der Divisionspfarrer die gebrechlichen Menschen aus den brennenden Wohnungen. Die Weiber heulten, auf den Straßen schrie ein Chorus von Frauen und Kindern: „Retten Sie, retten Sie!", während die kräftigen Bewohner der andern Stadtteile tatenlos, aber schaulustig dem Ganzen zusahen.



Eroberung einer russischen Batterie.
Zeichnung von A. Hoffmann von Vestenhof, zurzeit auf dem östlichen Kriegsschauplatze.



Am Wegekreuz: Stabsoffiziere beobachten das Gelände. Photothek-Aufnahme.

Gegen Abend nahm die dunkelrote Glutfarbe über der Stadt noch zu. Szawle brannte an drei Seiten. Durch den Rauch und durch den Qualm und das Züngeln der Flammen zog deutsche Kavallerie, die auf der Straße gegen Mitau weiter vorrücken sollte. Sie saßen leicht in den Sätteln, heißer Ritt und fröhlicher Sieg war auf ihren Gesichtern. Sie sangen:

„Wenn's die Soldaten durch die Stadt marschieren,
Öffnen's die Mädchen die Fenstern und die Türen,
Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren.
Warum? Darum. Bloß wegen dem dschingderassa, dschingderassassa Bum."

Seltsam, die kleinen verängstigten Judenmädchen und die trippelnden koketten Polinnen, die eben noch an nichts dachten, als an ihre Angst und die Not von Szawle, lächelten, lächelten zu den Reitern hinauf, und die grüßten wieder. Das Traben der Pferde mischte sich mit dem Prasseln der Flammen, und ihr Gesang schlug zurück, weit über die Hauptstraße hinaus, die erstickt war in Not und Sorge und Qualm.

Inzwischen arbeiteten die Pioniere an allen Ecken und Enden, um zu retten, was noch zu retten war. Gegen Abend ließ der Wind etwas nach und man hatte inzwischen die Feuerspritzen gefunden. Ein paar bessere Bürger hatten sich mir im Laufe des Nachmittags vorgestellt und immer wieder fragten sie: „Werden Sie helfen?"

„Wo sind die Feuerspritzen?"
„Wir wissen es nicht!"
„Wo ist der Bürgermeister?"
„Der ist geflohen!"
„Wo kann man Wassereimer bekommen?"
„Wir haben keine! Aber — retten Sie, retten Sie!"

Es war nicht leicht, diesen merkwürdigen Leuten Antwort zu geben, die nur der Mund sprach. Gegen Mitternacht, als es darauf ankam, das letzte Fünftel der Stadt, das so gut wie gerettet schien, völlig zu bewahren, blieb das Bild das gleiche. Sie standen da auf den Straßen und sahen, wie unsere Pioniere rauchverbrannt arbeiteten und wie unsere braven Feldgrauen im Schweiße ihres Angesichts das Wasser schleppten. „Wollen Sie helfen, zum Kuckuck, Herr!" schrie ich irgendein paar kräftige Burschen an. „Wollen Sie nicht Wasser tragen, man braucht Wasser!" „Wir haben keine Eimer!" Dabei waren alle Häuser voll von allen möglichen Geschirren und Gefäßen. Was war zu machen? Die Pionieroffiziere, 24 Stunden im Dienst, an wichtigen andern Stellen aufopfernd tätig. Niemand von diesen Gaffenden ist bereit, die eigene Stadt zu beschützen. Ich schlug auf sie ein, rechts und links. Ich fing an zu schreien: „Holen Sie Wasser, aber schnell!" Merkwürdig — in der Minute trugen all die Leute, die noch eben erklärt hatten, es gäbe überhaupt keine Gefäße, Eimer um Eimer voll Wasser vorn nach den Feuerspritzen. Noch merkwürdiger, diejenigen, die ich am meisten geprügelt hatte, kamen, als sie sahen, daß die Sache wirklich gut ging, zu mir hin und sagten demütig: „Gott wird Ihnen lohnen, Gott wird Sie bezahlen."

Immerhin, diese Nacht war gräßlich, denn nie habe ich größere Kleinlichkeit und Kleinheit so nackt und dürftig vor mir gesehen, wie bei diesen Bewohnern von Szawle, freilich ging auch die Not mit schweren Schritten durch die Stadt.

Bei Morgengrauen, als der Wind anfing, wieder stärker zu wehen, ritt ein Trompeter mit einem Mann durch die Straßen. Schattenhaft, riesig hob sich sein Pferd aus der grauen Dämmerung. Er blies Alarm. Aus allen Häusern taumelten die Feldgrauen, verschlafen, müde, aber in aller Hast gingen sie zum Sammeln. Es galt, mit aller Kraft die letzten Flammen zu dämpfen.

Still, schön, wie von Purpur überflammt, stand die weiße Kirche von Szawle auf dem hohen Platz über dem nächtlichen Wirrwarr.

Ein kurzer letzter Kampf mit dem Feuer. Der Rest der fremden Stadt war von den deutschen Truppen gerettet. Der Morgen sah fremd und kalt auf rauchende Trümmerstätten, auf übernächtete, armselige Menschen, die auf ihren Lumpen und Bündeln schliefen. Vom Bahnhof her drangen die mächtigen Detonationen der deutschen Sprengungen, die die Schienen aufrissen.

Die Mobilmachung des Nichts. Von Franz Adam Beyerlein.

Wenn mein seliger Vater auf der Straße ein Stück Brot erblickte, ging er hin, nahm es auf und legte es auf ein Gesims oder eine Mauerkuppe, damit es nicht verderbe, sondern damit etwa ein Spatz die Krumen in sein Nest trüge. „Brot ist eine Gottesgabe,“ pflegte er zu sagen, „man darf es nicht mit Füßen treten.“ Später, als er ein wenig altersgeizig geworden war, steckte er das Brot sogar ein und schnitt es zu Hause selber in kleine Stücken für die Pfauen und Truthühner, die auf dem Gutshofe seine Lieblinge waren.

Diese Scheu vor dem Brot rührt natürlich vom Heiligen Abendmahl her, bei dem im Brot der Leib Christi gereicht wird. Aber mein Vater war keineswegs fromm im dogmatischen Sinne. Die Leute, sofern sie von gutem altem Schlage waren, dachten damals vielmehr alle so oder ähnlich. Das betrachtsamere Leben hatte sie gelehrt, auch in den Kleinigkeiten der Umwelt den innewohnenden hohen Zweck und die eigentliche Bedeutung zu achten. Die späteren Geschlechter hafteten eher an der Oberfläche. Mit leichter Gebärde brachten vollendete Maschinen auf allen Gebieten unermeßliche Mengen hervor, und die Augen hatten bald gelernt, über diese Mengen, die schier unerschöpflich schienen, achtlos hinwegzuschweifen.

Heute schärft der Krieg den stumpfgewordenen Blick. Wir sehen wieder tiefer in die Dinge hinein, und was uns selbstverständlich dünkte, erscheint mit einem Male bedingt und bedeutend. Am sinnfälligsten ist die Wandlung beim Brot. Kein Wunder: beschworen von unsern freundlichen Vettern war ein Gespenst aufgetaucht, dessen Dasein seit langem lächelnd in den Bereich der Unmöglichkeiten verwiesen worden war, die Hungersnot. Gottlob ist es nun gebannt und muß sich ducken. Aber ein ganzes Volk schlägt sich an die Brust und bekennt: wäre gespart worden, was in den ersten sieben Monaten des Jahres 1914 und später noch reinweg vergeudet wurde, so dürften wir im Überfluß der Tücke der Feinde spotten.



Hüttenleute an den Schmelzkesseln. Die Ketten sollen ein Abstürzen in die Kessel verhindern.

Indessen wohl wissend, daß alles noch so wütende Hassesgift den treuen deutschen Boden nicht am Fruchttragen und an künftigen Ernten hindern könne, sperrte England uns auch andere Zufuhren, vor allem die von Metall, und hoffte, auf diese Weise Deutschland die Fortsetzung des Krieges unmöglich zu machen. Es befand sich sogar hierbei einmal ausnahmsweise im Einklange mit dem Völkerrecht. Mannigfache Metalle, vor allem Kupfer, Eisen, Blei, Zinn und Nickel, sind zum Kriegführen unbedingt nötig. Sie wachsen uns nur teilweise (Eisen) in genügender Menge im eigenen Lande zu, zum Teil (Kupfer, Blei, Nickel) reicht unser natürlicher Vorrat nicht aus oder schließlich werden sie, wie das Zinn, innerhalb unserer Grenzen fast gar nicht gefunden. So war es ein immerhin aussichtsvolles Unternehmen, Deutschland z. B. von Amerika mit seiner reichen Kupfererzeugung abzuschneiden. Aber durch Kriegsministerium und Generalstab, die ja einen Krieg keineswegs in den Bereich der Unmöglichkeiten verwiesen, sondern, wie die Gegenwart zeigt, recht greifbar scharf ins Auge gefaßt hatten, war vorgesorgt, und es sind Vorräte aufgespeichert, die auf Jahre hinaus reichen.

Somit wäre es überflüssig, daß jetzt allenthalben im deutschen Vaterlande altes Metall gesammelt und der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt wird? — Keineswegs. Einmal ist in diesen Zeiten, in denen auch der Vernünftigste und Zuversichtlichste bisweilen von banger Sorge angefochten wird, ein größerer Vorrat abermals ein Gewicht in die Wagschale der Beruhigung; gegenüber der Zähigkeit der Feinde können wir gleichsam nicht genug Widerstandsmittel besitzen. Fernerhin: dieses Metall, das da gesammelt wird, bedeutet einen natürlich nicht sehr erheblichen, aber darum doch erwünschten, völlig unerwarteten Zuwachs an Nationalvermögen. Es handelt sich gewissermaßen um die Mobilmachung eines Nichts. Der Hergang gleicht dem bei der Reichs-Wollwoche. Dinge, die entweder bereits als wertlos beiseite geschoben waren oder binnen kurzem diesem Schicksal verfallen wären oder auch noch, bereits ihrem Zweck entfremdet, platzraubend umherstanden, gewannen mit einem Male wieder Wert, und da die notwendige Arbeit bis zu ihrer zweiten Gebrauchsbereitschaft größtenteils freiwillig getan wurde, war die tatsächliche Leistung am Ende allerdings höchst ansehnlich. Und schließlich: alle diese Sammlungen wollen keinen Gewinn erzielen, sondern führen ihren Überschuß nach Abzug der notwendigen Aufwendungen der Kriegshilfe zu; es vollzieht sich also gleichzeitig eine soziale Hilfstätigkeit. — Wie immer bei gemeinsamen Unternehmungen handelt es sich auch bei der Metallsammlung um die Wenig, die ein Viel machen. Ein jeder braucht nur die Augen aufzusperren, um zu bemerken, was alles er tagtäglich verschwendet, Dinge, die einzeln wertlos, gesammelt aber Tausende wert sind. Früh bei der morgendlichen Wäsche beginnt bereits die Vergeudung, indem etwa eine Tube, sei sie nun mit Zahnpulver oder mit einer Salbe gefüllt gewesen, leer geworden ist und auf dem Waschtisch liegen bleibt. Sie wandert natürlich in den Mülleimer; nein, aufheben und zur Sammelstelle damit! Unterdessen richtet die Köchin den Tee an und öffnet ein neues Paket. Tee ist in Stanniol verpackt, und natürlich fliegt das Stanniol in den Aschenkasten. Abermals nein — aufheben und sammeln! So geht die liebe Verschwendung den Tag über fort, wobei insbesondere unsere Mädelchen, die doch alle dem Pralineegötzen verfallen sind, der Stanniolgeschichte eingedenk seien, die Knaben aber aufmerken mögen, wenn ihnen Bleisoldaten kaputt gehen, und sie endigt am Abend. Da ist vielleicht Botschaft eingetroffen, daß der Sohn oder Freund eine Schlacht und einen Sieg mitgefochten hat und heil geblieben ist, nun, so setzen sich die Zuhausegebliebenen wohl zusammen und lassen im stillen, vertrauten Kreise, innigen Dankes und froher Zuversicht voll, einmal die Gläser aneinanderklingen. Wohl bekomm es, und mögen die Wünsche in Erfüllung gehen! Die Kapseln aber löse man vom Flaschenhals! Je edler der Wein, desto stattlicher ihr Gewicht. Nur soll man's nicht übertreiben und trinken um der Kapseln willen.

Das sind die kleinen alltäglichen Verschwendungssünden. Gewichtigere Ergebnisse jedoch im wahrsten Sinne für die Metallsammlung hält die an sich gut deutsch sentimentale und lobenswerte Anhänglichkeit an altes Gerät zurück. Heute heißt es hart sein, die Sentimentalität wird uns ja jetzt gründlich ausgetrieben. Wie viele Städterinnen, die vom Petroleum über das Gas zum elektrischen Licht gelangt sind, haben nicht noch die alten Petroleumlampen in irgendeiner Bodenkammer liegen? Ähnlich verhält es sich mit vielem andern ausgedienten Hausgerät. Die Angelegenheit nimmt auch gemeinhin erst

bei einem Umzug eine entscheidende Wendung. Dann pflegt die Brockensammlung gerufen zu werden. Heute ist die Gelegenheit da, neben der Entlastung auch noch dem Vaterlande einen Dienst zu leisten. Gar nun auf dem seßhafteren Lande! Unmassen, vor allem von Kupfer und Zinn, sind dort verborgen. Vor vierzig Jahren aß gemeinhin der Bauer von Zinntellern, und es wurde in Kupfergeschirr gekocht. Das ist nun wohl fast alles auf die ach so geräumigen Böden gewandert, weil irdene Teller und Emaillegeschirr um so viel handlicher waren, und diese ländlichen Gerümpelböden geben, wie das Grab, nichts wieder heraus, es sei denn, daß ein paar strebsame Urenkel eine Forschungsreise in das Gebiet der staubigen Ecken und Spinnwebnetze antreten und so vom Urväterhausrat sich etwas zurückerobern.

Schokoladestanniol in der Hauptsammelstelle.

Ein leichtes Besinnen genügt wohl für jeden, um sich der mannigfachen Möglichkeiten zu erinnern, wie dies oder jenes zur Metallsammlung beigesteuert werden kann. Allerdings ist es nicht wünschenswert, sich von altem oder kostbarem Metall-Hausgerät zu trennen, dessen künstlerischer oder altertümlicher Wert den Metallwert überragt, da unser Vaterland sich ja keineswegs in der bedrängten Lage wie 1813 befindet und es vorläufig nur darauf ankommt, der Geschoßfabrikation dienliche Metalle in genügenden Mengen herbeizuschaffen. In der Tat haben denn auch die Bitten um Altmetall im Deutschen Reiche überall einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Die Sammelstellen üben größtenteils eine räumlich beschränkte Tätigkeit aus, die meist an die Grenzen einer Provinz oder eines Bundesstaates gebunden ist. Außer einer großen Sammelstelle in Berlin gibt es solche wohl in allen preußischen Provinzen und den deutschen Bundesstaaten.

Im folgenden sei am Beispiel der Sammelstelle für das Königreich Sachsen kurz geschildert, wie sich der Geschäftsgang abspielt. Der Sitz der „Vaterländischen Metallsammlung für das Königreich Sachsen" ist Leipzig. Die Sammlung erfreute sich von Anbeginn der tatkräftigsten Förderung der staatlichen und städtischen Behörden. Von Leipzig aus wurde den übrigen Städten und dem platten Lande des Königreichs der zur Einführung und Verbreitung des Sammelwerkes notwendige Werbestoff in Form von Aushängen, Druckschriften und Zeitungsnotizen durch Vermittelung der staatlichen Behörden zugeführt. In den Städten nahmen sich daraufhin zumeist die Ratsbehörden, in den Dörfern die Ortsvorsteher des guten Werkes an, und vor allem halfen die Lehrer der Schulen die Werbebotschaft in die weitesten Kreise tragen. Der Erfolg blieb nicht aus: von den Bleisoldaten der Schuljungen bis zum einstmals geschätzten, jetzt aber mißliebig gewordenen Kunstgegenstand von derzeit höherem Metall- als Kunstwert erstreckten sich die Gaben. Die Metalle werden gegen Quittung von den örtlichen Stellen entgegengenommen, oberflächlich gesichtet und gelangen dann zufolge Verfügung der Eisenbahndirektion frachtfrei nach Leipzig an die Hauptsammelstelle, die sich in den Räumen der Firma Gustav Steckner befindet. Hier, und da der Platz nicht ausreichte, im Städtischen Kaufhause, werden sie gründlich geordnet, und die dem Heere erwünschten Metalle wie Kupfer, Messing, Zinn, Aluminium gelangen für Rechnung der Königlichen Feldzeugmeisterei nach dem staatlichen Hüttenwerk Muldener Hütte. Dort werden sie aufgestapelt, in Barrenform geschmolzen und an die Artilleriewerkstätten und Munitionsfabriken geliefert.



Ein Blick in die Annahme der Hauptsammelstelle.

Das geschmolzene Metall wird von der Feldzeugmeisterei der Hauptsammelstelle zu einem bestimmten Satze bezahlt, und diese wieder stellt den einzelnen Bezirken und Städten je nach Maßgabe der gesammelten Mengen den entfallenden Betrag zur Erhöhung der Kriegsbeihilfen zur Verfügung, so daß nicht nur dem Heere ein Teil des für seine Zwecke benötigten Materials zugeführt, sondern auch eine erweiterte Kriegsunterstützung der Bedürftigen ermöglicht wird.

Bisher hat die vaterländische Metallsammlung für das Königreich Sachsen auf diese Art Mengen im Gewicht von über 200000 Kilogramm = 4000 Zentner zusammengebracht. Die Nützlichkeit der Maßnahme liegt ohne weiteres zutage, und viel-

leicht regen auch diese Zeilen an, in gewissen Winkeln und Böden schreckliche Musterung zu halten und altes, totes, wertloses Gerümpel zu neuem Leben und Wert zu wecken.

Was wird nun aus dem geschmolzenen Metall? Je nun, diese Sorgen dürfen wir getrost der Königlichen Feldzeugmeisterei überlassen, gewiß wird nichts umkommen davon. Aber ohne der Phantasie allzu freiem Lauf zu lassen, darf man sich immerhin einige Möglichkeiten vorstellen. Gesetzt den Fall: eine Hausfrau gibt eine alte Kupferkasserolle hin; sie stammt noch aus Großmutters Hausrat, ist verbeult und an vielen Stellen, wo ein Loch war, gelötet, aber allmählich sind der Stellen zu viel geworden; stets hängt sie nun blitzblank am Haken; der Stolz der Frau wie der Köchin, aber unnütz. Jetzt opfert sie die Frau, schweren Herzens natürlich. Was geschieht wohl mit ihr?

Nun, auch im Kriege bleiben die Grundsätze der Physik bestehen. Die Masse der Materie bleibt sich immer gleich. Also verschwindet auch die Kasserolle nicht, sondern ihre Masse verändert und verwandelt sich nur. Etwa in die Patronenhülsen eines Maschinengewehrstreifens. Das Maschinengewehr aber ist auf der Wacht im Osten und hält wacker stand. Erdgewachsenen Gnomen gleich tauchen immer erneut die erdfarbenen Mäntel der russischen Sturmkolonnen auf; das Maschinengewehr feuert wie toll, und nebenan in den Gräben tun die Mannschaften das gleiche. Aber der Feind schickt immer neue Reihen in den Kampf. Fast haben sich die Unsern verschossen, Munition kann nicht herangeführt werden, das ist unmöglich, und immer näher wird der feindliche Angriff an die Linien herangetragen. Nun kommt der letzte Streifen daran, der mit dem Kupfer der Kasserolle, — und siehe: just er bricht die Wucht des Sturmes. — Oder die Kasserolle gerät in den Zünder der schweren Granate eines Schiffsgeschützes. Wieder einmal brechen unsere lieben blauen Jungen vor und treffen auf die Panzer des Erbfeinds, die so stolze Namen tragen, „Der Furchtbare", „Der Kühne", „Der Unbesiegliche", „Der Unbeugsame". An der Spitze des schweren Geschosses bohrt sich vielleicht der Zünder in den Leib des „Unbeugsamen", tut seine Schuldigkeit, das Geschoß zerreißt dem Schiff die Flanke, und der „Unbeugsame" neigt sich dennoch zur Seite.

Warum nicht? Tausend und abertausend andere Dinge gehören dazu, daß Maschinengewehr wie Granatzünder auf solche Art wirken, vor allem deutsche Soldaten und Seeleute, — aber so wahr die Materie sich nirgends zu verflüchtigen vermag, die blanke Kupferkasserolle aus der Küche ist auch mit dabei.



Ulan. Federzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Südtirol. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Südtirol, das Österreich-Ungarn an Italien um des Friedens willen abzutreten schweren Herzens sich entschlossen hat, ohne daß freilich in diesem Augenblick zu hoffen ist, daß dies große Opfer Italiens Verrat am Dreibund hintan halten könnte, ist national immer ein zwitterhaftes Land gewesen, politisch dagegen seit mehr als 1000 Jahren deutsch. Seine Bewohner sind in der Hauptschicht unzweifelhaft alte germanische Langobarden, die seit ihrer Wanderung über die Alpenpässe und der Besitznahme Italiens sich allmählich romanisierten. Indem aber Karl der Große das Langobardenreich unterwarf, blieben nun die Gebiete am Südfuß der Alpen, auch bei dem baldigen Zerfall der großen karolingischen Herrschaft näher mit dem daraus entstehenden deutschen Reiche verbunden. Das heutige Südtirol bildete seitdem einen Teil der großen Grenzmark — d. h. militärisch verwalteten Grenzgrafschaft — Verona, die von Kaiser Otto I. im Jahre 952 mit Bayern vereinigt wurde. Als 24 Jahre später aus dem sehr großen Herzogtum Bayern ein neues, Kärnten, herausgelöst wurde, ward diesem auch die Markgrafschaft Verona zugeteilt. Ein „Tirol" gab es damals überhaupt und noch länger nicht, das spätere Nordtirol blieb als ein in verschiedene Grafschaften zerfallendes Gebiet Bestandteil von Bayern.

Kirchlich unterstand das südliche Gebiet, worin die alte Stadt Trient und das im 4. Jahrhundert gegründete gleichnamige Bistum lagen, dem Patriarchen von Aquileja, das zwischen Triest und Venedig in den Niederungen am Nordrand des Adriatischen Meeres liegt. Die Patriarchen waren meist geistliche Herren aus deutschen Reichsfamilien, rechte Vorkämpfer der Kaiser und des Reiches, die deutsche Siedler ansetzten und sich mit deutschen Lehnsadligen umgaben. Daher erklären sich die deutsch benannten Burgen und Ortschaften in der heutigen östlichen Lombardei: Spilimbergo, Urnspergo (Auersperg), Gronumbergo (Grunenberg) und nicht wenig andere. Ebenso hängen mit diesen Kolonisierungen an der Grenze des Deutschtums die versprengten, aber bis heute ihr deutsches Gepräge zeigenden Gemeinden in Oberitalien und Welschtirol zusammen, von denen die „Sette comuni" auf den Höhen unweit Bassano und das Fersental, das sich unweit Triest von der Burg Persen ins hohe Gebirge hinaufzieht und wo man eine Art mittelalterliches Deutsch spricht, die bekanntesten sind. Seit der Mitte des staufischen 12. Jahrhunderts rechnete man das jetzige Südtirol, mit Riva am Gardasee, mit Ala, der heutigen Zollstation gegen Italien, und mit dem heutigen Verlauf der österreichischen Landesgrenze als vollzugehörigen Teil des deutschen Reiches, während die Marken Treviso und Friaul nunmehr als italienisch betrachtet wurden; die Markgrafschaft Verona war gefallen.

Die wichtigste Herrschaft innerhalb der Reichsgrenze war hier das Bistum Trient. Die Reichsstellung der Bischöfe war schon dadurch befestigt und vergrößert worden, daß Kaiser Konrad II., der Salier, sie mit nördlich angrenzenden reindeutschen Gegenden belehnt hatte, namentlich mit dem Vintschgau samt Bozen. Sie belehnten ihrerseits wieder deutsche Edelherren mit Teilen ihrer Herrschaft, und indem die Nachkommen des Grafen Adalbert, die von Trient den Vintschgau zu Lehn hatten und außerdem vom Bistum Brixen das Eisacktal, sich nach ihrer schönen Burg Tirol bei Meran benannten, ist dieser Name geschichtlich als Landesbezeichnung bedeutungsvoll geworden. Die Tiroler Grafen erbten und gewannen weiteres Alpenland hinzu, das große Pustertal, das Unterinntal und anderes mehr. Schließlich kamen 1286 Tirol und Kärnten in eine Hand, wurden aber 1336 durch Krieg und Vergleich wieder getrennt, indem Kärnten an das österreichische Haus Habsburg abgetreten wurde, dagegen die ursprüngliche Erbin beider Länder, Margarete Maultasch, Tirol behielt. Sie war mit einem Sohne König Ludwig des Bayern vermählt; nach ihrem Tode 1369 wandte aber Kaiser Karl IV., der Lützelburger, um sich Habsburg günstig zu stimmen, diesem auch Tirol, das zweite Erbe, zu. Damit beginnt die habsburgische Landesherrschaft in diesen Inn- und Eisackgegenden, die zu ihrem Namen Tirol ursprünglich als ein Trienter Lehn gekommen sind. Das Bistum Trient selber war natürlich nicht habsburgisch, sondern ward als reichsunmittelbares Hochstift durch geistliche Wahl besetzt.

Bekannt ist die große Liebe Kaiser Maximilians I. zu dem Land Tirol. Er hat es zur gefürsteten Grafschaft erhoben, nachdem er es in dem siegreichen Landshuter Kriege gegen Wittelsbach durch bayrische Abtretungen im Norden vergrößert hatte: Kufstein, Rattenberg, Zillertal, Kitzbühel; in seinen italienischen Kriegen erkämpfte er von Venedig die Abtretung von Ala, Roveredo, Mori, Riva, Covolo (Kofel), Pudestagno (Peutelstein) u. a., Gebietsteilen, die unbeschadet des Besitzstandes, den zuletzt Venedig gehabt hatte, wie gesagt, auch zum deutschen Reiche gerechnet und als Reichsvikariate bezeichnet wurden. Als „Wälsche Confinien" Tirols wurden sie in der Amtssprache des 17. und 18. Jahrhunderts zusammengefaßt.

Damit waren nun das stattliche Bistum Trient und das an Staatsgebiet sehr kleine Bistum Brixen von habsburgischem Gebiet umschlossen. Und um so mehr, als Habsburg die große katholische Schutz- und Vormacht in den Jahrhunderten seit der Reformation war, kamen sie trotz ihres reichsunmittelbaren Standes und Sitzes im Reichstag mehr und mehr zu Österreich in ein freundschaftliches Abhängigkeitsverhältnis. Als 1803 im Reichsdeputationshauptschluß unter Napoleons regelndem Gebot die weltliche Hoheit der deutschen Bistümer und Reichsabteien insgesamt aufgehoben und den weltlichen Nachbarstaaten zugeteilt wurde, wurden die beiden Gebiete von Trient und Brixen unmittelbare Bestandteile des Kronlandes Tirol, dessen Enklaven sie zuletzt gewesen waren. Die Bischöfe behielten ihre geistliche Amtsgewalt unter der österreichischen Krone.

Tirol ist also kein durch künstliche jüngere Beschlüsse aus zwei Nationalitäten zusammengebackenes Gebilde, sondern ein geschichtlich erwachsenes Land. Dies sowohl, wie seine alte Gesamtzugehörigkeit zum deutschen Reiche prägten sich nicht zum wenigsten aus in der im Mittelalter begonnenen deutschen Kolonisation in den welschen Gegenden, deren Fleiße die Neuerschließung so mancher vorher unbebauten Hochtäler und Hochflächen zu verdanken ist.

Italien bricht den Bund? Von F. Raimund.

Italien bricht den Bund? Gellt auf Fanfaren!
Drauf, deutsches Kriegsvolk und Tiroler Schützen!
Ein Frevler mehr! In dreiunddreißig Jahren
Durften wir ihm den schwachen Rücken stützen!

Kein Herzweh! - Ausgerodet bis zur Tiefe
Den mehr als tausendjähr'gen Baum! Zertreten
Den Silberzweig der lügenden Olive!
Die Welschen - heißt's ja - lügen, wenn sie beten!

Daß ihr in eurer Brüder Blutnottagen
Tobend, im kreischenden Geschrei der Gasse
Empor euch logt zu diesem Judashasse, - -
Das starke Deutschland-Oesterreich kann es tragen.

Alpfrühling - Schienenstraßen - Unsre Lieder. -
Weh, Welsche, euren Mais- und Reisfeldbahnen!
Wie Rotbarts Kriegsvolk stürzen sie hernieder,
Die großen, stolzen, siegenden Germanen.

Die alte Liebe, die im Herzen brannte,
Schlägt auf zu ungeheuren Zornesfeuern.
Wir fühlen Michel Angelo und Dante
Mit u n s r e m Geiste eins - nicht mit dem euern!

Die deutschen Vögel in den welschen Schlingen
Rächen wir endlich auch, wie alle Dinge
An euch Verrätern, die die Briten dingen
Und trügen werden um die Silberlinge! -

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

XII. Zwischen den Fronten.

Als wir im Spätsommer nach Frankreich zogen, riefen wir zum Abschied: „Wenn wir wiederkommen, bringen wir Sieg und Frieden mit!" Das war wie ein Gelübde. Zwar hatten wir's wohl gesehen, daß schon gleich nach den ersten Wochen, den unheimlich brausenden Sturmwochen, Züge über Züge mit Verwundeten zurückkamen, die dann vorsichtig auf Tragbahren gelegt und in die Spitäler gebracht wurden unter großem, stummem Menschengeleit. Oder, wenn sie Leichtverwundete waren, standen sie da oder dort auf den Straßen, die Hand überlebensdick umwickelt oder den Arm in der breiten weißen Binde oder den Krückstock neben den Humpelfuß gestellt, und mußten Red' und Antwort geben oder ein übers andre Mal „Dank' auch bestens" sagen, weil sie ein übers andre Mal beschenkt wurden. Wir, die kaum den freiwilligen Kriegsrock angetan hatten, wir fragten sie sogar am allermeisten aus und wollten alles haarklein hören, damit wir Bescheid wüßten, wenn wir hinauskämen. Und dennoch, als wir selber abdampften, riefen wir: „Siegreich zurück oder gerichtet!" . . .

Das war großartig gesprochen, aber die Verwundeten, die dabei standen, lächelten dazu. Einer sagte ein dunkles Wort: „Zurückmüssen ist nicht schön, aber gut." Der Mann hat Recht gehabt, jetzt weiß ich's am eigenen Leibe. Als mich der Felddoktor heimschickte, kniff ich die Zähne in die Lippe und wollte nicht. Mir war's zum Heulen vor Wut. Nein, es war nicht schön . . .

Aber jetzt, wo ich wieder hinaus kam, bekenn ich's ehrlich: es war doch gut.

Wer aus dem Kriege kommt, hat andere Augen als der zum ersten Mal hineingeht. Was mir damals, als ich noch nicht selber „draußen" war, am ersten und nachdrücklichsten auffiel, wenn solch ein Zug Zurückkommender vorbeiglitt: Die Augen! Die Augen! Sie hatten allesamt die Gemeinsamkeit des wissenden Blickes.

Wer dem Krieg ins Gesicht gesehen hat, der mag nicht bestaunt und nicht befragt werden. Mir könnt ihr's glauben. Zu mir sind draußen Gott weiß wie viele gekommen: Kameraden, die nicht so recht was anzufangen wußten mit Bleistift und Papier, die's lieber sagten als schrieben. Deren Frauen und Vätern und Müttern hab' ich's brieflich auf die Seele binden müssen: nicht fragen, wenn wir heimkommen, kein Wort fragen! Denn: sich etwa feiern lassen, mit dem Arm in der Binde oder dem Humpelbein? . . . Ausgefragt werden über alles, was alle Worte der Sprache nicht sagen können? Denn das ist mir noch heute, wo ich wieder hinausgehe, so totsicher wie an dem Tage, als ich ankam: den Frontkrieg beschreiben, das kann kein Mensch, und wenn er alles mitgemacht hätte und die dicksten Bücher darüber verfaßte. Und den Frontkrieg nur am allerkleinsten Zipfel begreifen, das kann kein Daheimgebliebener.

Und nun kam ich selber heim, und mir graute gewiß nicht weniger vor dem Ausgefragtwerden. Den Dreißig oder Vierzig, die mit mir waren, ging's genau so; immerzu kamen sie während der Reise darauf zurück und sagten: „Wenn sie uns nur ja in Frieden lassen."

Und seht, sie ließen uns in Frieden. Es war der erste und der schönste Eindruck, den wir in der Heimat hatten: wir wurden nicht als Wundertiere empfangen und bestaunt. Deutschland trug einen anderen Zug im Gesicht als damals in den ersten Kriegswochen. Keinen gleichgültigeren Zug, ganz gewiß nicht, sondern einen stilleren und strafferen. Was ihr vielleicht selber gar nicht so gemerkt habt, das sahen wir auf den ersten Blick: ihr habt euch an den Krieg gewöhnt. Im guten, allerbesten Sinne gewöhnt. Ihr tragt sein Zeichen aufgeprägt. Aus Zurückbleibenden seid ihr Mitträger an der Riesenlast geworden, — das sahen wir auf den ersten Blick. — Es ist gut, daß immer einmal ein Teil vom Feldheer von beiden Fronten in West und Ost, für ein paar kurze Tage oder Wochen ins Vaterland zurückkommt. Wer von denen wieder nach vorn geht, dem ist Deutschland noch zehnmal so fest ans Herz gewachsen wie vorher. Ich denke mir, wenn einer auf eine lange Reise geht und kommt zurück und findet seine Kinder, die er als Kinder verließ, prachtvoll ausgewachsen und reif und mündig geworden wieder, — dem muß so zu Mut sein wie jedem, der jetzt aus Frankreich oder Rußland heimkommt.

Alle Liebesgaben der Welt können uns draußen nicht so getrost und zuversichtlich machen wie ein Blick ins jetzige Deutschland. Der Winter ist immer der unberechenbarste Teil im Jahr, und in Friedenszeit ist ein Mensch schon froh, wenn er ihn glücklich überstanden hat. Aber wie ihr diesen Kriegswinter hinter euch gebracht habt . . . . da steht einem das Herz still. Daß ihr alles mögliche tun würdet, um uns die liebe Heimat in Schuß und Zug zu erhalten, das haben wir ja wohl gewußt, aber ihr tut mehr als alles mögliche. Jetzt kann ich's euch ja sagen: im Anfang ist's uns manchmal bitter ums Herz gewesen, wenn welche ins Feld zurückkamen und immer wieder meldeten: „Ach, daheim, da merkt man garnicht, daß überhaupt Krieg ist."

Wir wünschten natürlich nicht, daß ihr Trauergesichter schneiden solltet, aber daß man euch garnichts anmerkte, das wollte uns doch nicht gefallen. Jetzt, Gott sei Dank, jetzt ist das Ding schon lange anders geworden. Wer jetzt heimkommt, der merkt's ganz kräftig, daß Krieg ist. An den Ehrenfriedhöfen und den dunklen Schleiern, gewiß, . . . aber am lebendigen Leben noch viel mehr. An eurer fabelhaften, fieberhaften Arbeit für uns. Wir nehmen euch alle verwendbaren Kerle und Arme fort, wir brauchen sie alle im Felde, — aber es ist gerade, als wüchsen euch für jeden Arm, der euch genommen wird, drei neue. Jetzt sind wir's, die voll stolzer, herzlicher Bewunderung an euch die erstaunte Frage richten: „Wie ist's möglich, daß ihr das alles könnt?!", — und eure Antwort leuchtet uns aus allen euren Taten entgegen: „Wir wollen!"

Und die Mädchen, die Frauen, die Mütter! Wer noch vor Jahresfrist diese „Frauenbewegung vorausgesagt hätte, die der Krieg geboren hat, das wäre ein offenbarer „Idealist" gewesen, und die waren noch vor Jahresfrist nicht allzusehr im Schwunge bei uns.

Es gibt Frauen, die auch jetzt nicht die Kraft zur großen Treue finden können, das wissen wir sehr wohl und wollen's nicht ängstlich verschweigen.

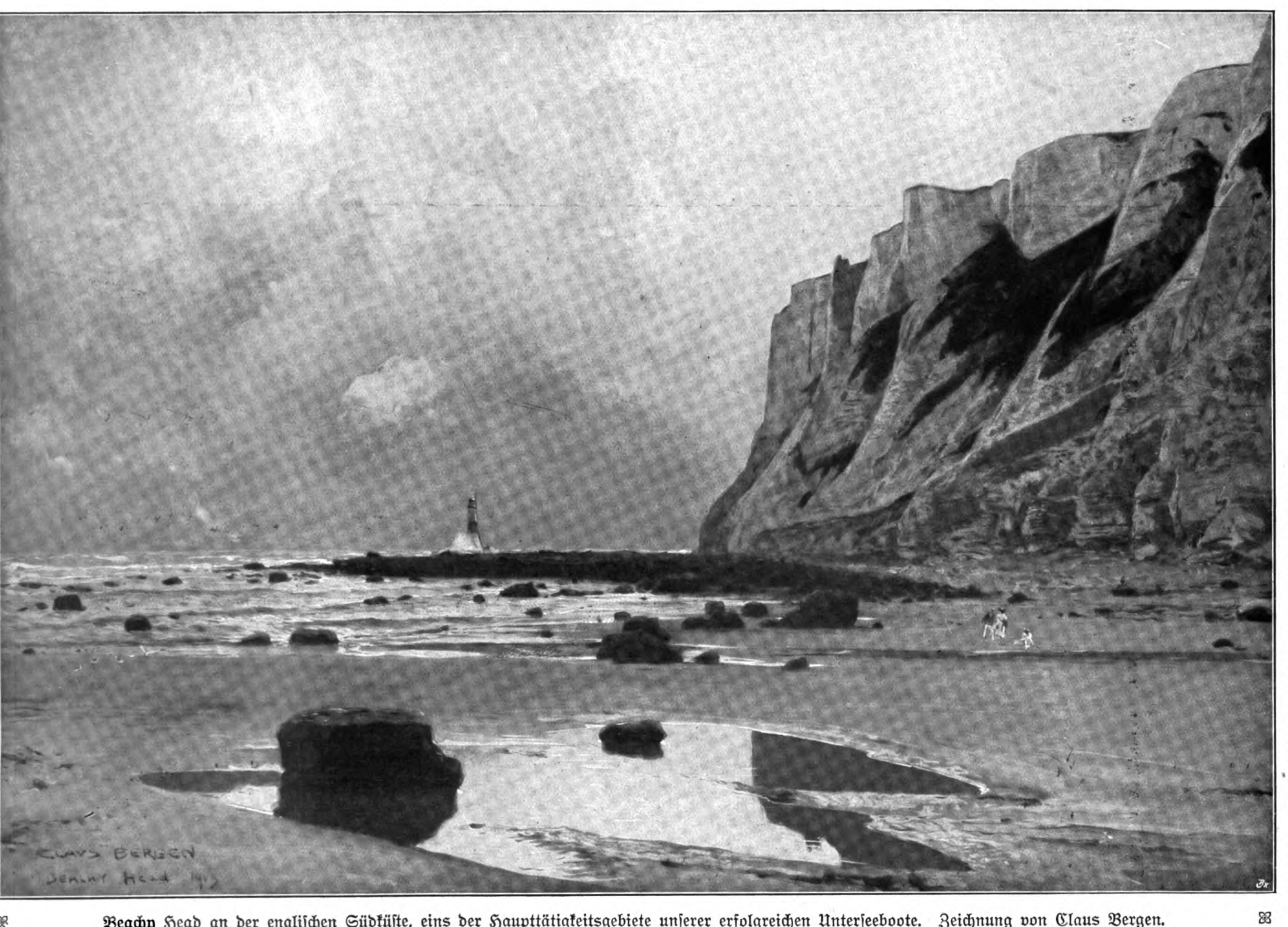
Aber was bedeutet die Handvoll Schwachheit gegen die Riesenkraft, die uns die deutsche Frau in dieser erdrückend großen und schweren Zeit beweist?! Krieg mußte werden, dieser furchtbare, völkerzerfleischende Krieg, damit es an den Tag kam, was den — beiderlei Geschlechts — Besten unseres Vaterlandes brünstig in der Seele gärte, die uralte, einfache, halb schon im Vergessen- und Verlorensein geratene Menschenweisheit: Die Frau gehört dem Manne. Nicht als Hörige, — wir sind ja keine Wilden. Aber das bekennen wir mit Ehrfurcht: ohne euch Frauen wär's ein Männermorden, — mit euch ist's ein heiliger Krieg. — Und wenn der Krieg vorüber ist, wenn die Taten hinter uns allen liegen, dann — das glaub' ich fest — wird das große Besinnen und Erkennen kommen, beiderseits: ich hab' einen



Kameraden, einen bessern find' ich nicht, — die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite . . . im gleichen Schritt und Tritt. Es ist ein Ahnen aus tiefster Seele. Vorläufig noch. Aber es ist kein Luftschloß mehr. Es wird Wahrheit werden. Es steht auf gemeinsam vergossenen Schweiß und Blut . . . und steht auf Gott begründet. Amen!



Aufziehen einer Ortswache in einem von uns besetzten Dorf in Frankreich. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Beachy Head an der englischen Südküste, eins der Haupttätigkeitsgebiete unserer erfolgreichen Unterseeboote. Zeichnung von Claus Bergen.

Pfingsten 1915.

Gib uns ein Pfingsten, das die Seele stählt,
Du Gott der Schlachten! Gib ein Flammenzünden,
Auflodernd aus des Todes dunklen Gründen,
Gib heiligen Geist dem Volk, das Dich erwählt!
Gib starke Kraft dem deutschen Arm und Schwert,
Daß wir nicht müde werden und nicht sinken.
Laß uns aus Deinen Lebensströmen trinken.
Denn dieses Krieges grimme Wut verzehrt!
Laß uns vom Ersten bis zum Letzten kühn
Und ritterlich die blanken Schilde heben,
Deutschland zu schützen und sein heiliges Leben!
Laß unverlöschlich die Begeisterung glühn,
Die uns hinwegreißt über Tod und Leid,
Die uns emporträgt, wie auf Cherubschwingen,
Zu mächtigem Sieg, zu herrlichem Gelingen,
Zu einer leuchtend stillen Friedenszeit .....
Du Gott der Schlachten, höre unsern Schrei,
Der zu Dir stürmt aus wildem Kampfestoben –
Sieh, unser Blick bleibt fest zu Dir erhoben:
Wir wissen, Gott – Du machst uns groß und frei!

Alice Freiin von Gaudy.

König Friedrich August von Sachsen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.
Neben dem König Generalfeldmarschall von Hindenburg. Phot. Hohlwein & Gircke.



Stabsoffiziere beobachten von einem Hügel aus die Schlacht. Phototheк phot.

Feldpostbrief. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Ich habe in meinem letzten Feldpostbrief von einigen derjenigen Kämpfe an der Westfront gesprochen, die sich aus der Gleichmäßigkeit des zähen Stellungsringens als größere einheitliche Kriegshandlungen von besonderer Bedeutung abheben. Zunächst von unserem berühmten Sieg bei Soissons. Sodann hatte ich den Leser auf den Schauplatz unseres überraschenden Vorstoßes im Gebiet des französischen Lothringens und der westlichen Vogesen geführt und ihm dabei insbesondere von den heldenmütigen Kämpfen um die Höhe 542 oberhalb des Plainetals erzählt. Briefe, die ich seither bekommen, haben mir zum Ausdruck gebracht, ich hätte doch noch wichtiges vergessen. Nicht nur von der Gewinnung dieses einen Punktes hätte ich reden sollen und von dem festen Entschluß all unserer dabei beteiligten feldgrauen Jungen, diese Stellung auch fernerhin gegenüber allen noch so wütenden Angriffen der Franzosen zu halten; sondern ich hätte auch sagen sollen, daß sie alle, einer wie der andere, nichts brennender und sehnlicher wünschten, als daß es noch weiter vorwärts ginge gegen die Franzosen, um sie auch aus dem Rest des schönen Berglandes hinaus in die lothringische Ebene werfen zu können.

In diese lothringische Ebene hinab senkt sich das Vogesengebirge nordwärts vom Plainetal mit einem verwickelten Berg- und Hügelland, das, von vielen Bächen und Flüßchen durchschnitten, mit dichtem Walde überdeckt, ebenso wie jenes ein Gebiet der größten Anmut ist. Vielgewundene Täler schlängeln sich zwischen buchen- und fichtenbedeckten Hängen dahin; den flachen Wiesenboden durchwandert in launischen Windungen ein plaudernder Bach. Hier und dort liegt eine Mühle, eine Spinnerei an seinem Ufer oder das wohlhabende Landhaus eines Fabrikanten, ganz wie etwa im Thüringerwald. Hübsche Dörfer, deren Häuser die Gehänge emporklettern, betten sich in das Grün. Abseits von den Wegen aber herrscht Einsamkeit und wundervolle Waldschönheit, von einem Charakter, den wir besonders „deutsch" zu nennen pflegen. Auch dieser Friede ist am 27. Februar und den folgenden Tagen der Bereich erbittertster Kämpfe gewesen. Auch hier ist unsere Front überraschend vorgestürmt und hat dann das gewonnene Gelände gegenüber dem immer neuen wütenden Anrennen der Franzosen eisern festgehalten bis heut. In Kämpfen ganz der gleichen Art, wie auf dem Hochkamm der Vogesen, von Baum zu Baum, von Mann zu Mann, gegen Schützen, die in den Wipfeln saßen, gegen Drahtverhaue und Maschinengewehre, die im Gestrüpp und Unterholz verborgen waren. Noch während meiner Wanderung durch die gewonnenen Gegenden waren die Kämpfe im Gange. Unausgesetzt krachte es hier und dort von Geschützen und Gewehren, und der rollende Nachhall zog wie ein Gewitter durch die Wipfelgewölbe. Mehrfach waren wir dabei so dicht am Feind, daß nur künstlich gedichtetes Gebüsch uns unsichtbar machte und wir unsere Stimmen zum Flüstern dämpfen mußten. Wenn wir über größere Lichtungen oder durch minder geschlossenes Holz zu gehen hatten, dann mußten wir Abstände halten oder laufen, denn wir waren durch die gegenüber auf der Lauer liegenden Scharfschützen gefährdet, die erst in den letzten Tagen



Erobertes französisches 155 mm-Geschütz von Maubeuge in einem Vogesendorf in unserm Dienste tätig. Prof. Dr. Wegener phot.

zahlreiche unvorsichtige Leute von uns getötet hatten. An einer anscheinend wohlgesicherten Stelle hatten wir auf einer hübschen neuen weißen Bank, die sich die Unsern vor einem ihrer Unterstände gezimmert hatten, eben Probe gesessen, als plötzlich ein paar Schüsse hart daneben einschlugen — augenscheinlich hatte doch etwas von der hellen Farbe durch die Büsche geschimmert — und rasch wurde vorläufig ein dunkles Tuch über die verräterische Sitzgelegenheit geworfen. Auch hier lebte und webte der ganze sonst so einsame Wald von unseren Feldgrauen, die sich mit der größten Emsigkeit und Findigkeit möglichst häuslich in dem neugewonnenen Gebiet einrichteten. An steilen Gehängen legten sie lange Treppenwege an; auf schlüpfrigem Boden zusammenhängende Knüttelpfade, die auch für Artillerie brauchbar waren. Unter vorspringenden Felsplatten, unter hohen Wipfeln und im dichten Gebüsch schufen sie für sich und für ihre Offiziere Blockhäuser, von außen oft nur erkennbar durch den feinen, märchenhaft blauen Rauch der Holzkohle, der aus mosigem Grund rätselvoll emporstieg, im Innern höchst behaglich und wohnlich eingerichtet, mit Betten und Lehnsesseln, Vorhängen, Wandverkleidungsstoffen, Lampen und Geschirr. Künstliches Buschwerk verdeckte unfindbar die dem Feinde erreichbaren Geschütze und die Fernrohre der Artilleriebeobachtungsstände. Hübsche Blumenbeete mit zierlichen sandbestreuten Wegen zwischen den Blockhütten bewiesen, wie fest und sicher und auf die Dauer unsere Leute sich hier einnisteten.

Andere Truppen lagen in den Dörfern in Quartier, soweit ihre Häuser nicht in den Februarkämpfen oder durch das nachfolgende dauernde Geschützfeuer des Gegners bis zur Unbrauchbarkeit zusammengeschossen waren. Auch da hatten sie nach Möglichkeit mit Lust und Laune sich das Dasein vergnüglich gemacht.

Ein garnicht idyllisches Bild, sondern ein Kriegsgemälde von wahrhaft wilder fremdartiger Größe bot freilich ein Platz eines Dorfes, dessen Name nicht genannt werden darf, und das vollkommen, bis auf das letzte Haus, durch Granaten und Feuersbrunst vernichtet war; nur noch ein Gewirr nackter Giebel, zerrissener Mauern und Schutthaufen. Zwischen diesen grausigen Trümmern standen einige Riesengeschütze, französische Festungskanonen von Maubeuge, mit dieser Stadt seinerzeit von uns erobert und jetzt von uns selbst dem Gegner gegenüber verwendet. So hockten sie da, abenteuerlich, wie fabelhafte schlangenhalsige Ungeheuer einer unheimlichen Sage, die Rüssel wie schnüffelnd hoch in die Luft gereckt.

Von Zeit zu Zeit fuhr aus diesen Rohren mit betäubendem Krach ein blasser Feuerstrahl, und ein wildes, langsam ersterbendes Heulen aus den Lüften verkündete den Flug des entsandten Geschosses, von dessen vernichtender Wirkung über mehr denn acht Kilometer hinweg die alsbald telephonisch eintreffende Mitteilung unseres Artilleriebeobachters Kunde gab. Während dieses Feuers ging die Sonne unter in glühendem Licht. Ihr Widerschein lag auf den zerfetzten Mauern und den zerrissenen Giebelzacken, so daß sie wie die Flammen einer erneuten Feuersbrunst rings um die Geschütze loderten. — — —

Ich komme nun zu den Ereignissen, die durch die bekannte Veröffentlichung des Großen Generalstabs vom 10. März als die „Winterschlacht in der Champagne" zusammengefaßt werden und die unzweifelhaft das großartigste und wildeste Ringen auf der ganzen Westfront bedeuten. Die Franzosen hatten sich diese Gegend für den heftigsten und andauerndsten Versuch der Joffre'schen Offensive ausersehn, weil hier die von uns am Ende des Bewegungskrieges eingenommenen Stellungen am wenigsten an feste natürliche Verteidigungslinien anknüpften, gewissermaßen Zufallscharakter hatten, ein Durchbruch hier somit vielleicht besondere Aussichten bot. Die Angriffe begannen am 20. Dezember, d. h. unmittelbar nach jenem 17. Dezember, den der vielbesprochene, damals aufgefangene Joffre'sche Armeebefehl als den Beginn der allgemeinen und entscheidenden Angriffsbewegung gegen uns bezeichnet hatte. Die Kämpfe dauerten den Januar und die erste Februarhälfte weiter an, steigerten sich zwischen dem 16. und 20. zu ihrer größten Höhe, setzten sich aber auch danach noch fort bis weit in den März hinein, ehe das allmähliche Abflauen der Energie erkennen ließ, daß die Franzosen ihre Hoffnungen auf einen Erfolg an dieser Stelle aufgaben. Das Gelände, um das es sich handelt, liegt zwischen Reims und den Argonnen, und zwar in der Hauptsache in einer Linie westlich und östlich des Ortes Perthes, zwischen Souain und Massiges.

Es gehört nicht zu den gesegneten, durch den Bau und die Herstellung des berühmten Weins geschätzten Gegenden der Champagne, sondern zu den ärmlichsten Teilen, zu dem Bereich, den der Franzose selbst die „Champagne pouilleuse", die „lausige Champagne" nennt: der Kreidekalk, der hier die Unterlage des Bodens bildet, hat fast gar keine überlagernde Decke, und so sickert das Wasser rasch ein und läßt die Oberfläche des Landes dürr und arm.

Es war den Berichterstattern im Großen Hauptquartier nicht gestattet gewesen, die Gebiete dieser Kämpfe zu betreten, so lange sie die alleräußerste Anspannung und Aufmerksamkeit aller unserer Kräfte dort erforderten. Nur leise hörten wir in unserem Quartier öfters in stillen Abend- und Nachtstunden aus der Ferne das dumpfe Grollen des Geschützgewitters, den fernen Hall des furchtbaren „Trommelfeuers", mit dem die Gegner versuchten, die Stellungen der Unsrigen sturmreif zu machen. Endlich ließ sich an einem verhältnismäßig ruhigen Tage der Besuch aber doch ermöglichen. Wir suchten zuerst den Ort des Armeeoberkommandos der Armee des Generalobersten von Einem auf, die diese heroische Verteidigung der deutschen Stellungen durchgeführt hat. In liebenswürdigster Weise empfing uns der Armeeführer selbst sowohl als der Chef des Stabes, Exzellenz Ritter von Höhn, und gaben uns, der letztere auch an der Hand von Karten und von ihm selbst entworfenen Skizzen, einen Ueberblick über die Ereignisse. Nach den in den voraufgegangenen Wochen in französischen Zeitungen ununterbrochen veröffentlichten Siegesberichten, die ein einziges Wachsen von Erfolgen vorstellten, hätten die Gegner zum mindesten ein Ergebnis gehabt haben müssen, das mit dem von uns gemachten Gewinn jenes 27. Februar, von dem ich im letzten Feldpostbrief sprach, in Vergleich hätte gesetzt werden können. Allein davon kann gar keine Rede sein. Auf einer größeren Uebersichtkarte waren die Verschiebungen, die in all diesen Kämpfen erzielt worden sind, auf der einen, wie auf der anderen Seite, überhaupt kaum zu bemerken. Und dabei haben wir, wie Exzellenz von Höhn ausführte, nach Toten und Gefangenen bei den Franzosen nicht weniger als 50 verschiedene Regimenter feststellen können. Also über sechs Armeekorps haben hier gegen uns gefochten. Es war Grundsatz bei den Franzosen, möglichst jedes Regiment, das einmal im Sturm gewesen, gegen ein neues auszutauschen, während unsere Truppen die ganze Zeit durchhielten. Das Verfahren der Franzosen war dies, daß sie ihre hauptsächlichen Angriffe auf einen ganz kleinen Raum, etwa sechs Kilometer, beschränkten, und hier immer und immer wieder vorstießen, ohne Rücksicht auf Opfer, die wahrscheinlich 50000 überschritten haben dürften. Ihre Technik war dabei so, daß sie jeden Sturmangriff durch eine fürchterliche Kanonade, eben das „Trommelfeuer", vorbereiteten. Sie vereinigten eine große Menge schwerer Feldgeschütze und begannen plötzlich, den Teil unserer Schützengräben, den sie zu stürmen gedachten, derart mit Granaten zu überschütten, daß die Schüsse ohne Pause, wie das Knattern des Maschinengewehrfeuers auf einander folgten und buchstäblich Meter neben Meter des Grabens belegten. Eine lebendige Wand von schwarzem Dampf, durchzuckt von den Blitzen der platzenden Geschosse und durchmischt mit emporgeschleuderten Brocken von Erde und Gestein erwuchs an der Stelle, wo die Granaten einschlugen, und ein einziges Brüllen und Krachen erfüllte die Luft, wofür es unter den bisher der Menschheit bekannten Naturlauten eigentlich kein Gegenstück gibt, außer vielleicht in dem Donnern eines großen Vulkanausbruchs: etwa so, als wenn ein fürchterliches Gewitter stundenlang unablässig neben uns einschlüge. Schon das Geräusch dieses Trommelfeuers allein stellt eine so ungeheure Nervenprobe vor, wie bisher der Menschheit wohl kaum zugemutet worden ist. Die Denkfähigkeit hört gleichsam auf während der Zeit; man ist wie betäubt und harrt nur aus an der Stelle, wohin man gestellt ist, und erwartet sein Geschick. (Erwähnt mag dabei werden, daß, nach verschiedenen Erzählungen, die mir gemacht worden sind, wenn das Trommelfeuer plötzlich schwieg, in der seltsamen, wie unnatürlichen Stille, die dann eintrat, oftmals das — Singen der Lerchen über den Vorfrühlingsfeldern zu hören war! So wunderlich das klingt, es bestätigt doch nur eine Erfahrung, die ich selbst im vorigen Herbst während der Kanonade um die Sperrforts bei St. Mihiel gemacht habe). Kein Wunder, daß die solch einem Feuer ausgesetzte Strecke des Schützengrabens binnen kurzem meist nur noch ein fast ausgeebneter Haufe von Schmutz war. Dann begann der Sturm, bei dem die Franzosen nun rücksichtslos in geschlossenen Kolonnen vordrangen, sogar gelegentlich, wie man beobachtete, von berittenen Offizieren angefeuert. Es gelang solchem Sturmangriff dann natürlich zuweilen, das zerstörte Grabenstück einzunehmen; aber in dem Feuer der dahinter liegenden unversehrten Stellungen unserer Truppen brach der weitere Vorstoß der Gegner, wenn er überhaupt gewagt wurde, regelmäßig mit furchtbaren Verlusten zusammen. Der zahnförmige Vorsprung in unsere Linie hinein, den sie vielleicht gewannen, war ebenfalls von geringem Wert, denn er war von den Seiten her durch unser Flankenfeuer bedroht und wurde mit zäher Beharrlichkeit durch Sappenangriff, durch Minen oder Handgranaten wiedergewonnen.

So stellt sich der ganze Kampf in der Champagne als ein fast wirres Hinundher und Durcheinander von Gewinn und Verlust kleiner ineinander greifender Bruchstücke des netzartig über die Landschaft gelegten Grabensystems vor, von

dem oft genug die Führer selbst nicht jeden Augenblick genau wußten, wie Gewinn und Verlust überall stand: bei dem nur eines gewiß war, daß die Offensive der Franzosen völlig scheiterte. Scheiterte durch die wahrhaft übermenschliche Widerstandskraft und Nervenzähigkeit unserer unvergleichlichen Leute.

Es war ein strahlend heller, noch ganz winterlich kalter Tag, an dem wir dann das Gelände selbst in verschiedenen Richtungen durchstreiften und durch die großen Fernrohre an den einzelnen militärischen Beobachtungsstationen überschauten. Am Himmel, den blendend weiße Kumuluswolken lose überstreuten, zogen die Flieger ihre Kreise, wenig bekümmert um die Schrapnells und Granaten, deren Platzen durch winzige weiße Wolkenbällchen gekennzeichnet wurde, die aus dem Blau über, unter und neben ihnen auftauchten und den Himmel rings um sie sprenkelten. Die Landschaft war leicht wellig und von höheren Rücken aus weithin in der klaren Luft zu überschauen, weil der Boden nur mit dürrem, büscheligem Gras bewachsen war, wo nicht lose, niedrige Kiefernwälder ihn bedeckten. Die Dorfschaften liegen — ziemlich vereinzelt — in den tiefsten Bodenfalten, wo sich das eingesickerte Wasser sammelt und in klaren und guten Quellen zu Tage tritt. Soweit ich sie gesehen habe, waren sie durch die monatelange Kanonade furchtbar mitgenommen. Die Unsern wohnten denn auch nur wenig mehr in diesen zerstörten Ortschaften, sondern hatten sich auf den trockenen Höhen in äußerst geschickter Weise ihre Quartiere eingegraben, großenteils unterirdisch. Und zwar mit einer glänzenden Anpassung an das Gelände, so daß nicht nur von drüben her nicht das geringste von ihnen zu sehen war, sondern daß sie auch gegen die noch gefährlichere Fliegersicht geschützt waren. Im Walde waren sie so in das Grün verwebt, das teilweise noch künstlich verstärkt war, daß man schon aus kurzer Entfernung nichts mehr von ihnen gewahrte; an Hügelhängen hatten sie sich eingeschachtet in die Bodenwelle wie die Füchse und die Örtlichkeit ihrer Behausungen durch künstliche Auflage von Moos und Grasnarbe vollkommen der Umgebung angepaßt. Ja auch auf offenem Gelände hatten sie sich eingegraben. Hier waren die Wohnungen völlig unterirdisch und durch Überdeckung mit dem hellen, lehmfarbenen Kies der Gegend oder mit dem weißlichen Kalkschotter gegen oben unsichtbar gemacht. So fest und behaglich hatten sie sich eingerichtet, daß geschotterte und eingefaßte Wege wie in großstädtischen Parkanlagen die Wälder durchzogen, mit zierlichen Gitterbrücken über Gräben, mit Schmuckplätzen und Denkmalsteinen, die kunstreiche Gemüter aus dem leicht zu bearbeitenden Kreidegestein formten. Mit ausgedehnten Lazarettanlagen, denen es an gut eingerichteten Operationsräumen nicht mangelte, mit unsichtbaren Marställen, Kantinen, Badeanstalten, Wäschereien, ja einer hübschen Waldkapelle aus Brettern, in gotischem Spitzbogenstil, die einen kleinen Altar barg und vor der auf einem baumumgebenen Platz Sonntags Gottesdienst abgehalten ward.

Generalleutnant Fleck (×,) einer der Helden der Winterschlacht in der Champagne, auf Beobachtung. Prof. Dr. Georg Wegener phot.

Das ganze Gelände wimmelte von geschäftigen feldgrauen Gestalten. Sobald freilich der feindliche Flieger am Himmel erscheint, ist alles verschwunden; friedlich und verlassen, wie ringsum überall, liegt das dürre Wald- und Hügelgelände vor seinem Blick.

Es wurde, während ich dort umherstreifte, von gegnerischer wie von unsrer Seite geschossen, und für einen Anfänger hätte die Erkenntnis, daß hier und dort garnicht weit von den Stellen, wo man sich gerade befand, die feindlichen Granaten oder Schrapnells einschlugen, schon hingereicht, um eine etwas unbehagliche Stimmung zu erzeugen; die Leute hier hörten kaum noch hin; gegenüber den vergangenen Tagen kam es ihnen wie Sonntagnachmittagsfrieden vor. — Durch das Scherenfernrohr von einem sorglich verdeckten Artilleriebeobachtungsstand aus, den man auf einem oben geschlossenen Zugangswege erreichte, konnte ich die berühmte, so heiß umkämpfte Höhe 196 sehen, bei deren Verteidigung sich Prinz Eitel-Friedrich den Orden Pour le Mérite verdient hat. Bei Tage selbst dorthin zu gelangen, war in dem offenen Gelände freilich für uns nicht möglich. Weiter abseits davon sah man die Karbolschlucht von den Leuten wegen der vielen Leichen so genannt, auch ein schwer umkämpftes Gelände und wie die Höhe 196 in unserem Besitz. Unheimlich war ein Anblick etwas weiter hinaus, hart vor dem Beginn der gegnerischen Stellungen. Dort sah man am uns zugekehrten Abhang einer sanften Hügelwelle ein breites Band von kleinen dunkeln Punkten sich hinziehen, nicht anders anzusehen, als

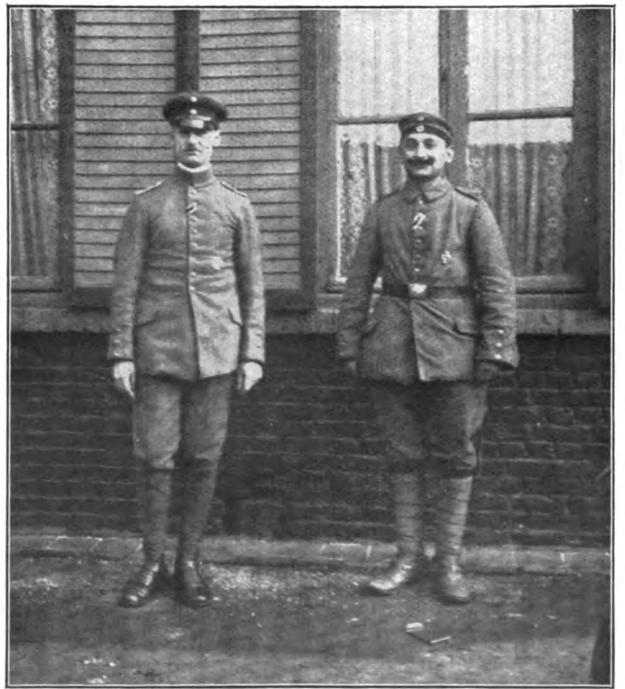
Wegeanlagen und granatensichere Unterstände in den Wäldern der Champagne. Prof. Dr. Georg Wegener, phot.

Fliegenflecke auf einer Wand. Das waren tote Franzosen, die Trümmer eines jener Sturmangriffe, dahingemäht durch das Feuer der Unsrigen und bis heut nicht bestattet, weil in der Zone zwischen beiden Stellungslinien gelegen, wo der Tod herrscht.

Wir hatten unsern Rückweg über das Dorf . . . an der Bahnlinie nehmen wollen. Eben wollten wir unsern Kraftwagen besteigen, als ein nur zu deutliches Krachen und Aufsteigen von Staubwolken aus dem in der Taltiefe unter uns gelegenen Orte uns anzeigte, daß die Franzosen gerade anfingen, ihn mit Granaten zu belegen. Binnen kurzem sahen wir auch dichte Rauchwolken aufsteigen: ein Gehöft brannte. Wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis die Schießerei vorüber zu sein schien. Dann sausten wir die Straße hinunter und durch den Ort hindurch, eigentlich verwundert, daß es in diesem Wirrwar zerrissener und ausgebrannter Hausmauern überhaupt noch zu einer Feuersbrunst kommen konnte.

Gefangene Inder in der Zitadelle von Lille. Prof. Dr. Georg Wegener phot.

Unter den führenden Offizieren, die wir an Ort und Stelle getroffen hatten und die mit großer Liebenswürdigkeit uns alles erklärten, war unter anderem auch Exzellenz Generalleutnant Fleck gewesen, einer der beiden Divisionsgenerale, die die erwähnte Veröffentlichung des Großen Generalstabs über die Winterschlacht in der Champagne neben dem Armeeführer Generaloberst von Einem als diejenigen namhaft macht, die das Hauptverdienst an dem heldenhaften Widerstande und dem großen Erfolg der Zurückwerfung des französischen Durchbruchsversuches gehabt haben. Er verhehlte in seinen Erzählungen nicht die außerordentliche Härte des Kampfes und betonte, wie mir scheint mit vollem Recht, daß später einmal bei den Friedensverhandlungen dieser Leistungen unserer Leute hier gedacht und dafür gesorgt werden müsse, daß der Ertrag des Krieges diesen Leistungen und den Opfern, die unser Volk willig dafür gebracht habe, auch entsprechen müsse. Zugleich aber sprach er seine feste Überzeugung aus, daß die Angriffskraft der Franzosen an dieser Stelle vollkommen gebrochen wäre; hier würden sie nie durchkommen.



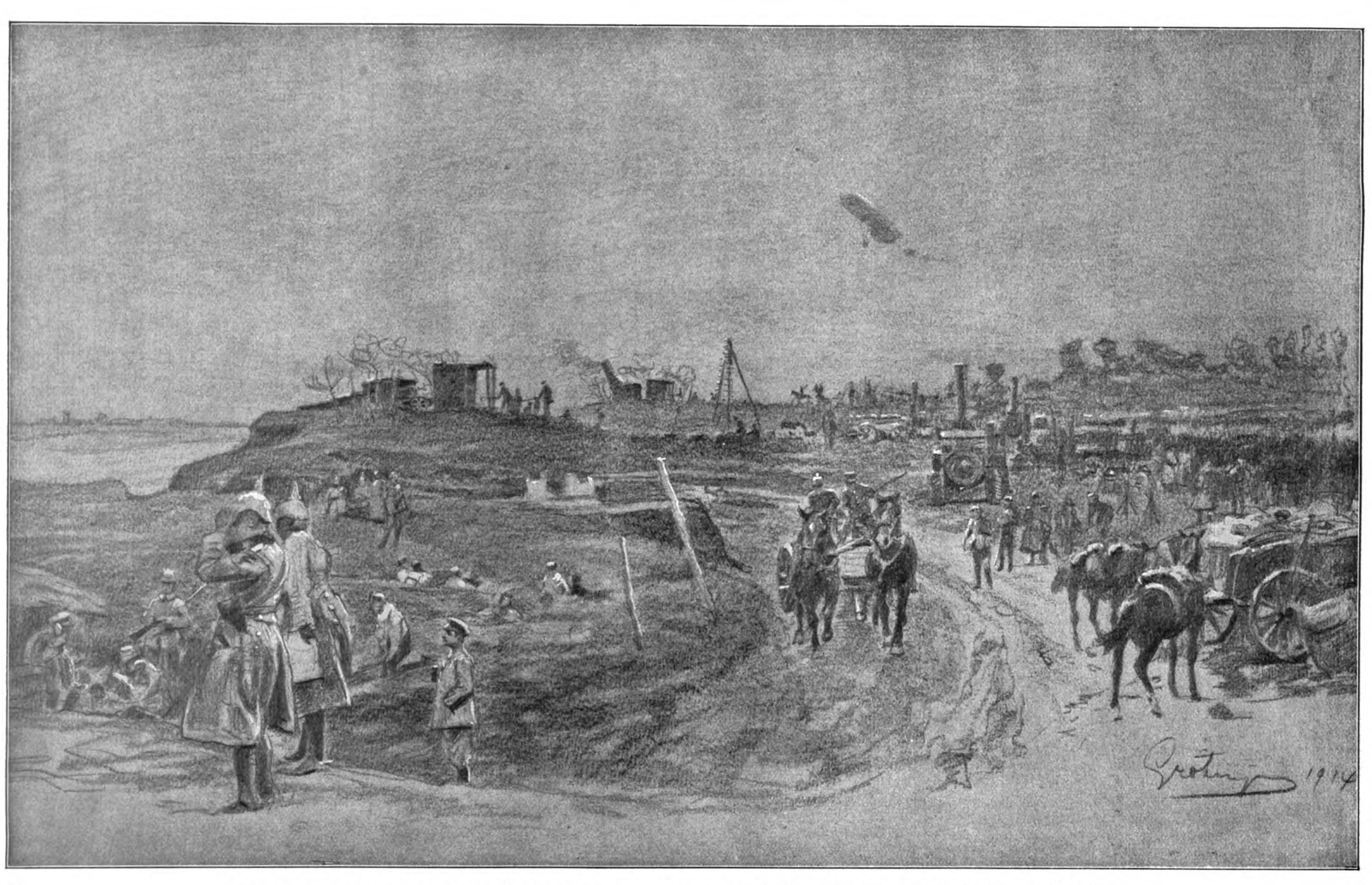
Leutnant G. und sein Bursche, Musketier J., die beide am gleichen Tage vor Neuve Chapelle das Eiserne Kreuz erster Klasse erwarben. Prof. Dr. Georg Wegener phot.

Und die Folgezeit hat ihm recht gegeben: die Gegner haben ihre Durchbruchsversuche anderswohin verlegt. — Ein solch anderer groß angelegter Durchbruchsversuch, diesmal von den Engländern ausgehend, ist unmittelbar im Anschluß an das Abflauen der Kämpfe in der Champagne, bei Neuve Chapelle westlich von Lille gemacht worden. Auch hier war ein Gelände ausgewählt worden, das durch seine natürliche Beschaffenheit keinen besonderen Anhalt zur Verteidigung bietet: die offene Niederungslandschaft, die vom Quellgebiet der Schelde zur Nordseeküste hinüberführt. Eine Gegend, wo überdies das der Oberfläche sehr nahe Grundwasser die Anlage tiefer Schützengräben ausschließt. Unter dem Schutze eines mehrtägigen starken Nebels, der die Fliegerbeobachtung von unserer Seite ausschloß, war es den Engländern gelungen, unbemerkt auch hier eine gewaltige Übermacht zu versammeln. Nicht weniger als 48 Bataillone konnten sie bei dem plötzlichen Ansturm am 10. März gegenüber unseren zunächst nur drei Bataillone starken Truppen einsetzen. Es gelang ihnen infolgedessen, das Dorf Neuve Chapelle zu nehmen. Bereits unmittelbar dahinter, an dem Wäldchen von Biex, auf das die wackeren Marburger Jäger am Abend dieses Tages zurückgeworfen waren, kam ihr Angriff aber zum Stehen und ist nicht weiter gekommen. Am übernächsten Tage konnten wir mit herangeholten Verstärkungen sogar bereits zum Angriff übergehn und die Engländer bis hart an das Dorf Neuve Chapelle zurückdrängen. Dieses selbst ließen wir, da seine Wiedereroberung unverhältnismäßige Opfer gekostet hätte, in ihrer Hand, und bekanntlich ist daraus einige Wochen lang ein überaus glänzender Erfolg der Verbündeten gemacht worden. Erst allmählich hat sich bei ihnen selbst ganz die gegenteilige Überzeugung herausgebildet, wie sie in den Angriffen der englischen Presse auf die eigene Heeresleitung sich ausspricht. Die Überzeugung nämlich, daß ein Vergleich der wahrhaft furchtbaren Opfer mit dem geringfügigen Geländegewinn, der an der breitesten Stelle noch nicht einen Kilometer Tiefe besitzt, bei nur drei Kilometer Frontlänge, unter Hinzunahme, daß die eigentliche Absicht eine entscheidende Durchbrechung unserer ganzen Front und der Beginn der großen Offensive gegen uns war, die Sache von Neuve Chapelle für die Verbündeten zum Gegenteil eines Erfolges stempelt.



Der Raum gestattet leider nicht, auch auf diese Ereignisse noch ausführlicher einzugehen. Auch hier lieferte mir der Besuch der Gegend und das Gespräch mit den Truppen, vom Musketier aufwärts bis zum obersten Armeeführer selbst, Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Ruprecht von Bayern, den unauslöschlichen Eindruck von dem wahrhaft herrlichen Kriegergeiste, der unser Heer, Leiter wie Geleitete, erfüllt und die erstaunlichen Leistungen, die auch hier geschehen sind, erklärt.

Wahrlich, wir können stolz und dankbar sein. **Nicht nur**



Unsere schwere Artillerie in Flandern. Zeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatze tätigen Malers Fritz Grotemeyer.



Sanitätswagen hinter der Gefechtslinie. Phot. Leipziger Presse-Büro.

nicht die immer wieder angekündigte Zurückdrängung der Unsern hat begonnen, sondern es ist den Gegnern nicht einmal das geglückt, was sie bei dem Mißlingen ihrer Offensive als den eigentlichen Zweck ihrer Operationen angaben, d. h. unsere Kraft gegenüber Rußland zu schwächen, uns zu verhindern, dorthin Truppen zu werfen oder zu zwingen, von dort zur Hilfe zu holen. Wie die Anstrengungen der Franzosen in der Champagne die Masurenniederlage der Russen nicht haben vereiteln können, so haben die Angriffe Englands bei Neuve Chapelle nicht die Truppenverminderungen im Osten herbeizuführen vermocht, die die heutige Niederlage der Russen in Westgalizien vielleicht unmöglich gemacht hätten.

Aus dem Tagebuch eines bayrischen Landsturmmannes.

Seit vier Wochen sind wir nun in L. . . ., einem Dörfchen in den französischen Vogesen, und meine Landsturmkameraden, die immer noch auf das kriegerisch-freudvolle Dasein der Besatzungsmannschaft in einer schönen belgischen Stadt hoffen, das ihnen von Anfang an vorgeschwebt, sehnen sich mit allen Kräften ihres mehr oder minder betagten Herzens von hier fort. Die Gründe für dieses Gefühl liegen auf der Hand. Vor allem einer, der mit unseren innersten Daseinsbedingungen zusammenhängt. Der Soldat nämlich, der nicht unmittelbar dem Feinde gegenübersteht und auf diese Weise nicht durch die Erregung der steten Angriffsbereitschaft in einer Spannung erhalten wird, die über alle sonstigen Härten des Kriegerdaseins mit Humor hinwegblicken läßt, empfindet diese Härten mehr wie jeder andere, zumal wenn ihm einige Dinge mangeln, die zu seinen unveräußerlichen Lebensbedürfnissen gehören, und das ist für den Bayern das Bier. Vor etwa 10 Tagen kamen 3 Hektoliter bayrisches Bier für die Kompagnie als Liebesgabe, seitdem ist aber jeder Tropfen Bier verpönt, denn der Arzt ist der Meinung, daß gewisse Erscheinungen unangenehmer aber eigentlich harmloser Natur, die sich in letzter Zeit — jedenfalls infolge des Genusses zweifelhaften Wassers — einstellten, durch den Biergenuß verstärkt würden, und so ist denn sogar das Straßburger Bier, das der bayrischen Kehle nur als sehr dürftiger Ersatz erscheint, nur verstohlen zu genießen.

Schwerer noch fällt ins Gewicht der jeden dritten Tag auf unsere Kompagnie entfallende Marsch zu den oben auf der Grenzhöhe befindlichen Schützengrabenstellungen. Mit vollem Rucksack, 120 Patronen, Gewehr, Decke und Mantel ausgerüstet, erscheint der Marsch manchem beleibteren Kameraden etwas anstrengend und die Nacht oben bei den Gräben, die vorläufig noch ohne geeignete Unterstände verbracht wird (sie sollen übrigens binnen kurzem hergestellt werden), wird deshalb lang und empfindlich fühlbar, weil wir, wie gesagt, nicht durch die Wahrscheinlichkeit eines Angriffes in Spannung gehalten werden. Vor uns im Taleinschnitt liegt Landwehr, und die Franzosen müßten Schleichwege benützen, um auf uns zu stoßen, was für größere Körper kaum unbemerkt geschehen könnte. So haben wir hier alle gelegentlich recht empfindliche Drangsale des Kriegerdaseins auszukosten ohne den Ansporn der Gefahr, des zupackenden Eingreifens. — Der nachtdunkle Wald hat sicherlich seine Reize, nächtliche Patrouillengänge auf stillen busch- und baumbewachsenen Hängen erregen ebenfalls die Phantasie, aber die Eindrücke stumpfen sich bald ab, wenn sich nach und nach das Gefühl einstellt, daß der Feind an uns nicht herankann. Mehr Gefahr und dafür besseres Quartier und Dasein, das wäre ein Tausch, auf den die meisten meiner Landstürmer gerne eingingen. Unten in L. . . ., in unserem eigentlichen Quartier, geht es ja; denn wir stehen uns mit den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern gut. Man liegt, wenn kein Dienst ist, auf dem Heulager im geschlossenen und daher einigermaßen geschützten Raume, und man könnte demnach aushalten, wenn nicht die Nächte in den Stellungen und die Bergsteigerei dorthin wären. — Deshalb die Sehnsucht fortzukommen, deshalb die fast täglich auftauchenden Gerüchte, daß es in einigen Tagen bestimmt fortgeht.

Groß und freudig war daher das Empfinden aller, als wir eines Tages plötzlich um $^1/_2$11 Uhr nachts — wir lagen schon seit 8 Uhr im Heu, denn es mangelt noch an Licht und Kerzen — alarmiert wurden: „Um 12 Uhr steht die Kompagnie mit Sack und Pack zum Abmarsch bereit am Appellplatz." Wir erfahren, daß auch die Wagen und die Kranken mitgenommen werden, also gibt es keinen Zweifel: es geht wirklich fort! —

Es ist eine sternklare Nacht, der Mond geht eben über dem hohen Berge auf, der, vor uns liegend, sich noch im Besitze der Franzosen befindet und den wir ihnen wahrscheinlich überlassen werden, bis er uns durch die Veränderung der Lage von selber in die Hände fällt; ihn jetzt einzunehmen, kostete zu viel Opfer. Pünktlich steht die Kompagnie 5 Minuten vor Mitternacht am Appellplatz, in gespannter Erwartung

der Dinge. Niemand weiß, wohin er gehen soll; der Bataillonskommandant hat soeben erst die geschlossene Marschordre erhalten und außer ihm und dem Adjutanten dürfte niemand eingeweiht sein. Die Kompagnieführer treten zusammen, der Adjutant macht ihnen jetzt Mitteilung, und die erste Kompagnie des Bataillons schwenkt auf die Straße ein. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgen alle Augen diese Bewegung, denn jetzt muß es sich zeigen: wenn die Spitze, an der Straße angekommen, nach links schwenkt, geht es tiefer nach Frankreich hinein, obwohl wir ohnehin bereits fast in der vordersten Linie stehen, schwenkt sie aber rechts, dann geht's zum Grenzkamm hinauf in deutsches Gebiet und zur Bahn, die uns dann vielleicht endlich doch noch in das Land unserer Erwartung führt. Die Spitze schwenkt links; es heißt also einen dicken Strich durch alle Hoffnungen machen und unser Kriegerlos nehmen wie es fällt; man tröstet sich damit, daß nun wahrscheinlich die langen Märsche in entlegene Hochstellungen aufhören werden, und das hat auch etwas Gutes.

Nachtmärsche unter funkelndem Himmel! Man sieht wenig aber man hat deshalb nur um so lebhafter das Gefühl der marschierenden Masse, der Wucht, der lebendigen Kraft, die in diesen geschlossenen Linien ruht. Es wird streng verboten Laternen zu benutzen, ja sogar das Anbrennen von Zigarren oder Zigaretten ist untersagt, denn die scharfen Gläser der französischen Beobachter könnten uns erspähen, und der Marsch muß so geheim wie möglich durchgeführt werden. Auch unsere Wagenkolonne fährt ohne Laterne. Heute, wo Mond und Sterne leuchten, hat das nichts zu sagen, aber eine wirklich dunkle Nacht, wie wir sie hier in den Vogesen schon mehrmals gehabt, wäre bei solchen Märschen ohne Licht unangenehm.

Wir kommen durch C., eine größere Ortschaft, hindurch, die einige unserer Landsturmleute, die als Befehlsempfänger zeitweilig zum Brigadestab kommandiert waren, bereits kennen, denn hier ist der Sitz des Brigadestabes; der Ort ist außerdem mit Artillerie und Infanterie belegt, und die Leute haben sich hier, obwohl nur ein Teil der Häuser von den Einwohnern verlassen wurde, ganz ausgezeichnete Quartiere mit mancher Bequemlichkeit hergerichtet. In C. teilt sich der Weg, rechts geht es in Gebiet, das in deutschen Händen ist, links aber öffnet sich jenes Berggebiet, das die Franzosen hartnäckig verteidigen, das wir ihnen aber entreißen möchten.

Die Spitze schwenkt wieder nach links, wir werden also aller Wahrscheinlichkeit noch näher an die Reibungsfläche zwischen unseren Leuten und den Franzosen herangebracht. Wohl keiner ist unter uns, dem das nicht recht wäre; man ist im Kriege, und je dichter man an den Feind heran ist, desto eher sind anstrengende Märsche zu entlegenen Stellungen ausgeschlossen. — Nun ist größte Stille und Vorsicht notwendig, denn von L. . . . ., dem nächsten Orte, den wir auf unserer Straße durchqueren müssen, ist eine Stelle, wo die Franzosen ihre Vorposten nur 400—500 Meter von der Straße entfernt haben sollen, denen wir uns nicht verraten dürfen. Das Mißgeschick will es aber, daß uns gerade an dieser Stelle eine Kompagnie Infanterie aus L . . . entgegenkommt, die abgelöst wird: ein Pferd fällt, und der Wagen versperrt den Weg. Wir müssen halten, und nun erzeugt das lange erzwungene Schweigen eine Gegenwirkung, die durch die Entspannung der Ruhepause geradezu hervorgerufen wird. Scherzworte fliegen auf, man ruft diesem oder jenem Kameraden ein munteres, derbes Wort zu, es wird laut, so laut, daß uns die französischen Vorposten sicher hören mußten. Die Offiziere haben Mühe diesen Ausbruch unbegründeter Fröhlichkeit, der uns hätte gefährlich werden können, einzudämmen. Die Franzosen hätten an dieser Stelle sicherlich über uns den Vorteil gehabt, aber vielleicht haben sie unser Getöse für Absicht gehalten, um sie in eine Falle zu locken, und haben deshalb keine Lust verspürt vorzugehen.

Wir kommen durch den von unserer Infanterie besetzten Ort L . . . ., wo alles schläft, und marschieren nun längs der Tallinie, die vor kurzem noch die Grenze der beiderseitigen Stellungen bezeichnete, tiefer ins Gebirge hinein. Nach der Richtung zu schließen, machen wir eine Kreisbewegung, denn augenscheinlich geht unser Marsch jetzt wieder nach Osten, also der deutschen Grenze zu.

Um ½2 Uhr machen wir vor den ersten Häusern eines größeren Dorfes halt. Jeder Zug erhält eines der Häuser zugewiesen, die glücklicherweise meist mit geräumigen Heuböden versehen sind. Leider hat das Haus, das unser Zug belegt, keinen, dafür sind jedoch Zimmer vorhanden, die schon vorher als Quartier dienten und einen dünnen Heubelag aufweisen. Der Raum ist knapp, einer liegt neben und fast auf dem andern, aber alle sind müde, und schnell fällt alles in Schlaf.

Wie der Tag graut, wird es auch schon lebendig, denn jeder möchte wissen, was nun wird, ob wir weiter marschieren oder hier bleiben, auch mahnt der Magen und man hat Verlangen nach dem Schluck schwarzen Kaffees, der zu einem Stück Kommisbrot unser übliches Frühstück bildet. Ich durchforsche das Haus, gelange in das Zimmer der zwei einzelnen Frauen, die es bewohnen, und ersuche, daß man uns sobald als möglich Milch beschaffe, die wir zum Preise von 10 Pfennig den halben Liter abnehmen wollen. Die Frauen sind gern erbötig, uns die ganze Milch abzulassen, über die sie heute verfügen, und gehen in den Stall, um die Kühe zu melken. Das Wohnzimmer ist für ein Bauernhaus prächtig eingerichtet; getäfelte Wände, in die Wände eingelassene Schränke und Kästen, eine vorzüglich geschnitzte Uhr geben der Behausung ein Gepräge von bäuerlichem Reichtum. Ich spreche noch mit den Frauen, als auch schon der Wagen mit den Kochkesseln und dem Proviant, der weiter hinten im Dorfe aufgestellt war, herangezogen wird. Die Kessel werden herabgenommen, der Kaffee wird in einer kleinen halben Stunde fertig sein; bis dahin sind auch die Kühe gemolken, und wir freuen uns auf das Frühstück.

Vor unserem Hause auf der Dorfstraße entwickelt sich nun ein belebtes Bild; die Sonne scheint hell und warm herab, und meine Landstürmer gehen zwischen den Gespannen umher, den Kaffee erwartend. Wie es heißt, sollen wir hier bleiben und hier Quartier nehmen, denn wir waren, wie wir nun sahen, auf anderem Wege in die unmittelbare Nähe unserer alten Stellung gekommen, die wir bisher von L . . . . aus durch ein mühseliges Bergauf und Bergab zu erreichen hatten. Alle sind damit zufrieden, denn allem Anschein nach sind die Quartiere hier gut, und unser Dasein wird sich somit an dieser Stelle unter angenehmeren Formen abspielen.

Man ist also fröhlicher Dinge und ist gut aufgelegt. — Plötzlich ertönt über unseren Köpfen ein seltsames heulendes Sausen in der Luft, ein furchtbarer Krach, und im nächsten Augenblick steigt auch schon etwa 40 Meter hinter unserem Hause die gelbe Rauch- und Dampfsäule der krepierenden französischen Granate auf. Gleich darauf folgt eine zweite, die am jenseitigen Hügelhang einschlägt. Die Franzosen beschießen uns. Wir waren unvorsichtig gewesen und haben nicht bedacht, daß der französische Beobachter die Wagen und die Soldatenmassen auf der Straße sehen konnte und auch, daß wir uns gestern schon durch unseren Marsch, der nicht still genug von statten ging, verraten haben. Nun glauben sie, uns zu haben und senden ihre Granatengarben auf uns. Ein Augenblick des Schwankens entsteht. Wir haben unser Gepäck, unsere Waffen in den Häusern, aber obwohl jetzt jede Sekunde kostbar ist und die nächste Granate schon unser Haus treffen kann, während droben der rettende, Deckung bietende Hügel winkt, sind es nur wenige, die nicht in die Häuser zurückeilen, um Waffen und Gepäck zu holen. Eigentlich ist dieser geringe Aufwand von Kühnheit selbstverständlich für den Soldaten, aber dennoch: es ist das erste Granatenfeuer, in dem unsere Landstürmer stehen; sie haben keinen Auftrag auszuharren, um etwa eine Stellung, einen Graben zu verteidigen: drüben, mit einigen Schritten zu erreichen, ist Sicherheit, und man könnte das Gewehr schließlich auch am Abend holen. Aber fast keiner denkt so. Alles stürzt zurück in die Häuser, schnallt um, ergreift Gewehr und Rucksack, turnt wieder über Leitern und Stiegen hinab zu der fürchterlich engen Straße, auf der sich die Menge staut, und eilt dann erst, allerdings mit gewaltigen Sätzen, hinüber zum sichernden Hügel. Ein kleiner Bach schlängelt sich zwischen dem Dorf und der Deckung, und mancher immer noch kugelrunde Landstürmer zeigt hier, um über den Bach zu kommen, Turnerkünste, deren er sich in ruhigen Zeiten nicht für fähig gehalten hätte.

Nun sind wir drüben, die Dorfstraße ist leer; aber mehrere Wagen stehen noch dort und stehen so, daß es unmöglich ist, sie nach der sicheren Seite hinaus zu bringen. Die Straße und die Häuser werden jetzt von Granaten besät, graue, gelbe, braune Rauchtürme, je nach der Art des getroffenen Zieles, steigen in kurzen Zwischenräumen von den krepierenden Granaten auf; ab und zu fliegt ein kraftlos gewordener Splitter bis an unseren Halteplatz. Das Bersten der Dachstühle, in die die Granaten einschlagen, schneidet uns ins Herz, denn das sind ja die Quartiere, die uns bestimmt waren und die uns ein besseres Daheim ermöglichen sollten. Sicherlich haben uns die Franzosen dadurch um eine Hoffnung ärmer aber auch um ein Erlebnis reicher gemacht, dem sich andere anreihen werden. Es ist unsere Feuertaufe! — Bis zum Abend dauert die Kanonade, und wir sehen tatlos zu; Essen gibt es heute nicht, denn unsere Wagen stehen unten im Feuer.

Als der Abend seine Schatten gebreitet hat und das Feuer eingestellt ist, besehen wir den Schaden. Das Dorf ist unbewohnbar geworden, die Straße ist voller Abgründe, aber unsere Wagen stehen heil inmitten dieser Verwüstung, nur sind sie von Staub und Schutt bedeckt, und der Proviant muß gereinigt werden. Niemand von unseren Leuten — es ist ein Wunder — ist verletzt, nur ein Pferd und ein paar Ochsen sind zu Grunde gegangen, und um diese Kriegstat zu erreichen, haben die Franzosen für etwa 6000 Mark Munition verpulvert. Der Berg hat gekreist und hat eine Maus geboren!

Auf den Spuren unserer Kämpfe. Von Adolf Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Sprachreinigung. Ganz ohne Zweifel eine sehr schöne und verdienstvolle Sache. Und das plötzliche Aufblühen der Saat, die der Deutsche Sprachverein in seinem Kampfe gegen die Fremdwörter seit vielen Jahren eifrig und unermüdlich, aber doch zunächst nur mit mäßigem Erfolg ausgestreut hatte, war eine neue schöne Bestätigung der alten Erfahrung, daß gewissenhafte Arbeit im Sinne eines großen Gedankens nicht vergeblich getan ist, auch wenn es eine Weile so aussieht, als predige man alles in allem schließlich doch ins Leere.

Freilich wird man seine reine Freude an dem, was man erreicht, nur dann haben, wenn man bei seinen Erwartungen die Gesetze des Möglichen von vornherein nicht außer acht läßt. Wer mit den Eiferern glaubt, daß sich alle fremden Anklänge aus einer lebenden Sprache ausmerzen oder fernhalten ließen, der hält diese für ein Werk der Willkür und einen Kunstbau der Grammatiker. Das ist sie aber nicht. So wird auch der uns jetzt aufgezwungene Kampf auf sprachlichem Gebiet keineswegs nur als reinigendes Gewitter wirken. Auch er wird, wie alles, was eine Nation in der Berührung mit anderssprachigen erlebt, seinen Niederschlag in Gestalt neuer fremder Worte zurücklassen. Nicht von Worten und Ausdrücken westlicher Herkunft. Denn diese haben nicht den Reiz der Neuheit; auch hat die Nation den Kampf gegen sie aus der Stimmung der großen Zeit heraus unter ihre „Kriegsziele" ausdrücklich mit aufgenommen. Aber von Osten her werden sich etliche einschleichen. Als Beutestücke, sozusagen, als Kriegsandenken scherzhaften Beigeschmacks und nicht etwa als uns sprachlich vom Feinde aufgezwungenes Joch.

So werden ohne Zweifel noch unsere Enkel und Urenkel von den „Panjes" reden, deren nicht immer beneidenswerte Bekanntschaft uns dieser Feldzug vermittelt hat, von der „Panjehütte" als oft recht bedenklichem Kriegsquartier, vom „Panje-Pelz" als der abenteuerlichen Hülle deutscher Krieger im Winterfeldzug 1914/15 und dem „Panje-Wagen" als ehemaligen kavaliermäßigem Beförderungsmittel hier zu Lande. Solche Worte sind zu sehr zu Kunstausdrücken in der Sprache des Heeres, das hier ficht, geworden, als daß sie allzubald in Vergessenheit geraten könnten; und auch das ausdrucksvolle „Niëma", und das „Dobrze" der Befriedigung wird so mancher Kriegsmann, der hier mit dabei war, „schmerzlich süßer Erinnerung voll" in der Heimat weiter gebrauchen. Was war hier nicht alles „Niëma" (= es hat nicht, es gibt nicht), vor allen Dingen, wenn es sich um Essen und Schlafgelegenheit handelte; und wie froh war man, wenn irgend ein Handel in dem „Dobrze" (= es ist gut!) seinen befriedigenden Abschluß fand!

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Ich will hier selbstverständlich in keiner Weise der Übernahme eines polnischen Rotwelschs in den deutschen Sprachschatz das Wort reden. Ich glaube nur, daß manches so leicht nicht wieder loszuwerden sein wird, und würde allerdings für meine Person mir die Sache auch nicht weiter zu Herzen nehmen.

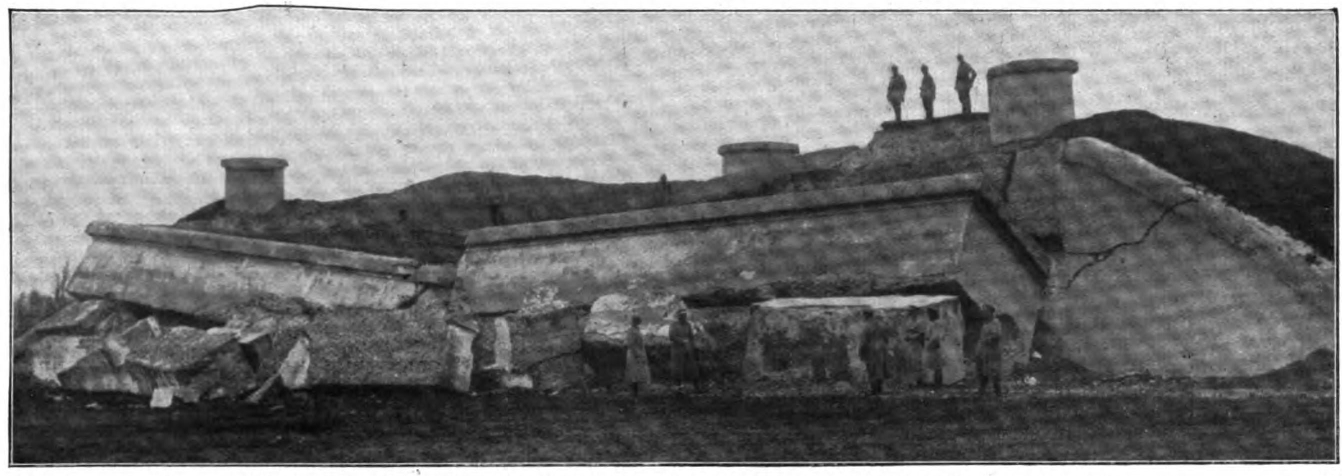
So, das wäre gesagt. Und nun zu etwas anderem. Es ist ja hier in Polen für den Kriegsberichterstatter seit einem Vierteljahr nicht oft Gelegenheit, militärischen Ereignissen größeren Umfanges als Zeuge beizuwohnen. Und von dem, was wir vom Kleinleben des Krieges und von Dingen, die sich vielleicht vorbereiten, zu Gesicht bekommen, können wir auch nur mit großer Vorsicht Gebrauch machen. So bleibt uns Muße, die Stätten früherer Kämpfe einzusehen, an denen das Land ringsum ja nachgerade überreich ist.

Für mich persönlich ist es z. B. eine Quelle hohen Genusses, dem dramatischen Durcheinander der Kämpfe um Lodz in den Spuren, die sie an Ort und Stelle zurückgelassen haben, nachzugehen. Dieser Genuß ist um so größer, als es sich dabei, meiner Kenntnis der Kriegsgeschichte nach, hüben wie drüben um ein strategisches und taktisches Ineinanderarbeiten so großer Massen auf so großem Raum und von solcher Dauer gehandelt hat, — um ein solches Schwanken der Aussichten auf Erfolg auf beiden Seiten, daß es schwer sein wird, ein Seitenstück dazu, sei es in der Vergangenheit, sei es in diesem Kriege zu finden. Der zähe Willen eines Mannes — Mackensens — hat in kritischer Stunde, in der der Entschluß zum einstweiligen Abbau vielleicht gerechtfertigt gewesen wäre, das Ringen schließlich zu unseren Gunsten entschieden; er hielt durch, just als der Feind angesichts eines ganz ähnlichen Standes der Dinge, wie er für den deutschen Armeeführer vorlag, zusammenbrach. Der russische Oberfeldherr fürchtete die Vernichtung, sein Gegner nicht, und so haben die stärkeren Nerven auch hier schließlich die Palme erstritten. Was damals, im November und Anfang Dezember, rings um Lodz geschehen ist, ist in seinen zahllosen Zusammenhängen und Wechselbeziehungen noch nicht so durchsichtig, daß für den, der die blutgetränkten Schlachtfelder nah und fern als harmloser Laie nachträglich durchwandert, das Gesamtbild ohne Weiteres zu erkennen wäre. Ein um so größerer Reiz liegt im Auffinden und Zusammentragen von Steinchen um Steinchen zum Bild des Ganzen. Jedesmal, wenn ich draußen am Feind eine Truppe besuche, lasse ich mir nach Ort, Tag und Stunde von ihrem Anteil an dem großen Kampfe erzählen. Nach der Rückkehr in unser Lodzer Standquartier gehe ich dann dem Erfahrenen nach Möglichkeit an Ort und Stelle nach. So bauen sich die Vorgänge allmählich bruchstückweise rings um mich herum auf. Wie viel weiß nicht der kleine dreckige Narew mit seinen Übergängen bei Dombie und Lutomiersk zu erzählen, wie viel die Straßen nach Lentschitza, Biala, Strykow, Brzezeny, wie viel der nähere und weitere Süden der Stadt! Ich glaube nicht, daß das Panorama von Metz und Umgegend, was seinen Reichtum an kriegsgeschichtlich wichtigen Punkten anlangt, sich mit dem von Lodz vergleichen läßt; und auch das von Sedan und Königgrätz wird wenigstens an Ausdehnung weit dahinter zurückbleiben. Ich kenne nur eines, das man zum Vergleich wenigstens einigermaßen heranziehen könnte: das von Leipzig.

Was sich beim Durchwandern der alten Schlachtfelder rein gefühlsmäßig als Nebenwirkung immer wieder einstellt, das ist, neben einer Art Erstaunen über ihre heutige große Stille und Verlassenheit, die Erkenntnis der praktischen Wichtigkeit von sonst nie Beachtetem in strategischer und taktischer Beziehung. Ich fahre von Lodz nach Spala über die Straße Karpin-Ujasd. Nur schwach gewellte Ebene zwischen Lodz und dem etwa 20 Kilometer entfernten Karpin. Bei Andrespol macht die Straße einen Knick nach Südwesten; ein von dem Wege aus kaum sichtbares Wässerlein, die Miazga, dies Nebenflüßchen eines Nebenflusses der Piliza, begleitet sie. Nur moorige, durch Wasseransammlungen unterbrochene Wiesen verraten im allgemeinen ihr Dasein. Etwa einen Kilometer jenseits der Miazga liegt der Rand eines dicken, weiten Kiefernwaldes. Von jenseits Andrespol an ist gekämpft worden; zahlreiche Ruinen liegen am Wege, und die Kirchen sind stark angeschossen.

Andrespol? Richtig, das ist ja der Ort, bei dem die eine Brigade der .... Division sich am 21. November schlug. Die andere kämpfte etwas südlicher bei Wiskitno; beide wollten in gemeinsamem Vorgehen dem Feinde bei Lodz die Straßen nach Süden zu verlegen, bis dann infolge gründlicher Veränderung der Gesamtlage, der überraschende Befehl zu ihrem Rückzug nach Osten, auf Karpin, eintraf. Aha, so ist das dort drüben der Gälkower Wald, durch den Litzmann dann bei grimmiger Kälte, zuletzt im Dunkel des Spätherbstabends, abzog. Unmittelbar vor Karpin mündet die Straße von Rzgow-Wiskitno in die unsere, die Miazga tritt gleichzeitig an die Straße heran und teilt sich in zwei dünne, grabenartige Rinnen, deren eine ehedem das Rad einer seither niedergebrannten Wassermühle trieb. Über die erste Rinne und das Stauwehr der zweiten führen elende kleine Brücken hinweg; keine zwei Minuten dauert es, bis man den Übergang über beide hinter sich hat. Eine traurige, gottverlassene Gegend; zehn Minuten kann man warten, bis einmal ein paar polnische Juden oder ein Wagen vorüber kommen. Und doch hing damals an diesen elenden Brücken inmitten ihrer Verlassenheit, hing an den zwei Minuten, die sie zusammen mit dem Stückchen Weg, das dazwischen, erfordern, das Schicksal der stolzen Regimenter der Division Litzmann. Die Division kam jedenfalls über den Bach hinüber und konnte den Vormarsch nach Norden antreten, der sie dann nach heißen Kämpfen in Sicherheit brachte. Schon während ihres Marschs durch den Gälkower Wald aber wurde sie im Gegensatz zu vorher schwer beschossen.

Ich sprach von Spala, dem Jagdschloß des Zaren. Auch dort gibt es der bemerkenswerten Punkte genug. In nächster Nähe des inmitten dichter Forsten an der Piliza gelegenen Herrenhauses liegt z. B. eine wichtige Brücke, die zuerst die Russen Ende September oder Anfang Oktober beim Anmarsch unserer aus Schlesien vorstoßenden Armee gesprengt haben. Eine Ersatzbrücke wurde von uns gebaut; und diese wieder bei unserem Rückzug von Warschau unserseits zerstört. Jetzt bauten die Russen sie wieder auf; beide Brückenköpfe wurden durch gewaltig starke Feldbefestigungen gesichert. Doch alle diese Befestigungen vermochten den wichtigen Übergang nicht zu retten, als die verbündeten Armeen nach dem Falle von Lodz abermals gegen ihn anrückten. Die Russen gingen auf das andere Ufer und brannten ihr Werk nieder. Und abermals überbrückten deutsche Pioniere den Strom. Rings umher umspielt das Wasser die angekohlten Stümpfe die Träger der alten Brücken. Ich erwähne das Schicksal des Piliza-Übergangs bei Spala als Wahrzeichen für das wechselvolle Hin und Her des Krieges in Polen.



Ein Fort der Festung Libau, das die Russen vor der Eroberung durch unsere Truppen sprengten.





Deutsche Kavalleriepatrouille in Szawle.



Das brennende Szawle.

Vom Kriegsschauplatz in den Ostseeprovinzen. Kühlewindt phot.

Die Lage am Suezkanal. Von Wilhelm König.

Kurze Zeit nach dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg gegen England und Rußland wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, zweitausend Beduinen hätten die geringen englischen Wachttruppen bei El Kantara am Suezkanal überraschend angegriffen und zu eiliger Flucht über den Kanal gezwungen. Besonders zu denken gab dabei der Zusatz, daß eine größere Abteilung der in englischen Diensten stehenden eingeborenen Kamelreiter bei dieser Gelegenheit ‚verschwunden' sei. — Verschwunden? Nun, diese muhammedanischen Soldtruppen Englands waren mit fliegenden Fahnen zu den Beduinen übergegangen! In England wurde man ein wenig unruhig; aber die arabischen Reiterscharen nutzten ihren Sieg nicht aus, sondern verschwanden ebenso schnell und unerwartet, wie sie gekommen waren, wieder in ihre Wüste.

Zwei Monate später gab es dann eine ähnliche Überraschung. Am Geburtstag unseres Kaisers stießen größere Aufklärungsabteilungen des türkischen Heeres, im ganzen vielleicht 20000 Mann mit Maschinengewehren und leichter Artillerie, ebenso plötzlich wie früher die Beduinen gegen vier verschiedene Punkte des Kanals vor: im Norden bei dem schon genannten El Kantara, in der Mitte zwischen dem Timsah-See und dem großen Bittersee bei Tusun und südlich bei Schaluf und bei Suez. Diese türkischen Aufklärungstruppen warfen die ihnen entgegentretenden englischen Söldner im ersten Anlauf über den Haufen, ja sie überschritten z. T. den Kanal und schlugen sich hier mit großer Tapferkeit gegen stark überlegene englische Truppen, die eilig zur Hilfe herangezogen waren. Die Aufgabe der türkischen Aufklärer war aber nicht gewesen, sich am Suezkanal festzusetzen, sondern nur schnell vorzustoßen und ebenso schnell wieder zurückzugehen; und so verschwand denn die Abteilung auch ganz plötzlich wieder in der Wüste, nachdem sie Schrecken und Schaden genug angerichtet hatte.

Diese gewaltsame Erkundung der Türken gegen den Suezkanal, bei der mehrere englische Bataillone aufgerieben wurden, kostete dem Heer des Padischah an Toten und Verwundeten 32 Offiziere und 399 Mann. Außerdem gelang es den Engländern freilich, eine Abteilung von 445 Türken mit 18 Offizieren in einen Hinterhalt zu locken und gefangen zu nehmen. Aber mit diesen verhältnismäßig nicht großen Verlusten hatten die Türken den Zweck ihres Vorstoßes völlig erreicht. Denn jetzt wußten die Muhammedaner in Ägypten, die treuen Anhänger des Khalifen in Konstantinopel, daß die Truppen der Türken kommen würden, die Engländer zu verjagen. In den unter englischer Zensur erscheinenden Zeitungen hatten sie wieder und wieder gelesen, die Türkei sei geschlagen, Konstantinopel würde in der nächsten Zeit erobert werden, und nun sahen sie auf einmal, daß dies alles englische Lügen seien. Und wie ein Lauffeuer ging es durch ganz Ägypten von Kairo bis nach Omdurman von Mund zu Mund: Die Befreier kommen!

Aber in der ganzen Welt fragte man sich: Was wird nun England machen, um den Suezkanal für sich zu retten? Wird es ihn überhaupt halten können, wenn die Türken mit ihrem Angriff Ernst machen?

Versuchen wir einmal, ein klares Bild der Lage zu entwerfen.

Wenn auf der Fahrt nach Indien im Mittelmeer fern im Süden erst der hohe Leuchtturm und später auch die weißen Häuser von Port Said auftauchen, steuert der Dampfer auf den Kopf eines mehr als zwei Kilometer in das Meer hinausgebauten Wellenbrechers zu. Hier ist eine grüne Boje verankert, die nachts auch ein grünes Licht trägt, das erste von einer langen Reihe, die hier im Strandgewässer die Fahrrinne bezeichnen. Einige hundert Meter weiter nach Osten schaukelt im tieferen Wasser an starker Ankerkette ein Feuerschiff mit r o t e m Licht. Zwischen ihnen hindurch führt der äußere Eingang in den Suezkanal, der Afrika von Asien abgetrennt hat. Kaum ist der Dampfer zwischen diesen beiden Leuchtfeuern hindurch, so zeigt sich eine halbe Seemeile weiter südlich wieder der Kopf einer fast ebensolangen Mole, an dem eine r o t e Boje dem Seemann den Weg weist.

Das Schiff gleitet nun im Schutz der Wellenbrecher in ruhigem Wasser immer näher an Port Said heran. Die westliche Mole trägt dicht vor der Stadt auf mächtigem Unterbau ein hochragendes Bildwerk, das Denkmal von Ferdinand von Lesseps, dem es in rastloser Arbeit gelang, den Kanal zu erbauen, der jetzt für die Schiffahrt von Europa nach Asien von der allergrößesten Bedeutung ist; am meisten natürlich für die Häfen des Mittelmeers, aber auch für die englischen und deutschen. Man vergleiche nur einige Zahlen miteinander. Von Brindisi aus fährt der Dampfer nach Bombay 14 Tage, wenn er den Suezkanal benutzt, aber er gebraucht 51 Tage, also fast viermal so lange, wenn er den alten Weg um die Südspitze Afrikas herum nimmt. Etwas weniger groß ist der Unterschied zwischen beiden Wegen von Hamburg aus. Aber auch hier werden durch den Kanal 24 Reisetage erspart.

Dicht hinter dem Lessepsdenkmal beginnen die Häuser von Port Said, und der mehr als 50 Meter hohe Leuchtturm ragt immer gewaltiger in die blaue Luft, je näher man ihm kommt. Der Franz Joseph-Kai, die Hafenstraße, macht einen guten Eindruck, vereinigen sich hier doch die mehr oder weniger stattlichen öffentlichen Gebäude allerart. Und auch vom Handelshafen aus gewährt die Stadt einen hübschen Anblick. Im hellen Sonnenschein und aus der Ferne sehen Häuser und Menschen sauber aus, und der Reisende, der von dem „Tor des Ostens“ schon allerlei gehört hat, ist zunächst angenehm enttäuscht. Kommt er dann freilich an Land, so wird er zu seinem Schrecken gewahr, daß es in Port Said doch ganz anders aussieht, als es eben noch geschienen hatte. Schmutz und Elend, wohin man blickt. Die Stadt noch nicht Orient, aber doch auch nicht mehr Europa, und die Bewohner weit mehr als in anderen Welthäfen der Auswurf aller Völkerschaften.

Der Hafen von Port Said ist ungeheuer belebt, denn täglich fahren etwa 15 Schiffe durch den Kanal, und jedes muß erst anlegen, um alle Förmlichkeiten zu erfüllen. Dabei bleibt niemand von den Fahrgästen an Bord, so daß die ganze Stadt von Besuchern überschwemmt wird. Daneben wird gekohlt und umgeladen. Das Hafengewühl prägt sich einem unvergeßlich ein. Hamburg darf man freilich nicht als Maßstab nehmen.

Von Port Said aus geht der Kanal fast 60 Kilometer schnurstracks nach Süden, auf beiden Seiten von niedrigen Dämmen eingefaßt, über die man vom Deck der Dampfer hinwegsieht. Von solch einem Ozeanriesen aus erscheint der Kanal, auf dem man mit halber Kraft dahinfährt, unwahrscheinlich eng; wie ein Wasserband, das in der Ferne scheinbar immer schmaler wird. Tatsächlich ist er im Durchschnitt jetzt etwa 100 Meter breit, an den engsten Stellen immer noch wenigstens 80 Meter; aber das ist freilich recht wenig im Verhältnis zu den Ausmessungen der großen Indien-Dampfer, und aneinander vorbeifahren können zwei Schiffe im Kanal deshalb nicht: eins muß in der Ausweichestelle immer so lange liegen, bis das begegnende vorübergeglitten ist.

Links, also nach Osten zu, dehnt sich gelber Wüstensand, den nur zuweilen mit dürftigem Grase bewachsene Flächen unterbrechen. So war es wenigstens bis zum vorigen Sommer. Da haben aber die Engländer die Seedeiche durchstochen, und so flutet hier jetzt das Meer. Rechts vom Kanal ist auch im Frieden Wasser, aber nicht Salzflut, wie auf der Ostseite, sondern etwas brackiges Süßwasser. Auf den endlos erscheinenden Fluten des Mensaleh-Sees weilt das Auge des Reisenden mit Entzücken. Dieser Mensaleh stellt übrigens für den zukünftigen Besitzer Ägyptens ein ungeheuer großes Problem der Landeskultur dar: vor vielen hundert Jahren gehörte das ganze Land, das er jetzt überflutet, zu dem reichsten Ackerboden, der durch zahlreiche Nilarme bewässert wurde. Aber die Deiche wurden vernachlässigt, das Meer drang ein, und es wird ein erbitterter Kampf geführt werden müssen, ehe hier wieder fette Äcker ährenschwere Weizenbreiten hervorbringen.

Auf dem Kanaldamm, den der Mensaleh-See begrenzt, liegen die Schienen der Eisenbahn, die von Port Said über Ismaïlija nach Kairo und nach Suez führt. Für Ägypten ist diese Eisenbahn von großer Bedeutung, sowohl für den Handel als für die Landesverteidigung.

Wo im Süden des Mensaleh-Sees Dünen aufragen und der Kanal auf beiden Seiten von rotflimmernder Wüste begrenzt wird, liegt El Kantara. Hier griffen die Beduinen und später die Türken an. Wenn es auch ein elendes Fellachennest mit nur wenigen Europäerhäusern ist, hat es doch eine große Bedeutung; denn an dieser Stelle überschreitet die uralte syrische Handelsstraße den Kanal auf einer Fähre. Hier ist plötzlich unverfälschter Orient. Den ganzen Tag kann man beobachten, wie hochbeladene Kamele über den Kanal gefahren werden, sich dann schwerfällig im Gänsemarsch in Gang setzen und hinter einer Geländefalte verschwinden.

Die den Kanal begleitenden Sanddämme sind auch hier sehr eintönig. Die einzige Unterbrechung bilden Telegraphenstangen und hin und wieder ein Kreuz, das einem der beim Bau des Kanals gestorbenen Arbeiter errichtet worden ist. Dieser Landdurchstich bei El Kantara ist übrigens nur wenige Kilometer lang. Später benutzt der Kanal wieder natürliche Wasserflächen, die ehemaligen Ballah-Seen, jetzt ein Sumpfgebiet, in dem die beiden Kanaldämme die Fahrtrinne scharf begrenzen.

Sind diese Sümpfe durchfahren, so beginnt bei Kilometer 60 der Durchstich des Landrückens von El Dschisr. Diese Strecke (bis zum Timsah-See sind es etwa 10 Kilometer) hat der Bauleitung des Kanals seinerzeit ungeheure Schwierigkeiten gemacht und viel Kopfzerbrechen bereitet. Fünf Jahre lang haben hier 20000 Fellachen gegraben und gekarrt, ohne daß das Werk merklich von der Stelle kam. Erst als man es gelernt hatte, Maschinen zu bauen, die mit ihren stählernen Werkzeugen die Felsmassen spielend bewältigten, ging es

schneller. Was war aber auch hier zu leisten! Auf 10 Kilometer Länge mußte eine Rinne ausgehoben werden, die 27 Meter tief und rund 150 Meter breit war, und das nicht durch leicht zu bearbeitenden Sand, sondern durch Mergel, der selbst der Spitzhacke erheblichen Widerstand entgegensetzte. Auch jetzt, da der Kanal im Betrieb ist, kann man noch erkennen, welch übermenschliche Arbeit in diesem Durchstich von El Dschisr steckt: 11 Meter tief steht das Wasser über der Sohle, und 16 Meter über dem Wasserspiegel, d. h. höher als eine der üblichen Mietskasernen der Großstädte, liegt der obere Einschnitt. Ziemlich genau in der Mitte des Durchstichs wird er von einer zweiten Karawanenstraße gekreuzt, die durch die Wüste ostwärts nach Syrien führt.

Dicht hinter dem Schlößchen des Vizekönigs bei Ismaïlija, das in landschaftlich wunderschöner Umgebung einen ganz entzückenden Anblick bietet, tritt der Kanal dann wiederum in ein Wasserbecken, den schon genannten Timsah-(Krokodil-)See, der in ganz derselben Weise wie die anderen Seen für die Fahrtrinne nutzbar gemacht ist. Hier haben wir genau die Mitte des Kanals; aber seine Schwierigkeiten sind zum größten Teile überwunden, denn nach Durchstechung des ebenfalls rund 10 Kilometer langen flachen Wüstenstreifens von Tusun-Serapeum konnten die alten Bitterseen auf mehr als 30 Kilometer benutzt werden.

Hinter den Bitterseen hatte der Kanal dann bis zum Meerbusen von Suez nur noch einen Wüstenstreifen von 15 Kilometer zu überwinden, was keine besonderen Schwierigkeiten bot.

Der Kanal ist, wie ich schon sagte, eine große Wohltat für die Schiffahrt, und doch atmet jeder Kapitän auf, wenn sein Schiff bei Suez in das Rote Meer hineingleitet. Denn immer wieder einmal kommt es vor, daß durch einen kleinen Sandrutsch das Fahrwasser auf eine kurze Strecke gesperrt wird. Es treten dann zwar sofort riesige Bagger in Tätigkeit und machen die Bahn in kurzer Zeit frei; aber es gibt doch Aufenthalt, und der ist den Schnelldampfern mit ihrem genau festgelegten Fahrplan unbequem. Um gegen alle Möglichkeiten gewappnet zu sein, stehen denn auch während der Fahrt durch den Kanal sämtliche Offiziere auf den Kommandobrücken und halten nach allen Richtungen hin scharf Ausguck. Über den Suezkanal und seine Lage im Weltkriege wird jetzt oft gesprochen und geschrieben; aber leider geschieht dies vielfach von Persönlichkeiten, denen die Verhältnisse nicht genügend bekannt sind. Unsere genaue Schilderung der Bodenverhältnisse am Kanal wird den Leser befähigen, alle Zeitungsnachrichten über den Vormarsch der Türken und über die Gegenbewegungen der Engländer richtig zu beurteilen.



Beduinen im Kampfe gegen Engländer an einem Heiligengrabe im Sinaigebirge. Zeichnung von Bruno Richter.

Es ist z. B. durchaus falsch, wenn gelegentlich gesagt wird, den Engländern sei es völlig unmöglich, den Kanal zu verteidigen, da er ja 160 Kilometer lang wäre; allein als Wachtposten würden sie eine Armee von 50 000 Mann gebrauchen. Zwar ist der Kanal 160 Kilometer lang, aber drei Viertel seiner Länge brauchen nicht verteidigt zu werden, da sie durch die Natur gegen jeden Angriff geschützt sind: alle Strecken des Kanals, die durch Seen geleitet wurden, sind unangreifbar. Ein Versuch, den Kanal zu überschreiten, kann von den Türken nur an den vier Landbrücken gemacht werden, von denen die Rede war: El Kantara 5 Kilometer, El Dschisr und Tusun-Serapeum je 10 Kilometer, endlich Schaluf 15 Kilometer. Nur 40 Kilometer des Kanals sind also Angriffen überhaupt ausgesetzt, und dadurch wächst natürlich die Möglichkeit, die wichtige Wasserstraße wirksam zu verteidigen. Und die Engländer sind in den sechs Monaten nicht untätig gewesen, das kann man sicher glauben. Auf allen höheren Dünenkuppen östlich und westlich vom Kanal sind Erdwerke angelegt worden, die mit schweren Geschützen bestückt und mit Munition, Lebensmitteln und Wasser reichlich ausgestattet sind. Auf der Eisenbahn, die sich am westlichen Kanalufer hinzieht, stehen stets Panzerzüge mit Schnellfeuerkanonen unter Dampf. Am wichtigsten aber ist, daß der Kanal selbst seiner Verteidigung dienstbar gemacht worden ist. Kreuzer und Kanonenboote dampfen ständig hin und her und sind jeden Augenblick bereit, mit ihren gewaltigen Geschützen gegen einen Feind machtvoll anzukämpfen.

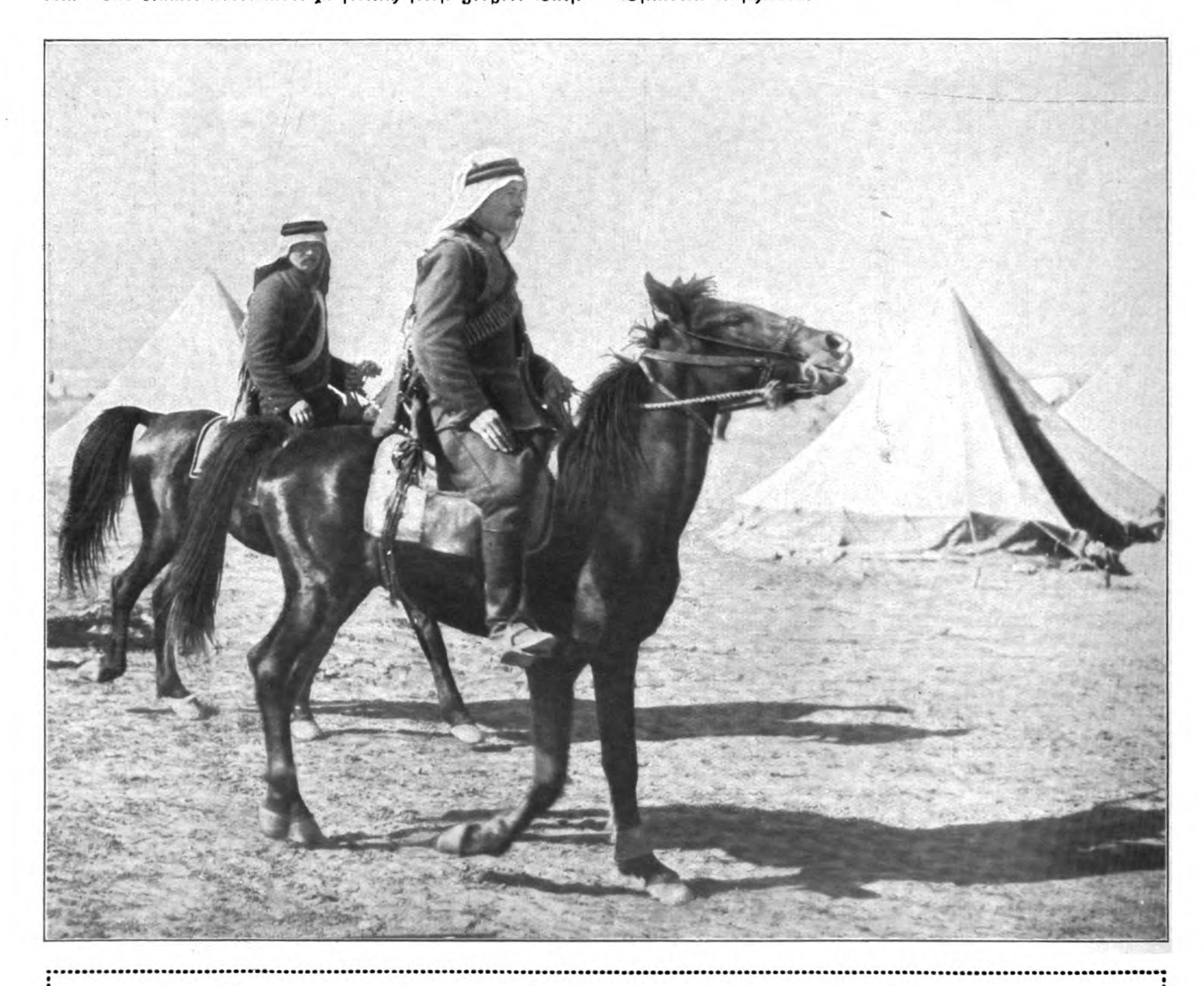
Aber man mißverstehe mich nicht. Ich will durchaus nicht sagen, daß den Engländern die Verteidigung des Kanals leichtfallen wird. Denn wenn es den Türken gelingt, ein größeres Heer durch die Wüste an den Kanal heranzu-

bringen, dann werden die eilig errichteten Erdwerke der Ostseite des Kanals nicht lange standhalten können. Die Schiffe können aber nicht überall wirksam eingreifen; denn an einigen Stellen, wie bei El Kantara und El Dschisr, sind die Böschungen so hoch, daß selbst die Turmgeschütze der Linienschiffe nicht benutzt werden können. Und ob die Sandmassen der Böschungen und Dämme des Kanals bei einer planmäßigen Beschießung mit schweren Granaten nicht ins Rutschen kommen werden, so daß also der Kanal für größere Schiffe nicht mehr benutzt werden kann, ist sehr zu bedenken. Die Eisenbahnlinie endlich ist völlig genau bekannt und kann deshalb bei der großen Klarheit und Durchsichtigkeit der Wüstenluft mit Hilfe der Beobachter in Flugzeug und Fesselballon auf größere Entfernungen von der Artillerie unter Feuer genommen werden. Daß aber die türkischen Kanoniere ihr Handwerk verstehen, haben sie am 18. März in der Seeschlacht an den Dardanellen glänzend bewiesen. Alle Verteidigungsmittel der Engländer, die wir erwähnten, machen den Kanal also durchaus nicht uneinnehmbar.

Die Schwierigkeiten des Angriffs liegen auf einem ganz anderen Gebiete. Sie liegen in der Wüste der Sinaihalbinsel, die sich vom Kanal aus 300 Kilometer nach Osten ausdehnt. Zwei, drei größere Karawanenstraßen führen zwar hindurch. Aber was sind das für Straßen! Von der Bahnung eines Weges oder gar von Pflasterung ist nicht die Rede. Die einzigen Zeichen, daß man auf der Karawanenstraße ist, sind zahlreiche Fußspuren im Sande, die die hier entlang trottenden Kamele hinterlassen, und dann „im Flugsand umgekommener Dromedare weiße Knochen“, wie Freiligrath es schildert. Benutzt werden diese Karawanenstraßen auch nur, weil hier die Wahrscheinlichkeit besteht, ab und zu einen Brunnen zu finden. Das Kamel überwindet ja freilich selbst größere Durststrecken, aber die Menschen sind von dem frischen Wasser abhängig.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Frage näher erörtern, ob oder wie eine Durchquerung der Wüste der Sinaihalbinsel mit einem größeren Heere überhaupt möglich ist. Nur das können wir sagen, daß die Lage Englands in Ägypten nicht allzu rosig ist. Im Osten bedrohen es die Beduinen, die, dem Rufe des Khalifen in Konstantinopel folgend, scharenweis in den heiligen Krieg ziehen; im Westen die Senussis, die, straff organisiert, von jeher der englischen Herrschaft Schwierigkeiten zu bereiten wußten; im Süden die, wie es fast scheint, schon in hellem Aufruhr befindlichen Anhänger eines neuen Mahdi, die das gräßliche Blutbad von Omdurman noch nicht vergessen haben und an nichts anderes denken, als es bei Gelegenheit den Engländern mit Zinsen zurückzuzahlen; und in Ägypten selbst kein wahrer Freund: alle Eingeborenen nur eingeschüchtert durch die Übermacht der aus Indien und Australien hier zusammengezogenen englischen Söldnertruppen.

Der Kampf um den Suezkanal wird erbittert durchgeführt werden, soviel erscheint sicher. Als Lesseps die ersten lebhaften Anstrengungen machte, dem Plan einer Durchstechung der Landenge von Suez Freunde zu werben, sprach der englische Premierminister Lord Palmerston im Parlament von einem „Schwindelprojekt, wie sie oftmals auftauchen, um britischen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen“. Später aber, als der Kanal fertig war und bewiesen hatte, daß er für die Ostindienfahrt einfach unentbehrlich ist, nannte Bismarck ihn gelegentlich „das Genick Englands“. Heute haben die Engländer begriffen, daß Bismarck recht hatte, und sie verteidigen den Besitz des Suezkanals bis aufs äußerste, denn sie wissen: in Ägypten wird über ihren ferneren Besitz von Ostindien entschieden.



Beduinen als Freiwillige im türkischen Heer.
Phot. Ed. Frankl.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

20. Mai: Auf der Lorettohöhe kleine Fortschritte; bei Ablain und östlich Ailly feindliche Vorstöße abgewiesen. Zwischen Maas und Mosel heftiger Artilleriekampf. — Schwere Niederlage der Russen bei Gryczkabuda. — Angriffe der Russen nördlich Przemysl verlustreich zurückgewiesen.

21. Mai: Angriffe der Franzosen nördlich Ypern und im Walde von Ailly sowie der Engländer südlich Neuve Chapelle abgeschlagen. — An der Dubissa 1500 Gefangene. In Mittelgalizien die Russen über den San zurückgeworfen.

22. Mai: Westlich Windau Reiterkämpfe; bei Szawle und an der Dubissa Nachtangriffe abgewiesen. Östlich Czernowitz scheiterte der Versuch der Russen, den Pruth zu überschreiten.

23. Mai: Zwischen Maas und Mosel wiederum heftige Artilleriekämpfe. — Bei Szawle und an der Dubissa vergebliche russische Angriffe; ebenso östlich Jaroslau und am oberen Dnjestr.

24. Mai: Angriffe bei Neuve Chapelle, Givenchy, Lorettohöhe, Ablain und Neuville abgeschlagen. — Bei Kielce in den letzten Tagen 30 Offiziere und 6300 Mann gefangen. — Angriffe der Engländer auf der Gallipolihalbinsel mit schweren Verlusten zurückgewiesen. — Italien erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg. Die österreichisch-ungarische Flotte bombardiert Venedig, Ancona, Barletta und andere italienische Küstenstädte.

25. Mai: Nördlich Przemysl zahlreiche Orte von Armee Mackensen erstürmt. — Das englische Schlachtschiff »Triumph« im Golf von Saros durch deutsches Unterseeboot vernichtet.

26. Mai: Kämpfe bei Bellevaarde, Givenchy, Souchez und an der Lorettohöhe. — Südöstlich Radymno der Ort Swiete erobert, Brückenkopf Zagrody erstürmt; weitere Kämpfe bei Przemysl. — In Tirol Vorpostenkämpfe an den Pässen.

27. Mai: Durchbruchsversuche bei Vermelles zurückgewiesen; ebenso Angriffe bei Neuville und Soissons. — Bei Stryj schreiten unsere Angriffe vorwärts, desgleichen bei Nienowice, Hussakow. — Das englische Linienschiff »Majestic« vor Sedd ul Bahr durch deutsches Unterseeboot torpediert.

28. Mai: Bei der Lorettohöhe seit 9. Mai 14 Offiziere, 1450 Franzosen gefangen, 6 Maschinengewehre erbeutet. Französische Flieger werfen Bomben auf die offene Stadt Ludwigshafen. — An der Dubissa geht unser Angriff weiter, ebenso nordöstlich Przemysl; russische Gegenangriffe östlich des San scheiterten.

29. Mai: Erneute Angriffe bei Angres, Souchez, Neuville und im Priesterwalde. — Die Russen an vielen Stellen über die Dubissa geworfen; ihre Angriffe östlich Radymno zurückgewiesen. — Angriff österreichischer Marineflieger auf das Arsenal von Venedig und eines deutschen Luftgeschwaders auf Helsingfors.

30. Mai: Niederlage der Franzosen südlich Neuville. — Kämpfe bei Szawle und an der Dubissa. Schwere Verluste der Russen nordöstlich Jaroslau und bei Stryj. Die Einschließungslinie um Przemysl im Norden und Süden weiter vorgeschoben. — Auf Gallipoli nahmen türkische Truppen bei Ari Burnu den mittleren Teil der englischen Verschanzungen durch Bajonettangriff.

31. Mai: Nördlich Arras heftige Angriffe der Franzosen abgeschlagen; im Priesterwalde drangen sie in einige vorgeschobene Gräben, scheiterten aber auch hier mit ihren Angriffen. — Kämpfe bei Stryj, auf dem Plateau von Lavarone, östlich Karfreit und im Küstenlande. —

1. Juni: Westlich Souchez Niederlage der Franzosen; im Priesterwalde Gräben wieder erobert. — Deutsche Luftschiffe belegen den Hafen von London mit 90 Bomben, durch die große Brände erregt wurden. — Reiterkämpfe östlich Libau; bei Szawle Angriffe zurückgeschlagen. An der unteren Lubaczowka und am unteren San heftige Angriffe der Russen zurückgeschlagen. An der Nordfront von Przemysl drei Forts von bayrischen Truppen erstürmt. Stryj erobert. — In Tirol Geschützkämpfe auf den Plateaus von Folgaria-Lavarone.

2. Juni: Kämpfe bei Souchez, Neuville und im Priesterwalde. — Nordöstlich und südöstlich Libau erfolgreiche Gefechte, ebenso bei Szawle und an der Dubissa. — Zwei weitere Forts von Przemysl erstürmt. Die Verbündeten rücken in Richtung Medenice vor. — Angriffe der Italiener im Küstenland unter schweren Verlusten abgewiesen. — Im Monat Mai wurden von den Verbündeten an gefangenen Russen eingebracht 1000 Offiziere und über 300000 Mann.

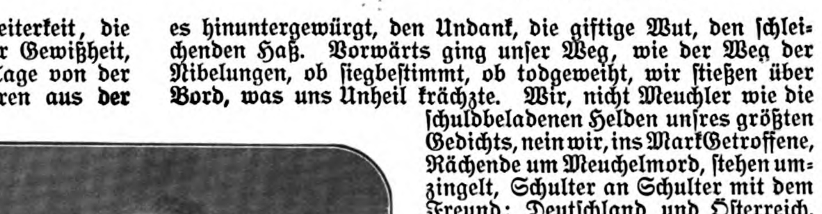
3. Juni: Die Festung Przemysl wieder erobert. — Bei Stryj wurden 60 Offiziere und 12175 Mann gefangen. — Kämpfe bei Hooge, Souchez-Neuville und im Priesterwalde.

Welschland und wir. Italiens Treubruch am 20. Mai 1915.

„Durch mich geht's in die Stadt der Weheklagen,
Durch mich geht's zu dem Volke, das verloren,
Durch mich geht's zu den ew'gen Marterplagen.

Des Herrn Gerechtigkeit hat mich erkoren,
Die Allmacht und die höchste Weisheit haben,
So wie die erste Liebe mich geboren.

Die Dinge, welche sich vor mir begaben,
Sind ew'ge, und ich bin von ew'ger Dauer.
Wer eintritt, mag die Hoffnung mit begraben."



Die Worte las ich an der hohen Mauer
Der Pforte mit geschwärzter Schrift und klagte:
„Der Sinn, o Meister, dort erregt mir Schauer."

Worauf er als ein Weiser zu mir sagte:
„Verbannt sei jede Furcht von diesem Orte,
Und jede Feigheit, die im Herzen tagte,

Wir sind, wie ich dir sagte, vor die Pforte
Zu jenem jammervollen Volk gedrungen,
Das losgelöst von der Erkenntnis Horte."

Und heitern Blickes, Hand in Hand verschlungen,
Führt' er mich ein, gestärket im Vertrauen ...

(Dante, Inferno.)

Wohl bedürfen wir des Vertrauens, der Heiterkeit, die aus einem guten Gewissen aufblüht und aus der Gewißheit, daß die großen und furchtbaren Dinge dieser Tage von der Gerechtigkeit des Herrn erkoren sind und geboren aus der höchsten Liebe und der höchsten Weisheit. Denn was wir an der Pforte des Kommenden lesen, mag uns wohl Schauer erregen, den gleichen Schauer, der alle Redlichen kalt anfaßte, als Franz Ferdinand unter der feigen Waffe gedungener Meuchler sank, wir hineinblickten wie durch einen jäh aufklaffenden Spalt in die trüben Machenschaften unserer Feinde und am Horizont düsterrot und unheilverkündend der neue Tag aufstieg: unser Tag.

Unser Tag. Der Tag unserer Herrlichkeit und unserer Siege, der Tag unserer Bitterkeiten und harten Verachtung. Zu hören, wie die Meute rings Laut gab, uns einkreiste und umstellte, zu hören mit angespanntem Gehör, wie sie herantrabte im Dunkel, die Nackenhaare gesträubt, Geifer vorm blutigen Maul. Zu hören, wie sie rings aufstanden, über die die Schrift Wehe ruft, die Schwarz aus Weiß machen und Süß aus Sauer, noch ungläubig zu lächeln, und dann ihr Gift zu fühlen, fressend und brennend in unserm Blut — wohl war es unser Tag, doch zugleich ein fürchterliches Tagen.



G. Giolitti, Italiens Warner.

Wir haben es gepackt, wir haben es hinuntergewürgt, den Undank, die giftige Wut, den schleichenden Haß. Vorwärts ging unser Weg, wie der Weg der Nibelungen, ob siegbestimmt, ob todgeweiht, wir stießen über Bord, was uns Unheil krächzte. Wir, nicht Meuchler wie die schuldbeladenen Helden unsres größten Gedichts, nein wir, ins Mark Getroffene, Rächende um Meuchelmord, stehen umzingelt, Schulter an Schulter mit dem Freund: Deutschland und Österreich. Rings brennt die Welt, die Fundamente krachen, die Erde bebt, unsere Wälle flammen, wir trinken Blut — wir trinken aber doch! Wir stehen, wir halten stand, und für uns steht der Himmel in düsterm Purpur, dem Purpur des Triumphators, dem Purpur des Siegers.

So stehen unsere Völker, und die Tränen kommen uns in die Augen, wenn wir sie ansehen in ihrer strahlenden Todesüberwindung, in der Reinheit ihres Glaubens und Hoffens, in der Herrlichkeit ihrer Nibelungentreue. So blutig breitet sich der Rosengarten, so blutig brennt der Tod, so blutig und aufrecht im Namen des Kreuzes halten die Helden vor den Herden ihrer Heimat. Da kommt eine Kunde, ein kleines, schleichendes, vergiftendes Mißtrauen erst, man scheucht es unwillig weg: fort mit so Unwürdigem! Es kommt wieder und wird größer und größer, nun steht es vor uns, nun bringt es kein Zweifel um: der Ge-

nosse unsres feierlich beschworenen Bündnisses, der in der Hut unsres machtvollen Schwertes erstarkte, der in der Sonne unsrer Freundschaft gedieh: Italien, von der lateinischen Schwester, vom Slawentum, vom Piratenneid Englands niedergehalten, wo immer es sich aufzurichten versuchte, Italien, vom Deutschtum geschützt, verteidigt, arglos deutsch geliebt von der deutschen Seele wie eine Geliebte: Italien steht gegen seine Bundesbrüder auf.

Nicht umsonst gedenkt man des Symbols der ewigen Stadt, der gierigen Wölfin, nicht umsonst gedenkt man des tiefen Mißtrauens, mit dem Franz Ferdinand, in dessen Blut freilich die Erinnerung an die unbeglichene Rechnung Sizilien brannte, zu dem schönen, falschen Land hinübersah, nicht umsonst gedenkt man der bösen Sippe in den Schwarzen Bergen, die zäh und schmiegsam wie ackerverderbendes Unkraut von südlichen und nördlichen Thronen hinüber- und herübergreift. Schon lange verdroß die zweideutige Haltung des Landes, das unser Ansehen gegen eine umknurrende Meute gedeckt und gesichert hat; und nun, in dem Augenblick, wo es uns umstellt sieht und die Stimme der Wahrheit nicht klar genug das feindliche Gekläff durchtönt, erwacht erschreckend seine wahre Natur, wird es selbst Meute, stellt es zähnefletschend seinen Schützer und Heger: wie ein wildes Tier bricht das welsche Volk aus dem heuchlerischen Schweigen und fällt dem kämpfenden Bundesgenossen in die Flanke.



König Viktor Emanuel III. von Italien.

Der Augenblick ist, daß man den Atem anhält: Österreich, mit Ausfall und Deckung gegen den andringenden, tierisch unerschöpflichen Feind sich verteidigend, wendet sich; das Blut läuft ihm über die Augen, die beschildete Linke schleudert es weg, die Schwerthand holt aus, da sinken ihm die Fäuste — es blickt in die grinsende Fratze des Bundesgenossen; die welschen Augen funkeln ihn an: jetzt ist mein Tag da! — Ja, Italiens Tag! Ein Tag verlorener Ehre, ein Tag ewiger Verachtung. So steht geschrieben an der Mauer, die dies Ausfallstor überbrückt:

> Die Dinge, welche sich vor mir begaben,
> Sind ewig, und ich bin von ew'ger Dauer.
> Wer eintritt, mag die Hoffnung mit begraben.

Und wieder ist der Augenblick so, daß die Welt den Atem anhält und die Tränen uns in die Augen steigen: so edel, so deutsch, so kreuzgekrönt steht das herrliche Reich im Osten, so männlich fest, so heilandsnachfolgend mild; da sieht man die deutsche Liebe zu Welschland bluten, wie sie zwei Jahrtausende geblutet hat: Mein Bruder, nicht also. Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken. —

O, wir alle, denen das Blut zum Gehirn stürzte, denen die Rechte sich zur Faust ballte angesichts der welschen Tücke, wir stehen beschämt, erschüttert und stumm, so heilig und ehrfurchtgebietend richtet aus der menschlichsten Empörung die Milde dessen sich auf, unter dessen Kreuz wir kämpfen: Österreich, das mit seinem Fleisch und Blut Italien hat in Schmerzen schaffen helfen müssen, Österreich versichert dem verirrten und verblendeten Bruder seine innige Liebe, gewährt ihm die Wünsche, nach denen sein gieriges Blut brennt, nimmt den Mantel von seinen Schultern und reicht ihn dem Räuber ... Fast ist es zu rein, zu erdenfern, zu erhöht über Dunst und Trübe dieses blutigen und zerstampften Kampfplatzes.

Indessen:

> Wir sind, wie ich dir sagte, vor die Pforte
> Zu jenem jammervollen Volk gedrungen,
> Das losgelöst von der Erkenntnis Horte.

Ja, jammervolles Volk, das von Gauklern sich lenken läßt, an kindischen Phrasen sich berauscht wie an zu jungem Wein, das, von hysterischem Taumel erfaßt, frevelhaft die furchtbaren Blutopfer beschwört, die Zerstörungen friedlichen Gedeihens, die auch der gute und gerechte Krieg schrecklich heraufführt. Rings winden sich die Länder in Jammer; ein Elend, das nur ein unbeflecktes Gewissen und eine reine Hand ertragen helfen können, lastet auf den Nationen. Und hier sehen wir ein Volk, das sicher wohnen darf, „losgelöst von der Erkenntnis Horte“ die Großmut des Bruders, der freiwillig sich die Linke vom Leibe hauen will, um die Gier des Kleineren zu befriedigen, zurückstoßen: es will noch die Rechte dazu, den Bundesgenossen knebeln und ersticken, ihm das einzige Fenster zum Meere verrammeln, ein uraltes Reich, das erste der Welt, zu einem bedeutungslosen Binnenstaat hinabdrücken. Wie rot steht der Rosengarten, wie leuchten die seligen Höhen über dem Bozener Land, wie tückisch will das welsche Gezwerg den „teutonischen“ Helden, dem es einst um Vorteilswillen Liebe und Treue gelobt, umklammern.

So wahr Gott lebt und deutscher Zorn, sie sollen sich verrechnet haben!

Indessen: gerecht, weil wir deutsch sind — neben unserm Zorn steht unser Mitleid. Mitleid mit dem unberatenen Volk, das auf dem Vulkan tanzt und rast, wie seine Väter, das von „strahlender Wirklichkeit“ neuer Morgenröten faselt, die es „mit Licht, mit Blumen, mit Fahnen und Siegesliedern überschütten“ wird, Blinde, geleitet von Narren, die den einen Gerechten, der von Treu und Glauben weiß und um dessenwillen Gott vielleicht die Heimsuchung hätte abwenden mögen, wie einen Verräter hinausstoßen. Mit welchen Empfindungen mag der letzte Vertreter altrömischer Tugend dem Todestaumel seines Landes zusehen! Kein Sprung vom tarpejischen Felsen wird die zürnenden Götter des entarteten Volkes versöhnen.

Wir aber, die wir soeben wieder unserm heiligen Lande, unserer heiligen Treue gegen beschworne Blutsbrüderschaft am Karpathenrand den ver sacrum der Blüte unseres Volks dargebracht haben, wir schwören bei dem heiligen Blut unsrer toten Jugend, daß wir auch durch dies dunkle Tor, durch das Gott uns leitet, unverzagt hindurchgehen.

> „Heitern Blickes, Hand in Hand verschlungen,
> Von ihm geführt, gestärket im Vertrauen.“

Im Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache.

Johannes Höffner.









Kriegshetzer in Italien (von links nach rechts): Baron Giers, der russische Botschafter in Rom; Salandra, italienischer Minister des Innern und Ministerpräsident; Baron S. Sonnino, italienischer Minister des Äußern; Gabriele d'Annuncio.



Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, König von Ungarn. Hofphot. W. Weis, Wien.

Tiefergriffen fühlt das Deutsche Volk den bittern Schmerz mit, der den greisen Kaiser des verbündeten Reiches schlimmer als uns selbst mit dem Treubruch Italiens getroffen hat, ihn, den das Leben mit soviel Leid, nun noch dem ärgsten, dem Verrat und der Hinterlist eines dankverpflichteten Volkes, heimgesucht hat. Deutschlands Herzen schlagen ihm entgegen wie einst dem teuren Kaiser Wilhelm I., und mit heiliger Rührung lesen wir:

Das Manifest des Kaisers Franz Joseph.

Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt.

Ein Treubruch, dessen gleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, während dessen es seinen territorialen Besitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen. Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet, wir haben unseren Bündnispflichten stets getreu entsprochen und ihm unsern Schirm gewährt, als es ins Feld zog, wir haben mehr getan: Als Italien seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sandte, waren wir, um das Bündnisverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die Unserem väterlichen Herzen besonders nahegingen. Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen, und so muß sich das Schicksal vollziehen. Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatlichem gigantischem Ringen und in treuster Waffenbrüderschaft mit dem Heere Meines erlauchten Verbündeten Meine Armeen siegreich standgehalten. Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner. Die großen Erinnerungen an Navara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz Meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzogs Albrechts und Tegethoffs, der in Meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen Mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich verteidigen werden. Ich grüße meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen. Ich vertraue auf sie und ihre Führer. Ich vertraue auf Meine Völker, deren beispiellosem Opfermute Mein innigster väterlicher Dank gebührt. Den Allmächtigen bitte Ich, daß er unsere Fahnen segne und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.

Franz Joseph m. p.

Unsere Nationalhymne. Von Martin Boelicke.

Einer der nettesten Streiche unserer „Emden“ ruhmvollen Gedenkens war es, wie die „Emden“, einem Engländer begegnend, salutiert und „Heil dir im Siegerkranz“ spielt, worauf der Engländer gerührt den Klängen seines God save the king lauscht und den Gruß in gleicher Weise erwidert. Und das hat viele darauf gebracht und andere, die es lange wußten, als unerträglich empfinden lassen, daß unsere Volkshymne von England „entlehnt“ sei. Alsbald setzte eine Bewegung ein, die unser „Heil dir im Siegerkranz“ mit Feuer und Schwert vertilgen möchte.

Recht viel Schlimmes muß das arme Lied sich da nachreden lassen. Ja, es bleibt recht eigentlich kein gutes Haar an ihm. Die „kahle Nüchternheit“ der Melodie wird bitter gescholten, und der Text, über den man ja freilich den Mantel der Liebe decken muß, wird ohne Barmherzigkeit zerpflückt, und wir guten Deutschen nicken wieder einmal erstaunt mit dem Kopf: ja, es ist wahr, schön ist das Gedicht wahrhaftig nicht. Schon erschallt der Ruf nach Preisausschreiben und Wettbewerben.

Und es ist doch für uns alle ein heiliges, von so strahlender Erinnerung umleuchtetes Lied, das wahrhafte Lied von 1870. Man wirft ein, es sei abgetan, das wahre Sturmlied unserer Heere sei das herrliche: „Deutschland, Deutschland über alles“ und in dieser Tatsache drücke sich schon der unwillkürliche Abscheu des Volkes aus, ein Lied englischer Melodie zu singen. Es sei eine Schmach und Schande, daß der Ausdruck unserer tiefsten vaterländischen Gefühle ein von unserem Todfeind entlehntes Lied sei, wogegen in der Wahl des „Deutschland über alles“ sich ein unbewußter Freundschaftsbeweis für Österreich fände, denn die Melodie des Hoffmann-Fallerslebenschen Gedichts ist die der Nationalhymne unseres treuen Verbündeten: „Gott erhalte, Gott beschütze“.

Indessen gemach. Im Anfang und Fortgang des Siebziger Krieges sangen die Truppen auch zumeist andere Lieder; vor allem: „Sie sollen ihn nicht haben“, und daneben: „König Wilhelm saß ganz heiter“, für den Ausdruck höchster Begeisterung aber vor allem die Wacht am Rhein. Erst mit dem ruhmvollen Frieden und vorher, wo nur immer der Kaiser persönlich erschien, wurde „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen. — Geradeso ist es auch heute. Die Rheinlieder treten etwas in den Hintergrund, denn nicht um den Schutz des deutschen Stromes geht es heute wie dazumal, es geht um Deutschland selbst und darum das Deutschland, Deutschland über alles, unter dessen Klängen die jungen Regimenter in den Tod gingen wie die ruhmvollen alten Korps. Aber wo immer unser Kaiser an der Front erscheint, tönt ihm das Lied entgegen, das der Ausdruck der Huldigung für die geheiligte Person des Monarchen ist, und es ist da freilich ein seltenes Zusammentreffen und im Tiefsten beschämend für das stammverwandte Volk, das vergißt, wie Blut dicker als Wasser ist, und Farbige auf die Blutsbrüder hetzt, daß ihr Lied und unser Lied von der gleichen Tonfolge getragen wird.

Es ist aber im übrigen sehr fraglich, ob die Melodie des „God save the king“ überhaupt englischen Ursprungs ist. Von verschiedenen Seiten wird behauptet, es handle sich um eine französische Tonfolge. Gedichtet ist das „God save great George our king“ zu Ehren Georgs II., also mitten in der Rokokozeit und in der Zeit, als England seine schamlose Beutegier in Amerika und Ostindien voll gesättigt hatte, dort Kanada verschlungen und hier die geliebten französischen Bundesgenossen durch Lug und Trug und Gewalt hinausgestoßen hatte.

Indessen steht durchaus nicht fest, daß das Lied damals auch komponiert sei, vielmehr hat man Grund zu der Annahme, der Text sei auf eine vorhandene Hymnenmelodie gedichtet, die sehr alt und von den Normannen aus Frankreich mitgebracht sei, und zwar habe es sich um ein Marienlied gehandelt, das die Jungfrau als Schützerin der heilkräftigen Quellen gepriesen habe.

Die getragene Melodie widerspricht nicht der Annahme, daß sie ursprünglich einem kirchlichen Zweck gedient habe, in diesem Fall also einem Prozessionsliede, und ursprünglich lateinischer Herkunft sei.

Hierbei ist interessant, daß man zu Anfang des 19. Jahrhunderts in böhmischen und schlesischen Bädern eine „Quellenhymne“ sang, die nach der Melodie „God save the king“ also auch unseres Heil dir im Siegerkranz, einen Lobgesang auf die Jungfrau enthielt:

Heil dir, o Königin,
Des Brunnens Hüterin,
Heil dir, Maria!

In Cudowa und Reinerz sollen sich noch alte Leute sehr wohl dieses Liedes entsinnen, und wenn ich nicht irre, hat vor Jahren ein schlesischer Lehrer über das Quellenlied eine Untersuchung veröffentlicht.

Hiernach also hätten beide Völker ihr Lied der Kirche entlehnt, aber die Engländer haben eher dazu gegriffen als wir.

Es ist ja nun überhaupt eine eigene Sache mit den Nationalhymnen. Die Fälle, in denen die Volkshymne ein dichterisch und musikalisch wirklich wertvolles künstlerisches Werk darstellt, sind äußerst selten. Wir haben Österreich mit dem schönen, feierlichen, auch textlich schlichten und gemütvollen: Gott erhalte, in der herrlichen Haydnschen Melodie und sodann Norwegen mit seinem: Ja, wir lieben dieses Land, von Björnson gedichtet. Die übrigen modernen Hymnen sind fast ausnahmslos üble, aus höfischer Kriecherei oder den bekannten Preisausschreiben entstandene Reimereien, mit platten und schwunglosen Melodien, denn selten gibt die glückliche Stunde einem Dichter und Musiker die richtige Inspiration. Nur in der Glut und Begeisterung einer großen Zeit entstehen Lieder und Melodien wie die älteste aller Nationalhymnen: das holländische: „Wilhelmus von Nassauen.“ Der Ursprung der Melodie ist im Dunklen, das Lied wurde in Tagen schwerster Bedrängnis von dem Geusenführer Marnix van St. Aldegonde gedichtet und findet sich bereits in dem „Liederbuch der Geusen“ von 1581. Ein ganzes in Glauben und Leben unterdrücktes Volk ruft daraus seinem Retter zu und so ist ein patriotisches Lied von bleibender dichterischer Gestalt entstanden.

Ein Lied, dem man gleiche Eigenschaften nachrühmen darf, die französische Nationalhymne, die Marseillaise, hat zunächst ein wahrhaft tragisches Schicksal gehabt. Als Dichtung und Komposition eines begeisterten Royalisten, des Hauptmanns Rouget de l'Isle, als Sturmlied gegen einen äußeren Feind gedacht, war es noch wenig verbreitet, als es irgendeinem Revolutionär einfiel, es inmitten der Marseiller Freischaren anzustimmen. Das Lied schlug ein wie bei uns die Wacht am Rhein, Hunderttausende nahmen den Ruf: Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons! Marchez, marchez etc. auf, unter seinen Klängen zogen die Aufständischen in Paris ein und stürmten die Tuilerien. Als ungeheuer wird der Eindruck der Schlußstrophe geschildert, wo bei dem feierlichen Anruf: Amour sacré de la patrie alles auf die Knie fiel und erst bei dem Refrain: Marchez, marchez wieder aufsprang. So geschah es, daß ein aus Liebe zum Königtum geborenes Lied zum Symbol des Umsturzes ward und im Geheul des Pöbels die Opfer der Revolution aufs Schafott begleitete. Dennoch, sollten in Frankreich die Bourbonen wieder auf den Thron kommen, so würden sie mit Fug und Recht dies von so blutigen und furchtbaren Erinnerungen umwobene Lied beibehalten und so seiner ursprünglichen Absicht zuführen. Napoleon haßte die Marseillaise ingrimmig und wünschte sie durch eine seiner Dynastie entsprechende Hymne zu ersetzen. Zu seiner Zeit sang man das Lied der Bonapartisten, von Hortense Beauharnais, der Mutter des dritten Napoleon, gedichtet, larmoyant, sentimental und daneben albern:

Partant pour la Syrie
Le jeune et brave Dunois
Venait prier Marie
De bénir ses exploits.

Faites, reine immortelle,
Lui dit-il en partant,
Que j'aime la plus belle
Et sois le plus vaillant.

Dennoch traten jedem begeisterten alten Imperialisten bei dieser Melodie und diesem Text die Tränen in die Augen. Es vermag eben keine Kritik zu beeinträchtigen, was dem Gläubigen auch das dürftigste Gefäß seines Gefühls als heilig erscheinen läßt, darum sollte man das Gemäkel an dem Text unserer Volkshymne ruhig unterlassen.

Was für Kindlichkeiten finden sich zuweilen in unseren Kirchenliedern, und dennoch sind sie uns ehrwürdig, heilig und unantastbar, das Volk wehrt sich gegen ihre Verbesserung, denn, wie sie sind, unzulänglich und unvollkommen, sind sie schwer von den Tränen und dem Trost dahingegangener Geschlechter. Es scheint außerdem, als wollten die Engländer ihrerseits ihrer Nationalhymne entsagen, wenigstens verlautet, daß sie in den Schützengräben nicht mehr ihr „God

save the king", sondern ihr „Rule, Britannia" singen. Zu dem Wunsch: „Das Meer, das Meer sei dein!" haben sie wohl auch recht viel Anlaß, denn wenn die freien Briten ihre Mutter so schmachvoll wie bisher im Stich lassen, weil ihnen die soldatische Disziplin nicht paßt (Sklave kann kein Brite sein), so wird es mit der Tyrannei Albions auf den Meeren bald gute Wege haben. Das walte Gott.

Wir sollten im Grunde froh sein, eine lebendige Nationalhymne zu haben, denn die anderen Länder sind übel damit daran. Nur noch Dänemark, dessen „König Christian stand am hohen Mast" freilich einem Singspiel entnommen ist, hat ein blutvolles Königslied, die der anderen Länder sind Homunculi, in der Retorte entstanden. Vor allem hat Rußland in seinem „Gott sei des Zaren Schutz" eins der plattesten und herkömmlichsten Lieder, Spanien hat nur einen Marsch, den Präsentiermarsch, die „Marcia reale". In Serbien hat man überhaupt nicht dergleichen, ebenso in Montenegro. Völker, die sich ihrer Dynastien kurzerhand durch Meuchelmord zu entledigen pflegen, werden wohl auch schwerlich genügend dynastisches Gefühl für ein solches Lied aufbringen. Auch die griechische Hymne ist totgeboren und macht den ruhmvollen Überlieferungen Hellas' keine Ehre; sie zählt 158 Strophen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie jemals zu Ende gesungen worden ist, daß irgendein Grieche sie auswendig kann. Auch die Melodie ist langweilig und klingt im Mittelsatz an die portugiesische an. Die portugiesische Hymne gar ist alles andere als kurzweilig, aber desto kurzweiliger ist ihre Geschichte, aus der man überhaupt sieht, wie mühsam sich andere Völker behelfen müssen. Denn sie ist vom König Pedro I. gedichtet und komponiert, aber nicht eigentlich für Portugal, sondern für Brasilien. Als Prinzregent dorthin berufen, brachte Dom Pedro nämlich neben seinem Hof auch die Hymne mit, eine richtige Universalhymne und brauchbar für jedes Volk katholischen Bekenntnisses:

Hör', o Vaterland, o König,
Und du, heil'ge Religion,
Halten will das Volk und hüten
Unsre heil'ge Konstitution.

:|: Hoch soll leben unser König,
Hoch die heil'ge Religion,
Hoch ihr tapfern Brasilianer,
Unsre freie Konstitution. :|:

Als er dann König von Portugal wurde, nahm er seine Hymne mit, und nun wurde gesungen: „Hoch, ihr tapfern Portugiesen."

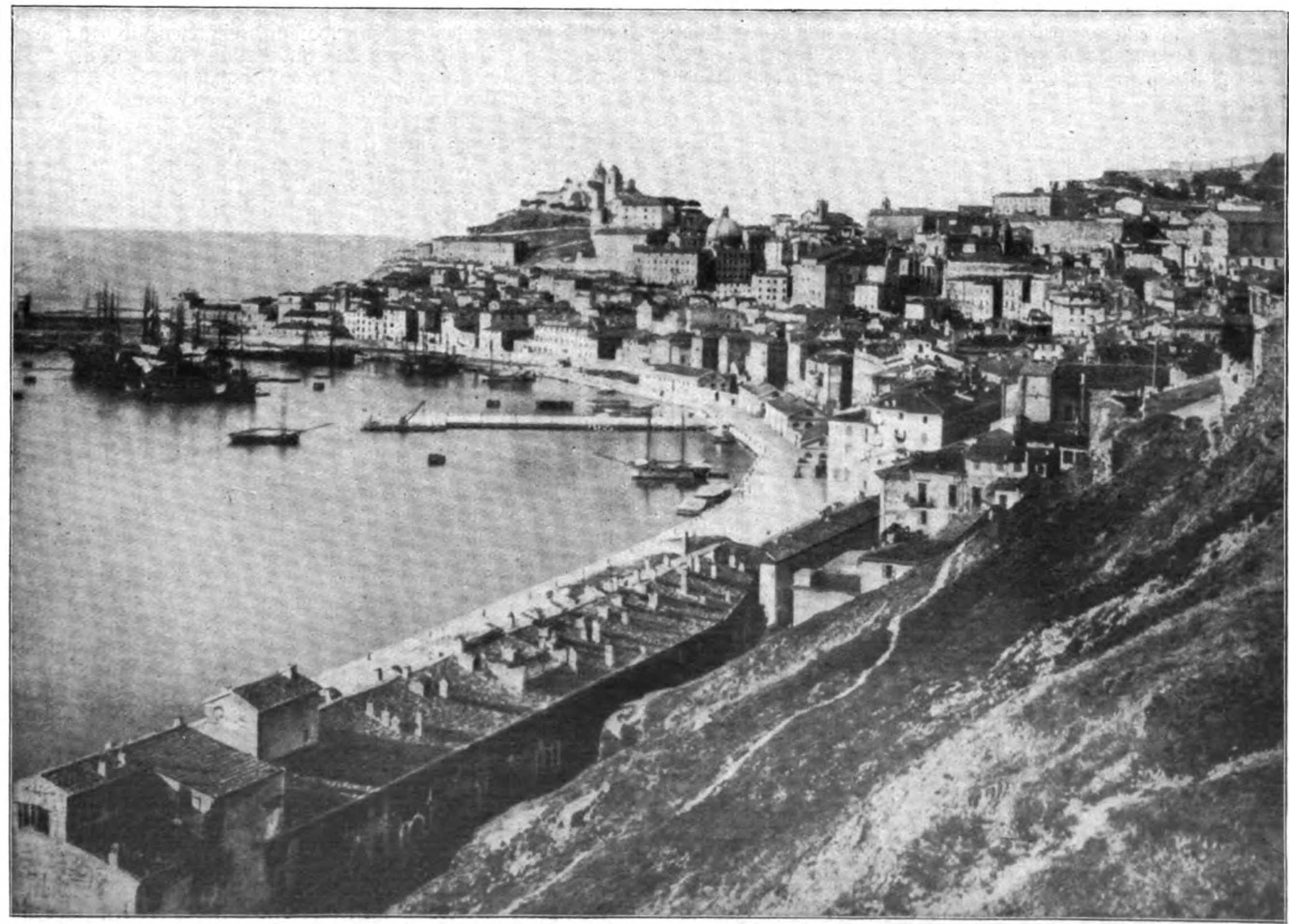
Dagegen haben die Bulgaren auf den tapferen Fürsten Alexander Battenberg ihr frisches Lied: „Hoch gehn Maritzas blut'ge Wellen" gedichtet, und in Rumänien ist man sogar durch Preisausschreiben zu einem vielgesungenen Königslied gekommen: „Horch! Von der Donau Strand bis zur Karpathenwand." Es war ursprünglich auf den Fürsten Alexander Kuse gedichtet und lehnt sich an unser „Heil dir im Siegerkranz" an.

Die Aufregung über unser „Heil dir im Siegerkranz", das an manchen Textstellen ja wahrhaftig gerade kein hohes Dichterwerk vorstellt, ist im Grunde eines besonnenen Volkes nicht würdig. Daß die Engländer die gleiche Melodie hatten, wußten wir von je, und daß die Melodie nicht das geistige Eigentum des Engländers Carey ist, steht trotz des Konversationslexikons genügend fest, um uns halten zu lassen, was wir haben, und was von soviel erhebenden Augenblicken unserer Geschichte geheiligt ist.

Die Adria.

Zum Vorstoß der österreichisch-ungarischen Flotte gegen die italienische Küste am 25. Mai.

Wer von Chioggia nach Rovigo fährt, trifft mittwegs auf eine kleine italienische Stadt mit einem schönen Rathaus und leidlich blühender Industrie und Handel, links vom Po, zu beiden Seiten eines Kanals, die sich über einer andern vor Jahrtausenden in Trümmer gesunkenen erhebt, die alte Etruskerstadt Adria, die dem Meer ihren Namen gegeben hat. Die Besonderheit der Stadt ist aber nicht sein Museum, auch nicht die Sammlung des Gelehrten Bocchi mit ihren vielen Überresten antiken Lebens, oder die Fabrikation von Steingut, sondern die in der Nähe liegenden Reste der alten Stranddünen, über die das Podelta jetzt mehr als zwanzig Kilometer hinausgewachsen ist. Hier hat man den augenfälligen



Blick auf Ancona.

Beweis von den Wanderungen der Küste des Meeres, wie man sie im Westen der Adria häufig genug feststellen kann: das Land ist ins Meer geflossen, und die Stadt ist vom Wasser abgerückt. Die Anschwemmung durch Po, Etsch und die kleineren Küstenflüsse Brenta, Piave, Livenza und Tagliamento ist so stark, daß die Küste zwischen Tagliamento und Ravenna allein im 19. Jahrhundert um 770 Quadratkilometer gewachsen ist und die Wasserläufe in ihren Spaltungen und Verästelungen fortwährenden Veränderungen unterliegen. Dies weite Mündungsgebiet erinnert an Holland: es weckte den Scharfsinn und die Unternehmungslust seiner Bewohner, rief frühzeitig eine Kultur ins Leben und gab ihrer Geschichte einen maßvollen, beharrlichen Charakter. Schon früh entwickelte sich an den Pomündungen in den Hafenstädten, besonders in Adria, ein lebhafter Handelsverkehr, und großartige Kanalbauten wurden bereits 380 v. Chr. ausgeführt. Im Wandel der Jahrhunderte sind die alten großen Hafen- und Handelsstädte herabgekommen, verfallen und versunken und an ihre Stelle neue blühende getreten. Das Meer aber, so lange dem friedlichen Wettbewerb der Umwohner eröffnet, wird in diesen Tagen zu einem Kriegsgebiet, und der Preis des Sieges ist die Herrschaft auf der Adria.

Die Adria, ein Seitenbecken des Mittelländischen Meeres, gliedert sich in den südlichen Teil, der gleich den andern Teilbecken des Mittelländischen Meeres eine sehr bedeutende Tiefe besitzt, etwa 1600 Meter, und den nördlichen, begrenzt durch Monte Gargano und die Insel Pelagosa, wo jetzt die Österreicher den italienischen Zerstörer „Turbine" zerschossen. Das Meer ist in diesem nördlichen Teil so flach, daß nur in der Mitte sich eine etwa 200 Meter tiefe Senkung befindet. Der Boden, dessen Unterlage Marmor zu sein scheint, besteht aus Sand und Ton mit vielen Muschelresten, vor der Mündung des Po aus Schlamm. Die Adria umfaßt etwa den zwanzigsten Teil des Mittelländischen Meeres, ist 780 Kilometer lang und bis 230 Kilometer breit. Seine Küste gestaltet sich im Osten wesentlich anders als im Westen. Die istrische Halbinsel trennt den Busen von Venedig von dem Quarnerogolf, der in seinem nördlichsten Teil auch Golf von Fiume genannt und im Süden durch Inseln abgeschlossen wird, die im Gegensatz zu den in beträchtliche Höhen aufragenden Terrassen des kroatischen Karstes den Namen Bodulei, Niederland, erhielten. Die Inseln, meist von Kroaten, aber des Italienischen durchaus kundig, bewohnt, sind Fortsetzungen des Karstes. Die See zwischen den Inseln ist tief, und die Schiffahrt in den vielgewundenen Kanälen leicht, aber manchmal durch die von dem Karst oder der istrischen Ostküste heranstürmenden Stöße der Bora gefährdet. Dieser Nordostwind ist noch mehr wie der Südost, der Sirocco, gefürchtet. Der Südwest, Siffanto, der nur kurz dauert, aber oft sehr heftig ist, wird nur an den Pomündungen gefährlich, wenn er plötzlich nach Südost umspringt und in heftigen Sturm übergeht. Die Ostküste wird von kleinen und größeren Inseln begleitet, und an ihr ist der Fang der Meerestiere besonders lebhaft. An dieser Küste findet man auch von Pola ab, das den Österreichern einen vortrefflichen Kriegshafen bietet, eine Reihe guter und sicherer Häfen. Seit alter Zeit waren diese fingerförmigen, meist engen und gefährlich zu befahrenden, tief einschneidenden Buchten, unter Wasser getauchte Längstäler, eine willkommene und heiß begehrte Zuflucht für Seeräubervolk aller Art. Heute gewinnt Österreich von dort seine besten Matrosen und hat in Zara, Sebenico, Spalato, Ragusa und Cattaro wichtige Häfen. An der angrenzenden flachen, sumpfigen albanischen Küste kommt als Hafen nur Durazzo in Betracht.

Die Westküste der Adria hat außer dem Golf von Venedig nur noch den durch den Sporn der landfest gewordenen Insel, Monte Gargano, gebildeten Golf von Manfredonia, wo die Österreicher die gleichnamige Stadt und Vieste beschossen. Von Rimini ab begleiten niedere Höhenzüge, Ausläufer des Apennin, die Küste, die ganz ungegliedert ist.

Der Vorstoß der österreichischen Flotte hat sich naturgemäß gegen die militärisch wichtigen Plätze der italienischen Ostküste gerichtet. Venedig, das von seinem alten Ruhm zehrt, ist heute neben Ancona die für Italien wichtigste Seestadt der Adria. Sein Handel, überwiegend Durchgangsverkehr, hat sich in den letzten Jahrzehnten gehoben, aber wie die Bedeutung der Stadt selbst, so ist auch der Handel dahin. Den Hafen bilden das bis 12 Meter tiefe Bacino San Marco und das neue Bacino della Stazione Maritima am Westende des Giudecca-Kanals, das Geleise mit dem Bahnhof verbindend. Den 200 Meter langen und 23 Meter breiten frei ins Meer hineinreichenden Damm von Malamocco — die Hafeneinfahrt wird durch 2 Forts verteidigt — ließ nach 1825 die österreichische Regierung aufführen, um den Hafen vor Verschlammung zu sichern; der neue 700 Meter lange Hafendamm, die Diga Nord Est, nordöstlich am Lido, wurde 1894 vollendet. Vier Einfahrten, der Porto dei Tre Porti, Porto di Lido, Porto di Malamocco und Porto di Chioggia führen aus dem Meer den Lagunen frisches Wasser zu, nur die vom Lido und Malamocco sind für große Seeschiffe zugänglich. Die Befestigungen können sich, den Eigentümlichkeiten der Lage Venedigs entsprechend, auf der Landseite auf eine starke Sperre vor dem einzigen Verkehrsweg der dreieinhalb Kilometer langen Eisenbahnbrücke beschränken. Hier liegt Fort Malaghera, verstärkt durch mehrere kleinere in den Lagunen angelegte Werke. Auf der Seeseite werden die Lagunen durch eine langgestreckte Reihe von Sandbänken gegen das offene Meer abgeschlossen, und hier müssen deren schmale Durchgänge durch eine große Anzahl von Befestigungen gesperrt werden. Die wichtigsten sind Venedig gegenüber am Porto del Lido die Forts Lido (San Nicolo) und San Andrea mit mehreren Zwischenwerken nördlich davon am Porto dei Tre porti die gleichnamige und drei an der Durchfahrt gestaffelte Verbindungsforts. Die Durchfahrt Malamocco, südlich von Venedig, wird durch die Forts Alberoni und San Pietro verteidigt, die hierauf folgende Einfahrt von Chioggia durch die Werke Coroman und San Felice; am Kanal von Brenta liegen Forts Brandolo, San Michele und eine Reihe kleinerer Werke und Batterien. Im Norden zieht sich eine Linie von Werken bis zur Piavemündung hin. Die Arbeit des österreichischen Marinefliegers über Venedig galt besonders, neben dem Bahnhof und dem Lido, dem Arsenal, das große Werften für den Bau von Schiffen, Bassins, Trockendocks, Magazine, Werkstätten, Geschützgießereien umfaßt und mit Mauern und Festungswerken umgeben ist.

Rimini und Senigallia wurden von den österreichischen Schiffen „St. Georg" und „Zriny" beschossen. Hier war es vor allem auf die Zerstörung der Bahnhöfe und Bahnbrücken abgesehen. Rimini, die altberühmte Stadt der Malatesta mit der eigenartigen heidnisch-christlichen Kirche S. Francesco, hat heute keine Bedeutung mehr weder als Waffenplatz noch als Hafen, eben so wenig wie Senigallia, der Geburtsort des Papstes Pius IX.; aber Senigallia liegt an der Bahn Otranto—Bologna, und Rimini an den Linien Bologna—Ancona und Ravenna—Rimini.

Die Hauptmacht der österreichischen Flotte wendete sich gegen das machtvoll zwischen den beiden Vorgebirgen des Monte Astagno und Monte Guasco gelegene amphitheatralisch aufsteigende Ancona, das, schlecht und eng gebaut, nur in den neueren, vom Hafen auslaufenden breiten Straßen sein Aussehen verschönt hat. Die Stadt mit ihren ungefähr 35 000 Einwohnern ist durch Seehandel, Schiffbau, Schiffahrt belebt, hat starke Einfuhr von Steinkohlen und Rohzucker und Ausfuhr von Asphalt. Der schöne, von Trajan erbaute Damm, der 650 Meter lang ist, trägt den marmornen Ehrenbogen, den Senat und Volk von Rom dem Kaiser Trajan zum Dank für den neuangelegten Hafendamm errichteten, und auf dem neuen von Papst Clemens XII. angelegten Hafendamm erblickt man den ungleich plumperen Arco Clementino zu Ehren dessen, der die Stadt 1732 mit Hafenanlagen und Festungswerken umgab und sie vergeblich zu einem großen Handelsplatz zu machen suchte. Ancona hat einen schönen durch zwei gekrümmte Molen und einen Wellenbrecher geschützen Hafen mit acht Meter Tiefgang, der 1732 zum Freihafen erklärt wurde und heute dem Staat jährlich über 18 Millionen Lire für Zölle und Abgaben einbringt. Durch die Versandung des Hafens unter der päpstlichen Regierung sank der einst blühende Handel des Platzes nach dem Orient und dem Mittelmeer. Seit 1860 hat die italienische Regierung die Wiederherstellung der Hafenanlage mit Erfolg betrieben, die Befestigungswerke verstärkt und Ancona zum Kriegshafen und zur Flottenstation für die adriatischen Küsten erhoben.

Wichtig an der Ostküste Italiens ist nächst Ancona Brindisi, die alte Überfahrtstraße nach Griechenland, wo Vergil starb und der große Pompejus mit seiner Flotte vor dem größeren Cäsar nach Griechenland entwischte, Brindisi, das an zwei Kaiser erinnert, an den Staufer Friedrich II., der das Kastell am Hafen anlegte, und den Habsburger Karl V., der es umbaute. Von der geräumigen, durch vorliegende Inselchen geschützten Reede, die den größten Schiffen guten Ankerplatz gewährt, geht ein schmaler Arm südwestlich nach dem Binnenhafen, der aus dem westlichen und dem nach Süden gerichteten östlichen Binnenhafen besteht. Jener ist 600, dieser 450 Meter lang. Der Verbindungsarm, der im Laufe der Zeit versandete, wurde durch Versenkung steinbeladener Schiffe in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts versperrt; der innere Hafen wurde dadurch bald zum Binnenwasser und Brindisi infolge von Sumpfbildung so ungesund, daß die Bevölkerung, die im 12. Jahrhundert 60 000 Menschen betragen hatte, am Ende des 17. Jahrhunderts auf 3000 sank. König Ferdinand IV. ließ 1775 wieder eine Verbindung mit dem äußeren Hafen herstellen und die Sümpfe entwässern. — Seit 1866 hat die italienische Regierung den Kanal sowie einen Teil des Binnenhafens auf vier bis elf Meter Tiefe bringen lassen, so daß die größten Dampfer bis an die gemauerten Quais und die Eisenbahn herankommen können, sowie den 525 Meter langen und 50 Meter breiten Verbindungskanal mit Mauerwerk eingefaßt und Docks und Warenhäuser angelegt. Brindisi besitzt auch zwei Patenthellinge.



Ansicht von Rimini.

Zwischen Brindisi und Vieste liegt Barletta, wo S. M. S. „Helgoland" auf die beiden italienischen Zerstörer stieß, deren einen es nach der Insel Pelagosa abdrängte, wo er sich ergeben mußte. Barletta, größer als Ancona, mit großem Kastell sowie lebhaftem Handel, Fischfang und reichen Salinen. — Südlich von Barletta stoßen wir auf Bari, nahe den bekannten Salpetergruben von Molfetta, berühmt durch die Kühnheit seiner Bewohner zur See, die ihren Handel mit Korn, Olivenöl und Wein bis nach Deutschland und Frankreich treiben, wie denn überhaupt der Handel Baris mit andern Küstenplätzen der Adria sehr bedeutend ist, Baris winklige Altstadt liegt zum Teil auf der Landzunge, die den alten Hafen von dem neuen durch Molenbauten für große Schiffe zugänglich gemachten scheidet. Dem ersten großen und erfolgreichen Vorstoß der österreichischen Flotte, werden sicher in kurzem andere folgen, denn der Kampf um Meer und Land wird wohl zum größten und wichtigsten Teil auf der Adria selbst ausgefochten werden.



Das Arsenal in Venedig.

Italiens Seemacht. Von Graf E. Reventlow.

Die Beteiligung Italiens in den Reihen unserer Feinde hat, rein militärisch und maritim betrachtet, eine neue Lage geschaffen. Beschränken wir uns hier auf das Gebiet des Seekrieges.

Die italienische Flotte kann mehrere Ziele für ihre Kriegführung haben. Am nächsten würde ihr ohne jeden Zweifel liegen: die Seeherrschaft im Adriatischen Meere zu erringen. Dadurch würde italienischen Landungskorps der Weg über die Adria gebahnt sein und Operationen großen Stiles an der dalmatinischen Küste, außerdem gegen Triest, Pola, Fiume 2c. könnten ohne Hindernis und Gefahr angebahnt werden. Eine solche Landung italienischer Truppen großen Maßstabes wird von den neuen Bundesgenossen Italiens, von Rußland, Frankreich und England, besonders gewünscht. Man hofft von einem solchen Unternehmen, vorausgesetzt, daß es glückt, einen besonders schweren Schlag gegen die Handlungsfähigkeit und Widerstandskraft Österreich-Ungarns unter gleichzeitiger sehr starker moralischer Wirkung auf die Balkanmächte. Freilich liegt, beiläufig bemerkt, auch in diesen Perspektiven ein dunkler Punkt: Serbien ist keineswegs mit einem Fußfassen Italiens auf der Balkanhalbinsel einverstanden, und von serbischen Staatsmännern sind bereits wenig erfreute Aeußerungen über diese Möglichkeit laut geworden. — Also die Flotte Österreich-Ungarns müßte entweder vernichtet oder fest in ihre Häfen eingeschlossen sein, ehe große Überschiffungs- und Landungspläne ins Werk gesetzt werden könnten. In diesem Zusammenhange erhebt sich von selbst die Frage nach der Größe und dem Werte der beiden Flotten. Eine eingehende Beschäftigung mit dem Hilfsmaterial verbietet sich unter den vorliegenden Verhältnissen, gerade weil der italienisch-österreichische Kampf eben erst in seinen Anfängen ist und auch die entfernteste Möglichkeit vermieden werden muß, dem neuen Feinde Anhalte zur Beurteilung seines Gegners zur See zu geben. Beschränken wir uns auf die allgemeine Feststellung, daß die Flotte Österreich-Ungarns nicht unerheblich kleiner ist als diejenige Italiens, besonders was leichteste Schiffe anlangt. Wir sind nicht genau über den Stand der neuen Linienschiffbauten in Italien unterrichtet, möchten aber glauben, daß hinsichtlich der neuesten großen Linienschiffsklassen die beiden Flotten sich ungefähr die Wage halten dürften. Was dann die Unterseeboote anlangt, so besitzt Italien deren eine nicht zu unterschätzende Anzahl. Sie scheinen aber durchweg nicht für einen größeren Aktionsbereich gebaut, sondern mehr auf unmittelbare Verteidigung der Küste berechnet zu sein. Nach den bisherigen Ereignissen des Seekrieges auf den anderen Schauplätzen braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, wie wichtig die Frage ist, ob italienische Unterseeboote eine große Gefahr für die österreichisch-ungarische Flotte im Adriatischen Meere bilden werden. Zwölf Stunden nach der Kriegserklärung Italiens waren österreichisch-ungarische Torpedoboote, Kreuzer und Luftfahrzeuge an der adriatischen Küste Italiens und griffen von Venedig bis südlich nicht weit von Brindisi die zahlreichen italienischen Stützpunkte an. Man sieht hieraus, wie zielbewußt und wohlüberlegt der schnelle österreichische Vorstoß war. Den ersten Schlag gerade in einem solchen Seekriege zu führen, ist unter allen Umständen von hohem Werte, moralisch sowohl wie militärisch. Als unmittelbare Folge konnte in diesem Falle denn auch schon festgestellt werden, daß italienische Luftfahrzeuge,die auf dem Wege nach dem österreich-ungarischen Kriegshafen Pola waren, auf halbem Wege und gänzlich unverrichteter Sache wieder umkehrten.

Im Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, läßt sich nicht übersehen, ob ähnliche Unternehmungen sich wiederholen werden. Das wird wesentlich davon abhängen, inwieweit durch den ersten Angriff der Zweck erreicht worden ist, jene italienischen Stützpunkte für ihre Sonderzwecke unbrauchbar zu machen. Ganz wird es jedenfalls nicht gelungen sein. Große Kriegshäfen hat Italien an seiner Ostküste gar nicht zum steten großen Bedauern der Italiener. Daraus ergibt sich für die italienische Hauptflotte das nicht gerade günstige Verhältnis, entweder an der Westküste liegenbleiben zu müssen, oder im Süden, etwa im Golfe von Tarent, und von da aus nach Norden in das Adriatische Meer vorzustoßen. Es erhebt sich also für die italienische Kriegführung die Frage, und diese wurde in der Presse Italiens bereits aufgeworfen, ob es überhaupt richtig sei, die Hauptflotte in der Adria den österreichisch-ungarischen Torpedoboots- und Unterseebootsangriffen und Minen auszusetzen, oder, ähnlich wie die großbritannische Flotte, sich in den sicheren Schutz der eigenen Küsten, also hier in den westlichen Teil des Mittelmeers und auf die Westseite der italienischen Halbinsel zu begeben. Dann würde Italien im Adriatischen Meere nur einen Kleinkrieg führen können und jedenfalls in gewissem Sinne dort die Seeherrschaft den Österreichern überlassen müssen. Mit Truppenexpeditionen über See wäre es natürlich nichts. Das würde aber anderseits einen sehr wesentlichen Verzicht der italienischen Kriegführung im Ganzen bedeuten, und so muß vorläufig dahingestellt bleiben, in welcher Weise Italien seinen Seekrieg gegen Österreich-Ungarn zu führen gedenkt. Einige italienische Linienschiffe wurden, den Mitteilungen über den österreichischen Vorstoß zufolge, nicht weit von Brindisi gesehen.

Die große Hauptfrage, wie sich der eigentliche Kampf zwischen den beiden Flotten abspielen werde, muß also unbeantwortet bleiben. Über die Tüchtigkeit der beiden Flotten, nach der Leistung der Einzelnen verstanden, kann ebenfalls nur sehr wenig gesagt werden. Von unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen wissen wir aber, daß ihre Flotte schon seit langen Jahren mit äußerster Hingebung und Anstrengung gearbeitet hat, um den höchstmöglichen Stand an Kriegsbereitschaft und Kampftüchtigkeit zu erreichen. Wir können ohne Übertreibung sagen, daß der Geist in der österreichisch-ungarischen Flotte ganz hervorragend ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes hörte vor Jahresfrist, also vor dem Ausbruche des Weltkrieges, von einem Seeoffizier, der im Mittelmeer sich längere Zeit aufgehalten hatte, folgendes Urteil: Die österreichisch-ungarische Marine steht — immer unter dem Gesichtspunkte des Personals, seiner Ausbildung und seines Geistes betrachtet — unter allen Mittelmeermarinen an erster Stelle, an letzter Stelle aber die Marine Frankreichs. Dieses Urteil stammte von einem sehr erfahrenen Manne, der einer jetzt neutralen Flotte angehört und alle Mittelmeermarinen aus eigener Anschauung kannte.

Freilich: die italienische Marine darf man nicht unterschätzen. Ohne Zweifel ist seit einer Reihe von Jahren zielbewußt in ihr gearbeitet worden, und das italienische Seeoffizierkorps soll gut sein. Weiter uns in Beurteilungen einzulassen wäre zwecklos, weil es Mutmaßungen wären, die schädlich wirken könnten. Alles in allem gibt dieser flüchtige Überblick einen Begriff davon, daß das Ziel Italiens die Beherrschung des Adriatischen Meeres sein müßte, daß dieses Ziel aber nur erreicht werden könnte durch entschlossenes Einsetzen der italienischen Flotte eben im Adriatischen Meere. Ob und inwieweit man diesen Einsatz wagt, wird die Zukunft zeigen. Die österreichisch-ungarische Flotte, ist voll bereit, ihre ganze gesammelte Kraft dagegen einzusetzen.

Eine weitere Frage wäre, ob Franzosen und Engländer den Italienern zur See helfen würden, um die Herrschaft im Adriatischen Meere zu gewinnen und den Krieg auf die Balkanhalbinsel möglichst weit und möglichst schnell hineinzutragen. Die französische Flotte liegt bekanntlich gesammelt im Mittelmeere und hat vor der italienischen Kriegserklärung häufig in der Enge von Otranto, also am Eingange des Adriatischen Meeres gekreuzt. Eben dort verlor sie vor einigen Wochen ihren Panzerkreuzer „Leon Gambetta" durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot. Die französische Flotte hat nun bekanntlich vor den Dardanellen erhebliche Schiffsverluste gehabt, und das gleiche gilt von der englischen, deren Hauptmacht wohl auf dem nördlichen Kriegsschauplatze unbeschädigt gehalten werden soll. Ob diese beiden Verbündeten der italienischen Flotte unter solchen Umständen helfen wollen, die österreichisch-ungarische Flotte niederzuwerfen, ist im Augenblicke ungewiß. Andererseits liefen schon vor der italienischen Kriegserklärung Gerüchte um: Italien habe sich verpflichtet, der verbündeten englisch-französischen Flotte vor den Dardanellen Hilfe zu schicken, und zwar an Kriegsschiffen wie an Landungstruppen. Auch das bleibt abzuwarten. Man weiß noch nicht sicher, zu welchen militärischen Leistungen zur See wie zu Lande Italien sich hat verpflichten müssen. Allgemein steht außer Zweifel, daß England und Frankreich Italien zur See benutzen werden, wo und wie sie immer können. Ferner dürfte sich aus unseren Andeutungen ergeben, daß Österreich-Ungarn dem neuen Feinde mit kampflustiger Zuversicht ins Auge blickt. Ja, man kann noch weitergehen mit der Feststellung, daß die Seeoffiziere und Flottenbesatzungen Österreich-Ungarns wohl an keinen Feind mit solchem Ingrimm und solchem inneren Drange, ihm an den Leib zu kommen, herangehen werden wie an die Italiener. Es ist der alte Feind von Lissa. Die ruhmreiche Erinnerung an diese Seeschlacht hat die Wünsche und Ziele der österreichisch-ungarischen Marine in allen den langen Jahren leitend beeinflußt.

Einer der großen politischen Wünsche des Verfassers ist es bis zum Kriege gewesen, daß die italienische und die österreichisch-ungarische Marine im Mittelländischen Meere neben einander stehen sollten, nicht feindlich einander gegenüber. Wäre dieses Ziel erreicht worden, so würde es mit der englisch-französischen Beherrschung des Mittelmeeres ein Ende gehabt haben. Die Dinge haben sich anders entwickelt, der Entscheidungskampf zur See zwischen den beiden Anwohnern des Adriatischen Meeres muß und wird jetzt ausgefochten werden. Mit hohem Zutrauen sehen wir unsere Bundesgenossen den Kampf um die Adria beginnen, und die zuversichtlichen Wünsche des deutschen Volkes begleiten ihn.



Ein deutscher Flieger belegt einen englischen Kreuzer mit Bomben. Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Das Reich. Von Franz Evers.

Es hallt vom Belt zur Adria,
Braust vom Kanal zum Baltenmeer:
Die hohe Zeit ist da,
Die Flutzeit deutscher Wiederkehr,
Mit Wikinglust und Hansegeist,
Der deutschem Volk die Pfade weist,
Des Reiches zu gewinnen
Draußen und drinnen.

Vom deutschen Meer nach Übersee,
Vom Mutterherd zur Lebensfahrt
Durch Stürme, Glut und Schnee
Strebt deutsche Arbeit, mutgepaart,
Und kämpft, bis jedes Raubreich fällt
Und Völkertum Gerichtstag hält,
An Freiheit zu gewinnen
Draußen und drinnen.

Von Schleswig-Holstein bis Triest,
Von Flandern bis nach Baltisch Port
Mehrt sich das Adlernest,
Reißt deutsches Blut zu Taten fort,
Weckt deutschem Wort Begeisterung,
Hebt sich ins Licht mit Flügelschwung,
An Heimat zu gewinnen
Draußen und drinnen.

Von der italienischen Grenze.

Die italienische Grenze ist nach Norden zu, wo je zur Hälfte die Schweiz und Österreich seine Nachbarn sind, ausgezackt wie eine Säge. Das ist nicht zu verwundern, denn sie verläuft hier im Hochgebirge der Alpen, und da muß sie sich ja wohl oder übel den Bergzügen und den Flußtälern anschmiegen. Die geschichtliche Entwickelung seit Jahrhunderten hat es mit sich gebracht, daß diese politische Grenze nicht genau mit der Sprachgrenze übereinstimmt, denn auf schweizerischem wie auf österreichischem Gebiete wohnen zahlreiche italienisch sprechende Einwohner, die sich übrigens zum guten Teile durchaus nicht als Italiener, sondern als gute Schweizer und gute Österreicher fühlen und die, abgesehen von einigen verhetzten Heißspornen, gar nicht „erlöst" sein wollen. Denn sie wissen ganz genau, daß sie in den wohlhabenden Ländern, zu denen sie gehören, wirtschaftlich viel besser aufgehoben sind als in dem armen Italien.

Bald greift das italienische Gebiet in tiefen und schmalen Zähnen in die eidgenössischen Lande und in Tirol ein, bald umgekehrt. Besonders schroff und zerrissen ist die Grenze gegen die Schweiz. Hier bohrt sich das italienische Quellgebiet des Toce bis an die Wasserscheide gegen die obere Rhone und außerdem das Lirotal bis hinauf zum Splügen tief in das eidgenössische Gebiet, während am Luganersee bis nach Chiasso hin und südlich von den Berninafernern bis nahe an Tirano sich schweizerische Gebietsteile als schmale Zacken in das italienische Gebiet hineindrängen. Und weiter im Osten wird österreichisches Gebiet im Tale der Etsch und Sarca bis hinab an den Gardasee bei Riva östlich und westlich von Italien umfaßt: dieser letztere übrigens ziemlich breite und kräftige Zahn der Grenzsäge ist „das Trentino", von dem in der letzten Zeit so viel in den Zeitungen die Rede war.

Von der „Befreiung" der schweizerischen Italiener ist vorläufig noch nicht die Rede. Zunächst richtet sich die Wut des verhetzten italienischen Volkes nur gegen Österreich. Wir können uns deswegen darauf beschränken, diese nordöstlichen Grenzgebiete Italiens zu betrachten. Den Gebirgskrieg, der sich hier entwickeln dürfte, wird nur der gut verfolgen können, der die Pässe und Uebergänge von einem Lande zum andern im Gedächtnis hat. Alle aufzuzählen ist freilich unmöglich, denn Jägerwege und Saumpfade gehen zu hunderten über die Gebirgsketten der Grenzgebirge. Aber das ist auch nicht nötig, denn hier werden sich nur kleinere Scharmützel entwickeln können. Wir sprechen im Folgenden nur von den wichtigeren Verbindungsstraßen.

Drei österreichische Länder grenzen an Italien: zunächst und hauptsächlich Tirol, weiterhin dann Kärnten und im Osten die Provinz Küstenland mit Görz und Gradiska. Am wichtigsten dürften davon vielleicht die Übergänge von Welschtirol nach Italien werden, deshalb von ihnen zuerst.

Die Eisenbahn, die, über den Brenner kommend, in die Poebene hinabführt, benutzt im Trentino das Etschtal, das, breit und gut bebaut, eine vortreffliche Anmarschstraße für ein Heer sein würde, wenn sich nicht mehrfach (wie bei Rovereto) recht enge Stellen vorfänden. Das Gefährlichste aber ist, daß diese Straße in dem Engpaß der Berner Klause geradezu abgeschnürt wird. An dieser Stelle haben die Italiener außerdem noch vier mächtige Sperrforts angelegt; sie liegen um die durch den Sieg der Franzosen unter Massena bekannt gewordenen Berge von Rivoli. So ist diese, sonst vielleicht beste Straße nahezu verschlossen, und wenn sich hier Kämpfe entwickeln, so werden sie zweifellos sehr schwer sein.

Auch das wenige Kilometer westlich der Etsch nach Süden streichende untere Sarcatal, das unterhalb Arco in den Gardasee mündet, dürfte für den Einbruch größerer Truppenmassen weniger in Frage kommen, denn am See tritt das Gebirge vielfach so nahe an das Wasser heran, daß nur Platz für schmale Wege bleibt. Trotzdem sind aber von den Italienern auch hier eine ganze Anzahl von kleineren Festungsanlagen aufgebaut worden, die diesen Weg noch mehr versperren sollen.

Ein dritter hier im Trentino von Norden nach Süden führender Weg ist das wieder etwa zwanzig Kilometer weiter nach Westen gelegene Chiesetal, das sich gerade an der Grenze zu dem kleinen, landschaftlich reizenden Idrosee erweitert. Es ist auch nicht allzu breit; aber trotzdem haben die Italiener es für gut befunden, bei Rocca d' Anfo neue Festungsanlagen zu bauen, die sich von der Spitze der beherrschenden Berge bis zum See hinabziehen. Das Gelände ist hier wie bei den anderen neuen italienischen Sperrforts nach allen Regeln der Ingenieurkunst ausgenutzt.

Etsch-, Arca- und Chiesetal, von denen wir sprachen, ziehen aus Welschtirol nach Süden. Wichtig für den Uebergang aus diesem Lande nach der Poebene sind aber auch die zwei großen Straßen, die nach Westen zu führen: der Weg über das Stilfser Joch und der Tonalepaß. Der erstere führt aus dem Vintschgau, dem Gebiete der oberen Etsch, im Trafoier Tale in die Höhe bis er nördlich der gewaltigen Eisriesen des Ortlergebirges in Höhe von fast 3000 Meter in das Brauliotal auf italienisches Gebiet übertritt und dann von Bormio aus dem Tale der Adda folgt. Der zweite dieser westlichen Pässe kommt aus dem Etschtale und führt erst an der Noce und darauf dem Vermiglio zur Höhe des Tonalepasses, eines breiten Wiesenhochtales, hinauf, um alsdann, auf italienischer Seite, im Ogliotale zur Poebene abzusteigen.

Diese beiden großen und bequemen Straßen, die wohl in erster Linie in Frage kommen dürften, wenn es sich darum handelt, größere Heeresmassen in Feindesland zu führen, sind hüben wie drüben außerordentlich stark befestigt. Die österreichische Regierung mußte sich, obgleich Italien mit ihr im Dreibund eng zusammengeschlossen war, von diesem jeden Augenblick eines plötzlichen Angriffes versehen, da die national leicht bis zur Weißglut erhitzte Grenzbevölkerung die „unerlösten Brüder" auf österreichischem Gebiete ständig aufzureizen strebte. Und die Italiener haben ihrerseits ihre Strecken auf diesen Verbindungsstraßen in sehr ausgiebiger Weise befestigt. Als wichtigste von diesen Verteidigungsmaßregeln ist wohl zu betrachten, daß die Italiener die mit ungeheuren Kosten hergerichteten Kunststraßen an den engsten Stellen mit großen Minengängen unterwühlt haben. Ein Druck auf den Knopf einer elektrischen Leitung genügt, um die Minen im Augenblick auffliegen zu lassen und so die ganze Straße für längere Zeit völlig unbenutzbar zu machen. Aber hiermit haben sie sich noch nicht genügen lassen. Südlich des Stilfser Joches haben sie bei Bormio Batterien von Geschützen schwerster Art aufgestellt und ebenso unterhalb des Tonalepasses bei Ponte di Legno und 15 Kilometer weiter flußabwärts bei Edolo.

Fast zahlreicher als im Süden und Westen von Welschtirol sind die Übergänge nach Italien auf seiner Ostseite, d. h. von der Etsch im Süden bis dahin, wo die Dolomiten in die Karnischen Alpen übergehen. Freilich sind sie fast ohne Ausnahme mehr oder weniger unbedeutend. Immerhin erschienen sie aber den Italienern wichtig genug, sie außer durch die noch zu nennenden Sperrforts und Batterien durch ein großes Truppensammellager zwischen Feltre und Belluno besonders zu schützen.

Ein Übergang mehr nebensächlicher Art geht durch das Tal des Astico. Und doch nicht unwichtig, denn er führt auf die bedeutungsvolle Straße Vicenza-Padua. Beachtenswert ist aber weiter nördlich das Tal der Brenta, das eine von Trient ausgehende Eisenbahnlinie durchfährt. Zwischen Astico und Brenta ist die Gegend der ‚Sette Comuni', wo sich in sonst rein italienischer Bevölkerung auf italienischem Boden rein deutsche Gemeinden erhalten haben.

Die nun weiter nach Norden folgenden Pässe kommen für große Truppenverbände wohl sämtlich nicht in Frage.

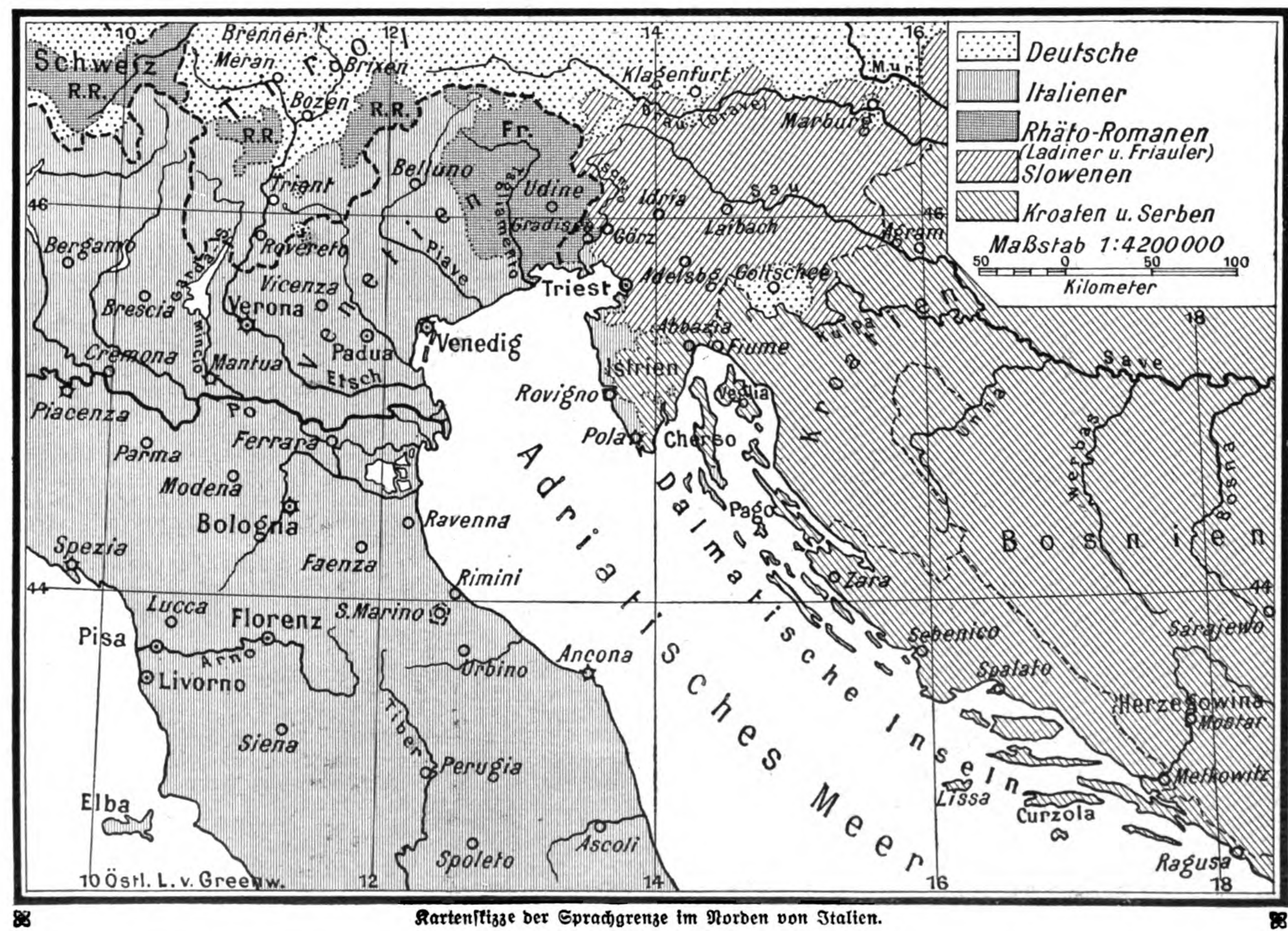
Wir sind ja hier in den Dolomiten, und damit ist eigentlich alles gesagt. Die Grenze läuft fast beständig in Höhen von 2000 bis 3000 Meter, und breite Einsattelungen sind nicht vorhanden. Für Truppen, die die schmalen Pässe trotzdem vielleicht überschreiten, würde zum Weitermarsch in die Poebene nur das Tal des Piave zur Verfügung stehen, und dies haben die Italiener durch starke Festungsanlagen bei Pieve die Cadore und bei Vigo gesperrt. So ist also auch der östliche Flügel von Welsch-Tirol von den Italienern durch Festungswerke aller Art bedroht worden.

Hatte sich nun bis vor zehn Jahren Italien begnügt, die Grenzen des in sein eigenes Gebiet eindringenden österreichischen Welsch-Tirol mit seinen Sperrforts zu umstellen, so ist es seitdem dazu übergegangen, auch die Grenzen nach Kärnten und der Provinz Küstenland stark zu befestigen. Der mächtige Gebirgswall der Karnischen Alpen, auf dessen Rücken die Landesgrenze hinläuft, hat nur wenige größere Pässe; hauptsächlich kommen wohl nur das Tillichacher Joch und der Plückenpaß in Frage, die beide aus dem Gailtale in Österreich nach Nebenflüssen des Piave und des Tagliamento führen. Wenn diese Übergänge auch eng und unbequem genug sind, so hat Italien doch ihnen gegenüber bei Forni-Avoltri Befestigungen angelegt, die sie decken sollen. Ein weiterer Übergang über dies Gebirge, der auch für eine Bahnlinie nutzbar gemacht worden ist, führt durch das enge und wilde Felsental der Fella. Zwischen Pontafel und Pontebba zieht die Grenze hin. Wer diese Straße als Wanderer gezogen ist, weiß ihre touristischen Reize nicht genug zu preisen. Aber für ein neuzeitliches Heer dürfte es sehr, sehr schwer sein, sich hier einen Weg zu bahnen. Trotzdem hat Italien in Pontebba selbst stark bestückte Feldstellungen angelegt und außerdem 12 Kilometer weiter flußabwärts bei Chiusaforte ein großes Sperrfort erbaut, — ebenso wie noch 20 Kilometer weiter abwärts im Tale des Tagliamento bei Ospedaletto, um auch hier gegen alle Möglichkeiten gesichert zu sein.

Von Pontafel-Pontebba ab wendet sich die österreichisch-italienische Grenze schroff nach Süden. Sie läuft jetzt zunächst fast stets auf der Wasserscheide zwischen dem österreichischen Isonzo und dem italienischen Tagliamento und besitzt, soweit das Gebirge reicht, nur geringwertige Übergänge. Die letzten dreißig Kilometer der Grenze aber ziehen sich im Tieflande hin, bis sie in der Gegend von Aquileja in der Lagune von Marano ans Meer stößt. Hier ist die einzige Stelle der österreichisch-italienischen Grenze, wo vielleicht Reiterkämpfe zu erwarten sind.

Zur Sperrung aller fahrbaren Wege, die sich auf dem ganzen letzten Teile der Grenze finden können, sind neuerdings auch hier mehrere neue Werke angelegt worden, und zwar bei Stupizza, Cividale und bei Monzane; und Lastisana, das am unteren Tagliamento liegt, hat einen neu ausgebauten Brückenkopf erhalten. Das ist im Verhältnis zu den zahlreichen Befestigungen an den anderen Teilen der Grenze nicht viel und zeigt vielleicht, daß man hier vor heftigeren Angriffen glaubt sicher sein zu können. Oder aber man rechnet damit, hier rechtzeitig absperrende Schützengräben und Feldbefestigungen anderer Art anlegen zu können. Nun, man wird ja sehen.

Viele von den Pässen und Flußtälern, die in vorstehenden Zeilen erwähnt sind, klingen uns heute noch recht fremd, und wir müssen die Karte zur Hand nehmen, um uns ihre Lage genau vergegenwärtigen zu können. Aber wer weiß, wie bald schon sie uns ganz geläufig sein werden, ebenso wie der Uzsoker Paß oder der Lupkow- und Duklapaß in den Karpathen, deren Dasein wir vor wenigen Monaten noch nicht ahnten. Wenn es jedoch sein soll, dann hoffen wir, daß diese Namen heldenhafte Taten unserer tapferen verbündeten Heere benennen.



Kartenskizze der Sprachgrenze im Norden von Italien.

In Feuerstellung. Feldpostbrief aus den Argonnen.

Endlich ein Ruhetag oder vielmehr eine Ruhestunde, in der ich ausführlich beschreiben kann, was wir erlebt haben, wie wir hier leben.

Keiner weiß, wie schwer uns das ruhmlose Ausharren auf einem Fleck geworden, wie manchesmal wir geseufzt haben und über den Garnisondienstbetrieb geklagt, andere beneidet und gefürchtet haben, wir kämen nie an die Reihe. Nun haben auch wir unseren heißen Tag gehabt.

Unsere Batterie steht unweit der großen Chaussee von . . . nach . . . Ganz nahe am Feind ist das eine Geschütz, im Infanteriegraben. Dort hört man den Feind husten und Holz spalten, denn er friert gerade wie wir in den kalten Nächten. Rings um jedes Geschütz ist ein Erdwall aufgeworfen, in dem sich die Unterstände befinden, in die sich die Bedienungsmannschaft bei Tag, wenn Flieger surren, oder des Nachts zum Schlaf, so weit es möglich ist, zurückzieht. Von der Batterietelephonzelle, in der H., mit seinen am Kopf angewachsenen Hörmuscheln haust,

führt der verbindende Draht zur Beobachtungsstelle, meist zu einem hohen Baum, auf der sich der Batterieführer mit einigen Unteroffizieren und den Seh- und Richtapparaten befindet. Von dieser Beobachtungsstelle aus ergehen die Kommandos zum Feuern.

Am . . . wurden wir bereits zum Frühstück mit einem Hagel französischer Geschosse überschüttet, die jedoch an diesem Tage noch im Umkreise von 50 Metern blieben. Wir lagen in Deckung. Dadurch, daß man den Schußeinschlag nicht sieht, kommt einem durch das Dröhnen des Bodens und das damit verbundene Zittern der ganzen Umgebung die Sache viel näher vor als sie in Wirklichkeit ist. Am Abend schwieg das Feuer des Gegners. Es wurde ein Angriff vermutet, und wir feuerten alle Viertelstunde während der Nacht.

Der folgende Tag brachte aber Schwereres. Etwa 10 Minuten vor 12 Uhr, gerade als unser Hauptmann zu kurzer Mittagspause von seinem Hochsitz herabsteigen will, sieht er plötzlich den Feind, der sich bis dahin völlig ruhig verhalten hat, in geschlossenen Kolonnen herankommen. Sofort befiehlt er „Feuer!" und benachrichtigt die Haubitzbatterie, die am Morgen zur Hilfe gesandt war. Unsere Batterie eröffnete den Reigen. Die Artillerie der Division folgte. Der Gegner begann die furchtbarste Kanonade, die sich die Phantasie ausmalen kann, auf die Schützengräben unserer Infanterie. Gebrüll der losgefeuerten, Antwortgebrüll der krepierenden Schüsse. Dazu unaufhörliches Geknatter der Maschinen- und Infanteriegewehre. Erde und Luft sind in Aufruhr. Vor uns brennende Dörfer, schwarze Pulverwolken. Unsere Schüsse sitzen gut.

Manchmal stehen an der Stelle, wo das Geschoß einschlug, nur noch 2 bis 3 Mann von der ganzen stürmenden Linie. Zeitweilig werden wir selbst von drei Seiten befunkt.

Trotzdem waren feindliche Abteilungen in die vordersten Gräben gelangt. Zu unserem Glück standen aber einige leichte Feldgeschütze in den Gräben. Dies war dem Feind unbekannt geblieben. Diese Geschütze begannen nun ein vernichtendes Feuer auf die anstürmenden feindlichen Linien und hielten sie zurück, bis unsere Verstärkungen kamen. Natürlich eröffnete die feindliche Artillerie ein mörderisches Feuer auf diese paar Geschütze und brachte sie endlich 1½ Uhr durch Volltreffer zum Schweigen.

Durch unser rasendes Feuer — in zwei Stunden hatten wir allein über einige hundert Schuß abgegeben — hatte die feindliche Artillerie, durch Flieger unterstützt, unsere Stellung genau erkannt. Diesmal saßen die Schüsse, die sie uns bei Eintritt der Dämmerung herübersandte, besser wie tags zuvor. Rings um uns schlugen die Granaten ein, die Erde zum Teil tief aufwühlend. Dicht vor dem einen Geschütz, neben dem zweiten, hinter dem anderen, so daß wir vollkommen in Pulverdampf gehüllt waren und pechschwarze Negergesichter bekamen. Ein Schuß ging dicht hinter unserer Munition ein, krepierte jedoch zum Glück nicht, sonst wären wir alle verloren gewesen. Ein anderer schlug in die Deckung ein, krepierte dort, warf Balken, Bretter und Erde durcheinander, ohne jedoch wunderbarerweise einem im Erdloch befindlichen Mann etwas zu tun. In allernächster Nähe von uns ging eine Granate einen halben Meter vor der Rohrmündung nieder.

Aber auch dieser harte Tag ging zu Ende, und um Mitternacht konnten wir, zu müde, um etwas essen zu können, in unsern Unterstand kriechen. Rund 600 Tote ließ der Feind vor uns, die er, wie stets, nicht beerdigt. Bei einem gefallenen französischen Bataillonskommandeur fand sich die Meldung: es sei unmöglich, gegen die deutsche Uebermacht weiter vorzugehen.

Nun etwas von Land und Leuten. Die Bevölkerung ist hier, eben weil wir sie schonen, stolz und ungebrochen, voll Siegeszuversicht. Sie muß jetzt unter unserer Aufsicht das Feld bestellen, wie sie im Herbst die reiche Zuckerrübenernte bergen mußte. Wenn ich versuche, ihnen die Kriegslage zu erklären, was ich öfters und gern tue, hat mich doch mein Pariser Aufenthalt bei Professor M. befähigt, auch einmal einen Witz mit den Leuten zu machen, so hören sie artig zu, schütteln aber mitleidig lächelnd den Kopf. Und einer sagt höflich: „Mein Herr, geben Sie sich keine Mühe. Wir wissen ganz genau, Deutschland ist von den Russen besetzt, und Sie müssen hierbleiben, bis Sie der Kampf aufgerieben haben wird." Und das ist sogar die Ansicht gebildeterer Leute, wie ich sie bei meinen Einkaufsfahrten kennen lerne. Sie wollen nicht an unsere Siege glauben und wollen nichts hören von ihren Niederlagen. Ich muß so oft an die Eindrücke eben jenes Pariser Aufenthalts vor zwei Jahren denken. Schon damals lag der Haß gegen uns in der Luft. Die Feindseligkeit gegen uns Deutsche wuchs von Monat zu Monat. Welcher Sturm von Begeisterung durchbrauste das Haus, als Sarah Bernhardt im Kostüm des „Aiglon" in den Pausen die Scherflein einsammelte für die Luftflotte gegen Deutschland . . . . Auch vor mir klapperte sie mit dem Teller.

Das Städtchen hinter der Feuerstellung, in das wir in Ruhe gehen, ist gänzlich von den Geschossen der eigenen Landsleute zertrümmert. Selbst die schöne, alte Kirche haben sie nicht geschont. Angelehnt an die Brandmauern sind in den Trümmern große Baracken gebaut. Eine elektrische Kraftanlage versorgt den Ort mit Licht. Auf der Straße jedoch muß es stockdunkel sein, alle Fenster verhängt wegen Fliegergefahr. Als ich an einer Stelle vorbeiging, wo statt eines Hauses nur ein Schutthaufen liegt und nur ein Kellerloch zu sehen ist, was höre ich? Eine richtig schnurrende Nähmaschine! Ich gehe diesem Kulturgeräusch nach, sehe in das Loch, und richtig sitzt unten am Fuß einer tiefen Mauertreppe ein tapferes französisches Schneiderlein. Auf meine Frage, behauptet er, kein anderes Unterkommen gefunden zu haben. — Ob ihm nicht die Granaten suchen halfen?

Großartig ist das „Sich helfen können" unserer Leute. So ist z. B. durch die Tätigkeit eines Unteroffiziers und mehrerer Schlachter eine mustergiltige Wursterei entstanden zur Verwertung der beim Schlachten entstehenden Fleischabfälle, die sonst für die Ernährung verloren gehen würden. In mächtigem Kessel kocht die Füllung, Blechbüchsen enthalten die Gewürze, unter offenem Dach sind Einrichtungen zum Aufhängen und Trocknen der fertigen Ware. Ein großer Kühlraum mit Deckenlüftung zum Aufhängen des geschlachteten Viehs ist gebaut, und für den kommenden Sommer sind die Leute an der Arbeit, einen Kühlkeller in einen Berg hineinzugraben. Die Bratwurst ist so vorzüglich, daß sich mancher in der Heimat die Finger darnach lecken würde.

Noch eine heitere Episode.

Ein Zug von uns stand vorige Woche im Schützengraben. Den ganzen Tag über dürfen weder wir unsere Einschnitte noch die Infanterie die Gräben verlassen. Man kann sich denken, mit welcher Sehnsucht man aus verschiedensten Gründen den Abend erwartet. Die Dämmerung kommt auf leisen Sohlen. „Du, wieviel Uhr is denn?" „Gleich siewe." „Gott sei Lob und Dank, deß mer mol raus kenne un sich emol strecke." Kaum war man draußen, ging's wieder peng, peng, peng. Alles muß schleunigst wieder in den Graben, um nicht der feindlichen Patrouille zum Opfer zu fallen. Sechs Mann werden ausgeschickt. Sie sehen in der Dunkelheit verdächtige Bewegungen, hören Tritte. Melden den Feind. Alles ist gespannt, liegt auf der Lauer mit gespanntem Hahn. Die Nacht ist pechschwarz und totenstill. Es wird 9, 10, 11 Uhr. Kein Laut. Da ½12 plötzlich ein Klingeling. Die Scheren am Drahtverhau! Die Herzen klopfen. Nun müssen sie kommen die „Anerwands" (en avant). Ein Mutiger springt aus dem Graben: „Ich will doch emol gucke, was do los is." „Der hot Korasche, der kriet 's Eisern Kreuz" stößt einer seinen Nebenmann an.

Auf einmal eine Stimme von vorne: „Du Oos, du Luder, du miserables! Du host geschellt, du host uns so verschreckt, ei dich soll der — — — — Geht doch emol her, helft mer holte, ich kann nicht mehr allein!"

„Der hat mindestens 4—5 Gefangene," denkt alles im Vorlaufen. Und siehe da, was war's? — Eine Kuh, die uns am anderen Tag gut schmeckte.

Nun Schluß. Wenn du wieder etwas schickst, liebe Mutter, so berücksichtige in erster Linie die einfachen, immer notwendigen Dinge wie Fette, Brotbelag, Zucker, Tee. Und schicke nicht Portiönchen sondern Portionen, denn wir teilen hier alles, jeder gibt dem anderen ab.

Und glaube nicht, der Krieg sei eine Kette von Schrecken. Wir sind oft sehr vergnügt, und das „Matrosenklavier" erscheint in jeder freien Stunde, und wir singen unsere schönen deutschen Volkslieder, daß uns das Herz weit wird. Und wenn ich abends beim Schein der Taschenlaterne, ins Stroh gehuschelt, mit deiner so praktisch in drei Pfundpaketen geschickten, zusammengeknöpften Decke verwahrt, die Post aufmache und die Zeitung lese, dann bin ich wirklich wunschlos und zufrieden. Hab' also keine Angst!

Tarnow und Gorlice. Von Karl Fr. Nowak.

Kein Schlag hat bisher die russischen Heere so überraschend, so schwer, so totsicher getroffen, wie der furchtbare Doppelschlag von Tarnow und Gorlice, der sich aus einer groß gedachten Schlacht zur wahren Katastrophe für die Soldaten des Zaren gewendet hat. Die Doppelschlacht am Dunajetz steht nicht nur einzig da in der Geschichte dieses Krieges, weil ihre Ausmaße alle Vorläufer überragen, sie wird auch als das erste Beispiel einer besonderen Kampftechnik in der Kriegsgeschichte überhaupt immer angeführt werden: als die erste Artillerieschlacht gewaltigsten Stils.

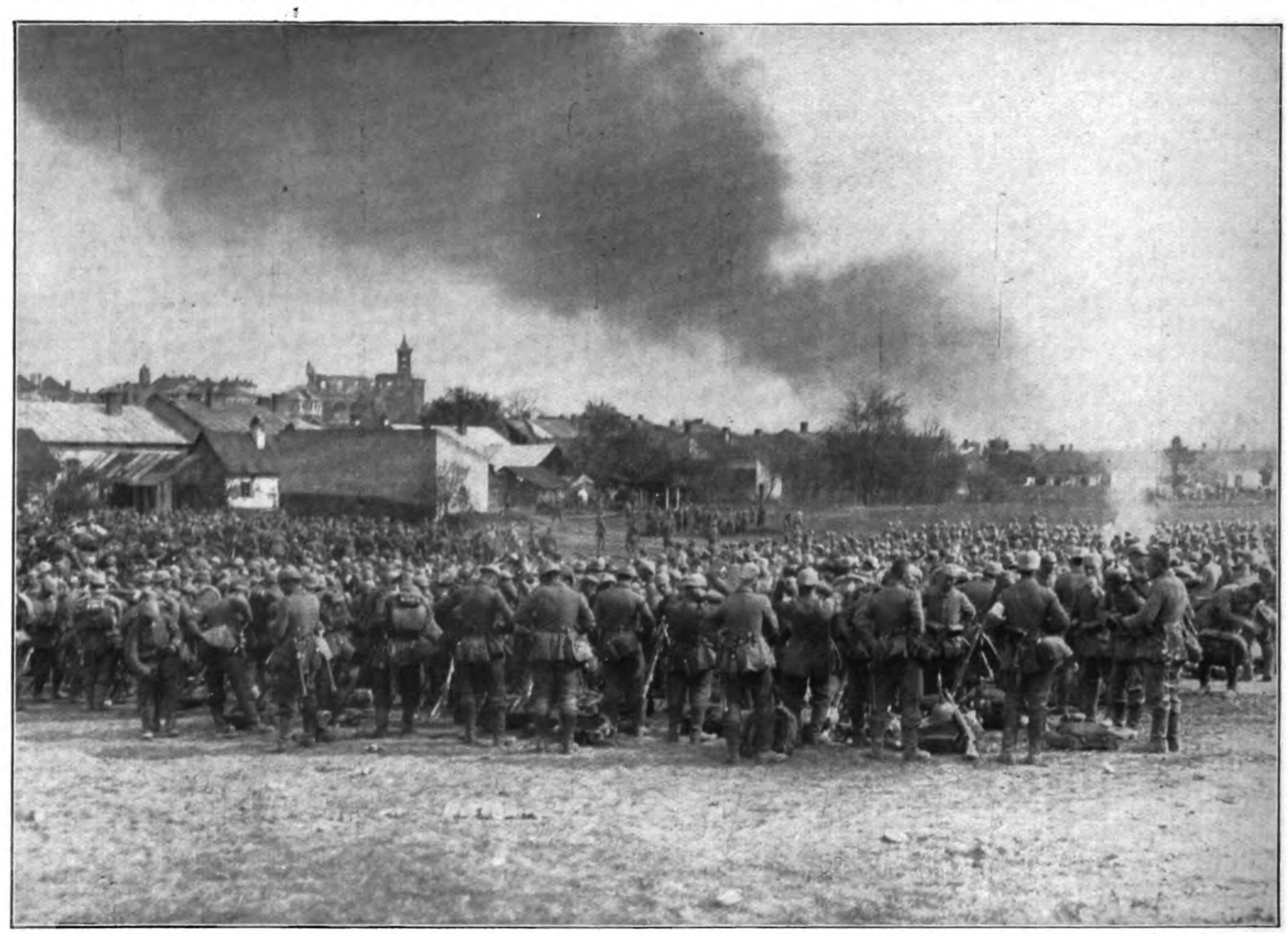
Die Artillerie der verbündeten Truppen war die Vorbedingung des Sieges, war schon der halbe Sieg und mehr.



Kaiser Wilhelm auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz im Gespräch mit General von Emmich.
Phot. R. Sennecke.

Die Zahl der Geschütze, die die Durchbruchslinie spickten, überschritt dreizehneinhalb Hundert. Alle Kaliber, von schwerer Feldartillerie angefangen bis hinauf zu den Dreißigeinhalb-Zentimeter-Mörsern und Skodas neuen Zweiundvierzig-Zentimeter-Haubitzen, waren bereitgestellt. Und am 2. Mai setzten sie alle zu einem Konzerte ein, wie es noch kein Kriegsschauplatz der Welt je vernommen hatte. Unmittelbar nach der Schlacht bin ich über die Wahlstatt am Dunajetz gewandert: Trichter lag neben Trichter, in weiter Runde war die Erde zerrissen von den tausenden Geschossen, die unbarmherzig ihren Weg nach den russischen Stellungen gesucht hatten. Die Felder, die Hügel, die Hänge waren übersät von Sprengstücken der Granaten, von ausgeschossenen Schrapnells. Und just die stärkste Höhe der Russen, um die es bei Tarnow eigentlich ging, wies Krater neben Krater auf. Sie hatten bisweilen eine Tiefe von sechs Meter und einen Durchmesser von zwanzig Meter; meist waren die Geschosse nur knapp zwei Schritte vom Schützengraben, bald vor ihm, bald hinter ihm die Einnahme der Stadt und die Verfolgung des jetzt voll zurückflutenden Feindes in eine kaum spürbare Zeitspanne zusammendrängten. Nicht minder wütend war der Ansturm der Kaiserjäger bei Tarnow, dennoch drang er schwerer durch, ja, der erste Angriff über einen kahlen Hang, der einen Anstieg von 45 Grad zeigte, über einen Hang von tausend Schritt Ausdehnung, der nirgends die Möglichkeit einer Deckung bot, mißlang sogar. Abermals sprach die Artillerie, abermals setzten die Jäger an. Sie gingen ruhig, wie auf dem Exerzierplatz, in ein wohlgezieltes Feuer, gegen das es eine einzige Waffe gab: das möglichst schnelle Hinaufkommen. An den Brustwehren des Feindes noch hatten sie seine Hartnäckigkeit niederzuringen, durch die Schießscharten der Schützengräben, an die sie gelangt waren, mußten sie noch von außen auf die Russen feuern, ehe es zum Handgemenge, Leib gegen Leib, kam . . .

Die Russen hatten just die eine Höhe mit Erbitterung verteidigt, denn sie wußten, daß mit ihrem Verlust die ganze



Nach der Erstürmung von Gorlice: Sammeln der Truppen zum weiteren Vormarsch gegen den fliehenden Feind. Phot. R. Sennecke.

eingeschlagen, bisweilen unmittelbar in die Gräben selbst. Die Wirkung, die solch ein Artilleriefeuer auf den Feind üben mußte, kann niemand ausmalen. Was nicht durch Sprengstücke getötet wurde, kam in der unvermeidlichen Gasentwicklung um. Der Luftdruck schlug in den Deckungen die Leute zu Boden, die wehrlos wurden und sich nicht wieder erhoben. Sie wußten's auch alle selbst, daß kein Schutz, kein Sichverstecken gegen solch unerhörten Eisenhagel helfen konnte: in den Deckungen knieten die Russen, so oft eine Granate heransauste, nieder, nahmen die Kappe vom Haupt, bekreuzigten sich und beteten, — in Todeserwartung . . .

Die Artillerie, die an der ganzen Front im gleichen Augenblick einsetzte und eine bestimmte Stundenanzahl durchfeuerte, die Artillerie war nur das Vorspiel. Als noch die letzten schweren Salven abgegeben wurden, gingen bei Gorlice schon die deutschen Sappeure vor, die dort die Drahtverhaue, die Stacheldrähte zerschnitten, und bei Tarnow die Kaiserjäger, die im Sturm die Russen aus ihren Stellungen zu werfen hatten. Bei Gorlice hatte bereits die Artillerie die russischen Reserven, ihre Kavallerie, ihren Train aus der Stadt gejagt: die Schützengräben, die die Stadt, gegen den Feind gewendet, in großem Bogen umgaben, wurden mit dem Bajonett genommen. Gräßlich war dieser Nahkampf, indes so kurz, daß sich der Kampf selbst, die Eroberung der Stellungen, Front an jener Stelle kaum zu halten war. In der Tat nahmen die Jäger jetzt schnell Stellung um Stellung; sie standen im Rücken des Feindes, dem, vor sich unsere Dunajetz-Front, nur eins übrig blieb: der Rückzug über Tarnow. Denn nunmehr rückten auch noch die nördlichen Dunajetzlinien über den Fluß, rheinische und westfälische Truppen, deren Vorstoß so unaufhaltsam war, wie der Vorsturm aller Kameraden. Der Rückzug der Russen wurde immer eiliger, wurde atemlose Flucht.

Hinter Gorlice war es ein ungezügeltes, kopfloses, verzweifeltes russisches Rennen, Mackensens Truppen in fabelhaften Verfolgungsmärschen ohne Rast, ohne eine Minute des Ausruhens unablässig hinterdrein. In Tarnow begann der russische Abmarsch, indes draußen, zwölf Kilometer vor der Stadt, noch der Kampf um eine Höhe ging, die die Russen zu einer Bergfestung ausgebaut hatten. Sie wußten, daß auch sie verloren war; in kleineren, dann immer größeren Trupps, heimlich und erst durch Nebengassen, marschierten sie aus Tarnow. Und je schneller draußen das Erobern fortschritt, umso schneller wurde das Marschieren, bis es auch hier, bei Nacht und Nebel, aus Nebengassen und Hauptstraßen zum Laufschritt und zu todverfolgter Hetzjagd wurde. Die Stadt war völlig in Finsternis getaucht, die Fenster geschlossen, kein Einwohner des sechs Monate unter russischer Herrschaft stehenden Tar-



Eine schwere Batterie auf dem Marsch. Phot. Welt-Preß-Photo.

now wagte sich auf der Straße sehen zu lassen. Scheu kamen endlich, als nichts mehr in der Stadt sich zu rühren schien, die Juden aus den Toren. Die Ärmsten, die am entsetzlichsten unter Gewaltaten der Russen gelitten hatten — keine Demütigung blieb ihnen erspart, überdies wurden sie körperlich aufs grausamste mißhandelt —, die armen, verprügelten Juden warteten jetzt zitternd auf die erste österreichisch-ungarische Patrouille, deren Reiter ihnen die Herolde neugeschenkter Freiheit und Menschheitsberechtigung waren. Die Reiter kamen in den ersten Morgenstunden. In einem langen, unabsehbaren Zuge trabten die Juden nunmehr zu der zerstörten Bialabrücke hinaus, an deren Wiederherstellung sie mitarbeiten sollten. Ihre



Einzug unserer siegreichen Truppen in eine eroberte Ortschaft auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. Phot. Welt-Preß-Photo.

Frauen aber rafften das Letzte zusammen, das in ihren Häusern und bei den Nachbarn noch war, um es für die einziehenden Truppen bereit zu halten. Und die Truppen zogen ein, aber sie blieben nicht. Auf den Landstraßen waren indes große Tafeln hergerichtet worden, mit kleinen Erfrischungen, die fürs erste den Soldaten gereicht werden sollten, aber die Jäger liefen vorüber mit gefälltem Bajonett in die Stadt, denn sie waren auf der Verfolgung des Feinds, und die Juden und ihre Frauen begannen mitzulaufen, um ihren Befreiern wenigstens so einen Schluck Wasser, ein Päckchen Zigaretten zubringen zu können. — Die russische Flucht war völlig überstürzt. Es waren nicht nur ungeheure Mengen von Vorräten aller Art zurückgeblieben, die sie nicht mehr hatten bergen können oder — gleich den dreihundert Waggons Mehl, die sie angezündet hatten — der Vernichtung preisgaben. Sie warfen auch alles von sich, Gewehre, Tornister, Mäntel, als sie über die Landstraßen davonliefen. Sie wollten durch nichts behindert sein, sie hatten nur einen Gedanken: Rettung vor den Jägern.



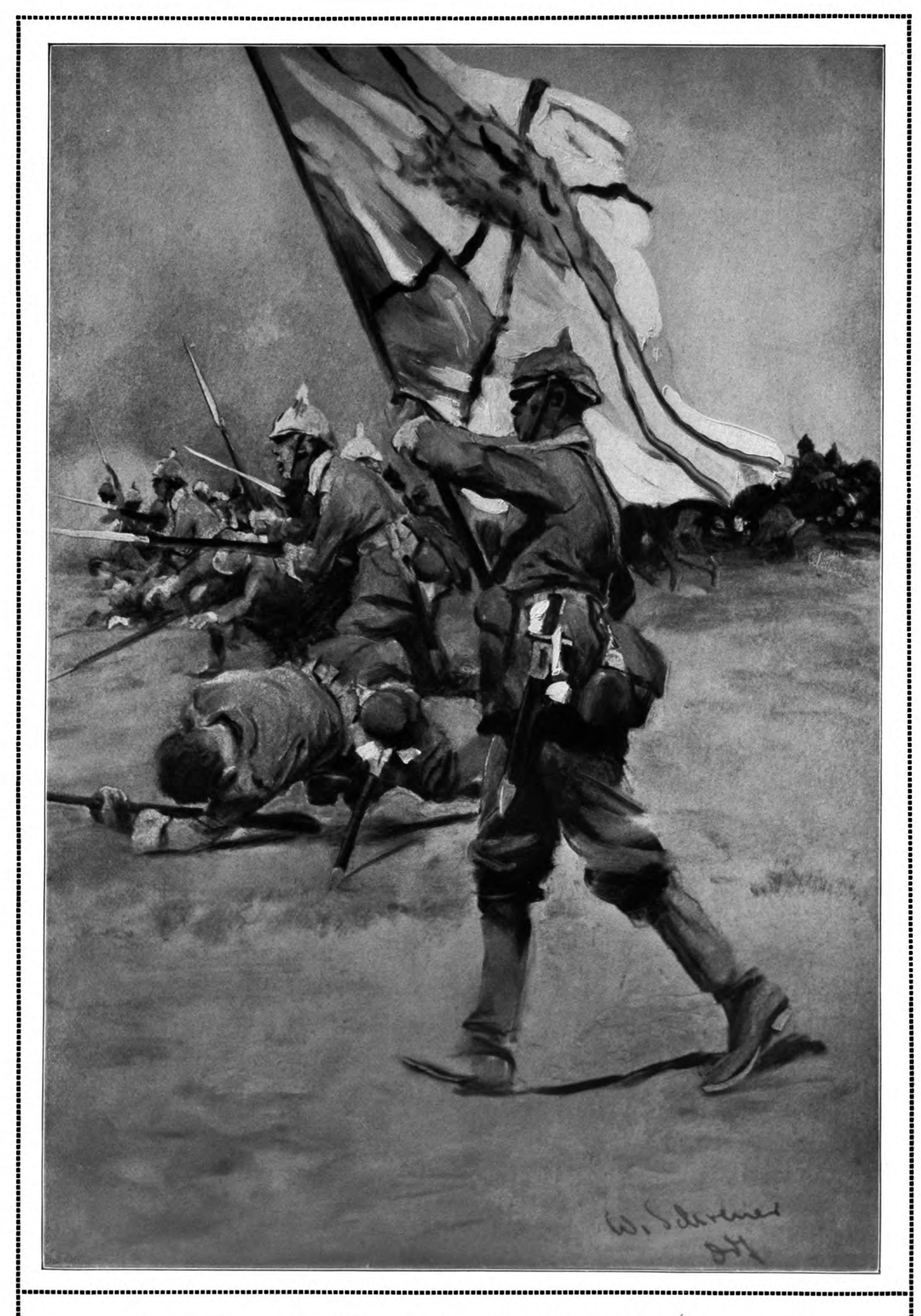
Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph im Gespräch mit zwei deutschen Fliegern, die ein russisches Flugzeug heruntergeschossen, das während der Anwesenheit des Thronfolgers Bomben abwarf. Phot. Welt-Preß-Photo.

In der Stadt selbst wuchs die Zahl der Gefangenen von Stunde zu Stunde. Viele hatten der Flucht die Gefangennahme vorgezogen, und hatten sich in den Wohnungen versteckt gehalten, bis die Jäger einzogen. Bezeichnend als russisches Disziplinbeispiel war die Art, wie sich ein Trupp von zwanzig Leuten vor den Siegern „rettete“: die Leute mieteten eine leerstehende Wohnung, die am Stadtrand ziemlich versteckt lag, schon an dem Tage, da nach den Nachrichten von der Front draußen die Unruhe unter die Russen in Tarnow kam! Dort in der Vorstadtwohnung blieben sie, und gingen, als die Jäger wirklich da waren, mit weißer Fahne dem führenden Offizier entgegen!

Niemand unter den gefangenen Offizieren glaubt heute, niemand glaubt seit langer Frist schon an den Sieg der zarischen Waffen. So groß die Katastrophe war, die über ihre Landsleute hereinbrach — eine noch jetzt nicht abgeschlossene Katastrophe, deren Opferzahl täglich wächst, indes die russischen Linien immer weiter nach Osten zurückverlegt werden müssen, in diesem Augenblick schon über Przemysl hinaus, — so war der Zusammenbruch doch im äußersten Grunde weder Überraschung, noch Zufall. Radko Dimitriew, der Führer der geschlagenen Armee, mochte immerhin sofort nach seiner Niederlage an den Großfürsten telegraphieren, daß er die Schuld an dem entsetzlichen Schlage dem Ausbleiben der verlangten drei Armeekorps, dem Ausbleiben von Artillerie und Munition zuschreibe und so alle Verantwortung ablehne. Daß eben keine Verstärkung für ihn mehr kommen konnte, daß an Artillerie nichts mehr anderwärts entbehrlich war, daß die Munition fehlte, daß überhaupt in der ganzen Schlacht, die in der Hauptsache eine Artillerieschlacht war, die russische Artillerie versagte; das alles ist der niederschmetterndste Beleg für die nicht auszugleichende Schwächung, für den nahenden gänzlichen Zusammenbruch der russischen Heere. Und so wird jetzt erst ganz übersehbar, was im Anfang die österreichisch-ungarische Armee allein, dann mit den brüderlichen deutschen Truppen im Verein an Erfolgen leistete, die sich zwar spät, aber umso gründlicher in ihren Wirkungen durchsetzen; die monatelange, grauenhafte Schwächung und Verblutung der russischen Heereskraft durch unsere Waffen. Die Karpathenschlacht hatte die Kraft durch Hundert dividiert. Was noch blieb, mußte stürzen, wie ein Kartenhaus, in das der Sturmwind fegt.

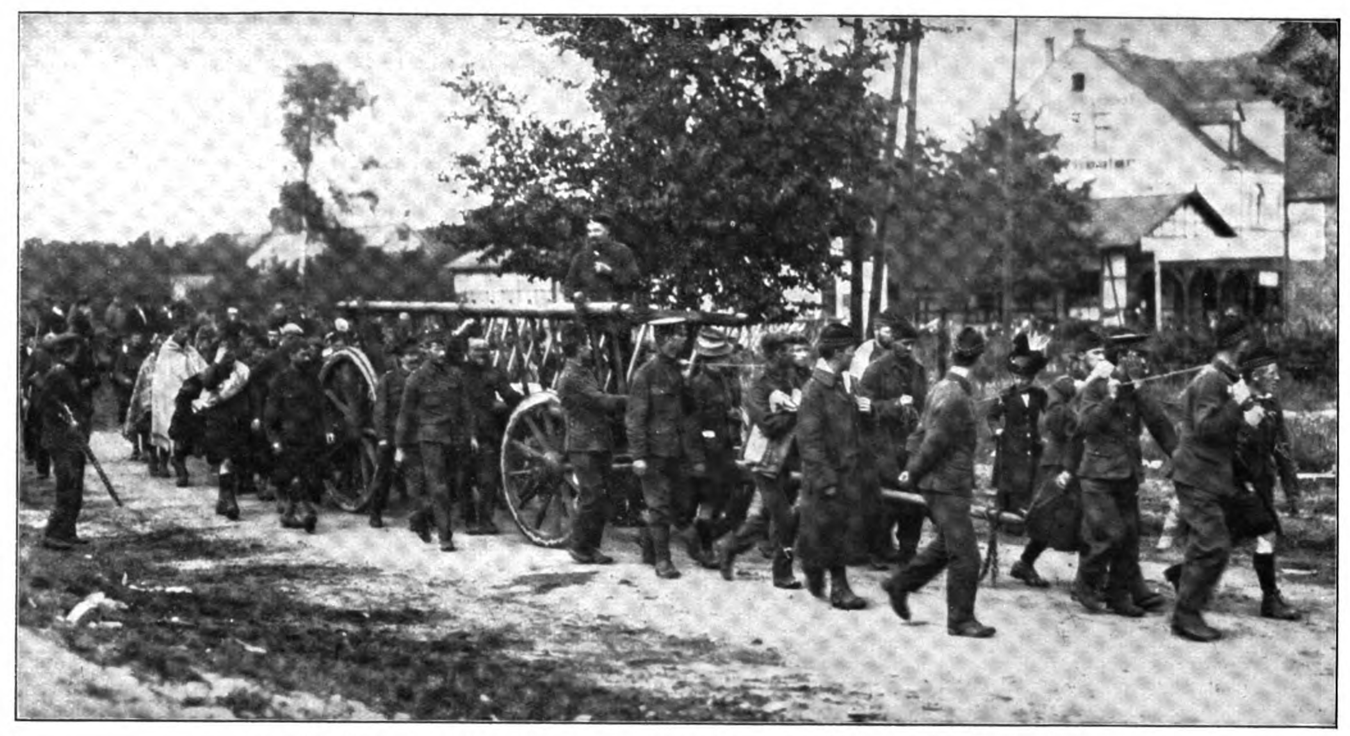


Angriff der Honvedhusaren, genannt die roten Teufel. Phot. Welt-Presse-Photo.



Sturm. Gemälde von Wilhelm Schreuer, zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatz.





Englische Gefangene helfen unseren Landwirten bei der Feldbestellung. Phot. Eberth, Kassel.

Im Granatfeuer vor Ypern. Von Karl Graf von Berlepsch.

Sechs Tage hintereinander im schwersten Granatfeuer liegen — liegen und still halten: was das heißt, kann nur der ganz ermessen, der es selber erlebt hat.

Man mag noch so tief als Vogel Strauß seinen Kopf in den Unterstand stecken, man mag sich noch so fest an die heilige Mutter Erde drücken, als gäbe sie Halt und Mut, man mag die Zähne aufeinanderbeißen, die Fingernägel in die Handflächen krallen, wie es wohl „Anfänger" zu tun pflegen, — es kommt doch mit tötlicher Sicherheit immer wieder und wieder heran wie der stampfende Schritt eines furchtbaren Riesen, — und wenn es nicht gar so täppisch wäre, denkt man, hätte es schon längst gerade in den Unterstand hineingetreten und alles zu Muß gestampft.

Aber es tritt immer wieder vorbei, und nur die Bedachung der Urwelthöhle zittert und beschüttet uns mit Erd- und Holzstücken.

Zuerst unterhalten wir uns damit, den einzelnen feindlichen Batterien Namen zu geben, denn wir unterscheiden sie genau am Klange. — Die einen heißen die Gralspauken, die andern die Teppichklopfer, je nachdem sie mit einem letzten Sinn für das Schöne Musik zu machen suchen oder aber sich auf eine rohe Holzerei beschränken.

Nach solchen Feststellungen beginnen die überspannten Nerven plötzlich zu erschlaffen, man nickt ein mit Pauken und Trompeten, halb träumend, halb wachend im Dämmerleben der ewigen Nacht. —

Nur für eines hat man dann noch Ohren, für den feinen, unkenartigen Glockenton der Ruftrompete am Fernsprecher.

Mechanisch ergreift man den vom Telephonisten hingehaltenen Hörer.

Der Befehl wird diktiert.

Fast ohne zu begreifen hört man, daß morgen früh 7 Uhr pünktlich angegriffen wird.

In der kommenden Nacht haben sich die Kompagnien noch bis auf 100, auf 80 Meter heranzuarbeiten.

Um sechseinhalb Uhr beginnt die Artillerievorbereitung, um sechsdreiviertel Uhr wird das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!" geblasen, damit der Gegner bestürzt und vollzählig in den vordersten Graben laufe, um dort noch einmal von unseren Granaten recht wirksam empfangen zu werden.

Punkt sieben Uhr schweigt urplötzlich das Feuer, und lautlos, ohne Zeichen, stürmt die erste Linie vor.

Erst wenn sie im Walde drüben angekommen sind, erheben die deutschen Wilden ihr Kampfgebrüll, daß es schallt und gellt, dies furchtbare „Hurra", das die nervenschwachen Franzosen besonders verabscheuen.

Also heute abend noch — es ist vielleicht der letzte Abend — eine Stunde Schlaf in der



Ein Wegweiser vor Ypern. Er zeigt, wie weit wir dort vorgedrungen sind. Unsere vorderste Stellung liegt zur Zeit nur noch 4 Kilometer von Ypern entfernt. Phot. Richard Guschmann.

Nacht, ein Stündchen Nachdenken und ein innerlich Abrechnen! — Der Kommandeur gibt nach Einbruch der Dunkelheit sein „Testament“ an die Kompagnieführer, er sagt ihnen noch einmal die Worte, die er so oft schon sprach und immer wieder sprechen muß, sagt ihnen das ABC, auf das es ankommt, soll der Angriff gelingen.

Dann eine kurze Feldpostkarte, ein Gruß an die daheim! Und wunderbar! —

Wie ein schöner, stiller Traum nach dem tosenden, furchtbaren Tage, wie ein leises, wehmütiges Sichlösen ziehen Kindheit und Jünglingszeit vorüber.

Die Bilder wechseln rasch hintereinander.

Man denkt daran, was man sich alles in den armen Kopf hat eintrichtern müssen, den morgen vielleicht ein Geschoß zerschmettert; dann wieder, wie oft man begeistert „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen hat, bei den Schulfeiern in der Aula, und wie der Lehrer sagte: „Dulce et decorum est pro patria mori.“ —

Liebliche Bilder kommen.

All das süße Getändel mit dieser und der, bis dann das Lebensschifflein in den Hafen der Ehe einlief und das Leben ernster und größer wurde.

Nun spielen da schon wieder zwei Jungens, die treten an deine Stelle, wenn du tot bist, zwei an die Stelle des einen!

Und du hast das Schönste des Lebens hinter dir! Nun schließt es vielleicht ab mit einem ehrenvollen, nutzbringenden Sterben.

Dulce et decorum est . . .

❖ ❖ ❖

„Herr Leutnant! Sechs Uhr!“

„Wirklich, ich habe geschlafen!

Der Major ist schon aufgestanden, er steht vor dem Eingang des Unterstandes, durch eine Scheunenwand vor den Infanteriegeschossen geschützt, die unablässig mit scharfem Knall die Luft durchschneiden.

Er ißt in Ruhe ein trocknes Brot. Ich bringe es nicht fertig, die Erregung verschlägt mir den Appetit.

Seit sechs Tagen nichts Warmes mehr! Seit sechs Tagen nicht gewaschen und kein Stück vom Leibe gezogen!

Unsere paar Habseligkeiten werden zusammengeschnürt und einer Gefechtsordonnanz aufgepackt. Um sechseinhalb Uhr pünktlich beginnt unsere schwere Artillerie mit der Beschießung des Waldes, den wir heute stürmen sollen.

Der Boden dröhnt, die Bäume splittern wie Streichhölzer, Erde springt in dunklen Wolken auf. Alles ist zeitweilig in Rauch gehüllt. Blitze zucken aus Wolken von Dampf.

Dann auf einmal Stille. Wie abgeschnitten. Trompetensignale. Blitzende Seitengewehre wachsen aus dem Boden und funkeln unheimlich im fahlen Morgenlicht. Nun kann es beginnen.

Auf einmal braust es auf, fast unterirdisch, ein langanhaltendes, dumpfes Hurraaa . . . Prasselndes Gewehrfeuer aus den französischen Gräben ist die Antwort.

Da haut es von neuem ein: drei, vier deutsche Granaten auf einmal, vor den Graben, dahinter und mitten hinein!

Krach! Da fliegen die Splitter eines Unterstandes!

Ist es wirklich möglich, daß man so roh sein kann, bei diesem Bild der furchtbarsten Vernichtung eine diebische Freude zu empfinden?“

Heulend zieht es über uns hin, so nah, daß man meinen könnte, die Brummer seien einem selber zugedacht.

Aber da kracht und dröhnt es schon drüben im Walde. Wieder und wieder fährt es zwischen die zersplitterten Stämme, reißt ganze Baumkronen ab als wären es Kohlköpfe!

Da kann doch nichts Lebendes mehr drinnen sein!

Sechs Uhr fünfundfünfzig Minuten . . . Leise geht es durch die Reihen der Schützengräben: „Fertigmachen.“

Das Herz hämmert vor Erwartung.

Hier und da reckt sich bereits ein neugieriger Hals hervor, um zu erfahren, ob von drüben noch geschossen wird.

Wieder fährt eine Salve Brummer weiter hinten in den Wald. — Das war die letzte, muß die letzte gewesen sein!

Sieben Uhr! — Mein Major zieht den Säbel aus der Scheide und läuft, ohne einen Ton zu sagen, einfach über zwei Gräben weg der vordersten Linie zu. Ich hinterdrein.

Ja, was ist das?

Ein Hagel von Infanteriegeschossen umprasselt uns, jagt trommelfellzerreißend nahe an unsern Köpfen vorbei, pfeift von der Seite und von vorn!

Himmel, die Kerle sind noch obenauf und haben uns gar noch in der Flanke gepackt!

Der Major und ich springen in den vordersten Graben. Vorwärts, vorwärts!

Schreie, blutüberströmte Gesichter!

Jeder, der sich aus dem Graben erhebt, sinkt zurück, wie ein nasser Sack. Vor uns kauern ein paar. Sie feuern nicht. Sie haben den Kopf in den Sand gesteckt. Kerls, drauf, drauf! Da merken wir erst, daß sie tot sind.

Wir sind dem feindlichen Graben so nahe, daß wir in die Schießscharten hineinsehen können. Aus jedem schaut ein grimmig blitzendes Flintenauge. Ein Mann der neben mir steht, feuert und dreht sich lächelnd zu mir um.

„Der hat genug, er hat die Arme in die Höhe geworfen,“ sagt er zu mir. Seine sonst so gutmütig blickenden Kriegsfreiwilligenaugen flackern unheimlich hinter der Brille.

Kaum hat er zu mir gesprochen, da fällt er auch schon als schwere Masse auf mich nieder.

Nun fauchen auch die französischen Granaten heran. Der heiße, stickende Luftdruck schlägt an die Brust wie eine Riesenfaust. Irgend ein ganz dämlicher Gassenhauer geht mir durch den Kopf.

Ich sehe und höre nichts mehr.

Doch, doch, ich sehe, daß der Regimentskommandeur ganz nahe ist, daß er sich auf den Grabenrand gesetzt hat und zu den Leuten spricht, um sie durch sein Beispiel zu ermutigen. Ich sehe, daß ihm das Blut in kleinen Rieselbächen unterm Helm hervor an den Schläfen herabrinnt. Dann sinkt er zurück.

Nein, nein, das kann doch nicht sein, das ist doch kein Angriff, das ist furchtbares, furchtbares Verderben, das ist . . .

Was ist da drüben, was geht da vor?

Da läuft doch ein Mensch aus dem französischen Graben . . . und noch einer . . . mit roten Hosen . . . Ja, ja, ich sehe es ganz genau! —

„Herr Leutnant bluten ja!“

„Ach was, die kleine Schramme! — Sieh lieber dorthin! Laufen da nicht Franzosen? . . .

Das Schießen von drüben wird schwächer. Und nun auf einmal heben sich dreißig, fünfzig, hundert graue Rücken auf einmal aus den Löchern, aus den Tiefen, sie wachsen aus der Erde wie Cadmus' Drachensaat! Was eben noch totes, leeres Feld war, wird plötzlich ein lebendes Gewimmel, ein Laufen, ein Rennen! Schon sind die ersten am Waldrand, beim Franzosengraben . . . sind drinnen . . . . verschwinden im Wald, . . . wieder neue, immer neue Reihen wachsen aus der Erde und stürmen vorwärts. Wie Musik, wie himmlische, nie gekannte Musik geht ein jauchzendes, helles „Hurraaa“ über den weiten Plan! —

Ich hatte den Major zu Beginn des Sturmes gefragt, wie ich mich als Adjutant dabei zu verhalten hätte. Er lächelte nur; er wußte schon, warum.

Sinnlos, einfach sinnlos stürmte ich davon und ließ Major Major sein, war selbst mitten zwischen den Unsern am Waldrand und im Walde drin, sah wie im Traum viele blutende Franzosen liegen, sah unsere Leute durchs dichte Unterholz kriechen, sah Bajonette blitzen und hörte kaum die Geschosse in den Bäumen prasseln. Vorwärts, vorwärts, hurra! — Wir siegen, wir haben gesiegt! Hurraaa!

Vorwärts! Hinauf, hinan! Der Wald ist unser, nur noch ein paar Sprünge! . . .

Ich merke, daß ich einen Haufen Leute hinter mir habe. Es schießt mir durch den Kopf, daß ich ja Adjutant bin und nicht Zugführer. — Das ist jetzt einerlei! Jeder Offizier ist wichtig! Da liegt wieder ein Kerl mit roten Hosen! — Schießt er noch? Nein, er röchelt nur noch. Weiter!

Wir schwenken rechts. Die Bäume werden lichter. Ein Hagel von Geschossen empfängt uns. Stöhnend bricht neben mir einer zusammen.

„Hinlegen!“

Dann greife ich zur Karte: „Wo sind wir eigentlich hingelaufen, Jungens?“ Wo mag der Major sein? —

Ein Höllenlärm hebt an. Das sind die französischen Granaten! Sie schlagen rechts und links neben uns ein, sie haben einen heißen, trocknen Atem!

Bald werden sie uns alle zuschanden gemacht haben, bald wird alles vorbei sein . . . alles!

„Nun bleibt erst mal hier und sucht euch, so gut es geht, Deckung! Ich werde vorkriechen und sehn, was los ist!“

Ich — kriechen? Nein! Ich stehe also auf . . . Rums! Da haut es mich wieder vor die Brust, daß ich denke, ich ersticke. Ein entsetzlicher Rauch! . . . . Ich laufe jetzt zehn Schritt, zwanzig Schritt! . . . . Halt, da ist ein Graben! Da sind unsere Leute! Und ich höre die Stimme des Regimentsadjutanten. Sie liegen hinter einer Hecke und buddeln.

Schon bin ich bei ihnen.

„Der Major hat befohlen, daß das Regiment sich eingraben soll. Drüben der Waldrand ist wieder besetzt!“

„Der Major . . . Das Regiment?“

Ach, richtig, mein Major ist jetzt Regimentsführer.

Regiment . . . ich muß jetzt lächeln: dreißig Mann aus allen möglichen Truppenteilen buddeln da. Es ist alles durcheinandergeworfen. Die andern sind im Walde, auf den Feldern, irgendwo, wer weiß das jetzt!

Da kommandiert auch schon die Stimme meines Majors, und ich sehe seinen Kopf nicht weit von hier aus einem Granatloch lugen.

Gott sei Dank, wir haben uns!

Und voller Seligkeit springe ich zu ihm hin, die wenigen



Beobachtungsposten vor Ypern in einem Taubenschlag. Phot. Paul Wagner. 

Schritte. Doch er weist mich schnöde zurück: „Hier hab ich selbst kaum Platz drin! Machen Sie ja, daß sie fortkommen. — Aber schön, daß Sie noch da sind!"

Dicke Granaten hauen bei uns ein. Ich muß im Feuer wieder fort — wo anders hin. Da sehe ich, wie vor mir wieder eine ganze Reihe Leute am Boden liegt und schaufelt, was das Zeug halten will.

Ich springe zu ihnen.

„Grabt Leute, grabt! Ihr grabt um euer Leben!" Das brauchte ich eigentlich nicht zu sagen. Sie wissen's schon.

Ich greife auch zu einem Spaten. Wir lösen uns ab. In dem leichten, gelben Sandboden sinkt man rasch ein. Zuerst liegt man noch, dann kann man schon aufrecht sitzen. Die Wände rechts und links werden immer höher. Verbindungen werden durchgestochen, Schulterwehren umgraben. Einer gräbt zum andern hinüber.

Die Leute liegen eng, wie die Heringe in der Tonne. Auch ein Schwerverwundeter ist dabei. Er wimmert leise. Wir betten ihn an die tiefste Stelle und graben um ihn herum.

Schrapnellkugeln pfeifen und prasseln über uns hin — sie schaden uns nicht mehr. Aber die Granaten, die Granaten! —



Am Lagerfeuer. Phot. R. Sennecke.

Immer wieder faucht eine ganz dicht neben uns in den Boden und zerspringt, daß der ganze Graben zittert.

Es wird fieberhaft gearbeitet. Der Graben wird ganz eng und ganz tief! Endlich atme ich auf und sehe zurück.

Wir sind auch ein feines Stück vorwärts gekommen, noch über den Wald hinaus, auf das freie Feld; und das ist gut, denn der Waldrand bietet dem Feind ein sicheres Ziel.

Da sehe ich auch einen Franzosen.

Er sitzt bei uns im Graben und buddelt; ein blonder Junge — könnte ebenso gut ein Deutscher sein.

Die Leute grinsen. „Wir haben ihn gefangen, jetzt muß er graben helfen!" Und er gräbt und schaufelt für drei, denn er hat einen Heidenrespekt vor der „Artillerie grosse".

Er ist sehr froh, daß er bei uns ist. Sein Bruder, sagt er, ist schon lange in deutscher Gefangenschaft und hat ihm geschrieben, es ginge ihm sehr gut und der liebe Bruder solle nur machen, daß er auch bald in Gefangenschaft geriete.

Wir müssen noch zum Major hinüber graben. Er hat inzwischen einen Sprung gemacht und ist in unsere Nähe gekommen. Ein Infanteriegeschoß hat sein Knie gestreift und leicht verletzt. Er trägt den Kopf umwickelt

und sieht aus, als ob er Zahnschmerzen hätte. Auf meiner Backe brennt der kleine Kratzer. Ich bin stolz darauf, wie ein Jüngling nach der ersten Mensur auf seine „Durchzieher."

Nun ist auch der Regimentsadjutant zu uns gekrochen.

„Hören Sie mal, wenn wir heute abend noch leben, . . ."

Ratsch, da schlägt es wieder ein.

Irgendwo schreit eine Stimme, eine gräßliche Stimme.

„L' artillerie grosse!" meint der Franzos und gräbt wie ein Wilder.

Ja, wenn es nur erst Abend wäre! Wie sehnlich erwarten wir die Dunkelheit! Aber die Stunden schleichen mit tötlicher Langsamkeit. Hunger und Durst stellen sich ein. Der blonde Bauernjunge aus Flandern packt sein Ränzel aus und fördert alle möglichen Herrlichkeiten zu Tage: Weißbrot, Butter, geräucherten Tunfisch, Marmelade!

Unsere Leute haben ihren schweren Affen zum Sturm nicht mitgenommen. Der Franzose muß alles hergeben und tut es gern. Wir essen gierig. Die Schlucke aus der Feldflasche werden gewissenhaft gemessen.

Immer wieder Granaten auf Granaten. Wenn wir heute abend noch leben . . . . Endlich, endlich kommt die Dunkelheit, die heißersehnte. Vorsichtig steigt einer nach dem andern aus dem Graben. Nur vereinzelte Infanteriegeschosse pitschen noch übers Feld.

Zuerst werden die Verwundeten fortgetragen, dann die Toten festgestellt, die leider reichlich auf dem Platze blieben.

Wenige Schritte vor mir liegt ein guter, lieber Kamerad, mein treuer Gefährte aus dem ganzen Feldzug.

Ein Schrapnellzünder hat ihm den Kopf zerschmettert.

Nicht weit von ihm liegt wieder ein Offizier, ein Kavallerist, ein wahrer Held! Er hatte vor kurzem den Fußknochen gebrochen und humpelte am Stock.

Doch ließ er's sich nicht nehmen, am Stock humpelnd den Sturmangriff mitzumachen. Nun fiel auch er. In einem andern Regiment fielen Vater und Sohn am gleichen Tage.

Langsam sammeln sich die Häuflein. Mindestens die Hälfte jeder Kompagnie fehlt. Wieder pfeifen Infanteriegeschosse übers Feld. Neben mir stöhnt einer auf und sinkt zusammen.

Es ist kein Gedanke daran, unsere Toten zu beerdigen.

Jammernde, verwundete Franzosen schleppen sich aus dem Walde heran: „O mon camerade, mon camerade!"

Erst kommen unsere Verwundeten und dann die!

Die Stellungen müssen noch eine Nacht und einen weiteren Tag gehalten werden; eben hat es der Regimentsadjutant von der Brigade mitgebracht. Dann erst kommt die Ablösung.

Schweigend nehmen es die Leute hin, die Braven. Schweigend graben und schaffen sie um ein paar kümmerliche Unterstände für die Nacht. Sie denken jetzt nur an das Nächste, an die Feldküchen. Ob das Essen wohl warm sein wird oder wieder kalt, wie gestern? — —

Der Major, der Regimentsadjutant und ich gehen die paar hundert Meter zu unserm Gefechtsstand durch den Wald zurück, der heute unter so großen Opfern erstürmt ward. — Wir gehen nicht. Wir suchen und tappen.

Überall stoßen unsere Füße an Leichen gefallener Feinde.

Dicht neben unserm alten Unterstand haben sie unsern guten Regimentskommandeur bestattet. Wir kriechen in die Höhle, die so gut unser Grab hätte werden können, und entzünden die Kerze. Der Major tastet mit der Hand nach dem kühlen, feuchten Lehmboden der Wand.

„Es ist doch gar nicht auszudenken, daß zwei Meter weiter in derselben Erde der Mensch begraben liegt, mit dem wir vor ein paar Stunden noch gesprochen." —

Überirdisch hören wir den taktmäßigen Schritt der Männer, die mit den Tragbahren kommen und gehen, um einen Verwundeten nach dem andern abzuholen.

Da tritt jemand mit einem großen Korbe bei uns ein und packt aus. Er bringt allabendlich das Essen, das er auf irgend einem entfernten Feuerherd für uns schmorte. Er heißt Martin, und mein Major nennt ihn „Martin, den Raben", weil er uns so märchenhafte Dinge bringt.

Und während ein herrlicher Trunk in den Gläsern schäumt, holt mein Major etwas aus der Tasche und reicht es mir lächelnd unter der verdeckten Hand.

Ich kenne das kleine Päckchen nur zu gut und schüttle mit festem Griff die Hand, die es mir gab.

O seligster, aller Augenblicke! — Das Kreuz! —

Nun kann ich es in Ehren tragen!

Gott, mein Gott, wie dank' ich Dir, daß Du mich das erleben ließest! —

„Ich habe auch noch Arbeit für Sie", sagt der Major und gibt mir ein kleines Päckchen Briefe, die einem gefallenen französischen Offizier abgenommen worden sind.

„Sehen Sie mal zu, ob was drin steht, was wir gebrauchen können!"

Das erste, was ich lese, ist der Brief einer Frau an ihren Mann, zärtlich, sorgend.

Ich lege den Brief beiseite. Das andere sind Karten ohne Wert. Aber da fällt noch etwas heraus: Ein kleines Briefchen mit ungelenken Schriftzügen bedeckt:

„Mon cher petit papa!

Wie geht es Dir, mein lieber, kleiner Papa? Gestern sind wir bei Tante Madelaine gewesen und haben Kuchen gegessen und Schokolade getrunken. Mußt Du auch nicht zu doll frieren, mein guter armer Papa. Mama strickt Dir eine wollene Jacke. Ach, der böse Krieg!" . . .

Ich nehme das ganze Päckchen, falte es sorgfältig wieder zusammen, grabe mit der Schaufel ein Loch in die Erde, lege es hinein und decke es ganz mit Erde zu.

Dem Major melde ich: „Es stand nichts, — garnichts darin!"

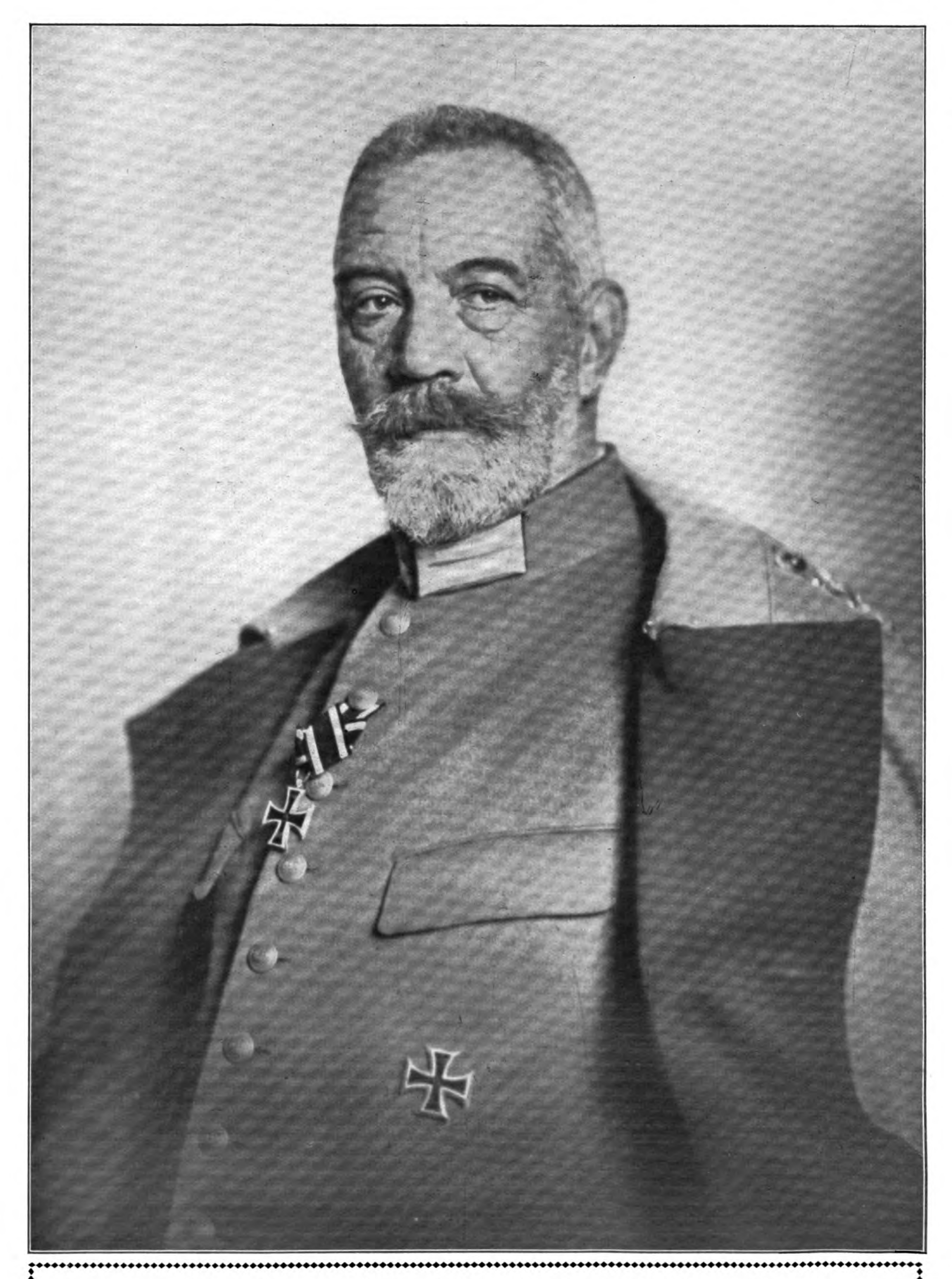
Dann nehme ich eine Feldpostkarte und schreibe an meine Frau: „Bin aus schweren, siegreichen Kämpfen gesund hervorgegangen und habe das eiserne Kreuz erhalten." —

Abschied von Rom. Von Dr. Hans Barth.

Lugano, 30. Mai.

Ein Lebenstraum dahin — nicht mir allein, o nein, viel Tausend anderen noch, die gleich mir Italien geliebt wie eine Braut. Und die die schöne Braut verraten hat für immer. Aber wir Italiener, wir Deutsch-Italiener, wir haben es kommen sehen. Es war kein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Man glaube doch ja nicht in Deutschland, daß die Italiener der letzten Jahre noch unsere Freunde waren. Sind sie überhaupt jemals unsere wahren, verstehenden Freunde gewesen? Schon längst hatte es begonnen. Mit dem Nachlassen der Spannung zwischen Italien und Frankreich, zugleich mit dem Eintritt der Spannung Deutschlands zu England . . . Damals stieg Italiens Ansehen im Preise; es begann die Zeit des Nationalismus, des Größenwahns. Und der plötzlich ohne ernsten Grund emporlodernde Brand der Gardahetze war es, der dem neuen Italien die Wege wies. . . . Scholl es früher in ganz Italien vom höchsten Norden bis nach dem fernsten Sizilien hinab: „Der Franzose ist der Feind", so verkehrte sich diese Losung allmählig in das gerade Gegenteil, und immer mehr ward durch eine schnöde Presse den italienischen Massen zu Gemüte geführt, daß nicht mehr der „Francese", sondern der „Tedesco" zu hassen sei. . . . Wobei man unter dem „Tedesco" zumeist den österreichischen Erbfeind verstand, mit dem man sich übrigens in den langen Jahren des Dreibundes mit der Zeit ganz leidlich gestellt. Aber dann kam der Tripoliskrieg und mit ihm der Triumph des Nationalismus. Zugleich der Triumph unserer Feinde in Italien. Jetzt war es wirkich keinem Sehenden mehr ein Geheimnis, daß das italienische Volk reif war zum Abfall vom Baume des verdorrten alten Bündnisses. . . . Schon während des Tripoliskrieges war uns Deutschen der Aufenthalt in Italien schwer gemacht. Erblickten doch die Italiener in jeder noch so leisen Kritik unserer Presse Feindschaft und Gehässigkeit, und wenn auch die Pariser Blätter die lateinischen Brüder nicht übermäßig schonten, so waren sie doch, wie man in Italien sagte, nicht Verbündete. . . . Von da an ging es mit der Sympathie für Deutschland reißend abwärts. Wo früher der Deutsche überall in Stadt und Land mit dem jubelnden Zurufe „Evviva Germania! Evviva Guglielmo!" begrüßt wurde, da ward es jetzt still, und nur wenige Gebildete, die ganz Gebildeten, traten den Deutschen mit Freundschaft gegenüber. Aber mit der alten Herzlichkeit war es aus. . . . Just wie bei einer alten Liebe, die einen ersten tiefen Riß erlitten. Was hilft es, daß man ihn ausbessert und flickt?

So bei uns und den Italienern. Nur Phantasten — der Schreiber dieser Zeilen hat nie dazu gehört, zu den politischen Phantasten nämlich — nur unheilbare Schwärmer konnten des Wahnes leben, daß das italienische Bündnis einem Kriege gegen Frankreich-England Stich halten würde. Freilich, an die Möglichkeit, daß unsere alten Freunde sogar gegen uns gehen könnten, habe auch ich nie gedacht. Dafür kannte ich alter Römer meine Italiener viel zu . . . schlecht. Ein klein wenig Träumer war also auch ich geblieben, obschon zweieinhalb Jahrzehnte Rom selbst den größten Wirklichkeitsfeind zum Realismus bekehren müssen; denn keine Stadt der Welt ist im Grunde genommen prosaischer und nüchterner als jene Stadt, die als die . . . romantischste der Welt gilt. Ich meine die Menschen. Denn die Poesie, die in den Dingen lebt, die jeder in sich trägt, ist eine schöne Sache. Aber vermag diese innere Poesie, vermag dieser süße Romrausch auf die Länge gegen die Kälte der römischen Umgebung anzugehen? Denn im Grunde genommen haben ja auch die Römer Goethes keine Seele im deutschen Sinne. Und dennoch lag in den letzten Jahren, in den Jahren der weichenden Freundschaft, der schwindenden Liebe, über diesem Italien, diesem unseren Italien, noch ein Zauber, der uns Deutsche unwillkürlich gefangen nahm.



Dr. Theobald von Bethmann Hollweg, Kanzler des Deutschen Reichs.

Hofphot. Nicola Perscheid.

„Nicht mit Haß führen wir diesen Krieg, aber mit Zorn, mit heiligem Zorn. Und je größer die Gefahr ist, die wir, von allen Seiten von Feinden umdrängt, zu bestehen haben, je mehr uns die Liebe zur Heimat tief ans Herz packt, je mehr wir sorgen müssen für Kinder und Enkel, um so mehr müssen wir ausharren, bis wir uns alle nur möglichen realen Garantien und Sicherheiten dafür geschaffen haben, daß keiner unserer Feinde, nicht vereinzelt, nicht vereint, wieder einen Waffengang wagen wird."

(Aus der Rede über Italien in der Kriegssitzung des Reichstags am 28. Mai 1915.)

Zumeist der Zauber der Campagna, der römischen wie der italienischen Landschaft überhaupt. Hier war der Deutsche noch zu Hause. Hier in den Bergkastellen und Weindörfern des Albanergebirges, den Ciocciaren-Nestern, wo die Leute naiv und gutgeartet sind und sich nicht von einer feilen Presse vergiften ließen. . . . Hier konnten wir noch träumen. Wenn über der mit Ginster übersäten römischen Campagna die Sonne unterging, die Reihen der Aquädukte sich in Dämmer hüllten und die Fenster von Frascati im letzten Abendscheine funkelten — und vor uns das Glas mit dem Nektar, den Horaz besungen . . . wie hätte da die deutsche Seele nicht in dionysischem Fluge über die Gräber der Via Appia hineilen sollen in die Gefilde der Seligen . . .?

Vorbei, vorbei . . .! Vorüber, was uns an Menschen und Dinge in Italien geknüpft. Und es waren liebe Menschen und Dinge darunter. Trotz der praktischen Nüchternheit, die im Großen und Ganzen des Italieners Leitmotiv ist. Aber Faustina war nicht allein darum besorgt, daß ihr Tisch nun besser bestellt sei. Sie schenkte dem Göttlichen auch göttliche Stunden. Und ihre Liebe zu dem Olympier war sicher nicht nur aufgebaut auf dem fast in Rom allein selig machenden „Interesse". Und Feuerbachs Modell, die einzige Lucia war die Lebensflamme des Künstlers. An Faustinen und Lucias aber ist Italien reich. Auch heute noch. So reich, daß mehr als einer der deutschen Flüchtlinge mit Goethe zu den Nebelgestalten der Vergangenheit seufzen mag:

„Ihr bringt mit euch der Bilder frohe Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf,
Gleich einer alten halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb und Freundschaft mit herauf . . ."

Und näher und näher kam das Gewitter. Auch ohne den Weltkrieg wäre Italien uns Deutschen verloren gegangen. Vielleicht nicht so ganz und so grausam, nicht in der furchtbar tragischen Weise, die einem Idyll, einem Taumel von Jahrhunderten durch einen Dolchstoß ein Ende macht. Aber auch schon vor dem August des Jahres 1914 war Faustinens Land uns verschlossen für immer. Der Krieg kam und (ich hörte es den Wind in einer Rosenvilla flüstern), noch war das leitende Italien, das ehrenhaft loyal empfindende Italien, bereit, an unsere Seite zu treten. Wohl nicht aus Begeisterung für unsere Ziele, aber aus Pflichtgefühl. Leider wurde aus vielen Gründen der gute Augenblick verpaßt, die Generäle und Admiräle, die schon dringend fragten: „Wann wird mobilisiert?" bekamen keine Antwort, und . . . . jene scheußliche Minierarbeit setzte ein, die in ein paar Wochen die öffentliche Meinung Italiens von der „Meinung" des Proletariers bis zu der des Bürgers, des Abgeordneten, der Minister und selbst des Königs in ihr genaues Gegenteil verkehrte. Ein paar Wochen genügten, man höre, ein paar Wochen, um mit Hilfe einer auf den Nationalismus eingeschworenen, vom Palazzo Farnese und von der englischen Botschaft „inspirierten" Presse dieselben Deutschen, die man Jahrzehnte lang als die Vertreter alles Wissens, allen Fortschritts gefeiert, die Carducci im Namen Luthers als die ewigen Brüder, Verbündeten und Freunde begrüßt, dem Volke Italiens als Mörder, Briganten und Abschaum der Menschheit darzustellen. Die vom Dreiverbande bezahlten belgisch-französischen Wanderredner, die mit Erlaubnis einer erpresserischen Regierung das Land durchzogen, allenthalben wilden Haß gegen die einstigen Alliierten predigend, vervollständigten das Zerstörungswerk, und bald hörte man nichts mehr von Viktor Emanuels anfänglichem Schwure, lieber den Weg des Exils zu gehen, ja lieber sein Leben zu opfern, als sein königliches Wort zu brechen und seines verstorbenen Vaters Freund und Verbündeten Kaiser Wilhelm, anzugreifen . . . Aber die Staatsraison, wie man gesehen, war stärker als eines Königs guter Wille, und so viele, ach so viele Einflüsse jeder Art, und nicht allein politische wirkten täglich auf des armen kleinen Königs Gemüt, solange bis er mürbe ward . . . und, wenn es im Rate des Ewigen nicht anders bestimmt ist, den Thron des Hauses Savoyen rettete . . .

Zehn lange Monate, solange währte das Feilschen, das Hin- und Herzerren der Verhandlungen, endlose Monate hindurch lagen wir Deutsche in Rom und ganz Italien moralisch im . . . . Schützengraben. Tagtäglich prasselte aus der Presse ein Hagel von Kot und Gemeinheit auf uns und unser Volk, unseren Kaiser und auf alles nieder, was deutsch war. Kein Schmachwort ward uns erspart, keine Infamie, die nicht in Wort und Bild, gegen Kaiser Wilhelm zumal, an allen Straßenecken angeschlagen ward zur Kurzweil eines Pöbels, wie er auf dem Forum der Kaiserlichen Straßen einst nicht frecher herumlungerte. Unwissend und aufgeblasen und sich wohlbewußt der Angst, die seine Regierung vor ihm hatte, der Pöbel, wie ihn Italiens böser Geist, Camille Barrère, der glänzendste Dämon der modernen Diplomatie, in Italien gezüchtet. Der Pöbel, der sich dieser Tage durch Brand und Raub in Mailand betätigt und der nur auf die Losung lauert, sich auf die Monarchie zu stürzen. . . . Aus tiefgegründeter republikanischer Überzeugung? O nein, nur deshalb, weil . . . Camille Barrère und seine Sippe es so wollen. Und so bezahlen. So weit kam es selbst in Rom, der Hauptstadt des Reiches, daß es gefährlich ward, auf der Straße oder öffentlichen Lokalen deutsch zu sprechen, daß man Damen belästigte, weil sie sich auf deutsch zu unterhalten wagten, daß den deutsch Aussehenden Schimpfworte nachgerufen wurden, daß noch im Frieden, und während naive Seelen noch auf einen Ausgleich hofften, deutsch dasselbe war wie vogelfrei. Ja, die Presse der verschiedenen Staaten lateinischer Zivilisation war sogar so ritterlich, diejenigen Italiener persönlich anzugeben, die deutsche Frauen hatten oder deutscher Gesinnung verdächtig waren. Solche Italiener gibt es nun tatsächlich eine ganze Zahl. Selbst heute noch. Es sind die wahrhaft Gebildeten. Nicht die Schwätzer und Großmäuler, nicht jene Streber, die in ihrer Eitelkeit mit dem Strome schwimmen, weil das Volkstümlichkeit schafft. Wie sagte doch Guido Baccelli, der in Deutschland einst so gefeierte Kliniker und Unterrichtsminister und heute noch Abgeordnete, einst zu mir? „Die Deutschen müßten viel mehr Italienerinnen heiraten und die Italiener Deutsche, um unsere beiden Völker immer enger zu verschmelzen zum Heile der Menschheit." Und beim Ausbruche des Weltkrieges, gleich zu Anfang, als man nur erst von der italienischen Neutralität sprach, erklärte derselbe Baccelli in den Blättern: „Jetzt oder nie! Der Augenblick ist gekommen, wo Italien sich am Kampfe der lateinischen Zivilisation gegen die deutsche Barbarei beteiligen und dabei seine Einheit erkämpfen muß!" . . . Wie Bacelli die meisten anderen. Die ruhigen Elemente kamen nicht zu Worte oder waren zu schlapp. Vergleiche Giolitti, der mit seinem Heerbann, der großen Mehrheit von Parlament und Senat sich beim ersten Gewitterrollen verkroch, bis auf die Professoren und Bürger, die sich demütig vor der Teppa (der Canaille) verneigten und umfielen, als Regierung und Gasse ihre Heldentat ins Werk setzten . . . . Und das eigentliche Volk? Das gute, brave, rechtschaffene, immer betrogene, immer ausgesogene italienische Landvolk, das seine Söhne ins Granatfeuer schicken muß, während das städtische Gesindel in aller Behaglichkeit die Geschäfte mit deutschen Firmenschildern und die deutschen Häuser plündert?

Aber nicht die Österreicher, sondern die Deutschen sind heute in Italien am gehaßtesten. Das ist das große, das einfach unglaubliche Mirakel. Das Mirakel, das zeigt, daß in einem Lande, wo über ein Drittel, im Süden gar die Hälfte der Einwohner Analphabeten sind und die übrigen Bewohner vom Auslande und besonders vom deutsch sprechenden Auslande, keine Ahnung haben, eine hetzerische Presse in ein paar Wochen aus dem Volke machen kann, was sie will. Hätte Deutschland zu Kriegsbeginn die Presse gehabt, wie die Entente, — in vierzehn Tagen wären die Massen vor den Quirinal gezogen und hätten Krieg verlangt. Krieg gegen Frankreich und England. Aber leider hatte Deutschland keine Presse . . .

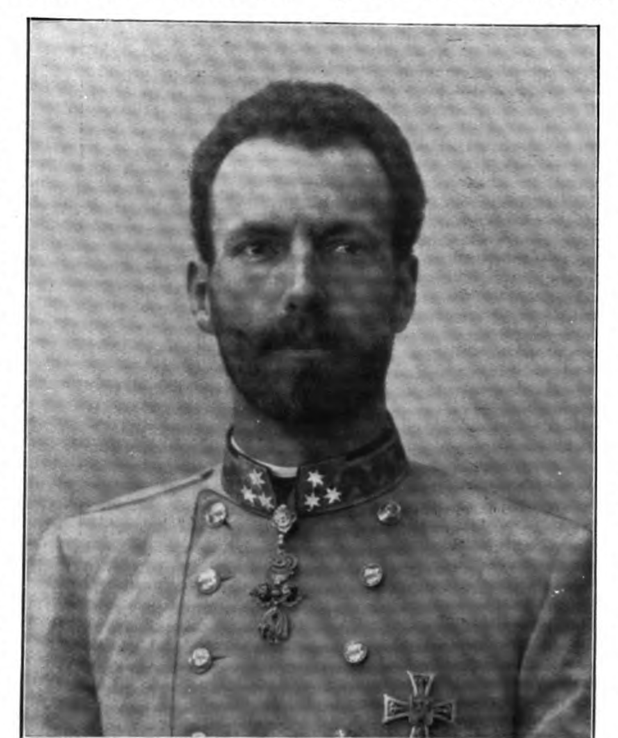
Und so kam, was kommen mußte, naturgemäß. Nachdem es zehn Monate lang gewittert, daß ein zartbesaitetes Gemüt den Aufenthalt in einem Irrenhause vorgezogen hätte, brach der Sturm endlich los. Italien hat nun seinen Krieg gegen die Deutschen, die ihm nie etwas getan, die es geliebt, wie eine zweite Heimat, in einer unerwiderten und darum noch viel tieferen Liebe. Den Italienern (nicht allen, gewiß nicht) ist die Trennung leicht gefallen. Sie kennen uns ja nur als jahraus jahrein über die Alpen kommende Forestieri, sie wissen nicht, was Deutschland ist und bedeutet, und weil ihre Lügenpresse ihnen erzählt, wir hätten kleine Kinder verstümmelt und seien Kannibalen, so glaubt das heute das ganze Volk und sagt, jeder Deutsche müsse totgeschlagen werden, um Belgien zu rächen. „Wie die Hunde müßt ihr sie auf der Straße erschlagen mit dem Knüttel", rief der Mailänder Popolo d'Italia, und kein Staatsanwalt hat diese Wahnsinnigen noch in ein Narrenhaus gebracht.

Wir Deutsche aber begraben in uns eine Welt der Schönheit und Sehnsucht. Alles, was uns von jeher mit dionysischer Wonne erfüllt und begeistert hat, versinkt vor uns, wie von der Erde verschlungen. Die Pracht der Tempel und Museen, die Gärten des Palatins und die Säulen des Forums, das Eiland Capri und die Trecentotürme von Viterbo, die Felshäuser von Olevano und die leichtsinnige Napoli, verklungen ist der Singsang der Osterien, das Funicoli-Funicola und die Santa Lucia und all die reizenden Liedchen, die uns in paradiesische Träume gewiegt. Verschüttet ist der Wein und der Kelch zertrümmert in tausend Splitter. Und zerflossen wie ein Geisterbild ist die herrliche Italia, die uns die Krone der Schöpfung geschienen, die stolze Römerin. Und doch, dem Deutschen fällt die Trennung schwer, blutig schwer, wie die Tragödie eines Lebens. Und mit dem Meister, der Rom geliebt hat, nicht minder als wir alle, fühlt jeder von uns.

Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und, was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Der italienische Krieg.

Noch jubelt Italien; noch ist es von dem fürchterlichen Rausch, mit dem der Narr d'Annunizio ihm die Sinne umnebelte, noch nicht erwacht. Aber bald wird es weinen und jammern, wenn alle Schrecken des Krieges über das Volk kommen, wenn die Verwundeten die Spitäler füllen werden, wenn die Polypenarme des Krieges weit ins Land greifen werden und das Land aussaugen, bis es dürr und arm ist wie die Steppen der Campagna. Noch tobt der Pöbel gegen alles, was deutsch ist oder nur deutsch zu sein scheint; noch schafft ein wildes ungebändigtes Temperament sich Luft in der ruchlosesten Plünderung an deutschen Besitzungen in Italien. Wer weiß, wie bald sein Unwille, seine Wut, sein Toben sich gegen die wenden wird, die diesen für Italien so verderblichen Krieg heraufbeschworen haben, in deren Taschen das Geld der Bestechung floß, damit der Geringe und Arme sein Blut für England und seine Helfershelfer vergieße. Betrogene Betrüger. Trotz der langen Vorbereitung auf den Krieg — „Italien schliff sein Schwert so lange bis ein Brigantendolch daraus ward" — ist wohl selten ein Volk so leichtfertig, so frivol, so gänzlich ohne Ahnung von den Folgen seines Beginnens in einen Krieg hineingegangen. Deutschland, das in den letzten vierzig Jahren wahrlich oftmals Grund genug gehabt hätte, das Schwert zu ziehen, und das, wie sich jetzt zeigt, militärisch und wirtschaftlich stark genug war, es mit einer Welt von Feinden aufzunehmen, hat dennoch den Frieden gewahrt um des Gewissens willen. Ein Reich wie Italien bricht ihn wahnwitzig vom Zaun. Und die es umwarben, England und Frankreich, zeigen ihm jetzt schon ihr wahres Gesicht und weisen es in das Vasallenverhältnis, wie dem feilen Genossen gebührt. Und die frühern Freunde — Deutschland und Österreich-Ungarn — fürchten den Abtrünnigen, den Verräter, der ihnen feige in den Rücken fällt, nicht. Es ist nur eine Meinung: die Teilnahme Italiens am Kriege wird nur geringen Einfluß haben, wird uns nun und nimmer in unserm Fortschreiten am Erfolge hindern, wird uns nicht um die Früchte unserer Blutopfer bringen. Es ist ein Bild von geradezu grotesker Komik, daß Italien es wagt, dem Sieger in Ost und West in den Arm zu fallen. Es ist unter unserer Würde einem solchen Volk zu drohen. Aber das wissen wir, nach göttlichem und menschlichem Recht: die Vergeltung bleibt nicht aus. Vorerst freilich schwimmt ganz Italien in Glück und Siegesrausch. Kaum sind die italienischen Vortruppen in die Bergtäler der Alpen vorgerückt, haben unbedeutende Gebirgsdörfer besetzt, haben ein paar vorgeschobene Höhenstellungen der Österreicher weithallend beschossen, haben Flugzeuge und Luftschiffe Erkundungsfahrten über die Adria machen lassen, und schon werden Siege in die Welt hinausposaunt, als wäre die ganze feindliche Armee geschlagen und auf der Flucht, und es ist, als wäre der Miles gloriosus des Plautus wieder lebendig geworden, stünde am Po und schriee nach Blut. — Oberst Barone, der das deutsche Heer schlecht zu machen versteht, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm nimmt, triumphiert: „Es fängt gut an. Wenn man vom Morgen auf den Abend schließen kann, so erkennen wir aus den bisherigen Operationen einen großen genialen Kriegsplan. Aber nicht nur auf dem Schlachtfelde, nein, auch zu Hause hat der Krieg begonnen; denn das Volk ist so ruhig, stolz und siegesbewußt, wie niemals zuvor. Der Tripoliskrieg war eine treffliche Vorbereitung für diesen vierten Unabhängigkeitskrieg." Vorläufig sind nur ganz unbedeutende Kämpfe vom Isonzo und den Dolomitenübergängen gemeldet worden. Die eigentlichen Schwierigkeiten werden an den Endtälern beginnen, die die Österreicher in starker Hand haben. Man wird mit der Vermutung nicht fehl gehen, daß der Krieg gegen Italien nur defensiv geführt werden wird, wobei Welsch-Tirol am meisten leiden dürfte, und daß man es der Zeit überläßt, Italien zu schlagen.



Erzherzog Eugen von Österreich, Oberkommandierender der gegen Italien vorgehenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte. Hofphot. Carl Pietzner phot.



Ausmarsch bayrischer mit Bergstöcken und Gebirgsschuhen ausgerüsteter Infanterie. Phot. Hoffmann.

Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

XIII. Die Kinder.

Wenn der ganze große Weltkrieg vorüber, wenn wieder Friede auf Erden sein wird und wir nach getaner Arbeit ins heilige Deutschland zurückkehren, das wird ein froher Tag sein. Von allen Häusern werden die Fahnen wehen, auf allen Straßen, durch die wir einziehen, werden die Menschen in Sonntagskleidern stehen, Kopf an Kopf, eine unzählige Schar mit hellen Dankaugen. Sie werden uns zujubeln und zuwinken und unsere bestaubten Helme mit grünen Kränzen schmücken, mit frischem Grün aus dem deutschen Walde. Auch die werden unter der Menge stehen, deren Liebstes im Siegeszug fehlt. An diesem Tage werden sie ihre Tränen verschlucken und tapfer in den Choral einstimmen, der aus dem unbezwungenen Deutschland zum Throne Gottes steigt ....

Der Tag der Heimkehr! — — Wenn ihr's nur wüßtet, wie lockend und verheißungsfroh er immer und immerzu in unsern Gedanken und Träumen steht. Wenn auch zuweilen ein Schatten drüber hingeht: „Ob du's erlebst, ob du dabei sein wirst?" — Der verfliegt immer wieder, denn jeder spricht sich selber die Hoffnung und die Zuversicht ein: „Du wirst, du mußt dabei sein!" Diese Zuversicht, dieser ungestüme Wille zum Lebenbleiben ist auf's engste verschwistert mit der Opferbereitschaft, mit der unbedingten Willigkeit, für das Vaterland zu fallen, wenn es sein soll. Beides beherrscht jeden von uns, jeden Einzelnen, ich sage das aus langer, ernster Kriegserfahrung. Es mag da und dort ein paar armselige Drückeberger geben, das braucht gar kein Geheimnis zu sein; ein paar Schwächlingsseelchen, die sich nur irrtümlich in die Front verlaufen haben und nichts wichtigeres wissen, als auf alle Fälle ihr kostbares Dasein zu retten, mag sonst passieren, was will. Aber die zählen ja nicht mit. Für alle andern — und die sind's, von denen überhaupt nur die Rede sein darf — für alle andern steh' ich ein: da ist kein Einziger unter uns, von dem ich's nicht wüßte, weil ich's so und so oft gehört hab': „An mir ist nichts gelegen, mich kann's meinetwegen treffen, so weiß ich doch wenigstens, wofür ich falle. Aber weißt du, Kamerad, wenn ich nur eine Minute lang an die denk', die daheim sitzen und auf mich warten, an die, die mich wiederhaben wollen und die mich noch brauchen für's Leben, dann ist das wie ein Hammer in mir, der mir laut und schwer gegen die Rippen pocht: du mußt leben bleiben — für sie, für sie!" — Mit diesen beiden Gewalten im Herzen: dem Willen zum Leben und der Bereitschaft zum Selbstopfer kämpfen eure Musketiere den großen heiligen Krieg fürs Vaterland und träumen vom Tag der Heimkehr.

Und wenn sie dann wiederkommen und aus euren Händen die hochverdienten Siegeskränze empfangen, dann werdet ihr noch etwas Besonderes erleben: viele, zahllos viele nehmen dann die grünen Zweige von ihrer Stirn und suchen sich die Kinder aus der Menge hervor und setzen sie ihnen auf die blonden und braunen Köpfchen ... Denn das ist nur eine Stimme unter uns: wenn wir siegen, wenn wir's durchhalten können bis ans ehrenvolle Ende, so verdanken wir's den kleinen und kleinsten Liebeshänden zumeist, die uns harthäutigen und doch, ach, so deutsch weichherzigen Kriegskerlen das Kämpfen leicht und das Aushalten möglich gemacht haben.

Ja, das könnt ihr euch nun gar nicht ausmalen, was die deutschen Kinder für eine Macht an die Front stellen. Auch hier sind es die kleinen und stillen Dinge und Begebnisse, die am lautesten sprechen und zeugen. Im großen und ganzen wissen wir das ja gewissermaßen als Grund- und Leitsatz des Krieges: wir kämpfen für die Zukunft unseres Vaterlandes, und die liegt in den Händen unserer Jugend, unserer Kinder. Aber dieser Begriff ist zu groß und allgemeingewaltig und könnte uns nicht viel helfen, wenn er nicht in jedem einzelnen einen persönlichen Widerhall fände, der ihn selbst beteiligt an der großen Sache macht.

Wenn auch nicht jeder Musketier an den deutschen Fronten glücklicher Familienvater ist: irgend ein Kind in der Heimat, das er lieb hat, trägt jeder in seinem Herzen. Das lebt in ihm, das beschäftigt und begleitet ihn hier draußen bis in die Ungewitter der Gefechte hinein. Ich hab's mehr als einmal erlebt, daß der eine und andere sagte: „Wenn bloß das Morden, das Totschießen und Abstechen mit sehenden Augen nicht wäre! Das ist das Schrecklichste, und da hilft einem auch nicht der Gedanke drüberweg: wenn du sie nicht triffst, treffen sie dich. Aber manchmal in der größten Gefahr seh' ich plötzlich meine Kinder auf dem Feld sitzen und spielen, mitten im Kugelhagel und Granatenkrachen. Und dann gibt's kein Bedenken mehr, dann fliegt alle Weichherzigkeit zum Kuckuck, dann kommt eine Wut, eine blutrote Wut über mich her: eh' daß dem Buben was geschieht oder dem Kleinchen nur die Haut geritzt wird, eher sollen hundert und hundert Franzmänner ins Gras beißen. Und dann, Kamerad, dann ist das wie ein wahrhaftiges Wunder, — dann kann ich drauflosgehn wie ich will, mir passiert nichts. Es ist grad', als ob da, wo die Kinder sind, keine Kugel treffen darf!" ...

Wohl jedem deutschen Krieger, der einmal im Bajonettkampf gestanden hat, ist die in der Not und Todesangst ersonnene List bekannt, mit der sich die Franzosen vor dem blanken Messer zu retten versuchen. Wenn sie sehen, daß ihre Sache schief gegangen ist, wenn das stürmende „Hurrah" so blitzschnell über sie kommt, daß sie nicht einmal mehr die Beine unter die Arme und ausreißen können, dann werfen sie uns ihre Flinten vor die Füße, knicken in die Kniee, recken mit theatralischen Geberden die Arme in die Luft und rechnen uns unter Wimmern und Schreien an den Fingern vor, wie sehr sie der Schonung bedürftig und würdig wären: „P'rdon, messieurs, p'rdon ... trois ... quatre ... six ... huit enfants! ... p'rdon, messieurs!" — Trotz aller Greuel und Schrecken solcher Augenblicke ist das immer außerordentlich belustigend, wieviel Nachkommen diese Männer des kinderarmen Frankreich plötzlich an den Tag zu bringen wissen, wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt. Schlau sind die Kerle doch bis zur letzten Sekunde, das müssen wir ihnen lassen. Soviel Kinder, wie sie uns da in der Geschwindigkeit herunterzählen — „drei ... vier ... sechs ... acht ..." — gibt's natürlich bei ihnen gar nicht. Aber das macht nichts. Es kommt ja nur darauf an, den wutschnaubenden „Barbaren" milde zu stimmen. Und da die Kerle sehr wohl wissen, wie hoch die Kleinen bei uns in Wert und Ansehen stehen, da sie mit instinktmäßiger Behendigkeit die Stelle finden, wo wir sterblich sind, so machen sie sich aus einem Zwirnsfaden schnell ein Rettungsseil und stellen eine Legion von Kindern vor sich auf, vor denen sich die Spitzen unserer Seitengewehre senken sollen. Den großen Sturm, den letzten wuchtigen Stoß siegreicher Regimenter können sie damit natürlich nicht aufhalten, der fegt den einzelnen weg wie die Sense den Halm. Aber das weiß ich: mancher biedere, gutgläubige deutsche Musketier hat sich durch diese franzmännische List schon übertölpeln lassen und nicht zustoßen können, weil ein Haufe von Feindeskindern im Wege stand, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren. „Dann muß ich immer denken, es wären die meinigten", gab mir ein stämmiger Westfalenhüne zur Erklärung, der im übrigen draufging wie Blücher. — — —

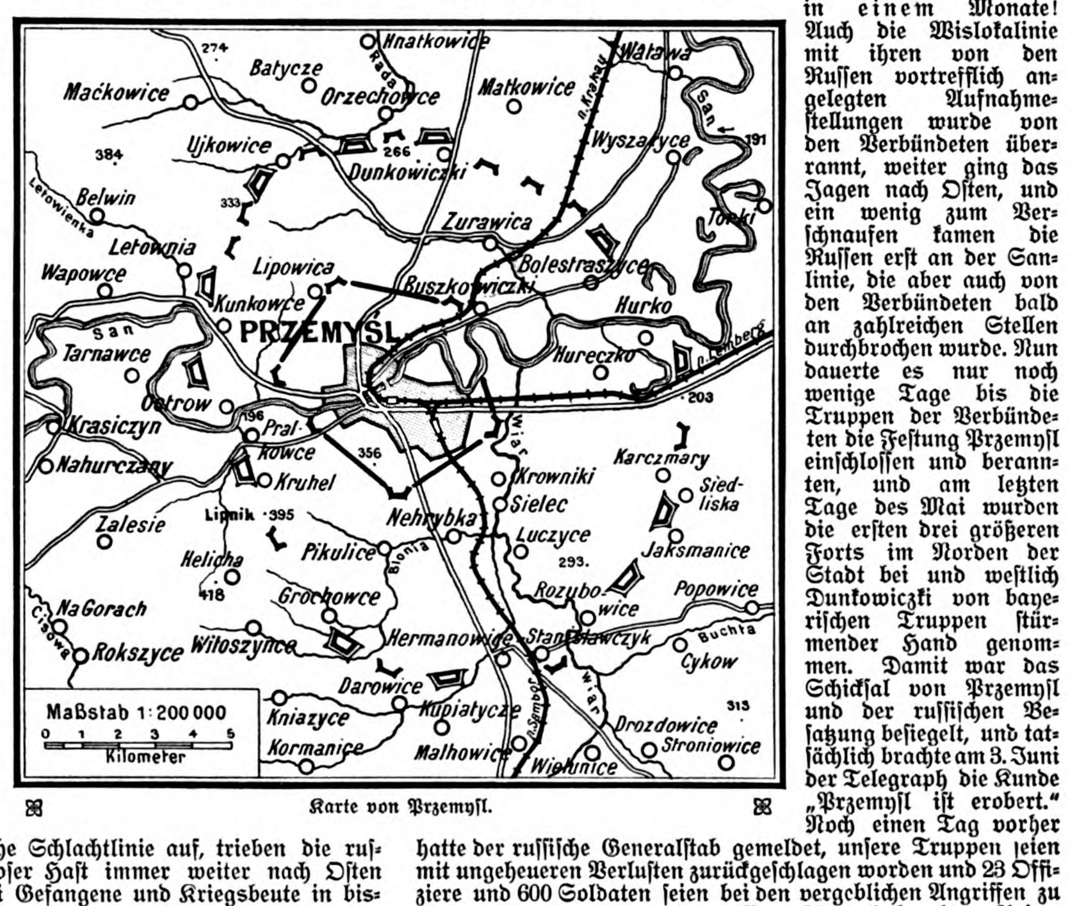
Ja, die Feindeskinder ..., die sind nun bei euren Feldgrauen fast um kein Haar schlechter angeschrieben als die Knirpse im Vaterland. Es ist ja freilich eine ganz andere Sorte und im Grunde sagt doch jeder von uns: „Nee, haben möcht' ich sie nicht," — aber sie sind halt Kinder, klein, arglos, hilfs- und liebebedürftig und hier im eroberten Lande meist vater- und elternlos. Daran kann kein deutscher Soldat vorbei. In einem anderen Abschnitt hab' ich's schon erzählt, wie unsere Musketiere mitten im fürchterlichsten Kanonengewitter die ganze Kinderschaft eines Dorfes gerettet haben. Beispiele dieser Art gibt's über und über genug, im Großen wie im ganz Schlichten.

„In jedem Manne steckt ein Kind verborgen" sagt Nietzsche, und der Krieg hat die Wahrheit dieses Wortes tausendfältig bewiesen. Und das Kind in uns ist's, das sich nach Gefährten und Gespielinnen sehnt. Sind wir unter dem Zwange der Zeit von unseren eigenen Bürschchen und Mädelchen getrennt, so bevatern wir halt derweil die fremden hier, wenn's auch eine oft recht ruppige und unerzogene Franzosenbrut ist. Wo wir nur irgendwo im notdürftigsten Dorfquartier liegen, da findet sich die kleine Bande rasch mit uns zusammen. Sie futtern aus unserem Kochgeschirr, sie schlafen auf unserem Stroh, sie spielen mit unseren Patronen wie die Buben in Deutschland mit Zinnsoldaten, und zuweilen sitzen sie in langer Reihe nebeneinander, und irgend ein braver blondbärtiger Germane, dem der Schulmeister aus beiden stahlblauen Augen herausschaut, steht davor und hält Schulstunde mit ihnen. Wenn's auch meist ziemlich holprig geht mit der gegenseitigen Verständigung, ohne einen — sei's auch noch so kleinen — täglichen Fortschritt gibt sich der Lehrer nicht zufrieden, und hat er seine Rangen soweit gebracht, daß sie Vater und Mutter und Deutschland und Kaiser Wilhelm buchstabieren und „Mit dem Pfeil, dem Bogen" schmettern können, dann hat er den Gipfel der Glückseligkeit erreicht.

Freilich, es ist nur ein armer Notbehelf. Alle Tage und Stunden fliegt die Sehnsucht zu den Kindern in Deutschland hin. „Mein Leben gäb' ich drum, wenn ich nur eine Stunde bei meinem Bengelchen sein dürfte" — das könnt ihr hier alle Tage hören. Von ihren Kleinen daheim sprechen sie immerzu und zeigen einander ihre Bilder und Brieschen, die sie geschickt bekommen, und können gar nicht prächtige Worte genug finden, um's den andern begreiflich zu machen, wie reich sie an ihren Kindern sind. Um ihrer Kleinen willen führen sie den großen Krieg, das unaufhörliche, inbrünstige Gedenken an ihre Kleinen hält sie aufrecht in allen Beschwernissen und Gefahren, und wenn sie am Siegestage heimkehren, werden sie mit jauchzender Freude ihre Kinder auf die Arme heben: „Die sind's gewesen, die haben den Krieg gewonnen, nicht wir!"

Die Wiedereroberung Przemysls.

Nach heldenhaftem, viereinhalb Monate währendem Widerstande hatte sich die tapfere Besatzung der Festung Przemysl am 22. März den Russen ergeben; die Nahrungsmittel waren aufgezehrt, und der Hunger erzwang, was die belagernden Russen nicht vermocht hatten. Aber die tapferen Österreicher übergaben keine Festung, sondern nur einen verwüsteten Trümmerhaufen. Alle noch vorhandene Munition wurde dazu benutzt, die Geschütze und Gewehre zu zerstören und die Befestigungsanlagen in die Luft zu sprengen. Die einziehenden Russen haben bei der großen Wichtigkeit Przemysls als Festung natürlich sofort neue Werke angelegt und diese mit schweren Kanonen bestückt; auch sind große Mengen von Proviant hineingeschafft worden. Nach dem Fall von Przemysl drangen die Russen schnell nach Westen vor und standen schließlich Anfang Mai nur noch 50 Kilometer von Krakau entfernt. Dann aber kam der Umschwung. Die verbündeten Armeen gingen zum Angriff über, durchbrachen in furchtbarem Ansturm die russischen, stark ausgebauten Feldstellungen am Dunajec an zahlreichen Stellen, rollten die ganze feindliche Schlachtlinie auf, trieben die russischen Massen in atemloser Hast immer weiter nach Osten zurück und machten dabei Gefangene und Kriegsbeute in bisher unerhörter Zahl. Konnte doch der österreichisch-ungarische Generalstab berichten: „In den Schlachten des Monats Mai wurden von den verbündeten Armeen an Gefangenen und Beute eingebracht: 863 Offiziere, 268869 Mann, 251 leichte und schwere Geschütze, 576 Maschinengewehre und 189 Munitionswagen. Hinzu kommt sonstiges zahlreiches Kriegsmaterial, das z. B. bei einer der Karpathenarmeen allein an 8500 Schuß Artilleriemunition, 5½ Millionen Infanteriepatronen, 30 000 russische Repetiergewehre und 21 000 russische blanke Waffen beträgt." Alle diese Erfolge wohlgemerkt nur in einem Monate! Auch die Wislokalinie mit ihren von den Russen vortrefflich angelegten Aufnahmestellungen wurde von den Verbündeten überrannt, weiter ging das Jagen nach Osten, und ein wenig zum Verschnaufen kamen die Russen erst an der Sanlinie, die aber auch von den Verbündeten bald an zahlreichen Stellen durchbrochen wurde. Nun dauerte es nur noch wenige Tage bis die Truppen der Verbündeten die Festung Przemysl einschlossen und berannten, und am letzten Tage des Mai wurden die ersten drei größeren Forts im Norden der Stadt bei und westlich Dunkowiczki von bayerischen Truppen stürmender Hand genommen. Damit war das Schicksal von Przemysl und der russischen Besatzung besiegelt, und tatsächlich brachte am 3. Juni der Telegraph die Kunde „Przemysl ist erobert." Noch einen Tag vorher hatte der russische Generalstab gemeldet, unsere Truppen seien mit ungeheueren Verlusten zurückgeschlagen worden und 23 Offiziere und 600 Soldaten seien bei den vergeblichen Angriffen zu Gefangenen gemacht worden. Nun, Lügen haben kurze Beine, und nach den Vertuschungen und Aufschneidereien der Russen wird die Nachricht von der Erstürmung der Festung Przemysl bei den Neutralen und in Rußland selbst um so größer sein. Auch der russische Zar wird sich nach den rosig gefärbten Nachrichten seines Generalstabs wundern. Hatte ihn doch



Karte von Przemysl.



Proviantkolonne auf dem Marsch gegen Przemysl. Phot. Ed. Frankl



Ansicht von Lemberg.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zum Besuche der Front mit den Beamten eingeladen, er möge Zeuge der großen Offensive werden, die den Sieg der russischen Armee über die österreichisch-ungarischen und die deutschen Truppen vervollständigen werde.

Aber nicht Przemysl ist das Ziel der verbündeten Truppen, sondern Lemberg, das die Russen seit fast dreiviertel Jahren besetzt halten. Deshalb lassen sie sich nicht an der Eroberung dieser Festung genügen, sondern drängen unaufhaltsam weiter nach Osten. Außerdem aber rücken die bisher in den Ostkarpathen festgehaltenen verbündeten Truppen, nachdem sie die Russen auch an dieser Stelle überrannt haben, unaufhaltsam nach Norden vor mit dem Blick auf Lemberg; bis über Stryj, das in furchtbaren Kämpfen erobert wurde, sind sie schon vorgedrungen, und wenn es ihnen erst gelungen ist, die sumpfigen Dnjesterniederungen zu überschreiten, so werden sich die beiden Heeressäulen vor Lemberg die Hand reichen können.

Eindrücke von der russischen Armee an der Front. Ein Rückblick.

Das spaßigste ist, daß der erste russische Soldat, den wir gefangen nahmen, ein waschechter Amerikaner war. Er behauptete, kein Wort Russisch zu können und sich, als sein Truppenteil vor unserem Vormarsch zurück ging, in einem Walde versteckt zu haben. Mit hochgehobenen Händen lief er uns entgegen. Echt amerikanisch war die erste Frage, die er an uns richtete: „Where is the bank? Wo ist die nächste Bank?" Etwas verwundert fragten wir ihn, warum er dies wissen wollte. Ja, er hätte etwa 10 000 Mark bei sich, die wolle er dort niederlegen. Wir lachten über diesen Kauz, beruhigten ihn, das erführe er noch früh genug, jetzt solle er nur erst mitkommen. Er erzählte, er hätte in Rußland eine Erbschaft angetreten, dann sei der Krieg ausgebrochen, und er hätte Soldat werden müssen, jedoch keine Lust gehabt, sich totschießen zu lassen, und nun wolle er die Zinsen seines Vermögens im Gefangenenlager verzehren. Erst später, nachdem wir die Schändlichkeiten, die die Russen in Ostpreußen verübt hatten, mit eigenen Augen gesehen, ist uns klar geworden, daß dieses Geld höchstwahrscheinlich von einem Einbruch oder Raub herstammte.

Hinter der Alle erwarteten die Russen uns in einer Feldstellung. Wir marschierten auf, zu einem Angriff kam es jedoch nicht, da die Russen, einem Druck im Süden nachgebend, die Stellung in der kommenden Nacht räumten. Am nächsten Morgen folgten wir ihnen, und ich sah zum erstenmal eine befestigte russische Stellung. Diese lief der Alle entlang, einem etwa 20 Meter breiten Flüßchen, dessen Ufer steil abfallen. Der russische Schützengraben lag an der oberen Kante der Uferböschung, konnte somit jeden Versuch, den Fluß zu überschreiten, unter wirksamstes Feuer nehmen. Die Anlage der Gräben war äußerst geschickt, vor- oder einspringende Winkel ermöglichten die Flankierung eines Angriffes. Überall gab es kleine Vorstellungen, Masken und Scheinanlagen. Die Gräben selbst waren mit einem fortlaufenden Unterstand gebaut. Mit Balken, Brettern und Bohlen war ein Dach, das die Grabenböschung verlängerte und als Gewehrauflage diente, hergestellt. Die Russen hatten nichts außer ein paar leere Konservenbüchsen zurückgelassen, und die Stellung machte im Gegensatz zu denen, die wir später sahen, einen sauberen Eindruck. Ich bekam damals die erste Hochachtung vor der Geschicklichkeit und Gewandtheit der Russen, ihre Befestigungen dem Gelände anzupassen. Eine Truppe, die bereits im Frieden zur Verteidigung und zur Passivität erzogen ist, leistet darin auch mehr, wie wir, deren A und O des Gefechts der Angriff ist. Wir haben während des Krieges sehr bald die beste Art der Verteidigungsanlagen den Feinden abgesehen, ohne jemals den Angriff verlernt zu haben. Viel Zeit, die russische Stellung zu besichtigen, hatten wir übrigens nicht. Es hieß verfolgen und nochmals verfolgen, um den Russen keine Zeit zu lassen, sich wieder festzusetzen.

In Südpolen trafen wir auf unserem Vormarsch gegen die Weichsel von neuem mit den Russen, diesmal in ihrem eigenen Lande, zusammen.

Nach kleinen Gefechten unserer Vorhut bei Jendrejew und Kielce, bei denen wir feststellten, daß die Russen einen sehr gut arbeitenden Spionagedienst hatten, gelangten wir nach Bzinek. Ein kleines, nur behelfsmäßig angelegtes Sperrfort schützte hier den Eisenbahnkreuzungspunkt. Gefangene, die gemacht wurden, erzählten, daß bereits Anfang Mai russische Abteilungen dies Fort besetzt hätten und daß ihnen damals gesagt worden wäre, es fände im Herbst ein großes Manöver statt, zu dem der deutsche Kaiser kommen würde. Erst bei Kriegsausbruch hätten sie scharfe Patronen erhalten.

In dem Fort hatten die Russen nur solange Widerstand geleistet, bis sie von einer Umgehung durch unsere Brigade Meldung bekamen. Denn die Angst der Russen vor Flankenangriffen und Umgehungen ist sehr groß. Man kann eigentlich sagen, daß sie in solchem Fall sich jedesmal ergeben oder die Stellung räumen. Sie befestigen deshalb auch ihre Stellungen stets nach allen Seiten, selbst nach rückwärts.

Bei Opatow, im südlichen Weichselwinkel, war eine russische Schützenbrigade vorgegangen. Während ein Nachbarkorps diese zurückwarf, übernahm unsere Division die linke Flankendeckung gegen eine russische Kavalleriedivision. Hier sah ich zum erstenmal mehrere russische Kavallerieregimenter, die wir auf mittlere Entfernung unter Feuer nahmen. Regellos, vollständig aufgelöst erreichten sie in wilder Flucht den deckenden Wald. Meine Kompagnie wurde dann mit einem Sonder-Auftrage abgezweigt und hatte das Glück, eine russische Batterie im Feuer zu nehmen. Zwischen den Geschützen lagen tote und verwundete Artilleristen, darunter ein blutjunges Bürschchen, das immerzu jammerte: Dam', Dam'. Wir verstanden ihn nicht, glaubten, er wolle Wasser haben, und gaben ihm zu trinken. Er wiederholte aber immer wieder: Dam', Dam'. Als wir ihn verbinden wollten, stellte sich heraus, daß es ein weibliches Wesen war, eine Dam'. Durch einen Dolmetscher erzählte sie uns, daß sie die Frau des russischen Artilleriehauptmanns wäre.

Dem westlichen Weichselufer abwärts folgend, ging nun unser Marsch weiter. Jenseits der Weichsel marschierten die Russen und versuchten, entweder überzusetzen und uns anzugreifen oder unsern Uebergang zu verhindern. Fast täglich kam es hierbei zu kleineren Gefechten. Bei Nowo Alexandrija war es ihnen gelungen, mit stärkeren Kräften das westliche Ufer zu erreichen. Unser Korps griff an und erreichte bei einbrechender Dunkelheit die feindliche Stellung, die die Russen eiligst räumten. Wir folgten ihnen bis zur Weichselniederung und gerieten dabei in die Flanke eines Brückenkopfes. Wegen der Hindernisse kam leider unser Angriff nicht vorwärts, und wir mußten uns wieder zurückziehen. Hierbei stieß eine Abteilung von einigen verwundeten Offizieren und einigen Mannschaften auf ein russisches Artillerieregiment, das sie insgesamt gefangen nahmen. Die Geschütze wurden erst am nächsten Tage geholt. Ausrüstung und Bespannung machten einen sehr guten Eindruck. Die vielen vorzüglichen Ferngläser und das reichhaltige Telephongerät deutscher Herkunft kamen

uns nun zugute. Am nächsten Morgen stürmten wir den Brückenkopf.

In der kommenden Nacht wurden wir alarmiert, in Eilmärschen ging es nordwärts, vorbei an Iwangorod, um einer Brigade, die seit drei Tagen in heftigem Kampfe gegen weitaus überlegene Kräfte stand, zu helfen. Zum ersten Male erlebte ich an diesem Tage einen russischen Angriff. Unsere Kompagnie war im letzten Augenblick noch rechtzeitig in ein Loch unserer Front hineingeworfen worden. Von drei Seiten kamen die Feinde in dicken Haufen angestürmt, aber trotzdem sie mindestens zehnmal stärker als wir waren, kamen sie nicht näher als 200 Meter heran. In der Zeit, etwa eine Woche, die wir den Russen, von ihnen durch einen Sumpf getrennt, gegenüberlagen, haben sie uns nur noch einmal angegriffen, sonst versuchten sie uns lediglich durch ihren „Feuerzauber“ zu beunruhigen.

Nach einigen Tagen bauten wir eines Abends in aller Stille ab und erreichten am nächsten Tage, im großen Bogen uns nördlich ziehend, die Radomska. Statt des erhofften Ruhetages wurden wir alarmiert, denn es waren wieder starke russische Kräfte hier über die Weichsel gegangen, gegen die wir sechs Tage lang fochten. Die große Überlegenheit unserer Armee zeigt wohl die Tatsache, daß in einem Gefechte unsere, durch Detachierungen auf etwa 1000 Mann geschwächte Brigade in einer Ausdehnung von vier Kilometer eine starke russische Stellung angriff und nahm. Wir hatten allerdings damals noch alle unsere Stammmannschaften.

Dann kam der große strategische Rückzug bis zur Grenze. Die Russen folgten, doch stießen lediglich die beiderseitigen Vorposten manchmal des Nachts zusammen. Bereits in Ostpreußen war es aufgefallen, daß die Bewegungen unserer Kolonne durch brennende Strohmieten, Mühlen usw. den Russen gemeldet wurden. Die gleiche Erfahrung machten wir dann während unseres Marsches gegen die Weichsel, und auch jetzt zeigten die weithinleuchtenden Fanale nachts die Linien an, die wir im allgemeinen erreicht hatten. Von Thorn, wohin wir mit der Eisenbahn gelangten, ging es dann wieder von neuem nach Polen hinein. Wir marschierten über L.-St. nach Brzeziny, um von dort in den Rücken der bei Lodz stehenden russischen Armee zu stoßen.

Südlich Brzeziny hatte sich ein Regiment unserer Division sein Quartier erkämpfen müssen und war dann die ganze Nacht von allen Seiten angegriffen worden. Wir kamen am nächsten Morgen über das nächtliche Schlachtfeld und konnten deutlich jede einzelne Stelle, wo ein russischer Soldat gelegen hatte, erkennen. In allen Abstufungen, von dem kleinen, mit den Händen zusammengescharrten Erdhügel bis zu der, über ein Meter tiefen, in den Boden ausgehöhlten „Badewanne“, waren die Deckungen zu sehen. Für diese Art Maulwurfsarbeit haben die Russen eine besondere Vorliebe. Ich habe diese Schützenlöcher auch dort gefunden, wo überhaupt nie ein Gefecht stattgefunden hatte. Einen Tag später nahmen wir einen stark besetzten Bahnabschnitt. Als wir ihn bei anbrechender Nacht erreichten, erhielten wir plötzlich aus unserer linken Flanke Feuer. Eine Kompagnie wurde abgeschickt, um das Waldstück, woher das Feuer kam, zu säubern. Nach etwa einer halben Stunde kehrte sie mit mehr als tausend Gefangenen zurück. Nach längerer Rast marschierten wir mit Marschsicherung weiter und erhielten jetzt heftiges Feuer in unsere rechte Flanke. Diesmal bekamen zwei Kompagnien den Auftrag, vorzugehen. Sie stießen auf einen stark besetzten Schützengraben, der heftigen Widerstand leistete. Das Gros hatte in einem Dorf Halt gemacht. Die Kugeln pfiffen die Straße entlang, und die Mannschaften erhielten den Befehl, in den Häusern Deckung zu suchen. Hierbei stellte sich heraus, daß das ganze Dorf voller Russen war, die sich ganz still verhalten hatten. Wieder wurden etwa tausend Gefangene gemacht, wobei auffiel, daß auch bei dieser Abteilung keine Offiziere waren. Die deutschsprechenden Gefangenen sagten nun aus, daß in den Schützengräben ebenfalls keine Offiziere wären und daß sich die Mannschaften insgesamt verabredet hätten, sich zu ergeben; wir sollten nur hinüberschicken, dann würden von dort drüben alle kommen.

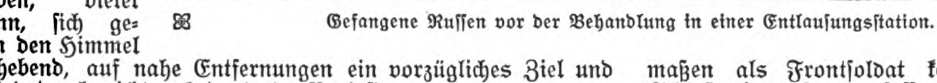
Am anderen Morgen wurden zwei russische Soldaten mit einer großen, weißen Flagge ausgerüstet und instruiert. Totenstille herrschte auf der ganzen Front, als sie loszogen. Wir lauschten gespannt und waren auf den Erfolg sehr neugierig. Kurz nachdem die beiden Parlamentäre in dem russischen Schützengraben verschwunden waren, fielen zwei Schüsse: wahrscheinlich, waren die russischen Offiziere bei Tagesanbruch zurückgekehrt und hatten die beiden erschossen. Einen Tag später griffen wir auf der ganzen Front an. Natürlich saßen die Russen wieder vollkommen gedeckt in ihren Gräben und boten uns kein Ziel. Trotz unseres ungezielten Feuers hatten wir doch sehr viele Zufallstreffer. Schließlich kamen wir soweit heran, daß wir stürmen konnten; da hoben sie drüben wie auf Kommando die Arme und schwenkten mit Tüchern zum Zeichen der Übergabe. Am Abend fragte ich einen verwundeten russischen Soldaten, wozu sie sich denn überhaupt wehrten, wenn sie sich doch später ergäben, für uns und für sie selbst wäre es doch besser, wenn sie gleich zu Anfang die Hände hochhielten. Er meinte, so lange



Russische Gefangene mit ihren Maschinengewehren. Phot. R. Sennecke.

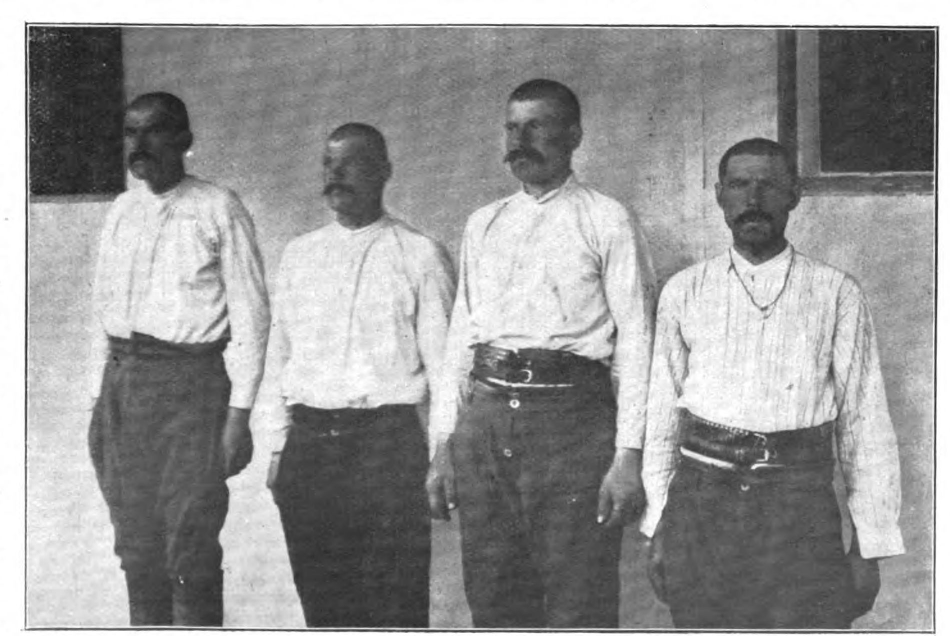
die Offiziere da wären, könnten sie es nicht. Sehr lehrreich für uns war, daß, während wir sonst die ganze russische Stellung nahmen, gerade jener Graben, zu dem wir die Parlamentäre geschickt hatten, sich verzweifelt wehrte. Es war der einzige, den wir nicht bekommen haben.

Meiner Ansicht nach rechnet die russische Taktik mit der Übergabe und Gefangennahme ihrer Truppen. Die russischen Stellungen liegen in den seltensten Fällen auf einer Höhe, sondern stets in der Tiefe. Der Nachteil des hierdurch bedingten kurzen Schußfeldes wird dadurch aufgewogen daß unsre Artillerie die Stellungen oft nicht sehen kann. Und unsere Infanterie geht gegen die Stellungen vor, kommt auf die Höhe, manchmal ohne von dem Vorhandensein der Stellung eine Ahnung zu haben, bietet dann, sich gegen den Himmel abhebend, auf nahe Entfernungen ein vorzügliches Ziel und hat dadurch nicht unbedeutende Verluste.



Gefangene Russen vor der Behandlung in einer Entlausungsstation.

Die russischen Offiziere, die etwa 200 Meter hinter der Front in ihren Löchern liegen, drücken sich, wenn wir stürmen, rechtzeitig. Hinter der nächsten Höhe liegt dann eine zweite Stellung. Sechs solcher Stellungen habe ich einmal in einer Ausdehnung von zwei Kilometern gezählt. Wie, um sich vor sich selbst zu entschuldigen und um den Schein zu wahren, gaben fast alle russischen Soldaten einen Grund an, weshalb sie sich gefangen nehmen ließen. Gewöhnlich klagten sie über Hunger und schlechte Ernährung. Nach unseren Erfahrungen mußte aber der Nachschub und die Verpflegung der Russen sehr gut sein. Denn wenn wir den Russen längere Zeit in einer Stellung gegenüber gelegen hatten, so war bei uns viele Kilometer rückwärts fast alles Vieh, Hafer und Kartoffeln aufgekauft worden. Gingen die Russen zurück, so fanden wir selbst in den Dörfern dicht hinter ihrer Front alle Vorräte und den ganzen Viehbestand vor. Diese Tatsache läßt natürlich auf eine vorzügliche und reiche Verpflegung schließen. An das Märchen von der hungernden russischen Armee habe ich daher nie geglaubt.

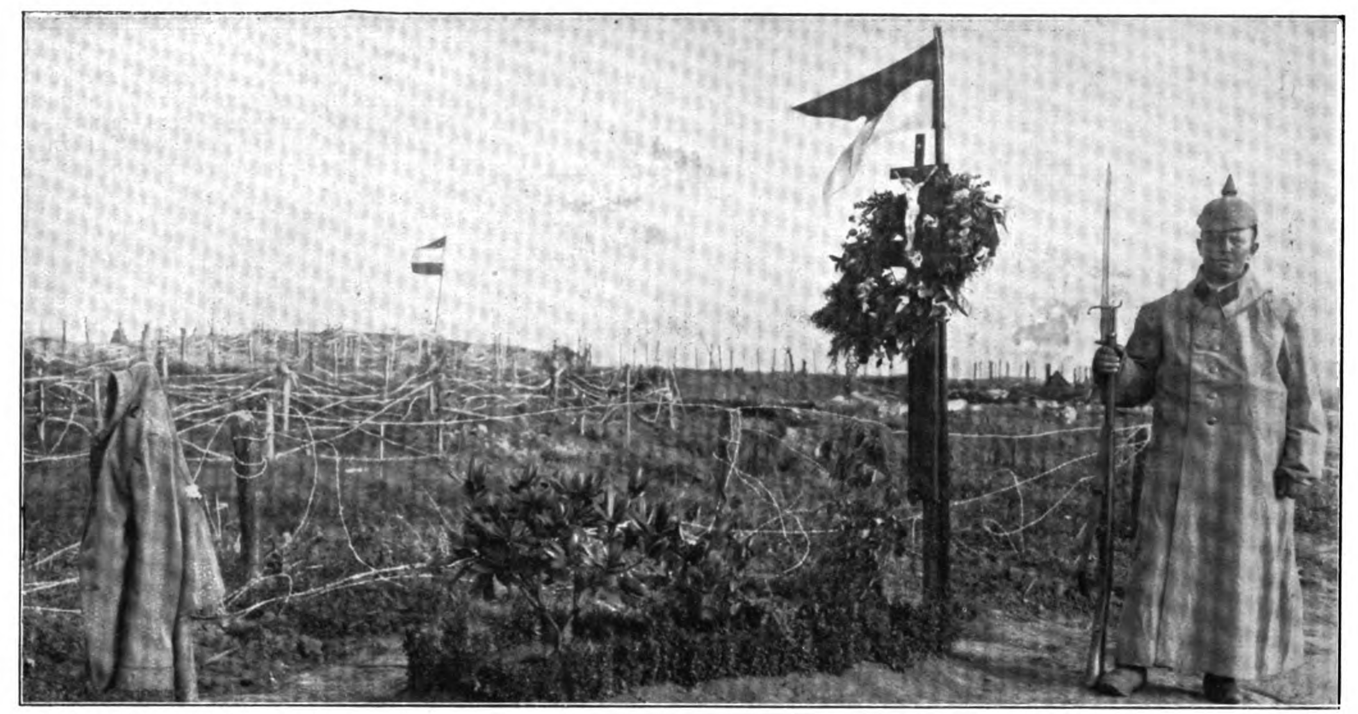


Die oberen vier Russen nach der Behandlung. Phot. Ed. Frankl.

In der kommenden Nacht wurde für uns der Rückzug befohlen, wir sollten Brzeziny auf der bisherigen Vormarschstraße wieder erreichen. Dabei trafen wir auf sibirische Korps, die nach einer langen Eisenbahnfahrt in Skiernewice ausgeladen worden waren und gerade noch rechtzeitig eingreifen konnten. Nie wieder habe ich bei den Russen eine solch hervorragend ausgerüstete Truppe gesehen, wie diese beiden Korps, die eben aus ihren Garnisonen kamen. Pelze, Lederzeug, Stiefel, Uniformen, alles war in sehr gutem Zustande. Auf jedem Fahrzeug, das wir eroberten, lag als eiserne Ration 1 Zentner Hafer. In Brzeziny hoben wir einen russischen Divisionsstab aus, wobei uns eine große Beute in die Hände fiel, Automobile, eine Funkenstation, sehr viel Pferde und besonders Akten und Karten. Unser Dolmetscher übersetzte die Schriftstücke, die in blauer und roter Tinte hektographiert waren. Wir waren erstaunt über die vielen Nachrichten und Angaben, die die Russen über unsere Bewegungen, Stärken, Zusammensetzungen usw. hatten. Die aufgefundenen Skizzen und Meldungen waren sehr sorgfältig und mit großem Talent gezeichnet. — Auf vier Kriegsschauplätzen, in Ostpreußen, Polen, Galizien und in den Karpathen habe ich mit den Russen gefochten und ihre Armee dadurch einigermaßen als Frontsoldat kennen gelernt. Wenn ich zum Schluß ein zusammenfassendes Urteil abgeben will, so muß ich sagen: das russische Heer ist bedeutend besser als sein Ruf, es wird in ihm von tüchtigen Leuten sehr fleißig gearbeitet. Die Armee ist auf den Krieg vollkommen vorbereitet gewesen, sie leidet weder an Munitions- noch Verpflegungsmangel, wenigstens haben wir nie etwas davon gemerkt. Ihre Ausrüstung ist einfach, gut und dauerhaft, Lederzeug und Stiefel sogar ausgezeichnet.

Daß die russische Armee der unseren so unterlegen ist, liegt meiner Ansicht nach auf moralischem Gebiet. Der russische Soldat weiß nicht, wofür er kämpft; er ist froh, wenn er gefangen genommen ist, er kennt nicht Vaterlandsliebe und Königstreue, nur Knute und Maschinengewehr. Daraus ergibt sich ein ganz anderes Verhältnis zwischen Offizier und Mann. Der russische Offizier ist lediglich Polizist, der mit eiserner Energie und rücksichtsloser Härte die Disziplin aufrecht erhält. Hinter einer Stellung, die wir eroberten, lag der Offiziersschützengraben, in dem etwa 15 Unterstände nebeneinander eingebaut waren. In diesem Graben hingen 21 große Spiegel. Diese Spiegel sind bezeichnend für den russischen Offizier, der seine eigene Bequemlichkeit und den Hang zu Äußerlichkeit auch im Felde nicht lassen kann. Einige, die wir gefangen genommen hatten und die ich auf Waffen untersuchte, dufteten wie ein ganzer Parfumladen.

Unsere Verwundeten, die in russische Gefangenschaft geraten waren und die wir später wieder befreiten, waren gut behandelt und gepflegt worden. Auch berührte uns angenehm, daß die Russen ihre und unsere Gefallenen würdig begruben.



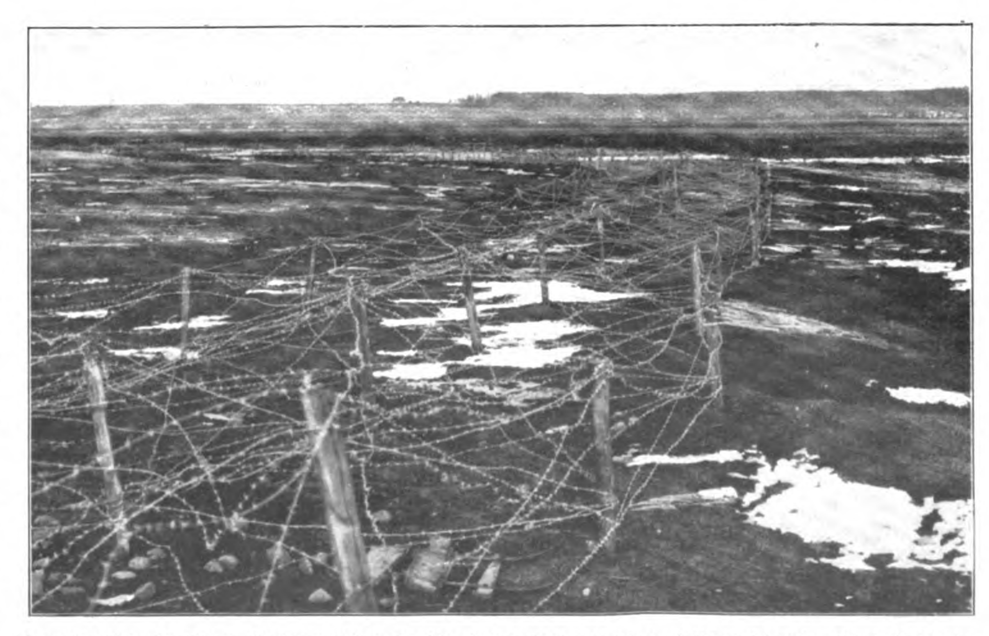
Stacheldrahtfeld vor einem belgischen Fort. Im Vordergrunde das Grab eines preußischen Garde-Dragoners, der beim Versuch, die erste deutsche Fahne dort aufzurichten, den Heldentod fand. Phot. Sennecke.

Der Stacheldraht.

Im Frieden war der Stacheldraht ausschließlich Privatgebiet der Pioniere. Wir Infanteristen gingen ihm mit Vorliebe aus dem Wege. Hindernisbau — na ja, er wurde so ein bißchen geübt auf den Truppenübungsplätzen, es wurde darüber instruiert in den Monaten der Winterausbildung in den muffigen Kasernenstuben morgens von sieben Uhr bis acht. Vor dem Manöver trat dann das Pionierkommando des Regiments zusammen, bestehend aus einigen Leuten jeder Kompagnie und einem Leutnant. Es arbeitete, baute und lernte vier Wochen beim Pionierbataillon und errichtete dann in einer Ecke des Exerzierplatzes einen Muster-Schützengraben von 100 Meter Länge, und vor einer Ecke dieses Mustergrabens wurde auch ein Drahthindernis errichtet, genau nach der Vorschrift, etwa 10 Meter breit und 50 Meter lang. Und wir standen herum und sahen uns die Musterbeispiele staunend an. Die jungen Leutnants kletterten durch die Drahtgeflechte hindurch, teils aus Übermut, teils um zu zeigen, daß das ganz gut ginge, und setzten dabei nur ihre Höslein aufs Spiel. Die Mannschaften wurden auch an diese Prunkbauten herangeführt und erfuhren durch Unteroffiziere, die den Pionierkursus mitgemacht hatten, wie man solche Dinge baue — im Frieden baue. Nachher ist natürlich alles anders gekommen. Womit ich beileibe keinen Stein auf unsere Ausbildung werfen will, aber in diesem Krieg ist ja alles anders gekommen. Gut geht's trotzdem: wir Deutschen haben ja auch ein berühmtes Anpassungsvermögen. — Das war eigentlich meine Bekanntschaft mit dem Stacheldraht. Doch nein — auf Kriegsschule hat er noch eine Rolle gespielt. In der Befestigungslehre hörten wir da, daß die ganzen Festungen mit einem Gürtel von Drahthindernissen umzogen würden, daß jedes Fort und jede Befestigungsgruppe für sich wieder einen Stacheldrahtring um sich herum hätte und daß man im Mobilmachungsfall ganz ungeheure Mengen an Stachel- und anderen Drähten brauche, die im Frieden natürlich schon bereit lägen. In irgendeinem Buch, aus dem wir unsere Weisheit schöpften, lasen wir auch die notwendigen Stacheldrahtmengen in Kilometern — es waren ungeheure Summen, die in die Tausende gingen und uns gewaltig imponierten. Jetzt lächeln wir im Gedanken an sie und sind gar nicht darüber verwundert, wenn man uns erzählt, daß bei einem Hindenburg-Kessel uns einmal viele Millionen Kilometer Draht mit in die Hände gefallen sind.

Alles in allem aber war uns Infanteristen der Stacheldraht vor dem Kriege ein ziemlich unbekanntes Ding. Jetzt ist er uns aber lieb und vertraut. Nein, nicht lieb, das ist nicht der richtige Ausdruck. Der Draht verbindet uns mit dem Stellungskrieg und all seinen Ekeln, und wenn wir uns jetzt auch an ihn gewöhnt haben, wenn wir umgelernt haben und wissen, daß wir auch in ihm unsere Gegner klein kriegen werden, so sitzt uns doch allen die Sehnsucht nach dem „frischen, fröhlichen Krieg", dem Bewegungskrieg mit schnellen, siegreichen Gefechten und forschem Vorwärtsgehen, im Herzen. Aber vertraut geworden ist er uns, er — der Stacheldraht — wir haben ihn schätzen und ehren gelernt.

Ich will nun zu beschreiben versuchen, wie der Bau solches Stacheldrahthindernisses bei uns an der Front vor sich geht. Es ist ja nur selten so, wie man es im Frieden oft gedacht hat, daß man sich eine Stellung erst ansehen kann, alles hübsch erkunden, ausbauen und fertig machen und dann sagen: „So, lieber Gegner, nun komm und greif mich an!" Solche Stellungen gibt es nur wenige an unserer West- und Ostfront. Im Gegenteil, die meisten sind sozusagen Geburten des Zufalls. Irgendwie und irgendwo stieß man auf den Feind und stellte ihn, rang mit ihm, drängte ihn zurück. Er zog seine Reserven heran, ging seinerseits zum Gegenangriff über, mit überlegenen Kräften vielleicht — oder bei uns forderte es die strategische Lage, daß nicht weiter vorgegangen wurde. Dann heißt es,



Kampfgelände im Osten. Rechts von den Drahtverhauen beginnen die polnischen Sümpfe. Phot. A. Grohs.

den gewonnenen Boden zu halten. **Das ist Stellungskrieg.** Freund und Feind liegt sich gegenüber, an der Stelle, wo einer das Gefecht schließlich hingeschoben hat; die Dämmerung bricht herein, und der Spaten beginnt seine Maulwurfsarbeit.

Der Schützengraben entsteht, und mit ihm wird der Ruf nach „Draht" laut. „Hindernisse vor die Front!" wird von hinten befohlen, um die Stellung zu befestigen, den Besitz des Gewonnenen sicherer zu gestalten. Und als Antwort kommt von vorn zurück: „Schickt uns Draht!" Das ist nun nicht so leicht, denn der Draht hat kein geringes Gewicht, und neben Munition und Verpflegung kann man unmöglich auch immer noch Draht bei sich führen. So spielt der Fernsprecher. Hinten in den Depots läutet seine Klingel und setzt Eisenbahnzüge und Kolonnen in Bewegung. Nachts ziehen die schweren Wagen durchs Land, und morgens geht dann der Befehl in die vordersten Linien: „In R... lagern 15 Kilometer Draht. Es können dort abholen: Regiment X. 3 Kilometer, Regiment Y. 4½ Kilometer usw." Wieder setzen sich die Wagen in Bewegung und karren den Draht dichter an die Feuerlinie heran, und wenn der Abend fällt, ergreifen ihn liebevoll starke Musketier- oder Grenadierarme und tragen ihn in den Schützengraben vor. Auf verhältnismäßig kleinen Rollen kommt der Draht an, genau so, wie man sie im Frieden an Stellen liegen sah, wo um Schonungen oder Baugrundstücke Zäune gezogen wurden. Er ist auch nicht einheitlich einer Art. Er tritt in allen Stärken und Ausführungen auf: als dickerer und dünnerer Stacheldraht, als glatter 10 Millimeter- und 5 Millimeter-Draht, sogar noch feinerer Bindedraht kommt vor. Es wird eben bei dem unerwartet starken Gebrauch alles, was im Heimatsgebiet hergestellt ist und wird, an die Front geführt.

Bis der Draht herankommt, ist die Truppe natürlich nicht müßig. Sie bereitet sozusagen dem erwarteten Kind schon die Wiege vor. Im Verein mit den Pionieren und unter deren Anleitung werden die Pfähle geschlagen und zugerichtet, an beiden Seiten gespitzt, an der einen, um sie in die Erde zu treiben, an der anderen, damit der Feind sie nicht zur Stütze beim Überwinden des Hindernisses benutzen kann. Diese Pfähle lagern bereits nahe der Stellung, wenn der Draht ankommt. Und nun entsteht **nach und nach das** Hindernis, es **wächst sich** sozusagen aus. **Zuerst wird** nur ein einfacher Draht vor die Stellung gezogen, etwa 10 Zentimeter über dem Boden, 30 bis 150 Meter vor der Front, je nach Gestaltung des Geländes und der taktischen Lage, der Entfernung vom Feinde. Dieser Draht ist natürlich nur ein geringes Hindernis, er hat nur den Zweck, den Gegner im Anlauf aufzuhalten, ihn, besonders bei Dunkelheit, zu Fall zu bringen. Er führt deshalb auch den Namen „Stolperdraht". Bald wird aber vor oder hinter diesem eine zweite, dann eine dritte Reihe Pfähle gestellt, die miteinander durch Drähte verflochten und verbunden werden, kreuz und quer, immer von der Spitze eines Pfahls zum Bodenende des anderen, in der Längs- und Breitrichtung bis schließlich ein undurchdringbares Gewirr von Drähten steht. Immer wieder gibt es eine neue Reihe von Pfählen, denn je breiter das Hindernis, desto kräftiger, wirksamer ist es natürlich auch. — Das klingt nun alles höchst einfach, denn nichts ist ja leichter, wie Pfähle einschlagen und sie mit Draht verbinden. Aber es ist bitter schwer und hat so manches harte Opfer gefordert. Denn vorn liegt ja der Feind, und zwischen ihm und unseren Gräben muß das Hindernis errichtet werden. Da ist bei Tage überhaupt an keine Arbeit zu denken; nicht einmal in mondhellen Nächten kann man sich vorwagen. In ganz dunkeln Stunden kriechen die Infanteristen, immer begleitet von Pionieren, aus den Gräben. Sie ziehen Pfähle und Drahtrollen hinter sich her. Gruppenweise arbeiten sie neben einander. Vor sie sind Horchposten vorgeschoben, damit der Feind sie nicht überraschen und überrennen kann. Leise, leise muß gearbeitet werden, vorsichtig sind die Schläge auf die Pflöcke zu setzen, damit der Gegner es nicht hört. Nur tasten kann man, nur fühlen. Kein Wort wird gesprochen. Da leuchtet plötzlich eine Rakete auf. Im gleichen Augenblick erstarren die Leute, jeder in der Stellung, die er gerade einnimmt, gleichgültig, ob er aufrecht steht oder liegt. Nur keine Bewegung, denn nur Bewegungen verraten sich im Licht der Raketen. Was stille steht, ist kaum von Strauch und Baum zu unterscheiden. Langsam fällt die Leuchtkugel zu Boden, flackert noch einmal und erlischt. Weiter gehen die Arbeiten. Langsam schreiten sie nur fort — **Nacht um Nacht schleichen sich**



Eroberter Stacheldrahtverhau.



Schützengraben, gesichert durch Drahtverhaue und Drahtnetze gegen Handgranaten. Phot. A. Grohs.



Gegen die Drahtverhaue. Zeichnung von Alfred Roloff.



Unsere Feldgrauen beim Herstellen „spanischer Reiter". Phot. A. Grohs.

die Pioniere und Infanteriekommandos hinaus, und lange dauert es, ehe sich die kleinen Streckchen zu einem geschlossenen Ganzen einen, ehe Reihe hinter Reihe gesetzt ist. Dann kommen helle Nächte und legen die Arbeiten ganz lahm. Oder der Gegner wird rege und belegt stundenlang den Raum bis zu den Schützengräben mit Feuer, so daß niemand die Deckung verlassen kann. Oft aber sind zwei, drei Nächte die Arbeiten in voller Ruhe fortgeschritten, da leuchtet plötzlich eine Rakete auf, und gleichzeitig prasselt das feindliche Feuer. Die Leute vorn klemmen sich an den Boden, aber der Eisenregen nimmt kein Ende, und immer wieder zucken die Leuchtkugeln auf. Dann warten die hinten in dem Schützengraben voll Sorge: Wer wird wohl zurückkommen — wer wird draußen bleiben von den Braven? Einzeln kriechen sie im Feuer in die Deckung zurück, manche versuchen es auch mit einem kühnen, schnellen Lauf, viele kommen heil bis in den Graben, den oder jenen aber rafft leider auch die feindliche Kugel hin, — die Kugel, die ungezielt ins Dunkel gesandt wurde. Es ist mancher tapfere, junge Deutsche gefallen beim Bau der Hindernisse.

Aber auch mit anderen Feinden wie mit dem Gegner drüben und seinen Kugeln haben die wackeren Hindernisbauer zu fechten. Vor allem mit dem Wetter und mit dem Boden. Der Winter, der jetzt hinter uns liegt, bereitete uns oft unüberwindbare Widerstände. Felshart war der Boden, nur die Kreuzhacke drang in ihn ein, kein Pfahl war einzuschlagen. Und doch mußte es geschafft werden. Da wurden erst vorsichtig Löcher in den Boden geschlagen und die Pflöcke eingesetzt, die Erdstücke um sie gelegt und manchmal begossen, damit sie wieder zusammenfroren. Oft vergingen zwei bis drei Nächte, ehe diese notwendigsten Vorbereitungen getroffen waren. Oder der Boden ist so weich und sumpfig, daß kein Pflock hält, daß er unter der Spannung des Drahtes zusammenbricht. Da werden dann hinter der Front bewegliche Drahthindernisse geschaffen, sogenannte „spanische Reiter", kastenartige Lattengestelle, die mit Drähten allerart umwunden sind und vor die Front gerollt, über die Böschung gestoßen und mit langen Stangen weiter vorgetrieben oder von beherzten Freiwilligen weitergebracht und ineinandergeschoben werden. Sie werden oft auch da benutzt, wo das Feuer des Feindes eine Arbeit vor der Linie nicht erlaubt.

Unendlich wertvoll sind diese Hindernisse vor der Front. Nicht eigentlich jene Stolperdrähte, das Anfangsstadium; diese können einen Vorstoß nicht brechen. Und doch geben sie der Truppe, dem Mann schon einen moralischen Halt. Das Gefühl: wir haben ein Hindernis vor der Front, wenn es auch nur ein Stolperdraht ist, gibt ihm Sicherheit, er ist ruhiger. Das ist natürlich schon ein Gewinn. Später aber, wenn sich das Drahtgewirr ausgewachsen hat, wird es unzerstört ein undurchdringlicher Wall. Ich habe keinen Infanterieangriff gesehen, weder einen unsrigen noch einen unserer Feinde, der ein unzerstörtes Drahthindernis, das richtig im Bereich eines mittelstarken Gewehrfeuers lag, überwunden hätte. Man kann ein solches Drahtgeflecht wohl überklettern, man kann es aber nie und nimmer überrasen. Und langsam klettern, selbst bei Dunkelheit, ist eben angesichts auch nur einiger Gewehre unmöglich. So kommt es auch, daß sich an Stellen heftiger Angriffe oft die Leichen der Gefallenen an und in den Hindernissen türmen.

Drei Zerstörungsarten gibt es: die Drahtschere, das Artilleriefeuer und die Sprengungen. Die Schere arbeitet langsam; gewiß sie ist am zuverlässigsten, aber sie ist auch am gefährlichsten. Sie kann kaum geräuschlos arbeiten. Wird aber von den Lauschposten das bekannte Knacken, das Aufeinanderfallen der durchschnittenen Drähte gehört, so ergießt sich sofort ein Eisenregen in die Gegend, wo das Geräusch vernommen wurde. Ihm entkommt die Drahtscherenpatrouille selten. Leicht wird sie auch gefangen. Der Rückweg wird ihr verstellt, sie verfängt sich trotz der Scheren in dem Gewirr, sitzt fest und fällt in Feindeshand. Auch sind die Schäden, die mit der Drahtschere an den Hindernissen gemacht werden, leicht wiederherzustellen. Folgt der Angriff den Bresche legenden Leuten nicht unmittelbar, so kriecht der Verteidiger in der nächsten Nacht wieder vor und flickt die schadhaften Stellen aus. Wirksamer und schneller arbeiten die schwere Artillerie und die Minenwerfer. Ihre schweren Geschosse reißen die Pfähle aus dem Boden, werfen das ganze Hindernis auseinander. Aber es ist dann zum Zerstören einer breiteren Front, die einen wirklich aussichtsreichen Angriff zuläßt, ein verhältnismäßig großer Munitionsaufwand nötig. Auch bedarf es immer noch eines Aufräumens, sozusagen eines Glättens der zerstörten Stellen, wenn der Angriff wirklich glatt über die Linie hinweggehen soll, wo die Hindernisse standen. Im allgemeinen wird es trotz des größten Munitionseinsatzes und der besten Aufräumungsarbeiten immer noch zu einem gewissen Stocken an diesen Stellen kommen. Die Sprengungen, die oberirdischen wie die unterirdischen, sind in ihrer Wirkung der der schweren Kaliber ganz ähnlich.

Die Hindernisse schließen uns wohl für den Feind ganz ab, aber wir selbst haben doch immer noch unsere kleinen Schleichwege durch sie, die den Patrouillen ganz genau bekannt sind. Sie laufen entweder im Zickzack durch das Hindernis oder sie bestehen in einem Graben, der unter ihm hinwegläuft. An den Ausgängen stehen einige der oben beschriebenen „spanischen Reiter" bereit, um die Lücke sofort zu schließen, falls der Feind vorstößt.

Ist die Gefechtsberührung nicht zu nahe, so befinden sich immer noch Patrouillen vor dem Hindernis. Sie graben sich kleine, kaum sichtbare Löcher und lauschen ins Dunkel. Natürlich können sie nur bei Nacht draußen sein. Der Gegner hat auch Leute mit gleichem Auftrage vor der Front. Es kommt oft genug vor, daß so Freund und Feind nur wenige Schritte voneinander im Dunkel liegen. Aber jede Patrouille hält sich dann still. Ein gegenseitiges Befeuern liegt ja nicht in ihrer Aufgabe — sie sollen nur stärkere feindliche Bewegungen feststellen. So schleichen sie aneinander vorbei, pirschen sich durch die Hindernisse und fahren durch die Fuchsröhren beim Morgengrauen wieder in ihre Gräben zurück.

Stacheldraht — er zieht sich jetzt wohl in beinahe geschlossener Linie von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze und von Memel bis östlich Krakau. Östlich und westlich ist Deutschland von ihm abgeschlossen, und nicht nur in einer Linie. Unsere braven Schipperkolonnen haben hinter den Kämpferfronten noch manches Drahthindernis gezogen, und bei unseren Herren Gegnern wird es nicht viel anders aussehen. Der Stacheldraht wird später den Herren Statistikern ein reiches Feld der Tätigkeit geben. Ich kann mir ihre Aufgaben schon denken: Wieviel Kilometer Drahthindernisse sind gebaut worden a. an der Front, b. hinter der Front, c. auf deutscher, d. auf feindlicher Seite? Wieviel Kilometer Draht waren dazu notwendig? Was wog dieser Draht? Wieviel Eisenbahnzüge mußten mit ihm beladen werden? Wieviel Kolonnenwagen ihn vorfahren? usw. usw. Dann aber schließlich: Was kostete dieser Draht? Das dürfte nicht die uninteressanteste Frage sein. Wer einmal etwas mit Einfriedigungen zu tun gehabt hat, weiß, daß Draht gar nicht so billig ist — im Gegenteil recht teuer. Ich glaube, daß es sich auch hier um Millionenkosten drehen wird. Dann kommt aber die Endfrage: Wo blieb all der Draht, der quer durch Polen und Frankreich gespannt wurde? Ein reiches Feld der Tätigkeit, meine Herren Statistiker. —

Anhang:

Urkunden und amtliche Telegramme

Zweiter Teil:

Vom 19. September 1914 bis 17. Januar 1915

Anhang:
Urkunden und amtliche Telegramme.

Kämpfe in Galizien.

Wien, 19. September. Amtlich wird verlautbart: Den 19. September, mittags: Die Neugruppierung unseres Heeres auf dem nördlichen Kriegsschauplatze ist im Zuge. Ein isolierter Vorstoß einer russischen Infanteriedivision am 17. September wurde blutig abgewiesen. Der ostseitige kleine feldmäßige Brückenkopf Siejawa, unsererseits nur von sehr schwachen Abteilungen heldenmütig verteidigt, zwang die Russen zur Entfaltung zweier Korps und schwerer Artillerie. Als die Befestigungen ihre Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie freiwillig geräumt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 20. September, abends. Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fortschritte gemacht. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, das Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale ist gegeben.

In den mittleren Vogesen sind Angriffe französischer Truppen am Donon, bei Senones und bei Saales abgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz heute keine Ereignisse. (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Der Erfolg der Kriegsanleihen ist ein über Erwarten glänzender. Es sind — abgesehen von einigen noch ausstehenden Teilergebnissen — gezeichnet

1,26 Milliarden Schatzanweisungen und
2,94 Milliarden Reichsanleihe

zusammen: 4,20 Milliarden Mark.

Englisch-deutsche Seegefechte.

Nach Mitteilung aus Amsterdam hat die englische Admiralität am 20. September folgendes bekanntgegeben: „Der deutsche Kreuzer ‚Emden‘ von der China-Station, der sechs Wochen lang ganz aus dem Gesichtskreis verschwunden war, erschien am 10. September plötzlich im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste mit den Bemannungen nach Kalkutta.

Der englische kleine Kreuzer ‚Pegasus‘, von Sansibar aus operierend, zerstörte Daressalam und versenkte daselbst das Kanonenboot ‚Möwe‘. ‚Pegasus‘ wurde heute morgen, als er in der Bucht von Sansibar lag und Maschinen reinigte, vom ‚Königsberg‘ angegriffen und vollständig unbrauchbar gemacht. 25 Mann der englischen Besatzung tot, 30 verwundet.“

Hierzu wird von zuständiger Stelle folgendes mitgeteilt: Bei „Möwe“ handelt es sich keineswegs um ein kampffähiges Kanonenboot. Sie war vielmehr ein Vermessungsfahrzeug ohne jeden Kampfwert. Bei Beginn des Krieges wurde sie als für die Kriegsführung wertlos abgerüstet. Der englische kleine Kreuzer „Pegasus“ hat eine Armierung von 8 Stück 10-Zmtr.-Schnelladekanonen, während unser kleiner Kreuzer „Königsberg“, denn um diesen handelt es sich in vorliegendem Falle, eine solche von 10 Stück 10,3-Zmtr.-Schnelladekanonen hat.

Die englische Admiralität macht weiter bekannt: „Der englische Hilfskreuzer ‚Carmania‘ versenkte am 14. September einen bewaffneten deutschen Dampfer, vermutlich ‚Cap Trafalgar‘ oder ‚Berlin‘, nach zweistündigem Gefecht. ‚Carmania‘ hatte neun Tote.“ Zu dieser Londoner Meldung wird von zuständiger Stelle bekanntgegeben: S. M. Hilfskreuzer „Cap Trafalgar“ ist am 14. September in der Nähe der brasilianischen Küste nach heftigem Kampfe mit dem englischen Hilfskreuzer „Carmania“ untergegangen. Die Besatzung ist durch den deutschen Dampfer „Eleonore Woermann“ gerettet worden.

Schließlich macht die englische Admiralität noch folgendes bekannt: „In der Nacht vom 14. zum 15. September versuchte ein deutscher Dampfer auf dem Kamerunfluß das englische Kanonenboot ‚Dwarf‘ durch eine Bombe zu versenken. Der Versuch mißglückte, und der Dampfer wurde erbeutet. Am 16. September versuchte ein anderer deutscher Dampfer den ‚Dwarf‘ zu rammen. ‚Dwarf‘ wurde nur wenig beschädigt. Der deutsche Dampfer wurde vernichtet, ebenso zwei Boote mit Explosionsmitteln.“ (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 21. September. Bei den Kämpfen um Reims wurden die festungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen das brennende Reims der Ort Betheny genommen. — Der Angriff gegen die Sperrfortslinie südlich Verdun überschritt siegreich den Ostrand der vorgelagerten, vom französischen 8. Armeekorps verteidigten Cote Lorraine. — Ein Ausfall aus der Nordostfront von Verdun wurde zurückgewiesen. — Nördlich Toul wurden französische Truppen im Biwak durch Artilleriefeuer überrascht. — Im übrigen fanden heute auf dem französischen Kriegsschauplatz keine größeren Kämpfe statt. — In Belgien und im Osten ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Beute der „Emden“.

Kalkutta, 21. September. Die Offiziere und Mannschaften der von dem deutschen Kreuzer „Emden“ in der Bai von Bengalen versenkten britischen Schiffe sind am Nachmittag hier angekommen. Sie äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit. Der Streifzug des Kreuzers „Emden“ begann am 10. September; an diesem Tage nahm er den Dampfer „Indus“, welcher durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, nachdem seine Besatzung auf die „Emden“ übergeführt war. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, welche die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die „Emden“ den Dampfer „Loo“, übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer „Kabinga“ wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer „Killin“. Während derselben Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer „Diplomat“, welcher später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer „Caruano“ angehalten und untersucht, aber am selben Tage wieder freigelassen; er ist letzte Nacht in Kalkutta eingetroffen. Auf seinem Rückwege warnte der Dampfer mehrere andere Schiffe, welche zurückfuhren und so der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die „Emden“ den Dampfer „Tratbock“ und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzungen sämtlicher erbeuteter Schiffe wurden dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren; zwei deutsche Schiffe begleiteten es bis innerhalb 75 Meilen von der Mündung des Hooghly. (W. T. B.)

„U 9" vernichtet drei englische Panzerkreuzer.

Aus London wird unter dem 22. d. M. amtlich gemeldet: Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigeeilte englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet. (W. T. B.)

Die Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 22. September. Die französische Regierung hat behauptet, daß die Beschießung der Kathedrale von Reims keine militärische Notwendigkeit gewesen sei. — Demgegenüber sei folgendes festgestellt:

Nachdem die Franzosen die Stadt Reims durch starke Verschanzungen zum Hauptstützpunkt ihrer Verteidigung gemacht hatten, zwangen sie selbst uns zum Angriff auf die Stadt mit allen zur Durchführung nötigen Mitteln. Die Kathedrale sollte auf Anordnung des deutschen Armeeoberkommandos geschont werden, solange der Feind sie nicht zu seinen Gunsten ausnutzte. Seit dem 20. September wurde auf der Kathedrale die weiße Fahne gezeigt und von uns geachtet. Trotzdem konnten wir auf dem Turm einen Beobachtungsposten feststellen, der die gute Wirkung der feindlichen Artillerie gegen unsere angreifende Infanterie erklärte. Es war nötig, ihn zu beseitigen. Dies geschah durch Schrapnellfeuer der Feldartillerie; das Feuer schwerer Artillerie wurde auch jetzt noch nicht gestattet und das Feuer eingestellt, nachdem der Posten beseitigt war.

Wie wir beobachten können, stehen Türme und Äußeres der Kathedrale unzerstört. Der Dachstuhl ist in Flammen aufgegangen. Die angreifenden Truppen sind also nur so weit gegangen, wie sie unbedingt gehen mußten. Die Verantwortung trägt der Feind, der ein ehrwürdiges Bauwerk unter dem Schutz der weißen Flagge zu mißbrauchen versuchte. (W. T. B.)

„U 9" — „Pathfinder".

Berlin, 23. September. „U 9" (Kommandant Kapitänleutnant Otto Weddigen) hat am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" zum Sinken gebracht.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes Behncke.

Wie uns von amtlicher Stelle mitgeteilt wird, ist der Verlust des englischen Kreuzers „Pathfinder", der am 5. September vor dem Firth of Forth unterging, ebenfalls auf ein deutsches Unterseeboot zurückzuführen. Es war dies „U 21", Kommandant Oberleutnant zur See Hersing. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 23. September, abends. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der Oise steht der Kampf. Umfassungsversuche der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt.

Ostwärts bis an den Argonnenwald fanden heute keine größeren Kämpfe statt.

Östlich der Argonnen ist Varennes im Laufe des Tages genommen, der Angriff schreitet weiter fort.

Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile haben heftige aus Verdun, über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich abgeschlagen, Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Troyon, les Paroches, Camp des Romains und Liouville ist mit sichtbarem Erfolge eröffnet worden.

In Französisch-Lothringen und an der elsässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt. Eine wirkliche Entscheidung ist noch nirgends gefallen.

Aus Belgien und aus dem Osten ist nichts Neues zu melden. (W. T. B.)

Die Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 23. September. Der Oberkommandierende der bei Reims kämpfenden Truppen hat der obersten Heeresleitung heute gemeldet:

„Wie nachträglich festgestellt, ist auf die Kathedrale von Reims auch ein Mörserschuß abgegeben worden. Nach Meldung des . . . Armeekorps ist das notwendig gewesen, weil es nicht möglich war, mit Feuer der Feldartillerie die deutlich erkannte feindliche Beobachtungsstelle von der Kathedrale zu vertreiben." (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 23. September. Amtlich wird gemeldet: 23. September, mittags. Am russischen Kriegsschauplatz wurde in den letzten Tagen, von einigen unwesentlichen Kanonaden abgesehen, nicht gekämpft. Unsere Truppen sind ungeachtet der andauernd ungünstigen Witterung in vorzüglicher Verfassung. In Serbien ringen unsere Balkanstreitkräfte mit großer Zähigkeit um den Erfolg. Sehr wichtige Positionen sind bereits in unserem Besitz. In diesen Kämpfen wurden auch Geschütze genommen.

Die beherrschenden Höhen westlich Krupanj (Jogodajah, Viljeg, Crni Vrh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, sind sämtlich in unserem Besitze. Der Widerstand der Serben wurde hier gebrochen. Daß es während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanstreitkräfte einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in jene Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich nötigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben sind, kann beim Charakter des Landes niemanden überraschen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Gefecht in Ostafrika.

London, 23. September. Aus Nairobi wird vom 21. September berichtet: Eine deutsche Truppe, deren Stärke unbekannt ist, griff am 19. d. M. in dem Voidistrikt einen Posten 20 Meilen von der Grenze an. Nach einem stundenlangen scharfen Gefecht zogen sich die Deutschen unter Zurücklassung von acht Toten zurück. (Notiz des W. T. B.: Es dürfte sich um farbige Soldaten handeln. Die Verluste der Engländer werden nicht angegeben.) (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Auf die Kriegsanleihe sind gezeichnet worden:

Reichsschatzanweisungen	1 318 199 800 M.
Reichsanleihe mit Schuldbucheintragung	1 117 205 000 „
Reichsanleihe ohne Schuldbucheintragung	1 894 171 200 „
Zusammen	4 329 576 000 M.

(W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 24. September, abends. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze sind heute im allgemeinen keine wesentlichen Ereignisse eingetreten. Einzelne Teilkämpfe waren den deutschen Waffen günstig. Aus Belgien und vom östlichen Kriegsschauplatz ist nichts zu melden. (W. T. B.)

Die „Emden" vor Madras.

London, 24. September. Reuter meldet amtlich aus Kalkutta: Der deutsche Kreuzer „Emden" erschien vor Madras und schoß zwei Öltanks in Brand. Englische Forts beantworteten das Feuer. „Emden" löschte ihre Lichter und verschwand in der Dunkelheit.

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 25. September, abends. Der Fortgang der Operationen hat auf unserem äußersten rechten

Flügel zu neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entscheidung bisher nicht gefallen ist. In der Mitte der Schlachtfront ist heute, abgesehen von einzelnen Vorstößen beider Parteien, nichts geschehen. Als erstes der Sperrforts südlich Verdun ist heute Camp des Romains bei St. Mihiel gefallen. Das bayerische Regiment von der Tann hat auf dem Fort die deutsche Fahne gehißt, und unsere Truppen haben dort die Maas überschritten. Im übrigen weder im Westen noch im Osten irgendwelche Veränderungen.

(W. T. B.)

Miraumont.

London, 25. September. Die „Times" meldet aus dem Nordwesten Frankreichs vom 22. d. M.: Eine Abteilung Ulanen sprengte heute nachmittag die Brücke bei Miraumont zwischen Amiens und Arras. (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Durch rechtzeitig abgesandte, aber verspätet eingegangene Zeichnungen auf die Kriegsanleihe hat sich das Resultat noch um rund 70 Millionen Mark erhöht. Es sind also gezeichnet worden:

Reichsanleihe . . . . (darunter mit Schuldbucheintragung und Sperre bis 15. April 1915 1 198 987 700 Mark)	3 121 001 300 M.
und Reichsschatzanweisungen . .	1 339 727 600 „
Zusammen	4 460 728 900 M.

Gefecht bei Bapaume.

Großes Hauptquartier, 26. September, abends. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden; auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht. In der Mitte der Schlachtfront kam unser Angriff an einzelnen Stellen vorwärts. – Die angegriffenen Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte. – Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Bewegungen in Galizien.

Wien, 26. September. Amtlich wird mitgeteilt: Die nach der Schlacht von Lemberg eingeleitete Versammlung unserer Streitkräfte in einem Raum westlich des San hat nicht nur der Ententepresse Veranlassung zu den böswilligsten Erfindungen gegeben, sondern auch anderwärts unrichtige Vorstellungen über die Lage unseres Heeres hervorgerufen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnte Versammlung durchaus freiwillig erfolgte, wofür als Beweis nur angeführt sei, daß sie der Gegner nirgends zu stören vermochte oder versuchte. Feindlicherseits aufgestellte Behauptungen über Erfolge an der Sanlinie sind ganz unwahr; es handelt sich lediglich um einzelne, mit großem Aufwand an Truppen, an schwerem Geschütz und Munition inszenierte Beschießungen gegen feldmäßig gesicherte und schwach besetzte Übergangsstellen, die nach Erfüllung ihres Zweckes und Sprengung der Brücken freiwillig geräumt wurden. Die aus London stammende Nachricht von dem Falle zweier Forts von Przemysl ist natürlich aus der Luft gegriffen.

Auf dem Balkankriegsschauplatze ist die Lage auch seit dem letzten deutlich genug sprechenden Communiqué unverändert gut geblieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Kriegslage.

Großes Hauptquartier, 27. September. Die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen blieb heute unverändert.

(W. T. B.)

Französischer Flottenangriff auf Cattaro.

Köln, 27. September. Die „Köln. Ztg." meldet aus Igalo in Dalmatien: Am 18. d. M. nachmittags bombardierten österreichisch-ungarische Kriegsschiffe Antivari und vernichteten dabei eine größere Abteilung Montenegriner. Bei dieser Gelegenheit fingen wir eine drahtlose Depesche der französischen Flotte an die Montenegriner ab, worin letztere von den Franzosen aufgefordert werden, am 19. d. M. um 7 Uhr früh einen allgemeinen Angriff auf die Bocche di Cattaro zu unternehmen, die gleichzeitig durch die Franzosen von der Seeseite angegriffen würde. Da man also unserseits über die Absicht des Feindes genau unterrichtet war, konnten die entsprechenden Vorkehrungen getroffen werden.

Am 19. d. M. 7¾ Uhr begaben sich drei kleine und 15 große französische Schiffe nach der Bocche und kamen im Nebel bis auf 6 Kilometer an die Küste heran. Unsererseits wollte man sie auf die Minen fahren lassen; doch machten die Schiffe plötzlich halt und begannen umzukehren. Im Augenblick, als sie sich unseren Befestigungen auf der Breitseite zeigten, fiel von der Festung Kobila ein Signalschuß, worauf sofort vier Batteriesalven von den Forts „Lustica" und „Mamula" losgingen. Die Kanonade währte ungefähr eine Viertelstunde. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben, denn gleich die erste Salve vernichtete ein französisches Kriegsschiff, das von nicht weniger als 24 Granaten auf einmal getroffen wurde, wobei alle sechs Schornsteine samt der Kommandobrücke in die Luft flogen.

Dann folgte eine Feuersäule, und als sich der Rauch verflüchtete, war die Stelle, wo vorher der Franzose gestanden, leer. Zwei andere erlitten schwere Havarien; die übrigen verschwanden schleunigst.

Die Franzosen hatten insgesamt zwei Treffer gemacht, wodurch auf unserer Seite ein Mann schwer, einer leicht verwundet wurde. Die Absicht der Franzosen, die Radiostation Lustica zu vernichten, ist kläglich mißlungen.

(W. T. B.)

Zur Vernichtung der englischen Kreuzer.

Zur Vernichtung der drei britischen Kreuzer der „Cressy-Klasse" durch das deutsche Unterseeboot „U 9" können wir heute die folgenden Angaben machen:

Am Morgen des 22. September, in der Frühe, befand „U 9" sich zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland mit annähernd südwestlichem Kurse dampfend. Die See war ruhig, das Wetter klar, meist neblig. Gegen 6 Uhr sichtete man von „U 9" aus drei große feindliche Kreuzer, die, bei weiten Schiffsabständen, in Dwarslinie – nebeneinander – fahrend, sich in entgegengesetzter Richtung näherten. „U 9" beschloß, zuerst den in der Mitte fahrenden der drei Kreuzer anzugreifen, führte diese Absicht aus und brachte dem Kreuzer, es war die „Aboukir", einen tödlichen Torpedotreffer bei. Der Kreuzer sank nach wenigen Minuten. Als nun die beiden anderen Kreuzer nach der Stelle dampften, wo die „Aboukir" gesunken war, machte „U 9" einen erfolgreichen Torpedoangriff auf die „Hogue". Auch dieser Kreuzer verschwand nach kurzer Zeit in den Fluten. Nun wandte sich „U 9" gegen die „Cressy". Beinahe unmittelbar nach dem Torpedoschuß kenterte die „Cressy", schwamm noch eine Weile kieloben und sank dann. Das ganze Gefecht hat, vom ersten Torpedoschusse bis zum letzten gerechnet, ungefähr eine Stunde gedauert. Von den englischen Kreuzern ist kein einziger Schuß abgegeben worden.

Angaben der britischen Presse, in der Nähe des Gefechtsortes hätten sich „Begleitschiffe“ deutscher Unterseeboote befunden und noch dazu unter holländischer Flagge, sind ebenso unwahr wie die Erzählungen überlebender Engländer, die Kreuzer seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen worden, und habe man durch Geschützfeuer mehrere von ihnen vernichtet. – Tatsächlich ist nur „U 9“ dort gewesen.

Nach dem Sinken der „Cressy“ fanden sich mehrere britische Kreuzer, Torpedofahrzeuge usw. an der Stelle ein, und einzelne Torpedobootszerstörer verfolgten das Unterseeboot. Noch am Abend des 22. September – nicht weit von Terschelling Bank – wurde „U 9“ von den Zerstörern gejagt. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es „U 9“, außer Sicht der Torpedofahrzeuge zu laufen. Am folgenden Tage langte das Boot mit seiner triumphgekrönten Besatzung unversehrt im heimischen Hafen an.

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 26. September, abends. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden, auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht.

Die angegriffenen Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Kriegslage.

27. September. Die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen blieb heute unverändert. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen.

Budapest, 28. September. Das Ungarische Korrespondenzbureau ist von zuständiger Seite ermächtigt worden, folgendes bekanntzugeben: „Beim Uzsoker Paß drang gestern eine mehrere tausend Mann starke russische Truppenabteilung ein, die bei Malomret zwischen Fennyesvölgy und Csontos zurückgeschlagen wurde. Im Maramaroser Komitat sind bei Toronya ebenfalls Plänkeleien mit den dort eingebrochenen russischen Truppen und unseren zum Grenzschutz befohlenen Truppen im Gange. Von Munkacs und Huszt sind größere Truppenabteilungen unterwegs, um die Unseren zu unterstützen. Alle diese Grenzplänkeleien sind von geringerer Bedeutung und geben, nachdem wir bei der Grenze und im Innern des Landes über genügende Truppen verfügen, keinen Anlaß zur Besorgnis.“

Die beiden Karpathenpässe, an denen russische Abteilungen erschienen sind, liegen in den östlichen Karpathen und sind für den Durchzug größerer militärischer Kräfte nicht geeignet. Der Gebirgscharakter der Karpathen ist derart, daß sie auch gegen eine zehnfache Übermacht erfolgreich verteidigt werden können. Der „Pester Lloyd“ schreibt: „Man will uns beunruhigen, aber man verrechnet sich. Die neue große Schlacht wird nicht in Uszok und Toronya stattfinden, sondern anderswo und auf andere Art. Unsere Aufmerksamkeit gilt dem Kampf im entscheidenden Raume.“

Schutz der Kunstdenkmäler in Antwerpen und Mecheln.

Brüssel, 29. September. Bei dem Kampfe um Mecheln hatte die schwere Artillerie des deutschen Heeres den ausdrücklichen Befehl erhalten, nicht auf die Stadt zu schießen, damit die Kathedrale geschont werde. Die Belgier selbst aber warfen aus dem Fort Waelhem, nördlich von Mecheln, schwere Granaten in die von den deutschen Truppen besetzte Stadt.

Das Kommando der Antwerpen belagernden deutschen Truppen hat behufs Verständigung der belgischen Regierung dem amerikanischen und dem spanischen Gesandten in Brüssel folgendes mitgeteilt: Soweit die belgischen Militärbehörden sich verpflichten, Kunstdenkmäler, insbesondere Kirchtürme, nicht für militärische Zwecke, nutzbar zu machen, sind die deutschen Belagerungstruppen bereit, diese Bauten bei einer Beschießung tunlichst, d. h. insofern es bei der ungeheuren Sprengwirkung der modernen Geschosse möglich ist, zu schonen. (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 29. September. Amtlich wird bekanntgegeben: Am 28. September, nachmittags, ist, nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während der unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz eine kurze Operationspause eingetreten. Unsere Truppen stehen insgesamt auf serbischem Territorium und behaupten sich vorerst in den blutig errungenen Positionen gegen unausgesetzte hartnäckige Angriffe. Die Angriffe enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt 14 Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Deserteure. Die Nachrichten über die serbisch-montenegrinische Offensive nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das Gebiet an der Sandschakgrenze hervorgerufen worden. Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

Kämpfe in Frankreich. — Angriff auf Antwerpen. — Scheitern russischer Vorstöße.

Großes Hauptquartier, 29. September, abends. Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich fanden heute bisher noch unentschiedene Kämpfe statt. In der Front zwischen Oise und Maas herrschte im allgemeinen Ruhe.

Die im Angriff gegen die Maasforts stehende Armee schlug erneute französische Vorstöße aus Verdun und Toul zurück.

Gestern hat die Belagerungsartillerie gegen einen Teil der Forts von Antwerpen das Feuer eröffnet. Ein Vorstoß belgischer Kräfte gegen die Einschließungslinien ist zurückgewiesen.

Im Osten scheiterten russische Vorstöße, die über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki erfolgten.

Gegen die Festung Ossowiec trat gestern schwere Artillerie in Kampf. (W. T. B.)

Deutsch-österreichische Erfolge in Galizien.

Wien, 29. September. Aus dem Kriegspressequartier wird amtlich gemeldet:

29. September, mittags. Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operationen sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unsererseits bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavallerie-Divisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Die Taten der „Emden“.

London, 30. September. Die Admiralität gibt bekannt, daß während der letzten Tage der Kreuzer „Emden“ im Indischen Ozean die Dampfer „Tumerico“, „Kinglud“,

„Riberia“ und „Toyle“ weggenommen und in den Grund gebohrt und ein Kohlenschiff weggenommen hat. Die Bemannungen der Schiffe wurden auf dem Dampfer „Gyfedale“, der ebenfalls genommen, aber freigelassen wurde, nach Colombo gebracht, wo sie gestern früh eintrafen.

(W. T. B.)

Angriff auf Tsingtau.

Tokio, 29. September. Die Japaner haben am Sonntag die Deutschen fünf Meilen von Tsingtau entfernt angegriffen.

Bei ihrem Landangriff auf die nächsten Umgebungen von Lingtao hatten die Japaner drei Tote und zwölf Verwundete. (W. T. B.)

Der Überfall auf Orchies.

Großes Hauptquartier, 30. September. Der Generalstabsarzt der Armee und Chef des Feldsanitätswesens von Schjerning hat Seiner Majestät folgende Meldung erstattet:

„Vor einigen Tagen wurde in Orchies ein Lazarett von Franktireurs überfallen. Bei der am 24. September gegen Orchies unternommenen Strafexpedition durch Landwehrbataillon 35 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlust von acht Toten und 35 Verwundeten zurück. Ein am nächsten Tage ausgesandtes bayerisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind mehr und fand Orchies von Einwohnern verlassen. Im Orte wurden 20 beim Gefecht am vorhergehenden Tag verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten, und man hatte sie durch Einführen von Sägemehl in Mund und Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen unterschriftlich bestätigt. Orchies wurde dem Erdboden gleichgemacht.“

(W. T. B.)

Die Lage der österreichisch-ungarischen Armee.

Wien, 30. September. Amtlich wird verlautbart:

Das K. und K. Armeeoberkommando hat nachstehenden Armeebefehl erlassen: „Die Situation ist für uns und für das verbündete deutsche Heer günstig. Die russische Offensive ist im Begriff zusammenzubrechen. Gemeinsam mit den deutschen Truppen werden wir den Feind, der bei Krasnik und Zamosc, bei Insterburg und Tannenberg geschlagen wurde, neuerdings besiegen und vernichten. Gegen Frankreich drang die deutsche Hauptmacht unaufhaltsam tief in das feindliche Gebiet ein. Ein neuer großer Sieg steht dort bevor. Auf dem Balkankriegsschauplatz kämpfen wir gleichfalls in Feindesland. Der Widerstand der Serben beginnt zu erlahmen. Innere Unzufriedenheit, Aufstände, Elend und Hungersnot bedrohen unsere Feinde im Rücken, während die Monarchie und das verbündete Deutschland einig und in starker Zuversicht dastehen, um diesen uns freventlich aufgezwungenen Krieg bis ans siegreiche Ende durchzukämpfen. Dies ist die Wahrheit über die Lage, sie ist allen Offizieren zu verlautbaren und der Mannschaft in ihrer Muttersprache zu erörtern.

Erzherzog Friedrich, G. d. I.“

(W. T. B.)

Kämpfe bei Albert. — Belagerung Antwerpens.

Großes Hauptquartier, 30. September, abends. Nördlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. — Aus der Front der Schlachtlinie ist nichts Neues zu melden. — An den Argonnen geht unser Angriff stetig — wenn auch langsam — vorwärts. — Vor den Sperrforts an der Maaslinie keine Veränderung. — In Elsaß-Lothringen stieß der Feind gestern in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen. — Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört. — Vom östlichen Kriegsschauplatz ist noch nichts Besonderes zu melden.

(W. T. B.)

Kämpfe bei Noyon und Toul.

Großes Hauptquartier, 1. Oktober, abends. Am 30. September wurden die Höhen von Roye und Fresnoy, nordwestlich von Noyon, den Franzosen entrissen.

Südöstlich von St. Mihiel wurden am 1. Oktober Angriffe von Toul her zurückgewiesen. Die Franzosen hatten dabei schwere Verluste.

Der Angriff auf Antwerpen schreitet erfolgreich fort.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze keine Veränderungen.

(W. T. B.)

Belgiens „Neutralität“.

Kopenhagen, 27. September. „Nationaltidende“ veröffentlicht folgende Äußerungen des Staatssekretärs des Deutschen Auswärtigen Amtes Staatsministers von Jagow, die eine Antwort auf das jüngst veröffentlichte Interview mit dem englischen Unterstaatssekretär Acland darstellen:

Unterstaatssekretär Acland behauptet, das Eingreifen Englands in den Krieg sei darauf zurückzuführen, daß Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt habe. Ich kann nicht annehmen, daß diesem hohen Beamten des Foreign Office unbekannt sein sollte, daß Sir E. Grey in seiner Rede im englischen Unterhaus am 3. August erklärt hat, er habe dem französischen Botschafter bereits am Nachmittag des vorhergehenden Tages, also am 2. August, die vollste Unterstützung der englischen Flotte für den Fall zugesichert, daß die deutsche Flotte gegen die französische Küste oder die französische Schiffahrt vorgehe. Erst in der Nacht vom 3. auf den 4. August aber erfolgte die Verletzung der belgischen Neutralität durch deutsche Truppen. Ebensowenig kann der Unterstaatssekretär vergessen haben, daß Sir E. Grey in seiner Unterredung mit dem Fürsten Lichnowsky am 1. August es ausdrücklich abgelehnt hat, Deutschland die Neutralität Englands für den Fall zuzusichern, daß Deutschland die Neutralität Belgiens respektiere. Es handelt sich daher um einen, nicht einmal besonders geschickten, erneuten Versuch, die Welt über die Motive irrezuführen, die der englischen Beteiligung am Kriege zugrunde liegen. Sie bestehen nicht in einer altruistischen Fürsorge für die Unabhängigkeit und Integrität Belgiens. Diese war nicht bedroht. Wir hatten sie England ausdrücklich zugesichert. Aber es ist begreiflich, daß ein Land, das seine Kolonialherrschaft auf den Trümmern anderer Staaten aufgebaut hat, ein Land, das sich, wie in jüngster Zeit noch in Ägypten, so oft über gegebene Versprechen und internationale Verträge hinweggesetzt hat, dieser Zusicherung nicht traute. Ein deutsches Sprichwort sagt: Man vermutet niemand hinter einem Busch, hinter dem man nicht selbst gesessen hat. So tauchte in der Phantasie der englischen Staatsmänner das Schreckgespenst einer Besetzung Antwerpens durch deutsche Truppen auf, und, wie Sir E. Grey Frankreich die englische Hilfe schon für den Fall einer Bedrohung von Calais und Cherbourg durch die deutsche Flotte zugesichert hatte, so veranlaßte schließlich die Besorgnis, ein Teil der Südküste des Kanals könne den schwachen Händen Belgiens entrissen und zu einer Operationsbasis für die deutsche Flotte werden, England, nicht nur sich selbst am Kriege zu beteiligen, sondern auch zu dem furchtbaren Verbrechen, das bedauernswerte Belgien zum Widerstand gegen den deutschen Einmarsch zu ermutigen. Die Haltung Englands ist somit lediglich durch den rücksichtslosen englischen Eigennutz bestimmt worden, der überhaupt für den ganzen furchtbaren Krieg verantwortlich ist. Wenn heute auf den Schlachtfeldern des Kontinents die Söhne Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und Rußlands für das Vaterland verbluten

müssen, so trifft die moralische Verantwortung dafür mit in erster Linie die englische Politik, die unter der Formel der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, andauernd die chauvinistischen Strömungen in Frankreich und Rußland gegen Deutschland ermutigte und damit einen Zustand der Spannung auf dem Kontinent hervorrief, der sich im gegenwärtigen Krieg entladen hat. Von jeher ist es die englische Politik gewesen, die Völker des Kontinents gegeneinander aufzureizen, um selbst ungestört die Welt beherrschen zu können. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich. — Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 2. Oktober, abends. Vor dem westlichen Armeeflügel wurden erneute Umfassungsversuche der Franzosen abgewiesen. Südlich Roye sind die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen. — In der Mitte der Schlachtfront blieb die Lage unverändert. — Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpften im Vorschreiten nach Süden wesentliche Vorteile. Östlich der Maas unternahmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen wurden. — Vor Antwerpen sind das Fort Wavre – St. Catherine und die Redoute Dorpweldt mit Zwischenwerken gestern nachmittag 5 Uhr erstürmt; das Fort Waelhem ist eingeschlossen, der westlich herausgeschobene wichtige Schulterpunkt Termonde befindet sich in unserem Besitz. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz scheint der Vormarsch russischer Kräfte über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki bevorzustehen. (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 2. Oktober. Amtlich wird bekanntgegeben: Unsere in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf. Bisher schreitet die eigene Offensive gegen den überall in stark verschanzten, mit Drahthindernissen geschützten Stellungen postierten Gegner zwar langsam, aber günstig fort. Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Irregulären beunruhigten Gegenden Bosniens wurde energisch begonnen. Hierbei wurde gestern ein vollständiges serbisches Bataillon umzingelt und entwaffnet und als kriegsgefangen abtransportiert. Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuerlicher Beweis der lebhaften serbischen Phantasie. Diese Division befindet sich, wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten, in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat ebenso wie bei Vizegrad auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen. Potiorek, Feldzeugmeister.
(W. T. B.)

Die Belagerung von Tsingtau.

3. Oktober. Wenn man die bisher vorliegenden, zum Teil allerdings englischen Quellen entstammenden Nachrichten über den Angriff unserer Gegner auf Tsingtau zusammenfaßt, so ergibt sich folgendes Bild:

Vereinigte japanische und englische Streitkräfte gelangten Sonntag, den 27. September, nach unbedeutenden Scharmützeln mit vorgeschobenen deutschen Streitkräften bis an den Litsunfluß. Hier wurde ihr rechter Flügel vom Innern der Bucht aus durch drei deutsche Schiffe beschossen, bis japanische Flieger eingriffen. Die Flieger wurden dabei beschädigt. Der Gesamtverlust des Gegners betrug 150 Tote. Die deutschen Verluste sind unbekannt.

Während der Kämpfe hat ein deutsches Kanonenboot die deutschen Landtruppen in vorzüglicher Weise unterstützt. Das Kanonenboot wurde von der japanischen Flotte angegriffen, scheint aber unbeschädigt geblieben zu sein.

Am 28. September, an dem Tsingtau zu Lande ganz abgeschlossen wurde, beschossen die Japaner mit einer Linienschiffsdivision zwei deutsche Küstenbatterien, die kräftig antworteten. Das Ergebnis ist unbekannt.

Am folgenden Tage begann die Heeresmacht der Verbündeten einen Angriff auf die vorgeschobenen deutschen Stellungen, vier englische Meilen vor der deutschen Hauptverteidigungslinie. Von deutscher Seite wurde unter Einsatz aller Kräfte geantwortet.

General von Voigts-Rhetz Generalquartiermeister.

3. Oktober. Generalmajor von Voigts-Rhetz ist mit Wahrnehmung der Geschäfte des Generalquartiermeisters beauftragt. Er war bis zum Krieg Chef des Generalstabes beim Gardekorps, bei Kriegsbeginn Chef des Stabes des Generalquartiermeisters. Sein Nachfolger in dieser Stellung ist der Königlich Bayerische Generalmajor Zoellner geworden.
(W. T. B.)

Die Belagerung von Antwerpen. Sieg bei Augustowo.

Großes Hauptquartier, 3. Oktober, abends. Auf dem französischen Kriegsschauplatze sind heute keine wesentlichen Änderungen eingetreten. — Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Lierre, Waelhem, Königshookt und die zwischenliegenden Redouten. In den Zwischenstellungen wurden 30 Geschütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Lücke gestattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen. — Im Osten sind das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, welche sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigem erbitterten Kampfe bei Augustowo geschlagen worden. Über 2000 unverwundete Gefangene, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre wurden erbeutet. (W. T. B.)

Beschießung von Reims.

London, 2. Oktober. „Daily Telegraph“ meldet aus Paris: Das Bombardement von Reims dauert nun schon neun Tage an. Fast alle Einwohner verließen die Stadt. Die letzten Tage mußten sie in den Kellern zubringen.
(W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich und vor Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 4. Oktober, abends. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf am rechten Heeresflügel und in den Argonnen erfolgreich vorwärts. Die Operationen vor Antwerpen und auf dem östlichen Kriegsschauplatz vollzogen sich planmäßig und ohne Kampf.
(W. T. B.)

„Scharnhorst“ und „Gneisenau“ vor Tahiti.

Bordeaux, 3. Oktober. Amtlich wird vom französischen Marineministerium mitgeteilt: Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sind am 22. September vor Papeete auf Tahiti (der größten der französischen Gesellschaftsinseln im Großen Ozean) erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Zelée“, welches seit dem 14. September abgerüstet im Hafen lag, in Grund geschossen. Hierauf beschossen sie die offene Stadt Papeete und fuhren weiter. Die Mitteilung drückt zum Schluß die Hoffnung aus, daß den beiden Schiffen sehr bald die Kohlen ausgehen würden.

Niederlage der Russen bei Augustowo.

Königsberg, 4. Oktober. Das stellvertretende Generalkommando in Königsberg hat vom Generalstab die Ermächtigung erhalten, über die bereits gemeldeten Kämpfe bei Augustow folgende ergänzende Meldung zu verbreiten:

Die Russen sind in zweitägigem Kampfe bei Suwalki am 1. und 2. Oktober völlig geschlagen und haben 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, viele Maschinengewehre, Fahrzeuge und Pferde verloren.
(W. T. B.)

Niederlage der Serben.

Wien, 4. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen uns, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu detachieren. Die erste dort eingeleitete Aktion hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuska" unter dem Kommando des Generals Vucovitsch und die „Zetska" unter General Rajevitsch, wurden nach zweitägigen harten Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge über die Landesgrenze. Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende, in Bosnien erbeutete Vorräte mußten sie zurücklassen. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefallene österreichischer vorgesandter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in einem bestialisch verstümmelten Zustande aufgefunden.

Bei der im nördlichen Abschnitte eingeleiteten Aktion wurde ein komplettes serbisches Bataillon von einem österreichischen Halbbataillon gefangen genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister.
(W. T. B.)

Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 5. Oktober, abends. Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Brochem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln – Antwerpen sind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurden die Kämpfe erfolgreich fortgesetzt.

In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit russischen Truppen.
(W. T. B.)

Kämpfe in Galizien, Russisch-Polen und in den Karpathen.

Wien, 5. Oktober. Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend, warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Opatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück. In den Karpathen wurden die Russen am Uzsoker Paß vollständig geschlagen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Sturm auf Tsingtau.

Rotterdam, 6. Oktober. Beim ersten Sturm auf die Infanterie-Werke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Minen, Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar" wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab. (B. Z. a. M.)

Kämpfe in Frankreich und Rußland.

Großes Hauptquartier, 6. Oktober, abends. Die fortgesetzten Umfassungsversuche der Franzosen gegen unseren rechten Heeresflügel haben die Kampffront bis nördlich Arras ausgedehnt. Auch westlich Lille und westlich Lens trafen unsere Spitzen auf feindliche Kavallerie. In unserem Gegenangriff über die Linie Arras – Albert – Roye ist noch keine Entscheidung gefallen.

Auf der Schlachtfront zwischen Oise und Maas, bei Verdun und in Elsaß-Lothringen sind die Verhältnisse unverändert.

Auch von Antwerpen ist heute nichts Besonderes zu melden.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist der russische Vormarsch gegen Ostpreußen im Gouvernement Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind seit gestern erfolgreich angegriffen. In Russisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Garde-Schützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavallerie-Divisionen und Teile der Hauptreserve von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf Iwangorod zurückgeworfen. (W. T. B.)

Erfolge in Russisch-Polen.

Wien, 6. Oktober. Das plötzliche Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuche, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomir erobert. In Galizien rückten wir plangemäß vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanterie-Division unsererseits geworfen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Kämpfe in Suwalki und bei Iwangorod.

Großes Hauptquartier, 7. Oktober, abends. Die Kämpfe auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben noch zu keiner Entscheidung geführt. Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verdun wurden zurückgeworfen.

Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in unserem Besitz. Der Angriff hat den Netheabschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortsgürtel. Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen äußerem und innerem Fortsgürtel auf Antwerpen zurückgeworfen. Vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden in freiem Felde genommen.

Der Angriff der Russen im Gouvernement Suwalki ist abgewiesen. Die Russen verloren 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre.

In Polen wurden in kleinen erfolgreichen Gefechten westlich Iwangorod 4800 Gefangene gemacht. (W. T. B.)

Kämpfe in den Kolonien.

7. Oktober. Vom kolonialen Kriegsschauplatz liegen heute verschiedene Nachrichten vor.

Aus Tokio wird amtlich gemeldet: „Eine Marine-Abteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marschall-Inseln, ohne Widerstand zu finden, und brachte die Befestigungswerke, Waffen und Munition in ihren Besitz. Für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Marineverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Handlung gewesen, eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt."

In einer offiziellen Mitteilung des britischen Kolonialministeriums heißt es ferner:

„An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorats herrschte im September eine bedeutende Regsamkeit, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm, in das britische Gebiet einzudringen und die Ugandabahn abzuschneiden.

Indessen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ostafrikanischen Protektorats und des Uganda-Protektorats ist seit dem Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen sowie berittene und nicht berittene örtliche Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung gehegt." (W. T. B.)

Die Kämpfe bei Przemysl.

Wien, 7. Oktober. Unsere Offensive erreichte auch gestern da und dort unter kleineren Gefechten überall ihre Ziele.

Laut Meldung eines in kühnem Fluge aus Przemysl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene ein. Alle Angriffe der Russen brachen unter furchtbaren Verlusten im Feuer der Festungswerke zusammen.

In den Karpathen steht westlich des Wyszkower Sattels kein Feind mehr. Bei Marmaros-Sziget wurde der eingebrochene Gegner geschlagen; die Stadt gelangte in der vergangenen Nacht wieder in unsern Besitz.

Der Stellvertreter des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Präsident Wilsons Antwort an den Kaiser.

8. Oktober. Euer Kaiserlichen Majestät wichtige Mitteilung vom 7. September d. J. habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse und Anteil Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie Sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Kriege wahrhaft unbeteiligten Nation gewendet haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen.

Sie werden, dessen bin ich sicher, nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn — wie ich sicher bin — die Nationen Europas sich vereinigen werden, um ihre Streitigkeiten zu beendigen. Wo Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben, und die Verantwortlichkeit wird den Schuldigen auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß solch eine Abrechnung stattfinden muß. Soweit jedoch ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit, die letzte Instanz in all solchen Angelegenheiten, ergänzend eingreifen. Es wäre unklug, es wäre verfrüht für eine einzelne, selbst eine dem gegenwärtigen Kampf glücklicherweise fernstehende Regierung, es wäre sogar unvereinbar mit der neutralen Haltung einer Nation, die, wie diese, an dem Kampfe nicht beteiligt ist, sich ein endgültiges Urteil zu bilden oder es zum Ausdruck zu bringen.

Ich spreche mich so frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freunde spreche, und weil ich sicher bin, daß eine Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Krieges, wo alle Ereignisse und Umstände in ihrer Gesamtheit und ihrem wahren Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als wahrer Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird. gez.: Woodrow Wilson.
(Nordd. Allg. Ztg.)

„S 116" verloren.

8. Oktober. Am 6. d. M. nachmittags ist das Torpedoboot „S 116" während des Vorpostendienstes in der Nordsee durch den Torpedoschuß eines englischen Unterseebootes verloren gegangen. Fast die ganze Besatzung konnte gerettet werden.

Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 8. Oktober, abends. Vom westlichen Kriegsschauplatz sind Ereignisse von entscheidender Bedeutung nicht zu melden. Kleine Fortschritte sind bei St. Mihiel und im Argonnenwald gemacht.

Vor Antwerpen ist Fort Breendonck genommen. Der Angriff auf die innere Fortslinie und damit auch die Beschießung der dahinterliegenden Stadtteile hat begonnen, nachdem der Kommandant der Festung die Erklärung abgegeben hat, daß er die Verantwortung übernähme.

Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wurde von einer durch einen feindlichen Flieger geworfenen Bombe getroffen. Das Dach der Halle wurde durchschlagen und die Hülle eines in der Halle liegenden Luftschiffes zerstört.

Im Osten erreichte eine von Lomsha anmarschierende russische Kolonne Lyck. (W. T. B.)

Serbische Niederlagen.

Wien, 8. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolg gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Visegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte. Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenica gegen Bajna, Basta bereits über die Drina zurückgeworfen, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde. Die auf die Romania Plamina vorgegangene Hauptkraft unter dem Kommando des gewesenen Kriegsministers Generals Mylos Bojanovic wurde von unseren Kräften in einem zweitägigen Kampf vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der geplanten Gefangennahme. Ein Bataillon des 11. Regiments des 2. Aufgebots wurde gefangen genommen. Mehrere Schnellfeuergeschütze wurden erobert. Potiorek, Feldzeugmeister.

Beginn der Beschießung von Antwerpen.

Brüssel, 8. Oktober. Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens, betreffend die Gesetze des Landkrieges, ließ General v. Beseler, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten gestern nachmittag die Behörden Antwerpens von dem Bevorstehen der Beschießung verständigen. Die Beschießung der Stadt hat um Mitternacht begonnen. (W. T. B.)

Die Russen bei Przemysl geschlagen.

Wien, 8. Oktober. Im weiteren Vordringen unserer Truppen wurde gestern der Feind an der Chaussee nach Przemysl bei Barycz (westlich Dynow) geworfen und auch Rzeszow wurde wieder genommen, wo Geschütze erbeutet wurden. Im Weichsel-San-Winkel nahmen wir den flüchtenden Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemysl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele tausend Tote und Verwundete. In den siegreichen Kämpfen bei Marmaros-Sziget wetteiferten der ungarische und der ostgalizische Landsturm, sowie die polnischen Legionäre an Tapferkeit.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Fall von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 9. Oktober, abends. Heute vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen gefallen. Die Stadt befindet sich seit heute nachmittag in deutschem Besitz. Kommandant und Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind noch vom Feinde besetzt. Der Besitz von Antwerpen ist dadurch nicht beeinträchtigt. (W. T. B.)

Die Russen bei Przemysl geschlagen.

Wien, 9. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Unsere Vorrückung zwang die Russen in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemysl, die in der Nacht auf den 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und die den Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Gestern vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer, und der Angreifer begann, Teile seiner Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unseren vordringenden Kolonnen ein starker Feind zum Kampf, der noch andauert. Aus Roszwadow ist der Gegner bereits vertrieben. Auch in den Karpathen steht es gut. Der Rückzug des Feindes aus dem Marmaroser Komitat artet in Flucht aus. Bei Boscske wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus. Die eigene Vorrückung über den Beckid- und über den Vereckepaß ist im Fortschreiten gegen Slawsko und Tucholka. Der vom Uzskoker-Paß geworfene Feind wird über Turka weiter gedrängt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

(W. T. B.)

Fall der letzten Forts von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober. Die ganze Festung Antwerpen, einschließlich sämtlicher Forts, ist in unserem Besitz. (W. T. B.)

König Karl von Rumänien †.

Bukarest, 10. Oktober. König Karl ist heute früh gestorben.

Der Fall von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends. Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Nethe-Abschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie an. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsten Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marine-Division sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marine-Brigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte allerart sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare" Antwerpen ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie von Beseler, der Orden Pour le Mérite verliehen wurde. (W. T. B.)

Entsatz von Przemysl.

Wien, 10. Oktober. Amtlich wird von heute mittag verlautbart: Gestern versuchte der Feind noch einen Sturm auf die Südfront von Przemysl, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten des Angreifers zurückwies. Dann wurden die rückgängigen Bewegungen der Russen vor der Festung allgemein. Die Westfront mußten sie vollständig räumen; unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Der durch die Schnelligkeit der Operationen in Russisch-Polen und Galizien verwirrte Gegner versuchte, seinen Angriff auf die Festung durch Hinausschieben von Heeresteilen gegen Westen zu decken, vermochte aber unseren heraneilenden Armeen nirgends standzuhalten. Die fünf bis sechs russischen Infanterie-Divisionen, die sich bei Lancut stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den San. Ebenso wurde eine Kosaken-Division und eine Infanterie-Brigade, die östlich Dynow eine verstärkte Stellung innehatten, nach kurzem Widerstand zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall an den Fersen. Auch Ungarn dürfte von den noch in den Komitaten Marmaros und Veßtersze-Naßod herumirrenden feindlichen Abteilungen bald gänzlich gesäubert sein.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

„Scharnhorst" und „Gneisenau" vor Papeete.

Bordeaux, 9. Oktober. Marineminister Augagneur erhielt von dem Gouverneur von Französisch-Ozeanien die Bestätigung der Nachricht von der Beschießung Papeetes durch die deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau". Die Ortsbehörden hatten, um die Verproviantierung des Feindes zu verhindern, die Kohlenvorräte verbrannt und durch verschiedene Maßnahmen die Einfahrt der Kreuzer in den Hafen unmöglich gemacht. Die Deutschen konnten nur das vorher entwaffnete Kanonenboot „Zelée" versenken. Sie gaben 150 Schuß auf die Stadt ab, wodurch das Handelsviertel in Brand geriet. Es wurde nur Materialschaden angerichtet. (W. T. B.)

Die „Königsberg" im Indischen Ozean.

Amsterdam, 11. Oktober. Aus Sabang (Niederländisch-Indien) meldet das „Handelsbladet": Ein deutsches Schiff brachte drei Offiziere und die Mannschaften des Schiffes „City of Westminster" hier ein, das vom Kreuzer „Königsberg" im Indischen Ozean versenkt wurde. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Ost und West.

Großes Hauptquartier, 11. Oktober, abends. Westlich Lille ist von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine französische Kavallerie-Division völlig, bei Hazebrouk eine andere französische Kavallerie-Division unter schweren Verlusten geschlagen worden.

Die Kämpfe in der Front führten im Westen bisher zu keiner Entscheidung.

Über die Siegesbeute von Antwerpen können noch keine Mitteilungen gemacht werden, da die Unterlagen erklärlicherweise noch fehlen. Auch über die Anzahl der Gefangenen, über den Übertritt englischer und belgischer Truppen nach Holland liegt kein abschließendes Urteil vor.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden im Norden alle Angriffe der ersten und zehnten russischen Armee gegen die ostpreußischen Armeen von diesen am 9. und 10. zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungsversuch der Russen über Schirwindt wurde abgewiesen. Dabei wurden 1000 Russen zu Gefangenen gemacht. In Südpolen erreichten die Spitzen

unserer Armeen die Weichsel. Bei Trojez südlich Warschau fielen 2000 Mann des 2. sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

Russische amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei Augustow—Suwalki sind Erfindung. Wie hoch die amtlichen russischen Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen Niederlagen bei Tannenberg und Insterburg keine amtlichen russischen Mitteilungen veröffentlicht sind. (W. T. B.)

Der Entsatz von Przemysl.

Wien, 11. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 11. Oktober, mittags: Unser rasches Vorgehen an dem San hat Przemysl von der feindlichen Umklammerung befreit. Unsere Truppen rücken in die Festung ein. Wo sich die Russen noch stellten, wurden sie angegriffen und geschlagen. Bei ihrer Flucht gegen die Flußübergänge von Sieniawa und Lezajsk fielen massenhafte Gefangene in unsere Hände.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

22000 Mann Belgier und Engländer in Holland entwaffnet.

Haag, 12. Oktober. Halbamtlich wird gemeldet, daß die Gesamtzahl der auf holländisches Gebiet übergetretenen entwaffneten belgischen und englischen Soldaten etwa 22000 beträgt. (W. T. B.)

Kämpfe in Galizien.

Wien, 12. Oktober. Unsere Offensive hat unter vielfachen, für unsere Truppen durchweg siegreichen Kämpfen den San erreicht.

Der Entsatz der Festung Przemysl ist vollzogen. Nördlich und südlich der Festung werden die Reste der feindlichen Einschließungsarmee angegriffen. Jaroslau und Lezajsk sind in unserem Besitz. Von Sieniawa geht ein starker Feind zurück. Östlich Chyrow schreitet unser Angriff gleichfalls fort.

In Russisch-Polen wurden alle Versuche starker russischer Streitkräfte, die Weichsel aus und südlich Iwangorod zu überschreiten, abgeschlagen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Kämpfe in Frankreich. — Die Antwerpener Beute. — Sieg bei Schirwindt.

Großes Hauptquartier, 13. Oktober, vormittags. Vom westlichen Kriegsschauplatz liegen Nachrichten von Bedeutung nicht vor. Heftige Angriffe des Feindes östlich Soissons sind abgewiesen worden. — Im Argonnerwald finden andauernd erbitterte Kämpfe statt. Unsere Truppen arbeiten sich in dichtem Unterholz und äußerst schwierigem Gelände mit allen Mitteln des Festungskrieges Schritt für Schritt vorwärts. Die Franzosen leisten hartnäckigsten Widerstand, schießen von den Bäumen und mit Maschinengewehren von Baumkanzeln und haben neben etagenweise angelegten Schützengräben starke, festungsartige Stützpunkte eingerichtet. Die von der französischen Heeresleitung verbreiteten Nachrichten über Erfolge ihrer Truppen in der Woevre-Ebene sind unwahr. Nach Gefangenenaussagen ist den Truppen mitgeteilt worden, die Deutschen seien geschlagen und mehrere Forts von Metz bereits gefallen. Tatsächlich haben unsere dort fechtenden Truppen an keiner Stelle Gelände verloren, Etain ist nach wie vor in unserem Besitz. Die jetzigen französischen Angriffe gegen unsere Stellung bei Saint Mihiel sind sämtlich abgewiesen worden.

Unsere Kriegsbeute von Antwerpen läßt sich auch heute noch nicht übersehen. Die Zahl der in Holland Entwaffneten ist auf annähernd 28000 Mann gestiegen. Nach amtlichen Londoner und niederländischen Nachrichten befinden sich hierbei auch 2000 Engländer. Scheinbar haben sich viele belgische Soldaten in Zivilkleidung nach ihren Heimatsorten begeben. Der Gebäude- und Materialschaden in Antwerpen ist gering. Die Schleusen- und Fährenanlagen sind vom Feinde unbrauchbar gemacht worden. Im Hafen befinden sich 4 englische, 2 belgische, 1 französischer, 1 dänischer, 32 deutsche und 2 österreichische Dampfer sowie 2 deutsche Segelschiffe. Soweit deutsche Schiffe bisher untersucht worden sind, scheinen die Kessel unbrauchbar gemacht worden zu sein.

Auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz verlief der 11. Oktober im allgemeinen ruhig. Am 12. Oktober wurde ein erneuter Umfassungsversuch der Russen bei Schirwindt abgewiesen, sie verloren dabei 1500 Gefangene und 20 Geschütze.

In Südpolen wurden die russischen Vortruppen südlich von Warschau durch unsere Truppen zurückgeworfen. Ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich Iwangorod wurde unter Verlusten für die Russen verhindert.

Oberste Heerleitung.
(W. T. B.)

Russischer Kreuzer „Pallada" vernichtet.

Ein russischer Panzerkreuzer der Bajanklasse ist am 11. Oktober vor dem Finnischen Meerbusen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behnke.

Österreichisch-ungarische Fortschritte in Galizien.

Wien, 13. Oktober. Gestern schlugen unsere gegen Przemysl anrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, die Einschließungstruppen derart zurück, daß sich der Feind jetzt nur mehr vor der Ostfront der Festung hält. Bei seinem Rückzuge stürzten mehrere Kriegsbrücken nächst Sosnica ein. Viele Russen ertranken im San. Der Kampf östlich Chyrow dauert noch an. Eine Kosakendivision wurde von unserer Kavallerie gegen Drohobycz geworfen. In den durch sehr ungünstige Witterung und schlechte Wegeverhältnisse außerordentlich erschwerten Märschen und Kämpfen der letzten Wochen hat sich die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen glänzend bewährt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Einnahme von Lille. — Beschießung von Reims. — Erfolge gegen Rußland.

Großes Hauptquartier, 14. Oktober, mittags. Von Gent aus befindet sich der Feind, darunter ein Teil der Besatzung von Antwerpen, in eiligem Rückzuge nach Westen zur Küste. Unsere Truppen folgen. Lille ist von uns besetzt, 4500 Gefangene sind dort gemacht worden. Die Stadt war durch ihre Behörden den deutschen Truppen gegenüber als „offen" erklärt worden. Trotzdem schob der Gegner bei einem Umfassungsversuch von Dünkirchen her Kräfte dorthin vor mit dem Auftrag, sich bis zum Eintreffen der Umfassungsarmee zu halten. Da diese natürlich nicht eintraf, war die einfache Folge, daß die zwecklos verteidigte Stadt bei der Einnahme durch unsere Truppen Schädigungen erlitt. — Von der Front des Heeres ist nichts Neues zu melden. — Dicht bei der Kathedrale von Reims sind zwei schwere französische Batterien festgestellt. Ferner wurden Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Es ist selbstverständlich, daß alle unseren Truppen nachteiligen feindlichen Maßnahmen und Streitmittel bekämpft werden, ohne Rücksicht auf die Schonung der

Kathedrale. Die Franzosen tragen also jetzt wie früher selbst die Schuld daran, wenn der ehrwürdige Bau weiter ein Opfer des Krieges wird.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind in den Kämpfen bei Schirwindt die Russen geworfen und haben 3000 Gefangene, 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre verloren. Lyck ist wieder in unserem Besitz, Bialla ist vom Feinde geräumt. Weiter südlich sind beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet. (W. T. B.)

Die Antwerpener Kriegsbeute. — Fortschritte in Polen.

Großes Hauptquartier, 15. Oktober, mittags. Bei Antwerpen wurden im ganzen 4000—5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, welche Zivilkleidung angezogen haben, dingfest gemacht wird. Nach Mitteilungen des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden, und ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein; hierfür zeugen Massen weggeworfener Kleidersäcke, besonders von der englischen Royal-Naval-Division.

Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß. Mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Woylachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggons, vier Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für 10 Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von etwa einer halben Million Mark, ein Panzer-Eisenbahnzug, mehrere Verpflegungszüge, große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen. Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden; jedoch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd.

Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte versenkte Kähne nicht benutzbar, die Hafenanlagen sind unbeschädigt.

Die Stadt Antwerpen hat wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte.

Die Reste der belgischen Armee haben bei Annäherung unserer Truppen Gent schleunigst geräumt. Die belgische Regierung mit Ausnahme des Kriegsministers soll sich nach Le Havre begeben haben.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert wurden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen; sonst im Westen keine Veränderungen.

Im Osten ist der russische mit starken Kräften unternommene Vorstoß auf Ostpreußen als gescheitert anzusehen.

Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus Linie Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen.

Die in russischen Zeitungen verbreiteten Gerüchte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung. (W. T. B.)

Erfolge in Galizien.

Wien, 15. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 15. Oktober, mittags: Gestern eroberten unsere Truppen die befestigten Höhen von Starasol. Auch gegen Stary und Sambor gewann unser Angriff Raum. Nördlich des Strwiaz haben wir eine Reihe von Höhen bis zur Südostfront von Przemysl im Besitz. Am San, flußabwärts der Festung, wird gleichfalls gekämpft. Unsere Verfolgung des Feindes über die Karpathen hat Wyszkow und Skole erreicht.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Amtliche Aktenstücke über das englisch-französisch-russische Bündnis.

Am 15. Oktober veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Berichten der deutschen diplomatischen Vertreter im Auslande, die die politischen und militärpolitischen Beziehungen der Dreiverbandmächte vor dem Kriegsausbruch zum Gegenstande haben. Von einer Bezeichnung der berichtenden Stellen und des genaueren Datums ist aus naheliegenden Gründen abgesehen worden.

I.

. . . . März 1913.

Immer enger werden die Maschen des Netzes, in die es der französischen Diplomatie gelingt, England zu verstricken. Schon in den ersten Phasen des Marokkokonfliktes hat bekanntlich England an Frankreich Zusagen militärischer Natur gemacht, die sich inzwischen zu konkreten Vereinbarungen der beiderseitigen Generalstäbe verdichtet haben. Bezüglich der Abmachungen wegen einer Kooperation zur See erfahre ich von gewöhnlich gut unterrichteter Seite das Folgende:

Die englische Flotte übernimmt den Schutz der Nordsee, des Kanals und des Atlantischen Ozeans, um Frankreich die Möglichkeit zu geben, seine Seestreitkräfte im westlichen Bassin des Mittelländischen Meeres zu konzentrieren, wobei ihm als Stützpunkt für die Flotte Malta zur Verfügung gestellt wird. Die Details beziehen sich auf die Verwendung von französischen Torpedoflottillen und Unterseebooten im Kanal und des englischen Mittelmeergeschwaders, das bei Ausbruch des Krieges dem französischen Admiral unterstellt wird.

Inzwischen hat die Haltung der englischen Regierung während der marokkanischen Krisis im Jahre 1911, in der sie sich als ein ebenso kritikloses wie gefügiges Werkzeug der französischen Politik erwiesen und durch die Lloyd Georgesche Rede den französischen Chauvinismus zu neuen Hoffnungen ermutigt hat, der französischen Regierung eine Handhabe geboten, um einen weiteren Nagel in den Sarg zu treiben, in den die Dreiverbandpolitik die politische Entschließungsfreiheit Englands bereits gebettet hat.

Von besonderer Seite erhalte ich Kenntnis von einem Notenwechsel, der im Herbst vergangenen Jahres zwischen Sir Edward Grey und dem Botschafter Cambon stattgefunden hat, und den ich mit der Bitte um streng vertrauliche Behandlung hier vorzulegen die Ehre habe. In dem Notenwechsel vereinbaren die englische und die französische Regierung für den Fall eines drohenden Angriffs von seiten einer dritten Macht sofort in einen Meinungsaustausch darüber einzutreten, ob gemeinsames Handeln zur Abwehrung des Angriffes geboten sei, und gegebenenfalls, ob und inwieweit die bestehenden militärischen Vereinbarungen zur Anwendung zu bringen sein würden.

Die Fassung der Vereinbarungen trägt mit seiner Berechnung der englischen Mentalität Rechnung. England übernimmt formell keinerlei Verpflichtung zu militärischer Hilfeleistung. Es behält dem Wortlaut nach die Hand frei, stets nur seinen Interessen entsprechend handeln zu können. Daß sich aber durch diese Vereinbarungen in Verbindung mit den getroffenen militärischen Abmachungen England de facto dem französischen Revanchegedanken bereits rettungslos verschrieben hat, bedarf kaum einer besonderen Ausführung.

Die englische Regierung spielt ein gefährliches Spiel. Sie hat durch ihre Politik in der bosnischen und in der marokkanischen Frage Krisen hervorgerufen, die Europa zweimal an den Rand eines Krieges brachten. Die Ermutigung, die sie direkt wie indirekt andauernd dem französischen Chauvinismus zuteil werden läßt, kann eines Tages zu einer Katastrophe führen, bei der englische wie französische Soldaten auf französischen Schlachtfeldern englische Einkreisungspolitik mit ihrem Blute bezahlen werden.

Die Saat, die König Eduard gesät hat, geht auf.

Diesem Bericht liegt der seither bereits veröffentlichte Wortlaut der Briefe bei, die am 22. November 1912 zwischen Sir E. Grey und M. Paul Cambon gewechselt worden waren.

II.

.... Mai 1914.

Über die politischen Ergebnisse des Besuches des Königs von England in Paris erfahre ich, daß zwischen Sir Edward Grey und Herrn Doumergue eine Reihe politischer Fragen erörtert worden ist. Außerdem ist französischerseits die Anregung erfolgt, die bestehenden besonderen militärpolitischen Abmachungen zwischen Frankreich und England durch analoge Abmachungen zwischen England und Rußland zu ergänzen. Sir Edward Grey hat den Gedanken sympathisch aufgenommen, sich aber außerstande erklärt, ohne Befragen des englischen Kabinetts irgendeine Bindung zu übernehmen.

III.

.... Juni 1914.

Die Nachricht, daß französischerseits anläßlich des Besuches des Königs von England in Paris militärische Abmachungen zwischen England und Rußland angeregt worden sind, wird mir bestätigt. Über die Vorgeschichte erfahre ich zuverlässig, daß die Anregung auf Herrn Iswolski zurückgeht. Der Gedanke des Botschafters war es gewesen, die erwartete Feststimmung der Tage von Paris zu einer Umwandlung des Dreiverbandes in ein Bündnis nach Analogie des Dreibundes auszunutzen. Wenn man sich schließlich in Paris und Petersburg mit weniger begnügt hat, so scheint dafür die Erwägung maßgebend gewesen zu sein, daß in England ein großer Teil der öffentlichen Meinung dem Abschluß förmlicher Bündnisverträge mit anderen Mächten durchaus ablehnend gegenübersteht. Angesichts dieser Tatsache hat man sich trotz der zahlreichen Beweise für den gänzlichen Mangel an Widerstandskraft der englischen Politik gegen Einflüsse der Entente – ich darf an die Gefolgschaft erinnern, die noch jüngst Rußland in der Frage der deutschen Militärmission in der Türkei von England erfahren hat – offenbar gescheut, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Es ist vielmehr die Taktik langsamen, schrittweisen Vorgehens beschlossen worden. Sir Edward Grey hat die französisch-russische Anregung im englischen Ministerrat warm vertreten, und das Kabinett hat sich seinem Votum angeschlossen. Es ist beschlossen worden, in erster Linie ein Marineabkommen ins Auge zu fassen und die Verhandlungen in London zwischen der englischen Admiralität und dem russischen Marineattaché stattfinden zu lassen.

IV.

.... Juni 1914.

Man ist in Petersburg und London sehr beunruhigt wegen der französischen Indiskretionen über die russisch-englische Marinekonvention. Sir Edward Grey befürchtet Anfragen im Parlament. Der Marineattaché, Kapitän Wolkow, der einige Tage in Petersburg gewesen ist, vermutlich um Instruktionen für die Verhandlungen in Empfang zu nehmen, ist nach London zurückgekehrt. Die Verhandlungen haben bereits begonnen.

V.

.... Juni 1914.

Im Unterhause wurde von ministerieller Seite an die Regierung die Anfrage gerichtet, ob Großbritannien und Rußland jüngst ein Marineabkommen abgeschlossen hätten, und ob Verhandlungen zwecks Abschlusses einer solchen Vereinbarung unlängst zwischen den beiden Ländern stattgefunden hätten oder gegenwärtig im Gange seien.

Sir Edward Grey nahm in seiner Antwort Bezug auf ähnliche im Vorjahre an die Regierung gerichtete Anfragen. Der Premierminister habe damals, so fuhr Sir Edward Grey fort, geantwortet, es bestünden für den Fall des Ausbruches eines Krieges zwischen europäischen Mächten keine unveröffentlichten Vereinbarungen, die die freie Entschließung der Regierung oder des Parlaments darüber, ob Großbritannien an einem Kriege teilnehmen solle oder nicht, einengen oder hemmen würden. Diese Antwort sei heute ebenso zutreffend wie vor einem Jahre. Es seien seither keine Verhandlungen mit irgendeiner Macht abgeschlossen worden, die die fragliche Erklärung weniger zutreffend machen würden; keine derartigen Verhandlungen seien im Gange, und es sei auch, soweit er urteilen könne, nicht wahrscheinlich, daß in solche eingetreten werden würde; wenn aber irgendein Abkommen abgeschlossen werden sollte, das eine Zurücknahme oder Abänderung der erwähnten letztjährigen Erklärung des Premierministers nötig machen sollte, so müßte dasselbe seiner Ansicht nach, und das würde auch wohl der Fall sein, dem Parlament vorgelegt werden.

Nur die beiden radikalen Blätter „Daily News" und „Manchester Guardian" äußerten sich zu diesen Erklärungen. Die erstgenannte Zeitung begrüßt die Worte Sir Edward Greys mit Genugtuung und meint, sie seien klar genug, um jeden Zweifel zu zerstreuen. England sei nicht im Schlepptau irgendeines anderen Landes. Es sei nicht der Vasall Rußlands, nicht der Verbündete Frankreichs und nicht der Feind Deutschlands. Die Erklärung sei eine heilsame Lektion für diejenigen englischen Preßleute, die glauben machen wollten, daß es einen „Dreiverband" gebe, der dem Dreibund wesensgleich sei.

Der „Manchester Guardian" hingegen ist durch die Erklärung des Ministers nicht befriedigt. Er bemängelt ihre gewundene Form und sucht nachzuweisen, daß sie Auslegungen zulasse, die das Vorhandensein gewisser, vielleicht bedingter Verabredungen der gerüchtweise verlautbarten Art nicht durchaus ausschlössen.

Die Erklärungen Sir Edward Greys entsprechen einer vertraulichen Äußerung einer Persönlichkeit aus der nächsten Umgebung des Ministers:

„Er könne aufs ausdrücklichste und bestimmteste versichern, daß keinerlei Abmachungen militärischer oder maritimer Natur zwischen England und Frankreich beständen, obwohl der Wunsch nach solchen auf französischer Seite wiederholt kundgegeben worden sei. Was das englische Kabinett Frankreich abgeschlagen habe, werde es Rußland nicht gewähren. Es sei keine Flottenkonvention mit Rußland geschlossen worden, und es werde auch keine geschlossen werden."

VI.

.... Juni 1914.

Sir Edward Grey hat offenbar das Bedürfnis empfunden, den Ausführungen des „Manchester Guardian" über seine Interpellationsbeantwortung in Sachen des angeblichen englisch-russischen Flottenverbandes sogleich nachdrücklich entgegenzutreten. Die „Westminster Gazette" bringt an leitender Stelle aus der Feder Mr. Spenders, der bekanntlich zu den intimsten politischen Freunden Sir Edward Greys gehört, ein Dementi, das an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist darin gesagt: Es besteht kein Flottenabkommen, und es schweben keine Verhandlungen über ein Flottenabkommen zwischen Großbritannien und Rußland.



VII.

. . . . Juni 1914.

Daß die Erklärung Sir Edward Greys im englischen Unterhause über das russisch-englische Marineabkommen von der öffentlichen Meinung in England so bereitwillig akzeptiert worden ist, hat hier und in Petersburg große Erleichterung hervorgerufen. Die Drahtzieher der Aktion hatten schon befürchtet, daß der schöne Traum des neuen Dreibundes ausgeträumt sein könne. Es fällt mir übrigens schwer, daran zu glauben, daß es dem „Manchester Guardian" allein beschieden sein sollte, den Trick zu durchschauen, dessen sich Sir Edward Grey bediente, indem er die Frage, ob Verhandlungen über ein Marineabkommen mit Rußland schwebten oder im Gange seien, nicht beantwortete, sondern die ihm gar nicht gestellte Frage verneinte, ob England bindende Verpflichtungen bezüglich der Beteiligung an einem europäischen Kriege eingegangen sei. Ich neige vielmehr der Ansicht zu, daß die englische Presse in diesem Falle wieder einmal einen Beweis für ihre bekannte Disziplin in Behandlung von Fragen der auswärtigen Politik gegeben und, sei es auf ein mot d'ordre hin, sei es aus politischem Instinkt, geschwiegen hat.

VIII.

. . . . Juni 1914.

Von einer Stelle, die sich die alten Sympathien für Deutschland bewahrt hat, ist mir mit der Bitte um strengste Geheimhaltung die gehorsamst beigefügte Aufzeichnung über eine Konferenz zugegangen, die am 26. Mai d. J. beim Chef des russischen Marinestabes stattgefunden hat und in der die Grundlagen für die Verhandlungen über das russisch-englische Marineabkommen festgestellt worden sind. Zu welchem Ergebnis die Verhandlungen bis jetzt geführt haben, wußte mein Gewährsmann noch nicht, äußerte aber sehr ernste Besorgnisse über die Förderung, die der russische Nationalismus erfahren werde, wenn das Abkommen tatsächlich zustande komme. Auch Herr Ssasonow treibe zusehends mehr in das Fahrwasser der russischen Kriegspartei.

Anlage.

St. Petersburg, den 13./26. Mai 1914.

Von der Erwägung ausgehend, daß eine Vereinbarung zwischen Rußland und England erwünscht sei über das Zusammenwirken ihrer maritimen Streitkräfte für den Fall kriegerischer Operationen Rußlands und Englands unter Teilnahme Frankreichs, gelangte die Konferenz zu folgenden Schlüssen:

Die geplante Marinekonvention soll die Beziehungen zwischen den russischen und den englischen Streitkräften zur See in allen Einzelheiten regeln, deshalb ist eine Verständigung über Signale und Spezialchiffres, Radiotelegramme und den Modus des Verkehrs zwischen den russischen und englischen Marinestäben herbeizuführen. Die beiden Marinestäbe sollen sich außerdem regelmäßig gegenseitig Mitteilung machen über die Flotten dritter Mächte und über ihre eigenen Flotten; besonders über technische Daten sowie über neu eingeführte Maschinen und Erfindungen.

Nach dem Vorbild der franko-russischen Marinekonvention soll auch zwischen dem russischen und dem englischen Marinestab ein regelmäßiger Meinungsaustausch zur Prüfung von Fragen, welche die Marineministerien beider Staaten interessieren, herbeigeführt werden.

Das russische Marineabkommen mit England soll gleich dem franko-russischen Marineabkommen vorher vereinbarte aber getrennte Aktionen der russischen und der englischen Kriegsmarine ins Auge fassen. Im Hinblick auf die strategischen Ziele ist zu unterscheiden einerseits zwischen den maritimen Operationen im Gebiete des Schwarzen Meeres und der Nordsee, anderseits zwischen dem voraussichtlichen Seekampfe im Mittelmeer. In beiden Gebieten muß Rußland bestrebt sein, von England Kompensationen dafür zu erhalten, daß es einen Teil der deutschen Flotte auf die russische abzieht.

Im Gebiete des Bosporus und der Dardanellen sollen zeitweilige Unternehmungen in den Meerengen als strategische Operationen Rußlands im Kriegsfalle ins Auge gefaßt werden.

Die russischen Interessen in der Ostsee verlangen, daß England einen möglichst großen Teil der deutschen Flotte in der Nordsee festhält. Dadurch würde die erdrückende Übermacht der deutschen Flotte über die russische aufgehoben und vielleicht eine russische Landung in Pommern möglich werden. Hierbei könnte die englische Regierung einen wesentlichen Dienst leisten, wenn sie vor Beginn der Kriegsoperationen eine so große Zahl von Handelsschiffen in die baltischen Häfen schickte, daß der Mangel an russischen Transportschiffen ausgeglichen wird.

Was die Lage im Mittelmeer anbetrifft, so ist es für Rußland höchst wichtig, daß dort ein sicheres Übergewicht der Streitkräfte der Entente über die austro-italienische Flotte hergestellt wird. Denn falls die österreichisch-italienischen Streitkräfte dieses Meer beherrschen, würden Angriffe der österreichischen Flotte im Schwarzen Meer möglich sein, was für Rußland ein gefährlicher Schlag wäre. Es muß angenommen werden, daß die austro-italienischen Streitkräfte den französischen überlegen sind. England müßte daher durch Belassung der notwendigen Zahl von Schiffen im Mittelmeer das Übergewicht der Streitkräfte der Ententemächte mindestens so lange sichern, als die Entwicklung der russischen Marine noch nicht so weit fortgeschritten ist, um die Lösung dieser Aufgabe selbst zu übernehmen. Russische Schiffe müßten mit Zustimmung Englands als Basis im englischen Mittelmeer die englischen Häfen benützen dürfen, ebenso wie die französische Marinekonvention der russischen Flotte gestattet, sich im westlichen Mittelmeer auf die französischen Häfen zu basieren.

IX.

. . . . Juli 1914.

Gelegentlich meiner heutigen Unterhaltung mit Herrn Ssasonow wandte sich das Gespräch auch dem Besuch des Herrn Poincaré zu. Der Minister hob den friedfertigen Ton der gewechselten Trinksprüche hervor. Ich konnte nicht umhin, Herrn Ssasonow darauf aufmerksam zu machen, daß nicht die bei derartigen Besuchen ausgetauschten Toaste, sondern die daran geknüpften Preßkommentare den Stoff zur Beunruhigung geliefert hätten. Derartige Kommentare seien auch diesmal nicht ausgeblieben, wobei sogar die Nachricht von dem angeblichen Abschluß einer russisch-englischen Marinekonvention verbreitet worden sei. Herr Ssasonow griff diesen Satz auf und meinte unwillig, eine solche Marinekonvention existiere nur „in der Idee des ‚Berliner Tageblattes' und im Mond".

X.

. . . . Juli 1914.

Euer pp. beehre ich mich, beifolgend Abschrift eines Schreibens zu übersenden, das der Adjutant eines zurzeit hier weilenden russischen Großfürsten unter dem 25. d. M. von Petersburg aus an den Großfürsten gerichtet hat und über dessen wesentlichen Inhalt ich bereits telegraphisch berichten durfte. Das Schreiben, von dem ich auf vertraulichem Wege Kenntnis erhielt, erweist meines gehorsamen Dafürhaltens, daß man schon seit dem 24. d. M. in Rußland zum Kriege entschlossen ist.



Unsere Feldgrauen beim Herstellen „spanischer Reiter". Phot. A. Grohs.

die Pioniere und Infanteriekommandos hinaus, und lange dauert es, ehe sich die kleinen Streckchen zu einem geschlossenen Ganzen einen, ehe Reihe hinter Reihe gesetzt ist. Dann kommen helle Nächte und legen die Arbeiten ganz lahm. Oder der Gegner wird rege und belegt stundenlang den Raum bis zu den Schützengräben mit Feuer, so daß niemand die Deckung verlassen kann. Oft aber sind zwei, drei Nächte die Arbeiten in voller Ruhe fortgeschritten, da leuchtet plötzlich eine Rakete auf, und gleichzeitig prasselt das feindliche Feuer. Die Leute vorn klemmen sich an den Boden, aber der Eisenregen nimmt kein Ende, und immer wieder zucken die Leuchtkugeln auf. Dann warten die hinten in dem Schützengraben voll Sorge: Wer wird wohl zurückkommen — wer wird draußen bleiben von den Braven? Einzeln kriechen sie im Feuer in die Deckung zurück, manche versuchen es auch mit einem kühnen, schnellen Lauf, viele kommen heil bis in den Graben, den oder jenen aber rafft leider auch die feindliche Kugel hin, — die Kugel, die ungezielt ins Dunkel gesandt wurde. Es ist mancher tapfere, junge Deutsche gefallen beim Bau der Hindernisse.

Aber auch mit anderen Feinden wie mit dem Gegner drüben und seinen Kugeln haben die wackeren Hindernisbauer zu fechten. Vor allem mit dem Wetter und mit dem Boden. Der Winter, der jetzt hinter uns liegt, bereitete uns oft unüberwindbare Widerstände. Felshart war der Boden, nur die Kreuzhacke drang in ihn ein, kein Pfahl war einzuschlagen. Und doch mußte es geschafft werden. Da wurden erst vorsichtig Löcher in den Boden geschlagen und die Pflöcke eingesetzt, die Erdstücke um sie gelegt und manchmal begossen, damit sie wieder zusammenfroren. Oft vergingen zwei bis drei Nächte, ehe diese notwendigsten Vorbereitungen getroffen waren. Oder der Boden ist so weich und sumpfig, daß kein Pflock hält, daß er unter der Spannung des Drahtes zusammenbricht. Da werden dann hinter der Front bewegliche Drahthindernisse geschaffen, sogenannte „spanische Reiter", kastenartige Lattengestelle, die mit Drähten allerart umwunden sind und vor die Front gerollt, über die Böschung gestoßen und mit langen Stangen weiter vorgetrieben oder von beherzten Freiwilligen weitergebracht und ineinandergeschoben werden. Sie werden oft auch da benutzt, wo das Feuer des Feindes eine Arbeit vor der Linie nicht erlaubt.

Unendlich wertvoll sind diese Hindernisse vor der Front. Nicht eigentlich jene Stolperdrähte, das Anfangsstadium; diese können einen Vorstoß nicht brechen. Und doch geben sie der Truppe, dem Mann schon einen moralischen Halt. Das Gefühl: wir haben ein Hindernis vor der Front, wenn es auch nur ein Stolperdraht ist, gibt ihm Sicherheit, er ist ruhiger. Das ist natürlich schon ein Gewinn. Später aber, wenn sich das Drahtgewirr ausgewachsen hat, wird es unzerstört ein undurchdringlicher Wall. Ich habe keinen Infanterieangriff gesehen, weder einen unsrigen noch einen unserer Feinde, der ein unzerstörtes Drahthindernis, das richtig im Bereich eines mittelstarken Gewehrfeuers lag, überwunden hätte. Man kann ein solches Drahtgeflecht wohl überklettern, man kann es aber nie und nimmer überrasen. Und langsam klettern, selbst bei Dunkelheit, ist eben angesichts auch nur einiger Gewehre unmöglich. So kommt es auch, daß sich an Stellen heftiger Angriffe oft die Leichen der Gefallenen an und in den Hindernissen türmen.

Drei Zerstörungsarten gibt es: die Drahtschere, das Artilleriefeuer und die Sprengungen. Die Schere arbeitet langsam; gewiß sie ist am zuverlässigsten, aber sie ist auch am gefährlichsten. Sie kann kaum geräuschlos arbeiten. Wird aber von den Lauschposten das bekannte Knacken, das Aufeinanderfallen der durchschnittenen Drähte gehört, so ergießt sich sofort ein Eisenregen in die Gegend, wo das Geräusch vernommen wurde. Ihm entkommt die Drahtscherenpatrouille selten. Leicht wird sie auch gefangen. Der Rückweg wird ihr verstellt, sie verfängt sich trotz der Scheren in dem Gewirr, sitzt fest und fällt in Feindeshand. Auch sind die Schäden, die mit der Drahtschere an den Hindernissen gemacht werden, leicht wiederherzustellen. Folgt der Angriff den Bresche legenden Leuten nicht unmittelbar, so kriecht der Verteidiger in der nächsten Nacht wieder vor und flickt die schadhaften Stellen aus. Wirksamer und schneller arbeiten die schwere Artillerie und die Minenwerfer. Ihre schweren Geschosse reißen die Pfähle aus dem Boden, werfen das ganze Hindernis auseinander. Aber es ist dann zum Zerstören einer breiteren Front, die einen wirklich aussichtsreichen Angriff zuläßt, ein verhältnismäßig großer Munitionsaufwand nötig. Auch bedarf es immer noch eines Aufräumens, sozusagen eines Glättens der zerstörten Stellen, wenn der Angriff wirklich glatt über die Linie hinweggehen soll, wo die Hindernisse standen. Im allgemeinen wird es trotz des größten Munitionseinsatzes und der besten Aufräumungsarbeiten immer noch zu einem gewissen Stocken an diesen Stellen kommen. Die Sprengungen, die oberirdischen wie die unterirdischen, sind in ihrer Wirkung der der schweren Kaliber ganz ähnlich.

Die Hindernisse schließen uns wohl für den Feind ganz ab, aber wir selbst haben doch immer noch unsere kleinen Schleichwege durch sie, die den Patrouillen ganz genau bekannt sind. Sie laufen entweder im Zickzack durch das Hindernis oder sie bestehen in einem Graben, der unter ihm hinwegläuft. An den Ausgängen stehen einige der oben beschriebenen „spanischen Reiter" bereit, um die Lücke sofort zu schließen, falls der Feind vorstößt.

Ist die Gefechtsberührung nicht zu nahe, so befinden sich immer noch Patrouillen vor dem Hindernis. Sie graben sich kleine, kaum sichtbare Löcher und lauschen ins Dunkel. Natürlich können sie nur bei Nacht draußen sein. Der Gegner hat auch Leute mit gleichem Auftrage vor der Front. Es kommt oft genug vor, daß so Freund und Feind nur wenige Schritte voneinander im Dunkel liegen. Aber jede Patrouille hält sich dann still. Ein gegenseitiges Befeuern liegt ja nicht in ihrer Aufgabe — sie sollen nur stärkere feindliche Bewegungen feststellen. So schleichen sie aneinander vorbei, pirschen sich durch die Hindernisse und fahren durch die Fuchsröhren beim Morgengrauen wieder in ihre Gräben zurück.

Stacheldraht — er zieht sich jetzt wohl in beinahe geschlossener Linie von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze und von Memel bis östlich Krakau. Östlich und westlich ist Deutschland von ihm abgeschlossen, und nicht nur in einer Linie. Unsere braven Schipperkolonnen haben hinter den Kämpferfronten noch manches Drahthindernis gezogen, und bei unseren Herren Gegnern wird es nicht viel anders aussehen. Der Stacheldraht wird später den Herren Statistikern ein reiches Feld der Tätigkeit geben. Ich kann mir ihre Aufgaben schon denken: Wieviel Kilometer Drahthindernisse sind gebaut worden a. an der Front, b. hinter der Front, c. auf deutscher, d. auf feindlicher Seite? Wieviel Kilometer Draht waren dazu notwendig? Was wog dieser Draht? Wieviel Eisenbahnzüge mußten mit ihm beladen werden? Wieviel Kolonnenwagen ihn vorfahren? usw. usw. Dann aber schließlich: Was kostete dieser Draht? Das dürfte nicht die uninteressanteste Frage sein. Wer einmal etwas mit Einfriedigungen zu tun gehabt hat, weiß, daß Draht gar nicht so billig ist — im Gegenteil recht teuer. Ich glaube, daß es sich auch hier um Millionenkosten drehen wird. Dann kommt aber die Endfrage: Wo blieb all der Draht, der quer durch Polen und Frankreich gespannt wurde? Ein reiches Feld der Tätigkeit, meine Herren Statistiker. —

Anhang:

Urkunden und amtliche Telegramme

Zweiter Teil:

Vom 19. September 1914 bis 17. Januar 1915

Anhang:
Urkunden und amtliche Telegramme.

Kämpfe in Galizien.

Wien, 19. September. Amtlich wird verlautbart: Den 19. September, mittags: Die Neugruppierung unseres Heeres auf dem nördlichen Kriegsschauplatze ist im Zuge. Ein isolierter Vorstoß einer russischen Infanteriedivision am 17. September wurde blutig abgewiesen. Der ostseitige kleine feldmäßige Brückenkopf Siejawa, unsererseits nur von sehr schwachen Abteilungen heldenmütig verteidigt, zwang die Russen zur Entfaltung zweier Korps und schwerer Artillerie. Als die Befestigungen ihre Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie freiwillig geräumt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 20. September, abends. Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fortschritte gemacht. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, das Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale ist gegeben.

In den mittleren Vogesen sind Angriffe französischer Truppen am Donon, bei Senones und bei Saales abgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz heute keine Ereignisse. (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Der Erfolg der Kriegsanleihen ist ein über Erwarten glänzender. Es sind – abgesehen von einigen noch ausstehenden Teilergebnissen – gezeichnet

1,26 Milliarden Schatzanweisungen und
2,94 Milliarden Reichsanleihe

zusammen: 4,20 Milliarden Mark.

Englisch-deutsche Seegefechte.

Nach Mitteilung aus Amsterdam hat die englische Admiralität am 20. September folgendes bekanntgegeben: „Der deutsche Kreuzer ‚Emden' von der China-Station, der sechs Wochen lang ganz aus dem Gesichtskreis verschwunden war, erschien am 10. September plötzlich im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste mit den Bemannungen nach Kalkutta.

Der englische kleine Kreuzer ‚Pegasus', von Sansibar aus operierend, zerstörte Daressalam und versenkte daselbst das Kanonenboot ‚Möwe'. ‚Pegasus' wurde heute morgen, als er in der Bucht von Sansibar lag und Maschinen reinigte, vom ‚Königsberg' angegriffen und vollständig unbrauchbar gemacht. 25 Mann der englischen Besatzung tot, 30 verwundet."

Hierzu wird von zuständiger Stelle folgendes mitgeteilt: Bei „Möwe" handelt es sich keineswegs um ein kampffähiges Kanonenboot. Sie war vielmehr ein Vermessungsfahrzeug ohne jeden Kampfwert. Bei Beginn des Krieges wurde sie als für die Kriegsführung wertlos abgerüstet. Der englische kleine Kreuzer „Pegasus" hat eine Armierung von 8 Stück 10-Zmtr.-Schnelladekanonen, während unser kleiner Kreuzer „Königsberg", denn um diesen handelt es sich in vorliegendem Falle, eine solche von 10 Stück 10,3-Zmtr.-Schnelladekanonen hat.

Die englische Admiralität macht weiter bekannt: „Der englische Hilfskreuzer ‚Carmania' versenkte am 14. September einen bewaffneten deutschen Dampfer, vermutlich ‚Cap Trafalgar' oder ‚Berlin', nach zweistündigem Gefecht. ‚Carmania' hatte neun Tote." Zu dieser Londoner Meldung wird von zuständiger Stelle bekanntgegeben: S. M. Hilfskreuzer „Cap Trafalgar" ist am 14. September in der Nähe der brasilianischen Küste nach heftigem Kampfe mit dem englischen Hilfskreuzer „Carmania" untergegangen. Die Besatzung ist durch den deutschen Dampfer „Eleonore Woermann" gerettet worden.

Schließlich macht die englische Admiralität noch folgendes bekannt: „In der Nacht vom 14. zum 15. September versuchte ein deutscher Dampfer auf dem Kamerunfluß das englische Kanonenboot ‚Dwarf' durch eine Bombe zu versenken. Der Versuch mißglückte, und der Dampfer wurde erbeutet. Am 16. September versuchte ein anderer deutscher Dampfer den ‚Dwarf' zu rammen. ‚Dwarf' wurde nur wenig beschädigt. Der deutsche Dampfer wurde vernichtet, ebenso zwei Boote mit Explosionsmitteln." (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 21. September. Bei den Kämpfen um Reims wurden die festungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen das brennende Reims der Ort Betheny genommen. – Der Angriff gegen die Sperrfortslinie südlich Verdun überschritt siegreich den Ostrand der vorgelagerten, vom französischen 8. Armeekorps verteidigten Cote Lorraine. – Ein Ausfall aus der Nordostfront von Verdun wurde zurückgewiesen. – Nördlich Toul wurden französische Truppen im Biwak durch Artilleriefeuer überrascht. – Im übrigen fanden heute auf dem französischen Kriegsschauplatz keine größeren Kämpfe statt. – In Belgien und im Osten ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Beute der „Emden".

Kalkutta, 21. September. Die Offiziere und Mannschaften der von dem deutschen Kreuzer „Emden" in der Bai von Bengalen versenkten britischen Schiffe sind am Nachmittag hier angekommen. Sie äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit. Der Streifzug des Kreuzers „Emden" begann am 10. September; an diesem Tage nahm er den Dampfer „Indus", welcher durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, nachdem seine Besatzung auf die „Emden" übergeführt war. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, welche die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die „Emden" den Dampfer „Loo", übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer „Kabinga" wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer „Killin". Während derselben Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer „Diplomat", welcher später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer „Caruano" angehalten und untersucht, aber am selben Tage wieder freigelassen; er ist letzte Nacht in Kalkutta eingetroffen. Auf seinem Rückwege warnte der Dampfer mehrere andere Schiffe, welche zurückfuhren und so der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die „Emden" den Dampfer „Tratbock" und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzungen sämtlicher erbeuteter Schiffe wurden dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren; zwei deutsche Schiffe begleiteten es bis innerhalb 75 Meilen von der Mündung des Hooghly. (W. T. B.)

„U 9" vernichtet drei englische Panzerkreuzer.

Aus London wird unter dem 22. d. M. amtlich gemeldet: Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigeeilte englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet. (W. T. B.)

Die Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 22. September. Die französische Regierung hat behauptet, daß die Beschießung der Kathedrale von Reims keine militärische Notwendigkeit gewesen sei. — Demgegenüber sei folgendes festgestellt:

Nachdem die Franzosen die Stadt Reims durch starke Verschanzungen zum Hauptstützpunkt ihrer Verteidigung gemacht hatten, zwangen sie selbst uns zum Angriff auf die Stadt mit allen zur Durchführung nötigen Mitteln. Die Kathedrale sollte auf Anordnung des deutschen Armeeoberkommandos geschont werden, solange der Feind sie nicht zu seinen Gunsten ausnutzte. Seit dem 20. September wurde auf der Kathedrale die weiße Fahne gezeigt und von uns geachtet. Trotzdem konnten wir auf dem Turm einen Beobachtungsposten feststellen, der die gute Wirkung der feindlichen Artillerie gegen unsere angreifende Infanterie erklärte. Es war nötig, ihn zu beseitigen. Dies geschah durch Schrapnellfeuer der Feldartillerie; das Feuer schwerer Artillerie wurde auch jetzt noch nicht gestattet und das Feuer eingestellt, nachdem der Posten beseitigt war.

Wie wir beobachten können, stehen Türme und Äußeres der Kathedrale unzerstört. Der Dachstuhl ist in Flammen aufgegangen. Die angreifenden Truppen sind also nur so weit gegangen, wie sie unbedingt gehen mußten. Die Verantwortung trägt der Feind, der ein ehrwürdiges Bauwerk unter dem Schutz der weißen Flagge zu mißbrauchen versuchte. (W. T. B.)

„U 9" — „Pathfinder".

Berlin, 23. September. „U 9" (Kommandant Kapitänleutnant Otto Weddigen) hat am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" zum Sinken gebracht.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes Behncke.

Wie uns von amtlicher Stelle mitgeteilt wird, ist der Verlust des englischen Kreuzers „Pathfinder", der am 5. September vor dem Firth of Forth unterging, ebenfalls auf ein deutsches Unterseeboot zurückzuführen. Es war dies „U 21", Kommandant Oberleutnant zur See Hersing. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 23. September, abends. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der Oise steht der Kampf. Umfassungsversuche der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt.

Ostwärts bis an den Argonnenwald fanden heute keine größeren Kämpfe statt.

Östlich der Argonnen ist Varennes im Laufe des Tages genommen, der Angriff schreitet weiter fort.

Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile haben heftige aus Verdun, über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich abgeschlagen, Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Troyon, les Paroches, Camp des Romains und Liouville ist mit sichtbarem Erfolge eröffnet worden.

In Französisch-Lothringen und an der elsässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt. Eine wirkliche Entscheidung ist noch nirgends gefallen.

Aus Belgien und aus dem Osten ist nichts Neues zu melden. (W. T. B.)

Die Beschießung von Reims.

Großes Hauptquartier, 23. September. Der Oberkommandierende der bei Reims kämpfenden Truppen hat der obersten Heeresleitung heute gemeldet:

„Wie nachträglich festgestellt, ist auf die Kathedrale von Reims auch ein Mörserschuß abgegeben worden. Nach Meldung des . . . Armeekorps ist das notwendig gewesen, weil es nicht möglich war, mit Feuer der Feldartillerie die deutlich erkannte feindliche Beobachtungsstelle von der Kathedrale zu vertreiben." (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 23. September. Amtlich wird gemeldet: 23. September, mittags. Am russischen Kriegsschauplatz wurde in den letzten Tagen, von einigen unwesentlichen Kanonaden abgesehen, nicht gekämpft. Unsere Truppen sind ungeachtet der andauernd ungünstigen Witterung in vorzüglicher Verfassung. In Serbien ringen unsere Balkanstreitkräfte mit großer Zähigkeit um den Erfolg. Sehr wichtige Positionen sind bereits in unserem Besitz. In diesen Kämpfen wurden auch Geschütze genommen.

Die beherrschenden Höhen westlich Krupanj (Jogodajah, Viljeg, Crni Vrh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, sind sämtlich in unserem Besitze. Der Widerstand der Serben wurde hier gebrochen. Daß es während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanstreitkräfte einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in jene Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich nötigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben sind, kann beim Charakter des Landes niemanden überraschen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Gefecht in Ostafrika.

London, 23. September. Aus Nairobi wird vom 21. September berichtet: Eine deutsche Truppe, deren Stärke unbekannt ist, griff am 19. d. M. in dem Voidistrikt einen Posten 20 Meilen von der Grenze an. Nach einem stundenlangen scharfen Gefecht zogen sich die Deutschen unter Zurücklassung von acht Toten zurück. (Notiz des W. T. B.: Es dürfte sich um farbige Soldaten handeln. Die Verluste der Engländer werden nicht angegeben.) (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Auf die Kriegsanleihe sind gezeichnet worden:

Reichsschatzanweisungen	1 318 199 800 M.
Reichsanleihe mit Schuldbucheintragung	1 117 205 000 „
Reichsanleihe ohne Schuldbucheintragung	1 894 171 200 „
Zusammen	4 329 576 000 M.

(W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 24. September, abends. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze sind heute im allgemeinen keine wesentlichen Ereignisse eingetreten. Einzelne Teilkämpfe waren den deutschen Waffen günstig. Aus Belgien und vom östlichen Kriegsschauplatz ist nichts zu melden. (W. T. B.)

Die „Emden" vor Madras.

London, 24. September. Reuter meldet amtlich aus Kalkutta: Der deutsche Kreuzer „Emden" erschien vor Madras und schoß zwei Öltanks in Brand. Englische Forts beantworteten das Feuer. „Emden" löschte ihre Lichter und verschwand in der Dunkelheit.

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 25. September, abends. Der Fortgang der Operationen hat auf unserem äußersten rechten

Flügel zu neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entscheidung bisher nicht gefallen ist. In der Mitte der Schlachtfront ist heute, abgesehen von einzelnen Vorstößen beider Parteien, nichts geschehen. Als erstes der Sperrforts südlich Verdun ist heute Camp des Romains bei St. Mihiel gefallen. Das bayerische Regiment von der Tann hat auf dem Fort die deutsche Fahne gehißt, und unsere Truppen haben dort die Maas überschritten. Im übrigen weder im Westen noch im Osten irgendwelche Veränderungen.

(W. T. B.)

Miraumont.

London, 25. September. Die „Times" meldet aus dem Nordwesten Frankreichs vom 22. d. M.: Eine Abteilung Ulanen sprengte heute nachmittag die Brücke bei Miraumont zwischen Amiens und Arras. (W. T. B.)

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Durch rechtzeitig abgesandte, aber verspätet eingegangene Zeichnungen auf die Kriegsanleihe hat sich das Resultat noch um rund 70 Millionen Mark erhöht. Es sind also gezeichnet worden:

Reichsanleihe	3 121 001 300 M.
(darunter mit Schuldbucheintragung und Sperre bis 15. April 1915 1 198 987 700 Mark)	
und Reichsschatzanweisungen . .	1 339 727 600 „
Zusammen	4 460 728 900 M.

Gefecht bei Bapaume.

Großes Hauptquartier, 26. September, abends. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden; auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht. In der Mitte der Schlachtfront kam unser Angriff an einzelnen Stellen vorwärts. – Die angegriffenen Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte. – Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Bewegungen in Galizien.

Wien, 26. September. Amtlich wird mitgeteilt: Die nach der Schlacht von Lemberg eingeleitete Versammlung unserer Streitkräfte in einem Raum westlich des San hat nicht nur der Ententepresse Veranlassung zu den böswilligsten Erfindungen gegeben, sondern auch anderwärts unrichtige Vorstellungen über die Lage unseres Heeres hervorgerufen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnte Versammlung durchaus freiwillig erfolgte, wofür als Beweis nur angeführt sei, daß sie der Gegner nirgends zu stören vermochte oder versuchte. Feindlicherseits aufgestellte Behauptungen über Erfolge an der Sanlinie sind ganz unwahr; es handelt sich lediglich um einzelne, mit großem Aufwand an Truppen, an schwerem Geschütz und Munition inszenierte Beschießungen gegen feldmäßig gesicherte und schwach besetzte Übergangsstellen, die nach Erfüllung ihres Zweckes und Sprengung der Brücken freiwillig geräumt wurden. Die aus London stammende Nachricht von dem Falle zweier Forts von Przemysl ist natürlich aus der Luft gegriffen.

Auf dem Balkankriegsschauplatze ist die Lage auch seit dem letzten deutlich genug sprechenden Communiqué unverändert gut geblieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Kriegslage.

Großes Hauptquartier, 27. September. Die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen blieb heute unverändert.

(W. T. B.)

Französischer Flottenangriff auf Cattaro.

Köln, 27. September. Die „Köln. Ztg." meldet aus Igalo in Dalmatien: Am 18. d. M. nachmittags bombardierten österreichisch-ungarische Kriegsschiffe Antivari und vernichteten dabei eine größere Abteilung Montenegriner. Bei dieser Gelegenheit fingen wir eine drahtlose Depesche der französischen Flotte an die Montenegriner ab, worin letztere von den Franzosen aufgefordert werden, am 19. d. M. um 7 Uhr früh einen allgemeinen Angriff auf die Bocche di Cattaro zu unternehmen, die gleichzeitig durch die Franzosen von der Seeseite angegriffen würde. Da man also unserseits über die Absicht des Feindes genau unterrichtet war, konnten die entsprechenden Vorkehrungen getroffen werden.

Am 19. d. M. 7$^{3}/_{4}$ Uhr begaben sich drei kleine und 15 große französische Schiffe nach der Bocche und kamen im Nebel bis auf 6 Kilometer an die Küste heran. Unsererseits wollte man sie auf die Minen fahren lassen; doch machten die Schiffe plötzlich halt und begannen umzukehren. Im Augenblick, als sie sich unseren Befestigungen auf der Breitseite zeigten, fiel von der Festung Kobila ein Signalschuß, worauf sofort vier Batteriesalven von den Forts „Lustica" und „Mamula" losgingen. Die Kanonade währte ungefähr eine Viertelstunde. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben, denn gleich die erste Salve vernichtete ein französisches Kriegsschiff, das von nicht weniger als 24 Granaten auf einmal getroffen wurde, wobei alle sechs Schornsteine samt der Kommandobrücke in die Luft flogen.

Dann folgte eine Feuersäule, und als sich der Rauch verflüchtete, war die Stelle, wo vorher der Franzose gestanden, leer. Zwei andere erlitten schwere Havarien; die übrigen verschwanden schleunigst.

Die Franzosen hatten insgesamt zwei Treffer gemacht, wodurch auf unserer Seite ein Mann schwer, einer leicht verwundet wurde. Die Absicht der Franzosen, die Radiostation Lustica zu vernichten, ist kläglich mißlungen.

(W. T. B.)

Zur Vernichtung der englischen Kreuzer.

Zur Vernichtung der drei britischen Kreuzer der „Cressy-Klasse" durch das deutsche Unterseeboot „U 9" können wir heute die folgenden Angaben machen:

Am Morgen des 22. September, in der Frühe, befand „U 9" sich zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland mit annähernd südwestlichem Kurse dampfend. Die See war ruhig, das Wetter klar, meist neblig. Gegen 6 Uhr sichtete man von „U 9" aus drei große feindliche Kreuzer, die, bei weiten Schiffsabständen, in Dwarslinie – nebeneinander – fahrend, sich in entgegengesetzter Richtung näherten. „U 9" beschloß, zuerst den in der Mitte fahrenden der drei Kreuzer anzugreifen, führte diese Absicht aus und brachte dem Kreuzer, es war die „Aboukir", einen tödlichen Torpedotreffer bei. Der Kreuzer sank nach wenigen Minuten. Als nun die beiden anderen Kreuzer nach der Stelle dampften, wo die „Aboukir" gesunken war, machte „U 9" einen erfolgreichen Torpedoangriff auf die „Hogue". Auch dieser Kreuzer verschwand nach kurzer Zeit in den Fluten. Nun wandte sich „U 9" gegen die „Cressy". Beinahe unmittelbar nach dem Torpedoschuß kenterte die „Cressy", schwamm noch eine Weile kieloben und sank dann. Das ganze Gefecht hat, vom ersten Torpedoschusse bis zum letzten gerechnet, ungefähr eine Stunde gedauert. Von den englischen Kreuzern ist kein einziger Schuß abgegeben worden.

Angaben der britischen Presse, in der Nähe des Gefechtsortes hätten sich „Begleitschiffe" deutscher Unterseeboote befunden und noch dazu unter holländischer Flagge, sind ebenso unwahr wie die Erzählungen überlebender Engländer, die Kreuzer seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen worden, und habe man durch Geschützfeuer mehrere von ihnen vernichtet. – Tatsächlich ist nur „U 9" dort gewesen.

Nach dem Sinken der „Cressy" fanden sich mehrere britische Kreuzer, Torpedofahrzeuge usw. an der Stelle ein, und einzelne Torpedobootszerstörer verfolgten das Unterseeboot. Noch am Abend des 22. September – nicht weit von Terschelling Bank – wurde „U 9" von den Zerstörern gejagt. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es „U 9", außer Sicht der Torpedofahrzeuge zu laufen. Am folgenden Tage langte das Boot mit seiner triumphgekrönten Besatzung unversehrt im heimischen Hafen an.

Die Kämpfe in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 26. September, abends. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden, auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht.

Die angegriffenen Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die Kriegslage.

27. September. Die Lage auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen blieb heute unverändert. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen.

Budapest, 28. September. Das Ungarische Korrespondenzbureau ist von zuständiger Seite ermächtigt worden, folgendes bekanntzugeben: „Beim Uzsoker Paß drang gestern eine mehrere tausend Mann starke russische Truppenabteilung ein, die bei Malomret zwischen Fennyesvölgy und Csontos zurückgeschlagen wurde. Im Maramaroser Komitat sind bei Toronya ebenfalls Plänkeleien mit den dort eingebrochenen russischen Truppen und unseren zum Grenzschutz befohlenen Truppen im Gange. Von Munkacs und Huszt sind größere Truppenabteilungen unterwegs, um die Unseren zu unterstützen. Alle diese Grenzplänkeleien sind von geringerer Bedeutung und geben, nachdem wir bei der Grenze und im Innern des Landes über genügende Truppen verfügen, keinen Anlaß zur Besorgnis."

Die beiden Karpathenpässe, an denen russische Abteilungen erschienen sind, liegen in den östlichen Karpathen und sind für den Durchzug größerer militärischer Kräfte nicht geeignet. Der Gebirgscharakter der Karpathen ist derart, daß sie auch gegen eine zehnfache Übermacht erfolgreich verteidigt werden können. Der „Pester Lloyd" schreibt: „Man will uns beunruhigen, aber man verrechnet sich. Die neue große Schlacht wird nicht in Uszok und Toronya stattfinden, sondern anderswo und auf andere Art. Unsere Aufmerksamkeit gilt dem Kampf im entscheidenden Raume."

Schutz der Kunstdenkmäler in Antwerpen und Mecheln.

Brüssel, 29. September. Bei dem Kampfe um Mecheln hatte die schwere Artillerie des deutschen Heeres den ausdrücklichen Befehl erhalten, nicht auf die Stadt zu schießen, damit die Kathedrale geschont werde. Die Belgier selbst aber warfen aus dem Fort Waelhem, nördlich von Mecheln, schwere Granaten in die von den deutschen Truppen besetzte Stadt.

Das Kommando der Antwerpen belagernden deutschen Truppen hat behufs Verständigung der belgischen Regierung dem amerikanischen und dem spanischen Gesandten in Brüssel folgendes mitgeteilt: Soweit die belgischen Militärbehörden sich verpflichten, Kunstdenkmäler, insbesondere Kirchtürme, nicht für militärische Zwecke, nutzbar zu machen, sind die deutschen Belagerungstruppen bereit, diese Bauten bei einer Beschießung tunlichst, d. h. insofern es bei der ungeheuren Sprengwirkung der modernen Geschosse möglich ist, zu schonen. (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 29. September. Amtlich wird bekanntgegeben: Am 28. September, nachmittags, ist, nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während der unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz eine kurze Operationspause eingetreten. Unsere Truppen stehen insgesamt auf serbischem Territorium und behaupten sich vorerst in den blutig errungenen Positionen gegen unausgesetzte hartnäckige Angriffe. Die Angriffe enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt 14 Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Deserteure. Die Nachrichten über die serbisch-montenegrinische Offensive nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das Gebiet an der Sandschakgrenze hervorgerufen worden. Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

Kämpfe in Frankreich. — Angriff auf Antwerpen. — Scheitern russischer Vorstöße.

Großes Hauptquartier, 29. September, abends. Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich fanden heute bisher noch unentschiedene Kämpfe statt. In der Front zwischen Oise und Maas herrschte im allgemeinen Ruhe.

Die im Angriff gegen die Maasforts stehende Armee schlug erneute französische Vorstöße aus Verdun und Toul zurück.

Gestern hat die Belagerungsartillerie gegen einen Teil der Forts von Antwerpen das Feuer eröffnet. Ein Vorstoß belgischer Kräfte gegen die Einschließungslinien ist zurückgewiesen.

Im Osten scheiterten russische Vorstöße, die über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki erfolgten.

Gegen die Festung Ossowiec trat gestern schwere Artillerie in Kampf. (W. T. B.)

Deutsch-österreichische Erfolge in Galizien.

Wien, 29. September. Aus dem Kriegspressequartier wird amtlich gemeldet:

29. September, mittags. Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operationen sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unsererseits bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavallerie-Divisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Die Taten der „Emden".

London, 30. September. Die Admiralität gibt bekannt, daß während der letzten Tage der Kreuzer „Emden" im Indischen Ozean die Dampfer „Tumerico", „Kinglud",

„Riberia" und „Toyle" weggenommen und in den Grund gebohrt und ein Kohlenschiff weggenommen hat. Die Bemannungen der Schiffe wurden auf dem Dampfer „Gyfedale", der ebenfalls genommen, aber freigelassen wurde, nach Colombo gebracht, wo sie gestern früh eintrafen.

(W. T. B.)

Angriff auf Tsingtau.

Tokio, 29. September. Die Japaner haben am Sonntag die Deutschen fünf Meilen von Tsingtau entfernt angegriffen.

Bei ihrem Landangriff auf die nächsten Umgebungen von Lingtao hatten die Japaner drei Tote und zwölf Verwundete. (W. T. B.)

Der Überfall auf Orchies.

Großes Hauptquartier, 30. September. Der Generalstabsarzt der Armee und Chef des Feldsanitätswesens von Schjerning hat Seiner Majestät folgende Meldung erstattet:

„Vor einigen Tagen wurde in Orchies ein Lazarett von Franktireurs überfallen. Bei der am 24. September gegen Orchies unternommenen Strafexpedition durch Landwehrbataillon 35 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlust von acht Toten und 35 Verwundeten zurück. Ein am nächsten Tage ausgesandtes bayerisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind mehr und fand Orchies von Einwohnern verlassen. Im Orte wurden 20 beim Gefecht am vorhergehenden Tag verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten, und man hatte sie durch Einführen von Sägemehl in Mund und Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen unterschriftlich bestätigt. Orchies wurde dem Erdboden gleichgemacht."

(W. T. B.)

Die Lage der österreichisch-ungarischen Armee.

Wien, 30. September. Amtlich wird verlautbart:

Das K. und K. Armeeoberkommando hat nachstehenden Armeebefehl erlassen: „Die Situation ist für uns und für das verbündete deutsche Heer günstig. Die russische Offensive ist im Begriff zusammenzubrechen. Gemeinsam mit den deutschen Truppen werden wir den Feind, der bei Krasnik und Zamosc, bei Insterburg und Tannenberg geschlagen wurde, neuerdings besiegen und vernichten. Gegen Frankreich drang die deutsche Hauptmacht unaufhaltsam tief in das feindliche Gebiet ein. Ein neuer großer Sieg steht dort bevor. Auf dem Balkankriegsschauplatz kämpfen wir gleichfalls in Feindesland. Der Widerstand der Serben beginnt zu erlahmen. Innere Unzufriedenheit, Aufstände, Elend und Hungersnot bedrohen unsere Feinde im Rücken, während die Monarchie und das verbündete Deutschland einig und in starker Zuversicht dastehen, um diesen uns freventlich aufgezwungenen Krieg bis ans siegreiche Ende durchzukämpfen. Dies ist die Wahrheit über die Lage, sie ist allen Offizieren zu verlautbaren und der Mannschaft in ihrer Muttersprache zu erörtern.

Erzherzog Friedrich, G. d. I."

(W. T. B.)

Kämpfe bei Albert. — Belagerung Antwerpens.

Großes Hauptquartier, 30. September, abends. Nördlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. — Aus der Front der Schlachtlinie ist nichts Neues zu melden. — An den Argonnen geht unser Angriff stetig — wenn auch langsam — vorwärts. — Vor den Sperrforts an der Maaslinie keine Veränderung. — In Elsaß-Lothringen stieß der Feind gestern in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen. — Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört. — Vom östlichen Kriegsschauplatz ist noch nichts Besonderes zu melden.

(W. T. B.)

Kämpfe bei Noyon und Toul.

Großes Hauptquartier, 1. Oktober, abends. Am 30. September wurden die Höhen von Roye und Fresnoy, nordwestlich von Noyon, den Franzosen entrissen.

Südöstlich von St. Mihiel wurden am 1. Oktober Angriffe von Toul her zurückgewiesen. Die Franzosen hatten dabei schwere Verluste.

Der Angriff auf Antwerpen schreitet erfolgreich fort. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze keine Veränderungen.

(W. T. B.)

Belgiens „Neutralität".

Kopenhagen, 27. September. „Nationaltidende" veröffentlicht folgende Äußerungen des Staatssekretärs des Deutschen Auswärtigen Amtes Staatsministers von Jagow, die eine Antwort auf das jüngst veröffentlichte Interview mit dem englischen Unterstaatssekretär Acland darstellen:

Unterstaatssekretär Acland behauptet, das Eingreifen Englands in den Krieg sei darauf zurückzuführen, daß Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt habe. Ich kann nicht annehmen, daß diesem hohen Beamten des Foreign Office unbekannt sein sollte, daß Sir E. Grey in seiner Rede im englischen Unterhaus am 3. August erklärt hat, er habe dem französischen Botschafter bereits am Nachmittag des vorhergehenden Tages, also am 2. August, die vollste Unterstützung der englischen Flotte für den Fall zugesichert, daß die deutsche Flotte gegen die französische Küste oder die französische Schiffahrt vorgehe. Erst in der Nacht vom 3. auf den 4. August aber erfolgte die Verletzung der belgischen Neutralität durch deutsche Truppen. Ebensowenig kann der Unterstaatssekretär vergessen haben, daß Sir E. Grey in seiner Unterredung mit dem Fürsten Lichnowsky am 1. August es ausdrücklich abgelehnt hat, Deutschland die Neutralität Englands für den Fall zuzusichern, daß Deutschland die Neutralität Belgiens respektiere. Es handelt sich daher um einen, nicht einmal besonders geschickten, erneuten Versuch, die Welt über die Motive irrezuführen, die der englischen Beteiligung am Kriege zugrunde liegen. Sie bestehen nicht in einer altruistischen Fürsorge für die Unabhängigkeit und Integrität Belgiens. Diese war nicht bedroht. Wir hatten sie England ausdrücklich zugesichert. Aber es ist begreiflich, daß ein Land, das seine Kolonialherrschaft auf den Trümmern anderer Staaten aufgebaut hat, ein Land, das sich, wie in jüngster Zeit noch in Ägypten, so oft über gegebene Versprechen und internationale Verträge hinweggesetzt hat, dieser Zusicherung nicht traute. Ein deutsches Sprichwort sagt: Man vermutet niemand hinter einem Busch, hinter dem man nicht selbst gesessen hat. So tauchte in der Phantasie der englischen Staatsmänner das Schreckgespenst einer Besetzung Antwerpens durch deutsche Truppen auf, und, wie Sir E. Grey Frankreich die englische Hilfe schon für den Fall einer Bedrohung von Calais und Cherbourg durch die deutsche Flotte zugesichert hatte, so veranlaßte schließlich die Besorgnis, ein Teil der Südküste des Kanals könne den schwachen Händen Belgiens entrissen und zu einer Operationsbasis für die deutsche Flotte werden, England, nicht nur sich selbst am Kriege zu beteiligen, sondern auch zu dem furchtbaren Verbrechen, das bedauernswerte Belgien zum Widerstand gegen den deutschen Einmarsch zu ermutigen. Die Haltung Englands ist somit lediglich durch den rücksichtslosen englischen Eigennutz bestimmt worden, der überhaupt für den ganzen furchtbaren Krieg verantwortlich ist. Wenn heute auf den Schlachtfeldern des Kontinents die Söhne Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und Rußlands für das Vaterland verbluten

müssen, so trifft die moralische Verantwortung dafür mit in erster Linie die englische Politik, die unter der Formel der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, andauernd die chauvinistischen Strömungen in Frankreich und Rußland gegen Deutschland ermutigte und damit einen Zustand der Spannung auf dem Kontinent hervorrief, der sich im gegenwärtigen Krieg entladen hat. Von jeher ist es die englische Politik gewesen, die Völker des Kontinents gegeneinander aufzureizen, um selbst ungestört die Welt beherrschen zu können. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich. — Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 2. Oktober, abends. Vor dem westlichen Armeeflügel wurden erneute Umfassungsversuche der Franzosen abgewiesen. Südlich Roye sind die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen. – In der Mitte der Schlachtfront blieb die Lage unverändert. – Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpften im Vorschreiten nach Süden wesentliche Vorteile. Östlich der Maas unternahmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen wurden. – Vor Antwerpen sind das Fort Wavre – St. Catherine und die Redoute Dorpweldt mit Zwischenwerken gestern nachmittag 5 Uhr erstürmt; das Fort Waelhem ist eingeschlossen, der westlich herausgeschobene wichtige Schulterpunkt Termonde befindet sich in unserem Besitz. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz scheint der Vormarsch russischer Kräfte über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki bevorzustehen. (W. T. B.)

Kämpfe in Serbien.

Wien, 2. Oktober. Amtlich wird bekanntgegeben: Unsere in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf. Bisher schreitet die eigene Offensive gegen den überall in stark verschanzten, mit Drahthindernissen geschützten Stellungen postierten Gegner zwar langsam, aber günstig fort. Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Irregulären beunruhigten Gegenden Bosniens wurde energisch begonnen. Hierbei wurde gestern ein vollständiges serbisches Bataillon umzingelt und entwaffnet und als kriegsgefangen abtransportiert. Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuerlicher Beweis der lebhaften serbischen Phantasie. Diese Division befindet sich, wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten, in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat ebenso wie bei Vizegrad auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen. Potiorek, Feldzeugmeister.
(W. T. B.)

Die Belagerung von Tsingtau.

3. Oktober. Wenn man die bisher vorliegenden, zum Teil allerdings englischen Quellen entstammenden Nachrichten über den Angriff unserer Gegner auf Tsingtau zusammenfaßt, so ergibt sich folgendes Bild:

Vereinigte japanische und englische Streitkräfte gelangten Sonntag, den 27. September, nach unbedeutenden Scharmützeln mit vorgeschobenen deutschen Streitkräften bis an den Litsunfluß. Hier wurde ihr rechter Flügel vom Innern der Bucht aus durch drei deutsche Schiffe beschossen, bis japanische Flieger eingriffen. Die Flieger wurden dabei beschädigt. Der Gesamtverlust des Gegners betrug 150 Tote. Die deutschen Verluste sind unbekannt.

Während der Kämpfe hat ein deutsches Kanonenboot die deutschen Landtruppen in vorzüglicher Weise unterstützt. Das Kanonenboot wurde von der japanischen Flotte angegriffen, scheint aber unbeschädigt geblieben zu sein.

Am 28. September, an dem Tsingtau zu Lande ganz abgeschlossen wurde, beschossen die Japaner mit einer Linienschiffsdivision zwei deutsche Küstenbatterien, die kräftig antworteten. Das Ergebnis ist unbekannt.

Am folgenden Tage begann die Heeresmacht der Verbündeten einen Angriff auf die vorgeschobenen deutschen Stellungen, vier englische Meilen vor der deutschen Hauptverteidigungslinie. Von deutscher Seite wurde unter Einsatz aller Kräfte geantwortet.

General von Voigts-Rhetz Generalquartiermeister.

3. Oktober. Generalmajor von Voigts-Rhetz ist mit Wahrnehmung der Geschäfte des Generalquartiermeisters beauftragt. Er war bis zum Krieg Chef des Generalstabes beim Gardekorps, bei Kriegsbeginn Chef des Stabes des Generalquartiermeisters. Sein Nachfolger in dieser Stellung ist der Königlich Bayerische Generalmajor Zoellner geworden. (W. T. B.)

Die Belagerung von Antwerpen. Sieg bei Augustowo.

Großes Hauptquartier, 3. Oktober, abends. Auf dem französischen Kriegsschauplatze sind heute keine wesentlichen Änderungen eingetreten. – Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Lierre, Waelhem, Königshookt und die zwischenliegenden Redouten. In den Zwischenstellungen wurden 30 Geschütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Lücke gestattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen. – Im Osten sind das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, welche sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigem erbitterten Kampfe bei Augustowo geschlagen worden. Über 2000 unverwundete Gefangene, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre wurden erbeutet. (W. T. B.)

Beschießung von Reims.

London, 2. Oktober. „Daily Telegraph" meldet aus Paris: Das Bombardement von Reims dauert nun schon neun Tage an. Fast alle Einwohner verließen die Stadt. Die letzten Tage mußten sie in den Kellern zubringen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Frankreich und vor Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 4. Oktober, abends. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf am rechten Heeresflügel und in den Argonnen erfolgreich vorwärts. Die Operationen vor Antwerpen und auf dem östlichen Kriegsschauplatz vollzogen sich planmäßig und ohne Kampf. (W. T. B.)

„Scharnhorst" und „Gneisenau" vor Tahiti.

Bordeaux, 3. Oktober. Amtlich wird vom französischen Marineministerium mitgeteilt: Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" sind am 22. September vor Papeete auf Tahiti (der größten der französischen Gesellschaftsinseln im Großen Ozean) erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Zelée", welches seit dem 14. September abgerüstet im Hafen lag, in Grund geschossen. Hierauf beschossen sie die offene Stadt Papeete und fuhren weiter. Die Mitteilung drückt zum Schluß die Hoffnung aus, daß den beiden Schiffen sehr bald die Kohlen ausgehen würden.

Niederlage der Russen bei Augustowo.

Königsberg, 4. Oktober. Das stellvertretende Generalkommando in Königsberg hat vom Generalstab die Ermächtigung erhalten, über die bereits gemeldeten Kämpfe bei Augustow folgende ergänzende Meldung zu verbreiten:

Die Russen sind in zweitägigem Kampfe bei Suwalki am 1. und 2. Oktober völlig geschlagen und haben 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, viele Maschinengewehre, Fahrzeuge und Pferde verloren.

(W. T. B.)

Niederlage der Serben.

Wien, 4. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen uns, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu detachieren. Die erste dort eingeleitete Aktion hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuska" unter dem Kommando des Generals Ducovitsch und die „Zetska" unter General Rajevitsch, wurden nach zweitägigen harten Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge über die Landesgrenze. Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende, in Bosnien erbeutete Vorräte mußten sie zurücklassen. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefallene österreichischer vorgesandter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in einem bestialisch verstümmelten Zustande aufgefunden.

Bei der im nördlichen Abschnitte eingeleiteten Aktion wurde ein komplettes serbisches Bataillon von einem österreichischen Halbbataillon gefangen genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister.

(W. T. B.)

Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 5. Oktober, abends. Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Brochem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln – Antwerpen sind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurden die Kämpfe erfolgreich fortgesetzt.

In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit russischen Truppen.

(W. T. B.)

Kämpfe in Galizien, Russisch-Polen und in den Karpathen.

Wien, 5. Oktober. Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend, warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Opatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück. In den Karpathen wurden die Russen am Uzsoker Paß vollständig geschlagen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Sturm auf Tsingtau.

Rotterdam, 6. Oktober. Beim ersten Sturm auf die Infanterie-Werke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Minen, Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar" wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab. (B. Z. a. M.)

Kämpfe in Frankreich und Rußland.

Großes Hauptquartier, 6. Oktober, abends. Die fortgesetzten Umfassungsversuche der Franzosen gegen unseren rechten Heeresflügel haben die Kampffront bis nördlich Arras ausgedehnt. Auch westlich Lille und westlich Lens trafen unsere Spitzen auf feindliche Kavallerie. In unserem Gegenangriff über die Linie Arras – Albert – Roye ist noch keine Entscheidung gefallen.

Auf der Schlachtfront zwischen Oise und Maas, bei Verdun und in Elsaß-Lothringen sind die Verhältnisse unverändert.

Auch von Antwerpen ist heute nichts Besonderes zu melden.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist der russische Vormarsch gegen Ostpreußen im Gouvernement Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind seit gestern erfolgreich angegriffen. In Russisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Garde-Schützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavallerie-Divisionen und Teile der Hauptreserve von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf Iwangorod zurückgeworfen. (W. T. B.)

Erfolge in Russisch-Polen.

Wien, 6. Oktober. Das plötzliche Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuche, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomir erobert. In Galizien rückten wir plangemäß vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanterie-Division unsererseits geworfen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Kämpfe in Suwalki und bei Iwangorod.

Großes Hauptquartier, 7. Oktober, abends. Die Kämpfe auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben noch zu keiner Entscheidung geführt. Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verdun wurden zurückgeworfen.

Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in unserem Besitz. Der Angriff hat den Netheabschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortsgürtel. Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen äußerem und innerem Fortsgürtel auf Antwerpen zurückgeworfen. Vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden in freiem Felde genommen.

Der Angriff der Russen im Gouvernement Suwalki ist abgewiesen. Die Russen verloren 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre.

In Polen wurden in kleinen erfolgreichen Gefechten westlich Iwangorod 4800 Gefangene gemacht. (W. T. B.)

Kämpfe in den Kolonien.

7. Oktober. Vom kolonialen Kriegsschauplatz liegen heute verschiedene Nachrichten vor.

Aus Tokio wird amtlich gemeldet: „Eine Marine-Abteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marschall-Inseln, ohne Widerstand zu finden, und brachte die Befestigungswerke, Waffen und Munition in ihren Besitz. Für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Marineverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Handlung gewesen, eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt."

In einer offiziellen Mitteilung des britischen Kolonialministeriums heißt es ferner:

„An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorats herrschte im September eine bedeutende Regsamkeit, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm, in das britische Gebiet einzudringen und die Ugandabahn abzuschneiden.

Indessen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ostafrikanischen Protektorats und des Uganda-Protektorats ist seit dem Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen sowie berittene und nicht berittene örtliche Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung gehegt." (W. T. B.)

Die Kämpfe bei Przemysl.

Wien, 7. Oktober. Unsere Offensive erreichte auch gestern da und dort unter kleineren Gefechten überall ihre Ziele. Laut Meldung eines in kühnem Fluge aus Przemysl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene ein. Alle Angriffe der Russen brachen unter furchtbaren Verlusten im Feuer der Festungswerke zusammen.

In den Karpathen steht westlich des Wyszkower Sattels kein Feind mehr. Bei Marmaros-Sziget wurde der eingebrochene Gegner geschlagen; die Stadt gelangte in der vergangenen Nacht wieder in unsern Besitz.

Der Stellvertreter des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Präsident Wilsons Antwort an den Kaiser.

8. Oktober. Euer Kaiserlichen Majestät wichtige Mitteilung vom 7. September d. J. habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse und Anteil Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie Sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Kriege wahrhaft unbeteiligten Nation gewendet haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennen zu lernen und zu berücksichtigen.

Sie werden, dessen bin ich sicher, nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn — wie ich sicher bin — die Nationen Europas sich vereinigen werden, um ihre Streitigkeiten zu beendigen. Wo Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben, und die Verantwortlichkeit wird den Schuldigen auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß solch eine Abrechnung stattfinden muß. Soweit jedoch ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit, die letzte Instanz in all solchen Angelegenheiten, ergänzend eingreifen. Es wäre unklug, es wäre verfrüht für eine einzelne, selbst eine dem gegenwärtigen Kampf glücklicherweise fernstehende Regierung, es wäre sogar unvereinbar mit der neutralen Haltung einer Nation, die, wie diese, an dem Kampfe nicht beteiligt ist, sich ein endgültiges Urteil zu bilden oder es zum Ausdruck zu bringen.

Ich spreche mich so frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freunde spreche, und weil ich sicher bin, daß eine Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Krieges, wo alle Ereignisse und Umstände in ihrer Gesamtheit und ihrem wahren Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als wahrer Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird. gez.: Woodrow Wilson.
(Nordd. Allg. Ztg.)

„S 116" verloren.

8. Oktober. Am 6. d. M. nachmittags ist das Torpedoboot „S 116" während des Vorpostendienstes in der Nordsee durch den Torpedoschuß eines englischen Unterseebootes verloren gegangen. Fast die ganze Besatzung konnte gerettet werden.

Die Belagerung von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 8. Oktober, abends. Vom westlichen Kriegsschauplatz sind Ereignisse von entscheidender Bedeutung nicht zu melden. Kleine Fortschritte sind bei St. Mihiel und im Argonnenwald gemacht.

Vor Antwerpen ist Fort Breendonck genommen. Der Angriff auf die innere Fortslinie und damit auch die Beschießung der dahinterliegenden Stadtteile hat begonnen, nachdem der Kommandant der Festung die Erklärung abgegeben hat, daß er die Verantwortung übernähme.

Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wurde von einer durch einen feindlichen Flieger geworfenen Bombe getroffen. Das Dach der Halle wurde durchschlagen und die Hülle eines in der Halle liegenden Luftschiffes zerstört.

Im Osten erreichte eine von Lomsha anmarschierende russische Kolonne Lyck. (W. T. B.)

Serbische Niederlagen.

Wien, 8. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolg gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Vizegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte. Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenica gegen Bajna, Basta bereits über die Drina zurückgeworfen, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde. Die auf die Romania Plamina vorgegangene Hauptkraft unter dem Kommando des gewesenen Kriegsministers Generals Mylos Bojanovic wurde von unseren Kräften in einem zweitägigen Kampf vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der geplanten Gefangennahme. Ein Bataillon des 11. Regiments des 2. Aufgebots wurde gefangen genommen. Mehrere Schnellfeuergeschütze wurden erobert. Potiorek, Feldzeugmeister.

Beginn der Beschießung von Antwerpen.

Brüssel, 8. Oktober. Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens, betreffend die Gesetze des Landkrieges, ließ General v. Beseler, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten gestern nachmittag die Behörden Antwerpens von dem Bevorstehen der Beschießung verständigen. Die Beschießung der Stadt hat um Mitternacht begonnen. (W. T. B.)

Die Russen bei Przemysl geschlagen.

Wien, 8. Oktober. Im weiteren Vordringen unserer Truppen wurde gestern der Feind an der Chaussee nach Przemysl bei Barycz (westlich Dynow) geworfen und auch Rzeszow wurde wieder genommen, wo Geschütze erbeutet wurden. Im Weichsel—San-Winkel nahmen wir den flüchtenden Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemysl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele tausend Tote und Verwundete. In den siegreichen Kämpfen bei Marmaros-Sziget wetteiferten der ungarische und der ostgalizische Landsturm, sowie die polnischen Legionäre an Tapferkeit.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Fall von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 9. Oktober, abends. Heute vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen gefallen. Die Stadt befindet sich seit heute nachmittag in deutschem Besitz. Kommandant und Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind noch vom Feinde besetzt. Der Besitz von Antwerpen ist dadurch nicht beeinträchtigt. (W. T. B.)

Die Russen bei Przemysl geschlagen.

Wien, 9. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Unsere Vorrückung zwang die Russen in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemysl, die in der Nacht auf den 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und die den Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Gestern vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer, und der Angreifer begann, Teile seiner Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unseren vordringenden Kolonnen ein starker Feind zum Kampf, der noch andauert. Aus Roszwadow ist der Gegner bereits vertrieben. Auch in den Karpathen steht es gut. Der Rückzug des Feindes aus dem Marmaroser Komitat artet in Flucht aus. Bei Boscske wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus. Die eigene Vorrückung über den Beckid- und über den Vereckepaß ist im Fortschreiten gegen Slawsko und Tucholka. Der vom Uzskoker-Paß geworfene Feind wird über Turka weiter gedrängt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

(W. T. B.)

Fall der letzten Forts von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober. Die ganze Festung Antwerpen, einschließlich sämtlicher Forts, ist in unserem Besitz.
(W. T. B.)

König Karl von Rumänien †.

Bukarest, 10. Oktober. König Karl ist heute früh gestorben.

Der Fall von Antwerpen.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends. Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Nethe-Abschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie an. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsten Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marine-Division sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marine-Brigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte allerart sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie von Beseler, der Orden Pour le Mérite verliehen wurde. (W. T. B.)

Entsatz von Przemysl.

Wien, 10. Oktober. Amtlich wird von heute mittag verlautbart: Gestern versuchte der Feind noch einen Sturm auf die Südfront von Przemysl, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten des Angreifers zurückwies. Dann wurden die rückgängigen Bewegungen der Russen vor der Festung allgemein. Die Westfront mußten sie vollständig räumen; unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Der durch die Schnelligkeit der Operationen in Russisch-Polen und Galizien verwirrte Gegner versuchte, seinen Angriff auf die Festung durch Hinausschieben von Heeresteilen gegen Westen zu decken, vermochte aber unseren heraneilenden Armeen nirgends standzuhalten. Die fünf bis sechs russischen Infanterie-Divisionen, die sich bei Lancut stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den San. Ebenso wurde eine Kosaken-Division und eine Infanterie-Brigade, die östlich Dynow eine verstärkte Stellung innehatten, nach kurzem Widerstand zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall an den Fersen. Auch Ungarn dürfte von den noch in den Komitaten Marmaros und Veßtersze-Naßod herumirrenden feindlichen Abteilungen bald gänzlich gesäubert sein.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

„Scharnhorst“ und „Gneisenau“ vor Papeete.

Bordeaux, 9. Oktober. Marineminister Augagneur erhielt von dem Gouverneur von Französisch-Ozeanien die Bestätigung der Nachricht von der Beschießung Papeetes durch die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“. Die Ortsbehörden hatten, um die Verproviantierung des Feindes zu verhindern, die Kohlenvorräte verbrannt und durch verschiedene Maßnahmen die Einfahrt der Kreuzer in den Hafen unmöglich gemacht. Die Deutschen konnten nur das vorher entwaffnete Kanonenboot „Zelée“ versenken. Sie gaben 150 Schuß auf die Stadt ab, wodurch das Handelsviertel in Brand geriet. Es wurde nur Materialschaden angerichtet. (W. T. B.)

Die „Königsberg“ im Indischen Ozean.

Amsterdam, 11. Oktober. Aus Sabang (Niederländisch-Indien) meldet das „Handelsbladet“: Ein deutsches Schiff brachte drei Offiziere und die Mannschaften des Schiffes „City of Westminster“ hier ein, das vom Kreuzer „Königsberg“ im Indischen Ozean versenkt wurde. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Ost und West.

Großes Hauptquartier, 11. Oktober, abends. Westlich Lille ist von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine französische Kavallerie-Division völlig, bei Hazebrouk eine andere französische Kavallerie-Division unter schweren Verlusten geschlagen worden.

Die Kämpfe in der Front führten im Westen bisher zu keiner Entscheidung.

Über die Siegesbeute von Antwerpen können noch keine Mitteilungen gemacht werden, da die Unterlagen erklärlicherweise noch fehlen. Auch über die Anzahl der Gefangenen, über den Übertritt englischer und belgischer Truppen nach Holland liegt kein abschließendes Urteil vor.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden im Norden alle Angriffe der ersten und zehnten russischen Armee gegen die ostpreußischen Armeen von diesen am 9. und 10. zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungsversuch der Russen über Schirwindt wurde abgewiesen. Dabei wurden 1000 Russen zu Gefangenen gemacht. In Südpolen erreichten die Spitzen

unserer Armeen die Weichsel. Bei Trojez südlich Warschau fielen 2000 Mann des 2. sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

Russische amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei Augustow — Suwalki sind Erfindung. Wie hoch die amtlichen russischen Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen Niederlagen bei Tannenberg und Insterburg keine amtlichen russischen Mitteilungen veröffentlicht sind. (W. T. B.)

Der Entsatz von Przemysl.

Wien, 11. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 11. Oktober, mittags: Unser rasches Vorgehen an dem San hat Przemysl von der feindlichen Umklammerung befreit. Unsere Truppen rücken in die Festung ein. Wo sich die Russen noch stellten, wurden sie angegriffen und geschlagen. Bei ihrer Flucht gegen die Flußübergänge von Sieniawa und Lezajsk fielen massenhafte Gefangene in unsere Hände.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

22000 Mann Belgier und Engländer in Holland entwaffnet.

Haag, 12. Oktober. Halbamtlich wird gemeldet, daß die Gesamtzahl der auf holländisches Gebiet übergetretenen entwaffneten belgischen und englischen Soldaten etwa 22000 beträgt. (W. T. B.)

Kämpfe in Galizien.

Wien, 12. Oktober. Unsere Offensive hat unter vielfachen, für unsere Truppen durchweg siegreichen Kämpfen den San erreicht.

Der Entsatz der Festung Przemysl ist vollzogen. Nördlich und südlich der Festung werden die Reste der feindlichen Einschließungsarmee angegriffen. Jaroslau und Lezajsk sind in unserem Besitz. Von Sieniawa geht ein starker Feind zurück. Östlich Chyrow schreitet unser Angriff gleichfalls fort.

In Russisch-Polen wurden alle Versuche starker russischer Streitkräfte, die Weichsel aus und südlich Iwangorod zu überschreiten, abgeschlagen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Kämpfe in Frankreich. — Die Antwerpener Beute. — Sieg bei Schirwindt.

Großes Hauptquartier, 13. Oktober, vormittags. Vom westlichen Kriegsschauplatz liegen Nachrichten von Bedeutung nicht vor. Heftige Angriffe des Feindes östlich Soissons sind abgewiesen worden. — Im Argonnerwald finden andauernd erbitterte Kämpfe statt. Unsere Truppen arbeiten sich in dichtem Unterholz und äußerst schwierigem Gelände mit allen Mitteln des Festungskrieges Schritt für Schritt vorwärts. Die Franzosen leisten hartnäckigsten Widerstand, schießen von den Bäumen und mit Maschinengewehren von Baumkanzeln und haben neben etagenweise angelegten Schützengräben starke, festungsartige Stützpunkte eingerichtet. Die von der französischen Heeresleitung verbreiteten Nachrichten über Erfolge ihrer Truppen in der Woevre-Ebene sind unwahr. Nach Gefangenenaussagen ist den Truppen mitgeteilt worden, die Deutschen seien geschlagen und mehrere Forts von Metz bereits gefallen. Tatsächlich haben unsere dort fechtenden Truppen an keiner Stelle Gelände verloren, Etain ist nach wie vor in unserem Besitz. Die jetzigen französischen Angriffe gegen unsere Stellung bei Saint Mihiel sind sämtlich abgewiesen worden.

Unsere Kriegsbeute von Antwerpen läßt sich auch heute noch nicht übersehen. Die Zahl der in Holland Entwaffneten ist auf annähernd 28000 Mann gestiegen. Nach amtlichen Londoner und niederländischen Nachrichten befinden sich hierbei auch 2000 Engländer. Scheinbar haben sich viele belgische Soldaten in Zivilkleidung nach ihren Heimatsorten begeben. Der Gebäude- und Materialschaden in Antwerpen ist gering. Die Schleusen- und Fährenanlagen sind vom Feinde unbrauchbar gemacht worden. Im Hafen befinden sich 4 englische, 2 belgische, 1 französischer, 1 dänischer, 32 deutsche und 2 österreichische Dampfer sowie 2 deutsche Segelschiffe. Soweit deutsche Schiffe bisher untersucht worden sind, scheinen die Kessel unbrauchbar gemacht worden zu sein.

Auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz verlief der 11. Oktober im allgemeinen ruhig. Am 12. Oktober wurde ein erneuter Umfassungsversuch der Russen bei Schirwindt abgewiesen, sie verloren dabei 1500 Gefangene und 20 Geschütze.

In Südpolen wurden die russischen Vortruppen südlich von Warschau durch unsere Truppen zurückgeworfen. Ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich Iwangorod wurde unter Verlusten für die Russen verhindert.

Oberste Heerleitung.
(W. T. B.)

Russischer Kreuzer „Pallada" vernichtet.

Ein russischer Panzerkreuzer der Bajanklasse ist am 11. Oktober vor dem Finnischen Meerbusen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behnke.

Österreichisch-ungarische Fortschritte in Galizien.

Wien, 13. Oktober. Gestern schlugen unsere gegen Przemysl anrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, die Einschließungstruppen derart zurück, daß sich der Feind jetzt nur mehr vor der Ostfront der Festung hält. Bei seinem Rückzuge stürzten mehrere Kriegsbrücken nächst Sosnica ein. Viele Russen ertranken im San. Der Kampf östlich Chyrow dauert noch an. Eine Kosakendivision wurde von unserer Kavallerie gegen Drohobycz geworfen. In den durch sehr ungünstige Witterung und schlechte Wegeverhältnisse außerordentlich erschwerten Märschen und Kämpfen der letzten Wochen hat sich die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen glänzend bewährt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Einnahme von Lille. — Beschießung von Reims. — Erfolge gegen Rußland.

Großes Hauptquartier, 14. Oktober, mittags. Von Gent aus befindet sich der Feind, darunter ein Teil der Besatzung von Antwerpen, in eiligem Rückzuge nach Westen zur Küste. Unsere Truppen folgen. Lille ist von uns besetzt, 4500 Gefangene sind dort gemacht worden. Die Stadt war durch ihre Behörden den deutschen Truppen gegenüber als „offen" erklärt worden. Trotzdem schob der Gegner bei einem Umfassungsversuch von Dünkirchen her Kräfte dorthin vor mit dem Auftrag, sich bis zum Eintreffen der Umfassungsarmee zu halten. Da diese natürlich nicht eintraf, war die einfache Folge, daß die zwecklos verteidigte Stadt bei der Einnahme durch unsere Truppen Schädigungen erlitt. — Von der Front des Heeres ist nichts Neues zu melden. — Dicht bei der Kathedrale von Reims sind zwei schwere französische Batterien festgestellt. Ferner wurden Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Es ist selbstverständlich, daß alle unseren Truppen nachteiligen feindlichen Maßnahmen und Streitmittel bekämpft werden, ohne Rücksicht auf die Schonung der

Kathedrale. Die Franzosen tragen also jetzt wie früher selbst die Schuld daran, wenn der ehrwürdige Bau weiter ein Opfer des Krieges wird.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind in den Kämpfen bei Schirwindt die Russen geworfen und haben 3000 Gefangene, 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre verloren. Lyck ist wieder in unserem Besitz, Bialla ist vom Feinde geräumt. Weiter südlich sind beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet. (W. T. B.)

Die Antwerpener Kriegsbeute. — Fortschritte in Polen.

Großes Hauptquartier, 15. Oktober, mittags. Bei Antwerpen wurden im ganzen 4000—5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, welche Zivilkleidung angezogen haben, dingfest gemacht wird. Nach Mitteilungen des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden, und ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein; hierfür zeugen Massen weggeworfener Kleidersäcke, besonders von der englischen Royal-Naval-Division.

Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß. Mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Woylachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggons, vier Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für 10 Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von etwa einer halben Million Mark, ein Panzer-Eisenbahnzug, mehrere Verpflegungszüge, große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen. Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden; jedoch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd.

Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte versenkte Kähne nicht benutzbar, die Hafenanlagen sind unbeschädigt.

Die Stadt Antwerpen hat wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte.

Die Reste der belgischen Armee haben bei Annäherung unserer Truppen Gent schleunigst geräumt. Die belgische Regierung mit Ausnahme des Kriegsministers soll sich nach Le Havre begeben haben.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert wurden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen; sonst im Westen keine Veränderungen.

Im Osten ist der russische mit starken Kräften unternommene Vorstoß auf Ostpreußen als gescheitert anzusehen.

Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus Linie Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen.

Die in russischen Zeitungen verbreiteten Gerüchte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung. (W. T. B.)

Erfolge in Galizien.

Wien, 15. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 15. Oktober, mittags: Gestern eroberten unsere Truppen die befestigten Höhen von Starasol. Auch gegen Stary und Sambor gewann unser Angriff Raum. Nördlich des Strwiaz haben wir eine Reihe von Höhen bis zur Südostfront von Przemysl im Besitz. Am San, flußabwärts der Festung, wird gleichfalls gekämpft. Unsere Verfolgung des Feindes über die Karpathen hat Wyszkow und Skole erreicht.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Amtliche Aktenstücke über das englisch-französisch-russische Bündnis.

Am 15. Oktober veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Berichten der deutschen diplomatischen Vertreter im Auslande, die die politischen und militärpolitischen Beziehungen der Dreiverbandmächte vor dem Kriegsausbruch zum Gegenstande haben. Von einer Bezeichnung der berichtenden Stellen und des genaueren Datums ist aus naheliegenden Gründen abgesehen worden.

I.

. . . . März 1913.

Immer enger werden die Maschen des Netzes, in die es der französischen Diplomatie gelingt, England zu verstricken. Schon in den ersten Phasen des Marokkokonfliktes hat bekanntlich England an Frankreich Zusagen militärischer Natur gemacht, die sich inzwischen zu konkreten Vereinbarungen der beiderseitigen Generalstäbe verdichtet haben. Bezüglich der Abmachungen wegen einer Kooperation zur See erfahre ich von gewöhnlich gut unterrichteter Seite das Folgende:

Die englische Flotte übernimmt den Schutz der Nordsee, des Kanals und des Atlantischen Ozeans, um Frankreich die Möglichkeit zu geben, seine Seestreitkräfte im westlichen Bassin des Mittelländischen Meeres zu konzentrieren, wobei ihm als Stützpunkt für die Flotte Malta zur Verfügung gestellt wird. Die Details beziehen sich auf die Verwendung von französischen Torpedoflottillen und Unterseebooten im Kanal und des englischen Mittelmeergeschwaders, das bei Ausbruch des Krieges dem französischen Admiral unterstellt wird.

Inzwischen hat die Haltung der englischen Regierung während der marokkanischen Krisis im Jahre 1911, in der sie sich als ein ebenso kritikloses wie gefügiges Werkzeug der französischen Politik erwiesen und durch die Lloyd Georgesche Rede den französischen Chauvinismus zu neuen Hoffnungen ermutigt hat, der französischen Regierung eine Handhabe geboten, um einen weiteren Nagel in den Sarg zu treiben, in den die Dreiverbandpolitik die politische Entschließungsfreiheit Englands bereits gebettet hat.

Von besonderer Seite erhalte ich Kenntnis von einem Notenwechsel, der im Herbst vergangenen Jahres zwischen Sir Edward Grey und dem Botschafter Cambon stattgefunden hat, und den ich mit der Bitte um streng vertrauliche Behandlung hier vorzulegen die Ehre habe. In dem Notenwechsel vereinbaren die englische und die französische Regierung für den Fall eines drohenden Angriffs von seiten einer dritten Macht sofort in einen Meinungsaustausch darüber einzutreten, ob gemeinsames Handeln zur Abwehrung des Angriffes geboten sei, und gegebenenfalls, ob und inwieweit die bestehenden militärischen Vereinbarungen zur Anwendung zu bringen sein würden.

Die Fassung der Vereinbarungen trägt mit seiner Berechnung der englischen Mentalität Rechnung. England übernimmt formell keinerlei Verpflichtung zu militärischer Hilfeleistung. Es behält dem Wortlaut nach die Hand frei, stets nur seinen Interessen entsprechend handeln zu können. Daß sich aber durch diese Vereinbarungen in Verbindung mit den getroffenen militärischen Abmachungen England de facto dem französischen Revanchegedanken bereits rettungslos verschrieben hat, bedarf kaum einer besonderen Ausführung.

Die englische Regierung spielt ein gefährliches Spiel. Sie hat durch ihre Politik in der bosnischen und in der marokkanischen Frage Krisen hervorgerufen, die Europa zweimal an den Rand eines Krieges brachten. Die Ermutigung, die sie direkt wie indirekt andauernd dem französischen Chauvinismus zuteil werden läßt, kann eines Tages zu einer Katastrophe führen, bei der englische wie französische Soldaten auf französischen Schlachtfeldern englische Einkreisungspolitik mit ihrem Blute bezahlen werden.

Die Saat, die König Eduard gesät hat, geht auf.

Diesem Bericht liegt der seither bereits veröffentlichte Wortlaut der Briefe bei, die am 22. November 1912 zwischen Sir E. Grey und M. Paul Cambon gewechselt worden waren.

II.

. . . . Mai 1914.

Über die politischen Ergebnisse des Besuches des Königs von England in Paris erfahre ich, daß zwischen Sir Edward Grey und Herrn Doumergue eine Reihe politischer Fragen erörtert worden ist. Außerdem ist französischerseits die Anregung erfolgt, die bestehenden besonderen militärpolitischen Abmachungen zwischen Frankreich und England durch analoge Abmachungen zwischen England und Rußland zu ergänzen. Sir Edward Grey hat den Gedanken sympathisch aufgenommen, sich aber außerstande erklärt, ohne Befragen des englischen Kabinetts irgendeine Bindung zu übernehmen.

III.

. . . . Juni 1914.

Die Nachricht, daß französischerseits anläßlich des Besuches des Königs von England in Paris militärische Abmachungen zwischen England und Rußland angeregt worden sind, wird mir bestätigt. Über die Vorgeschichte erfahre ich zuverlässig, daß die Anregung auf Herrn Iswolski zurückgeht. Der Gedanke des Botschafters war es gewesen, die erwartete Feststimmung der Tage von Paris zu einer Umwandlung des Dreiverbandes in ein Bündnis nach Analogie des Dreibundes auszunutzen. Wenn man sich schließlich in Paris und Petersburg mit weniger begnügt hat, so scheint dafür die Erwägung maßgebend gewesen zu sein, daß in England ein großer Teil der öffentlichen Meinung dem Abschluß förmlicher Bündnisverträge mit anderen Mächten durchaus ablehnend gegenübersteht. Angesichts dieser Tatsache hat man sich trotz der zahlreichen Beweise für den gänzlichen Mangel an Widerstandskraft der englischen Politik gegen Einflüsse der Entente – ich darf an die Gefolgschaft erinnern, die noch jüngst Rußland in der Frage der deutschen Militärmission in der Türkei von England erfahren hat – offenbar gescheut, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Es ist vielmehr die Taktik langsamen, schrittweisen Vorgehens beschlossen worden. Sir Edward Grey hat die französisch-russische Anregung im englischen Ministerrat warm vertreten, und das Kabinett hat sich seinem Votum angeschlossen. Es ist beschlossen worden, in erster Linie ein Marineabkommen ins Auge zu fassen und die Verhandlungen in London zwischen der englischen Admiralität und dem russischen Marineattaché stattfinden zu lassen.

IV.

. . . . Juni 1914.

Man ist in Petersburg und London sehr beunruhigt wegen der französischen Indiskretionen über die russisch-englische Marinekonvention. Sir Edward Grey befürchtet Anfragen im Parlament. Der Marineattaché, Kapitän Wolkow, der einige Tage in Petersburg gewesen ist, vermutlich um Instruktionen für die Verhandlungen in Empfang zu nehmen, ist nach London zurückgekehrt. Die Verhandlungen haben bereits begonnen.

V.

. . . . Juni 1914.

Im Unterhause wurde von ministerieller Seite an die Regierung die Anfrage gerichtet, ob Großbritannien und Rußland jüngst ein Marineabkommen abgeschlossen hätten, und ob Verhandlungen zwecks Abschlusses einer solchen Vereinbarung unlängst zwischen den beiden Ländern stattgefunden hätten oder gegenwärtig im Gange seien.

Sir Edward Grey nahm in seiner Antwort Bezug auf ähnliche im Vorjahre an die Regierung gerichtete Anfragen. Der Premierminister habe damals, so fuhr Sir Edward Grey fort, geantwortet, es bestünden für den Fall des Ausbruches eines Krieges zwischen europäischen Mächten keine unveröffentlichten Vereinbarungen, die die freie Entschließung der Regierung oder des Parlaments darüber, ob Großbritannien an einem Kriege teilnehmen solle oder nicht, einengen oder hemmen würden. Diese Antwort sei heute ebenso zutreffend wie vor einem Jahre. Es seien seither keine Verhandlungen mit irgendeiner Macht abgeschlossen worden, die die fragliche Erklärung weniger zutreffend machen würden; keine derartigen Verhandlungen seien im Gange, und es sei auch, soweit er urteilen könne, nicht wahrscheinlich, daß in solche eingetreten werden würde; wenn aber irgendein Abkommen abgeschlossen werden sollte, das eine Zurücknahme oder Abänderung der erwähnten letztjährigen Erklärung des Premierministers nötig machen sollte, so müßte dasselbe seiner Ansicht nach, und das würde auch wohl der Fall sein, dem Parlament vorgelegt werden.

Nur die beiden radikalen Blätter „Daily News“ und „Manchester Guardian“ äußerten sich zu diesen Erklärungen. Die erstgenannte Zeitung begrüßt die Worte Sir Edward Greys mit Genugtuung und meint, sie seien klar genug, um jeden Zweifel zu zerstreuen. England sei nicht im Schlepptau irgendeines anderen Landes. Es sei nicht der Vasall Rußlands, nicht der Verbündete Frankreichs und nicht der Feind Deutschlands. Die Erklärung sei eine heilsame Lektion für diejenigen englischen Preßleute, die glauben machen wollten, daß es einen „Dreiverband“ gebe, der dem Dreibund wesensgleich sei.

Der „Manchester Guardian“ hingegen ist durch die Erklärung des Ministers nicht befriedigt. Er bemängelt ihre gewundene Form und sucht nachzuweisen, daß sie Auslegungen zulasse, die das Vorhandensein gewisser, vielleicht bedingter Verabredungen der gerüchtweise verlautbarten Art nicht durchaus ausschlössen.

Die Erklärungen Sir Edward Greys entsprechen einer vertraulichen Äußerung einer Persönlichkeit aus der nächsten Umgebung des Ministers:

„Er könne aufs ausdrücklichste und bestimmteste versichern, daß keinerlei Abmachungen militärischer oder maritimer Natur zwischen England und Frankreich beständen, obwohl der Wunsch nach solchen auf französischer Seite wiederholt kundgegeben worden sei. Was das englische Kabinett Frankreich abgeschlagen habe, werde es Rußland nicht gewähren. Es sei keine Flottenkonvention mit Rußland geschlossen worden, und es werde auch keine geschlossen werden.“

VI.

. . . . Juni 1914.

Sir Edward Grey hat offenbar das Bedürfnis empfunden, den Ausführungen des „Manchester Guardian“ über seine Interpellationsbeantwortung in Sachen des angeblichen englisch-russischen Flottenverbandes sogleich nachdrücklich entgegenzutreten. Die „Westminster Gazette“ bringt an leitender Stelle aus der Feder Mr. Spenders, der bekanntlich zu den intimsten politischen Freunden Sir Edward Greys gehört, ein Dementi, das an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist darin gesagt: Es besteht kein Flottenabkommen, und es schweben keine Verhandlungen über ein Flottenabkommen zwischen Großbritannien und Rußland.

VII.

. . . . Juni 1914.

Daß die Erklärung Sir Edward Greys im englischen Unterhause über das russisch-englische Marineabkommen von der öffentlichen Meinung in England so bereitwillig akzeptiert worden ist, hat hier und in Petersburg große Erleichterung hervorgerufen. Die Drahtzieher der Aktion hatten schon befürchtet, daß der schöne Traum des neuen Dreibundes ausgeträumt sein könne. Es fällt mir übrigens schwer, daran zu glauben, daß es dem „Manchester Guardian" allein beschieden sein sollte, den Trick zu durchschauen, dessen sich Sir Edward Grey bediente, indem er die Frage, ob Verhandlungen über ein Marineabkommen mit Rußland schwebten oder im Gange seien, nicht beantwortete, sondern die ihm gar nicht gestellte Frage verneinte, ob England bindende Verpflichtungen bezüglich der Beteiligung an einem europäischen Kriege eingegangen sei. Ich neige vielmehr der Ansicht zu, daß die englische Presse in diesem Falle wieder einmal einen Beweis für ihre bekannte Disziplin in Behandlung von Fragen der auswärtigen Politik gegeben und, sei es auf ein mot d'ordre hin, sei es aus politischem Instinkt, geschwiegen hat.

VIII.

. . . . Juni 1914.

Von einer Stelle, die sich die alten Sympathien für Deutschland bewahrt hat, ist mir mit der Bitte um strengste Geheimhaltung die gehorsamst beigefügte Aufzeichnung über eine Konferenz zugegangen, die am 26. Mai d. J. beim Chef des russischen Marinestabes stattgefunden hat und in der die Grundlagen für die Verhandlungen über das russisch-englische Marineabkommen festgestellt worden sind. Zu welchem Ergebnis die Verhandlungen bis jetzt geführt haben, wußte mein Gewährsmann noch nicht, äußerte aber sehr ernste Besorgnisse über die Förderung, die der russische Nationalismus erfahren werde, wenn das Abkommen tatsächlich zustande komme. Auch Herr Ssasonow treibe zusehends mehr in das Fahrwasser der russischen Kriegspartei.

Anlage.

St. Petersburg, den 13./26. Mai 1914.

Von der Erwägung ausgehend, daß eine Vereinbarung zwischen Rußland und England erwünscht sei über das Zusammenwirken ihrer maritimen Streitkräfte für den Fall kriegerischer Operationen Rußlands und Englands unter Teilnahme Frankreichs, gelangte die Konferenz zu folgenden Schlüssen:

Die geplante Marinekonvention soll die Beziehungen zwischen den russischen und den englischen Streitkräften zur See in allen Einzelheiten regeln, deshalb ist eine Verständigung über Signale und Spezialchiffres, Radiotelegramme und den Modus des Verkehrs zwischen den russischen und englischen Marinestäben herbeizuführen. Die beiden Marinestäbe sollen sich außerdem regelmäßig gegenseitig Mitteilung machen über die Flotten dritter Mächte und über ihre eigenen Flotten; besonders über technische Daten sowie über neu eingeführte Maschinen und Erfindungen.

Nach dem Vorbild der franko-russischen Marinekonvention soll auch zwischen dem russischen und dem englischen Marinestab ein regelmäßiger Meinungsaustausch zur Prüfung von Fragen, welche die Marineministerien beider Staaten interessieren, herbeigeführt werden.

Das russische Marineabkommen mit England soll gleich dem franko-russischen Marineabkommen vorher vereinbarte aber getrennte Aktionen der russischen und der englischen Kriegsmarine ins Auge fassen. Im Hinblick auf die strategischen Ziele ist zu unterscheiden einerseits zwischen den maritimen Operationen im Gebiete des Schwarzen Meeres und der Nordsee, anderseits zwischen dem voraussichtlichen Seekampfe im Mittelmeer. In beiden Gebieten muß Rußland bestrebt sein, von England Kompensationen dafür zu erhalten, daß es einen Teil der deutschen Flotte auf die russische abzieht.

Im Gebiete des Bosporus und der Dardanellen sollen zeitweilige Unternehmungen in den Meerengen als strategische Operationen Rußlands im Kriegsfalle ins Auge gefaßt werden.

Die russischen Interessen in der Ostsee verlangen, daß England einen möglichst großen Teil der deutschen Flotte in der Nordsee festhält. Dadurch würde die erdrückende Übermacht der deutschen Flotte über die russische aufgehoben und vielleicht eine russische Landung in Pommern möglich werden. Hierbei könnte die englische Regierung einen wesentlichen Dienst leisten, wenn sie vor Beginn der Kriegsoperationen eine so große Zahl von Handelsschiffen in die baltischen Häfen schickte, daß der Mangel an russischen Transportschiffen ausgeglichen wird.

Was die Lage im Mittelmeer anbetrifft, so ist es für Rußland höchst wichtig, daß dort ein sicheres Übergewicht der Streitkräfte der Entente über die austro-italienische Flotte hergestellt wird. Denn falls die österreichisch-italienischen Streitkräfte dieses Meer beherrschen, würden Angriffe der österreichischen Flotte im Schwarzen Meer möglich sein, was für Rußland ein gefährlicher Schlag wäre. Es muß angenommen werden, daß die austro-italienischen Streitkräfte den französischen überlegen sind. England müßte daher durch Belassung der notwendigen Zahl von Schiffen im Mittelmeer das Übergewicht der Streitkräfte der Ententemächte mindestens so lange sichern, als die Entwicklung der russischen Marine noch nicht so weit fortgeschritten ist, um die Lösung dieser Aufgabe selbst zu übernehmen. Russische Schiffe müßten mit Zustimmung Englands als Basis im englischen Mittelmeer die englischen Häfen benützen dürfen, ebenso wie die französische Marinekonvention der russischen Flotte gestattet, sich im westlichen Mittelmeer auf die französischen Häfen zu basieren.

IX.

. . . . Juli 1914.

Gelegentlich meiner heutigen Unterhaltung mit Herrn Ssasonow wandte sich das Gespräch auch dem Besuch des Herrn Poincaré zu. Der Minister hob den friedfertigen Ton der gewechselten Trinksprüche hervor. Ich konnte nicht umhin, Herrn Ssasonow darauf aufmerksam zu machen, daß nicht die bei derartigen Besuchen ausgetauschten Toaste, sondern die daran geknüpften Preßkommentare den Stoff zur Beunruhigung geliefert hätten. Derartige Kommentare seien auch diesmal nicht ausgeblieben, wobei sogar die Nachricht von dem angeblichen Abschluß einer russisch-englischen Marinekonvention verbreitet worden sei. Herr Ssasonow griff diesen Satz auf und meinte unwillig, eine solche Marinekonvention existiere nur „in der Idee des ‚Berliner Tageblattes' und im Mond".

X.

. . . . Juli 1914.

Euer pp. beehre ich mich, beifolgend Abschrift eines Schreibens zu übersenden, das der Adjutant eines zurzeit hier weilenden russischen Großfürsten unter dem 25. d. M. von Petersburg aus an den Großfürsten gerichtet hat und über dessen wesentlichen Inhalt ich bereits telegraphisch berichten durfte. Das Schreiben, von dem ich auf vertraulichem Wege Kenntnis erhielt, erweist meines gehorsamen Dafürhaltens, daß man schon seit dem 24. d. M. in Rußland zum Kriege entschlossen ist.

Anlage.

12./23. Juli, Petersburg.

In Petersburg waren große Unordnungen unter den Arbeitern, sie fielen sonderbar mit der Anwesenheit der Franzosen bei uns und mit dem österreichischen Ultimatum an Serbien zusammen. Gestern hörte ich von dem französischen Militäragenten General de la Guiche, er habe gehört, daß Österreich an den Arbeiterunruhen nicht unschuldig sei. Jetzt kommt aber alles rasch zu normalen Verhältnissen. Und es scheint, daß, von den Franzosen ermutigt, unsere Regierung aufgehört hat, vor den Deutschen zu zittern. Es war längst Zeit! Es ist besser, sich einmal klar auszusprechen, als sich ewig hinter den „professionellen Lügen" der Diplomaten zu verbergen. Das Ultimatum Österreichs ist von unerhörter Frechheit, wie alle hiesigen Zeitungen einmütig sagen. Eben habe ich die Abendzeitungen gelesen – gestern war Sitzung des Ministerrats; der Kriegsminister hat sehr energisch gesprochen und bestätigt, daß Rußland zum Kriege bereit sei, und die übrigen Minister haben sich voll angeschlossen; es wurde in entsprechendem Geist ein Bericht an den Kaiser fertiggestellt, und dieser Bericht wurde an demselben Abend bestätigt. Heute wurde im „Russischen Invaliden" eine vorläufige Mitteilung der Regierung veröffentlicht, daß „die Regierung sehr durch die eingetretenen Ereignisse und die Absendung des österreichischen Ultimatums an Serbien besorgt sei. Die Regierung verfolgt aufmerksam die Entwicklung der serbisch-österreichischen Zusammenstöße, bei denen Rußland nicht gleichgültig bleiben kann". Diese Mitteilung ist von allen Zeitungen mit sehr günstigen Kommentaren nachgedruckt worden. Wir alle sind überzeugt, daß dieses Mal keine Rasputins Rußland verhindern werden, seine Pflicht zu erfüllen. Deutschland, das Österreich vorschickt, ist fest entschlossen, sich mit uns zu messen, bevor wir unsere Flotte ausbauen, und die Balkanstaaten haben sich noch nicht vom Kriege erholt. Auch wir müssen der Gefahr ins Gesicht sehen und nicht unseren Kopf verstecken, wie während des Balkankrieges, als Kokowzow nur an die Börse dachte. Damals aber wäre der Krieg leichter gewesen, da der Balkanbund voll bewaffnet war. Aber bei uns trieb man die Straßendemonstrationen, die gegen das elende Österreich gerichtet waren, durch die Polizei auseinander! Jetzt aber würde man ebensolche Demonstrationen freudig begrüßen. Überhaupt wollen wir hoffen, daß das Regiment der Feiglinge (nach Art Kokowzows) und gewisser Schreier und Mystiker vorüber ist. Der Krieg ist ein Gewitter. Mögen auch Katastrophen kommen, es wäre immer besser, als in dieser unerträglichen Schwüle zu beharren.

Niederlage bei Lyck. — Brügge und Ostende besetzt.

Großes Hauptquartier, 16. Oktober, mittags. Die Russen versuchten am 14. Oktober, sich wieder in den Besitz von Lyck zu setzen. Die Angriffe wurden zurückgewiesen. Achthundert Gefangene, ein Geschütz und drei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Brügge wurde am 14., Ostende am 15. Oktober von unseren Truppen besetzt.

Heftige Angriffe der Franzosen in Gegend nordwestlich Reims wurden abgewiesen.

Die Franzosen melden in ihren amtlichen Bekanntmachungen, daß sie an verschiedenen Stellen der Front, z. B. bei Berry au Bac, nordwestlich Reims, merkliche Fortschritte gemacht hätten. Diese Meldungen entsprechen in keiner Weise den Tatsachen. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Galizien.

Wien, 17. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 17. Oktober, mittags. Sowohl die in der Linie Stary – Sambor – Medyka und am San entbrannte Schlacht als auch unsere Operationen gegen den Dnjestr nehmen einen guten Verlauf. Nördlich Wyszkow wurden die Russen abermals angegriffen und geworfen. Bei Synowucko forcierten unsere Truppen den Stryjfluß, gewannen die Höhen nördlich des Ortes und nahmen die Verfolgung des Feindes auf. Ebenso gelangten die Höhen nördlich Podbuz und südöstlich Stary-Sambor nach hartnäckigen Kämpfen in unseren Besitz. Auch nördlich des Strwiazflusses schreitet unser Angriff vorwärts. Nördlich Przemysl begannen wir bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß zu fassen. Die Zahl der während unserer jetzigen Offensive gemachten Gefangenen läßt sich natürlich noch nicht annähernd übersehen. Nach den bisherigen Meldungen sind es schon mehr als 15000.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Englischer Kreuzer „Hawke" in den Grund gebohrt.

Aus London wird amtlich unter dem 16. d. M. gemeldet:

Am 15. Oktober, nachmittags, wurde der englische Kreuzer „Hawke" in der nördlichen Nordsee durch den Torpedoschuß eines Unterseebootes zum Sinken gebracht. Ein Offizier, 49 Mann sind gerettet und in Aberdeen gelandet. Etwa 350 werden vermißt. Zu gleicher Zeit wurde der Kreuzer „Theseus" angegriffen, aber ohne Erfolg.

Beute in Ostende und Brügge. — Die Beute von Schirwindt.

Großes Hauptquartier, 17. Oktober, vormittags. In Brügge und Ostende ist reichliches Kriegsmaterial erbeutet; unter anderem eine große Zahl Infanteriegewehre mit Munition und zweihundert gebrauchsfähige Lokomotiven.

Vom französischen Kriegsschauplatz sind wesentliche Ereignisse nicht zu melden.

Im Gouvernement Suwalki haben sich die Russen am gestrigen Tage ruhig verhalten. Die Zahl der bei Schirwindt eingebrachten Gefangenen hat sich auf 4000 erhöht, ebenso sind noch einige Geschütze genommen worden.

Die Kämpfe bei und südlich Warschau dauern fort. (W. T. B.)

Die Lage.

Großes Hauptquartier, 18. Oktober, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist der gestrige Tag im allgemeinen ruhig verlaufen. Die Lage ist unverändert. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind unsere Truppen in der Gegend von Lyck im Vorgehen. Der Kampf bei und südlich Warschau dauert an. (W. T. B.)

Verlust von „S 115", „S 117", „S 118", „S 119".

18. Oktober. Am 17. Oktober, nachmittags, gerieten unsere Torpedoboote „S 115", „S 117", „S 118", „S 119" unweit der holländischen Küste in Kampf mit dem englischen Kreuzer „Undaunted" und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von ihren Besatzungen 31 Mann in England gelandet.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke. (W. T. B.)

Erfolge in Galizien. — 40000 Mann russische Verluste bei Przemysl.

Wien, 18. Oktober. Amtlich wird verlautbart: Unser Angriff in der Schlacht beiderseits des Strwiazflusses wurde gestern fortgesetzt und gelangte stellenweise bereits nahe an

die feindlichen Linien heran. An einzelnen Punkten arbeiten sich unsere Truppen wie im Festungskriege mit Laufgräben vorwärts. In der vergangenen Nacht wurden mehrere Angriffsversuche der Russen blutig abgewiesen. Auch heute ist die Schlacht auf der ganzen Linie im Gange. Unsere schwere Artillerie hat eingegriffen. Die Verfolgung des nördlich Wyszkow geworfenen Feindes wird fortgesetzt. Andere Teile unserer über die Karpathen vorgerückten Kräfte sind bis Lubince auf die Höhen nördlich Orow und in den Raum von Uroz vorgedrungen. Die Verluste der Russen bei ihrem Angriff auf Przemysl werden auf 40000 Tote und Verwundete geschätzt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Kämpfe bei Lille.

Großes Hauptquartier, 19. Oktober, vormittags. Angriffsversuche des Feindes in der Gegend westlich und nordwestlich von Lille wurden von unseren Truppen unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatze ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Das englische Unterseeboot „E 3“ verloren.

Amtlich wird gemeldet: Das englische Unterseeboot „E 3“ ist am 18. Oktober nachmittags in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke. (W. T. B.)

Kämpfe bei Przemysl und Warschau.

Wien, 19. Oktober. Amtlich wird verlautbart: In der Schlacht östlich von Chyrow und Przemysl brachte uns der gestrige Tag neuerdings große Erfolge.

Besonders erbittert war der Kampf bei Mizyniec. Die Höhe Magiera, die bisher in den Händen des Feindes war und unserem Vordringen bedeutende Schwierigkeiten bereitet hatte, wurde nach mächtiger Artillerievorbereitung nachmittags von unseren Truppen genommen.

Nördlich Mizyniec kam unser Angriff bis auf Sturmdistanz an den Gegner, östlich Przemysl bis in die Höhe von Medyka heran.

Am südlichen Schlachtflügel wurden die namentlich gegen die Höhen südwestlich Stary Sambor gerichteten, auch nachts fortgesetzten Angriffe der Russen abgeschlagen.

Im Stryj- und Swicatale sind unsere Truppen kämpfend im weiteren Vordringen begriffen.

Auch am San wurde gestern an mehreren Punkten gekämpft. Ein nach Einbruch der Dunkelheit eingesetzter Angriff auf unsere bei Jaroslau auf das Ostufer des Flusses überschifften Kräfte scheiterte vollständig.

In Russisch-Polen schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich Warschau vorzudringen versuchte, über Sochatschew zurück.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Der japanische Kreuzer „Takatschio“ gesunken.

London, 20. Oktober. Das Reutersche Bureau meldet aus Tokio: Nach amtlicher japanischer Bekanntmachung ist der Kreuzer „Takatschio“ am 17. Oktober in der Kiautschoubucht auf eine Mine gelaufen und gesunken. Von der 264 Mann betragenden Besatzung sollen ein Offizier und neun Mann gerettet sein.

Die Schlacht am Yserkanal und westlich Lille.

Großes Hauptquartier, 20. Oktober, vormittags. Die deutschen von Ostende längs der Küste vorgehenden Truppen stießen am Yser-Abschnitt bei Nieuport auf feindliche Kräfte. Mit diesen stehen sie seit vorgestern im Gefecht. Auch gestern wurden Angriffe des Gegners westlich Lille unter starken Verlusten für den Angreifer zurückgewiesen. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesentliches ereignet. (W. T. B.)

Die Schlacht in Galizien.

Wien, 20. Oktober. Die Schlacht in Mittelgalizien hat namentlich nördlich des Strwiazflusses noch an Heftigkeit zugenommen. Unser Angriff gewinnt stetig Raum nach Osten. Um einzelne besonders wichtige Höhen wurde von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gekämpft. Alle Versuche des Feindes, uns die Magiera wieder zu entreißen, scheiterten. Dagegen eroberten unsere Truppen die vielumstrittene Baumhöhe nordöstlich Thyszkowice. Südlich der Magiera wurde der Gegner aus mehreren Ortschaften geworfen. In diesen Kämpfen wurden wieder viele Russen, darunter ein General, gefangen genommen und auch Maschinengewehre erbeutet. Die Gefangenen berichten von der furchtbaren Wirkung unseres Artilleriefeuers. Südlich des Strwiaz, wo unsere Front über Stary Sambor verläuft, steht die Schlacht. Stryj-Kökrösmezö und Sereth wurden von unseren Truppen nach Verteidigung durch den Feind in Besitz genommen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Die Schlacht am Yserkanal und westlich Lille.

Großes Hauptquartier, 21. Oktober, vormittags. Am Yserkanal stehen unsere Truppen noch im heftigen Kampfe; der Feind unterstützte seine Artillerie vom Meere nordwestlich Nieuport aus. Ein englisches Torpedoboot wurde dabei von unserer Artillerie kampfunfähig gemacht. – Die Kämpfe westlich Lille dauern an; unsere Truppen gingen auch dort zur Offensive über und warfen den Feind an mehreren Stellen zurück. Es wurden etwa 2000 Engländer zu Gefangenen gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist keine Entscheidung gefallen. (W. T. B.)

Die Schlacht am Yserkanal.

Großes Hauptquartier, 22. Oktober, vormittags. Die Kämpfe am Yserkanal dauern noch fort; 11 englische Kriegsschiffe unterstützten die feindliche Artillerie. Östlich Dixmuiden wurde der Feind zurückgeworfen. Auch in Richtung Ypres drangen unsere Truppen erfolgreich vor. Die Kämpfe nordwestlich und westlich Lille waren sehr erbittert, der Feind wich aber auf der ganzen Front langsam zurück. – Heftige Angriffe aus Richtung Toul gegen die Höhen südlich Thiaucourt wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgeworfen. – Es ist einwandfrei festgestellt, daß der englische Admiral, der das Geschwader vor Ostende befehligt, nur mit Mühe von der Absicht, Ostende zu beschießen, durch die belgische Behörde abgebracht wurde.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz folgen Teile unserer Truppen dem weichenden Gegner in Richtung Ossowiez, mehrere Hundert Gefangene und Maschinengewehre fielen in unsere Hände. – Bei Warschau und in Polen wurde gestern nach dem unentschiedenen Ringen der letzten Tage nicht gekämpft. Die Verhältnisse befinden sich dort noch in der Entwicklung. (W. T. B.)

Die Taten der „Emden".

London, 22. Oktober. „Lloyds" Agent in Colombo telegraphiert an die Admiralität, daß die britischen Dampfer „Chilka", „Troilus", „Benmohr", „Clan Grant" und der für Tasmanien bestimmte Bagger „Ponrabbel" von dem deutschen Kreuzer „Emden" versenkt und der Dampfer „Exford" gekapert worden seien. (Voss. Ztg.)

Die Schlacht in Galizien.

Wien, 22. Oktober, mittags. Amtlich wird gemeldet: In der Schlacht beiderseits des Strwiaz gelang es uns, nun auch im Raume südlich dieses Flusses den Angriff vorwärts zu tragen. Auf der beherrschenden trigonometrischen Höhe 668, südöstlich Stary Sambor, wurden zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellen des Feindes genommen. Nordwestlich des genannten Ortes gelangte unsere Gefechtslinie näher an die Chaussee nach Starasol heran. Nach den bisherigen Meldungen wurden in den letzten Kämpfen 3400 Russen, darunter 25 Offiziere gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet.

In Czernowitz sind unsere Vortruppen eingerückt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Die Schlacht am Yserkanal. — Sieg bei Augustow.

Großes Hauptquartier, 23. Oktober, vormittags. Am Yserkanal wurden gestern Erfolge errungen. Südlich Dixmuiden sind unsere Truppen vorgedrungen. Westlich Lille waren unsere Angriffe erfolgreich. Wir setzten uns in Besitz mehrerer Ortschaften. Auf der übrigen Front des Westheeres herrschte im wesentlichen Ruhe. – Im Osten wurden russische Angriffe in Gegend westlich Augustow zurückgeschlagen, dabei mehrere Maschinengewehre erbeutet. – Vom südöstlichen Kriegsschauplatz liegen noch keine abschließenden Meldungen vor. (W. T. B.)

Sieg bei Iwangorod.

Wien, 23. Oktober. Amtlich wird verlautbart vom 23. Oktober, mittags: Während gestern in der Schlacht südlich von Przemysl hauptsächlich unsere gegen die feindlichen Stützpunkte eingesetzte schwere Artillerie das Wort hatte, entwickelten sich heftige Kämpfe am untern San, wo wir den Gegner an mehreren Punkten auf das westliche Ufer übergehen ließen, um ihn angreifen und schlagen zu können. Die übergegangenen russischen Kräfte sind bereits überall dicht an den Fluß gepreßt. Bei Zarzecze machten wir über 1000 Gefangene. Teile unseres Heeres erschienen überraschend vor Iwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und 15 Maschinengewehre. – Bei der Rückkehr von einer erfolgreichen Aktion in der Save stieß unser Flußmonitor „Temes" auf eine feindliche Mine und sank. Von der Bemannung werden 33 Personen vermißt; die übrigen sind gerettet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (B. L.-A.)

Die „Karlsruhe" im Atlantischen Ozean.

London, 23. Oktober. Das Reutersche Bureau meldet aus Las Palmas: Der deutsche Dampfer „Krefeld" ist in Teneriffa eingelaufen mit den Mannschaften von 13 britischen Dampfern an Bord, die der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" in der Atlantik versenkt hat. Die Gesamttonnage der versenkten Dampfer beläuft sich auf 60 000 Tonnen. (Drahtbericht d. Voss. Ztg.)

Niederlage der Serben und Montenegriner in Bosnien.

Wien, 24. Oktober. Amtlich wird unter dem Datum des 23. Oktober verlautbart:

Die starken serbischen und montenegrinischen Kräfte, welche seinerzeit über die von Truppen entblößten südöstlichen Grenzteile im östlichen Bosnien eingedrungen sind und die einheimische moslimische Bevölkerung auch mit einer zügellosen Horde von plündernden und mordenden Freischaren heimgesucht haben, wurden am 22. d. M. nach dreitägigen erbitterten Kämpfen im Raume beiderseits der Straße Mokro – Regatica geschlagen und zum eiligen Rückzuge gezwungen. Die Details dieses Treffens, in welchem unsere Truppen unvergleichlich bravourös gekämpft und den Gegner aus mehreren hintereinander gelegenen befestigten Stellungen mit dem Bajonett wiederholt geworfen haben, werden wegen der im Zuge befindlichen weiteren Aktionen der nächsten Berichterstattung vorbehalten.

Potiorek, Feldzeugmeister.
(B. Z. a. M.)

Die Schlacht am Yserkanal.

Großes Hauptquartier, 24. Oktober, vormittags. Die Kämpfe am Yser-Ypres-Kanal-Abschnitt sind außerordentlich hartnäckig. Im Norden gelang es uns, mit erheblichen Kräften den Kanal zu überschreiten. Östlich Ypres und südwestlich Lille drangen unsere Truppen in heftigen Kämpfen langsam weiter vor. Ostende wurde gestern in völlig zweckloser Weise von englischen Schiffen beschossen.

Im Argonnenwald kamen unsere Truppen ebenfalls vorwärts; es wurden mehrere Maschinengewehre erbeutet und eine Anzahl Gefangener gemacht. Zwei französische Flugzeuge wurden hier heruntergeschossen.

Nördlich Toul, bei Flirey, lehnten die Franzosen eine von uns zur Bestattung ihrer in großer Zahl vor der Front liegenden Toten und zur Bergung ihrer Verwundeten angebotene Waffenruhe ab.

Westlich Augustow erneuerten die Russen ihre Angriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. (W. T. B.)

Zur Vernichtung des „Hawke".

24. Oktober. Die bereits früher nichtamtlich gemeldete, am 13. Oktober mittag erfolgte Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke" durch ein deutsches Unterseeboot wird hierdurch amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt. Am 20. Oktober ist der englische Dampfer „Glitra" an der norwegischen Küste von einem deutschen Unterseeboot durch Öffnen der Ventile versenkt worden, nachdem die Besatzung auf Aufforderung das Schiff in den Schiffsbooten verlassen hatte.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Die Schlachten am Yserkanal und in Polen.

Großes Hauptquartier, 25. Oktober, vormittags. Der Yser-Ypres-Kanal ist zwischen Nieuport und Dixmuiden nach heftigen Kämpfen am 24. Oktober von uns mit weiteren starken Kräften überschritten worden. Östlich und nordöstlich Ypres hat sich der Feind verstärkt, trotzdem gelang es unseren Truppen, an mehreren Stellen vorzudringen. Etwa 500 Engländer, darunter ein Oberst und 28 Offiziere, wurden gefangen genommen. – Im Osten haben unsere Truppen die Offensive gegen Augustow ergriffen. – In Gegend Iwangorod kämpften unsere Truppen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen; sie machten 1800 Gefangene. (W. T. B.)

Die Schlachten in Galizien und Polen.

Wien, 25. Oktober. Amtlich wird verlautbart vom 25. Oktober, mittags: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze stehen nunmehr unsere Armeen und starke deutsche Kräfte in einer fast ununterbrochenen Front, die sich von den Nordabfällen der östlichen Karpathen über Stary Sambor, das östliche Vorgelände der Festung Przemysl, den unteren San und das polnische Weichselland bis in die Gegend von Plozk erstreckt, im Kampfe gegen die Hauptmacht der Russen, die auch ihre kaukasischen, sibirischen und turkestanischen Truppen heranführten. Unsere Offensive über die Karpathen hat stärkere feindliche Kräfte auf sich gezogen. In Mittelgalizien, wo beide Gegner befestigte Stellungen innehaben, steht die Schlacht im allgemeinen. Südöstlich Przemysl und am unteren San errangen unsere Truppen auch in den letzten Tagen mehrfache Erfolge. In Russisch-Polen wurden beiderseits starke Kräfte eingesetzt, die seit gestern südwestlich der Weichselstrecke Iwangorod–Warschau kämpfen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (B. L.-A.)

Die Schlachten am Yserkanal und in Polen.

Großes Hauptquartier, 26. Oktober, vormittags. Westlich des Yserkanals, zwischen Nieuport und Dixmuiden, welche Orte noch vom Feinde gehalten werden, griffen unsere Truppen den sich dort noch hartnäckig wehrenden Feind an. Das am Kampf sich beteiligende englische Geschwader wurde durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzuge gezwungen. Drei Schiffe erhielten Volltreffer. Das ganze Geschwader hielt sich darauf am 25. nachmittags außer Sehweite. Bei Ypres steht der Kampf; südwestlich Ypres sowie westlich und südwestlich Lille machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte. In erbittertem Häuserkampf erlitten die Engländer große Verluste und ließen über 500 Gefangene in unseren Händen. Nördlich Arras brach ein heftiger französischer Angriff in unserem Feuer zusammen, der Feind hatte starke Verluste. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz schreitet unsere Offensive gegen Augustow vorwärts. – Bei Iwangorod steht der Kampf günstig; eine Entscheidung ist noch nicht gefallen. (W. T. B.)

Erfolge in Bosnien.

Wien, 26. Oktober. Amtlich wird bekanntgegeben: Seit dem 23. d. M. werden Erfolge unserer Truppen zwischen Mokro und Rogatika gemeldet. Die Operationen zur Säuberung des bosnischen Gebietes machten weitere erfreuliche Fortschritte. Der auf Veliko-Brod und Dracevica, westlich von Visegrad eingeholte und gestellte Gegner wurde am 24. abends angegriffen und nach Visegrad zurückgeworfen. Unsere Verfolgungstruppen erreichten gestern die Drina bei Visegrad, Megjepa, Goradza und westlich davon. Somit ist Ostbosnien bis zur Drina vom Gegner vollständig gesäubert. Bei dieser Aktion erbeuteten wir zwei Geschütze und eine große Menge Infanterie- und insbesondere Artilleriemunition. Die montenegrinischen Abteilungen trennten sich von den Serben und ziehen sich südwestlich zurück. Gleichzeitig fanden auch im Save- und Drinagebiet (Matschwa) für uns erfolgreiche Kämpfe statt. Bei Ravnja und Ardenkovic gelang es unseren Truppen, nach entsprechender Artillerievorbereitung trotz starker Drahthindernisse zwei hintereinander gelegene feindliche Positionen zu erobern, wobei vier Maschinengewehre und 600 Gewehre erbeutet, sowie zahlreiche Gefangene gemacht wurden. Heftige Gegenangriffe der Serben brachen blutig zusammen.

(B. L.-A.)

Vor Iwangorod.

Wien, 26. Oktober, mittags. Amtlich wird verlautbart: In den Kämpfen vor Iwangorod machten wir bisher 8000 Russen zu Gefangenen und erbeuteten 19 Maschinengewehre.

Nächst Jaroslau mußten sich ein russischer Oberst und 200 Mann ergeben.

Bei Zalucze (südwestlich Sniatyn) und bei Pasienicza (südwestlich Nadworna) wurde der Feind zurückgeworfen.

Die Lage im großen ist unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.
(B. Z. a. M.)

Die Schlachten am Yserkanal und in Polen.

Großes Hauptquartier, 27. Oktober, vormittags. Die Kämpfe am Abschnitt des Yser-Ypres-Kanals, bei Ypres und südwestlich von Lille werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die deutschen Truppen haben auch gestern Fortschritte gemacht. – Auf dem übrigen Teil der Kampffront im Westen haben sich wesentliche Ereignisse nicht zugetragen. – Westlich Augustow ist der Angriff der Deutschen in langsamem Fortschreiten. – Südwestlich Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden. – Nördlich Iwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

(W. T. B.)

Erfolge in Bosnien und Serbien.

Wien, 27. Oktober. Amtlich wird gemeldet: Die auf der Romanja Planina geschlagenen serbisch-montenegrinischen Kräfte wurden nach viertägiger unausgesetzter Verfolgung bei Visegrad und Gorazde über die Drina zurückgedrängt. Unsere Truppen erbeuteten hierbei in der Schule bei Hanst Jenica viel Infanterie- und Artilleriemunition und eroberten in den Nachhutkämpfen auf Veliko Brdo-Vracevica Maschinengewehre und Gebirgsgeschütze. Ostbosnien ist hiermit bis an die Drina vom Gegner gesäubert. Am selben Tage, an dem die Serben und Montenegriner über die Drina zurückgedrängt wurden, haben auch unsere in Serbien stehenden Truppen einen namhaften Erfolg errungen. Zwei feindliche Stellungen bei Ravnja in der Macva wurden im Sturm genommen, hierbei vier Maschinengewehre, 600 Gewehre und Bomben erbeutet und viele Gefangene gemacht. Potiorek, Feldzeugmeister.

10000 russische Gefangene bei Iwangorod.

Wien, 27. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 27. Oktober, mittags. Die Situation in Mittelgalizien ist unverändert. Südlich Iwangorod stehen unsere mit unübertrefflicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10000 Gefangene machte, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Schlachten am Yserkanal und in Polen.

Großes Hauptquartier, 28. Oktober, vormittags. Die Kämpfe bei Nieuport–Dixmuiden dauern noch an. Die Belgier erhielten dort erhebliche Verstärkungen, unsere Angriffe wurden fortgesetzt. 16 englische Kriegsschiffe beteiligten sich am Kampf gegen unseren rechten Flügel, ihr Feuer war erfolglos.

Bei Ypres ist die Lage am 27. d. Mts. unverändert geblieben; westlich Lille wurde unser Angriff mit Erfolg fortgesetzt.

Im Argonner Walde sind wieder einige feindliche Schützengräben genommen worden, deren Besatzung zu Gefangenen gemacht wurde.

Auf der Westfront hat sich weiter nichts Wesentliches ereignet.

In Polen mußten die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod-Warschau und Nowo-Georgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten; die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz sind keine wesentlichen Änderungen. (W. T. B.)

Der Aufstand der Buren.

29. Oktober. Die Erhebung der Buren wird von englischen und holländischen Blättern gemeldet.

Die Schlachten im Westen.

Großes Hauptquartier, 29. Oktober, vormittags. Unser Angriff südlich Nieuport gewinnt langsam Boden. Bei Ypres steht der Kampf unverändert. Westlich Lille machten unsere Truppen gute Fortschritte. Mehrere befestigte Stellungen des Feindes wurden genommen, 16 englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht und vier Geschütze erobert. Englische und französische Gegenstöße wurden überall abgewiesen.

Eine vor der Kathedrale von Reims aufgefahrene französische Batterie mit Artilleriebeobachter auf dem Turme der Kathedrale mußte unter Feuer genommen werden.

Im Argonner Walde wurden die Feinde aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet.

Südwestlich Verdun wurde ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nahmen. Die Franzosen erlitten starke Verluste.

Auch östlich der Mosel wurden alle Unternehmungen des Feindes, die an sich ziemlich bedeutungslos waren, zurückgewiesen.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen im fortschreitenden Angriff. – Während der letzten drei Wochen wurden hier 13 500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz haben sich die Verhältnisse seit gestern nicht geändert. (W. T. B.)

Die Kämpfe am Yserkanal.

Großes Hauptquartier, 30. Oktober, vormittags. Unsere Angriffe südlich Nieuport und östlich Ypres wurden erfolgreich fortgesetzt. Acht Maschinengewehre wurden erbeutet und 200 Engländer zu Gefangenen gemacht. – Im Argonner Walde nahmen unsere Truppen mehrere Blockhäuser und Stützpunkte. Nordwestlich Verdun griffen die Franzosen ohne Erfolg an. – Im übrigen ist im Westen und ebenso auf dem östlichen Kriegsschauplatz die Lage unverändert. (W. T. B.)

Der Seesieg der „Emden".

Kopenhagen, 30. Oktober. Nach einer amtlichen Petersburger Meldung aus Tokio wurden der russische Kreuzer „Schemtschüg" und ein französischer Torpedojäger auf der Reede von Pulo Pinang durch Torpedoschüsse des deutschen Kreuzers „Emden" zum Sinken gebracht. Der Kreuzer hatte sich durch Anbringung eines vierten falschen Schornsteins unkenntlich gemacht und konnte sich auf diese Weise den vernichteten Schiffen unerkannt nähern.

Die Türkei.

Rom, 26. Oktober. Die „Tribuna" erfährt aus Athen, die „Goeben" und die „Breslau" sind in großer Eile nach dem Bosporus zurückgekehrt. Der englische und der russische Botschafter erklärten der Pforte, daß sie die Akten über den Verkauf der Schiffe nicht anerkennen und daß die Verbündeten die Schiffe bei ihrer nächsten Ausfahrt angreifen würden. Der russische Botschafter soll erklärt haben, die Bewegungen der russischen Flotte nach dem Bosporus hin seien dem Umstande zuzuschreiben, daß die beiden Schiffe die türkischen Territorialgewässer verlassen hätten.

30. Oktober. Die Berliner türkische Botschaft teilt mit: Nach einer offiziellen Nachricht aus Konstantinopel haben einige russische Torpedoboote versucht, die Ausfahrt der türkischen Flotte aus dem Bosporus ins Schwarze Meer zu verhindern. Die türkischen Schiffe eröffneten das Feuer und brachten zwei russische Fahrzeuge zum Sinken. Über 80 russische Seeleute wurden von den Türken zu Gefangenen gemacht. Die türkische Flotte hatte keine Verluste.

Petersburg, 29. Oktober. Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldet: Zwischen 9½ und 10½ Uhr vormittags hat ein türkischer Kreuzer mit drei Schornsteinen in Theodosia den Bahnhof und die Stadt beschossen und die Kathedrale, die griechische Kirche, die Speicher am Hafen und die Mole beschädigt. Ein Soldat wurde verwundet. Die Filiale der Russischen Bank für auswärtigen Handel geriet in Brand. Um 10½ Uhr dampfte der Kreuzer nach Südwesten ab. – In Noworossijsk ist der türkische Kreuzer „Hamidie" angekommen und hat die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben und das Staatseigentum auszuliefern, mit der Drohung, im Falle der Ablehnung die Stadt zu bombardieren. Der türkische Konsul und seine Beamten wurden verhaftet. Der Kreuzer ist wieder abgefahren.

Erfolge in Galizien.

Wien, 30. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 30. Oktober, mittags. In Russisch-Polen wurde auch gestern nicht gekämpft. Am unteren San wurden stärkere, südlich Nisko über den Fluß gegangene feindliche Kräfte nach heftigem Gefechte zurückgeworfen. Bei Stary Sambor sprengte unser Geschützfeuer ein russisches Munitionsdepot in die Luft. Alle feindlichen Angriffe auf die Höhen westlich dieses Ortes wurden abgeschlagen. Im Raume nordöstlich von Turka gewannen unsere angreifenden Truppen mehrere wichtige Höhenstellungen, die der Feind fluchtartig räumen mußte. Unser Landsturm machte in diesen Kämpfen viele Gefangene.

Die Gesamtzahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen betrug am 28. d. Mts. 649 Offiziere und 73 179 Mann, nicht eingerechnet die auf beiden Kriegsschauplätzen sehr zahlreichen, noch nicht abgeschobenen Gefangenen aus den Kämpfen der letzten Wochen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der russisch-türkische Krieg.

Amtliche Mitteilung der türkischen Regierung:

„Während ein kleiner Teil der ottomanischen Flotte am 28. Oktober im Schwarzen Meere Übungen vornahm, eröffnete die russische Flotte, nachdem sie längere Zeit den Übungen gefolgt war und sie zu stören versucht hatte, am Donnerstag die Feindseligkeiten, indem sie die ottomanischen Schiffe angriff.

Im Verlaufe des sich nunmehr entspinnenden Kampfes gelang es unserer Flotte durch die Gnade des Allmächtigen, den Minendampfer „Prut", der eine Wasserverdrängung von 5000 Tonnen hatte und ungefähr 700 Minen trug, zu versenken, einem der russischen Torpedoboote schwere Beschädigungen beizubringen und einen Kohlendampfer zu kapern. Ein vom türkischen Torpedoboot „Hairet Millié"

abgeschossener Torpedo hat den russischen Torpedojäger „Kubanez“ (1100 Tonnen) versenkt, und ein anderer von einem türkischen Torpedoboot abgeschossener Torpedo hat einem anderen russischen Küstenwachtschiff sehr schweren Schaden zugefügt.

Drei russische Offiziere und 72 Matrosen wurden von den Unseren gerettet und, da sie zur Bemannung der versenkten und zerstörten Schiffe gehörten, gefangen genommen.

Die kaiserliche (türkische) Flotte hat durch die Gnade Gottes keinerlei Schaden erlitten, und der Kampf geht günstig für unsere Flotte weiter.

Die kaiserliche Regierung wird ohne Zweifel mit äußerstem Nachdruck gegen diese feindliche Handlung Einspruch erheben, die von der russischen Flotte gegen einen geringfügigen Teil unserer Flotte unternommen worden ist.“

Konstantinopel, 31. Oktober. Ein amtliches Communiqué besagt: Aus Aussagen von gefangenen russischen Matrosen und aus der Anwesenheit eines Minenlegers bei der russischen Flotte geht hervor, daß sie die Absicht hatte, den Eingang zum Bosporus durch Minen zu sperren, um die türkische Flotte, die durch diese Minensperre in zwei Teile getrennt worden wäre, vollständig zu vernichten. In der Annahme, daß sie hierdurch der Gefahr eines Überfalles ausgesetzt sein würde und in der Voraussetzung, daß die Russen die Feindseligkeiten ohne vorhergegangene Kriegserklärung eröffnet hätten, machte sich die türkische Flotte an die Verfolgung der russischen und zersprengte sie. Sie bombardierte Sebastopol, zerstörte im Hafen Noworossijsk 50 Petroleumdepots, 14 Militärtransportschiffe, sowie mehrere Getreidemagazine und die Station für drahtlose Telegraphie. Ein Kreuzer wurde in den Grund gebohrt, ein anderer russischer Kreuzer schwer beschädigt, der gleichfalls gesunken sein dürfte. Auch ein Schiff der russischen freiwilligen Flotte ist gesunken. In Odessa und Sebastopol sind fünf Petroleumbehälter durch unser Feuer vernichtet worden.

Die Kämpfe in Belgien und Frankreich.

Großes Hauptquartier, 31. Oktober, vormittags. Unsere Armee in Belgien nahm gestern Ramscapelle und Bixschote.

Der Angriff auf Ypres schreitet gleichfalls fort. Zandvorde, Schloß Hollebeke und Wambeke wurden gestürmt. Auch weiter südlich gewannen wir Boden.

Östlich Soissons wurde der Gegner gleichfalls angegriffen und im Laufe des Tages aus mehreren stark verschanzten Stellungen nördlich von Vailly vertrieben. Am Nachmittag wurde dann Vailly gestürmt und der Feind unter schweren Verlusten über die Aisne geworfen. Wir machten tausend Gefangene und erbeuteten zwei Maschinengewehre.

Im Argonner Walde sowie westlich von Verdun und nördlich von Toul brachen wiederholt feindliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen zusammen.

Der Kampf auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz hat noch nicht zu einer Entscheidung geführt. Westlich von Warschau folgen die Russen langsam unseren sich neu gruppierenden Kräften. (W. T. B.)

Erfolge der türkischen Flotte.

Konstantinopel, 31. Oktober. (Amtlich.) Der Panzerkreuzer „Sultan Jawus Selim“ hat ein russisches, mit 300 Minen beladenes Schiff versenkt und ein Kohlentransportschiff, sowie ein russisches Kanonenboot schwer beschädigt. Außerdem hat er Sebastopol mit Erfolg beschossen. Der Kreuzer „Midilli“ hat in Naruski die Petroleum- und Getreidelager zerstört und 14 Transportdampfer versenkt. Der Torpedobootszerstörer „Berc-i-Satwest“ hat in Noworossijsk die funkentelegraphische Station zerstört. Der Torpedobootszerstörer „Jadig-Hiar-i-Millet“ hat ein russisches Kanonenboot versenkt. Der Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije“ hat ein anderes Schiff derselben Gattung beschädigt. In Odessa sind die Petroleumbehälter und fünf russische Schiffe beschädigt worden. Der Kreuzer „Hamidije“ hat Theodosia beschossen und in Kertsch ein Transportschiff versenkt. Die gefangengenommenen russischen Offiziere und Matrosen wurden mit dem gekaperten russischen Kohlendampfer abends nach Kawak am oberen Bosporus gebracht.

Die Kämpfe in Galizien.

Wien, 31. Oktober. Amtlich wird verlautbart: 31. Oktober, mittags. Nächst der galizisch-bukowinischen Grenze, nördlich Kuty, wurde gestern eine russische Kolonne aller Waffen geschlagen. In Mittelgalizien behaupten unsere Truppen die gewonnenen Stellungen nordöstlich Turka, bei Stary Sambor, östlich Przemysl und am unteren San. Mehrere feindliche Angriffe im Raume von Nisko wurden abgewiesen; dort sowohl wie auch bei Skole und Stary Sambor wurden Hunderte von Russen gefangen genommen. Die Operationen in Russisch-Polen verliefen auch gestern ohne Kampf.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte in Serbien.

Amtlich wird verlautbart: 31. Oktober. Die Erfolge unserer Truppen, die bei ihrem seinerzeitigen Einbruche in die Macva dort auf starke, mit Drahthindernissen geschützte Befestigungen stießen und in diese erst vor zwei Tagen nach langen, schwierigen Kämpfen bei Ravjne eine Bresche schlagen konnten, haben heute eine bemerkenswerte Fortsetzung erfahren. Trotz verzweifelter Gegenwehr der Serben und ungeachtet der schwierigen Passierbarkeit der zum Teil sumpfigen Macve drangen heute unsere sämtlichen über die Save und Drina vorgegangenen Truppen in breiter Front weiter vor und nahmen die Orte Ornabara, Banovopolje, Redenkovic, Gluski und Tabanovic.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Belagerung von Tsingtau.

Tsingtau, 31. Oktober. Eine amtliche Depesche aus Tokio meldet, daß der allgemeine Angriff auf Tsingtau gestern begonnen hat. Er wurde gleichzeitig vom Lande und von der See aus unternommen.

Aus London wird amtlich gemeldet, daß sich ein Kontingent indischer Truppen den englisch-japanischen Truppen vor Tsingtau angeschlossen hat.

Fortschritte in Frankreich.

Großes Hauptquartier, 1. November. In Belgien werden die Operationen durch Überschwemmungen erschwert, die am Yser-Ypres-Kanal durch Zerstörung der Schleusen bei Nieuport herbeigeführt sind. Bei Ypres sind unsere Truppen weiter vorgedrungen; es wurden mindestens 600 Gefangene gemacht und einige Geschütze der Engländer erbeutet. Auch die westlich Lille kämpfenden Truppen sind vorwärts gekommen. — Die Zahl der bei Vailly gemachten Gefangenen hat sich auf etwa 1500 erhöht. In der Gegend von Verdun und Toul fanden nur kleinere Kämpfe statt. — Im Nordosten standen unsere Truppen auch gestern noch im unentschiedenen Kampf mit den Russen. (W. T. B.)

Der Kampf in Polen und Galizien.

Wien, 1. November. Amtlich wird verlautbart: In Russisch-Polen entwickeln sich neue Kämpfe. Angriffe auf unsere Stellungen wurden zurückgeschlagen und einige feindliche Detachements zersprengt.

Die mehrtägige erbitterte Schlacht im Raume nordöstlich Turka und südlich Stary Sambor führte gestern zu einem vollständigen Siege unserer Waffen. Der hier vorgebrochene Feind, zwei Infanterie-Divisionen und eine Schützen-Brigade, wurde aus allen seinen Stellungen geworfen.

Czernowitz wird von unseren Truppen behauptet. Das namentlich auf die Residenz des griechisch-orientalischen Erzbischofs gerichtete Artilleriefeuer der Russen blieb ohne nennenswerte Wirkung.

Vernichtung des englischen Kreuzers „Hermes".

1. November. Aus London wird amtlich unterm 31. Oktober gemeldet: Ein deutsches Unterseeboot hat heute im englischen Kanal den alten Kreuzer „Hermes", der von Dünkirchen zurückkam, durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Beinahe alle Offiziere und Mannschaften sind gerettet. (W. T. B.)

Fortschritte im Westen. — Gefecht bei Szittkehmen.

Großes Hauptquartier, 2. November, vormittags. Im Angriff auf Ypres wurde weiter Gelände gewonnen. Messines ist in unseren Händen. — Gegenüber unserem rechten Flügel sind jetzt mit Sicherheit Inder festgestellt. Diese kämpfen nach den bisherigen Feststellungen nicht in eigenen geschlossenen Verbänden, sondern sind auf der ganzen Front der Engländer verteilt. — Auch in den Kämpfen im Argonner Walde wurden Fortschritte gemacht. Der Gegner erlitt hier starke Verluste. — Im Osten ist die Lage unverändert. Ein russischer Durchbruchsversuch bei Szittkehmen wurde abgewiesen. (W. T. B.)

Zur Vernichtung des „Hermes".

2. November. Die nichtamtliche Meldung über die am 31. Oktober erfolgte Vernichtung des englischen Kreuzers „Hermes" durch ein deutsches Unterseeboot wird hierdurch amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Die Kämpfe der Türken.

Konstantinopel, 2. November. Ein offizielles durch die Agence Ottomane veröffentlichtes Communiqué besagt:

Nach amtlichen Nachrichten von der kaukasischen Grenze haben die Russen an mehreren Punkten unsere Grenztruppen angegriffen. Sie wurden aber gezwungen, sich zurückzuziehen, wobei sie zum Teil dank dem energischen Widerstand, der von den türkischen Truppen ihnen entgegengesetzt wurde, Verluste erlitten. Im Mittelmeer haben englische Kreuzer das Feuer eröffnet und ein griechisches Torpedoboot, das sich ihnen näherte, zum Sinken gebracht, da sie es für ein türkisches Torpedoboot hielten. Diese beiden Ereignisse zeigen, daß unsere Feinde zu Lande und zu Wasser die Feindseligkeiten gegen uns eröffnet haben, die sie seit langer Zeit gegen uns vorhatten. Die ganze ottomanische Nation ist bereit, vertrauend auf den Schutz Gottes, des einzigen Schützers von Recht und Billigkeit, auf diese Angriffe zu antworten, die darauf abzielen, unsere Existenz zu vernichten.

Erfolge in Russisch-Polen und Galizien.

Wien, 2. November. Amtlich wird verlautbart: Die Kämpfe in Russisch-Polen dauern an. In den Gefechten am San hatten die Russen, namentlich bei Roswadow, schwere Verluste. Wir brachten dort 400 Gefangene ein und erbeuteten drei Maschinengewehre. Südlich Stary Sambor nahm eine Gefechtsgruppe gleichfalls 400 Russen gefangen. In diesem Raume und nördlich Turka machte unsere Vorrückung weitere Fortschritte.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 2. November. Amtlich wird verlautbart: Unsere Offensive durch die Macwa schreitet siegreich vorwärts. Aus seinen befestigten Stellungen vertrieben, hat der Gegner bisher nur wenig Widerstand geleistet. Nur an der Nordlisiere von Sabate mußten stark verschanzte Positionen im Sturmangriff genommen werden. Auch Sabate selbst wurde heute nacht erstürmt. Unsere durch die Macwa vorgerückten Kolonnen haben die Bahnlinie Sabate—Ljesnica bereits überschritten. Kavallerie ist am Feinde und hat auch Gefangene gemacht. Einen schweren Verlust haben unsere Balkanstreitkräfte zu beklagen. Der Feldpilot Oberleutnant Sanchez wurde von einem feindlichen Geschoß, welches auch seinen Beobachter verletzte, schwer verwundet. Trotz furchtbarer Schmerzen und mit Aufbietung seiner letzten Kräfte vermochte der wackere Pilot seinen Apparat noch auf den zirka 70 Kilometer entfernten Flugplatz zu steuern und dort glatt zu landen. Oberleutnant Sanchez ist gestern seinen Wunden erlegen. Vor seinem Tode erhielt er noch das ihm von Seiner Majestät telegraphisch verliehene Militärverdienstkreuz.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 3. November, mittags. Die Überschwemmungen südlich Nieuport schließen jede Operation in dieser Gegend aus. Die Ländereien sind für lange Zeit vernichtet, das Wasser steht zum Teil über mannshoch. Unsere Truppen sind aus dem überschwemmten Gebiete ohne jeden Verlust an Mann, Pferd, Geschützen und Fahrzeugen herausgezogen.

Unsere Angriffe auf Ypres schreiten vorwärts. Über 2300 Mann, meistens Engländer, wurden zu Gefangenen gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

In Gegend westlich Roye fanden erbitterte, für beide Seiten verlustreiche Kämpfe statt, die aber keine Veränderung der dortigen Lage brachten. Wir verloren dabei in einem Dorfgefecht einige hundert Mann als Vermißte und zwei Geschütze.

Von gutem Erfolge waren unsere Angriffe an der Aisne östlich Soissons. Unsere Truppen nahmen trotz heftigsten feindlichen Widerstandes mehrere stark befestigte Stellungen im Sturm, setzten sich in Besitz von Chavonne und Soupir, machten über 1000 Franzosen zu Gefangenen und erbeuteten 3 Geschütze und 4 Maschinengewehre.

Neben der Kathedrale von Soissons brachten die Franzosen eine schwere Batterie in Stellung, deren Beobachter auf dem Kathedralenturm erkannt wurde. Die Folgen eines solchen Verfahrens, in dem ein System erblickt werden muß, liegen auf der Hand.

Zwischen Verdun und Toul wurden verschiedene Angriffe der Franzosen abgewiesen. Die Franzosen trugen teilweise deutsche Mäntel und Helme.

In den Vogesen in Gegend Markirch wurde ein Angriff der Franzosen abgeschlagen. Unsere Truppen gingen hier zum Gegenangriff über.

Im Osten sind die Operationen noch in der Entwicklung. Zusammenstöße fanden nicht statt.

Zur Fortnahme einer zur Sprengung vorbereiteten Brücke trieben am 1. November die Russen (1. sibirisches Armeekorps) Zivilbevölkerung vor ihrer Vorhut her. (W. T. B.)

Der Kampf um Tsingtau.

Tokio, 3. November. Amtlich wird angezeigt, daß die Beschießung Tsingtaus fortdauert. Die meisten deutschen Forts sind zum Schweigen gebracht. Nur zwei beantworten unaufhörlich die zu Wasser und zu Lande unternommenen Angriffe der Verbündeten. Das Bombardement verursachte eine Feuersbrunst in der Nähe des Hafens und die Explosion eines Öltanks. Das Fort Siaochaushan steht in Flammen. Ein deutsches Kanonenboot, das den Schornstein verlor, ist nicht mehr sichtbar. (W. T. B.)

Fortschritte in Polen und Galizien.

Wien, 3. November. Amtlich wird verlautbart: In Russisch-Polen brachen unsere Streitkräfte, als sie eine starke feindliche Armee zur Entwicklung gezwungen hatten, die Gefechte auf der Lysa Gora ab, um die nach den Kämpfen vor Iwangorod befohlenen Bewegungen fortzusetzen. Die Lage in Galizien ist unverändert. Aus den Kämpfen der letzten Tage südlich Stary Sambor und nordwestlich Turka wurden bisher 2500 gefangene Russen eingebracht. Gestern früh überfielen Husaren bei Rybnik im Stryjtale eine feindliche Munitionskolonne und erbeuteten viele Wagen mit Artilleriemunition.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 3. November. Amtlich wird verlautbart: Erst jetzt läßt sich der in der Macva errungene Erfolg voll überblicken. Die dort gestandene 2. serbische Armee unter General Stepanovic mit vier bis fünf Divisionen konnte sich nur durch einen übereiligen Rückzug, bei dem sie Vorräte allerart und Trains im Stiche lassen mußte und zahlreiche Gefangene verlor, aus der bedrohlichen Situation retten. Der Feind ist, ohne in den vorbereiteten rückwärtigen Stellungen neuerdings Widerstand zu leisten, in einem Zuge bis an das Hügelland südlich Schabatz zurückgewichen und leistete nur noch bei Schabatz, welches in der Nacht vom 1. auf den 2. November von unseren tapferen Truppen erstürmt wurde, hartnäckigen, aber vergeblichen Widerstand. Potiorek, Feldzeugmeister.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 4. November, vormittags. Unsere Angriffe auf Ypres, nördlich Arras und östlich Soissons schritten langsam, aber erfolgreich vorwärts. Südlich Verdun und in den Vogesen wurden französische Angriffe abgewiesen. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesentliches ereignet. (W. T. B.)

Untergang des großen Kreuzers „Yorck".

4. November. S. M. großer Kreuzer „Yorck" ist am 4. November vormittags in der Jade auf eine Hafenminensperre geraten und gesunken. Nach den bisherigen Angaben sind 382 Mann, mehr als die Hälfte der Besatzung, gerettet. Die Rettungsarbeiten wurden durch dicken Nebel erschwert. Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Aus Polen und Galizien.

Wien, 4. November. Amtlich wird verlautbart: Die Bewegungen unserer Truppen in Russisch-Polen wurden gestern vom Feinde nicht gestört. Eines unserer Korps nimmt aus den Kämpfen auf der Lysa Gora 20 Offiziere und 2200 Mann als Gefangene mit. An der galizischen Front ergaben sich bei Podbuz südlich Sambor über 200, heute früh bei Jaroslau 300 Russen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 5. November, vormittags. Gestern unternahmen Belgier, unterstützt von Engländern und Franzosen, einen heftigen Ausfall über Nieuport zwischen Meer und Überschwemmungsgebiet. Sie wurden mühelos abgewiesen. — Bei Ypres und südwestlich Lille, sowie südlich Berry-au-bac, in den Argonnen und in den Vogesen schritten unsere Angriffe vorwärts. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesentliches ereignet. (W. T. B.)

Fortschritte in Polen und Galizien.

Wien, 5. November. Amtlich wird bekanntgegeben: Auch gestern verliefen die Operationen auf dem nördlichen Kriegsschauplatze plangemäß und völlig ungestört vom Feinde. Südlich der Wisloka-Mündung warfen unsere Truppen den Gegner, der sich auf dem westlichen Sanufer festgesetzt hatte, aus allen Stellungen, machten über tausend Gefangene und erbeuteten Maschinengewehre. Ebenso vermochte auch der Feind im Stryjtale unseren Angriffen nicht mehr standzuhalten. Hier wurden 500 Russen gefangen genommen und eine Maschinengewehr-Abteilung und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom türkischen Kriegsschauplatz.

Konstantinopel, 5. November. Amtlicher Bericht aus dem Großen Hauptquartier: Die Russen haben begonnen, ihre Stellungen nahe der Grenze zu befestigen; sie wurden jedoch vollständig zurückgeworfen aus den Gebieten von Karaklissa und Jechan. Die Stimmung und die Ausbildung unserer Truppen ist ausgezeichnet. Nach späteren Meldungen nahmen an der Beschießung des Dardanelleneingangs die englischen Kriegsschiffe „Inflexible", „Indefatigable", „Gloucester", „Defence" und eins der französischen Panzerschiffe „République" und „Bouvet" sowie zwei französische Kreuzer und acht Torpedoboote teil. Sie gaben 240 Schüsse ab. Es gelang ihnen jedoch nicht, irgendeinen bedeutenderen Schaden zu verursachen. Unsere Forts gaben nur 10 Schüsse ab, von denen einer ein englisches Panzerschiff traf, auf dem eine Explosion entstand. — In Aivaly in Kleinasien wurde ein englischer Dampfer zum Sinken gebracht, nachdem die Besatzung und die Ladung gelandet worden war. — Die Bemannung des russischen Dampfers „Korolewa Olga", die hier verhaftet worden ist, ist zu Kriegsgefangenen gemacht worden.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 6. November, vormittags. Unsere Offensive nordwestlich und südwestlich Ypres macht gute Fortschritte. Auch bei La Bassée, nördlich Arras und in den Argonnen wurde Boden gewonnen.

Unter schweren Verlusten für die Franzosen eroberten unsere Truppen einen wichtigen Stützpunkt im Bois Brulé südöstlich St. Mihiel.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesentliches ereignet. (W. T. B.)

Das Seegefecht bei Yarmouth.

Großes Hauptquartier, 6. November. Am 3. November machten unsere großen und kleinen Kreuzer einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Sie beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Stärkere englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle.

Das unseren Kreuzern scheinbar folgende englische Unterseeboot „D 5“ ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Der Chef des Admiralstabes.
gez. v. Pohl. (W. T. B.)

Die Seeschlacht bei Coronel.

6. November. Nach Meldung des amtlichen Pressebureaus ist am 1. November durch unser Kreuzergeschwader in der Nähe der chilenischen Küste der englische Panzerkreuzer „Monmouth“ vernichtet, der Panzerkreuzer „Good Hope“ schwer beschädigt worden. Der kleine Kreuzer „Glasgow“ ist beschädigt entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt: S. M. große Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und S. M. kleine Kreuzer „Nürnberg“, „Leipzig“ und „Dresden“. Unsere Schiffe haben anscheinend nicht gelitten.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke.

Die Zahl der Gefangenen in Deutschland.

6. November. Nach den am 1. November d. J. eingegangenen dienstlichen Meldungen über die Zahl der Kriegsgefangenen waren bis zu diesem Termin in unseren Gefangenenlagern, Lazaretten usw. untergebracht:

Franzosen .	3138	Offiziere,	188618	Mannschaften
Russen . . .	3121	Offiziere,	186779	Mannschaften
Belgier . . .	537	Offiziere,	34907	Mannschaften
Engländer .	417	Offiziere,	15730	Mannschaften
Im ganzen:	7213	Offiziere,	426034	Mannschaften

oder 433247 Köpfe. (W. T. B.)

Der Stand der Kämpfe in Polen und Galizien.

Wien, 6. November. Amtlich wird verlautbart: Gestern wurde im Norden nicht gekämpft. Ungehindert vom Feinde nehmen unsere Heeresbewegungen sowohl in Russisch-Polen als auch in Galizien den beabsichtigten Verlauf. Wenn den Russen an einzelnen Teilen der Front trotz der örtlich günstigen Situation gewonnener Boden wieder vorübergehend überlassen wird, so ist dies in der Gesamtlage begründet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte im Westen. — Gefecht bei Kolo.

Großes Hauptquartier, 7. November, vormittags. Unsere Angriffe in Richtung Ypres machten auch gestern, besonders südwestlich Ypres, Fortschritte. Über 1000 Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht und drei Maschinengewehre erbeutet.

Französische Angriffe westlich Noyon sowie auf die von uns genommenen Orte Vailly und Chavonne wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen. Der von uns eroberte und nur schwach besetzte Ort Soupir und der Westteil von Sapigneul, der dauernd unter schwerstem französischen Artilleriefeuer lag, mußten von uns geräumt werden.

Bei Servon wurde der Feind abgewiesen, im Argonner Walde weiter zurückgedrückt.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warta oberhalb Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß zurückgeworfen. Im übrigen kam es dort zu keinen Zusammenstößen. (W. T. B.)

Schlachtbericht des Grafen Spee.

Haag, 7. November. Schlachtbericht des Admirals Grafen Spee an die chilenische Regierung: Vier deutsche Kreuzer, „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ mit inbegriffen, bekämpften am Sonntag vor der Dämmerstunde die Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“, „Glasgow“ und „Otranto“. Der Kampf dauerte eine Stunde bis zur gänzlichen Dunkelheit. Die „Good Hope“ wurde so schwer beschädigt, daß sie im Schutze der Dunkelheit fliehen mußte. Eine Explosion wurde zwischen ihren Schornsteinen beobachtet. „Monmouth“ versuchte zu fliehen und wurde von kleinen deutschen Kreuzern verfolgt. Er sank nach mehreren Schüssen. Es war infolge des Sturmes leider nicht möglich, Boote herabzulassen. „Glasgow“ und „Otranto“ konnten mit kleinen Beschädigungen in der Dunkelheit entkommen. Die deutschen Schiffe haben wenig gelitten. Auf der „Gneisenau“ sind zwei Mann verwundet. Der Kampf fand nahe Santa-Maria-Insel bei Coronel statt. Die ganze Besatzung des „Monmouth“ scheint verloren. Die deutschen Offiziere rühmen den Mut der Besatzung, die sinkend mit ihrem Schiff einen deutschen Kreuzer zu rammen versuchte.

Der Fall von Tsingtau.

Tokio, 7. November. Der japanische Oberbefehlshaber berichtete heute früh: Der linke Flügel der Belagerer besetzte die nördliche Batterie auf dem Shautanhügel um 5 Uhr 10 Minuten und die östliche Batterie auf Tatungsjing um 5 Uhr 35 Minuten. Inzwischen rückte das Zentrum gegen die Forts Iltis und Bismarck vor und eroberte zwei schwere Geschütze in der Nähe der Hauptwerke. Die Angreifer besetzten nacheinander die Forts Moltke, Iltis und Bismarck. Die Garnison hißte um 6 Uhr die weiße Flagge auf dem Observatorium, die Küstenforts folgten ihrem Beispiel um 7 Uhr 30 Minuten.

Ein weiteres Telegramm aus Tokio berichtet, der Gouverneur, Kapitän zur See Meyer-Waldeck, sei im Kampfe verwundet worden.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 8. November, vormittags. Unsere Angriffe bei Ypres und westlich Lille wurden gestern fortgesetzt. — Am Westrand der Argonnen wurde eine wichtige Höhe bei Vienne le Chateau, um die wochenlang gekämpft worden ist, genommen. Dabei wurden zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre erbeutet. Sonst verlief der neblige Tag auf dem westlichen Kriegsschauplatze ruhig. — Vom Osten liegen keine neuen Nachrichten vor.

Der Fall von Tsingtau.

8. November. Nach amtlicher Meldung des Reuterbureaus aus Tokio ist Tsingtau nach heldenhaftem Widerstand am 7. November morgens gefallen. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 8. November. Amtlich wird gemeldet: Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze dauerten die Kämpfe gestern den ganzen Tag auf allen Fronten mit unverminderter Heftigkeit an. Trotz zähen Widerstandes des Gegners, bei dem die Parole: „Bis auf den letzten Mann“ ausgegeben war, wurde im Raume bei Krupanj Schanze auf Schanze von unseren tapferen Truppen erobert, bis heute 5 Uhr vormittags auch der Kostajnik, ein von den Serben für uneinnehmbar gehaltener wichtiger Stützpunkt, erstürmt wurde. Die Zahl der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze ist bisher nur annähernd bekannt.

Fortschritte im Westen. — Russische Niederlage am Wysztyter See.

Großes Hauptquartier, 9. November, vormittags. Wieder richteten gestern nachmittag mehrere feindliche Schiffe ihr Feuer gegen unseren rechten Flügel, sie wurden aber durch unsere Artillerie schnell vertrieben. — Ein in den Abendstunden aus Nieuport heraus unternommener und in der Nacht wiederholter Vorstoß des Feindes scheiterte gänzlich. — Trotz hartnäckigsten Widerstandes schritten unsere Angriffe bei Ypern langsam, aber stetig vorwärts; feindliche Gegenangriffe südwestlich Ypern wurden abgewiesen und mehrere hundert Mann zu Gefangenen gemacht. — Im Osten wurde ein Angriff starker russischer Kräfte nördlich des Wysztyter Sees unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Die Russen ließen über 4000 Mann als Gefangene und 10 Maschinengewehre in unseren Händen. (W. T. B.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 9. November. Amtlich wird gemeldet: Unsere Operationen auf dem südlichen Kriegsschauplatz nehmen einen durchweg günstigen Verlauf. Während jedoch unsere Vorrückung über die linke Linie Schabatz—Ljesnitza an den stark verschanzten Bergflüssen auf zähesten Widerstand stieß, haben die dreitägigen Kämpfe in der Linie Losnitza—Krupanj—Ljubovija bereits mit einem durchgreifenden Erfolge geendet. Der dort befindliche Gegner bestand aus der 3. serbischen Armee, General Paul Sturm, und der 1. Armee, General Petar Bojewitsch, mit zusammen sechs Divisionen, 120000 Mann. Diese beiden Armeen befinden sich nach dem Verlust ihrer tapfer verteidigten Stellungen seit gestern im Rückzuge gegen Valjevo. Unsere siegreichen Korps erreichten gestern abend die den Ort Losnitza dominierenden Höhen und den Hauptrücken der Sokolska Planina, südöstlich Krupanj. Zahlreiche Gefangene und erbeutetes Kriegsmaterial. Einzelheiten fehlen.

Fortschritte im Westen. — Gefecht bei Konin.

Großes Hauptquartier, 10. November, vormittags. Unsere Angriffe bei Ypern schritten auch gestern langsam vorwärts. Über 500 Franzosen, Farbige und Engländer wurden gefangen genommen und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Auch weiter südlich arbeiteten sich unsere Truppen vor. Heftige Gegenangriffe der Engländer wurden zurückgewiesen.

Im Argonner Walde machten wir gute Fortschritte, feindliche Vorstöße wurden leicht abgewehrt.

In Russisch-Polen bei Konin zersprengte unsere Kavallerie ein russisches Bataillon, nahm 500 Mann gefangen und erbeutete acht Maschinengewehre. (W. T. B.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 10. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die erbitterten Kämpfe an den Bergflüssen der Linie Sabac—Ljesnica wurden auch gestern bis in die Nacht fortgesetzt und hierbei einzelne der feindlichen, stark verschanzten Stellungen erstürmt. Südlich der Cer Planina drangen unsere siegreichen Truppen auf dem tags zuvor erreichten Raume östlich Losnica — Krupanj — Ljubovija weiter vor. Auch hier kam es zu hartnäckigen Kämpfen mit den Nachhuten des Gegners, die sämtlich in kurzer Zeit geworfen wurden. Unter den zahlreichen Gefangenen befindet sich auch Oberst Radakovic, unter den erbeuteten Geschützen eine moderne schwere Kanone.

Erfolge der Türken gegen Engländer und Russen.

Konstantinopel, 10. November. Das türkische Hauptquartier meldet: In Ägypten haben die Türken Scheik Sor und die Befestigung von Elarisch erobert und den Engländern vier Feldgeschütze und Telegraphenmaterial abgenommen.

Im Kaukasus mußten die Russen nach großen Verlusten unter Zurücklassung zahlreicher Gefangener sich auf eine zweite Position zurückziehen. Der türkische Angriff dauert fort.

Eroberung von Dixmuiden.

Großes Hauptquartier, 11. November, vormittags. Am Yser-Abschnitt machten wir gestern gute Fortschritte. Dixmuiden wurde erstürmt, mehr als 500 Gefangene und neun Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Weiter südlich drangen unsere Truppen über den Kanal vor.

. Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangen und sechs Maschinengewehre erbeutet.

Südlich Ypern vertrieben wir den Gegner aus St. Eloi, um das mehrere Tage erbittert gekämpft worden ist. Etwa 1000 Gefangene und sechs Maschinengewehre gingen dort in unseren Besitz über.

Trotz mehrfacher heftiger Gegenangriffe der Engländer blieben die beherrschenden Höhen nördlich Armentières in unserer Hand.

Südwestlich Lille kam unser Angriff vorwärts.

Große Verluste erlitten die Franzosen bei dem Versuch, die beherrschende Höhe nördlich Vienne le Chateau am Westrand der Argonnen zurückzuerobern. Auch im Argonner Walde sowie nordöstlich und südlich Verdun wurden französische Vorstöße überall zurückgeworfen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz liegen keine Nachrichten von Bedeutung vor. (W. T. B.)

Vernichtung der „Emden". — Blockade der „Königsberg".

11. November. Nach amtlicher Bekanntmachung der englischen Admiralität wurde S. M. S. „Emden" am 9. November früh bei den Kokos-Inseln im Indischen Ozean, während eine Landungsabteilung zur Zerstörung der englischen Funken- und Kabelstation ausgeschifft war, von dem australischen Kreuzer „Sydney" angegriffen. Nach hartnäckigem, verlustreichem Gefecht ist S. M. S. „Emden" durch die überlegene Artillerie des Gegners in Brand geschossen und von der eigenen Besatzung auf Strand gesetzt worden.

Die englische Admiralität gibt ferner bekannt, daß S. M. S. „Königsberg" im Rufidschifluß (Deutsch-Ostafrika), sechs Seemeilen oberhalb der Mündung, von dem englischen Kreuzer „Chatham" durch Versenken eines Kohlendampfers blockiert worden ist. Ein Teil der Besatzung soll sich in einem befestigten Lager an Land verschanzt haben. Eine Beschießung durch „Chatam" scheint ohne Wirkung gewesen zu sein.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Die Kämpfe in Galizien. — Przemysl wieder eingeschlossen.

Wien, 11. November. Amtlich wird verlautbart: Die Operationen auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz entwickeln sich plangemäß und ohne Störung durch den Feind. In dem von uns freiwillig geräumten Gebiet Mittelgaliziens sind die Russen über die untere Wisloka, über Rzeszow und in den Raum von Lisko vorgerückt. Przemysl ist wieder eingeschlossen. — Im Stryjtale mußte eine feindliche

Gruppe vor dem Feuer eines Panzerzuges und überraschend aufgetretener Kavallerie unter großen Verlusten flüchten.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor. (W. T. B.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 11. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: In den Morgenstunden des 10. November wurden die Höhen von Misar, südlich Sabac, nach viertägigem, verlustreichem Kampf erstürmt und hierdurch der feindliche rechte Flügel eingedrückt. Es wurden zahlreiche Gefangene gemacht. Der Gegner mußte die stark befestigte Linie Misar – Cer Planina räumen und den Rückzug antreten. Starke feindliche Nachhuten leisten in vorbereiteten rückwärtigen Verteidigungsstellungen neuerdings Widerstand. Die Vorrückung östlich Losnica – Krupanj geht fließend vorwärts, trotz heftigen Widerstandes. Die Höhen östlich Javlaka sind bereits in unserem Besitz. Soweit bisher bekannt, wurden in den Kämpfen vom 6. bis 10. dieses Monats etwa 4300 Mann gefangen, 16 Maschinengewehre, 28 Geschütze, darunter ein schweres, eine Fahne, mehrere Munitionswagen und sehr viel Munition erbeutet.

Kampf im Kaukasus und an der Küste von Kleinasien.

Konstantinopel, 11. November. Amtliche Mitteilung aus dem Hauptquartier: Im Kaukasus hat der Feind sich auf die zweite Linie seiner Stellungen zurückgezogen und große Verluste erlitten. Wir haben eine Anzahl Gefangene gemacht. Unsere Offensive dauert fort. Unsere Truppen, welche die ägyptische Grenze überschritten hatten, haben die Stellung von Scheikzar und das Fort el Arisch besetzt; wir haben den Engländern vier Feldgeschütze und Feldtelegraphenmaterial abgenommen.

Konstantinopel, 11. November. Amtliche Mitteilung aus dem Hauptquartier der kaukasischen Armee: Unsere Armee greift die zweite Linie der russischen Stellungen an. Nach Angaben mehrerer Gefangener und russischer Deserteure befinden sich die Russen moralisch in einem schlechten Zustande. Ein französischer Kreuzer und ein französischer Torpedojäger gaben einige Schüsse auf die Küste bei Phokia und Deirmendagh und Smyrna ab. Als ihnen Widerstand entgegengesetzt wurde, entfernten sie sich. Es wurde kein Schaden angerichtet.

Fortschritte im Westen. — Gefecht bei Kalisch.

Großes Hauptquartier, 12. November, vormittags. Der über Nieuport bis in den Vorort Lombartzyde vorgedrungene Feind wurde von unseren Truppen über die Yser zurückgeworfen. Das östliche Yserufer bis zur See ist vom Feinde geräumt.

Der Angriff über den Yserkanal südlich Dixmuiden schritt fort. In Gegend östlich Ypern drangen unsere Truppen weiter vorwärts. Im ganzen wurden mehr als 700 Franzosen gefangen sowie vier Geschütze und vier Maschinengewehre erbeutet.

Feindliche Angriffe westlich des Argonner Waldes und im Walde selbst wurden abgewiesen.

Im Osten warf unsere Kavallerie östlich Kalisch die erneut vorgegangene überlegene russische Kavallerie zurück. (W. T. B.)

Meldung des Gouverneurs von Tsingtau an den Kaiser.

Tsingtau, 9. November. Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 Zentimeter, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See schwer erschüttert. Artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten. gez.: Meyer-Waldeck.
(W. T. B.)

Die Verluste der „Emden".

12. November. Aus London wird offiziell mitgeteilt: Der Kapitän der „Emden" von Müller und Leutnant z. S. Prinz Franz Joseph von Hohenzollern sind beide unverwundet kriegsgefangen. Die Verluste der „Emden" betragen 200 Tote und 30 Verwundete. Die Admiralität hat angeordnet, den Überlebenden alle kriegerischen Ehren zu erweisen. Der Kapitän und die Offiziere behalten ihre Degen.

Englisches Kanonenboot „Niger" gesunken.

London, 12. November. Die englische Admiralität meldet: Das kleine englische Kanonenboot „Niger" wurde heute morgen auf der Höhe von Dover durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. Alle Offiziere und 37 Mann der Besatzung wurden gerettet.

Gefecht bei Kosminek.

Wien, 12. November. Amtlich wird verlautbart: Außer dem siegreichen Reiterkampfe bei Kosminek gegen ein russisches Kavalleriekorps fanden gestern auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze keine größeren Gefechte statt. Feindliche Aufklärungsabteilungen, die unsere Bewegungen erkunden wollten, wurden abgewiesen. Bei der Durchführung der jetzigen Operationen erweist sich neuerdings die bewährte Tüchtigkeit und Schlagkraft unserer Truppen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 12. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich, 12. November, gemeldet: Unter fortwährenden Gefechten mit feindlichen Nachhuten, die sich in vorbereiteten Stellungen eingenistet hatten, wurde gestern die Verfolgung auf der ganzen Front fortgesetzt und im allgemeinen die Linie: Höhen östlich Osetschina – Nakutschani – Novoselo an der Save erreicht. Die Gegner sind im vollen Rückzuge gegen Kotscheljewa und Valjewo, wo nach Meldungen unserer Flieger viele Tausende von Train-Fuhrwerken alle Verkehrswege verlegen. – Außer der gestern gemeldeten Kriegsbeute wurden neuerdings vier Geschütze, 14 Munitionswagen, eine Munitionskolonne, mehrere Munitions- und Verpflegungsdepots, Trains, Zelte und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Zahlreiche Gefangene, deren Anzahl noch nicht bekannt ist, wurden gemacht.

Fortschritte im Westen. — Kämpfe an der ostpreußischen Grenze.

Großes Hauptquartier, 13. November, vormittags. Am Yserabschnitt bei Nieuport brachten unsere Marinetruppen dem Feinde schwerste Verluste bei und nahmen 700 Franzosen gefangen. Bei den gut fortschreitenden Angriffen bei Ypern wurden weitere 1100 Mann gefangen genommen.

Heftige französische Angriffe westlich und östlich Soissons wurden unter empfindlichen Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen.

An der ostpreußischen Grenze bei Eydtkuhnen und südlich davon, östlich des Seenabschnittes, haben sich erneute Kämpfe entwickelt; eine Entscheidung ist noch nicht gefallen. (W. T. B.)

Die englische Sperrung der Nordsee.

13. November. Die englische Regierung hat am 2. November unter der falschen Anschuldigung, daß Deutschland durch Lazarettschiffe und Handelsschiffe unter neutraler Flagge in der Nordsee Minen gelegt und Rekognoszierungen ausgeführt habe, eine Bekanntmachung für die Schiffahrt nach und in der Nordsee erlassen, durch welche den Schiffen unter der Vorspiegelung von Minengefahr in der nördlichen Nordsee der Weg durch den englischen Kanal, die Downs und längs der englischen Ostküste empfohlen, vor dem Wege durch die nördliche Nordsee um die Orkneyinseln und die Shetlands herum aber gewarnt wird. Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß die Gewässer der nördlichen Nordsee einschließlich der Linien Hebriden – Farör – Island, die Gewässer an der norwegischen Küste und des Skageraks durchweg Wassertiefen haben, auf denen jedes Minenlegen ausgeschlossen ist. Dagegen ist bekannt, daß in der südlichen Nordsee und im englischen Kanal zahlreiche Minen, und zwar, wie festgestellt ist, englischen und französischen Ursprungs, umhertreiben, die nicht entschärft sind, und daß an vielen Stellen des von England empfohlenen Weges längs der englischen Ostküste Minen gelegt sind, von denen in letzter Zeit ebenfalls einzelne treibend angetroffen wurden. Für die Schiffahrt bildet der von England empfohlene Weg durch den Kanal, durch die Downs und längs der englischen Ostküste daher eine schwere Gefahr, während der Weg durch die nördliche Nordsee minenfrei und daher gefahrlos ist.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 13. November. Amtlich wird gemeldet: Der Feind setzt den Rückzug von Koceljeva und Valjevo gegen Osten fort. An der Save wurde Usce erstürmt, Beljin und Banjani erreicht. Die feindliche Befestigungslinie Gomile – Draginje ist bereits in unserem Besitz und Soppot – Stolice erreicht. Die von Westen und Nordwesten vorrückenden Kolonnen sind – Details können nicht verlautbart werden – gegen Valjevo herangekommen, wobei speziell die südlichen Kolonnen im schwierigsten Terrain bewunderungswürdige Leistungen vollführten.

Übersicht über die Kämpfe im Kaukasus.

Konstantinopel, 12. November. Die „Agence Ottomane" veröffentlicht folgendes Communiqué des Hauptquartiers über die Vorgänge an der Ostgrenze, über welche aus strategischen Gründen noch nicht berichtet werden konnte:

Die Russen wollten an der Landgrenze den überraschenden Angriff wiederholen, den sie gegen unsere Flotte versucht hatten. Ohne Kriegserklärung überschritten sie am 1. November in fünf Kolonnen die kaukasische Grenze. Es steht außer Zweifel, daß die Durchführung einer solchen Bewegung nur nach langen Vorbereitungen erfolgen konnte. Trotz dieser Vorbereitung und diesem Angriff des Feindes führten unsere Grenztruppen die ihnen erteilten Befehle mit viel Tapferkeit und Geschicklichkeit durch. Zunächst zogen sie sich, indem sie dem Feinde starke Schläge versetzten, sehr langsam zurück. Wir fügten den Russen zahlreiche Verluste zu und setzten durch diesen Zeitgewinn unsere Nachschübe in den Stand, die notwendigen Stellungen einzunehmen.

Angesichts des beständigen Widerstandes unserer Vortruppen konnte der Feind, der alle seine Kräfte sammelte, erst vier Tage nach dem Überschreiten der Grenze in die Gegend von Kolbachic und Köpriköi gelangen. Ein Angriff der Kosaken gegen Köpriköi wurde durch eine unserer Kavalleriedivisionen zurückgeschlagen. Am 5. und 6. November stellte der Feind seine Bewegungen ein und begann Verschanzungen zu errichten. Unsere in Zwischenräumen eingetroffenen Truppen hielten den Vormarsch des Feindes auf. Unsere Infanterie traf die notwendigen Vorbereitungen zum Sturmangriff. Am 7. November gingen unsere Truppen zur Offensive über. Der Feind leistete in der starken Stellung, die er im Westen von Köpriköi errichtet hatte, Widerstand. Am 8. November wurde unsere Offensive fortgesetzt. Am Nachmittag drangen unsere tapferen Truppen in die Verschanzungen des Feindes ein und besetzten seine Stellungen, die von vier Infanterie-Regimentern, einem Artillerie-Regiment und einer Kavalleriedivision verteidigt worden waren. Der Feind zog sich zurück und besetzte eine andere, stärkere Stellung in der Umgebung von Köpriköi, wo Verstärkungen einzutreffen begannen.

Am 9. November hatten wir vor uns eine russische Division und das ganze erste kaukasische Korps. Die feindliche Front erstreckte sich in einer Länge von 15 Kilometer vom Araxflusse im Süden bis zum Gebirge im Norden. Der Feind hatte in der ganzen Ausdehnung der Stellung Befestigungen errichtet und verfügte hinter dem linken Flügel über starke Reserven. Am 10. November traf unsere Armee die notwendigen Maßnahmen, um zur Offensive überzugehen. Sie begann am 11. November früh mit einem allgemeinen Sturmangriff. Nach einer blutigen Schlacht nahmen unsere Truppen gegen Mittag mit dem Bajonett Köpriköi, das einen der feindlichen Stützpunkte bildete. Bei Einbruch der Nacht waren drei Viertel der feindlichen Stellungen von unseren Truppen besetzt. In der Nacht wurde mit dem Bajonett auch die Höhe 1905 östlich Köpriköi, der letzte feindliche Stützpunkt, genommen. Am 12. November war unser Sieg endgültig. Alle feindlichen Stellungen waren genommen. Ein ganzes russisches Armeekorps war geschlagen und ergriff die Flucht. Unsere unerschrockene, unermüdliche Armee nahm die Verfolgung des Feindes auf.

Infolge dieser Niederlage des Gros der feindlichen Armee besteht kein Zweifel, daß die schwachen feindlichen Streitkräfte, die vor Tortum und Karakilissa gehalten haben, gleichfalls verjagt werden. Ungeachtet der fünftägigen Kämpfe und des gebirgigen Terrains ist die Moral unserer Truppen ausgezeichnet. Der Zustand zahlreicher Gefangener und Deserteure, deren Zahl noch nicht geschätzt werden kann, beweist, wie erschüttert die Moral des Feindes ist.

Niederlage der Russen bei Köpriköi.

Konstantinopel, 13. November. Eine Mitteilung aus dem Großen Hauptquartier besagt: Im Kampf bei Köpriköi, der am 11. und 12. d. M. stattfand, wurden die Russen geschlagen. Sie verloren 4000 Tote, ebensoviel Verwundete und 500 Gefangene. Unsere Truppen erbeuteten 10000 Gewehre und eine Menge Munition. Die Russen zogen sich in schlechtem Zustande in der Richtung auf Kutek zurück. Steiles Gelände, Nebel und Schnee erschwerte die Umgehungsbewegung unserer Truppen und so konnte den Russen die Rückzugslinie nicht vollständig abgeschnitten werden, doch wird die Verfolgung fortgesetzt.

Die Zahl der Gefangenen in Österreich-Ungarn.

Wien, 13. November. Amtlich wird verlautbart: Im Norden hat sich gestern an der Front unserer Armeen nichts von Bedeutung ereignet. In Tarnow, Jaslo und Krosno ist der Feind eingerückt. – Die Gesamtzahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen ist bis gestern auf 867 Offiziere und 97727 Mann gestiegen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte im Westen. — Gefechte bei Stallupönen, Soldau und Wloclawec.

Großes Hauptquartier, 14. November, vormittags. Die Kämpfe in Westflandern dauern noch an, in den letzten Tagen behindert durch das regnerische und stürmische Wetter. Unsere Angriffe schritten weiter langsam vorwärts. Südlich Ypern wurden 700 Franzosen gefangen genommen. Eng-

lische Angriffe westlich Lille wurden abgewiesen. Bei Berry-au-bac mußten die Franzosen eine beherrschte Stellung räumen. Im Argonner Walde nahm unser Angriff einen guten Fortgang; die Franzosen erlitten starke Verluste und ließen auch gestern wieder über 150 Gefangene in unseren Händen. — In Ostpreußen dauern die Kämpfe noch an. Bei Stallupönen wurden 500 Russen gefangen genommen, bei Soldau fiel noch keine Entscheidung. — In Gegend Wloclawec wurde ein russisches Armeekorps zurückgeworfen; 1500 Gefangene und 12 Maschinengewehre fielen in unsere Hände. (W. T. B.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 14. November. Vom südlichen Kriegsschauplatze wird amtlich gemeldet: Die eigene Vorrückung stößt nordwestlich bei Valjevo auf starken Widerstand, auch erschwert der durch Lehm und Schnee grundlos gewordene Boden die Fortbringung der eigenen Artillerie. Trotzdem gewannen alle Kolonnen Raum nach vorwärts, eroberten mehrere wichtige Positionen und erreichten die Linie Skela an der Save bis südlich Koceljeva. Sodann wurden in südlicher Richtung bis an die Drina zahlreiche Gefangene gemacht, die aussagen, daß die Serben bei Valjevo erneut Widerstand leisten wollen. In einigen Regimentern soll Meuterei ausgebrochen sein. In den letzten Kämpfen wirkten auch die Monitore „Körös-Maros“ und „Leitha“ sehr erfolgreich mit. Sie unterstützten das siegreiche Vordringen unserer Truppen längs der Save durch vernichtendes Feuer in die Flanke des Gegners.

Kampfpause in Galizien.

Wien, 14. November. Amtlich wird verlautbart: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz wurde an unserer Front auch gestern nicht gekämpft.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der heilige Krieg.

Konstantinopel, 14. November. In der Fatih-Moschee verliest der Scheich ul Islam das Fetwa über den heiligen Krieg:

„Wenn sich mehrere Feinde gegen den Islam vereinigen, wenn Länder des Islams geplündert, die muselmanische Bevölkerung niedergemetzelt und gefangen genommen wird und wenn in diesem Falle der Padischah des Islams nach den heiligen Worten des Korans den heiligen Krieg verkündet, ist dieser Krieg Pflicht aller Muselmanen, aller jungen und alten muselmanischen Fußsoldaten und Reiter und müssen sich alle islamischen Länder mit Gut und Blut beeifern, den Dschihad (Glaubenskrieg) zu führen?“ — Antwort: „Ja!“

„Die muselmanischen Untertanen Rußlands, Frankreichs und Englands und der Länder, die jene unterstützen, die auf diese Weise das Kalifat mit Kriegsschiffen und Landheeren angreifen und den Islam zu vernichten trachten, müssen auch sie den heiligen Krieg gegen die Regierungen, von denen sie abhängen, führen?“ — Antwort: „Ja!“

„Jene, die, statt den heiligen Krieg zu führen, in einem Zeitpunkte, wo alle Muselmanen dazu aufgerufen sind, daran teilzunehmen vermeiden, sind sie dem Zorne Gottes, dem großen Unheil und der verdienten Strafe ausgesetzt?“ — Antwort: „Ja!“

„Begeht die muselmanische Bevölkerung der genannten Mächte, die gegen die islamische Regierung Krieg führen, eine große Sünde, selbst wenn sie unter Androhung des Todes und der Vernichtung ihrer ganzen Familie zur Teilnahme am Kriege gezwungen worden sind?“ — Antwort: „Ja!“

„Wenn Muselmanen, die sich in dem gegenwärtigen Kriege unter der Herrschaft Englands, Frankreichs, Rußlands, Serbiens, Montenegros und jener Staaten befinden, die diesen Hilfe leisten, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, die der Türkei beistehen, Krieg führen würden, verdienen sie den Zorn Gottes, weil sie dem islamischen Kalifat Nachteil verursachen?“ — Antwort: „Ja!“

Kämpfe in Ost und West.

Großes Hauptquartier, 15. November, vormittags. Die Kämpfe auf dem rechten Flügel zeitigten, auch gestern durch ungünstiges Wetter beeinflußt, nur geringe Fortschritte. Bei dem mühsamen Vorarbeiten wurden einige hundert Franzosen und Engländer gefangen und zwei Maschinengewehre erbeutet.

Im Argonner Walde gelang es, einen starken französischen Stützpunkt zu sprengen und im Sturm zu nehmen.

Die Meldung der Franzosen, sie hätten eine deutsche Abteilung „bei Coincourt (südlich Marsal) in Unordnung gebracht“, ist erfunden. Die Franzosen hatten hier vielmehr erhebliche Verluste, während wir keinen Mann verloren.

Im Osten dauern an der Grenze Ostpreußens und in Russisch-Polen die Kämpfe fort. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt. (W. T. B.)

Amtlicher Bericht über das Seegefecht bei Coronel.

15. November. Über das Seegefecht von Coronel ist auf funkentelegraphischem Wege von Nordamerika folgender Bericht des Chefs des Kreuzergeschwaders eingegangen:

Am 1. November trafen auf der Höhe von Coronel S. M. Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Dresden“ die englischen Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“, „Glasgow“ und den Hilfskreuzer „Otranto“. S. M. Schiff „Nürnberg“ war während der Schlacht detachiert. Bei schwerem Seegang wurde das Feuer auf große Entfernung eröffnet und die Artillerie der feindlichen Schiffe in 52 Minuten zum Schweigen gebracht; das Feuer wurde nach Einbruch der Dunkelheit eingestellt. „Good Hope“ wurde, durch Artilleriefeuer und Explosion schwer beschädigt, in der Dunkelheit aus Sicht verloren. „Monmouth“ wurde auf der Flucht von „Nürnberg“ gefunden; sie hatte starke Schlagseite, wurde beschossen und kenterte. Rettung der Besatzung war wegen schweren Seeganges und aus Mangel an Booten nicht möglich. „Glasgow“, anscheinend leicht beschädigt, entkam. Der Hilfskreuzer flüchtete nach dem ersten Treffer aus dem Feuerbereich. Auf unserer Seite keine Verluste, unbedeutende Beschädigungen.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 15. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Um für den Abzug seiner Trains Zeit zu gewinnen, leistet der Gegner auf den Höhen nördlich und westlich Valjevo in vorbereiteten Stellungen neuerdings Widerstand. Unseren trotz unausgesetzter Kämpfe und großer Strapazen vom besten Geiste beseelten Truppen gelang es schon gestern, den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, die Höhen bei Kamenitza an der von Loznitza nach Valjevo führenden Straße, nach harten Kämpfen zu erobern. 580 Gefangene wurden gemacht und zahlreiche Waffen und Munition erbeutet. Unsere Truppen standen gestern abend vor Obrenowatz, bei Ub, und im Angriff auf den Höhenrücken Jautina, auf der Rückenlinie östlich Kamenitza und in südlicher Richtung bis auf Stubitza, den Sattelplatz der Straße Rogatzitza—Valjevo.

Die Verteidigung von Przemysl.

Wien, 15. November. Amtlich wird vom 15. November mittags verlautbart: Die Verteidigung der Festung Przemysl wird, wie bei der ersten Einschließung, mit größter Aktivität geführt. So drängte ein gestriger größerer Ausfall nach

Norden den Feind bis in die Höhen von Rokitnitza zurück. Unsere Truppen hatten bei dieser Unternehmung nur minimale Verluste. In den Karpathen wurden vereinzelte Vorstöße feindlicher Detachements mühelos abgewiesen. Auch an der übrigen Front vermag die russische Aufklärung nicht durchzudringen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom russisch-türkischen Krieg.

Konstantinopel, 15. November. Der heutige amtliche Bericht des türkischen Hauptquartiers lautet:

Gestern griffen unsere Truppen in der Zone von Lasistan die Stellung von Liman – Sisi in der Nähe der russischen Grenze an. Der Feind erlitt große Verluste, und unsere Truppen umzingelten die russischen Truppen, die sich dort befanden. Die Russen wollten Verstärkungstruppen landen, aber diese wurden von unseren Truppen zerstreut. Eine andere Abteilung von uns besetzte Duzheuy und umzingelte die feindlichen Truppen, die sich in der Stellung von Hau Medressessi befanden. Wir nahmen dem Feinde eine Menge Munition und Lebensmittel ab. Heute bombardierten die Russen erfolglos die Posten von Kokmuch und Ab Islah nahe der Grenze.

Sieg bei Wloclawec.

Großes Hauptquartier, 16. November, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war gestern die Tätigkeit beider Parteien infolge des herrschenden Sturmes und Schneetreibens nur gering. In Flandern schritten unsere Angriffe langsam vorwärts. Im Argonner Walde errangen wir jedoch einige größere Erfolge.

Die Kämpfe im Osten dauern fort. Gestern warfen unsere in Ostpreußen kämpfenden Truppen den Feind in der Gegend südlich von Stallupönen; die aus Westpreußen operierenden Truppen wehrten bei Soldau den Anmarsch russischer Kräfte erfolgreich ab und warfen am rechten Weichselufer vormarschierende starke russische Kräfte in einem siegreichen Gefecht bei Lipno auf Plock zurück. In diesen Kämpfen wurden bis gestern 5000 Gefangene gemacht und 10 Maschinengewehre genommen.

In den seit einigen Tagen in Fortsetzung des Erfolges bei Wloclawec stattgehabten Kämpfen fiel die Entscheidung. Mehrere uns entgegengetretene russische Armeekorps wurden über Kutno zurückgeworfen. Sie verloren nach den bisherigen Feststellungen 23000 Mann an Gefangenen, mindestens 70 Maschinengewehre und Geschütze, deren Zahl noch nicht feststeht. (W. T. B.)

Unter den in der Schlacht bei Kutno Gefangenen befindet sich der Gouverneur von Warschau von Korff mit seinem Stabe. (W. T. B.)

Erfolge bei Valjevo.

Wien, 16. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Auf dem südlichen Kriegsschauplatze haben unsere siegreichen Truppen durch ihre hartnäckige Verfolgung dem Gegner keine Zeit gelassen, sich in seinen zahlreichen, speziell bei Valjevo seit Jahren vorbereiteten befestigten Stellungen zu erneutem ernstlichen Widerstande zu gruppieren. Deswegen kam es auch gestern vor Valjevo nur zu Kämpfen mit feindlichen Nachhuten, die nach kurzem Widerstande unter Zurücklassung von Gefangenen geworfen wurden. Unsere Truppen erreichten die Kolubara, besetzten Valjevo und Obrenowatsch. Der Empfang in Valjevo war charakteristisch: zuerst Blumen, doch nur zur Täuschung; dann folgten ihnen unmittelbar Bomben und Gewehrfeuer.

Tagesbefehl des Feldzeugmeisters Potiorek.

Wien, 16. November. Nach neuntägigen heftigen Kämpfen gegen einen hartnäckigen, an Zahl überlegenen, in fast unbezwinglichen Befestigungen sich verteidigenden Gegner, nach neuntägigen Märschen durch unwegsame Felsgebirge und grundlosen Sumpf, bei Regen, Schnee und Kälte, haben die tapferen Truppen der 5. und 6. Armee die Kolubara erreicht und den Feind zur Flucht gezwungen. Über 8000 Gefangene wurden in diesen Kämpfen gemacht, 42 Geschütze, 31 Maschinengewehre und reiches Kriegsmaterial erobert. Das Vaterland wird dieser Leistung seine Dankbarkeit und Bewunderung nicht versagen. Meine Pflicht ist es, die hervorragende Haltung aller Truppen voll anzuerkennen und allen Offizieren und Soldaten der 5. und 6. Armee im Namen des Allerhöchsten Dienstes wärmsten Dank zu sagen. Trotz des unter schweren Opfern und gewaltigen Leistungen erzielten Erfolges dürfen wir noch nicht ruhen. Doch der hervorragende Geist der mir unterstellten Truppen bürgt dafür, daß wir die uns gestellte Aufgabe auch siegreich zu Ende führen werden, zur Zufriedenheit unseres Allerhöchsten Kriegsherrn, zum Ruhme des Heeres und zum Wohle des Vaterlandes.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Neue Kämpfe in Galizien.

Wien, 16. November. Amtlich wird verlautbart: Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz begannen sich gestern an einzelnen Stellen unserer Front Kämpfe zu entwickeln.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Sieg der Türken bei Fao über die Engländer.

Konstantinopel, 16. November. Amtlicher Bericht des türkischen Hauptquartiers: Gestern haben wir die Engländer bei Fao angegriffen. Sie hatten zahlreiche Tote, die wir auf 1000 schätzen. Abdurrezak Bederkhani, der von der ganzen muselmanischen Welt wegen seiner revolutionären Umtriebe, denen er sich seit langem ergeben hat, verabscheut wird, hat die Grenze mit 300 Mann in der Gegend von Maku überschritten, um den Russen zu helfen, aber er wurde sogleich von unseren Truppen vertrieben. Eine große Anzahl seiner Anhänger wurde getötet. Eine russische Fahne, die sie in einem Dorf der Umgegend aufgepflanzt hatten, wurde von den Unsrigen erbeutet. Abdurrezak ist Kurde und gehört zur Familie der Bederkhani.

Fortschritte in Ost und West.

Großes Hauptquartier, 17. November, vormittags. Auch der gestrige Tag verlief auf dem westlichen Kriegsschauplatz im allgemeinen ruhig. Südlich Verdun und nordöstlich Cirey griffen die Franzosen erfolglos an. – Die Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz nahmen weiter einen günstigen Fortgang; nähere Nachrichten liegen noch nicht vor. (W. T. B.)

Neue Beschießung von Libau.

17. November. Am 17. November haben Teile unserer Ostseestreitkräfte die Einfahrten des Libauer Hafens durch versenkte Schiffe gesperrt und die militärisch wichtigen Anlagen beschossen. Torpedoboote, die in den Innenhafen eindrangen, stellten fest, daß feindliche Kriegsschiffe nicht im Hafen waren.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke.

Kämpfe zwischen Wolbrom und Pilitza.

Wien, 17. November. Amtlich wird verlautbart: Aus dem Bereich von Krakau vorbrechend, nahmen unsere Truppen gestern die vorderen Befestigungslinien des Feindes

nördlich der Reichsgrenze. Im Raume von Wolbrom und Pilitza gelangten die Russen zumeist nur in den Bereich unseres Artilleriefeuers. Wo feindliche Infanterie angriff, wurde sie abgewiesen. Eines unserer Regimenter machte 500 Gefangene und erbeutete zwei Maschinengewehrabteilungen. Der deutsche Sieg bei Kutno äußert bereits seine Wirkungen auf die Gesamtlage.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Neusatz, 17. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Auf dem südlichen Kriegsschauplatz haben unsere Truppen sich gestern bis an die Kolubara herangeschoben, diese auch schon mit Teilen überschritten, obwohl sämtliche Brücken vom Gegner zerstört worden sind. – In Valjevo, wo bereits ein höheres Kommando eingetroffen ist, wurde die Ruhe und Ordnung rasch hergestellt. Die Stadt ist von serbischen Truppen hart mitgenommen worden. Eine kleine Kavallerieabteilung machte gestern Gefangene.

Erfolge in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 18. November, vormittags. Die Kämpfe in Westflandern dauern fort. Die Lage ist im wesentlichen unverändert.

Im Argonner Walde wurde unser Angriff erfolgreich vorgetragen. Französische Angriffe südlich Verdun wurden abgewiesen; ein Angriff gegen unsere bei St. Mihiel auf das westliche Maasufer geschobenen Kräfte brach nach anfänglichem Erfolg gänzlich zusammen.

Unser Angriff südöstlich Cirey veranlaßte die Franzosen, einen Teil ihrer Stellungen aufzugeben. Schloß Chatillon wurde von unseren Truppen im Sturm genommen.

In Polen haben sich in der Gegend nördlich Lodz neue Kämpfe entsponnen, deren Entscheidung noch aussteht. Südöstlich Soldau wurde der Feind zum Rückzug auf Mlawa gezwungen. Auf dem äußersten Nordflügel ist starke russische Kavallerie am 16. und 17. geschlagen und über Pillkallen zurückgeworfen worden. (W. T. B.)

Erfolge in Polen.

Wien, 18. November. Amtlich wird verlautbart: Operationen der Verbündeten zwangen die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen zur Schlacht, die sich an der ganzen Front unter günstigen Bedingungen entwickelte. Eine unserer Kampfgruppen machte gestern über 3000 Gefangene. Gegenüber diesen großen Kämpfen hat das Vordringen russischer Kräfte gegen die Karpathen nur untergeordnete Bedeutung. Beim Debouchieren aus Grybow wurde starke Kavallerie durch überraschendes Feuer unserer Batterien zersprengt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Kämpfe an der Kolubara.

Wien, 18. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze mehrfache größere Kämpfe an den zerstörten Kolubara-Übergängen. Eigene Kräfte bereits am jenseitigen Ufer. Am 16. November wurden 1400 Gefangene gemacht, viel Kriegsmaterial erbeutet.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 19. November, vormittags. In Westflandern und in Nordfrankreich ist die Lage unverändert. – Ein deutsches Flugzeuggeschwader zwang auf einem Erkundungsfluge zwei feindliche Kampfflugzeuge zum Landen und brachte ein feindliches zum Absturz. Von unseren Flugzeugen wird eins vermißt. – Ein heftiger französischer Angriff in Gegend Servon am Westrande der Argonnen wurde unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen. Unsere Verluste waren gering. – Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind die erneut eingeleiteten Kämpfe noch im Gange. (W. T. B.)

Die Schlacht in Russisch-Polen.

Wien, 19. November. Amtlich wird verlautbart: Die Schlacht in Russisch-Polen nimmt einen günstigen Fortgang. Nach den bisherigen Meldungen machten unsere Truppen 7000 Gefangene und erbeuteten 18 Maschinengewehre und auch mehrere Geschütze.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Seegefecht bei Sebastopol.

19. November. Das türkische Hauptquartier meldet: Unsere Flotte, die ausgelaufen war, um nach der russischen Schwarzmeerflotte, die Trapezunt beschossen hatte, zu suchen, traf diese auf der Höhe von Sebastopol. Die feindliche Flotte bestand aus zwei Schlachtschiffen und fünf Kreuzern. In dem Kampf, der sich entwickelte, wurde ein russisches Schlachtschiff ernstlich beschädigt. Die übrigen russischen Schiffe ergriffen, von unseren Kriegsschiffen verfolgt, die Flucht in der Richtung auf Sebastopol.

Erfolge der Türken gegen Rußland.

Konstantinopel, 19. November. Amtlicher Bericht des türkischen Hauptquartiers: Seit zwei Tagen greift unser Heer mit Macht das russische Heer an, das seine Stellung in der Linie Azab – Zazak – Khahab in der Umgebung der Grenze eingenommen hat. Mit Hilfe Gottes hat unser Heer durch einen Bajonettangriff die Höhen in der Umgebung von Azab erobert, die der Feind außerordentlich stark befestigt hatte. Der Kampf, der heftig ist, nimmt für uns einen sehr günstigen Verlauf. Unsere in der Richtung auf Batum vorrückenden Truppen haben dem Feinde eine weitere große Niederlage beigebracht und die Stellungen von Zavotlar und Kourz besetzt; sie haben bei Zavotlar von den Russen eine Fahne erbeutet und sechs Offiziere, darunter einen Oberstleutnant und einen Hauptmann von den Kosaken, sowie mehr als hundert Soldaten zu Gefangenen gemacht; sie eroberten vier Kanonen und ein Automobil, eine Menge Pferde und viel Lebensmittel. Die russischen Verluste sind groß. Der Rest rettete sich in ordnungsloser Flucht in der Richtung auf Batum. – Unsere Truppen, die in Aserbeidschan (Persien) vorrückten, hatten am 16. d. M. ein Gefecht mit einer starken russischen Abteilung in der Nähe von Salmas. Die Russen wurden geschlagen und verloren an Toten zwei Offiziere und 100 Mann. Die Häupter der persischen Stämme, die sich bis jetzt zu den Russen gehalten hatten, haben sich samt ihren Stämmen mit unseren Truppen vereinigt.

In den Kämpfen bei Köpriköi haben die türkischen Truppen den geschlagenen Russen außer den bereits gemeldeten noch fünf Maschinengewehre abgenommen.

Der Tagesbericht des Großen Hauptquartiers.

Großes Hauptquartier, 20. November, vormittags. In Westflandern und in Nordfrankreich keine wesentlichen Änderungen. Der aufgeweichte, halb gefrorene Boden und Schneesturm bereiteten unseren Bewegungen Schwierigkeiten. Ein französischer Angriff bei Combres südöstlich Verdun wurde abgewiesen.

An der Grenze Ostpreußens ist die Lage unverändert. Östlich der Seenplatte bemächtigten sich die Russen eines unbesetzten Feldwerkes und der darin stehenden alten unbeweglichen Geschütze. Die über Mlawa und Lipno zurückgegangenen Teile des Feindes setzten ihren Rückzug fort. Südlich Plock schritt unser Angriff fort. In den Kämpfen um Lodz und östlich Czenstochau ist noch keine Entscheidung gefallen. (W. T. B.)

Erfolge in Polen und vor Przemysl.

Wien, 20. November. Amtlich wird verlautbart: Auch gestern hatten die Verbündeten in Russisch-Polen überall Erfolge. Die Entscheidung ist noch nicht gefallen. Die Zahl der gefangenen Russen nimmt zu. Vor Przemysl erlitt der Feind bei einem sofort abgeschlagenen Versuche, stärkere Sicherungstruppen näher an die Südfront der Festung heranzubringen, schwere Verluste.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Kampf im Kaukasus.

Konstantinopel, 20. November. Bericht des türkischen Generalstabes: Unsere Truppen nahmen am 17. November mit einem Bajonettangriff alle Blockhäuser in der Umgegend von Artwin. Der Feind ergriff die Flucht und ließ zahlreiche Tote, Geniematerial und Ausrüstungsgegenstände zurück. Die Kämpfe mit dem Gros der russischen Armee in der Gegend der Grenze am Kaukasus dauern fort. Nach einem heftigen Kampf schlugen unsere Truppen die russischen Truppen bei Liman auf russischem Boden. Die russischen Truppen flohen, nachdem sie große Verluste erlitten hatten, auf das andere Ufer des Tschuruk.

Gefecht im Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 20. November. Amtlicher Bericht des Hauptquartiers: Eine russische Flotte von zwei Linienschiffen und fünf Kreuzern hat sich, verfolgt von unserer Flotte, nach Sebastopol geflüchtet. Eine Flottille von Torpedobooten ist in einen russischen Hafen geflohen.

Fortschritte bei Lodz und Czenstochau.

Großes Hauptquartier, 21. November, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist die Lage im wesentlichen unverändert geblieben. Fast vor der ganzen Front zeigte der Feind eine lebhafte artilleristische Tätigkeit. – Die Operationen im Osten entwickeln sich weiter. Aus Ostpreußen ist nichts zu melden. Die Verfolgung des über Mlawa und bei Plock zurückgeschlagenen Feindes wurde fortgesetzt. Bei Lodz machten unsere Angriffe Fortschritte. In Gegend östlich von Czenstochau kämpften unsere Truppen Schulter an Schulter mit denen unseres Verbündeten und gewannen Boden. (W. T. B.)

Feindliche Flieger greifen die Zeppelin-Werft an.

Friedrichshafen, 21. November. Heute mittag gegen 1 Uhr erschienen zwei englische Flugzeuge über der Stadt und versuchten einen Angriff auf die Luftschiffhalle auszuführen. Einer der Flieger, der in etwa 400 Meter Höhe über der Halle kreiste, konnte alsbald von dem Ballonabwehrkommando mit Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer herabgeschossen werden. Dem anderen Flieger, der sich in ziemlich großer Höhe hielt und wiederholt die Halle umkreiste, gelang es, zu entkommen, nach einer späteren Mitteilung soll er in den Bodensee gefallen sein. Die Flieger warfen fünf Bomben ab, die teilweise in allernächster Nähe der Halle einschlugen. Der Insasse des herabgeschossenen Flugzeuges ist ein englischer Marineoffizier.

Durch die Bombenwürfe des herabgeschossenen Fliegers, der am Kopfe und an der Hand schwere Verletzungen aufweist, ist ein 21 Jahre alter, aus der Schweiz gebürtiger Schneidergeselle namens Wiedmann auf der Stelle getötet worden. Zwei Frauen wurden schwer verletzt, eine am Kopf und an der Achsel; der anderen wurde der linke Unterarm weggerissen. Die Vermutung, daß der zweite Flieger im Bodensee ertrunken sei, bestätigt sich nicht. Er hat vielmehr in ziemlich niedriger Fahrt über Manzell eine Bombe geworfen, die ihre Wirkung aber verfehlte. (W. T. B.)

Stuttgart, 21. November. Das stellvertretende Generalkommando des 13. Armeekorps in Stuttgart gibt amtlich bekannt: Heute 12 Uhr 15 Minuten mittags erfolgte durch zwei englische Flieger ein schon frühzeitig bemerkter und gemeldeter Angriff auf die Luftschiffwerft in Friedrichshafen. Durch das in Bereitschaft stehende Abwehrkommando und die in Friedrichshafen stehende Infanterie wurde alsbald der eine der Flieger, ein englischer Marineleutnant, heruntergeschossen und schwer verletzt gefangen genommen, während der andere in der Richtung nach dem Schweizer Ufer entkam. Mehrere von den Fliegern herabgeworfene Bomben richteten an der Luftschiffhalle keinerlei Schaden an, dagegen wurden durch die Sprengstücke von der Zivilbevölkerung ein Mann getötet und mehrere Personen verwundet. Das abgestürzte Flugzeug ist nur wenig beschädigt.

Kämpfe bei Czenstochau.

Wien, 21. November. Amtlich wird verlautbart: Der Angriff der Verbündeten auf die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen geht auf der ganzen Front vorwärts. In den Kämpfen nordöstlich Czenstochau ergaben sich zwei feindliche Bataillone.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Kämpfe gegen die Engländer im Schatt-el-Arab.

Konstantinopel, 21. November. Amtlicher Bericht des Hauptquartiers. Der Kreuzer „Hamidie" hat gestern die russischen Petroleumdepots und die Station für drahtlose Telegraphie, die sich in Tuapse, einem Ort in der Nähe von Noworossijsk befindet, bombardiert und zerstört. Ein heftiger Kampf, der neun Stunden dauerte, hat sich am 18. November zwischen den Engländern und unseren Truppen im Schatt-el-Arab abgespielt; die Verluste des Feindes sind beträchtlich. Gefangene Engländer erklärten, daß sich der Oberbefehlshaber der englischen Truppen gleichfalls unter den Verwundeten befindet. Eines unserer Geschosse, das von unserem Kanonenboote abgefeuert wurde, traf ein englisches Kanonenboot und verursachte darauf eine Explosion. Einzelheiten des Kampfes fehlen noch.

Der heilige Krieg.

Konstantinopel, 21. November. Der Aufruf zum heiligen Kriege gegen die Dreiverband-Mächte wird auf Befehl des Sultans erlassen und verbreitet.

Das Ringen südlich Plock.

Großes Hauptquartier, 22. November, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist die Lage unverändert. – In Polen wird noch um den Sieg gekämpft. Das Ringen südlich Plock in Gegend Lodz und bei Czenstochau dauert fort. (W. T. B.)

Fortsetzung des Angriffs in Polen.

Wien, 22. November. Amtlich wird verlautbart: Die Verbündeten setzen ihren Angriff in Russisch-Polen energisch und erfolgreich fort. Unser südlicher Schlachtflügel erreicht den Szreniawa-Abschnitt. Vereinzelte Gegenstöße des Feindes wurden abgewiesen. Bisher machten die k. u. k. Truppen über 15 000 Gefangene. Die Entscheidung ist noch nicht gefallen. Auch westlich des Dunajec und in den Karpathen sind größere Kämpfe im Gange.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 22. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Starke eigene Kräfte haben die Kolubara bereits überschritten, doch leistet der Gegner in

mehreren gut gewählten befestigten Stellungen noch Widerstand. Die eigene Vorrückung wird durch aufgeweichten Boden und überschwemmte Wasserläufe, im Gebirge durch meterhohen Schnee zwar verzögert, aber nicht aufgehalten.

Eigene Nachrichtendetachements (große Patrouillen) machten in den letzten zwei Tagen wieder 2440 Gefangene; die Gesamtzahl der während der Kämpfe seit dem 6. d. M. gemachten Gefangenen beträgt hiermit 13 000.

Die Türken am Suezkanal. — Vormarsch auf Batum.

Konstantinopel, 22. November. Das Hauptquartier teilt amtlich mit: Mit Gottes Hilfe sind unsere Truppen am Suezkanal angelangt. In dem Kampfe, der zwischen Katasa und Kertebe, beide 30 Kilometer östlich vom Kanal, und bei Kantara, am Kanal selbst, stattfand, sind der englische Hauptmann Wilson, ein Leutnant und viele Soldaten gefallen, sehr viele verwundet worden. Wir haben ziemlich viel Gefangene gemacht. Die englischen Truppen haben sich in regelloser Flucht zurückgezogen. Englische Kamelreiter, die sich bei den Vorposten befanden, und Gendarmen, die bisher in englischen Diensten gestanden, haben sich uns ergeben.

Konstantinopel, 22. November. Mitteilung aus dem Hauptquartier: Infolge unseres Angriffes auf russische Streitkräfte, die im Tal des Muradflusses vorrücken wollten, ergriffen die Russen die Flucht unter sehr starken Verlusten. Wir haben drei Feldgeschütze genommen. Unsere Streitkräfte, die auf Batum marschieren, haben die feindlichen Truppen vollständig auf das andere Ufer des Flusses Tschuruk zurückgeworfen. Diese Gegend steht vollständig unter türkischer militärischer Verwaltung. Unsere Truppen, die auf Artwin vorrückten, haben diesen Ort besetzt. Nach Nachrichten über den Kampf am Schatt-el-Arab ist festgestellt, daß die Engländer 750 Tote und ungefähr 1000 Verwundete hatten.

Kämpfe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 23. November, vormittags. Die Kämpfe bei Nieuport und Ypern dauern fort. Ein kleines englisches Geschwader, das sich zweimal der Küste näherte, wurde durch unsere Artillerie vertrieben; das Feuer der englischen Marinegeschütze blieb erfolglos. — Im Argonner Walde gewinnen wir Schritt vor Schritt Boden; ein Schützengraben nach dem anderen, ein Stützpunkt nach dem anderen wird den Franzosen entrissen. Täglich wird eine Anzahl Gefangener gemacht. Eine gewaltsame Erkundung gegen unsere Stellungen östlich der Mosel wurde durch unseren Gegenangriff verhindert. — In Ostpreußen ist die Lage unverändert. In Polen schiebt das Auftreten neuer russischer Kräfte aus Richtung Warschau die Entscheidung noch hinaus. In Gegend östlich Czenstochau und nordöstlich Krakau wurden die Angriffe der verbündeten Truppen fortgesetzt.

(W. T. B.)

Die Verletzung der schweizerischen Neutralität.

Bern, 23. November. Die Schweizerische Depeschenagentur meldet: Der Presse ist folgende Mitteilung zugegangen: „Am Sonnabend überflogen einige englische, vielleicht auch französische Flugzeuge, von Frankreich her kommend, schweizerisches Gebiet und griffen darauf in Friedrichshafen die Zeppelin-Werft an. Angesichts dieser offenkundigen Verletzung der schweizerischen Neutralität beauftragte der Bundesrat die schweizerischen Gesandten in London und Bordeaux bei der britischen und französischen Regierung gegen die Verletzung der schweizerischen Neutralität nachdrücklich Verwahrung einzulegen und Genugtuung zu verlangen."

Eroberung von Pilica.

Wien, 23. November. In Russisch-Polen ist noch keine Entscheidung gefallen. Die Verbündeten setzen ihre Angriffe östlich Czenstochau und nordöstlich Krakau fort. Bei der Eroberung des Ortes Pilica machten unsere Truppen gestern 2400 Gefangene. Das Feuer unserer schweren Artillerie ist von mächtiger Wirkung. Die über den unteren Dunajec vorgegangenen russischen Kräfte konnten nicht durchdringen. Die Kriegslage brachte es mit sich, daß mit einzelne Karpathenpässe dem Feinde vorübergehend überließen. Am 20. November drängte ein Ausfall aus Przemysl die Einschließungstruppen vor der West- und Südwestfront der Festung weit zurück. Der Gegner hält sich nunmehr außer Geschützertrag.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 24. November, vormittags. Englische Schiffe erschienen auch gestern an der flandrischen Küste und beschossen Lombartzyde und Zeebrügge. Bei unseren Truppen wurde nur geringer Schaden angerichtet. Eine Anzahl belgischer Landeseinwohner wurde aber getötet und verletzt. — Im Westen sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage noch nicht geklärt. In Ostpreußen halten unsere Truppen ihre Stellungen an und nordöstlich der Seenplatte. Im nördlichen Polen sind die dort im Gange befindlichen schweren Kämpfe noch nicht entschieden. Im südlichen Polen steht der Kampf in Gegend Czenstochau, auf dem Südflügel nördlich Krakau schreitet der Angriff fort.

Die amtliche russische Meldung, daß die Generale von Liebert und von Pannewitz in Ostpreußen gefangen genommen seien, ist glatt erfunden. Der erste befindet sich in Berlin, der zweite an der Spitze seiner Truppe; beide sind längere Zeit nicht in Ostpreußen gewesen. (W. T. B.)

Das englische Linienschiff „Audacious" gesunken.

Rotterdam, 24. November. Nach Meldungen aus sicherer Quelle ist der englische Überdreadnought „Audacious" am 28. oder 29. Oktober an der Nordküste Irlands auf eine Mine gelaufen und gesunken. Die Admiralität hält das Ereignis streng geheim, um Aufregung im Lande zu vermeiden. (Voss. Ztg.)

„U 18" gesunken.

Berlin, 24. November. Nach amtlicher Bekanntgabe der englischen Admiralität vom 23. November ist das deutsche Unterseeboot „U 18" durch ein englisches Patrouillenfahrzeug an der Nordküste Schottlands zum Sinken gebracht worden. — Nach Meldung des Reuter-Büros sind durch den englischen Torpedobootszerstörer „Garry" drei Offiziere und 23 Mann der Besatzung gerettet worden. Ein Mann ist ertrunken.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes der Marine.
gez. Behncke. (W. T. B.)

Die Schlacht in Russisch-Polen. — Die Gefangenen in Österreich-Ungarn.

Wien, 24. November. Amtlich wird verlautbart: Die Schlacht in Russisch-Polen wird bei strenger Kälte von beiden Seiten energisch fortgeführt. Unsere Truppen eroberten mehrere Stützpunkte, gewannen insbesondere gegen Wolbrom und beiderseits des Ortes Pilica Raum und machten wieder zahlreiche Gefangene. Ansonsten ist die

Lage unverändert. Im Innern der Monarchie befinden sich 110 000 Kriegsgefangene, darunter etwa 1000 Offiziere.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Englische Niederlage in Ostafrika.

Rotterdam, 24. November. Die englische Gesandtschaft im Haag teilt über die jüngsten Operationen in Ostafrika folgendes mit: Da gemeldet wurde, daß eine wichtige Endstation der Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika nur schwach besetzt sei, wurden Truppen entsandt, um die Station zu erobern. Sie wurden am 2. November gelandet und rückten sofort gegen die feindliche Stellung vor. Mittlerweile stellte sich heraus, daß die Deutschen sehr stark waren, und obgleich die Engländer die Stadt erreichen konnten, waren sie gezwungen, sich zurückzuziehen und sich zur Vorbereitung neuer Operationen wieder einzuschiffen. Die englischen Verluste betrugen rund 800 Mann. (L.-A.)

Fortschritte in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 25. November, vormittags. Die englischen Schiffe wiederholten gestern ihre Unternehmungen gegen die Küste nicht. Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert; bei Arras machten wir kleine Fortschritte. — In Ostpreußen wiesen unsere Truppen sämtliche russischen Angriffe ab. — Die Gegenoffensive der Russen aus Richtung Warschau ist in Gegend Lowicz—Strykow—Brzeziny gescheitert. — Auch in Gegend östlich Czenstochau brachen sämtliche russischen Angriffe vor unserer Front zusammen.

Portugal.

25. November. Das Reutersche Büro meldet aus Lissabon vom 24. d. M.: Nachdem der Ministerpräsident vor den Abgeordneten und Senatoren eine Erklärung abgegeben hatte, nahm der Kongreß einstimmig einen Gesetzentwurf an, durch welchen die Regierung ermächtigt wird, auf Grund des Bündnisses mit England in dem gegenwärtigen internationalen Konflikt in einer Weise zu intervenieren, welche ihr als die geeignetste erscheint. Die Regierung wird ferner ermächtigt, die hierzu erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Nach Mitteilungen der Presse wird ein Erlaß, durch welchen eine teilweise Mobilisierung verfügt wird, morgen oder übermorgen erscheinen. Zugleich wird der Kriegsminister einen Aufruf an das Land richten.

Neue Beweise für Belgiens Neutralitätsbruch.

25. November. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht in einer Sonderbeilage die folgenden Mitteilungen:

„Die englische Regierung hat sich darauf beschränkt, unsere Enthüllungen aus den Archiven des belgischen Kriegsministeriums über die englisch-belgischen militärischen Abmachungen aus dem Jahre 1906 mit der Erklärung zu beantworten, daß der an deren Ausarbeitung beteiligte Generalmajor Grierson gestorben und Oberst Barnardiston Chef der englischen Truppen vor Kiautschou sei. Es sei wohl möglich, daß eine akademische Diskussion zwischen den beiden englischen Offizieren und den belgischen militärischen Stellen darüber stattgefunden habe, welche Hilfe das englische Heer in der Lage sein würde, Belgien zu leisten, falls seine Neutralität von einem seiner Nachbarn verletzt werden sollte.

Die belgische Regierung hat erklärt, es sei nur natürlich, daß der englische Militärattaché in Brüssel während der Algeciras-Krisis den Chef des belgischen Generalstabes nach den Maßnahmen gefragt habe, die die Verletzung der von England gewährleisteten Neutralität Belgiens verhindern sollten. Der Chef des Generalstabes, General Ducarme, habe geantwortet, daß Belgien imstande sei, einen Angriff, von welcher Seite er auch komme, abzuwehren. Die belgische Regierung knüpft hieran die Bemerkung: ‚Hat die Unterhaltung diese Grenzen überschritten und hat Oberst Barnardiston den Kriegsplan dargelegt, den der britische Generalstab einzuhalten wünschte für den Fall, wo diese Neutralität verletzt werden sollte? Wir bezweifeln es.‘ Indem sie die unverkürzte Veröffentlichung des in den belgischen Geheimakten aufgefundenen Materials fordert, versichert die belgische Regierung feierlich, daß sie niemals direkt oder indirekt aufgefordert worden sei, sich im Falle eines deutsch-französischen Krieges der Tripelentente anzuschließen.

Wie die vorstehend skizzierten Erklärungen erkennen lassen, hat die englische Regierung von vornherein darauf verzichtet, die Feststellungen der Kaiserlichen Regierung zu bestreiten. Sie hat sich auf einen Versuch beschränkt, sie zu beschönigen. Sie mag sich wohl gesagt haben, daß bei der erdrückenden Fülle des vorhandenen Beweismaterials eine Ableugnung der Tatsachen zwecklos und bedenklich sein würde. Die inzwischen erfolgte Aufdeckung eines englisch-belgischen militärischen Nachrichtendienstes und das Auffinden der von den amtlichen englischen Stellen hergestellten Kriegskarten von Belgien erweisen erneut, eine wie eingehende militärische Vorbereitung der englisch-belgische Kriegsplan gegen Deutschland erfahren hatte.“

Um aber die Ableugnung oder den „Zweifel“ der belgischen Regierung zu widerlegen und ihre Forderung nach unverkürzter Wiedergabe der im belgischen Kriegsministerium vorgefundenen Geheimakten zu erfüllen, veröffentlicht die „Nordd. Allgemeine Ztg.“ das Faksimile und den Wortlaut der Übersetzung des Berichts, den General Ducarme (Chef des belgischen Generalstabes) am 10. April 1906 dem belgischen Kriegsminister über seine Unterredungen mit Oberstleutnant Barnardiston (damals englischer Militärattaché in Brüssel) erstattet hat — ein Bericht, der in einem Umschlag mit der Aufschrift „Conventions anglo-belges“ im belgischen Kriegsministerium aufbewahrt wurde. Dieser Bericht erhärtet zur Unwiderlegbarkeit die Tatsache, daß der Chef des belgischen Generalstabs mit dem Vertreter des englischen nach eingehenden Verhandlungen, die sich über einen längeren Zeitraum erstreckten, anfangs April 1906 eine bis ins einzelnste gehende englisch-belgische Militärkonvention abgeschlossen hatte. Im September 1906 wurde auf dem Geheimakt noch eine Notiz vermerkt, derzufolge General Grierson während der Manöver 1906 dem Chef des belgischen Generalstabs mitgeteilt hatte, daß England infolge der Reorganisation seiner Armee nicht nur sicher sei, 150 000 Mann nach dem Festland senden zu können, sondern auch die Landung binnen einer kürzeren als der vereinbarten Zeit zu verbürgen vermöge.

Das belgische geheime Schriftstück trägt noch den folgenden Vermerk am Rande:

> L'entrée des Anglais en Belgique ne se ferait qu'après la violation de notre neutralité par l'Allemagne.

Das ist der Vorbehalt, der Belgien rechtfertigen soll. Welche Bewandtnis es jedoch damit hat, zeigt ein neues, im belgischen Ministerium des Äußeren aufgefundenes Schriftstück, das im nachstehenden wiedergegeben wird. Es trägt das Datum 23. April (wobei es sich augenscheinlich um den 23. April 1912 handelt), ist von der Hand des Ministerialdirektors Grafen van der Straaten und berichtet mit dem Vermerk „Confidentielle“ über eine Unterredung des belgischen Generalstabschefs Generals Jungbluth mit Oberstleutnant Bridges, einem Nachfolger des Oberstleutnants Barnardiston als englischer Militärattaché in Brüssel. In wörtlicher Übersetzung lautet diese Aufzeichnung, von der gleichzeitig das Faksimile veröffentlicht wird, wie folgt:

Vertraulich.

Der englische Militärattaché hat den Wunsch ausgesprochen, den General Jungbluth zu sehen. Die Herren haben sich am 23. April getroffen.

Der Oberstleutnant hat dem General gesagt, daß England imstande sei, eine Armee auf den Kontinent zu schicken, die aus 6 Divisionen Infanterie und aus 8 Brigaden Kavallerie – insgesamt aus 160 000 Mann – bestehe. England habe außerdem alles Notwendige, um sein Inselreich zu verteidigen. Alles sei bereit. Die englische Regierung hätte während der letzten Ereignisse unmittelbar eine Landung bei uns vorgenommen, selbst wenn wir keine Hilfe verlangt hätten.

Der General hat eingewandt, daß dazu unsere Zustimmung notwendig sei.

Der Militärattaché hat geantwortet, daß er das wisse, aber da wir nicht imstande seien, die Deutschen abzuhalten, durch unser Land zu marschieren, so hätte England seine Truppen in Belgien auf jeden Fall gelandet.

Was den Ort der Landung anlangt, so hat sich der Militärattaché darüber nicht deutlich ausgesprochen; er hat gesagt, daß die Küste ziemlich lang sei, aber der General weiß, daß Herr Bridges während der Osterfeiertage von Ostende aus tägliche Besuche in Zeebrügge gemacht hat.

Der General hat hinzugefügt, daß wir übrigens vollkommen in der Lage seien, die Deutschen zu hindern, durch Belgien zu marschieren.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" knüpft an die Wiedergabe dieses Schriftstückes die folgenden Bemerkungen: „Hier ist es direkt ausgesprochen, daß die englische Regierung die Absicht hatte, im Falle eines deutsch-französischen Krieges sofort mit ihren Truppen in Belgien einzurücken, also die belgische Neutralität zu verletzen und gerade das zu tun, was sie, als ihr Deutschland in berechtigter Notwehr darin zuvorkam, als Vorwand benutzt hat, um Deutschland den Krieg zu erklären. Mit einem beispiellosen Zynismus hat ferner die englische Regierung die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland dazu verwertet, um in der ganzen Welt gegen uns Stimmung zu machen und sich als den Protektor der kleinen und schwachen Mächte aufzuspielen. Was aber die belgische Regierung betrifft, so wäre es ihre Pflicht gewesen, nicht nur mit der größten Entschiedenheit die englischen Insinuationen zurückzuweisen, sondern sie mußte auch die übrigen Signatarmächte des Londoner Protokolls von 1839, insbesondere aber die deutsche Regierung, auf die wiederholten englischen Versuche hinweisen, sie zu einer Verletzung der ihr als neutraler Macht obliegenden Pflichten zu verleiten. Die belgische Regierung hat das nicht getan. Sie hat sich zwar für berechtigt und verpflichtet gehalten, gegen die ihr angeblich bekannte Absicht eines deutschen Einmarsches in Belgien militärische Abwehrmaßnahmen im Einvernehmen mit dem englischen Generalstab zu treffen. Sie hat aber niemals auch nur den geringsten Versuch gemacht, im Einvernehmen mit der deutschen Regierung oder mit den zuständigen militärischen Stellen in Deutschland Vorkehrungen auch gegen die Eventualität eines französisch-englischen Einmarsches in Belgien zu treffen, trotzdem sie von den in dieser Hinsicht bestehenden Absichten der Ententemächte, wie das aufgefundene Material beweist, genau unterrichtet war. Die belgische Regierung war somit von vornherein entschlossen, sich den Feinden Deutschlands anzuschließen und mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. – Da es zu dem Verleumdungssystem unserer Gegner gehört, unbequeme Tatsachen einfach abzuleugnen, so hat die Kaiserliche Regierung die vorstehend erwähnten Schriftstücke faksimiliert der Öffentlichkeit übergeben und zur Kenntnis der Regierungen der neutralen Staaten bringen lassen."

Das Ringen in Polen.

Wien, 25. November. Amtlich wird verlautbart: Das gewaltige Ringen in Russisch-Polen dauert fort. Bisher machten unsere Truppen in dieser Schlacht 29 000 Gefangene und erbeuteten 49 Maschinengewehre sowie viel sonstiges Kriegsmaterial.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 25. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Unsere Truppen haben unter schweren Kämpfen die versumpfte Kolubara-Niederung bereits überall überschritten und im Angriffe auf die östlichen Höhen Raum gewonnen. Mehrere heftige Gegenangriffe der feindlichen Reserven wurden unter großen Verlusten für den Gegner abgewiesen. Zahlreiche Gefangene und Überläufer. – Südöstlich Valjevo haben unsere Truppen die schneebedeckten Kämme des Maljen und Suvobor kämpfend überschritten. Dort wurden gestern neuerdings 10 Offiziere und über 300 Mann gefangen und 3 Maschinengewehre erbeutet.

Die Verluste bei Tsingtau.

25. November. Nach den bis heute vorliegenden Nachrichten beträgt die Zahl der bei den Kämpfen um Tsingtau und beim Falle der Festung gefangenen Angehörigen der Besatzung etwa 4250 einschließlich 600 Verwundete. Die Zahl der Gefallenen soll etwa 170 betragen, darunter 6 Offiziere. Vom österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" sind 1 Leutnant und 8 Mann verwundet, 8 Mann tot. Die Behandlung der Gefangenen in Japan soll gut sein. Die japanische Regierung hat die baldige Übersendung namentlicher Listen der Toten, Verwundeten und Gefangenen in Aussicht gestellt. (W. T. B.)

Die Verluste der englischen Marine.

Rotterdam, 25. November. Die englische Admiralität veröffentlicht eine neue Verlustliste der Marine. Seit Anfang des Krieges blieben tot 220 Offiziere, verwundet wurden 37, vermißt oder interniert sind 51; von Mannschaften blieben tot 4107, verwundet wurden 436, vermißt oder interniert sind 2492.

Siege bei Lodz und Lowicz.

Großes Hauptquartier, 26. November, vormittags. Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. In Gegend St. Hilaire – Souain wurde ein mit starken Kräften angesetzter, aber schwächlich durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Bei Apremont machten wir Fortschritte. – In Ostpreußen ist die Lage nicht verändert. – In den Kämpfen der Truppen des Generals von Mackensen bei Lodz und Lowicz haben die russische erste und zweite und Teile der fünften Armee schwere Verluste erlitten. Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als etwa 40 000 unverwundete Gefangene verloren; 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind von uns erbeutet, 30 Geschütze unbrauchbar gemacht worden. – Auch in diesen Kämpfen haben sich Teile unserer jungen Truppen trotz großer Opfer auf das glänzendste bewährt. – Wenn es ungeachtet solcher Erfolge noch nicht gelungen ist, die Entscheidung zu erkämpfen, so liegt dies an dem Eingreifen weiterer starker Kräfte des Feindes von Osten und Süden her. Ihre Angriffe sind gestern überall abgewiesen worden, der endgültige Ausgang der Kämpfe steht aber noch aus. (W. T. B.)

Amtlicher Bericht des Kapitäns der „Emden".

26. November. Von dem Kommandanten S. M. S. „Emden", Fregattenkapitän von Müller, ist nachstehender telegraphischer Bericht über das Gefecht der „Emden" mit dem englischen Kreuzer „Sydney" bei den Kokosinseln eingetroffen:

„Der englische Kreuzer ‚Sydney‘ näherte sich den Kokosinseln mit hoher Fahrt, als dort gerade eine von S. M. S. ‚Emden‘ ausgeschiffte Landungsabteilung das Kabel zerstörte. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann sofort. Unser Schießen war zuerst gut, aber binnen kurzem gewann das Feuer der schweren englischen Geschütze die Überlegenheit, wodurch schwere Verluste unter unseren Geschützbedienungen eintraten. Die Munition ging zu Ende, und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Obwohl die Ruderanlage durch das feindliche Feuer beschädigt war, wurde der Versuch gemacht, auf Torpedoschußweite an ‚Sydney‘ heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Schornsteine zerstört waren und infolgedessen die Geschwindigkeit der ‚Emden‘ stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde deshalb mit voller Fahrt an der Nord-(Luv-)Seite der Kokosinseln auf ein Riff gesetzt. Inzwischen war es der Landungsabteilung gelungen, auf einem Schoner von der Insel zu entkommen. Der englische Kreuzer nahm die Verfolgung auf, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück und feuerte auf das Wrack der ‚Emden‘. Um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapitulierte ich mit dem Rest der Besatzung. – Die Verluste S. M. S. ‚Emden‘ betragen: 6 Offiziere, 4 Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere und 93 Mann gefallen; 1 Unteroffizier, 7 Mann schwer verwundet.“

Der Kampf in Polen und Galizien.

Wien, 26. November. Amtlich wird verlautbart: Die Schlacht in Russisch-Polen hat an einem großen Teile der Front den Charakter eines stehenden Kampfes angenommen. In Westgalizien wehren unsere Truppen die über den unteren Dunajec vorgedrungenen russischen Kräfte ab. Auch die Kämpfe in den Karpathen dauern fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 26. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: In den Kämpfen an der Kolubara ist seit gestern ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Das Zentrum der feindlichen Front, die starke Stellung bei Lazarevatsch, wurden von den durch ihren Elan rühmlichst bekannten Regimentern 11, 73 und 102 erstürmt, hierbei 8 Offiziere und 1200 Mann gefangen, 3 Geschütze, 4 Munitionswagen und 3 Maschinengewehre erbeutet. Auch südlich des Ortes Ljig gelang es, die östlich des gleichnamigen Flusses gelegenen Höhen zu nehmen und hierbei 300 Gefangene zu machen. Die von Valjevo nach Süden vorgerückten Kolonnen stehen vor Kosjerici.

Englisches Linienschiff „Bulwark“ zerstört.

London, 26. November. In der gestrigen Sitzung des Unterhauses teilte Marineminister Churchill mit, daß das Linienschiff „Bulwark“ am 25. d. M. morgens in Sheerneß in die Luft geflogen ist. Zwischen 700 und 800 Mann sind umgekommen. Nur 12 Mann wurden gerettet. Die anwesenden Admirale berichten, sie seien überzeugt, daß die Ursache eine innere Explosion des Magazins war, da keine Erschütterung des Wassers erfolgte. Das Schiff sank in drei Minuten und war verschwunden, als sich die dichten Rauchwolken verzogen hatten. Die Explosion war so stark, daß die Gebäude von Sheerneß bis auf die Fundamente erzitterten, und wurde mehrere Meilen weit vernommen.

Fortschritte im Westen.

Großes Hauptquartier, 27. November, vormittags. Eine Belästigung der flandrischen Küstenorte durch englische Schiffe fand auch gestern nicht statt. Auf der Front des westlichen Kriegsschauplatzes sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten. Nordwestlich Langemarck wurde eine Häusergruppe genommen und dabei eine Anzahl Gefangener gemacht. – Im Argonner Walde machte unser Angriff weitere Fortschritte. Französische Angriffe in Gegend Apremont östlich St. Mihiel wurden zurückgeschlagen. – Im Osten haben gestern keine entscheidenden Kämpfe stattgefunden. (W. T. B.)

Ein deutsches Unterseeboot vor Le Havre.

Genf, 27. November. Dem „Echo de Paris“ wird aus Le Havre gemeldet, daß der englische Dampfer „Malachit“, mit 2000 Tonnen Gehalt, der von Liverpool nach Le Havre steuerte, von einem deutschen Unterseeboot, einige Meilen nordwestlich von Le Havre, zum Sinken gebracht wurde. Der Kapitän des Unterseebootes gab der Mannschaft des „Malachit“ zehn Minuten Zeit zum Verlassen des Schiffes, das bald darauf in Flammen aufging, worauf das Unterseeboot verschwand. Die Mannschaft konnte sich nach Le Havre retten.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 27. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die Kämpfe an der Kolubara nahmen einen günstigen Verlauf. Auch gestern wurde fast an allen Gefechtsfronten trotz zähen Widerstandes des Gegners Raum gewonnen, zirka 900 Gefangene gemacht und ein Geschütz erbeutet. Die überaus ungünstige Witterung, in den Niederungen grundloser Boden, auf den Höhen jede Fernsicht verwehrende Schneestürme, erschweren zwar die Operationen, doch ist die Stimmung bei den Truppen nach Meldung aus der Front vorzüglich.

Die Kämpfe in Polen und Galizien.

Wien, 27. November. Amtlich wird verlautbart: An der polnischen Front verlief der gestrige Tag verhältnismäßig ruhig. In Westgalizien und in den Karpathen hielten die Kämpfe an. Eine Entscheidung ist nirgends gefallen. Czernowitz wurde von unseren Truppen wieder geräumt.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Erneuter Angriff bei Lowicz.

Großes Hauptquartier, 28. November, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist die Lage nicht verändert. Französische Vorstöße im Argonner Walde wurden abgewiesen. Im Walde nordwestlich Apremont und in den Vogesen wurden den Franzosen trotz heftiger Gegenwehr einige Schützengräben entrissen. — In Ostpreußen fanden nur unbedeutende Kämpfe statt. — Bei Lowicz griffen unsere Truppen erneut an; der Kampf ist noch im Gange. Starke Angriffe der Russen in Gegend westlich Nowo Radomsk wurden abgeschlagen. In Südpolen ist im übrigen alles unverändert. (W. T. B.)

Tagesbefehl Hindenburgs.

Thorn, 28. November. In tagelangen schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht. Seine Majestät der Kaiser und König, unser Allerhöchster Kriegsherr, hat diesen von mir gemeldeten Erfolg durch nachstehendes Telegramm zu beantworten geruht:

„An Generaloberst von Hindenburg.

Ihrer energievollen, umsichtigen Führung und der unerschütterlichen, beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In langem, schwerem, aber von treuer Pflichterfüllung vorwärtsgetragenem Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht.

Für diesen Schutz der Ostgrenze des Reichs gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und Meinem kaiserlichen Dank, die Sie erneut mit Meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will Ich dadurch Ausdruck geben, daß Ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere. Gott schenke Ihnen und Ihren siegesgewohnten Truppen weitere Erfolge.

Wilhelm I. R."

Deutsche Unterseeboote im Kanal.

London, 28. November. Lloyds Telegramme bestätigen, daß nicht bloß ein englischer Dampfer, sondern die beiden englischen Handelsschiffe „Malachit" und „Primo" von deutschen Unterseebooten im Kanal nördlich von Havre angehalten und versenkt wurden.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Wien, 28. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich verlautbart: Auch gestern wurde auf dem südlichen Kriegsschauplatz fast auf allen Fronten gekämpft. Mehrere wichtige verschanzte Positionen wurden hierbei erstürmt, vor allem die dominierende Stellung am Siljok. Insgesamt wurden etwa 900 Gefangene gemacht und 3 Geschütze erbeutet. Der vom serbischen Pressebureau verlautbarte Sieg über eine österreichisch-ungarische Kolonne bei Rogacica verwandelte sich gestern in den Einmarsch unserer Kolonne in Uzice. Mit dem erbeuteten Train wurde der 16jährige Enkel des Woiwoden Putnik gefangen. In Anbetracht seines jugendlichen Alters und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum serbischen Heerführer wurde Verfügung getroffen, den Gefangenen mit besonderer Rücksicht zu behandeln.

Die Türken vor Batum.

Konstantinopel, 28. November. Das Hauptquartier teilt mit: Unsere Truppen im Tschorokh-Tale warfen einen Ausfallversuch der Russen in der Gegend der Flußmündung zurück, die Geschütze der Landbefestigungen von Batum nahmen an diesem Kampfe teil, aber ohne jeden Erfolg. Unsere Truppen drangen in die Gegend von Atschara, 10 Kilometer südöstlich von Batum, vor.

Die Russen behaupten in ihren amtlichen Mitteilungen, daß unsere Truppen im Kaukasus besiegt und auf Erzerum zurückgegangen seien. Diese Nachrichten sind vollständig falsch. Unsere Truppen sind bereit zur Offensive gegen den Feind, der keinerlei Bewegung außerhalb seiner befestigten Stellungen gemacht hat und im Gegenteil nach dem Kampf im freien Felde eine weite Strecke vor unseren siegreichen Truppen zurückgewichen ist.

Der Kaiser im Osten.

Großes Hauptquartier, 29. November. Seine Majestät der Kaiser befindet sich jetzt auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Der Bericht des Großen Hauptquartiers.

Vom Westheer ist über den gestrigen Tag nur zu melden, daß Angriffsversuche des Gegners in der Gegend südöstlich Ypern und westlich Lens scheiterten. Im Osten ist die Lage rechts der Weichsel unverändert. Vorstöße der Russen in der Gegend von Lodz wurden abgewiesen. Darauf eingeleitete Gegenangriffe waren erfolgreich. Aus Südpolen ist nichts Wesentliches zu erwähnen. (W. T. B.)

Der Gouverneurwechsel in Belgien.

29. November. Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ist von seiner Stellung als Generalgouverneur von Belgien enthoben und für die Dauer des mobilen Verhältnisses der Person des Sultans und dessen Hauptquartier zugeteilt worden. Zu seinem Nachfolger als Generalgouverneur von Belgien wurde der General der Kavallerie Freiherr von Bissing ernannt. (B. L. A.)

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

29. November. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Der Gegner leistet in der jetzigen Gefechtsfront verzweifelten Widerstand und versucht, durch heftige Gegenangriffe, die bis zum Bajonettkampfe gedeihen, unsere Vorrückung aufzuhalten. Die am östlichen Kolubara-Ufer stehenden eigenen Truppen haben stellenweise wieder Raum gewonnen. Die über Valjevo und südlich vorgerückten Kolonnen haben im allgemeinen die Höhen östlich des Ljig-Flusses und der Linie Suvobor – Straßendreieck östlich Uzice erreicht. Gestern wurden insgesamt zwei Regimentskommandanten, 19 Offiziere und 1245 Mann gefangen genommen.

Gefecht bei Darkehmen.

Großes Hauptquartier, 30. November, vormittags. Von der Westfront nichts zu melden. — An ostpreußischer Grenze mißglückte ein Überfallsversuch stärkerer russischer Kräfte auf deutsche Befestigungen östlich Darkehmen unter schweren Verlusten; der Rest der Angreifer, einige Offiziere und 600 Mann, wurde gefangen genommen. Südlich der Weichsel führten die gestern mitgeteilten Gegenangriffe zu nennenswerten Erfolgen. 18 Geschütze und mehr als 4500 Gefangene waren unsere Beute. In Südpolen ist nichts Besonderes vorgefallen.

Vorrücken in Serbien.

Wien, 30. November. Amtlich wird verlautbart: Im Norden hat sich gestern an unserer Front nichts Wesentliches ereignet.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet, 30. November: Auf dem südlichen Kriegsschauplatz andauernde Kämpfe. Gestern wurde der hartnäckig verteidigte Suvobor, Sattelpunkt der Straße Valjevo – Tacak, nach heftigen Kämpfen erstürmt. Bataillon 70 hat sich hierbei besonders ausgezeichnet. Auch das Regiment 16 und das Landwehr-Regiment 23 haben sich in den letzten Tagen neuerdings hervorgetan.

Gestern wurden insgesamt 1254 Mann gefangen und 14 Maschinengewehre erbeutet, in Uzice viel Waffen und Munition vorgefunden.

Ausnutzung des Sieges in Nordpolen.

Großes Hauptquartier, 1. Dezember, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz nichts Neues, auch in Ostpreußen und Südpolen herrschte im allgemeinen Ruhe. — In Nordpolen, südlich der Weichsel, steigerte sich die Kriegsbeute in Ausnutzung der gestern gemeldeten Erfolge. Die Zahl der Gefangenen vermehrte sich um etwa 9500, die der genommenen Geschütze um 18. Außerdem fielen 26 Maschinengewehre und zahlreiche Munitionswagen in unsere Hände. (W. T. B.)

Der Kaiser in Ostpreußen.

Großes Hauptquartier, 1. Dezember. Seine Majestät der Kaiser besuchte gestern bei Gumbinnen und Darkehmen unsere Truppen in Ostpreußen und deren Stellungen. (W. T. B.)

Der Durchbruch bei Lodz.

Großes Hauptquartier, 1. Dezember. Anknüpfend an den russischen Generalstabsbericht vom 29. November wird über eine schon mehrere Tage zurückliegende Episode in den

für die deutschen Waffen so erfolgreichen Kämpfen bei Lodz festgestellt: Die Teile der deutschen Kräfte, welche in der Gegend östlich Lodz gegen rechte Flanke und Rücken der Russen im Kampfe waren, wurden ihrerseits wieder durch starke, von Osten und Süden her vorgehende russische Kräfte im Rücken ernstlich bedroht. Die deutschen Truppen machten angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen, erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Hierbei brachten sie noch 12000 gefangene Russen und 25 eroberte Geschütze mit, ohne selbst auch nur ein Geschütz einzubüßen. Auch fast alle eigenen Verwundeten wurden mit zurückgeführt. Die Verluste waren nach Lage der Sache nicht leicht, aber durchaus keine „ungeheuren".

Gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges.
(W. T. B.)

Verluste der Russen bei Przemysl.

Wien, 1. Dezember. Amtlich wird verlautbart vom 1. Dezember, mittags: An unserer Front in Westgalizien und Russisch-Polen im allgemeinen auch gestern Ruhe. Vor Przemysl wurde der Feind bei einem Versuch, sich den nördlichen Vorfeldstellungen der Festung zu nähern, durch Gegenangriff der Besatzung zurückgeschlagen. Die Kämpfe in den Karpathen dauern fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Günstiger Fortgang der Offensive in Serbien.

Wien, 1. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Auf dem südlichen Kriegsschauplatz hat ein weiterer Abschnitt in den Operationen seinen siegreichen Abschluß gefunden. Der Gegner, welcher schließlich mit seinen gesamten Streitkräften östlich der Kolubara und des Ljig durch mehrere Tage hartnäckigsten Widerstand leistete und wiederholt versuchte, selbst zur Offensive überzugehen, ist auf der ganzen Linie geworfen und im Rückzuge. Er hat neuerdings empfindliche Verluste erlitten. Auf dem Gefechtsfelde von Konatice allein fanden unsere Truppen zirka 800 unbeerdigte Leichen. Desgleichen bedeuten die zahlreichen Gefangenen und die materiellen Verluste eine namhafte Schwächung, denn seit Beginn der letzten Offensive wurden über 19000 Gefangene gemacht, 47 Maschinengewehre, 46 Geschütze und zahlreiches sonstiges Material erbeutet.

Die Erfolge der Novemberschlachten in Polen.

Großes Hauptquartier, 2. Dezember, vormittags. Die in der ausländischen Presse verbreitete Nachricht, daß in der von uns gemeldeten Zahl von 40000 russischen Gefangenen die bei Kutno gemachten 23000 mit enthalten seien, ist unrichtig. Die Ostarmee hat in den Kämpfen bei Wloclawek, Kutno, Lodz und Lowicz vom 11. November bis 1. Dezember über 80000 unverwundete Russen gefangen genommen.
(W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 2. Dezember, vormittags. Im Westen wurden kleinere Vorstöße des Feindes abgewiesen. Im Argonner Walde wurde vom württembergischen Infanterieregiment Nr. 120, dem Regiment Seiner Majestät des Kaisers, ein starker Stützpunkt genommen, dabei wurden 2 Offiziere und annähernd 300 Mann zu Gefangenen gemacht.

Aus Ostpreußen nichts Neues.

In Nordpolen nehmen die Kämpfe ihren normalen Fortgang.

In Südpolen wurden feindliche Angriffe zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Die Eroberung von Belgrad.

Wien, 2. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Da Feind im Rückzuge, fanden gestern keine größeren Kämpfe statt. Die vorgetriebenen Nachrichtenabteilungen stießen auf feindliche Nachhuten und machten mehrere hundert Gefangene. Seine Majestät erhielten vom Kommandanten der fünften Armee nachstehende Huldigungsdepesche:

Hochbeglückt bitte ich Euer k. und k. apostolischen Majestät am Tage der Vollendung des 66. Jahres Eurer Majestät glorreichen Regierung die ehrfurchtvollsten Glückwünsche der fünften Armee sowie die alleruntertänigste Meldung zu Füßen legen zu dürfen, daß die Stadt Belgrad heute von Truppen der fünften Armee in Besitz genommen wurde.

Frank, General der Infanterie.

Der Tagesbericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 2. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 2. Dezember, mittags: Die Ruhe in unserer Front in Westgalizien und Russisch-Polen hielt im allgemeinen auch gestern an. In der vergangenen Nacht wurde ein russischer Angriff nordwestlich Wolbrom abgewiesen. Die Kämpfe im Raume westlich Nowo Radomsk und bei Lodz sind in günstiger Entwicklung begriffen.

Vor Przemysl blieben die Russen unter dem Eindruck des letzten Ausfalles passiv. Mehrere feindliche Flieger warfen erfolglos Bomben ab.

Die Operationen in den Karpathen sind noch zu keinem Abschluß gekommen.

Die Nachricht von dem Einrücken unserer Truppen in Belgrad löste auf dem nördlichen Kriegsschauplatz unaussprechlichen Jubel aus.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 3. Dezember, vormittags. Auf beiden Kriegsschauplätzen hat sich nichts Besonderes ereignet.
(W. T. B.)

Kaiser Wilhelm und Erzherzog Friedrich in Breslau.

Großes Hauptquartier, 3. Dezember. Seine Majestät der Kaiser hatte gestern in Breslau eine Besprechung mit dem Oberstkommandierenden des österreichisch-ungarischen Heeres, Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Erzherzog Friedrich, der von Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph und dem Chef des Generalstabes, General der Infanterie Freiherrn Conrad von Hoetzendorf, begleitet war. Später besuchte der Kaiser die Verwundeten in den Lazaretten der Stadt. (W. T. B.)

Der Kaiser bei Czenstochau.

Großes Hauptquartier, 3. Dezember. Seine Majestät der Kaiser besuchte heute Teile der in der Gegend von Czenstochau kämpfenden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen. (W. T. B.)

Der Kaiser in Berlin. — Verluste der Russen an den masurischen Seen.

Großes Hauptquartier, 4. Dezember, vormittags. Seine Majestät der Kaiser ist gestern abend zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz wurden französische Angriffe gegen unsere Truppen in Flandern wiederholt abgewiesen, ebenso in Gegend nordwestlich Altkirch, wo die Franzosen bedeutende Verluste hatten. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind feindliche Angriffe östlich der masurischen Seenplatte unter großen Verlusten für die Russen abgeschlagen. Unsere Offensive in Polen nimmt normalen Verlauf. (W. T. B.)

Der Marsch der Türken auf Batum.

Konstantinopel, 4. Dezember. Mitteilung aus dem Hauptquartier. Unsere Truppen haben in der Gegend am Tschorok und bei Adschara alle Tage neue Erfolge. In nördlicher Richtung vorgehend, sind sie in Adschara eingedrungen und bis östlich Batum vorgerückt. Ostwärts vorgehend gelangten sie in die Gegend von Ardagan; bei einem Kampfe westlich von Ardagan erbeuteten sie mit anderen Waffen ein Maschinengewehr, die Russen gingen auf Ardagan zurück. (Voss. Ztg.)

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 5. Dezember, vormittags. In Flandern und südlich Metz wurden gestern französische Angriffe abgewiesen. Bei La Bassée, im Argonner Walde und in Gegend südwestlich Altkirch machten unsere Truppen Fortschritte.

Bei den Kämpfen östlich der masurischen Seen ist die Lage günstig. Kleinere Unternehmungen brachten dort 1200 Gefangene.

In Polen verlaufen unsere Operationen regelrecht. (W. T. B.)

Fürst Bülow in Rom.

5. Dezember. Da der Kaiserliche Botschafter in Rom, von Flotow, aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub antreten muß, hat der Kaiser den Fürsten von Bülow mit der Führung der Geschäfte der Kaiserlichen Botschaft in Rom beauftragt. (Nordd. Allg. Ztg.)

Béthune. — Altkirch. — Lodz.

Großes Hauptquartier, 6. Dezember, vormittags. Heute nacht wurde der Ort Vermelles (südöstlich Béthune), dessen weiteres Festhalten in dauerndem französischen Artilleriefeuer unnötige Opfer gefordert hätte, planmäßig von uns geräumt. Die noch vorhandenen Baulichkeiten waren vorher in die Luft gesprengt worden; unsere Truppen besetzten ausgebaute Stellungen östlich des Ortes. Der Feind konnte bisher nicht folgen.

Westlich und südwestlich Altkirch erneuerten die Franzosen ihre Angriffe mit erheblicheren Kräften ohne Erfolg; sie erlitten starke Verluste.

Im übrigen im Westen keine nennenswerten Ereignisse.

Auf dem Kriegsschauplatz östlich der masurischen Seenplatte verhielt sich der Gegner ruhig. Der Verlauf der Kämpfe um Lodz entspricht nach wie vor unseren Erwartungen.

In Südpolen keine Veränderungen. (W. T. B.)

Lodz genommen.

Großes Hauptquartier, 6. Dezember, nachmittags. Lodz heute nachmittag von unseren Truppen genommen. Russen nach schweren Verlusten dort im Rückzuge. (W. T. B.)

Russische Schlappe in Westgalizien.

Wien, 6. Dezember. Amtlich wird verlautbart, 6. Dezember, mittags: Die Schlacht in Polen nimmt einen für die Waffen der Verbündeten günstigen Fortgang. Die nach Westgalizien vorgerückten russischen Kräfte wurden gestern von unseren und deutschen Truppen von Süden her angegriffen. Die Verbündeten nahmen 2200 Russen gefangen und erbeuteten einige feindliche Trains. In den Karpathen fanden Teilkämpfe statt. Der in die Beskiden-Stellung eingebrochene Gegner wurde zurückgeworfen und verlor 500 Gefangene.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die Österreicher in Belgrad.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: 6. Dezember. Südlich Belgrad gewinnen unsere Truppen Raum. Westlich Arandjelovac und Gorniy Milianovac hat der Gegner neue Verstärkungen herangezogen und setzt seine vehementen Angriffe gegen Westen fort. In die von unseren Truppen okkupierten serbischen Gebietsteile, die fast vollkommen verödet angetroffen wurden, beginnen allmählich die geflüchteten Bewohner zurückzukehren. Ungefähr 15 000 Einwohner verblieben in Belgrad. Eine neu eingesetzte Stadtverwaltung übt bereits ihre Funktionen aus.

Vordringen der Türken auf Batum.

Konstantinopel, 6. Dezember. Das Hauptquartier teilt mit: Wir haben Kada, einen ziemlich wichtigen Punkt, 20 Kilometer östlich von Batum, besetzt. Durch einen kühnen Handstreich haben unsere Truppen die Elektrizitätswerke von Batum außer Tätigkeit gesetzt und dabei einige Gefangene gemacht. 300 Russen, die aus Batum vorgeschickt waren, um eine von uns besetzte Brücke wieder zu nehmen, fielen in einen Hinterhalt und wurden aufgerieben.

Zur Einnahme von Lodz.

Großes Hauptquartier, 7. Dezember, vormittags. Vom westlichen Kriegsschauplatz und dem östlich der masurischen Seenplatte liegen keine besonderen Nachrichten vor. — In Nordpolen haben wir in langem Ringen um Lodz durch das Zurückwerfen der nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt stehenden starken russischen Kräfte einen durchgreifenden Erfolg errungen. Lodz ist in unserem Besitz. Die Ergebnisse der Schlacht lassen sich bei der Ausdehnung des Kampffeldes noch nicht übersehen. Die russischen Verluste sind zweifellos sehr groß. — Versuche der Russen aus Südpolen, ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, wurden durch das Eingreifen österreichisch-ungatischer und deutscher Kräfte in Gegend südwestlich Piotrkow vereitelt. (W. T. B.)

Deutschland und die Südafrikanische Union.

7. Dezember. Von burischer Seite wurde die kaiserliche Regierung um Abgabe einer Erklärung über die Stellung Deutschlands zur Südafrikanischen Union während des gegenwärtigen Krieges gebeten. Der Staatssekretär des Reichskolonialamts, Dr. Solf, hat darauf folgende Erklärung abgegeben:

„Um den in keiner Weise provozierten Einfall englischer Truppen in das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika zu entschuldigen, und um in den Augen der holländischen Bevölkerung Südafrikas, deren überwiegende Mehrzahl gegen eine solche Maßnahme war, diesen Schritt zu rechtfertigen, haben Mitglieder des Ministeriums sowie des Parlaments der Südafrikanischen Union öffentlich und privatim behauptet: ‚Die deutsche Regierung beabsichtige im geheimen, Südafrika in Besitz zu nehmen und zu einer deutschen Kolonie zu machen. Die deutschen Streitkräfte in Deutsch-Südwestafrika hätten das Territorium der Union verletzt, ehe Feindseligkeiten von seiten der südafrikanischen

Regierung unternommen worden seien. Deutschland also hätte den Angriff provoziert.' — Falls man keine Gegenmaßregeln ergriffen hätte, würde das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika als Basis für militärische Operationen gegen die britischen Schiffe, die den Verkehr zwischen Südafrika und Europa besorgen, benutzt und der Union unabsehbarer Schaden zugefügt worden sein."

Da die deutsche Regierung dem Eindruck zu begegnen wünscht, den diese falschen Nachrichten auf alle Südafrikaner gemacht haben, erkläre ich das Folgende:

Die deutsche Regierung hat niemals den Wunsch oder die Absicht gehabt, das Territorium der Südafrikanischen Union vorübergehend oder dauernd zu besetzen, noch auf irgendeine Art die deutsche Herrschaft über die Union oder über Teile dieses Landes zu erzwingen, weder durch militärische Einfälle von Deutsch-Südwestafrika aus, noch in anderer Weise. — Soweit der kaiserlichen Regierung bekannt geworden ist, ist das Territorium der Union, ehe die südafrikanische Regierung den Angriff auf Deutsch-Südwestafrika anordnete, von dort weder zu Wasser noch zu Lande angegriffen worden. — Deutschland ist überzeugt davon, daß die Ursachen des Krieges zwischen Deutschland und England Südafrika in keiner Weise berühren; Deutschland wünscht vielmehr, die Feindseligkeiten, die ihm durch die Regierung der Südafrikanischen Union aufgezwungen worden sind, einzustellen, vorausgesetzt, daß auch die Regierung der Union von weiterem feindlichen Vorgehen gegen deutsches Territorium Abstand nimmt und die bereits besetzten Gebiete wieder räumt. Die deutsche Regierung ist in diesem Falle bereit, zu versichern, daß keinerlei Feindseligkeiten von Deutsch-Südwestafrika aus gegen die Südafrikanische Union unternommen werden sollen. — Sollte es den Südafrikanern gelingen, einen unabhängigen Staat zu errichten, so wird die deutsche Regierung ihn anerkennen und seine politische Unabhängigkeit und territoriale Integrität respektieren. (W. T. B.)

Der Tagesbericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 7. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 7. Dezember, mittags. Das Ringen um die Entscheidung auf dem russischen Kriegsschauplatz dauert an. Österreichisch-ungarische und deutsche Truppen wiesen im Angriff im Raume südwestlich Piotrkow (Petrikau) die über Novo Radomsk nordwärts vorstrebenden russischen Kräfte zurück, indes deutsche Truppen den Feind zum Weichen zwangen. — In Westgalizien sind gleichfalls größere Kämpfe im Gange. Ihr Ergebnis steht noch aus. In diesem Raume nahmen unsere und deutsche Truppen gestern weitere 1500 Russen gefangen. — In den Karpathen wird weiter gekämpft. An manchen Stellen hat der Feind starke Kräfte wieder hinter den Gebirgskamm zurückgezogen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Umgruppierung in Serbien.

Wien, 7. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: 7. Dezember: Die mit der Einnahme von Belgrad bedingten Operationen erfordern nunmehr eine Umgruppierung unserer Kräfte, deren Details sich naturgemäß der allgemeinen Verlautbarung entziehen.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 8. Dezember, vormittags. An der flandrischen Front bereiten die durch die letzten Regengüsse verschlechterten Bodenverhältnisse den Truppenbewegungen große Schwierigkeiten. Nördlich Arras haben wir einige kleinere Fortschritte gemacht. — Das Kriegslazarett in Lille ist gestern abgebrannt. Wahrscheinlich liegt Brandstiftung vor; Verluste an Menschenleben sind aber nicht zu beklagen. — Die Behauptung der Franzosen über ein Vorwärtskommen im Argonner Wald entspricht nicht den Tatsachen; seit längerer Zeit ist dort überhaupt kein französischer Angriff mehr erfolgt; dagegen gewinnen wir fortgesetzt langsam Boden. — Bei Malancourt, östlich Varennes, wurde vorgestern ein französischer Stützpunkt genommen. Dabei ist der größere Teil der Besatzung gefallen, der Rest — einige Offiziere und etwa 150 Mann — wurde gefangen. Ein französischer Angriff gegen unsere Stellungen nördlich Nancy wurde gestern abgewiesen.

Im Osten liegen von der ostpreußischen Grenze keine besonderen Nachrichten vor. In Nordpolen folgen die deutschen Truppen dem östlich und südöstlich Lodz schnell zurückweichenden Feind unmittelbar. Außer den gestern schon gemeldeten ungewöhnlich starken, blutigen Verlusten haben die Russen bisher etwa 5000 Gefangene und 16 Geschütze mit Munitionswagen verloren. — In Südpolen hat sich nichts Besonderes ereignet. (W. T. B.)

Erkrankung des Kaisers.

8. Dezember. Seine Majestät der Kaiser hat seine für heute geplante Wiederabreise zur Front infolge einer Erkrankung an fieberhaftem Bronchialkatarrh um einige Tage verschieben müssen. Er konnte aber gestern und heute den Vortrag des Chefs des Generalstabes des Feldheeres über die Kriegslage entgegennehmen. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarische Erfolge in Westgalizien.

Wien, 8. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 8. Dezember, mittags: Die Kämpfe in Westgalizien nahmen an Heftigkeit zu. Nunmehr auch vom Westen her angreifend, verjagten unsere Truppen den Feind aus seiner Stellung Dobczyse—Wieliczka. Der eigene Angriff dauert an. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Bisher wurden über 5000, darunter 27 Offiziere, abgeschoben.

In Polen wurden erneuerte Angriffe der Russen im Raume südwestlich Piotrkow von unseren und deutschen Truppen überall abgewiesen.

In den Karpathen hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Fortschritte südlich Belgrad.

Wien, 8. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die Umgruppierung erfolgt programmmäßig, einzelne Versuche des Gegners, dieselbe zu stören, wurden abgewiesen. Hierbei erlitt der Feind empfindliche Verluste. Unsere Offensive südlich Belgrad schreitet günstig vorwärts und wurden hier 14 Offiziere und 400 Mann gefangen genommen.

Fortschritte in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 9. Dezember, vormittags. Westlich Reims mußte Pêcherie-Ferme, obgleich auf ihr die Genfer Flagge wehte, von unseren Truppen in Brand geschossen werden, weil durch Fliegerphotographie einwandfrei festgestellt war, daß sich dicht hinter der Ferme eine französische schwere Batterie verbarg.

Französische Angriffe in Gegend Souain und gegen die Orte Varennes und Vauquois am östlichen Argonnenrande wurden unter Verlusten für den Gegner zurückgeworfen. Im Argonner Walde selbst wurde an verschiedenen Stellen Boden gewonnen; dabei machten wir eine Anzahl Gefangene.

Bei den gestern gemeldeten Kämpfen nördlich Nancy hatten die Franzosen starke Verluste, unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Aus Ostpreußen liegen keine neueren Nachrichten vor.

In Nordpolen stehen unsere Truppen in enger Fühlung mit den Russen, die in einer stark befestigten Stellung östlich der Miazga haltgemacht haben. Um Lowicz wird weiter gekämpft.

In Südpolen haben österreichisch-ungarische und unsere Truppen Schulter an Schulter erneut erfolgreich angegriffen.

(W. T. B.)

von Falkenhayn endgültig Generalstabschef.

Berlin, 9. Dezember. Generaloberst von Moltke hat seine Kur in Homburg beendet und ist hier eingetroffen. Sein Befinden hat sich glücklicherweise erheblich gebessert, ist aber noch immer so, daß er bis auf weiteres nicht wieder ins Feld gehen kann. Seine anderweitige Verwendung ist in Aussicht genommen, sobald sein Gesundheitszustand es gestattet. Die Geschäfte des Generalstabes des Feldheeres sind dem Kriegsminister Generalleutnant von Falkenhayn, der sie bei der Erkrankung des Generaloberst von Moltke vertretungsweise übernahm, unter Belassung in dem Amt als Kriegsminister endgültig übertragen worden.

(W. T. B.)

Harte Kämpfe bei Petrikau.

Wien, 9. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 9. Dezember, mittags. In Westgalizien ist unser Angriff im Gange.

In Polen dauert die Ruhe im südlichen Frontabschnitt an. Die unausgesetzten Angriffe des Feindes in der Gegend von Piotrkow scheitern nach wie vor an der Zähigkeit der Verbündeten. Unsere Truppen allein nahmen hier in der letzten Woche 2800 Russen gefangen.

Weiter nördlich setzen die Deutschen ihre Operationen erfolgreich fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 10. Dezember, vormittags. In der Gegend von Souain beschränkten sich die Franzosen gestern auf heftiges Artilleriefeuer. Ein am östlichen Argonnenrande auf Vauquois-Boureuilles erneuerter Angriff der Franzosen kam nicht vorwärts, er erstarb im Feuer unserer Artillerie; der Gegner erlitt offenbar große Verluste. — Drei feindliche Flieger warfen gestern auf die „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt Freiburg im Breisgau zehn Bomben ab. Schaden wurde nicht angerichtet. Die Angelegenheit wird hier nur erwähnt, um die Tatsache festzustellen, daß wieder einmal, wie schon so häufig seit Beginn des Krieges, eine „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt von unseren Gegnern mit Bomben beworfen ist.

Östlich der masurischen Seen nur Artilleriekampf. — In Nordpolen auf dem rechten Weichselufer nahm eine unserer dort vorgehenden Kolonnen Przasnysz im Sturm. Es wurden 600 Gefangene und einige Maschinengewehre erbeutet. Links der Weichsel wird der Angriff fortgesetzt. — In Südpolen wurden russische Angriffe abgewiesen.

(W. T. B.)

Die Seeschlacht bei den Falklandinseln.

10. Dezember. Laut amtlicher Reutermeldung aus London ist unser Kreuzergeschwader am 8. Dezember, 7 ½ Uhr morgens, in der Nähe der Falklandinseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee gesichtet und angegriffen worden. Nach der gleichen Meldung sind in dem Gefecht S. M. Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Leipzig“ gesunken. Zwei Kohlendampfer sind in Feindeshand gefallen. S. M. Schiffen „Dresden“ und „Nürnberg“ gelang es, zu entkommen. Sie werden angeblich verfolgt. Unsere Verluste scheinen schwer zu sein. Eine Anzahl Überlebender der gesunkenen Schiffe wurde gerettet. Über die Stärke des Gegners, dessen Verluste gering sein sollen, enthalten die englischen Meldungen nichts.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
gez. Pohl. (W. T. B.)

Fortdauer der Kämpfe in Westgalizien.

Wien, 10. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 10. Dezember, mittags. In Polen verlief der gestrige Tag an unserer Front ruhig. Ein vereinzelter Nachtangriff der Russen im Raume südwestlich Nowo Radomsk wurde abgewiesen. In Westgalizien brachten beide Gegner starke Kräfte in den Kampf. Bisher wurden hier über 10 000 Russen gefangen genommen. Die Schlacht dauert auch heute fort. Unsere Operationen in den Karpathen führten bereits zur Wiedergewinnung erheblicher Teile des eigenen Gebietes.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Neues Vordringen der Serben.

Wien, 10. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Ein Teil unserer Truppen in Serbien stieß westlich von Milanowatz auf starke feindliche Kräfte und konnte nicht durchdringen. Um dem angesetzten feindlichen Gegenstoße auszuweichen, wurden einzelne Teile in günstiger gelegene Abschnitte befohlen. Südlich Belgrad schreitet unsere Offensive vorwärts. Am 8. Dezember wurden insgesamt 20 Geschütze und ein Scheinwerfer erobert und zahlreiche Gefangene gemacht.

Das Vordringen der Türken auf Batum.

Konstantinopel, 10. Dezember. Amtliche Mitteilung aus dem Großen Hauptquartier:

Gestern machten die Russen unter dem Schutze von Kriegsschiffen einen Landungsversuch nahe bei Gonia südlich von Batum, um unsere Truppen in der Flanke anzugreifen. Die gelandeten Russen wurden zum Rückzuge gezwungen und erlitten schwere Verluste; wir nahmen während des Kampfes 2 Geschütze weg.

Im Wilajet Wan warf unsere Kavallerie einen Angriff der russischen Kavallerie zurück. An der persischen Grenze östlich von Wan bei Deir wiesen wir einen russischen Angriff ab und fügten dem Feinde Verluste zu.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 11. Dezember, vormittags. In Flandern machten wir Fortschritte. Westlich und östlich der Argonnen wurden feindliche Artilleriestellungen mit gutem Erfolge bekämpft. Französische Angriffe im Bois de Prêtre — westlich Pont-à-Mousson — wurden abgewiesen.

Östlich der masurischen Seenlinie keine Veränderung.

In Nordpolen schreitet unser Angriff vorwärts.

Aus Südpolen nichts Neues. (W. T. B.)

Verlust der „Nürnberg“.

11. Dezember. Nach weiterer amtlicher Reutermeldung aus London ist es den verfolgenden englischen Kreuzern gelungen, auch S. M. S. „Nürnberg“ zum Sinken zu bringen.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke. (W. T. B.)

Der Tagesbericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 11. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 11. Dezember, mittags: Unsere Operationen in den Karpathen verlaufen planmäßig. Der Feind leistete gestern zumeist nur mit Nachhuten Widerstand, die geworfen wurden.

In Galizien ist noch keine Entscheidung gefallen. Wo die Russen angriffen, wurden sie unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Die Ruhe an unserer Front in Polen hielt auch gestern an.

Przemysl vom Gegner nur eingeschlossen, nicht angegriffen. Die stets unternehmungsfreudige Besatzung beunruhigt die in achtungsvoller Entfernung vom Festungsgürtel sich haltenden Einschließungstruppen fast täglich durch kleinere und größere Ausfälle.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Höfer, Generalmajor.

Die Verschiebungen in Serbien.

Wien, 11. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatze wird amtlich gemeldet: Auf dem südlichen Kriegsschauplatze keine wesentlichen Vorfälle. Die angeordneten Verschiebungen vollziehen sich im allgemeinen ohne größere Kämpfe mit dem Gegner.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 12. Dezember, vormittags. In Flandern griffen gestern die Franzosen in Richtung östlich Langemarck an; sie wurden zurückgeworfen und verloren etwa 200 Tote und 340 Gefangene.

Unsere Artillerie beschoß Bahnhof Ypern zur Störung feindlicher Truppenbewegungen.

Bei Arras wurden Fortschritte gemacht. In Gegend Souain – Perthes griffen die Franzosen erneut ohne jeden Erfolg an. Im Argonner Walde versuchten die Franzosen nach wochenlangem rein passiven Verhalten einige Vorstöße; sie wurden überall leicht abgewiesen, dagegen nahmen die deutschen Truppen wiederum einen wichtigen französischen Stützpunkt durch Minensprengung. Der Gegner erlitt starke Verluste an Gefallenen und Verschütteten. Außerdem machten wir 200 Gefangene.

Bei Apremont südöstlich St. Mihiel wurden mehrfache heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen, ebenso auf dem Vogesenkamm in Gegend westlich Markirch.

An der ostpreußischen Grenze warf unsere Kavallerie russische Kavallerie zurück und machte 350 Gefangene.

Südlich der Weichsel in Nordpolen entwickeln sich unsere Operationen weiter. In Südpolen wurden russische Angriffe von österreichisch-ungarischen und unseren Truppen abgeschlagen. (W. T. B.)

Die russischen Verluste in Polen.

Berlin, 12. Dezember. Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des Nachts, daher ohne Kampf, und zunächst unbemerkt. Sie war aber nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe. In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten, wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel. Obgleich wir die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Wir haben insbesondere, im Gegensatz zu ihnen, ganz unverhältnismäßig wenig Tote verloren. So fielen bei dem bekannten Durchbruch unseres 25. Reservekorps von diesem Heeresteil nur 120 Mann, gewiß eine auffallend niedrige Zahl. Für die Verhältnisse beim Feinde ist demgegenüber bezeichnend, daß allein auf einer Höhe südlich Lutomiersk (westlich Lodz) nicht weniger als 887 tote Russen gefunden und bestattet worden sind. Auch die russischen Gesamtverluste können wir, wie in den früheren Schlachten, ziemlich zuverlässig schätzen. Sie betrugen in den bisherigen Kämpfen in Polen mit Einschluß der von uns erbeuteten 80 000 Gefangenen, die inzwischen mit der Bahn nach Deutschland abbefördert worden sind, mindestens 150 000 Mann.

Die Stadt Lodz hat durch die jüngsten Kämpfe um ihren Besitz sehr wenig gelitten. Einige Vororte und Fabrikanlagen außerhalb des Stadtbezirkes haben Beschädigungen aufzuweisen, doch ist das Innere der Stadt völlig unversehrt. Das Grand-Hotel, in dem sich ein reger Verkehr abspielt, ist unbeschädigt, die elektrische Straßenbahn verkehrt ohne Störung wie in Friedenszeiten.

(Nicht amtlich W. T. B.)

Österreichisch-ungarische Erfolge in den Karpathen und in Westgalizien.

Wien, 12. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 12. Dezember, mittags. Ungeachtet aller Schwierigkeiten des winterlichen Gebirgsgeländes setzten unsere Truppen ihre Vorrückung in den Karpathen unter fortwährenden siegreichen Gefechten, in denen gestern über 2000 Russen gefangen genommen wurden, unaufhaltsam fort. Die Pässe westlich des Lupkower Passes sind wieder in unserem Besitz. Im Raume südlich Gorlice, Grybow und Neu-Sandec begannen größere Kämpfe. – Die Schlacht in Westgalizien, deren Front sich aus der Gegend östlich Tymbark bis in den Raum östlich Krakau hinzieht, dauert fort. Gestern brachen wieder mehrere Angriffe der Russen in unserem Artilleriefeuer zusammen. – Die Lage in Polen hat sich nicht geändert. – Die Besatzung von Przemysl brachte von ihrem letzten Ausfall 700 gefangene Russen und 18 erbeutete Maschinengewehre mit sehr viel Munition heim.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Beschießung von Batum.

Konstantinopel, 13. Dezember. Vom türkischen Hauptquartier wird gemeldet, daß der große Kreuzer „Sultan Jawus Selim", der nach russischen Meldungen schwer beschädigt sein sollte, am 10. Dezember Batum in Brand geschossen hat; die russischen Landbatterien haben ohne Erfolg das Feuer erwidert.

Gegen serbische Übertreibungen.

Wien, 12. Dezember. Verschiebungen starker feindlicher Kräfte nach Süden haben, wie bereits mitgeteilt, es notwendig gemacht, auch unsere Balkanarmee entsprechend umzugruppieren und unseren rechten Flügel zurückzunehmen. Dieser einfache Tatbestand wird von den letzten Meldungen aus Nisch als ein entscheidender Erfolg der serbischen Armee dargestellt. Die serbischen Meldungen über unsere Verluste sind maßlos übertrieben.

Erfolge in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 13. Dezember, vormittags. Nachdem am 11. Dezember die französische Offensive auf Apremont (südöstlich St. Mihiel) gescheitert war, griff der Feind gestern nachmittag in breiterer Front über Flirey (halbwegs St. Mihiel – Pont-à-Mousson) an. Der Angriff endete für die Franzosen mit dem Verlust von 600 Gefangenen und einer großen Anzahl von Toten und Verwundeten. Unsere Verluste betrugen dabei etwa 70 Verwundete.

Im übrigen verlief der Tag auf dem westlichen Kriegsschauplatz im wesentlichen ruhig.

In Nordpolen nahmen wir eine Anzahl feindlicher Stellungen; dabei machten wir 11 000 Gefangene und erbeuteten 43 Maschinengewehre.

Aus Ostpreußen und Südpolen nichts Neues.

(W. T. B.)

Sieg bei Limanowa. — Fortschritte in den Karpathen.

Wien, 13. Dezember. Amtlich wird verlautbart: In der Schlacht in Westgalizien wurde der südliche Flügel der Russen gestern bei Limanowa geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Die Verfolgung des Feindes ist eingeleitet. Alle Angriffe auf unsere übrige Schlachtfront brachen ebenso wie an den früheren Tagen zusammen.

Unsere über die Karpathen vorgerückten Kräfte setzten, wieder unter mehrfachen Kämpfen, die Verfolgung energisch fort. Nachmittags wurde Neu-Sandec genommen. Auch in Grybow, Gorlice und Zmigrod rückten unsere Truppen wieder ein. Das Zempliner Komitat ist vom Feind vollkommen gesäubert. In den abseits vom Schauplatz der großen Ereignisse gelegenen östlichen Waldkarpathen vermochte der Gegner südlich des Gebirgskammes nirgends wesentlich Raum zu gewinnen. Im allgemeinen halten unsere Truppen die Paßhöhen, in der Bukowina die Linie des Suczawa-Tales.

In Südpolen wurde nicht gekämpft.

Nördlich Lowicz setzten unsere Verbündeten den Angriff auf die starkbefestigten Stellungen der Russen erfolgreich fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Gegen russische und französische Lügen.

Großes Hauptquartier, 14. Dezember, vormittags. Schwächere französische Angriffe gegen Teile unserer Stellungen zwischen der Maas und den Vogesen wurden leicht abgewiesen. Im übrigen ist vom westlichen Kriegsschauplatze sowie aus Ostpreußen und Südpolen nichts Wesentliches zu melden. In Nordpolen nehmen unsere Operationen ihren Fortgang.

Zu den russischen und französischen amtlichen Nachrichten ist folgendes zu bemerken: Aus Petersburg wurde am 11. Dezember amtlich gemeldet: „Südöstlich Krakau setzten wir unsere Offensive fort, eroberten mehrere deutsche Geschütze und Maschinengewehre und etwa 2000 Gefangene.“ Tatsächlich ist nicht ein Mann, nicht ein Geschütz oder Maschinengewehr unserer „südöstlich Krakau“ kämpfenden Truppen in russische Hände gefallen.

Die amtliche Pariser Mitteilung vom 12. Dezember behauptet: „Nordöstlich Vailly wurde eine deutsche Batterie völlig vernichtet. In Deuxnouds, westlich Vigneulles—Les-Hattonchatel, wurden zwei deutsche Batterien zerstört, eine großkalibrige und eine für Flugzeuge bestimmte; in derselben Gegend wurde von Franzosen ein Blockhaus gesprengt und wurden mehrere Gräben zerstört.“ Alle diese Meldungen sind erfunden. (W. T. B.)

Fortschritte in Westgalizien und den Karpathen.

Wien, 14. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 14. Dezember, mittags: Die Verfolgung der Russen in Westgalizien wurde fortgesetzt und gewann, abermals unter kleineren und größeren Gefechten, allenthalben nordwärts Raum. Nun ist auch Dukla wieder in unserem Besitz. Unsere über die Karpathen vorgerückten Kolonnen machten gestern und vorgestern 9000 Gefangene und erbeuteten zehn Maschinengewehre. Die Lage an unserer Front von Rajbrot bis östlich Krakau und in Südpolen ist unverändert. Nördlich Lowicz drangen unsere Verbündeten im Angriff weiter gegen die untere Bzura vor.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Rückzug der österreichisch-ungarischen Truppen in Serbien.

Wien, 14. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich verlautbart: Die von der Drina in südöstlicher Richtung vorgetriebene Offensive ist südöstlich Valjevo auf stark überlegenen Gegner gestoßen und mußte nicht allein aufgegeben werden, sondern veranlaßte auch eine weiterreichende rückgängige Bewegung unserer seit vielen Wochen hartnäckig, glänzend, aber verlustreich kämpfenden Kräfte. Diesem steht die Gewinnung von Belgrad gegenüber. Die hieraus resultierende Gesamtlage wird neue operative Entschlüsse und Maßregeln zur Folge haben, welche der Verdrängung des Feindes dienen müssen.

Französische Angriffe auf der ganzen Front abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 15. Dezember, vormittags. Die Franzosen griffen gestern an mehreren Stellen vergeblich an. Ein Angriff gegen unsere Stellungen südöstlich Ypern brach unter starken Verlusten für den Gegner zusammen. Ein feindlicher Vorstoß aus der Gegend nordöstlich Suippes wurde ebenso wie ein feindlicher Angriff nordöstlich Ornes (nördlich Verdun) unter schweren feindlichen Verlusten abgewiesen. In der Gegend von Ailly—Apremont (südlich St. Mihiel) versuchten die Franzosen in viermaligem Ansturm unsere Stellungen zu nehmen; die Angriffe scheiterten. Ebenso mißlang ein erneuter feindlicher Vorstoß aus Richtung Flirey (nördlich Toul). In den Vogesen sind die Kämpfe noch im Gange. Bei der Rückeroberung des Dorfes Steinbach (westlich Sennheim) machten wir 300 Gefangene.

Aus Ostpreußen nichts Neues. Die deutsche von Soldau über Mlawa in Richtung Ciechanow vorgedrungene Kolonne nimmt vor überlegenem Feind ihre alte Stellung wieder ein.

In Russisch-Polen hat sich nichts Wesentliches ereignet. Die ungünstige Witterung beeinflußt unsere Maßnahmen.

(W. T. B.)

Verfolgung der Russen in Westgalizien.

Wien, 15. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Die Offensive unserer Armeen in Westgalizien hat hier den Feind zum Rückzug und auch die russische Front in Südpolen zum Wanken gebracht. Unsere den Feind in Westgalizien von Süden her unermüdlich verfolgenden Truppen gelangten gestern bis in die Linie Jaslo—Rajbrot. Bei dieser Verfolgung und in der letzten Schlacht wurden nach den bisherigen Meldungen 31 000 Russen gefangen genommen. Heute liegen Nachrichten über rückgängige Bewegungen des Gegners an der gesamten Front Rajbrot—Niepolomice—Wolbrom—Novo-Radomsk—Piotrkow vor.— In dem karpathischen Waldgebirge wurden gegen das Vordringen feindlicher Kräfte in dem Latorcza-Tal entsprechende Maßnahmen getroffen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Belgrad geräumt.

Wien, 15. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die durch das notwendig gewordene Zurücknehmen des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage ließ es ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflos geräumt. Die Truppen haben durch die überstandenen Strapazen und Kämpfe wohl gelitten, sind aber vom besten Geiste beseelt.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 16. Dezember, vormittags. Im Westen versuchte der Gegner erneut einen Vorstoß über Nieuport, der durch Feuer seiner Schiffe von See her unterstützt wurde. Das Feuer blieb gänzlich wirkungslos. Der Angriff wurde abgewiesen. 450 Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht. Auf der übrigen Front ist nur die Erstürmung einer vom Feinde seit vorgestern zäh gehaltenen Höhe westlich Sennheim erwähnenswert.

Von der ostpreußischen Grenze ist nichts Neues zu melden. In Nordpolen verlaufen unsere Angriffsbewegungen normal. Es wurden mehrere starke Stützpunkte des Feindes genommen und dabei etwa 3000 Gefangene gemacht und 4 Maschinengewehre erbeutet.

In Südpolen gewannen unsere dort im Verein mit den Verbündeten kämpfenden Truppen Boden. (W. T. B.)

Fortschritte in Galizien, Südpolen, den Karpathen.

Wien, 16. Dezember. Amtlich wird verlautbart: In Galizien und Südpolen wird der zurückgehende Feind auf der ganzen Front verfolgt. Bei Lisko, Krosno, Jaslo und im Biala-Tale leisten starke russische Kräfte Widerstand. Im Dunajetz-Tale drangen unsere Truppen kämpfend bis Zakliczyn vor. Auch Bochnia ist wieder von uns genommen. — In Südpolen mußten die feindlichen Nachhuten überall nach kurzem Kampfe vor den Verbündeten weichen.

In den Karpathen haben die Russen die Vorrückung im Latorcza-Tale noch nicht aufgegeben. Im oberen Tale der Nadwornaer Bystrzyca wurde ein Angriff des Feindes zurückgewiesen.

Die Besatzung von Przemysl unternahm einen neuerlichen großen Ausfall, bei dem sich ungarische Landwehr durch Erstürmung eines Stützpunktes mit Drahthindernissen auszeichnete. Wie gewöhnlich wurden Gefangene und erbeutete Maschinengewehre in die Festung gebracht.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Die türkischen Erfolge im Wilajet Wan.

Konstantinopel, 16. Dezember. Die Kämpfe, die seit mehreren Tagen an der Ostgrenze des Wilajets Wan andauerten, haben zu unseren Gunsten geendet. Die Stellung bei Sarai, die vom Feinde erbittert verteidigt wurde, ist nach einer umfassenden Bewegung unserer Truppen in unsere Hände gefallen. Der Feind zieht sich in der Richtung auf Kotbur zurück, verfolgt von unserer Kavallerie. Unsere Truppen sind in Sarai eingezogen. — Ein englischer Kreuzer hat vergeblich einen unserer Wachttürme zwischen Jaffa und Gaza beschossen.

Zusammenbruch der russischen Offensive gegen Schlesien und Posen.

Großes Hauptquartier, 17. Dezember, vormittags. Bei Nieuport setzten die Franzosen ihre Angriffe ohne jeden Erfolg fort, auch bei Zillebeke und La Bassée wurden Angriffe versucht, aber unter sehr starken Verlusten für den Feind abgewiesen.

Die Absicht der Franzosen, bei Soissons eine Brücke über die Aisne zu schlagen, wurde durch unsere Artillerie vereitelt. Östlich Reims wurde ein französisches Erdwerk zerstört.

Von der ost- und westpreußischen Grenze ist nichts Neues zu melden.

Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit westpreußischer und hessischer Regimenter die Entscheidung. — Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen. (W. T. B.)

Vorstoß auf Scarborough und Hartlepool.

17. Dezember. Teile unserer Hochseestreitkräfte haben einen Vorstoß nach der englischen Ostküste gemacht und am 16. Dezember früh die beiden befestigten Küstenplätze Scarborough und Hartlepool beschossen. Über den weiteren Verlauf der Unternehmung können zurzeit noch keine Mitteilungen gemacht werden. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabes.
gez. von Pohl.

Die Erfolge bei Hartlepool und Scarborough.

Berlin, 17. Dezember. Über den Vorstoß nach der Ostküste Englands werden nachstehende Einzelheiten bekanntgegeben: Bei Annäherung an die englische Küste wurden unsere Kreuzer bei unsichtigem Wetter durch vier englische Torpedobootszerstörer erfolglos angegriffen. Ein Zerstörer wurde vernichtet, ein anderer kam in schwerbeschädigtem Zustande aus Sicht. Die Batterien von Hartlepool wurden zum Schweigen gebracht, die Gasbehälter vernichtet. Mehrere Detonationen und drei große Brände in der Stadt konnten von Bord aus festgestellt werden. Die Küstenwachtstation und das Wasserwerk von Scarborough, die Küstenwacht- und Signalstation von Whitby wurden zerstört. Unsere Schiffe erhielten von den Küstenbatterien einige Treffer, die nur geringen Schaden verursachten. An anderer Stelle wurde noch ein weiterer englischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht. (W. T. B.)

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke.

Rückzug der Russen in Südpolen und den Karpathen.

Wien, 17. Dezember. Amtlich wird mitgeteilt: Die letzten Nachrichten lassen nicht mehr zweifeln, daß der Widerstand der russischen Hauptmacht gebrochen ist. Am Südflügel in der mehrtägigen Schlacht von Limanowa, im Norden von unseren Verbündeten bei Lodz und nunmehr an der Bzura vollständig geschlagen, durch unsere Vorrückung über die Karpathen von Süden her bedroht, hat der Feind den allgemeinen Rückzug angetreten, den er, im Karpathenland hartnäckig kämpfend, zu decken sucht. Hier greifen unsere Truppen auf der Linie Krosno—Zakliczyn an. An der übrigen Front ist die Verfolgung im Gange.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Französische Angriffe abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 18. Dezember, vormittags. Der Kampf bei Nieuport steht günstig, ist aber noch nicht beendet.

Angriffe der Franzosen zwischen La Bassée und Arras sowie beiderseits der Somme scheiterten unter schweren Verlusten für den Gegner. Allein an der Somme verloren die Franzosen 1200 Gefangene und mindestens 1800 Tote. Unsere eigenen Verluste beziffern sich dort auf noch nicht 200 Mann.

In den Argonnen trugen uns eigene gut gelungene Angriffe etwa 750 Gefangene und einiges Kriegsgerät ein.

Von dem übrigen Teil der Westfront sind keine besonderen Ereignisse zu melden.

An der ost- und westpreußischen Grenze ist die Lage unverändert.

In Polen folgen wir weiter dem weichenden Feinde. (W. T. B.)

Erstürmung von Petrikau.

Wien, 18. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Die geschlagenen russischen Hauptkräfte werden auf der ganzen über 400 Kilometer breiten Schlachtfront von Krosnow bis zur Bzura-Mündung verfolgt. Gestern wurde der Feind auch aus seinen Stellungen im nördlichen Karpathenlande zwischen Krosno und Zakliczyn geworfen. Am unteren Dunajetz stehen die verbündeten Truppen im Kampfe mit gegnerischen Nachhuten. In Südpolen vollzog sich die Vorrückung bisher ohne größere Kämpfe. Piotrkow (Petrikau) wurde vorgestern vom k. und k. Infanterieregiment Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, Nr. 34, Przedborz gestern von Abteilungen des Nagyszebener (Hermannstädter) Infanterieregiments Nr. 31 erstürmt. Die heldenmütige Besatzung von Przemysl setzte ihre Kämpfe im weiteren Vorfelde der Festung erfolgreich fort. Die Lage in den Karpathen hat sich noch nicht wesentlich geändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 19. Dezember, vormittags. Im Westen erfolgte gestern eine Reihe von feindlichen Angriffen. Bei Nieuport, Birschoote und nördlich La Bassée wird noch gekämpft. Westlich Lens, östlich Albert und westlich Noyon wurden die Angriffe abgeschlagen. – An der ostpreußischen Grenze wurde ein russischer Kavallerieangriff westlich Pillkallen zurückgewiesen. – In Polen wurde die Verfolgung fortgesetzt.

Fortschritte der Österreicher und Ungarn.

Wien, 19. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 19. Dezember, mittags. Unsere über die Linie Krosno–Zakliczyn vorgerückten Truppen trafen gestern neuerdings auf starken Widerstand. Auch am unteren Dunajetz wird heftig gekämpft. Die russischen Nachhuten, die am Westufer des Flusses zähe standhielten, sind fast vollständig vertrieben.

In Südpolen kam es zu Verfolgungsgefechten. Der Feind wurde ausnahmslos geworfen. Unsere schon vorgestern abend in Jedrzejow (Andrejew) eingedrungene Kavallerie erreichte die Nida. Weiter nordwärts überschritten die verbündeten Truppen die Piliza.

In den Karpathen hat sich – von kleineren, für unsere Waffen günstig verlaufenen Gefechten abgesehen – nichts ereignet. Die Ausfalltruppen von Przemysl rückten nach Erfüllung ihrer Aufgabe vom Gegner unbelästigt unter Mitnahme einiger hundert Gefangener wieder in die Festung ein.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Generalmajor.

La Bassée.

Großes Hauptquartier, 20. Dezember. Im Westen stellte der Gegner seine erfolglosen Angriffe bei Nieuport und Birschoote gestern ein. – Die Angriffe in der Gegend von La Bassée, die sowohl von Franzosen und Engländern geführt wurden, sind mit großen Verlusten für den Feind abgewiesen worden. 200 Gefangene (Farbige und Engländer) fielen in unsere Hände; rund 600 tote Engländer liegen vor unserer Front. Bei Notre Dame de Lorette südöstlich Bethune wurde ein deutscher Schützengraben von sechzig Meter Länge an den Gegner verloren, Verluste bei uns ganz gering. – In den Argonnen machten wir kleinere Fortschritte und erbeuteten 3 Maschinengewehre. – Von der ost- und westpreußischen Grenze nichts Neues. – In Polen machen die russischen Armeen den Versuch, sich in einer neuen vorbereiteten Stellung an Rawka und Nida zu halten. Sie werden überall angegriffen.

Rückkehr des Kaisers zur Front.

Großes Hauptquartier, 20. Dezember. Seine Majestät der Kaiser hat sich, nachdem er völlig wiederhergestellt ist, aufs neue zur Front begeben. (W. T. B.)

Karpathenkämpfe.

Wien, 20. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 20. Dezember, mittags: In den Karpathen wurden gestern die feindlichen Vortruppen im Latorcza-Gebiet zurückgeworfen. Nordöstlich des Lupkower Passes entwickeln sich größere Kämpfe. Unser Angriff aus der Front Krosno–Zakliczyn gewann allenthalben Raum. Im Biala-Tale drangen unsere Truppen bis Tuchow vor. Die Kämpfe am unteren Dunajetz dauern fort. Die Russen haben sich somit in Galizien mit starken Kräften neuerdings gestellt. In Südpolen erreichten wir die Nida.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Die deutsche Regierung gegen das französische Gelbbuch.

Berlin, 21. Dezember. Durch das französische Gelbbuch, wie durch alle amtlichen Veröffentlichungen des Dreiverbandes geht als roter Faden der Gedanke, daß Deutschland den Krieg hätte verhindern können, wenn es seinen Einfluß auf Österreich-Ungarn geltend gemacht hätte, damit dieses seine Forderungen gegen Serbien mäßige. Die Mächte des Dreiverbandes gehen dabei von dem einseitigen Standpunkt aus, daß Rußland ein Recht hatte, sich als Protektor Serbiens zu gerieren und von Deutschland eine Anerkennung und Berücksichtigung dieses Anspruchs verlangen konnte. Anderseits sprechen die Mitglieder des Dreiverbandes Österreich-Ungarn das Recht ab, den jahrelangen Herausforderungen eines kleinen Nachbarn gegenüber Schritte zu tun, die es zur Wahrung seiner Sicherheit und seiner Stellung als Großmacht für nötig fand. Deutschland sollte nach Ansicht Rußlands und seiner Freunde Österreich-Ungarn in den Arm fallen und sich dem von Rußland vertretenen Standpunkt fügen, daß den Mächten die Entscheidung darüber zustand, wie weit es Österreich-Ungarn erlaubt sein sollte, sich den serbischen Provokationen gegenüber Genugtuung zu verschaffen. Mit anderen Worten: in dem diplomatischen Duell zwischen dem Dreiverband einer- und Österreich-Ungarn-Deutschland anderseits sollten letztgenannte die ihnen von der Tripleentente zugedachte Niederlage und Demütigung ruhig hinnehmen. Da sie sich hierzu nicht haben verstehen wollen, und Deutschland sich seinen Bündnispflichten getreu auf die Seite Österreich-Ungarns gestellt hat, ist der Krieg ausgebrochen.

Daß Deutschland, worauf im Gelbbuch wiederholt hingewiesen wird, sich andauernd geweigert habe, die Hand zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung zu bieten, ist eine der Wahrheit direkt ins Gesicht schlagende Behauptung, die im Gelbbuch an verschiedenen Stellen selbst widerlegt wird. Deutschland hat gegen den englischen Vorschlag, die Streitfrage in einer Konferenz von vier Mächten oder durch Besprechungen zu vieren zu regeln, nur deswegen Bedenken geäußert, weil jede Einmischung der Mächte in die nach deutscher Auffassung nur Österreich-Ungarn und Serbien angehende Frage dem von Deutschland von Beginn der Krisis an eingenommenen prinzipiellen Standpunkt widersprach und weil die deutsche Regierung von vornherein der Ansicht war, daß direkte Besprechungen zwischen Wien und Petersburg mehr Aussicht auf Erfolg boten und, falls eine Einigung überhaupt möglich, schneller zum Ziele führen würden. Trotz dieser gewiß berechtigten Bedenken hat das Berliner Kabinett, wie auch aus dem Gelbbuch hervorgeht, bei jeder Gelegenheit die größte Bereitwilligkeit gezeigt, die Hand zur Förderung einer friedlichen Beilegung des Konflikts zu bieten.

Ebenso ungerechtfertigt ist der gegen Deutschland erhobene Vorwurf, daß es sich geweigert habe, Österreich-Ungarn maßvolle Ratschläge zu erteilen. Deutschland hat alle mit der Würde seines Bundesgenossen vereinbaren Schritte in Wien getan. Es hat sich nur geweigert, die von Rußland und seinen Freunden verlangte Pression auf Österreich-Ungarn auszuüben. Den Ratschlägen Deutschlands folgend, hat sich die österreichisch-ungarische Regierung sofort bereit erklärt, die territoriale Integrität Serbiens nicht antasten zu wollen. Deutschland ist es auch zu verdanken, daß der während einiger Tage unterbrochene direkte Gedankenaustausch zwischen Wien und Petersburg wieder aufgenommen wurde, eine Tatsache, welche sämtliche Veröffentlichungen des Dreiverbandkabinetts allerdings wohlweislich verschweigen.

Sehr bezeichnend für den einseitigen Standpunkt des Dreiverbandes ist, wie das Gelbbuch die Aktion des Botschafters Freiherrn von Schoen in Paris darstellt. Dieser war beauftragt, in freundschaftlicher Weise bei der französischen Regierung ein gemeinsames Wirken im Sinne des Friedens anzuregen, und hatte dabei auch die Bitte geäußert, daß von Paris aus in Petersburg zur Mäßigung geraten werden möge. Jeder Unparteiische wird zugeben müssen, daß in diesem Schritt ein unwiderleglicher Beweis für die Versöhnlichkeit der deutschen Regierung sowie für ihren Wunsch, den Frieden erhalten zu sehen, zu erblicken ist. In der Anregung des Freiherrn von Schoen sehen aber die französischen Staatsmänner nichts anderes als einen plumpen Versuch Deutschlands, zwischen Rußland und Frankreich Mißtrauen zu säen. Wohlgemerkt! Die Dreibundmächte verlangen von Deutschland, daß es seinem Verbündeten nicht nur gute Ratschläge gibt, sondern einen Druck auf ihn ausübt. Sie machen Deutschland einen schweren Vorwurf daraus, daß es auf die Zumutung nicht eingehen will. Wenn aber Deutschland Frankreich bittet, auf seinen Bundesgenossen mäßigend einzuwirken, so ist dies ein perfider Verhetzungsversuch! Wie stimmt übrigens die von französischer Seite so mißdeutete freundschaftliche Fühlung des deutschen Botschafters mit der französischen Regierung mit der späteren Behauptung des Herrn Viviani, daß Deutschland den Krieg durchaus, und zwar gegen Frankreich gewollt habe, überein?

Die im französischen Gelbbuch veröffentlichten Schriftstücke heben den bewundernswerten versöhnlichen und friedfertigen Geist hervor, den die russische Regierung von Beginn der Krisis an gezeigt haben soll. Demgegenüber sei nur daran erinnert, daß Herr Sasonow schon bei der ersten Unterredung, die er mit dem französischen und englischen Botschafter hatte, bemerkte, Rußland werde genötigt sein, mobil zu machen (vergl. englisches Blaubuch Nr. 6). Es bestand hiernach von vornherein die Absicht, bei den Verhandlungen mit Österreich-Ungarn durch militärische Drohungen einen Druck auszuüben. Bekanntlich wurde dann auch die russische Mobilmachung bereits am 25. Juli beschlossen und war, wie nachträglich durch einwandfreie Zeugnisse festgestellt worden war, seit jenem Tage im ganzen russischen Reiche im Gange.

Wie sich die amtlichen Veröffentlichungen des Gelbbuches um diesen wichtigen Punkt herumzuwinden suchen, ist äußerst bemerkenswert. Es soll um jeden Preis der Beweis erbracht werden, daß es Deutschland gewesen ist, welches mit militärischen Vorbereitungen den Anfang gemacht hat. Als solche „Beweise“ vermag aber das Gelbbuch nur anzuführen, daß laut Bericht des französischen Konsuls in Frankfurt am 29. Juli Truppen auf den Straßen aus Darmstadt, Kassel und Mainz dort angekommen seien, sowie daß laut Bericht des französischen Gesandten in München vom gleichen Tage die Mühlen in Illkirch ersucht worden seien, ihre Vorräte für die Armee zu reservieren, und von Straßburg der Transport von Flugzeugen, von Metz die Zurückberufung beurlaubter bayerischer Infanterieunteroffiziere gemeldet werde. Ein dürftigeres Beweismaterial läßt sich kaum denken.

Der französische Botschafter in Petersburg sieht sich denn auch genötigt, als er seiner Regierung die Mobilmachung Rußlands gegen Deutschland meldet, in Ermangelung anderer Beweismomente zu seiner Phantasie Zuflucht zu nehmen und zu behaupten, daß die russische allgemeine Mobilisation nur eine Folge der österreichisch-ungarischen allgemeinen Mobilisation und der militärischen Maßnahmen Deutschlands gewesen sei. Es ist nicht leicht, in wenigen Worten so viel Falsches zu sagen, als in diesem Telegramm des Herrn Paléologue vom 31. Juli Nr. 118 des Gelbbuches enthalten ist. Nicht einmal die russische Regierung hat es gewagt, ihre Mobilmachung in dieser Weise zu rechtfertigen. Es ist allbekannt, daß Deutschland bis zum 31. Juli sich darauf beschränkt hat, die im Hinblick auf die umfangreichen militärischen Maßnahmen seiner Nachbarn unbedingt erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Erst nach der am 31. Juli offiziell verkündeten Mobilmachung der gesamten russischen Armee ist in Deutschland der Zustand drohender Kriegsgefahr und erst am Abend des 1. August die Mobilmachung befohlen worden.

Nachstehend sei noch auf einige Punkte im französischen Gelbbuch hingewiesen, die zeigen, welcher Wert den darin veröffentlichten diplomatischen Aktenstücken beizumessen ist:

1. In dem Bericht des Botschafters Jules Cambon vom 6. Mai 1913 ist eine Äußerung des Generalobersten von Moltke wiedergegeben, in der der Gedanke enthalten ist, man solle alle Gewissensbedenken beiseite lassen und angreifen, wenn der Krieg voraussichtlich notwendig erscheine; Generaloberst von Moltke hat niemals derartige Äußerungen getan. Alles, was Herr Cambon davon zu berichten weiß, ist von seinem Gewährsmann erfunden.

2. Ungefähr ebenso verhält es sich mit dem Cambonschen Bericht vom 22. November 1913, in dem eine Unterhaltung wiedergegeben wird, die von dem Kaiser, dem König von Belgien und dem Generalobersten von Moltke geführt worden sein soll. In diesem Gespräch soll Generaloberst von Moltke die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit eines Krieges mit Frankreich betont haben, und aus den Äußerungen des Kaisers soll sich ergeben, daß dieser seinen früheren Friedensstandpunkt schon 1913 aufgehoben hatte.

Nach unseren Ermittelungen hat keine Unterredung zu dreien, sondern nur eine solche unter vier Augen zwischen dem König von Belgien und dem Generalobersten von Moltke stattgefunden. Dabei hat Herr von Moltke lediglich seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß sich das deutsche Heer, wenn es einmal zu einem Zusammenstoß kommen sollte, dem französischen an Ausbildung und innerem Wert überlegen zeigen werde; die ihm von Herrn Cambon in den Mund gelegten Worte, er halte einen solchen Krieg für notwendig und unvermeidlich und wir müßten jetzt ein Ende machen (cette fois, il faut en finir), hat Generaloberst von Moltke nie gebraucht.

Ebensowenig hat Herr von Jagow, als er Herrn Cambon in seiner Unterredung vom 30. Juli (Gelbbuch Nr. 109) auf die Gefahren der russischen Mobilisation hinwies, gesagt, daß die Führer der Armeen in Deutschland auf eine Mobilisation drängten.

4. Die Angabe Herrn Vivianis in seinem Erlasse an Herrn Paul Cambon vom 1. August (Nr. 127), Österreich-Ungarn sei als erster Staat zur allgemeinen Mobilisation geschritten, ist eine so kühne Spekulation auf die Leichtgläubigkeit ununterrichteter Leser, wie sie wohl in einem amtlichen Aktenstück kaum jemals vorgekommen ist. Österreich-Ungarn hat erst am 31. Juli die allgemeine Mobilmachung verfügt (vergl. Gelbbuch Nr. 115), Rußland hat dagegen schon in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die allgemeine Mobilmachung, die gegen Österreich-Ungarn gerichtete aber schon am 29. Juli angeordnet.

Die Täuschung wird dadurch vollendet, daß der die österreichisch-ungarische Mobilisation meldende Bericht Nr. 115 absichtlich vor den die russische Mobilisation meldenden Bericht Nr. 118 in das Gelbbuch eingereiht worden ist.

5. Der französische Botschafter Paléologue behauptet in seinem Bericht vom 30. Juli Nr. 103, Ssasonow habe dem deutschen Botschafter gesagt, um die versöhnlichen und friedfertigen Absichten des Zaren zu beweisen, wolle er ihm im Namen Seiner Majestät einen neuen Vorschlag machen. In Wirklichkeit war der Hergang folgender: Als Herr Ssasonow Österreich-Ungarns Erklärung, daß es die serbische territoriale Integrität nicht antasten werde, als nicht genügend bezeichnet hatte, bat ihn Graf Pourtalès, nun den Faden der Verhandlungen nicht abreißen zu lassen, um eine genaue Formulierung des Mindestmaßes der russischen Forderungen an Österreich-Ungarn festzusetzen. Graf Pourtalès riet dabei, durch einige Konzessionen ein Kompromiß zu ermöglichen. Herr Ssasonow schrieb darauf sofort und in Gegenwart des Botschafters eine Formel auf, die im wesentlichen die alten russischen Forderungen aufrecht erhielt. Nachdem Graf Pourtalès ausdrücklich betont hatte, daß er die Annahme dieser Forderungen durch Österreich-Ungarn für aussichtslos halte, erklärte er sich bereit, die Formel seiner Regierung zu übermitteln. Die Behauptung des französischen Gelbbuches, er hätte die Befürwortung der Formel bei seiner Regierung versprochen, ist nicht richtig.

Interessant ist dabei die aus dem Gelbbuche zu entnehmende Tatsache (vgl. Nr. 113), daß die englische Regierung durch ihren Botschafter darauf hinwirkte, daß Herr Ssasonow seine Formel nachträglich änderte und sie für Österreich-Ungarn noch unannehmbarer machte. Er mußte die von ihm früher nicht aufgestellte Bedingung mit hineinnehmen, daß Österreich den Marsch seiner Truppen auf serbisches Gebiet anhalte. Die Tatsache zeigt, daß es der britischen Regierung, die inzwischen russischer geworden war als der Zar, darauf ankam, ein Kompromiß unter allen Umständen unmöglich zu machen.

8. Die Anordnung der französischen Mobilisation wird im Gelbbuch auf folgende Weise gerechtfertigt: Herr Viviani behauptet (Gelbbuch Nr. 127), daß schon lange vor der russischen Mobilisation, „am vorigen Mittwoch“, Herr von Schoen die bevorstehende Verkündung des „Kriegsgefahrzustandes“ angekündigt habe. Diese Maßregel sei von Deutschland getroffen worden, und unter diesem Deckmantel habe Deutschland sofort mit der eigentlichen Mobilisation begonnen.

Auch hier hat sich das Gelbbuch nicht streng an die Tatsachen gehalten. Nachdem Deutschland durch seinen Gesandten in Bern am 29. Juli Nachricht erhalten hatte, daß 80 000 Mann des französischen Friedensbestandes an die französische Ostgrenze vorgeschoben waren, bekam Herr von Schoen Auftrag, der französischen Regierung zu sagen, daß Deutschland zu Schutzmaßregeln gezwungen sein würde und „Kriegsgefahr“ werde proklamieren müssen, wenn Frankreich in seinen Kriegsvorbereitungen fortfahre. Dies bedeute zwar keine Mobilisierung und keine Einberufungen, erhöhe aber immerhin die Spannung, was uns unerwünscht sei, da wir fortgesetzt auf Erhaltung des Friedens hofften.

Diese wenigen Zitate mögen genügen, um den Geist zu kennzeichnen, von dem das französische Gelbbuch getragen ist. Aus dem Material, das es bringt, ergibt sich, auf wie schwachen Füßen der von der französischen Regierung unternommene Beweis ruht, daß Deutschland den Weltbrand entfacht habe.

Joffres Offensive.

Großes Hauptquartier, 21. Dezember. Französische Angriffe bei Nieuport wurden auch gestern abgewiesen.

Zwischen Richebourg-le-Avoué und dem Kanal d'Aire à La Bassée, griffen unsere Truppen die Stellung der Engländer und Inder an. Die feindlichen Schützengräben wurden gestürmt, der Feind aus seinen Stellungen unter schweren Verlusten geworfen. Wir erbeuteten ein Geschütz, fünf Maschinengewehre, zwei Minenwerfer und nahmen 270 Engländer und Inder, darunter zehn Offiziere, gefangen.

Der bei Notre Dame de Lorette am 18. Dezember an den Gegner verlorene Schützengraben ist zurückerobert.

In der Gegend Souain-Massiges (nordöstlich Châlons) griffen die Franzosen gestern heftig an und drangen an einer Stelle bis in unseren Vorgraben vor. Ihre Angriffe brachen jedoch sämtlich in unserem Feuer zusammen; vier Offiziere, 310 Mann ließen die Franzosen in unserer Hand, eine große Zahl gefallener Franzosen liegt vor unseren Stellungen.

In den Argonnen nahmen wir eine wichtige Waldhöhe bei le Four de Paris, eroberten drei Maschinengewehre, eine Revolverkanone und machten 275 Franzosen zu Gefangenen.

Die mit großer Heftigkeit geführten Angriffe der Franzosen nordwestlich Verdun scheiterten gänzlich.

Die große Regsamkeit der Franzosen vor unserer ganzen Front ist erklärlich durch folgenden, bei einem gefallenen französischen Offizier gefundenen Heeresbefehl des Generals Joffre vom 17. Dezember 1914:

„Armeebefehl vom 17. Dezember 1914: Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezählten Angriffe nicht imstande gewesen, uns zu durchbrechen. Überall haben wir ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunützen, die sie uns bieten, nachdem wir uns verstärkt haben an Menschen und Material. Die Stunde des Angriffs hat geschlagen. Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Soldaten, mehr als jemals rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie und euren Willen, um jeden Preis zu siegen. Ihr habt schon gesiegt an der Marne, an der Yser, in Lothringen und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph.

Joffre.“

In Ost- und Westpreußen ist die Lage unverändert.

In Polen fortschreitender Angriff gegen die Stellungen, in denen der Feind Front gemacht hat. (W. T. B.)

Karpathenkämpfe.

Wien, 21. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 21. Dezember, mittags. In den Karpathen macht unser Angriff im oberen Flußgebiete der Latorcza gute Fortschritte. Nordöstlich des Lubkower Passes, an der Front nördlich Krosno — Tuchow und am unteren Dunajez wird heftig weitergekämpft. Die Lage in Südpolen hat sich nicht geändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Fortschritte in West und Ost. — Joffres Offensive.

Großes Hauptquartier, 22. Dezember. Bei Nieuport und in Gegend Ypern herrschte im allgemeinen Ruhe. Zur Wiedererlangung der am 20. Dezember verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy machten die durch französische Territorials verstärkten Engländer gestern und heute nacht verzweifelte Vorstöße, die zurückgewiesen wurden. In Gegend Richebourg gelang es ihnen, in ihren alten Stellungen wieder Fuß zu fassen. — Die gestrigen Angriffe der Franzosen in Gegend Albert, nordöstlich Compiègne, bei Souain und Perthes wurden unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen. — Im westlichen Teil der Argonnen nahmen wir einige Schützengräben östlich der Argonnen, nordwestlich und nördlich Verdun wurden die französischen Angriffe zum Teil unter schwersten Verlusten für die Franzosen leicht zurückgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage in Ost- und Westpreußen unverändert. — In Polen stehen unsere Truppen in heftigen Kämpfen um den Bzura- und Rawka-Abschnitt. An vielen Stellen ist der Übergang über diese Abschnitte schon erzwungen. — Auf dem rechten Ufer der Piliza steht der Kampf der verbündeten Truppen noch.

Wir haben leider erst nach der Veröffentlichung festgestellt, daß der gestern bekanntgegebene Befehl des französischen Generals Joffre vom 17. Dezember folgenden Nachsatz hatte: „Der Befehl ist heute abend allen Truppen bekanntzugeben und zu verhindern, daß er in die Presse gelangt." (W. T. B.)

Türkische Erfolge.

Konstantinopel, 22. Dezember. Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront überraschten unsere Truppen die Russen durch einen Nachtangriff auf deren Stellungen bei El Ageos und Arhi, 30 Kilometer östlich von Köpriköi; der Feind erlitt schwere Verluste an Toten und Verwundeten und ergriff die Flucht. Die indischen Besatzungstruppen von Ägypten desertieren massenweise und laufen mit den Waffen zu uns über.

La Bassée.

Großes Hauptquartier, 23. Dezember, vormittags. Angriffe in den Dünen bei Lombartzyde und südlich Bixschoote wiesen unsere Truppen leicht ab. Bei Richebourg l'Avoué wurden die Engländer gestern wieder aus ihren Stellungen geworfen; trotz verzweifelter Gegenangriffe wurden alle Stellungen, die zwischen Richebourg und dem Kanal d'Aire à la Bassée den Engländern entrissen waren, gehalten und gefestigt. Seit 20. Dezember fielen 750 Farbige und Engländer als Gefangene in unsere Hände, 5 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer wurden erbeutet. — In der Umgegend des Lagers von Chalons entwickelte der Feind eine rege Tätigkeit. Angriffe nördlich Sillery, südöstlich Reims, bei Souain und Perthes wurden von uns zum Teil unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen.

In Ost- und Westpreußen blieb die Lage unverändert. — Die Kämpfe um den Bzura- und Rawka-Abschnitt dauern fort; auf dem rechten Piliza-Ufer ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Erfolge der österreichisch-ungarischen Flotte.

Wien, 23. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Das französische Unterseeboot „Curie" wurde, ohne zu einem Angriff gekommen zu sein, an unserer Küste von Strandbatterien und Wachfahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht. Der Kommandant und sechsundzwanzig Mann sind gerettet und gefangen genommen, nur der zweite Offizier wird vermißt.

Unser Unterseeboot 12, Kommandant Linienschiffsleutnant Egon Lerch, hat am 21. Dezember vormittags in der Otranto-Straße eine aus sechzehn großen Schiffen bestehende französische Flotte angegriffen, das Flaggschiff Typ „Courbet" zweimal anlanziert und beide Male getroffen. Die darauf in der feindlichen Flotte entstandene Verwirrung, die gefährliche Nähe einzelner Schiffe und der hohe Seegang bei unsichtigem Wetter verhinderten das Unterseeboot, über das weitere Schicksal des betreffenden Schiffes Gewißheit zu erlangen. Flottenkommando.

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 23. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 23. Dezember, mittags. Unsere Operationen in den Karpathen nehmen einen günstigen Verlauf. Im Latorcza-Gebiet wurde ein russischer Angriffsversuch bei Volocz (Volovez) abgewiesen. Im oberen Ungtale machten unsere Truppen gestern bei Feny Vesvölgy 300 Gefangene und drangen weiter vor. Auch nordöstlich des Lubkower Passes in der Richtung gegen Lisko gewann Angriff Raum. Das offizielle Communiqué des russischen Generalstabes vom 18. Dezember behauptete, daß uns an dieser Front 3000 Gefangene und auch Geschütze und Maschinengewehre abgenommen wurden. Diese Angaben sind erfunden. Unsere hier aufgetretene Kampfgruppe verlor an Toten, Verwundeten und Vermißten zusammen zwei Offiziere, 305 Mann. Nicht ein Geschütz, nicht ein Maschinengewehr fiel in die Hände des Feindes. Die heftigen Kämpfe bei Krosno, Jaslo, Tuchow und am unteren Dunajetz halten an. An diesem Flusse erneuerten die Russen auch in der vergangenen Nacht ihre vergeblichen, verlustreichen Angriffe. — An der Nida steht vorerst der Kampf. Nächst der Mündung dieses Flusses wurde eine Brücke des Feindes über die Weichsel in Brand geschossen. Südlich Tomaszow wurde von unseren Truppen ein Nachtangriff kaukasischer Regimenter abgeschlagen. — Die Kämpfe unserer Verbündeten um den Rawka- und Bzura-Abschnitt dauern fort. — An der ganzen Front ist somit eine neue Schlacht im Gange.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Rückzug aus Serbien.

Wien, 23. Dezember. Amtlich wird bekannt gegeben: Die nach dem siegreichen Vorgehen in Serbien erfolgte Zurücknahme unserer Kräfte hat verschiedene, teilweise ganz unbegründete Gerüchte entstehen lassen. Es soll daher hiermit, auf Grund jener Erhebungen, die ohne Verzug auf Allerhöchsten Befehl durch eine hohe militärische Vertrauensperson an Ort und Stelle gepflogen worden sind, Aufklärung gegeben werden.

Nach den erkämpften Erfolgen hatte das Oberkommando der Balkanstreitkräfte die Erreichung des idealen Zieles aller Kriegführung, die völlige Niederwerfung des Gegners ins Auge gefaßt, dabei aber den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht genügend Rechnung getragen. Infolge der Ungunst der Witterung waren die wenigen durch unwirtliches Terrain führenden Nachschublinien in einen solchen Zustand geraten, daß es unmöglich wurde, der Armee die notwendige Verpflegung und Munition zuzuführen. Da gleichzeitig der Feind neue Kräfte gesammelt hatte und zum Angriff überging, mußte die Offensive abgebrochen werden und war es ein Gebot der Klugheit, die Armee nicht unter ungünstigen Verhältnissen zum entscheidenden Kampfe zu stellen. Unsere in Serbien eingedrungenen Streitkräfte sind, den widrigen Verhältnissen nachgebend, zurückgegangen. Sie sind aber nicht geschlagen, sie sehen ungebrochenen Mutes neuen Kämpfen entgegen. Wer unsere braven Truppen nach dem beschwerlichen Rückzuge gesehen hat, der mußte erkennen, welch hoher Wert ihnen innewohnt.

Daß wir bei diesem Rückzuge empfindliche Verluste an Mann und Material hatten, war unvermeidlich. Hierbei sei festgestellt, daß die über das Maß unserer Verluste verbreiteten Nachrichten über die Tatsachen weit hinausgehen. — Seit einer Reihe von Tagen stehen die von allerbestem Geiste beseelten Truppen in guten Unterkünften; sie werden mit allem Erforderlichen versehen, sie harren ihrer Verwendung. Bisher kam es an der Grenze nur zu unbedeutenden Plänkeleien zwischen Patrouillen.

Seine Majestät geruhten, den bisherigen Oberkommandanten auf seine aus Gesundheitsrücksichten gestellte Bitte vom Kommando zu entheben und an seine Stelle den General der Kavallerie Erzherzog Eugen zu ernennen. Die Nachricht, daß Höchstderselbe das so wichtige Kommando über die Balkanstreitkräfte übernimmt, wird in der Armee, in der der Herr Erzherzog höchstes Vertrauen und begeisterte Verehrung genießt, mit dankbarem Jubel aufgenommen werden.

Erneute Besetzung von Mlawa.

Großes Hauptquartier, 24. Dezember, vormittags. Der Feind wiederholte gestern in Gegend Nieuport seine Angriffe nicht. Bei Bixschoote machten unsere Truppen in den Gefechten vom 21. Dezember 230 Gefangene. Sehr lebhaft war die Tätigkeit des Feindes wieder in Gegend des Lagers von Chalons. Dem heftigen feindlichen Artilleriefeuer auf dieser Front folgten in Gegend Souain und Perthes Infanterieangriffe, die abgewiesen wurden. Ein vom Feinde unter dauerndem Artilleriefeuer gehaltener Graben wurde uns entrissen, am Abend aber wieder genommen. Die Stellung wurde nach diesem gelungenen Gegenstoß aufgegeben, da Teile des Schützengrabens vom Feuer des Feindes fast eingeebnet waren. Über 100 Gefangene blieben in unserer Hand.

Unsere Truppen haben von Soldau—Neidenburg her erneut die Offensive ergriffen und in mehrtägigen Kämpfen die Russen zurückgeworfen. Mlawa und die feindliche Stellung bei Mlawa sind wieder in unserer Hand. In diesen Kämpfen wurden über 1000 Gefangene gemacht. Am Bzura- und Rawka-Abschnitt kam es bei unsichtigem Wetter, bei dem die Artillerie wenig zur Geltung kommen konnte, an vielen Stellen zu heftigen Bajonettkämpfen. Die Verluste der Russen sind groß. Auf dem rechten Piliza-Ufer in Gegend südöstlich Tomaszow griffen die Russen mehrmals an und wurden mit schweren Verlusten von den verbündeten Truppen zurückgeschlagen. Weiter südlich ist die Lage im allgemeinen unverändert. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarische Erfolge.

Wien, 24. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 24. Dezember, mittags: Im oberen Nagy-Agertal bei Ökörmezö steht der Kampf. Im Latorczatal wiesen unsere Truppen gestern mehrere Angriffe unter großen Verlusten für die Russen ab und zersprengten ein feindliches Bataillon bei Also-Vereczke. Im oberen Ungtale gewinnt unser Angriff allmählich Raum gegen den Uzsoker Paß. Am 21. Dezember wurden im Gebiete dieses Karpathentales 650 Russen gefangen genommen. Die Kämpfe an der bekannten galizischen Front dauern fort. An der unteren Nida machten unsere Truppen in einem Gefecht am 22. Dezember über zweitausend Gefangene. Im Raum von Tomaszow und an der Rawka—Bzura-Linie wird weitergekämpft.

Vom 11. bis zum 20. Dezember wurden von uns insgesamt 43000 Russen gefangen genommen. Im Innern der Monarchie befinden sich jetzt bereits 200000 kriegsgefangene Feinde.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Sieg der Türken im Kaukasus.

Konstantinopel, 24. Dezember. Das Hauptquartier meldet: Auf der kaukasischen Front trugen unsere Truppen zwischen Olti und Id einen entscheidenden Sieg davon. Die Schlacht dauert mit neuen Erfolgen für uns noch fort. Bis jetzt erbeuteten wir sechs Geschütze und über tausend Gefangene, darunter einen Obersten, und eine Menge Munition und Kriegsmaterial.

Ein englischer Kreuzer versuchte gestern in Akaba einzudringen, wurde aber gezwungen, sich unter dem Feuer unserer Geschütze sofort wieder zurückzuziehen. Das Feuer des Kreuzers richtete keinen Schaden an.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 25. Dezember 1914, vormittags. In Flandern herrschte gestern im allgemeinen Ruhe. Östlich Festubert wurde den Engländern anschließend an die am 20. Dezember eroberte Stellung ein weiteres Stück ihrer Befestigungen entrissen.

Bei Chivy nordöstlich Vailly hoben unsere Truppen eine feindliche Kompagnie aus, die sich vor unserer Stellung eingenistet hatte; 172 Franzosen wurden hierbei gefangen genommen. Bei dem Versuch, die Stellung uns wieder zu entreißen, hatte der Feind starke Verluste.

Französische Angriffe bei Souain und Perthes, sowie kleinere Vorstöße nordwestlich Verdun und westlich Apremont wurden abgewiesen.

Im Osten blieb gestern die Lage unverändert.

(W. T. B.)

Englischer Vorstoß in die deutsche Bucht.

Am 25. Dezember vormittags machten leichte englische Streitkräfte einen Vorstoß in die deutsche Bucht. Von ihnen mitgeführte Wasserflugzeuge gingen gegen unsere Flußmündungen vor und warfen hierbei gegen zu Anker liegende Schiffe und einen in der Nähe von Kuxhaven befindlichen Gasbehälter Bomben ab, ohne zu treffen und Schaden anzurichten. Unter Feuer genommen, zogen sich die Flugzeuge in westlicher Richtung zurück. Unsere Luftschiffe und Flugzeuge klärten gegen die englischen Streitkräfte auf. Hierbei erzielten sie durch Bombenwürfe auf zwei englischen Zerstörern und einem Begleitdampfer Treffer. Auf letzterem wurde Brandwirkung beobachtet. Aufkommendes nebliges Wetter verhinderte sonstige Kämpfe.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
gez. Behncke.

Kämpfe in den Karpathen und Galizien.

Wien, 25. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz wurde gestern an einem großen Teile der Front weitergekämpft. Unsere Kräfte im Nagy-Ag- und Latorcza-Gebiet wiesen mehrere Angriffe unter schweren Verlusten des Feindes ab. Nächst des Uzsoker Passes nahmen wir eine Grenzhöhe. In Galizien wurde der Gegner weiter gegen Lisko zurückgedrängt. Zwischen Wislok und Biala hingegen setzte er seine Angriffe den ganzen Tag und mit besonderer Intensität am Weihnachtsabend und in der Heiligen Nacht fort. Am Dunajetz und an unserer unveränderten Front in Russisch-Polen fanden teils Artilleriekämpfe statt, teils herrschte Ruhe. Auf dem Balkankriegsschauplatz hat sich nichts ereignet.

Im Norden wie im Süden gedenken unsere braven Truppen dankbar der Heimat, die so reiche Weihnachtsgaben sandte. Daß sich auch die Fürsorge des Deutschen Reiches an diesem Werke mit großen Spenden beteiligte, wurde als neuer Beweis der innigen Zusammengehörigkeit der verbündeten Heere warm empfunden.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 26. Dezember 1914, mittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Nieuport sind in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember Angriffe der Franzosen und Engländer abgewiesen.

Der Erfolg der Kämpfe bei Festubert mit Indern und Engländern läßt sich erst heute übersehen. Neunzehn Offiziere und 819 Farbige und Engländer wurden gefangen genommen, vierzehn Maschinengewehre, zwölf Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Auf dem Kampffeld ließ der Feind über 3000 Tote. Eine von den Engländern zur Bestattung der Toten erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Bei kleineren Gefechten in Gegend Lihons südöstlich Amiens und Tracy-le-Val nordöstlich Compiègne machten wir gegen 200 Gefangene.

In den Vogesen südlich Diedolshausen und im Oberelsaß westlich Sennheim, sowie südwestlich Altkirch kam es

gestern zu kleineren Gefechten. Die Lage blieb dort unverändert.

Am 20. Dezember nachmittags warf ein französischer Flieger auf das Dorf Inor neun Bomben, obgleich dort nur Lazarette sich befinden, die auch für Fliegerbeobachtung ganz deutlich kenntlich gemacht sind. Nennenswerter Schaden wurde nicht angerichtet.

Zur Antwort auf diese Tat und auf das neuliche Bombenwerfen auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg wurden heute morgen einige der in der Position de Nancy liegenden Orte von uns mit Bomben mittleren Kalibers belegt.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Russische Angriffe auf die Stellungen bei Lötzen wurden abgeschlagen. Tausend Gefangene blieben in unserer Hand.

In Nordpolen nördlich der Weichsel blieb die Lage unverändert, südlich der Weichsel schritten unsere Angriffe am Bzura-Abschnitt fort. Auf dem rechten Pilitza-Ufer südöstlich Tomaszow war unsere Offensive von Erfolg begleitet. Weiter südlich ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 26. Dezember. Gestern nahmen unsere Truppen nach viertägigen heldenmütigen Kämpfen den Uzsoker Paß.

In Galizien führten die Russen ihre vor einigen Tagen begonnene Offensive mit starken Kräften fort und gelangten wieder in den Besitz der Becken von Krosno und Jaslo. Die Lage am unteren Dunajetz und an der Nida ist unverändert. Südlich Tomaszow gewann unser Angriff ostwärts Raum.

Auf dem Balkankriegsschauplatz herrscht seit zehn Tagen Ruhe. Nur an der Save und Drina kommt es zuweilen zu unbedeutenden Plänkeleien. Die Festung Bileca wies am 24. Dezember einen schwachen Angriff der Montenegriner ab.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 27. Dezember, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Flandern ereignete sich gestern nichts Wesentliches, englische Schiffe zeigten sich heute morgen. Nordöstlich Albert machte der Feind einen vergeblichen Vorstoß auf La Boisselle, dem heute früh ein erfolgreicher Gegenstoß unserer Truppen folgte. – Französische Angriffe im Meurissons-Grunde (Argonnen) und südöstlich Verdun brachen in unserm Feuer zusammen. – Im Oberelsaß griffen die Franzosen unsere Stellungen östlich der Linie Thann – Dammerkirch an. – Sämtliche Angriffe wurden zurückgeschlagen. In den ersten Nachtstunden setzten die Franzosen sich in Besitz einer wichtigen Höhe östlich Thann, wurden aber durch einen kräftigen Gegenangriff wieder geworfen. Die Höhe blieb fest in unserem Besitz.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Ost- und Westpreußen keine Veränderung. In Polen machten unsere Angriffe am Bzura – Rawka-Abschnitt langsam weitere Fortschritte. Südöstlich Tomaszow wurde die Offensive erfolgreich fortgesetzt. Russische Angriffe aus südlicher Richtung auf Inowlodz wurden unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarische Übersicht über Nord und Süd.

Wien, 27. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 27. Dezember, mittags. Die Lage in den Karpathen ist unverändert. Vor der zwischen Rymanow und Tuchow angesetzten russischen Offensive wurden unsere Kräfte im galizischen Karpathenvorlande etwas zurückgenommen. Feindliche Angriffe am unteren Dunajetz und an der unteren Nida scheiterten. Die Kämpfe in der Gegend von Tomaszow dauern fort.

Auf dem Balkankriegsschauplatze hält die Ruhe an. Das Territorium der Monarchie ist hier mit Ausnahme ganz unbedeutender Grenzstrecken Bosniens und der Herzegowina und Süddalmatiens vom Feinde frei; der schmale Landstreifen Spizza – Budua wurde von den Montenegrinern schon bei Kriegsbeginn besetzt. Ihr Angriff auf die Bocche di Cattaro scheiterte vollständig. Schon vor längerer Zeit mußten ihre und die auf die Grenzhöhen gebrachten französischen Geschütze, von unserer Forts- und Schiffsartillerie niedergekämpft, das Feuer einstellen. Ebenso ergebnislos verliefen bekanntermaßen die wiederholten Beschießungen einzelner Küstenwerke durch französische Flottenabteilungen. Der Kriegshafen ist somit fest in unseren Händen. Östlich Trebinje befinden sich schwächere montenegrinische Abteilungen auf herzegowinischem Grenzgebiete. Endlich stehen östlich der Drinastrecke Foca – Visegrad serbische Kräfte, die von dort auch während unserer Offensive nicht gewichen waren.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Seegefecht im Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 27. Dezember. Amtlicher Bericht des Hauptquartiers: Die amtlichen russischen Berichte aus Sebastopol teilen mit, daß die „Hamidie" vor Sebastopol torpediert und schwer beschädigt worden sei, so daß sie zwar Konstantinopel noch erreichen konnte, aber für lange Zeit außer Gefecht gesetzt worden sei. Hier ist die Antwort auf diese Lügen: In diesen Tagen fuhr unsere Flotte mit Einschluß der „Hamidie" durch das Schwarze Meer und kehrte unbeschädigt zurück. Eines unserer Kriegsschiffe begegnete am 24. Dezember einer russischen Flotte, die aus 17 Einheiten zusammengesetzt war, nämlich 5 Linienschiffen, 2 Kreuzern, 10 Torpedobooten und 3 Minenlegern, d. h. ein türkisches Schiff gegen 17 feindliche. Dieses türkische Schiff griff in der Nacht diese Flotte an, beschoß mit Erfolg das Linienschiff „Restißlaw" und versenkte die beiden Minenleger „Oleg" und „Athos". Zwei Offiziere und 30 russische Seesoldaten wurden gerettet und zu Gefangenen gemacht. Zur selben Zeit beschoß ein anderer Teil unserer Flotte erfolgreich Batum. Am Vormittag des 25. Dezember wollten zwei von unseren Schiffen die oben genannte Flotte zum Kampfe zwingen, die es vorzog, nach Sebastopol zu fliehen.

Kämpfe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 28. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Nieuport erneuerte der Feind seine Angriffsversuche ohne jeden Erfolg; er wurde dabei durch Feuer vom Meere her unterstützt, das uns keinerlei Schaden tat, dagegen einige Bewohner von Westende tötete und verletzte. Auch ein Angriff des Feindes gegen das Gehöft St. Georges, das er in seinen offiziellen Mitteilungen als in seinen Händen befindlich bezeichnet hat, scheiterte. Südlich Ypern wurde von uns ein feindlicher Schützengraben genommen, wobei einige Dutzend Gefangene in unsere Hände fielen. Mehrfache stärkere Angriffe des Gegners in der Gegend nordwestlich Arras wurden abgewiesen. Südöstlich Verdun wiederholte der Feind seine Angriffe, ebenfalls ohne jeden Erfolg. Das gleiche war der Fall bei seiner Absicht, die gestern umstrittene Höhe westlich Sennheim zurückzugewinnen.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Ostpreußen und Polen nördlich der Weichsel nichts Neues. Auf linkem Weichselufer entwickeln sich unsere Angriffe trotz sehr ungünstigen Wetters weiter. (W. T. B.)

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 28. Dezember. Amtlich wird verlautbart: 28. Dezember, mittags: Nördlich des Dukla-Passes wichen unsere Truppen dem Angriff der Russen in Stellungen näher am Karpathenkamm aus. Zwischen Biala und Dunajetz, im Raume nordöstlich Zakliczyn, wurden sehr heftige Angriffe des Feindes abgewiesen. Sonst hat sich auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz an unserer Front nichts Wesentliches ereignet.

Im Süden herrscht, von einigen Grenzplänkeleien abgesehen, vollkommene Ruhe. Die Serben sprengten wieder die Semliner Brücke.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 29. Dezember, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Nieuport und südöstlich Ypern gewannen wir in kleineren Gefechten einigen Boden.

Mehrfache starke französische Angriffe nordwestlich St. Menehould wurden unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen, dabei machten wir einige hundert Gefangene.

Ein Vorstoß im Bois Brulé westlich Apremont führte unter Erbeutung von drei Maschinengewehren zur Fortnahme eines französischen Schützengrabens. Französische Angriffe westlich Sennheim wurden abgewiesen.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Ostpreußen und Polen rechts der Weichsel keine Veränderung. Am Bzura- und Rawka-Abschnitt schritten unsere Angriffe vor. In Gegend südlich Inowlodz wurden starke russische Angriffe zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen und in Serbien.

Wien, 29. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Die russische 8. Armee, die vor etwa einer Woche die Offensive gegen unsere über die Karpathen vorgerückten Kräfte ergriff, hat sich durch Ergänzungen und frische Divisionen derart verstärkt, daß es geboten erschien, unsere Truppen auf die Paßhöhen und in den Raum von Gorlice zurückzunehmen. Die sonstige Lage im Norden ist hierdurch nicht berührt.

Auf dem Balkankriegsschauplatze entfalteten die Montenegriner eine lebhaftere, aber erfolglose Tätigkeit. Bei Trebinje wurde ein schwacher Angriff auf unsere Vorfeldstellungen mühelos abgewiesen und die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht. Gegen ein starkes Grenzfort in der Krivosye hatten die montenegrinischen Geschütze naturgemäß nicht den geringsten Erfolg.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Fortsetzung der Offensive östlich des Bzura-Abschnittes.

Großes Hauptquartier, 30. Dezember, vormittags. Um das Gehöft St. Georges, südöstlich Nieuport, welches wir vor einem überraschenden Angriff räumen mußten, wird noch gekämpft. Sturm und Wolkenbrüche richteten an den beiderseitigen Stellungen in Flandern und im Norden Frankreichs Schaden an. Der Tag verlief auf der übrigen Front im allgemeinen ruhig.

In Ostpreußen wurde die russische Heereskavallerie auf Pillkallen zurückgedrängt. In Polen rechts der Weichsel ist die Lage unverändert. Auf dem westlichen Weichselufer wurde die Offensive östlich des Bzura-Abschnittes fortgesetzt. Im übrigen dauern die Kämpfe am und östlich des Rawka-Abschnittes, sowie bei Inowlodz und südwestlich fort. Nach auswärtigen Mitteilungen hat es den Anschein, als ob Lowicz und Skierniewice nicht in unserem Besitz wären; diese Orte sind seit mehr als sechs Tagen von uns genommen. Skierniewice liegt weit hinter unserer Front. (W. T. B.)

Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 30. Dezember. Amtlich wird verlautbart: In den Karpathen griffen unsere Truppen nördlich des Uzsoker Passes an und nahmen mehrere Höhen. Nördlich des Lupkower Passes brachte ein Gegenangriff die Vorrückung der Russen zum Stehen. Weiter westlich ging der Feind mit schwächeren Kräften an einzelne Übergänge heran. — Nördlich Gorlice, nordöstlich Zakliczyn und an der unteren Nida brachen die russischen Angriffe unter schweren Verlusten zusammen. Im Raume östlich und südöstlich Tomaszow machten die Verbündeten Fortschritte.

Auf dem Balkankriegsschauplatze herrscht an der serbischen Grenze Ruhe. Nächtliche Angriffe der Montenegriner auf Gat bei Avtovac und aus Lastva bei Trebinje wurden abgewiesen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Kämpfe in West und Ost.

Großes Hauptquartier, 31. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

An der Küste war im allgemeinen Ruhe. Der Feind legte sein Artilleriefeuer auf Westende Bad, zerstörte einen Teil der Häuser, ohne militärischen Schaden anzurichten. In der von uns gesprengten Alger Auberge Ferme südöstlich Reims wurde eine ganze französische Kompagnie vernichtet. Starke französische Angriffe nördlich des Lagers von Chalons wurden überall abgewiesen.

Im westlichen Teil der Argonnen gewannen unsere Truppen unter Fortnahme mehrerer hintereinander liegenden Gräben und Gefangennahme von über 250 Franzosen erheblich Boden. In Gegend Flirey nördlich Toul scheiterten französische Angriffsversuche.

Im Oberelsaß in Gegend westlich Sennheim brachen sämtliche Angriffe der Franzosen in unserem Feuer zusammen. Systematisch schossen sie Haus für Haus des von uns besetzten Dorfes Steinbach in Trümmer; unsere Verluste sind aber gering.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Lage in Ostpreußen und in Polen nördlich der Weichsel unverändert.

An und östlich der Bzura dauern die Kämpfe fort. In Gegend Rawa machte unsere Offensive Fortschritte; auf dem Ostufer der Piliza ist die Lage unverändert.

(W. T. B.)

Neujahrsbefehl des Kaisers an Heer und Marine.

Großes Hauptquartier, 31. Dezember.

An das deutsche Heer und die deutsche Marine.

Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr.

Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk, in beispielloser Eintracht, bereit sein Bestes herzugeben, für den heiligen, heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen. Viel ist im alten Jahre geschehen: Noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen; immer neue Scharen wälzen sich gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran.

Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß mich eins mit dem ganzen deutschen Volk.

Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland.

gez. Wilhelm, I. R.

(W. T. B.)

Die Beute in Polen.

Berlin, 31. Dezember. Aus dem Großen Hauptquartier erfahren wir: Unsere in Polen kämpfenden Truppen haben bei der an die Kämpfe bei Lodz und Lowicz anschließenden Verfolgung über 56 000 Gefangene gemacht und viele Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtbeute unserer am 11. November in Polen einsetzenden Offensive ist somit auf 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gestiegen.

586 013 Gefangene.

Berlin, 31. Dezember. Die Gesamtzahl der beim Jahresschluß in Deutschland befindlichen und internierten Kriegsgefangenen (keine Zivilgefangenen) beträgt 8138 Offiziere, 577 875 Mann.

In dieser Zahl ist ein Teil der auf der Verfolgung in Russisch-Polen gemachten sowie alle im Abtransport noch befindlichen Gefangenen noch nicht enthalten.

Die Gesamtzahl setzt sich folgendermaßen zusammen:

Franzosen: 3459 Offiziere, 215 905 Mann; darunter sieben Generale.

Russen: 3575 Offiziere, 306 294 Mann; darunter achtzehn Generale.

Belgier: 612 Offiziere, 36 852 Mann; darunter drei Generale.

Engländer: 492 Offiziere, 18 824 Mann.

Die über Kopenhagen verbreitete, angeblich vom russischen Kriegsminister stammende Nachricht, daß in Rußland 1140 Offiziere und 134 700 Mann deutsche Kriegsgefangene sich befänden, ist irreführend. Die Russen zählen in die Gesamtzahl alle Zivilgefangenen hinein, die zu Kriegsbeginn zurückgehalten und interniert sind.

Die Kriegsgefangenen sind auf allerhöchstens 15 Prozent der angegebenen Summe zu veranschlagen, hierbei ist zu beachten, daß ein großer Teil auch dieser Gefangenen verwundet in die Hände der Russen gefallen ist. (W. T. B.)

Kämpfe in den Karpathen und in Galizien.

Wien, 31. Dezember. Amtlich wird bekanntgegeben: 31. Dezember, mittags. Gestern entwickelten die Russen in der Bukowina und in den Karpathen eine lebhaftere Tätigkeit. Unsere Truppen halten am Suczawaflusse, im oberen Gebiet des Czeremosz; weiter westlich auf den Kammhöhen der Karpathen, dann im Nagy-ag-Tale bei Ökörmezö, wo gestern wieder ein Angriff des Feindes unter schweren Verlusten scheiterte; endlich im obersten Gebiet der Latorcza und nördlich des Uszoker Passes. Westlich dieses Passes hat der Gegner, der seine Vorrückung hier einstellte, keinen Karpathenübergang in Händen.

Im Raume von Gorlice und nordöstlich Zakliczyn wurden die gestern und auch in der vergangenen Nacht fortgesetzten heftigen Angriffe der Russen überall abgewiesen. An der Nida herrschte Ruhe. Weiter nordwärts schreitet der Angriff der Verbündeten fort.

Vor Przemysl wurden russische Patrouillen in österreichisch-ungarischen Uniformen festgestellt. Offiziere und Mannschaften des Feindes, die sich dieser unzulässigen Kriegslist bedienen, haben auf die Begünstigung der internationalen Gesetze und Gebräuche im Kriege keinen Anspruch.

Die Ruhe auf dem Balkankriegsschauplatz hält an. Östlich Trebinje zwang unsere Artillerie die Montenegriner nach mehrstündigem Geschützkampf zum Rückzuge.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Erinnerungen aus den Tagen der Kapitulation und Übergabe der Festung Maubeuge.

Nach heißem, opfervollem Ringen war es unseren braven Rheinländern und Westfalen vom VII. Reservekorps Anfang September gelungen, die starke Besatzung der Festung Maubeuge in zähem Vordringen aus dem Vorgelände zu vertreiben und auf die Verteidigung des Fortgürtels zu beschränken.

Nun galt es, Forts und Zwischengelände dem äußerst rührigen, tapferen Gegner zu entreißen. Schnelle Entscheidung war im Interesse der gesamten operativen Lage dringend geboten.

Die nun folgenden, hartnäckigen Kämpfe ergaben sich weniger aus dem Zustande der permanenten Anlagen der Festung. Es war vielmehr hier seitens der französischen Landesverteidigung, wohl mit Rücksicht auf die Sicherung Nordfrankreichs durch das zum mindesten neutrale Belgien, schon seit Jahren nur wenig für den modernen Ausbau von Maubeuge geschehen. Von den zahlreichen Forts und Zwischenwerken entsprach nur ein einziges einigermaßen den heutigen Anforderungen.

Anders verhielt es sich indessen mit der Herrichtung des Zwischengeländes. Hier fand unsere Infanterie nicht die gleichen Verhältnisse wie in den Kämpfen um Lüttich und Namur. Während dort für den Ausbau der Zwischenräume seitens der Belgier wenig oder fast gar nichts geschehen war, die wenigen Anlagen sich vielfach an zweckloser Stelle und meist im toten Winkel befanden, war der Gegner vor Maubeuge mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis ans Werk gegangen. Es zeigte sich bereits in diesen Kämpfen die besonders in dem jetzigen Stadium des Krieges in Erscheinung getretene Befähigung der Franzosen, in der Verteidigung jeden sich bietenden Vorteil des Geländes auszunutzen und mit allen Mitteln der Feldbefestigung wertvolle Stützpunkte zu schaffen. Besonders geschickt hatte der Feind an vielen Punkten Scheinstellungen angelegt, welche anfangs oft auch mit der wertvollen Munition unserer großen Brummer, der 42 cm-Geschütze, sowie der österreichischen Motorbatterien beschossen wurden, bis es der Aufklärung der unermüdlichen Fliegeroffiziere gelungen war, die richtigen Ziele festzustellen.

Das Feuer, welches in diesen ersten Septembertagen die feindlichen Forts überschüttete, hatte eine gewaltige Wirkung. Es wurde nach der Einnahme der Festung erkannt, daß die Zerstörung an manchen Stellen der Beschießung der Forts von Lüttich und Namur in keiner Weise nachstand. Dort, wo unsere 42 cm-Geschosse einschlugen, war alles Mauerwerk nur noch ein wüster Trümmerhaufen, und es schien, als hätte ein Erdbeben mit elementarer Gewalt den ganzen Bau durcheinandergeschüttelt.

Gleichzeitig mit der Beschießung der Forts, sowie der Zwischenräume ging auch der Angriff unserer Infanterie vorwärts. Freilich an manchen Stellen nur mit großen Verlusten. Wenn dann nach einem geglückten Angriff oder nach Abwehr eines feindlichen Ausfalls Verwundeten-Transporte unserer Braven nach den auf belgischem Gebiet liegenden Sammelstellen gebracht wurden, sah man häufig die in

Gruppen vor ihren Häusern stehenden, nicht gerade vertrauenerweckend aussehenden Belgier die Köpfe zusammenstecken. Oft hörte man im Vorübergehen, sobald sie sich unbeobachtet glaubten, wie sie sich gegenseitig wenig freundliche Worte über die fremden Eindringlinge zuraunten: „Habt Ihr schon gehört, daß eine starke englische Armee von Antwerpen im Anmarsch ist?“ oder „Man spricht von enormen Verlusten der Deutschen!“ — „Heute nacht haben die Franzosen Hunderte von Gefangenen gemacht.“ — „Die Munition geht den Prussiens aus!“

Dann folgten feindliche Blicke, und wer ihre stumme Sprache verstand, der merkte nur zu gut, daß es wahr sei, womit die deutsche Führung stets rechnen mußte. Hier ging es um hohen Einsatz! Siegten wir, dann war einer der wichtigsten Stützpunkte, welcher gleichzeitig einen Rückhalt für die Belgier und die Verbindung mit Antwerpen bildete, den Franzosen entrissen. Gelang es indessen dem, wie sich später herausstellte, weit um das Doppelte überlegenen Gegner, die Deutschen zu schlagen, dann stand mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß im Rücken der Belagerer ganz Belgien, das damals noch keineswegs entwaffnet war, sich erheben und der Volkskrieg in hellen Flammen entbrennen werde.

Somit war vor Maubeuge eine derjenigen Lagen eingetreten, in denen nur der starke Wille zum Siege den Erfolg sichert, und es schien, als ob dieser Gedanke jeden einzelnen, vom höchsten Führer bis zum jüngsten Soldaten, beseelte.

Der Befehlshaber der deutschen Einschließungsarmee, General der Infanterie von Zwehl, befand sich zu Beginn der Belagerung mit seinem Stabe in dem belgischen Städtchen Binche. Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Leopold von Preußen, Allerhöchst von Seiner Majestät beauftragt, über den Gang der Belagerung zu berichten, hatte in dem nahe gelegenen Mons Quartier genommen.

Angesichts der Tag und Nacht andauernden Beschießung, vor allem aus unseren 42 cm-Geschützen, sowie den Motorbatterien der Österreicher, gelang es, bis zum 6. September das wichtige Fort de Boussois auf der Ostfront der Festung zum Schweigen zu bringen. Es wurde nach heftigen Kämpfen, in denen sich vor allem auch unsere Minenwerfer mit großem Erfolge betätigten, durch unsere Infanterie besetzt und bald wehte die deutsche Fahne von seinen Wällen. Von diesem Augenblick an sollte sich das Schicksal der Festung schnell erfüllen.

Das Generalkommando hatte nach dem Fall des Forts de Boussois seinen Gefechtsstand nach der Ferme Vent de Bise, einem Gehöft etwa 3 Kilometer östlich des eroberten Forts, verlegt. Der Kommandierende General hatte diesen Punkt mit Rücksicht auf schnellste Nachrichtenverbindung zu seinen beiden Divisionen gewählt. Daß der Standort zeitweise noch im heftigen Feuer der französischen Artillerie lag, konnte an diesem Entschluß nichts ändern. Auch bei den Kämpfen vor Maubeuge trat, wie so häufig, in Erscheinung, daß die Einwohner den Nachrichtendienst mit den französischen Truppen auf das wirksamste unterstützten. So wurden zahlreiche Fernsprechverbindungen aufgefunden, welche in die Ortschaften hinter der Front der Deutschen führten und noch drei Tage vor der Einnahme der Festung wurde eine Frau standrechtlich erschossen, welche dem Feinde durch eine im Keller liegende Telephonleitung Mitteilungen über die Stellungen und Beobachtungsstände unserer Artillerie, sowie den Aufenthalt höherer Stäbe machte. Diese Erfahrungen hatten zur Folge, daß beim Eintreffen des Generalkommandos bei Vent de Bise sämtliche zu dem Gehöft gehörenden Gebäude von den noch dort befindlichen Einwohnern gesäubert wurden.

Der Stab des Kommandierenden Generals Exzellenz von Zwehl hatte am 7. September in einem an das Gehöft Vent de Bise angrenzenden Obstgarten Aufstellung genommen. Aus dem Wohnhause hatte man in den Garten Stühle und Tische gebracht. Über letzteren waren große Karten mit der genauen Eintragung der jeweiligen Kampfeshandlung ausgebreitet. Über einer dieser Karten verfolgte auch Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Leopold von Preußen mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse.

Es war kurz nach 2 Uhr nachmittags. Soeben waren mehrere Ordonnanzoffiziere mit Befehlen an beide Divisionen und den unermüdlichen, leider kurz nachher bei Reims zu früh gefallenen Kommandeur der Artillerie, Generalleutnant Steinmetz, abgefertigt worden, als ein Meldereiter, von weitem winkend, dem Gehöft zugaloppierte. Er meldete, daß er vom Generalleutnant von Unger, dem Führer der 14. Reserve-Division, vorausgesandt sei und dieser in kurzer Zeit mit einem Parlamentär von den Vorposten eintreffen werde. Bald darauf sah man den General mit einem französischen Offizier, dem man die Augen verbunden hatte, dem Gehöft zuschreiten.

Es folgten nun Momente höchster Spannung. Nachdem die Binde von den Augen des Parlamentärs entfernt worden war, meldete sich dieser als der Hauptmann im Generalstabe Grenier, der im Auftrage des Kommandanten, Generals Fournier, an den Oberbefehlshaber der deutschen Truppen gesandt sei. General Fournier bitte um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, um die zahlreichen vor der Front liegenden Gefallenen zu begraben und wegen der Übergabe der Festung zu verhandeln. Diese Meldung wurde in fließendem Deutsch gesprochen. Wie er später angab, hatte Hauptmann Grenier längere Zeit in Deutschland gelebt und dort Deutsch gelernt.

Nachdem der Offizier seine Meldung beendet hatte, erwiderte der Kommandierende General, daß er die tapfere Verteidigung der Festung zwar in vollem Maße anerkenne, einen so langen Waffenstillstand zu bewilligen sei ihm indessen unmöglich. Wenn es wirklich die Absicht des Kommandanten sei, die Festung zu übergeben, so werde man sich viel schneller einigen. Der Parlamentär möge nach vier Stunden mit den nötigen Vollmachten wiederkommen. Diese müßten im wesentlichen enthalten, daß die Festung mit sämtlichen Werken und allem Kriegsgerät übergeben werde und die Besatzung kriegsgefangen sei. „So hatten Sie es sich doch wohl auch gedacht?“ fragte zum Schluß der deutsche Führer und sagte, als der Franzose dies bejahte: „Nun, dazu brauchen wir ja dann nicht 24 Stunden Waffenstillstand. Auch kann ich die Beschießung der Festung bis zu Ihrer Rückkehr nicht einstellen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Nachdem der Hauptmann die Frage nach irgendwelchen sonstigen Wünschen verneint hatte, wurde er entlassen und durch Generalleutnant von Unger wieder zu den Vorposten begleitet.

Der Kampf wurde in den nun folgenden Stunden mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt. An dem klaren, blauen Himmel des heißen Septembernachmittags sah man im ganzen Umkreis, vor allem gegenüber der Nord- und Ostfront der Festung, die weißen Wölkchen der Schrapnells, kenntlich bei den Franzosen an den merkwürdig großen Sprenghöhen, sich entladen. Dazwischen tönte das pfeifende Geheul der sich aufwärts schraubenden schweren Granaten, verbunden mit den krachenden, ohrenbetäubenden Detonationen der einschlagenden Geschosse. Die Brennpunkte des Kampfes bezeichneten rings im weiten Umkreis in Flammen stehende Gehöfte und Strohschober, während eine tiefschwarze Riesenwolke über der Festung Maubeuge und der in Brand geschossenen Arbeitervorstadt lagerte.

Wohl manchen mögen in diesen Nachmittagsstunden wachsende Zweifel erfüllt haben, ob der Parlamentär nach Ablauf der gegebenen Zeit wiederkommen werde, ob nicht noch lange Tage verlustreicher Kämpfe folgen und die Franzosen erst nach Einnahme sämtlicher Forts die Festung übergeben würden. Diese Zweifel mußten immer begründeter

erscheinen, als nach Verlauf der festgesetzten vier Stunden noch keine Nachricht aus der Festung gekommen war.

Allmählich war die Sonne wie ein rotglühender Ball über einem brennenden Dorf im Westen gesunken, und der Mond stand mit weißleuchtender Sichel über den Trümmern des zerschossenen Forts de Boussois. Sein Licht ließ die Umrisse aller Gegenstände in der klaren Abendluft in merkwürdig scharfen Linien hervortreten. So auch einen Erdhügel dicht am Gehöft Vent de Bise, den die braven 39er am Tage vorher gefallenen Kameraden errichtet hatten. Ein schlichtes Holzkreuz, darauf mit einfacher Schrift die Namen. An dem Kreuz ein Helm befestigt. Auf dem Hügel zwei rote Geschoßhüllen und in ihnen von treuer Hand der letzte Gruß. Spätsommerblumen!

Hörten sie es wohl, die Helden, welche man dort zur letzten Ruhe gebettet hatte, in jener anderen Welt, wo die große Armee sich sammelt, das Brausen, welches in dieser Abendstunde mit einem Male fern von der Festung her durch die stille Luft über das weite Schlachtfeld zog? Erst leise, wie die einsetzende Flut, dann weiter dringend, lauter anschwellend und schließlich wie die unaufhaltsame Brandung alle Dämme durchbrechend in einem einzigen, jauchzenden Siegesruf? Allen, welche diesen Augenblick erleben durften, wird das Hurra unserer Braven unvergeßlich bleiben, mit dem sie die Rückkehr des Parlamentärs aus der Festung und die endgültige Kapitulation von Maubeuge begrüßten.

Atemlose, feierliche Stille herrschte rings im Kreise, als der Kommandierende General das an ihn gerichtete Schreiben des Generals Fournier verlas, welches Kapitän Grenier überreichte. Es enthielt das Einverständnis mit den ihm gestellten Bedingungen und ermächtigte den Überbringer, sofort wegen aller Einzelheiten in Verhandlung zu treten. Man kann den Eindruck schwer beschreiben, als jetzt erst die wirkliche Stärke des Gegners von 45000 Mann bekannt wurde. Unsere braven Truppen hatten in diesen Septembertagen in schwierigster Lage gegen einen mehr als doppelt so starken Gegner gekämpft und den Sieg über ihn errungen.

Nach kurzer Beratung des Kommandierenden Generals mit dem Chef des Generalstabes, Oberstleutnant Hesse, wurde dem Kapitän Grenier das am Nachmittage bereits aufgesetzte Protokoll der Übergabe vorgelesen.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Nur im weiten Umkreise der Festung beleuchteten die noch brennenden Gebäude die Landschaft mit taghellem Schein, während sich im Westen über Maubeuge, wie von einem gewaltigen Fanal des Sieges, der Himmel rötete.

Über das ihm vorgelegte Schreiben gebeugt, saß der Parlamentär an einem der Tische im Garten von Vent de Bise. Beim flackernden Licht von Kerzen, welche man in leere Burgunderflaschen gesteckt hatte, las er die Bedingungen, welche noch am Abend unterzeichnet werden sollten. Einmal schüttelte er mit wehmütigem Lächeln den Kopf. Es betraf die Stelle, an welcher stand, daß mit allem Kriegsgerät auch sämtliche Feldzeichen dem Sieger übergeben werden sollten. Befragt, ob er Zweifel habe, bejahte er dieses. Fahnen oder Standarten seien nicht mehr vorhanden. Man habe sie entsprechend der Instruktion vor der Übergabe der Festung verbrannt.

Nach beiderseitigem Übereinkommen sollte am nächsten Nachmittag der Ausmarsch der gesamten Garnison nach den für den Abtransport bestimmten Bahnstationen erfolgen. Noch während der Nacht sollten die Truppen entwaffnet, sowie sämtliche Forts übergeben und von den Deutschen besetzt werden. Dieses alles vollzog sich ohne Zwischenfall.

Es war am Nachmittage des 8. September um 2 Uhr, als der Kommandierende General, Exzellenz von Zwehl, mit seinem Stabe an der Porte de Mons von Maubeuge den Kommandanten der Festung, General Fournier, empfing. Dieser war begleitet von seinem Generalstabsoffizier, Hauptmann Grenier, und dem ersten Artillerieoffizier vom Platz. Nachdem der deutsche Führer dem Kommandanten in Anerkennung der tapferen Verteidigung der Stadt seinen Degen zurückgegeben hatte, begann vor den Augen Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, sowie Seiner Hoheit des Prinzen von Anhalt der Ausmarsch der Besatzung. Zu beiden Seiten der nach Jeumont führenden Straße waren die deutschen Truppen beider Divisionen, sowie die Mannschaften der österreichischen Motorbatterien aufgestellt. Bezeichnend für die treue Kameradschaft mit unseren Verbündeten, welche in diesen Tagen gemeinsamer, schwerer Kämpfe bei jeder Gelegenheit hervortrat, war der laute Jubel, mit dem die Österreicher jetzt bei ihrem Eintreffen von unseren Leuten begrüßt wurden.

Es war wohl kein Zufall, daß die ersten französischen Truppenverbände, welche den Ausmarsch aus der Festung eröffneten, von allen den besten Eindruck machten. Es schien vielmehr, daß hier eine besondere Auswahl getroffen war. Haltung, Ordnung und Marschtempo zeigten bei diesen Leuten keine Spuren der voraufgegangenen großen Anstrengungen und Entbehrungen. Auch erschienen keineswegs, wie der Kommandant gleichsam als Entschuldigung gesagt hatte, vorwiegend Leute älterer Jahrgänge, sondern junge, kräftige Gestalten, von meist gutem Wuchs.

Es war den Offizieren gestattet worden, nach Belieben entweder mit der Truppe zu marschieren oder Wagen zu benutzen. Von dieser Vergünstigung machten indessen fast nur die Verwundeten Gebrauch. Die meisten blieben an der Spitze ihrer Leute und grüßten beim Vorbeimarsch den Kommandanten, der mit seinem Stabe seitwärts von den deutschen Offizieren stand, in strammer Haltung.

Nachdem der Ausmarsch etwa eine Stunde gedauert hatte, änderte sich allmählich das Bild. Es traten größere Pausen ein und es erschienen meist keine einheitlichen Truppenteile. Die Leute kamen vielfach einzeln, oft auch in kleineren Trupps oder in zufällig zusammengestellten Verbänden vorüber. So bot der lange, acht Stunden dauernde Ausmarsch ein Schauspiel, wie es sich bunter und eigenartiger nicht beschreiben läßt. Es war wie ein Strom, der immer von neuem, scheinbar unaufhörlich, aus der engen Porte de Mons über die beiden Zugbrücken der alten Stadtumwallung herausflutete und in dem nach den ersten Stunden der einzelne gar nicht mehr auffiel. Es war nur noch das bunte Farbengemisch von Rot, Blau und Schwarz, welches in immer neuer Zusammenstellung, wie von einem Maler auf die Leinwand geworfen, an den Augen der Deutschen vorüberzog.

In dieser Fülle der Eindrücke bleibt ein Bild von unvergeßlicher Wirkung allen denen gewiß unauslöschlich in der Erinnerung haften, welche es miterleben durften.

Bereits zwei Stunden waren die gefangenen Franzosen durch die zu beiden Seiten der Straße aufgestellten Linien unserer Truppen marschiert. Alles vollzog sich ruhig und würdig. Wenn auch unseren braven Leuten der Stolz über so ungezählte Gefangene aus den Augen leuchtete, sie achteten doch in dem einzelnen geschlagenen Franzosen immer noch den Soldaten und enthielten sich jedes verletzenden Ausdrucks. Da zog es mit einem Male wie lauter Unwille durch die Reihe unserer Braven. Verwünschungen wurden laut und wie umgewandelt sahen sie alle mit haßerfüllten Blicken nach dem Zuge gelb gekleideter Gefangener, der sich jetzt aus dem Stadttore auf sie zubewegte.

Erst jetzt erfuhr man, daß sich auch noch Engländer in der Festung befanden. Es waren etwa 120 Mann, meist Versprengte und Zurückgebliebene, welche sich seit der Schlacht bei Mons im August in Maubeuge gesammelt hatten.

War die Haltung der Franzosen ernst und militärisch, so zeigte sich das gerade Gegenteil bei den Engländern. Im Gegensatz zu dem elastischen Schritt der ersteren kamen sie ohne Ordnung, schleppenden Ganges, mit einem Ausdruck, der im höchsten Grade unvorteilhaft auffiel, laut sprechend vorüber. Wie nachher bekannt wurde, hatten sie sich vor

dem Ausmarsch über einen Teil der Branntwein-Vorräte in der Festung hergemacht, der seine Wirkung nicht verfehlte. Nachdem alle schon längst vorübergezogen waren, folgte noch eine besonders eindrucksvolle Gruppe. Zwei Schotten, welche sich untergefaßt hatten, schwankten taumelnd vorüber. Plötzlich machte sich der eine von seinem Begleiter los und versuchte, laut rufend, einem unserer braven Westfalen die Hand zu schütteln. Dieser würdigte ihn indessen keines Blickes, sondern drehte ihm in stummer Verachtung den Rücken. Der bemerkenswerte Vorgang fand seinen Abschluß, indem beide Schotten in nachdrücklicher Weise zu ihren Landsleuten gebracht wurden.

So endete der Vorbeimarsch dieser englischen Kulturträger, und es folgten weiter in scheinbar endloser Reihe Scharen auf Scharen gefangener Franzosen. Viele Verwundete, zum Teil an Stöcken hinkend oder von Kameraden gestützt. Viele auch auf Wagen und kleinen zweirädrigen Karren. Jeder hatte versucht, an Lebensmitteln und Gepäck so viel als möglich fortzutragen, teils wurde es durch Fuhrwerk allerart befördert. Weiter folgten in buntem Zuge, mit den Truppen gemischt, Trommler und Spielleute, Verpflegungsbeamte und Krankenpfleger, Trainsoldaten und Sanitätsmannschaften. Viele der Offiziere, welche ihre Degen noch nicht abgegeben hatten, legten sie jetzt im Vorbeigehen vor dem deutschen Führer hin, zu dessen Füßen die im Laufe des Abends sich immer mehr steigende Zahl von Offizierdegen, Trommeln, Trompeten und Kriegsgerät allerart Zeugnis ablegen konnte von dem Erfolge, der hier erkämpft war.

Bot schon der Ausmarsch dieser Truppenmassen als Gesamteindruck ein Bild von ergreifender, unvergeßlicher Wirkung, so bildeten in diesem großen Rahmen kleinere Episoden, wie sie der Stift eines Zeichners jederzeit hätte festhalten können, unvergleichlich packende Momente. Ein Wagen, hochaufgetürmt mit Gepäck, gezogen von einem Pferd, das ein Soldat führte. Auf dem Gepäck gelagert mehrere leichtverwundete Offiziere, deren Blicke unverwandt nach der Festung gerichtet waren, als ob alles andere, die ganze Umgebung nicht für sie bestehe. Wer ihren Augen folgte, bemerkte, auf dem Wall stehend, mehrere Frauen, anscheinend Angehörige der Offiziere, welche ihnen bis an die Stadtumwallung das Geleit gegeben hatten. Immer von neuem zurückschauend und mit Tüchern winkend, erwiderten die Offiziere den Gruß der Ihrigen, bis der Wagen in der Ferne den Blicken entschwand, hinaus in die weite, unbekannte Zukunft.

Ein anderes Bild von noch tieferem Eindruck: Hoch aufgerichtet im Sattel sitzend, ein Oberst an der Spitze seines Regiments. Seine Züge tragen Spuren überstandener Kämpfe und Entbehrungen, zeigen den ganzen Ernst der Ergebung in das unabänderliche Schicksal. Ein Offizier des Generalkommandos tritt auf ihn zu und bedeutet ihm, daß alle Offiziere fahren oder zu Fuß gehen, Pferde abgegeben werden müssen. Der Oberst reitet seitwärts heraus. Ohne seinen Ausdruck zu verändern, sitzt er ab, schnallt gelassen seine Packtaschen vom Sattel und nimmt seinen Degen. Dann sieht er noch einmal seinen Araber-Schimmel mit einem langen Blick an und klopft ihn auf den Hals. Zwei Freunde nehmen voneinander Abschied fürs Leben: „Es war ein treues Tier, ich habe es zugeritten und aus Afrika mitgebracht," sagte er, im Weitergehen seinen Degen abgebend. Dann folgte er, ohne sich umzusehen, seinem Regiment.

So geht der Zug weiter, ziehen vorüber Hunderte, Tausende, zu Fuß, zu Wagen, Verwundete, Unverwundete, einzelne Trupps, ganze Kompagnien, Batterien, Bataillone, Regimenter in scheinbar endloser Reihe, bis erst nach 10 Uhr abends die letzten Gefangenen vorübergezogen sind, und der Schleier der Nacht sich über den bedeutsamen Tag senkt, der von nun an in unvergänglicher Erinnerung der Kriegsgeschichte angehört. (W. T. B.)

Die Kämpfe im Argonner Walde.

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben:

I.

Im Kriege 1870 haben die Argonnen keine Rolle gespielt. Das Waldgebirge wurde zwar bei dem Marsche auf Sedan von deutschen Truppen durchzogen, die dabei wegen der spärlichen Ortschaften und des wenigen Wassers Mangel litten, es fanden darin aber keinerlei Kämpfe statt. — Solche gab es auch nicht, als die Armee des Kronprinzen von Preußen zu Anfang September 1914 zwischen Argonnen und Verdun südwärts gegen die Marne vorrückte. Auch Mitte September noch war der Wald frei vom Feinde gewesen. — Die Sache änderte sich, als zu Beginn des sich nunmehr entwickelnden Stellungskampfes das deutsche Westheer eine Linie eingenommen hatte, die von Reims her in westöstlicher Richtung nach der Maas bei Consenvoye führte. Zwar erwartete man anfänglich auch jetzt noch keine Waldkämpfe — die deutschen Truppen führten vielmehr bei Binarville auf der Westseite und bei Chatel auf der Ostseite der Argonnen ihre Stellungen bis dicht an die Waldränder heran, während man das Gebirge selbst durch Detachements sperrte. Als aber die Franzosen namhafte Kräfte in den Wald führten, in der augenscheinlichen Absicht, aus diesem heraus eine umfassende Bewegung gegen einen der am Walde angelehnten deutschen Flügel einzuleiten, da war der Augenblick gekommen, wo die Argonnen eine neue militärische Bedeutung gewinnen mußten.

II.

Der Beschreibung der Kämpfe sei eine kurze Charakteristik der Argonnen vorausgeschickt.

Das Waldgebiet erstreckt sich in einer Tiefe von etwa 40 Kilometer in nordsüdlicher Richtung und hat eine wechselnde Breite von 8—12 Kilometer. Es wird durch das Tal der Biesme in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte von annähernd gleicher Größe geteilt und außerdem durch Bahn und Straße Clermont en Argonne — Ste. Menehould in einen kleineren Südteil und einen größeren Nordteil zerlegt. Für den Argonnenkampf kommt nur der nördlichste Teil des Waldes in Betracht; mit ihm die beiden Straßen Clermont — Fléville und Clermont — Le Four de Paris — Vienne le Château, von denen erstere außerhalb der Argonnen, letztere im Tale der Biesme führt. An besseren Querverbindungen durch den Nordostteil der Argonnen bestehen nur die Sträßchen Montblainville — Servon und Varennes — Le Four de Paris, als Nord-Süd-Verbindung nur die auf dem Kamme des Waldgebirges laufende alte Römerstraße. Außerdem sind natürlich eine Unmenge von Holzabfuhrwegen vorhanden von mehr oder weniger fragwürdiger militärischer Brauchbarkeit. Diese ist von der Witterung sehr bedingt. Bei feuchtem regnerischen Wetter verwandeln sich die Wege wegen der lehmigen Bodenbeschaffenheit bald in grundlose Sümpfe.

Das Waldgebiet ist eine Mittelgebirgslandschaft, die etwa den flacheren Teilen des Thüringer Waldes entsprechen dürfte. Nach Osten fällt es steil und plötzlich zur Aire ab, im Innern weist es zahlreiche tiefeingeschnittene Täler und Schluchten auf; hier tritt überall der kahle Fels zutage. Die Argonnen sind ein echt französischer Wald, der bekanntlich vorwiegend aus dichtem Busch von Buchen, Erlen, Eichen und Birken besteht, und alle 15 Jahre geschlagen wird, wobei das gewonnene Krüppelholz in den Kamin wandert. Nur einzelne Eichen und Buchen läßt der Franzose stehen und sich zu vollem Wachstum entfalten. Um diese Stämme schlingen sich die im französischen Walde so zahlreichen Kletterpflanzen, wie der Efeu und die Waldrebe. Ersterer bedeckt große Flächen des Waldbodens, und diesem entwächst in den Argonnen auch besonders schön und zahlreich ein kleiner, immergrüner Strauch, die sogenannte Stechpalme, und der Besenginster. Der Wald ist wenig bewohnt.

Nur Köhler, Holzhauer und Jäger gehen dort ihrer Beschäftigung nach. Das Innere des Waldes wird, schon seiner Undurchdringlichkeit wegen, von der Bevölkerung gemieden. Auch die Namen „Ruisseau de Meurissons", „la Fille morte", „Moulin de l'Homme mort" weisen darauf hin.

So sieht der Wald aus, der seit nunmehr vier Monaten Tag und Nacht widerhallt vom Lärm der Waffen und der durch die Erdarbeiten der Soldaten und die Verwüstungen der Feuerwaffen ein ganz neues Gepräge erhalten hat.

III.

Als Ende September die ersten deutschen Truppen aus dem Aire-Tal in westlicher Richtung in die Argonnen vorgeschoben wurden, hatten die Franzosen, nachdem sie aus den östlichen Waldteilen zurückgeworfen worden waren, den südlich Binarville gelegenen Waldteil stark besetzt und namhafte Kräfte aus dem Tale der Biesme nach Barricade Pavillon, St. Hubert Pavillon und Bagatelle Pavillon vorgesandt. Diese Truppen legten bei den dortigen Waldhütten Verhaue und Schützengräben an und richteten sich darinnen zur Verteidigung ein. Vor diesen Sperren fanden die deutschen Jägerabteilungen Ende September ernsthaften Widerstand, so daß Verstärkungen in den Wald geschickt wurden und den Feind zurückwarfen. Da aber auch dieser weitere Truppen dem Walde zuführte, so entspannen sich hier lebhafte Kämpfe, die auf beiden Seiten mehr und mehr den Charakter des Stellungskrieges annahmen. Mitten im Walde entstand Schützengraben hinter Schützengraben, die durch Laufgräben untereinander verbunden wurden. Es wurden Unterstände gebaut, und als das Laub fiel, auch Geschütze in den Wald gebracht. Neben der natürlichen Beschaffenheit des Waldes erschwerten Verhaue und Drahthindernisse dem Gegner die Annäherung an die künstlich geschaffenen Anlagen. Es begann nun ein Kampf von Graben gegen Graben, vielfach von Schritt zu Schritt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, griff man zur Sappe. Mit ihr stellten sich auch die starken Kampfmittel des Festungskrieges, wie Minenwerfer, Handgranaten, Revolverkanonen, Stahlblenden, Sandsackpackungen usw. ein, und die Tätigkeit der Pioniere gewann eine erhöhte Bedeutung. Diese Waffe schritt dann auch zum Minenangriff, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führten. Aus allem ergab sich ein sehr langsames Vorschreiten des Angriffs und ein ungewöhnlicher Zeitverbrauch, da nur sorgfältige, wohlüberlegte Vorbereitungen zum Erfolge führten. Zuerst hatte man keine Artillerie im Walde, dann ließ man sie auf Wegen und Schneisen vorkommen, endlich lernte man es, sie überall im Walde zu verwenden. Eine Sonderheit bildeten bei den Franzosen die sogenannten „Eselsbatterien" (Gebirgsgeschütze), eine Bespannungsart, die unseren Soldaten neu war. Die Bevölkerung leistete den Franzosen Vorschub: in deutsche Uniformen verkleidete Soldaten machten sich an unsere Leute heran und versuchten diese auszuhorchen. Der deutsche Soldat und Argonnenkämpfer entwickelte sich bald zu größter Vielseitigkeit. Schnell und gut paßte er sich den neuen Verhältnissen an. Da wir bald den Franzosen überlegene Angriffsmittel zur Anwendung brachten, und unsere Soldaten, was Zähigkeit, Beharrlichkeit und Angriffslust betrifft, unübertrefflich waren, so bildete sich im Waldkampfe ein starkes Überlegenheitsgefühl über den Feind heraus, der, abgesehen von gelegentlichen Gegenstößen, in die Defensive gedrängt wurde. Der Feind vermochte unseren Angriffen nicht zu widerstehen, so daß unsere Truppen in zwar langsamem, aber ununterbrochenen Vorrücken geblieben sind, trotz der starken Kräfte, die der Feind uns nach und nach entgegenstellte.

IV.

Um die Wende der Monate September und Oktober setzte der Beginn der größeren deutschen Angriffe ein. Auf dem rechten Flügel drangen unsere Truppen von Binarville aus in die Westargonnen ein und warfen hier den Feind allmählich südwärts zurück. In der Mitte des Waldgebietes wurden Mitte Oktober dem Feinde Barricade Pavillon und St. Hubert entrissen, nachdem um die letztere heftig gekämpft worden war. In den nächsten Tagen drang man von hier aus weiter nach Westen vor und näherte sich dem Biesme-Tale in Richtung auf Le Four de Paris, an welchen Ort man bis auf 400 Meter herankam und wo man sich festsetzte und sich hielt trotz aller Gegenangriffe, welche die Franzosen seitdem hierher gerichtet haben. Auch Bagatelle Pavillon, einer der stärksten Stützpunkte der Franzosen im Walde, mußte vom Feinde am 12. Oktober aufgegeben und dem deutschen Angreifer überlassen werden. Die Wegnahme der drei erwähnten Pavillons war ein großer moralischer Erfolg. Man begnügte sich nicht mit ihrem Besitze, sondern trug die Offensive weiter vorwärts. Aber auch für diese blieb, wie bei den bisherigen Kämpfen, der schrittweise Angriff bestehen. Die Infanterie sappte und schanzte unentwegt, vielfach bei Nacht, um unnötige Verluste an Menschenleben zu vermeiden. Dem Infanteristen reichte der Pionier die Hand, der den ersteren lehrte, Bergmannsarbeit im felsigen Boden zu leisten und den Stollen unterirdisch weiterzutreiben. Bei den Kämpfen und Stürmen kämpften und stürmten beide Schulter an Schulter. Auch der Artillerist stellte sich im Schützengraben ein. So entstand ein enges kameradschaftliches Verhältnis, wie es selbst im Frieden kaum zustandegekommen war, einer dem andern vertrauend, jeder auf die Unterstützung des andern bauend, sie alle jederzeit dem Tode ins Auge schauend.

Graben um Graben war so gewonnen. Bald war es einer, bald stürmte man eine ganze Gruppe von Schützengräben hintereinander. Dementsprechend schwankte der Raumgewinn zwischen 25 und 1000 Meter. Manchmal wurden selbst größere Fortschritte gemacht, hier und da gelang es auch dem Feinde, vorübergehende kleine Erfolge zu erzielen oder unser Vorgehen durch Gegenangriffe zeitweise aufzuhalten. Beides vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß die deutschen Truppen im Argonner Walde in unausgesetzter Angriffsbewegung, und zwar in langsamem, aber ununterbrochenem Vorwärtsschreiten begriffen sind.

Wie langwierig diese Angriffe sind, mag aus der kurzen Schilderung des Angriffes einer Pionierkompagnie gegen eine im Walde gelegene beherrschende Höhe hervorgehen. Es galt, eine feindliche Stellung wegzunehmen, von der aus die rückwärtigen Verbindungen eines deutschen Abschnittes dauernd gefährdet wurden. Hierzu wurden am 7. Dezember aus dem deutschen Schützengraben drei Sappen vorwärts getrieben, am 18. Dezember war die linke Sappe bis auf etwa 8 Meter an die feindliche Sappe herangekommen, als die Spitze durch eine französische Minensprengung auf 10 Meter Länge wieder eingeworfen wurde. Die beiden anderen Sappen waren am gleichen Tage bis auf etwa 20 Meter an den feindlichen Schützengraben vorgetrieben. Bis zum 19. Dezember war die linke Sappe wieder aufgeräumt und die beiden anderen bis auf etwa 6–8 Meter an den Gegner getrieben. Von den Sappenspitzen aus wurden jetzt 3 Meter lange Stollen zur Aufnahme von Sprengladungen vorgetrieben, die am 20. zündfertig waren. 8 Uhr vormittags wurden die Minen gezündet. Gleich darauf stürzten die in den Sappen und den angrenzenden Teilen der Schützengräben aufgestellten Sturmabteilungen gegen den Feind vorwärts, ihnen voraus Pioniere, mit Handgranaten, Drahtscheren und Äxten ausgerüstet. Der durch die Sprengungen kopflos gewordene Feind wurde aus seinen Stellungen geworfen. Die Sturmtruppen folgten über ein feindliches Lager hinweg dem fliehenden Feinde noch etwa 800 Meter, bis dichtes Gestrüpp sie zwang, von der weiteren Verfolgung Abstand zu nehmen und sich einzugraben. Durch die Sprengungen und die geworfenen Handgranaten hatte der Feind eine größere Anzahl Toter, außerdem wurden 200 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone und 8 Minenwerfer erbeutet. Die Besichtigung der

genommenen feindlichen Gräben ergab, daß der Feind ebenfalls mit Minen gegen die deutschen Stellungen vorgehen wollte. Er hatte vier Schächte, je 4 – 5 Meter tief mit einem Durchmesser von 1,5 Meter abgeteuft und von diesen aus Schleppschächte angesetzt, mit deren Fertigstellung nach Aussage eines gefangenen Genieoffiziers in den nächsten Tagen gerechnet worden war.

Diese Erfolge unserer Truppen sind natürlich unter mancher Schwierigkeit, Gefahr und allerlei Entbehrung erzwungen worden. Aber die Schwierigkeiten wurden überwunden, den Gefahren keck ins Auge gesehen und die Entbehrungen wurden freudig ertragen. Wo die Wege schlecht, ungenügend oder nicht vorhanden waren, wurden neue angelegt oder die alten ausgebessert; wo auch dies dem Bedürfnisse nicht genügte, schritt man zum Bau von Bahnen. Drang Wasser in die Gräben und Sappen ein, so erfand man bald Mittel und Wege, um den unerwünschten Eindringling zu beseitigen. Eine ausgezeichnete und reichliche Verpflegung sorgte dafür, daß die Widerstandskraft unserer Truppen andauernd auf der gleichen Höhe blieb; eine Reihe hygienischer Maßnahmen verhinderte das Ausbrechen von Krankheiten und Epidemien. In Hüttenlagern, in bequemen und wohldurchwärmten Erdhöhlen und Unterständen richtete sich die Truppe vorn am Feinde ein. Jeder Schützengraben erhielt seinen Namen, überall entstanden Bezeichnungen für die unterirdischen Dörfer, die sich da entwickelten. Neben einem fröhlichen Humor, dem unsere Soldaten so gerne die Zügel schießen lassen, kommt bei diesen Bezeichnungen auch religiöse Gesinnung und ernste Entschlossenheit zum Ausdruck. Da lesen wir vor einem Unterstande „Ordonnanzen- und Burschenstube" und darunter steht „Eine feste Burg ist unser Gott", oder eine andere Aufschrift:

„Treu leben,
Tod trotzend kämpfen,
Lachend sterben."

Die deutschen Führer leben in unmittelbarster Gemeinschaft mit ihren Soldaten. Brigade- und Divisionsstäbe haben mitten im Walde ihre Erdhöhlen, über die bei Tag und Nacht die feindlichen Infanterie- und Artilleriegeschosse hinwegpfeifen. Tagtäglich zeigen sich die höheren Führer bei der Truppe in den vordersten Linien der Schützengräben, während alle Truppenoffiziere bis zu den Regimentskommandeuren in den Unterschlupfen der Kampflinie nächtigen. Der Oberbefehlshaber, General der Infanterie v. Mudra, erscheint gleichfalls mehrmals die Woche in den vordersten Linien. Im Hauptquartier ist auch der Armeeführer, Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, kein seltener Gast; auch Seine Majestät der Kaiser ist hier wiederholt gewesen. Vor kurzem erst hat er General v. Mudra für die hervorragenden Leistungen der deutschen Truppen im Argonner Walde durch die Verleihung des Ordens Pour le Mérite ganz besonders ausgezeichnet. In einem kleinen Häuschen eines unansehnlichen Argonnerdorfes lebt inmitten der Truppen der greise Feldmarschall Graf Haeseler. Tagtäglich muß sein Adjutant ihm berichten über den augenblicklichen Stand des Waldkampfes, den der greise General mit unermüdlichem Interesse verfolgt.

V.

Rein zahlenmäßig lassen sich die bisherigen deutschen Erfolge in den Argonnen wie folgt ausdrücken. Bis Ende November hat der Feind eingebüßt:

1 300 Gefangene,
4 000 Tote,
13 000 Verwundete.

Im Monat Dezember betrug die Zahl der Gefangenen 3000, jene der Toten und Verwundeten 8000. An Trophäen wurden in diesem Monate allein 21 Maschinengewehre, 14 Minenwerfer, 2 Revolverkanonen und 1 Bronzemörser erbeutet.

Rechnet man die bisher im Januar gemachten 2500 Gefangenen und zählt man etwa 4 – 5000 Tote hinzu, so ergibt sich französischerseits ein Gesamtverlust in den Argonnen von etwa 36 000 Mann. Ein ganzes Armeekorps ist also so gut wie aufgerieben, während die Verluste auf deutscher Seite nicht einmal den dritten Teil betragen. Wie sehr die Franzosen in den Waldkämpfen gelitten haben, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß sie immer neue Verbände in die Argonnen geschickt haben. Kämpften dort zuerst die Truppen des 2. und 5. Armeekorps, so wurden diese bald verstärkt durch Kolonialtruppen und Marineinfanterie. Im Januar tauchten vorübergehend Truppen des 1. Armeekorps und Garibaldianer auf; endlich wurden Mitte Januar neue, bisher bei Ypern verwendete Verbände in den Wald geschickt, um das anscheinend völlig zusammengebrochene 2. Armeekorps abzulösen.

Wie es mit der Verfassung der französischen Truppen in den Argonnen bestellt ist, das zeigen am besten jene Dokumente, welche den französischen Gefangenen in Gestalt von Anordnungen, Befehlen, geheimen Erlassen, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen abgenommen wurden.

Da erwidert General Gourand, Kommandeur der 10. Division, in einem Zusatze zu dem Tagesbefehl vom 28. Dezember die Klagen seiner Untergebenen mit den Worten: „Sie werden daraus entnehmen, daß sich der Gegner bei der Wegnahme einer Stellung mit den gleichen Schwierigkeiten abzufinden hat wie wir. Das gibt zu denken, denn man denkt oft wegen der eigenen Schwierigkeiten, Anstrengungen und Verluste nicht an jene, die auch der Gegner hat."

Die Schwierigkeiten erweisen sich aber auf französischer Seite als recht erhebliche, sonst würden die höheren Führer nicht so oft über die Untätigkeit und Passivität der ihnen unterstellten Truppen Beschwerde führen. So enthält ein Mitte Dezember abgenommenes Befehlstagebuch folgende Weisungen: „Es ist von der größten Wichtigkeit, auf der ganzen Front die Tätigkeit zu erhöhen. Die bisherige ist nach Ansicht der Divisionsgenerale unzulänglich. . . . Es muß eine größere Angriffstätigkeit entfaltet werden. Wenn es weiter geht, wie bisher, werden die Deutschen uns zuvorkommen."

Eine geheime persönliche Anweisung des kommandierenden Generals des 2. Armeekorps enthält folgende Sätze: „Der kommandierende General stellt mit Bedauern fest, daß die Gefechtstätigkeit sich ausschließlich auf starre Verteidigung beschränkt, während die Deutschen bei gleichen Verlusten wie die Franzosen immer erneut angreifen und durch Teilerfolge angefeuert werden. . . . Man hat sich an Untätigkeit gewöhnt und wartet rein passiv auf den feindlichen Angriff. Der Mann übernimmt seinen Wachtposten im Schützengraben wie im Frieden vor einem Pulvermagazin oder Proviantamt. . . . Die Führer bleiben in ihren Gefechtsständen sitzen; sie führen die Posten viel zu selten auf und geben ihnen keine bestimmten Aufträge. Alle Führer bringen ihre Zeit in vorderer Linie in Langeweile oder Angst zu. . . . Es ist unbedingt notwendig, daß dies anders wird. . . . Alle Abschnittskommandeure, die Bataillons- und Kompagnieführer müssen jeden Tag in den vordersten Schützengräben ihre Leute aufsuchen. . . . Alle Truppenkommandeure haben ihre Untergebenen mit Angriffsgeist zu erfüllen." Zum Schluß heißt es: „Der kommandierende General will merken, daß die Franzosen den Deutschen das Gesetz vorschreiben. Wenn sie fühlen, daß wir ihnen überlegen sind, dann werden die Deutschen weichen und die bisherige schwere Arbeit wird leichter werden." Wie erwähnt, mußte inzwischen das 2. französische Armeekorps aus den Argonnen zurückgenommen werden.

Dem Brigadegeneral Gossart (5. französisches Armeekorps) fällt es auf – Befehl vom 30. November – „daß der Dienst in den Schützengräben in bezug auf deren Einrichtung und auf Feuerdisziplin viel zu wünschen übrig

läßt". General Souborge (3. Division) „kennt genau die schwierige Lage, in der sich die Truppen befinden, zweifelt aber nicht daran, daß sie diese überwinden werden (13. November). Der Armeeführer will keinen Zoll zurückweichen. Er wird unerbittlich gegen jeden Offizier und Mann einschreiten, der nicht bis zum Äußersten die Stellung und den ihm anvertrauten Posten hält."

Inzwischen gewannen aber die deutschen Truppen erneut Boden, und auf französischer Seite stieg die Unlust am Kriege, die Zahl der dem Feinde in die Hand fallenden Soldaten und Maschinengewehre. Dagegen versuchte nun der Oberbefehlshaber der 4. Armee und das französische Große Hauptquartier der Ostarmee einzuschreiten. Anfangs Januar erschien, von der erstgenannten Stelle ausgegeben, ein Erlaß gegen die zunehmende Selbstverstümmelung bei den Leuten. „Seit einiger Zeit," lautet dieser, „sind eine Anzahl verdächtiger Verwundungen bei Mannschaften verschiedener Truppenteile, vor allem bei der Infanterie, bemerkt worden. Es hat sich ergeben, daß es sich um Fälle freiwilliger Verstümmelung handelt zu dem alleinigen Zweck, sich seiner Militärpflicht zu entziehen." In Anlage 3 des Erlasses wird erläuternd hinzugesetzt: „Durch Kriegsgericht der 4. Armee vom 18. Dezember 1914 sind wegen Selbstverstümmelung zwecks Verlassens des Schlachtfeldes verurteilt worden je ein Mann der Regimenter 151, 34, 7, 149, 247, 336, 135, 88, Jäger 21 und je 2 Mann von Kolonialregiment 24 und Jäger 19. Das Urteil ist am 19. vollstreckt worden."

Eine Verfügung des Generals Joffre stellt fest, daß allein in der Zeit vom 20. November bis 15. Dezember der Ersatz von 315 Stück Maschinengewehren angefordert worden sei. Nachdem der Oberbefehlshaber kurz die Schwierigkeiten betont, die ein derartig umfangreicher Ersatz bereitet, weist er darauf hin, daß wohl nur ein Teil der Gewehre aus Mangel an Sorgfalt unbrauchbar geworden, daß dagegen aus den verhältnismäßig hohen Verlusten ganzer Maschinengewehrzüge der Schluß zu ziehen sei, daß viele Maschinengewehre in Feindeshand gefallen seien. Dazu bemerkt der Generalstab des 5. Armeekorps: „Diese Verfügung kommt zu gelegener Stunde, da die schmachvolle Panik der 5. Kompagnie des Regiments 46 den Verlust von 2 Maschinengewehrzügen gekostet hat."

Ein anderer Joffrescher Erlaß richtet sich endlich dagegen, daß so zahlreiche französische Soldaten in deutsche Gefangenschaft geraten, und verfügt, „daß jeder gefangen gewesene, nicht verwundete Soldat bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft einer Untersuchung unterworfen wird".

Dieser und der vorher genannte Erlaß haben nicht zu verhindern vermocht, daß die Zahl der Gefangenen in den Argonnen ständig zunimmt, so daß unmittelbar nach der Ablösung des 2. Armeekorps den frischen Truppen sogleich 2 Offiziere, 250 Mann und 5 Maschinengewehre abgenommen wurden.

Aus den Gefangenenaussagen klingt starke Kriegsmüdigkeit hindurch, die wir aber nicht ohne weiteres verallgemeinern wollen, da der Gefangene ja nur allzusehr dazu neigt, dem Sieger zu Gefallen zu reden, um sich dadurch in eine günstigere Lage zu versetzen. Weit schärfere Schlüsse vermag man aus dem Briefwechsel zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen zu ziehen. Wie aus zahllosen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, betrachten die Angehörigen den in die Argonnen entsandten französischen Soldaten als Todeskandidaten und den aus diesen Kämpfen heil Entkommenen als einen, über dessen Haupt die Vorsehung gewaltet haben müsse.

Ein Mitte Januar bei einem größeren erfolgreichen Angriffsgefecht gefangen genommener französischer Stabsoffizier (Major Guinard) sagte aus: „Der Angriff der Deutschen wurde mit bewunderungswürdiger Energie durchgeführt. Unsere Stellung war schnell durchbrochen. Meine Kompagnien hatten den Befehl, sich bis zum Äußersten zu halten. Darum wurden alle, die nicht fielen, gefangen genommen. Ich selbst bekam einen Schuß in den Kopf und weiß von diesem Augenblicke an nichts mehr. Ich bin zufrieden, daß ich verwundet bin, denn nun brauche ich den Fortgang dieses Krieges nicht mit zu erleben. Wir waren sehr schlecht orientiert über die Qualität des deutschen Heeres. Derartige Leistungen hatten wir ihm nicht zugetraut. Anderseits hat man die Russen weit überschätzt. Für die von Joffre befohlene Offensive haben die Franzosen noch einmal ihre beste und äußerste Kraft an allen Punkten eingesetzt. Nachdem nun auch dieser Stoß keinen Erfolg gebracht hat, könnte höchstens nur noch ausländische Hilfe den Feldzug günstig entscheiden. Von wem sollte diese Hilfe aber kommen? Rußland ist fertig und England hat wohl Menschen, aber kein Kriegsmaterial mehr einzusetzen. Der Krieg kann zwar noch lange dauern, aber an eine Besserung unserer Lage glaube ich nicht mehr. Diese Auffassung verbreitet sich immer mehr, und deshalb ist es kein Wunder, wenn wir alten Soldaten traurig und deprimiert sind."

Mögen die Franzosen in ihren Bulletins immerhin weiter von angeblichen Erfolgen in den Argonnen berichten, mögen sie fortfahren zu behaupten, daß sie bei St. Hubert und im Bois de Gruie Stellungen innehätten, die schon längst einen Kilometer hinter der vorderen Linie der Deutschen liegen, durch alle diese Mittel wird sich auf die Dauer nicht verheimlichen lassen, wer der Sieger in den Argonnen ist, ob derjenige, der unaufhaltsam vorwärts schreitet, oder derjenige, der gezwungen ist, Erlasse herauszugeben, von der Art, wie sie im Auszuge soeben vorgeführt wurden.

⌘ ⌘ ⌘

Aus dem Großen Hauptquartier wird ergänzend über

Die Kämpfe im Argonner Walde

das Folgende geschrieben:

VI.

Als das 2. französische Armeekorps, erschüttert durch die bisherigen Kämpfe, aus dem Walde herausgezogen werden mußte, wurde es durch das 32. Armeekorps ersetzt. Gegen diese „frische" Truppe richtete sich am 29. Januar ein größerer deutscher Angriff, der von württembergischen Regimentern durchgeführt wurde.

Ruhig lag der Wald am Morgen des für den Angriff ausersehenen Tages. Nur einzelne Schüsse hallten da und dort durch die Nacht und entfachten ein örtliches sogleich wieder einschlafendes Feuergefecht. Lautlos traf die deutsche Infanterie ihre letzten Vorbereitungen. Um 7 Uhr 30 Minuten morgens, zu einer Stunde, da es im Walde anfing, hell zu werden, sprangen die ersten Minen und die Nahkampfgeschütze traten in Tätigkeit. Noch hatte sich der durch die Sprengungen erzeugte Rauch nicht verzogen, als sich auf einer Linie von 3 Kilometern gleichzeitig die Angreifer aus ihren Deckungen erhoben und gegen die vorderste Reihe der französischen Schützengräben losstürzten, die in dreifacher Linie im Walde angelegt waren.

Der rechte Flügel des Angriffs hatte sumpfiges Gelände vor sich, man war daher hier auf Schwierigkeiten gefaßt. Aber ohne einen Schuß zu tun, kamen hier die Angreifer in die feindlichen Stellungen, in deren zweiter Linie ein französischer Bataillonskommandeur überrascht und gefangen genommen wurde, als er gerade aus seinem Unterstande heraustreten wollte. In der Mitte stürmte die Infanterie im Handumdrehen die drei feindlichen Linien. Eine halbe Stunde lang trafen Teile der deutschen Sturmkolonnen keinen einzigen Franzosen mehr; sie waren weggelaufen und setzten sich erst wieder in einer weit zurückgelegenen, wohlausgebauten Aufnahmestellung. An einer anderen Stelle, wo der Feind sich weniger erschüttert zeigte, ballten sich die Angreifer um einen Stützpunkt zusammen, der erst nach mehrstündigem Kampfe genommen wurde. Am linken Flügel endlich warfen die württembergischen Grenadiere den Feind aus seinen Gräben, dem sie mit Handgranaten ordentlich zusetzten.

Die sämtlichen drei Linien waren bereits genommen, als die Franzosen mit ihren inzwischen herangekommenen Reserven zu heftigen Gegenstößen ansetzten, um das verlorene Gelände wieder zu gewinnen. In Front und Flanke aufs heftigste beschossen, brachen diese Angriffe, die zudem aus einem benachbarten deutschen Abschnitte unter Maschinengewehrfeuer genommen wurden, völlig zusammen. Nirgends war der Angriff näher als auf 50 Meter an die deutschen Linien herangekommen. Massen toter Franzosen bedeckten das Waldtal, über das hinweg die Gegenangriffe erfolgt waren. Die Franzosen waren nicht einmal imstande, einen deutschen Leutnant, der mit 80 Mann weit über die eroberten Stellungen hinausgestürmt und bis zur erwähnten Aufnahmestellung vorgedrungen war, abzuschneiden. Von zwei Seiten angegriffen, brach sich Leutnant Prommel durch energischen Bajonettangriff Bahn und schlug sich unter Verlust von nur 10 Leuten zu seiner Truppe durch.

Das Ergebnis des Tages war, daß die feindliche Stellung mit allen drei Linien erstürmt und 1000 Meter Gelände gewonnen war. Zwölf Offiziere und 740 Mann wurden gefangen genommen, über 1000 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Die Kriegsbeute setzt sich aus 11 Maschinengewehren, 10 Minenwerfern, 1 Bronzemörser, 1 Revolverkanone und aus 2 Pionierparks zusammen, die, neben dem verschiedensten Gerät, allein mehrere Tausend Handgranaten enthielten. Außerdem fiel eine große Menge von Infanterie-Munition in die Hand des Siegers. Die französischen Truppen gehörten der 40. Division an. Von dem Regiment 155 und einem Bataillon des Regiments 161, die in vorderer Linie gestanden hatten, dürften nur schwache Reste übrig geblieben sein. Beteiligt waren ferner die Regimenter 94, 150 und 360. Die deutschen Verluste betrugen 500 Mann.

Unsere schwäbischen Truppen waren wunderbar „drauf" gegangen, trotz des vorangegangenen langen Liegens und Harrens in den Schützengräben. Welcher Geist diese Truppe beseelte, das wird am besten durch das Verhalten des Oberleutnants Fischinger vom Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 120 bewiesen. Dieser Offizier war bereits zweimal verwundet worden. Nach einem Lungenschuß im Dezember zur Truppe zurückgekehrt, traf ihn ein Granatsplitter in den Rücken. Diese leichtere Verletzung wollte er im Schützengraben „auskurieren". Als sich Rippenfellentzündung einstellte, kam er ins Lazarett. Dort erfuhr er am Abend des 28., daß am nächsten Tage gestürmt werden sollte. Nun hielt es ihn nicht länger in der Krankenstube. Er setzte sich auf das Pferd einer im Lazarettorte befindlichen Fuhrparkkolonne, ritt nächtlicherweile los, traf 4 Uhr morgens, nachdem er 20 Kilometer zu Pferde zurückgelegt hatte, im Schützengraben ein und übernahm hier seine Kompagnie. Nachdem er diese mit hervorragendem Schneid und Erfolg geführt und zum Gelingen des Sturmes nicht wenig beigetragen hatte, kehrte er wieder ins Lazarett zurück, wo er jetzt (4. Februar) noch krank liegt.

Der Feldzug in Polen.

(Amtliche Darstellung der Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatze von Mitte September bis Mitte Dezember.)

Nach der Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung frei geworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den San hinter die Wisloka sich befanden, wurden die freigewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle südlich der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der deutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des September standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der Linie Krakau—Kreuzburg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewiß achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung.

Auf dem linken Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavallerie-Divisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden verbündeten österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von den Österreichern abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet.

In den ersten Tagen des Oktober schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomierz und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und, mit allem übrigen über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktober östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Aleksandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol neue Übergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden.

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordöstlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage.

Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken, brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowicz—Skierniewice—Grojec—Pilica-Mündung ließen vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigen. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle, unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps, mit zahlreichen Reserve-Divisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Überschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen.

Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sperrung der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die oberhalb und unterhalb Iwangorod stehenden Truppen in längeren erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Überlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indes, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Überlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armee gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa – Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in Gegend Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Überlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Überlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl – Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau – Czenstochau – Sieradz zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltig zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten, und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte.

Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.

Das Ziel der weiteren Operation der Verbündeten mußte es sein, die Kraft der großen Offensive der russischen Masse unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes nur durch den Angriff erreicht werden; eine starre Verteidigung konnte nur Zeitgewinn bringen, mußte aber von den gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden. Der Operationsplan der Verbündeten war folgender: Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung der Kräfte. In Galizien standen starke Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee.

In Südpolen wurden in der Gegend von Krakau und der oberschlesischen Grenze eine starke, aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen bestehende Gruppe gebildet; eine zweite starke, nur aus deutschen Truppen gebildete Gruppe unter Befehl des Generals von Mackensen wurde teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport an der Grenze zwischen Wreschen und Thorn versammelt. Ihre Aufgabe war es, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und dem Ner – Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen, um dann von Norden her gegen die rechte Flanke der russischen Hauptkräfte vorzugehen, deren Fesselung Aufgabe der südlichen Gruppe war. Eine schwächere Gruppe war zum Schutze Westpreußens nördlich der Weichsel in der Gegend Strasburg – Soldau versammelt.

Gegen Mitte November waren die an der ostpreußischen Grenze, im Weichselbogen und in Galizien versammelten russischen Streitkräfte etwa folgendermaßen verteilt:

Acht bis neun Armeekorps – die 10. Armee – standen an der ostpreußischen Grenze zwischen Schierwindt und Biala, schwächere Kräfte, drei bis vier Armeekorps, mit einigen Kavallerie-Divisionen, rückten zwischen der ostpreußischen Südgrenze und der Weichsel gegen Mlawa und Thorn vor, südlich der Weichsel standen gegen Thorn beobachtend zwischen Wloclawek und Dombie zwei bis drei Armeekorps; diese beiderseits der Weichsel vorgegangenen Kräfte gehörten zur ersten russischen Armee. Anschließend an diese hatten die russischen Hauptkräfte, und zwar die 2., 5., 4. und 9. Armee, etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavallerie-Divisionen, die Linie Uniewo – Zdunska – Wola – Nowo-Radomsk – Gegend nördlich Krakau erreicht und begannen mit den nördlichen beiden Armeen nach einem längeren Halt an der Warta diesen Abschnitt zu überschreiten. Südlich der Weichsel in Galizien gingen die übrigen russischen Armeen vor. Sämtliche im Innern noch verfügbaren Kräfte, vor allem die sibirischen und kaukasischen Korps, waren herangezogen, so daß die Gesamtstärke der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Österreich-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte auf annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen geschätzt werden kann.

Mitte November begannen die Russen auf der ganzen Linie ihre groß angelegte Offensive; Angriffe gegen die ostpreußische Grenze, insbesondere bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau, wurden indes nach sehr heftigen Kämpfen abgewiesen. Der russischen Offensive in Polen kam der etwa gleichzeitig einsetzende Angriff der Deutschen zuvor. Am 13. und 14. November wurde ein russisches Armeekorps bei Wloclawek geschlagen und ihm zahlreiche Gefangene abgenommen. Zwei weitere zu Hilfe eilende Korps erlitten am 15. bei Kutno eine entscheidende Niederlage. 28 000 Ge-

fangene wurden gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Während schwächere deutsche Kräfte unter General von Morgen die Verfolgung dieser in östlicher Richtung ausweichenden Kräfte übernahmen, schwenkte die Masse der Armee Mackensen nach Süden ein und ging beiderseits Lenczyca über den Ner-Abschnitt vor, nachdem es zuvor gelungen war, ein bei Dambie stehendes russisches Korps zu schlagen. Infolge dieser Bedrohung ihrer rechten Flanke waren die Russen gezwungen, ihren rechten Flügel (die 2. Armee) in die Linie Strykow – Kasimierz – Zdunska – Wola, Front nach Nordwesten, zurückzuschwenken; in diese Linie wurde nach und nach auch noch die Masse der von Süden herangeholten 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Linie eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 4. Armee entstand.

Den über den Ner-Abschnitt in der allgemeinen Richtung Lodz unaufhaltsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. November den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierdz zu nehmen; am 18. wurde der feindliche rechte Flügel von Strykow bis gegen die Straße Brzeziny – Lodz zurückgeworfen. Die um Lodz auf engem Raume vereinigte 2. und 5. russische Armee wurden in den nächsten Tagen von dem zunächst über Brzeziny in südlicher Richtung, dann über Tuszyn in südwestlicher Richtung vordringenden linken deutschen Flügel zuerst von Osten, dann auch von Südosten eingeschlossen, während schwächere, von Posen und Breslau herangezogene Teile und Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umfaßten.

Fast schien es jetzt, als ob die Verbündeten das Ziel ihrer ursprünglich nur auf die Abwehr der feindlichen Offensive gerichteten Operationen trotz der großen Überlegenheit des Gegners höher stecken könnten, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könne, — da trat unerwartet ein Rückschlag ein: es gelang den Russen, den umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Süden Hilfe zuzuführen. Teile der an der ostpreußischen Grenze befindlichen russischen Kräfte, sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau – Skierniewice in der Gegend westlich Skierniewice vereinigt. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren, von Süden anrückenden Truppen (anscheinend Teile vom rechten Flügel der 4. Armee) gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampfe stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entsandten deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten.

Die Lage der Deutschen war ernst; von den in Richtung Lowicz vorgedrungenen Truppen des Generals von Morgen war Hilfe nicht zu erwarten, da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen westlich Lowicz auf stark überlegenen Feind gestoßen waren. Das Schicksal der von mehrfacher Überlegenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Lodz ließ Ernstes befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schar gab ihre Sache keineswegs verloren; eine kühne, in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehende Tat sollte sie retten; sie sprengte den eisernen Ring. In der Nacht vom 24. zum 25. November schlugen sich die Truppen in der Richtung auf Brzeziny durch, wobei es ihnen gelang, den sie hier einschließenden Feind gefangen zu nehmen. Über 12 000 Gefangene und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre fielen ihnen in die Hände. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering; fast sämtliche Verwundeten konnten mitgeführt werden. Durch diese Heldentat, deren Gelingen neben der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppen das bleibende Verdienst einer entschlossenen und tatkräftigen Führung ist, wurde die scheinbar verlorene Lage zu einer für die deutschen Waffen siegreichen. Es gelang den umklammert gewesenen Truppen, bis zum 26. November zwischen Lowicz und Lodz den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen des Generals von Mackensen wiederzugewinnen.

Die deutsche Front erstreckte sich jetzt von Szadek über Kasimierz — nördlich Lodz — Glowno bis in die Gegend nordwestlich Lowicz. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine Gegenoffensive der auf engem Raume vereinigten russischen Massen; trotz blutigster Verluste, wie sie in solchem Umfange die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten sie in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausharrenden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden.

Anfang Dezember gingen nun die Deutschen nach dem Eintreffen von Verstärkungen trotz der großen Erschöpfung ihrer seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehende Lücke einbrechend, Lask zu nehmen und in der Richtung auf Pabianice vordringend die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zähe behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen. Alle Versuche der Russen, die Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank den energischen Angriffen der südlichen Gruppe der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Nowo Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels — mißlungen.

Auch der linke Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Lowicz und an den Bzura-Abschnitt.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen von den Karpathen und in Westgalizien zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht. Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck auf der ganzen Front, namentlich gegen die Flügel des russischen Heeres, gerichteten Angriffe brachten um Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken; zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen sie auf der ganzen Front in östlicher Richtung zurück. Hinter dem Dunajec, der Nida, Rawka und Bzura leisteten sie indes von neuem zähen Widerstand; um diese Abschnitte wird zurzeit noch erbittert gekämpft.

Das ursprüngliche Ziel der Operationen ist indessen schon heute erreicht: Die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, kann als völlig niedergeworfen bezeichnet werden. Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien werden für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten haben. Über 130 000 Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial sind die Siegesbeute der Verbündeten.

Eine Kraftprobe ersten Ranges, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil hat, hat einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen.

Der von ihnen errungene Erfolg ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem, gemeinsamem Wirken zusammengeschweißt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundestreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr

Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit 5 Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten 3 Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der, an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast 5 Wochen ununterbrochen anhaltenden Ringens ist die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Überlegenheit des Feindes zu siegen verstehen.

Fortschritte in den Argonnen.

Großes Hauptquartier, 1. Januar, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Nieuport ereignete sich nichts Wesentliches; von einer Wiedereinnahme des durch feindliches Artilleriefeuer vollkommen zusammengeschossenen Gehöftes St. Georges wurde mit Rücksicht auf den dort befindlichen hohen Wasserstand abgesehen. Östlich Béthune, südlich des Kanals, entrissen wir den Engländern einen Schützengraben.

In den Argonnen kamen unsere Angriffe weiter vorwärts; wieder fielen vierhundert Gefangene, sechs Maschinengewehre, vier Minenwerfer und zahlreiche andere Waffen und Munition in unsere Hände. Ein nordwestlich St. Mihiel bei La Haymeix liegendes französisches Lager schossen wir in Brand. Angriffe bei Flirey und westlich Sennheim, die sich gestern wiederholten, wurden sämtlich abgeschlagen.

(W. T. B.)

Erfolge südlich Tarnow.

Wien, 1. Januar 1915. Amtlich wird verlautbart: 1. Januar 1915, mittags. Die Kämpfe in den Karpathen und in der Bukowina dauern an. Sie führten gestern zu keiner Änderung der Situation.

Am Biala-Abschnitt, südlich Tarnow, wurden tagsüber und während der Nacht wiederholt feindliche Angriffe unter schweren Verlusten des Gegners abgewiesen. Unsere Truppen machten hierbei zweitausend Gefangene und erbeuteten sechs Maschinengewehre. Nördlich der Weichsel behindert andauernd starker Nebel die Gefechtstätigkeit. Es herrscht daher teils Ruhe, teils werden kleinere Fortschritte gemacht.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Einnahme des Bois Brûlé. — Kämpfe um Steinbach.

Großes Hauptquartier, 2. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen in und an den Dünen nördlich Nieuport wurden abgewiesen.

In den Argonnen machten unsere Truppen auf der ganzen Front weitere Fortschritte. Heftige französische Angriffe nördlich Verdun sowie gegen die Front Ailly—Apremont nördlich Commercy wurden unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Drei Offiziere und hundert Franzosen gefangen genommen. Es gelang unseren Truppen, hierbei das heißumstrittene Bois Brûlé ganz zu nehmen.

Kleinere Gefechte südwestlich Saarburg hatten den von uns gewünschten Erfolg.

Die Franzosen beschießen in letzter Zeit systematisch die Orte hinter unserer Front; im Unterkunftsraum einer unserer Divisionen gelang es ihnen, fünfzig Einwohner zu töten.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Östlich Bzura- und Rawka-Abschnitt gingen unsere Angriffe bei einigermaßen günstiger Witterung vorwärts.

(W. T. B.)

Borzymow gestürmt.

Großes Hauptquartier, 3. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Vor Westende erschienen gestern mittag einige von Torpedobooten begleitete feindliche Schiffe, ohne zu feuern.

Auf der ganzen Westfront fanden Artilleriekämpfe statt; ein feindlicher Infanterieangriff erfolgte nur nordwestlich St. Menehould, der unter schwersten Verlusten für die Franzosen abgeschlagen wurde.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Polen westlich der Weichsel gelang es unseren Truppen nach mehrtägigem harten Ringen, den besonders stark befestigten Stützpunkt der russischen Hauptstellung, Borzymow, zu nehmen, dabei tausend Gefangene zu machen und sechs Maschinengewehre zu erbeuten. In drei Nachtangriffen versuchten die Russen, Borzymow zurückzugewinnen, ihre Angriffe wurden unter großen Verlusten abgewiesen.

Auch östlich Rawa kam unser Angriff langsam vorwärts.

(W. T. B.)

Vernichtung des „Formidable“ durch ein Unterseeboot.

Berlin, 3. Januar. Am 1. Januar 3 Uhr vormittags hat eins unserer Unterseeboote, wie es durch Funkenspruch meldet, im Englischen Kanal, unweit Plymouth, das englische Linienschiff „Formidable“ durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Das Boot wurde durch Zerstörer verfolgt aber nicht beschädigt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes.
Behncke. (W. T. B.)

Österreichisch-ungarischer Erfolg bei Gorlice.

Wien, 3. Januar. Amtlich wird verlautbart: 3. Januar mittags: Die abermaligen Versuche des Feindes, unsere Schlachtfront westlich und nordwestlich Gorlice zu durchbrechen, scheiterten wieder unter schweren Verlusten des Gegners. Während dieser Kämpfe, die den ganzen Tag andauerten, wurde eine vielumstrittene Höhe südlich Gorlice von unseren Truppen im Sturme genommen, ein feindliches Bataillon niedergemacht, ein Stabsoffizier, vier Subalternoffiziere und achthundertfünfzig Mann gefangen, zwei Maschinengewehre erbeutet. Auch ein Aeroplan des Gegners, der herabgeschossen wurde, gehört zur Siegesbeute.

An der übrigen Front keine Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Vormarsch der Türken im Kaukasus.

Konstantinopel, 3. Januar. Das Große Hauptquartier teilt mit: Die Kaukasus-Armee setzt ihren siegreichen Vormarsch fort. Ein Teil unseres Heeres, der bis Sarikamisch vorrückte, trug nach erbitterter Schlacht einen endgültigen Sieg davon. Seit dem 25. Dezember haben unsere Truppen mehr als 2000 Russen gefangen genommen, 8 Kanonen, 13 Schnellfeuergeschütze, große Mengen Waffen und Munition, sowie Kriegsmaterial und Lebensmittel erbeutet. Unsere Truppen bemächtigten sich zwischen Sarikamisch und Kars zweier Militärzüge samt ihrer Ladung und zerstörten die Eisenbahnlinie Sarikamisch—Kars. Unsere Truppen, die weiter nordwärts operierten, haben einen neuen Erfolg davongetragen. Unsere Truppen, die von Taschkend auf

russisches Gebiet vorrücken, haben ein russisches Bataillon in einer Schlacht unter Feuer genommen; die Russen verloren 200 Tote und 400 Gefangene, der Rest wurde zerstreut.

Kämpfe um Steinbach.

Großes Hauptquartier, 4. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Abgesehen von mehr oder weniger schweren Artilleriekämpfen herrschte an der Front im allgemeinen Ruhe, nur bei Thann im Oberelsaß zeigte der Feind lebhafte Tätigkeit. Nach einem überwältigenden Feuer auf die Höhe westlich Sennheim gelang es ihm in den Abendstunden, unsere zusammengeschossenen Schützengräben auf dieser Höhe und anschließend das von uns hartnäckig verteidigte — in den letzten Tagen öfters erwähnte — Dorf Steinbach zu nehmen; die Höhe wurde nachts im Bajonettangriff von uns wieder genommen. Um den Ort Steinbach wird noch gekämpft. (W. T. B.)

Kämpfe südlich Gorlice.

Wien, 4. Januar. Amtlich wird verlautbart: 4. Januar 1915: In den hartnäckigen Kämpfen im Raume südlich Gorlice, die sich unter den schwierigsten Witterungsverhältnissen abspielten, sicherten sich unsere braven Truppen durch Besitznahme einer wichtigen Höhenlinie eine günstige Basis für die weiteren Ereignisse. In den Karpathen keine Veränderung; im oberen Ungtale nur kleinere Gefechte. — Während der Kämpfe der Weihnachtszeit wurden am nördlichen Kriegsschauplatz 37 Offiziere, 12698 Mann gefangen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Fortschritte im Westen und in Polen.

Großes Hauptquartier, 5. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nördlich Arras sprengten unsere Truppen einen Schützengraben von 200 Meter Länge und machten dabei einige Gefangene. Spätere Gegenangriffe des Gegners scheiterten.

In den Argonnen wurden mehrere französische Vorstöße zurückgewiesen, ein französischer Angriff zwischen Steinbach und Uffholz wurde im Bajonettkampf abgeschlagen.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Ostpreußen und im nördlichen Polen ist die Lage unverändert. Unsere Angriffe östlich der Bzura bei Koslow—Biskupi und südlich machen Fortschritte, auch nordöstlich Bolimow drangen unsere Truppen östlich der Rawka über Humin und Höhen nördlich davon vor. Weiter südlich bis zur Pilica sowie auf dem rechten Pilica-Ufer hat sich nichts verändert, Zustand der Wege und ungünstiges Wetter hinderten unsere Bewegungen. (W. T. B.)

Durchstoß zum Sucha-Abschnitt.

Großes Hauptquartier, 6. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Franzosen setzten gestern die planmäßige Beschießung der Orte hinter unserer Front fort. Ob sie damit ihre eigenen Landsleute obdachlos machen oder töten, scheint ihnen gleichgültig zu sein; uns schadet die Beschießung wenig. Bei Souain und im Argonner Walde bemächtigten wir uns mehrerer feindlicher Schützengräben, schlugen verschiedene feindliche Angriffe zurück, machten zwei französische Offiziere und über zweihundert Mann zu Gefangenen. Auf der vielumstrittenen Höhe westlich Sennheim faßten die Franzosen gestern früh erneut Fuß, wurden aber mit kräftigem Bajonettangriff wieder von der Höhe geworfen und wagten keine neuen Vorstöße. Fünfzig Alpenjäger wurden von uns gefangen genommen.

Östlicher Kriegsschauplatz.

An der Ostgrenze und im nördlichen Polen auch gestern keine Veränderung. — In Polen westlich der Weichsel stießen unsere Truppen nach Fortnahme mehrerer feindlicher Stützpunkte bis zum Sucha-Abschnitt durch. 1400 Gefangene und neun Maschinengewehre blieben in unserer Hand. — Auf dem östlichen Pilica-Ufer ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 7. Januar. Engländer und Franzosen setzten die Zerstörung der belgischen und französischen Ortschaften hinter unserer Front durch Beschießung fort. Nördlich Arras finden zurzeit noch erbitterte Kämpfe um den Besitz der von uns gestern erstürmten Schützengräben statt. Im Westteil des Argonner Waldes drangen unsere Truppen weiter vor. Der am 5. Januar im Ostteil des Argonner Waldes (Bois Courte Chaussee) erfolgte Angriff gelangte bis in unsere Gräben, der Gegner wurde aber auf der ganzen Linie unter schwersten Verlusten wieder aus unserer Stellung geworfen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering. Westlich Sennheim versuchten die Franzosen gestern abend, sich wieder in den Besitz der Höhe 425 zu setzen; ihre Angriffe brachen in unserem Feuer zusammen. Die Höhe blieb in unserer Hand. (W. T. B.)

Fortschritte im Westen sowie östlich der Rawka.

Großes Hauptquartier, 8. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Der andauernde Regen sumpft das Gelände in Flandern mehr und mehr an, so daß die Operationen stark behindert werden. Östlich Reims versuchten die Franzosen heute nacht, uns einen Vorgraben zu entreißen. Durch einen sofort angesetzten Gegenangriff wurden sie in ihre Stellungen zurückgeworfen und verloren fünfzig Gefangene an uns.

In der Mitte und im Ostteil der Argonnen machten unsere Truppen wieder Fortschritte.

Ein nächtlicher französischer Angriff gegen unsere Stellung am Buchenkopf südlich Diedolshausen (Vogesen) wurde abgewiesen. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf die Höhe westlich Sennheim brachen in unserem Artilleriefeuer zusammen. Wir machten zwei Offiziere und hundert Mann zu Gefangenen.

Um die Ortschaft Ober-Burnhaupt, südlich Sennheim, wird zurzeit noch gekämpft.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Östlich der Rawka schritten unsere Angriffe fort. 1600 Russen wurden gefangen genommen, fünf Maschinengewehre von uns erbeutet. Auf dem östlichen Pilica-Ufer fanden nur Artilleriekämpfe statt. (W. T. B.)

Gefecht in den Ostbeskiden.

Wien, 8. Januar. Amtlich wird verlautbart: 8. Januar 1915: In den Ostbeskiden wurde ein über die Höhen östlich Czeremcha von starken russischen Kräften angesetzter Vorstoß durch Gegenangriff weit zurückgeschlagen, hierbei 400 Gefangene, drei Maschinengewehre eingebracht.

Am südlichen Kriegsschauplatz scheiterte ein Nachtangriff auf unsere Vorpostenlinie bei Avtovac vollkommen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Erfolgreicher Sturmangriff im Ostteil der Argonnen.

Großes Hauptquartier, 9. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Mehrere feindliche Angriffe nordöstlich Soissons wurden unter erheblichen Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen.

Ein französischer Angriff bei Perthes (nördlich des Lagers von Chalons) wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen. Im Ostteil der Argonnen machten unsere Truppen einen erfolgreichen Sturmangriff, nahmen 1200 Franzosen

gefangen und erbeuteten einige Minenwerfer und einen Bronzemörser; schlesische Jäger, ein lothringisches Bataillon und hessische Landwehr zeichneten sich hierbei aus.

Ein vorgeschobener, von uns nicht besetzter Graben bei Flirey wurde in dem Augenblick gesprengt, in dem die Franzosen von ihm Besitz genommen hatten. Die ganze französische Besatzung wurde vernichtet.

Westlich und südlich Sennheim änderte sich nichts. Die Franzosen wurden aus Ober-Burnhaupt und den vorgelagerten Gräben in ihre Stellungen zurückgeworfen und ließen über 190 Gefangene in unseren Händen.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage im Osten ist bei anhaltend schlechtem Wetter unverändert. Unsere Beute vom 7. Januar hat sich auf 2000 Gefangene und sieben Maschinengewehre erhöht.

(W. T. B.)

Gefechte bei Soissons, Perthes, Ober-Burnhaupt.

Großes Hauptquartier, 10. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Das schlechte Wetter hielt auch gestern an; die Lys ist an einzelnen Stellen bis zur Breite von 800 Meter aus den Ufern getreten.

Feindliche Versuche, uns aus unseren Stellungen in den Dünen bei Nieuport zurückzudrängen, schlugen fehl. Nordöstlich Soissons wiederholten die Franzosen ihre Angriffe, die gestern sämtlich unter großen Verlusten für sie abgewiesen wurden, über 100 Gefangene blieben in unserer Hand; die Kämpfe dortselbst sind heute wieder im Gange.

Westlich und östlich Perthes (nordöstlich des Lagers von Chalons) griffen die Franzosen erneut heftig an. Die Angriffe brachen unter sehr schweren Verlusten für die Franzosen zusammen; wir machten etwa 150 Gefangene.

In den Argonnen gewannen wir weiter Gelände; hier wie in Gegend Apremont nördlich Toul dauern die Kämpfe noch an. Am 8. Januar abends versuchten die Franzosen erneut, das Dorf Ober-Burnhaupt im Nachtangriff zu nehmen. Der Angriff scheiterte gänzlich. Unsere Truppen machten weitere 230 Franzosen zu Gefangenen und erbeuteten ein Maschinengewehr, so daß sich die Beute von Ober-Burnhaupt auf zwei Offiziere, 420 Mann Gefangene und ein Maschinengewehr erhöht. Die Franzosen hatten auch hier augenscheinlich schwere Verluste, eine große Menge an Toten und Verwundeten liegt vor der Front und in den angrenzenden Wäldern. Gestern fanden nur kleinere Gefechte im Oberelsaß statt. Gegen Mitternacht wiesen unsere Truppen bei Nieder-Aspach einen französischen Angriff ab.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Die Witterung hat sich noch nicht gebessert; auf der ganzen Ostfront blieb die Lage unverändert. Kleinere russische Vorstöße südlich Mlawa wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. Januar. Amtlich wird verlautbart: 10. Januar: Südlich der Weichsel beschossen die Russen gestern unsere Stellungen ohne jeden Erfolg. Sie richteten ihr Feuer namentlich gegen eine von uns besetzte Höhe nordöstlich Zakliczyn. Nördlich der Weichsel stellenweise heftiger Geschützkampf. Ein Versuch des Gegners, mit schwächeren Kräften die Nida zu passieren, mißlang.

In den Karpathen herrscht Ruhe. Zwei Aufklärungsdetachements des Feindes, die sich in der Bukowina zu nahe an unsere Vorpostenlinie heranwagten, wurden durch Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zersprengt. Am südlichen Kriegsschauplatz kurzer Geschützkampf bei den östlich Trebinje bis an die Grenze vorgeschobenen eigenen Stellungen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 11. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Gegend Nieuport-Ypern und südlich fanden nur Artilleriekämpfe statt. Ein französischer Angriff bei La Boisselle nordöstlich Albert scheiterte gänzlich.

Nördlich Soissons griffen die Franzosen, die sich nur in einem kleinen Stück unserer vordersten Gräben festgesetzt hatten, erneut an, erzielten bisher keine Erfolge. Die Kämpfe dauern noch an. Östlich Perthes nahmen unsere Truppen das ihnen entrissene Grabenstück zurück. Der Feind hatte schwere Verluste. In den Argonnen schritten unsere Angriffe weiter fort.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Lage in Ostpreußen und Nordpolen unverändert. Bei der ungünstigen Witterung kommen auch unsere Angriffe in Polen westlich der Weichsel nur langsam vorwärts.

(W. T. B.)

Kämpfe an der Nida.

Wien, 11. Januar. Amtlich wird verlautbart: 11. Januar: In Russisch-Polen an der unteren Nida gestern hartnäckige Kämpfe. Hier gingen die Russen zum Angriff über und versuchten, an mehreren Stellen mit bedeutenderen Kräften die Flußniederung zu passieren. Sie wurden jedoch unter starken Verlusten überall abgewiesen. Während dieser Infanteriekämpfe in den Nachbarabschnitten heftiger Geschützkampf, der mehrere Stunden hindurch anhielt.

An den übrigen Fronten hat sich nichts Wesentliches ereignet. Einer unserer tätigen Aufklärungspatrouillen gelang es gestern nacht, die feindliche Stellung zu durchbrechen, in den dahintergelegenen Ort einzudringen und bis zur Wohnung des feindlichen Regimentskommandanten vorzustoßen. Von dieser kühnen Unternehmung kehrte die Patrouille mit einem Offizier und sechs Mann Gefangenen zurück.

Da neuerdings festgestellt wurde, daß sich Angehörige der russischen Armee österreichisch-ungarischer Uniformen bedienen, um Patrouillen und kleinere Abteilungen zu überfallen, wird nochmals betont, daß Offiziere und Mannschaften des Feindes wegen dieser Art, die Gesetze und Gebräuche im Landkrieg verletzt, nicht als Kriegführende behandelt werden.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 12. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Südlich des Kanals von La Bassée finden geringfügige Kämpfe statt, die bisher ohne Ergebnis waren.

Nördlich Crouy griffen die Franzosen gestern abend an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Heute früh lebten die Kämpfe hier wieder auf.

Ein gestern nachmittag in Gegend östlich Perthes unternommener französischer Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Feind hatte sehr schwere Verluste.

In den Argonnen wurde an der Römerstraße ein französischer Stützpunkt erobert, zwei Offiziere und 140 Mann fielen dabei in unsere Hände. In den Kämpfen im östlichen Teil der Argonnen sind den Franzosen seit 8. Januar (einschließlich der gemeldeten) ein Major, drei Hauptleute, 13 Leutnants, 1600 Mann an Gefangenen abgenommen, so daß ihr Gesamtverlust einschließlich Toter und Verwundeter in diesem beschränkten Gefechtsraum auf 3500 Mann geschätzt wird. Französische Angriffsversuche bei Ailly, südlich St. Mihiel, scheiterten.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Russische Vorstöße im nördlichen Polen hatten keinen Erfolg. Unsere Angriffe im Gebiet westlich der Weichsel machten trotz des schlechten Wetters an einigen Stellen Fortschritte. Auf dem östlichen Piliza-Ufer keine Veränderung. (W. T. B.)

Kämpfe an der Nida.

Wien, 12. Januar. Amtlich wird verlautbart: Die Versuche des Feindes, die Nida zu forcieren, wiederholten sich auch gestern. Während heftigen Geschützkampfes an der ganzen Front setzte vormittags im südlichen Abschnitt eine Kraftttruppe des Gegners erneut zum Angriff an, brach jedoch nach kürzester Zeit in unserem Artilleriefeuer nieder, flutete zurück, Hunderte von Toten und Verwundeten vor unserer Stellung zurücklassend.

Gleichzeitig hielt auch südlich der Weichsel der Geschützkampf an, wobei es einer eigenen Batterie gelang, einen vom Feind besetzten Meierhof derart unter Feuer zu nehmen, daß die dort seit den letzten Tagen eingenisteten Russen gezwungen wurden, fluchtartig ihre Stellungen zu räumen.

In den Karpathen erschweren die ungünstigen Witterungsverhältnisse jede größere Aktion. Im oberen Ungtal hat sich der Gegner näher an den Uzsokpaß zurückgezogen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Niederlage der Franzosen bei Soissons.

Großes Hauptquartier, 13. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In der Gegend von Nieuport fand ein heftiger Artilleriekampf statt, der die Räumung der feindlichen Schützengräben bei Palingsbrug (Vorort von Nieuport) zur Folge hatte.

Die feindlichen Angriffe am Kanal von La Bassée sind endgültig abgewiesen. Französische Angriffe auf La Boisselle und die Höhe von Noudron wurden zurückgeschlagen.

Den gestrigen erfolglosen französischen Angriffen auf die Höhen bei Crouy folgte ein deutscher Gegenangriff, der mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen und einer Säuberung der Höhen nordöstlich Cuffies und nördlich Crouy endigte. Unsere Märker setzten sich in Besitz von zwei französischen Stellungen, machten 1700 Gefangene und eroberten vier Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre.

Französischer Sappenangriff in Gegend südlich St. Mihiel ist erfolgreich abgewiesen. Unsere Truppen setzten sich in Besitz der Höhen nördlich und nordöstlich Nomeny.

(W. T. B.)

Die Frucht des Sieges bei Soissons.

Großes Hauptquartier, den 14. Januar 1915.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In den Dünen bei Nieuport und südöstlich Ypern Artilleriekampf, besonders starkes Feuer richtete der Feind auf Westende-Bad, das er bald gänzlich zerstört haben wird. Feindliche Torpedoboote verschwanden, sobald sie Feuer erhielten. In Fortsetzung des Angriffs vom 12. Januar nordöstlich Soissons griffen unsere Truppen erneut auf den Höhen von Vregny an und säuberten auch diese Hochfläche vom Feind. In strömendem Regen und tief aufgeweichtem Lehmboden wurde bis in die Dunkelheit hinein Graben auf Graben im Sturm genommen und der Feind bis an den Rand der Hochfläche zurückgetrieben. Vierzehn französische Offiziere und 1130 Mann wurden gefangen genommen, vier Geschütze, vier Maschinengewehre und ein Scheinwerfer erobert.

Eine glänzende Waffentat unserer Truppen unter den Augen ihres Allerhöchsten Kriegsherrn!

Die Gesamtbeute aus den Kämpfen des 12. und 13. Januar nordöstlich Soissons hat sich nach genauerer Feststellung erhöht auf: 3150 Gefangene, acht schwere Geschütze, eine Revolverkanone, sechs Maschinengewehre und sonstiges Material. Nordöstlich des Lagers von Chalons griffen die Franzosen gestern vor- und nachmittag mit starken Kräften östlich Perthes wieder an. An einigen Stellen drangen sie in unsere Gräben ein, wurden aber durch kräftige Gegenstöße hinaus- und unter schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Sie ließen 160 Gefangene in unseren Händen.

In den Argonnen und Vogesen nichts von Bedeutung.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Südöstlich Gumbinnen und östlich Lötzen sind russische Angriffe abgeschlagen worden, wobei mehrere hundert Gefangene gemacht wurden. In Polen westlich der Weichsel wurden unsere Angriffe fortgesetzt. Auf dem östlichen Piliza-Ufer ereignete sich nichts Besonderes. (W. T. B.)

Darstellung der Kämpfe bei Soissons.

Ausführlicher Bericht aus dem Großen Hauptquartier.

Die in den letzten Tagesberichten nur kurz mitgeteilten Kämpfe nördlich Soissons haben zu einem recht beachtenswerten Waffenerfolg für unsere Truppen geführt, die dort unter Leitung des Generals der Infanterie von Lochow und des Generalleutnants Wichura gekämpft und gesiegt haben.

Während des Stellungskrieges der letzten Monate hatten die Franzosen in der Gegend von Soissons aus einem Gewirre von Schützengräben bestehende Stellungen inne, die sich auf dem rechten Aisne-Ufer brückenkopfartig nordwärts ausdehnten. Auf dem Westflügel des in Frage kommenden Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtal eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teil die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüber lagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tal das Dorf Crouy; an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich der Bahn sind eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein. In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leib-Regiments und war am ersten Weihnachtsfeiertag ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwand setzte es am 7. Januar erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner am 8. Januar zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 Meter in die deutschen Schützengräben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Januar zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Januar setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriff ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung unsere wackeren Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffs-

geiste nichts eingebüßt hatten und entrissen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artillerie-Beobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach. Das Hauptziel dieses ersten Angriffs war kaum erreicht, als eine Stunde später — zwölf Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten einen Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Franzose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus- und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte.

Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffs von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel, ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden. Der deutsche Angriff erfolgte am 13. Januar aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner war es Mitte und linker Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem ganzen System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt zwölf kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; 12 Uhr 3 Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, 12 Uhr 13 Minuten die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittag des 13. Januar war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand.

Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten. Das Gelingen dieses deutschen Angriffs brachte die in Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Januar der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm, und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Eine Kompagnie des Leibregiments drang bei der Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Unsere Patrouillen säuberten das ganze Vorgelände bis zur Aisne vom Feinde. Nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind auf einer Frontbreite von etwa zwölf bis fünfzehn Kilometer um zwei bis vier Kilometer zurückgeworfen trotz seiner starken Stellungen und trotz seiner numerischen Überlegenheit. Auf seiner Seite hatten die 14. Infanterie- und 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorial-Infanterieregiment, außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gefochten. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als 5000 Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert: 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stilliegens in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter. Was unsere wundervolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geist — da geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte. Bekanntlich wurde General der Infanterie von Lochow mit dem Orden Pour le mérite und Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet.

Neben einer energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und der Pioniere zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste unterstützten. Auch die Fernsprechtruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein. (W. T. B.)

Die Türken nehmen Täbris.

Konstantinopel, 14. Januar. Das türkische Hauptquartier teilt mit: Unsere Truppen rücken, unterstützt von persischen Kontingenten, beständig in Aserbeidschan vor, um das Land vom russischen Joch zu befreien. Sie haben dort einen neuen und großen Erfolg davongetragen, indem sie gestern Täbris und Selmas, die beiden letzten russischen Stützpunkte in dieser Gegend, besetzten. Die Russen, welche die Absicht hatten, sich hartnäckig zu verteidigen, verließen in Unordnung diese beiden Orte. Eine Anzahl von Mehariſten, die einen Teil der englischen Besatzungstruppen in Ägypten bildeten, haben sich unserer Vorhut ergeben.

Die Beute von Soissons.

Großes Hauptquartier, den 15. Januar 1915.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Vor Westende zeigten sich gestern einige Torpedoboote und kleinere Fahrzeuge, die sich der Küste bis auf etwa 14 Kilometer näherten.

Französische Angriffe beiderseits Notre Dame de Lorette nordwestlich Arras wurden von unseren Truppen abgewiesen. Ein vor acht Tagen bei Ecurie nördlich Arras dem Feinde entrissener, von Teilen einer Kompagnie besetzter Schützengraben ging uns gestern verloren. Die Kämpfe an dieser Stelle sind heute wieder im Gange.

Nördlich und nordöstlich Soissons ist das nördliche Aisne-Ufer von Franzosen endgültig gesäubert worden. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenem Angriff die Orte Cuffies, Crouy, Bucy le Long, Missy und die Gehöfte Vauxrot und Verrerie. Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soissons beläuft sich jetzt auf rund 5200 Gefangene, vierzehn Geschütze, sechs Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste, 4—5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffelde gefunden. Der Rückzug südlich der Aisne lag unter dem Feuer unserer schweren Batterien.

Wie sehr sich die Verhältnisse gegen frühere Kriege verschoben haben, zeigt ein Vergleich der hier besprochenen Kämpfe mit Ereignissen von 1870. Wenn auch die Bedeutung der Gefechte nördlich Soissons mit derjenigen der

Schlacht vom 18. August 1870 nicht zu vergleichen ist, so entspricht doch die Breite des Kampffeldes annähernd der von Gravelotte – St. Privat. Die französischen Verluste aber vom 12. bis 14. Januar übersteigen aller Wahrscheinlichkeit nach die der Franzosen am 18. August 1870 um ein beträchtliches. Feindliche Angriffe nördlich Verdun bei Consenvoye scheiterten. Mehrere Vorstöße gegen unsere Stellungen bei Ailly südöstlich St. Mihiel wurden durch Gegenangriffe, nachdem sie stellenweise bis in unsere vordersten Gräben geführt hatten, unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im letzten Nachstoß eroberten unsere Truppen die feindlichen Stellungen, die aber nach Wiederaufbau unserer eigenen Stellung freiwillig und ohne Kampf während der Nacht wieder aufgegeben wurden.

Ein unbedeutender Angriff bei Mesnil nördlich St. Die wurde von unseren Truppen abgewiesen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt.

Östlicher Kriegsschauplatz.

In Ostpreußen und im nördlichen Polen keine Veränderung. Die Angriffe in Polen westlich der Weichsel machten langsam Fortschritte. Bei Eroberung eines Stützpunktes nordöstlich Rawa blieben 500 Russen als Gefangene in unseren Händen, drei Maschinengewehre wurden erobert. Heftige russische Gegenangriffe wurden unter schwersten Verlusten für die Russen zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Geschützkampf am Dunajec.

Wien, 15. Januar. Amtlich wird verlautbart: 15. Januar. Während an der Front in Russisch-Polen nur stellenweise Geschütz- und Maschinengewehrfeuer einsetzte, war gestern am Dunajec heftigerer Geschützkampf im Gange. Besonders unsere schwere Artillerie wirkte gut. Sie schoß ein großes Magazin des Gegners in Brand und brachte nach einigen Schüssen eine seit mehreren Tagen gut placierte feindliche schwere Batterie zum Schweigen.

In den Karpathen herrscht Ruhe. Zunehmender Frost beeinflußt die Gefechtstätigkeit.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
von Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 16. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Gegend Nieuport fanden nur Artilleriekämpfe statt.

Feindliche Angriffe auf unsere Stellungen nordwestlich Arras wurden abgewiesen; im Gegenangriff eroberten unsere Truppen zwei Schützengräben und nahmen die Besatzung gefangen. Das in letzter Zeit oft erwähnte Gehöft von La Boisselle nordöstlich Albert wurde gestern gänzlich zerstört und von Franzosen gesäubert.

Nordöstlich Soissons herrschte Ruhe. Die Zahl der in den Kämpfen vom 12. bis 14. Januar dortselbst eroberten französischen Geschütze hat sich auf fünfunddreißig erhöht.

Kleinere, für uns erfolgreiche Gefechte fanden in den Argonnen und im Wald von Consenvoye (nördlich Verdun) statt.

Ein Angriff auf Ailly südöstlich St. Mihiel brach unter unserem Feuer in der Entwicklung zusammen.

In den Vogesen nichts von Bedeutung. (W. T. B.)

Die Niederlage der Engländer bei Tanga.

Über die Schlacht von Tanga, diese größte, bisher auf dem Boden unserer Kolonie erfolgte Waffentat, liegen jetzt amtliche Meldungen des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika vor. Danach war der Erfolg weit bedeutender, als die englischen Berichte zugegeben haben. Die Kämpfe haben am 3., 4. und 5. November stattgefunden. Am 2. November erschienen die Engländer mit zwei Kriegsschiffen und zwölf Transportschiffen vor Tanga und forderten bedingungslose Übergabe, die aber vom Gouverneur Dr. Schnee abgelehnt wurde. Darauf dampften die Schiffe ab, erschienen aber am dritten Tage vor Tanga und landeten vor Ras Kasone ein europäisches und vier indische Regimenter, darunter auch Kavallerie, mit etwa acht Maschinengewehren und neun Geschützen. Auch Marinetruppen wurden ausgeschifft. Die schweren Schiffsgeschütze des Kreuzers „Fox“ unterstützten den Angriff der Feinde von der See aus. Das feindliche Landungskorps wurde in erbitterten dreitägigen Kämpfen mit schweren Verlusten auf feindlicher Seite zurückgeschlagen. Am 4. November währte der Kampf ununterbrochen $15^1/_2$ Stunden. Am Abend fand das entscheidende Gefecht gegen die gesamte feindliche Streitmacht trotz heftiger Beschießung der Stadt durch feindliche Schiffsgeschütze statt. Das Feuer unserer Geschütze setzte einen englischen Transportdampfer in Brand. Auch der Kreuzer „Fox“ erhielt schwere Treffer.

Am 6. zogen die englischen Schiffe nach Norden ab. Das Landungskorps hatte eine Stärke von ungefähr 8000 Mann, während die Unserigen 2000 Mann zählten. Die Verluste der Engländer betrugen über 3000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Unsere Verluste waren gering; ziffernmäßige Angaben stehen noch aus. Erbeutet wurden nach flüchtiger Zählung: acht Maschinengewehre, 300 000 Patronen, 30 Feldtelephonapparate, über 1000 wollene Decken, ferner viele Gewehre und Ausrüstungsstücke und große Mengen Proviant.

Die Stimmung unserer siegreichen Truppen (Schutz- und Polizeitruppe und Kriegsfreiwillige aus dem Schutzgebiet) war ausgezeichnet; auch die Askari bewiesen aufopfernde Hingabe und Heldenmut. Die volle Tragweite der englischen Niederlage ist von hier aus noch nicht annähernd zu übersehen. (W. T. B.)

Die Verluste bei der Joffreschen Offensive.

Großes Hauptquartier, 17. Januar.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Flandern beiderseits nur Artilleriekampf.

Bei Blangy (östlich Arras) sprengten wir ein großes Fabrikgebäude und machten dabei einige Gefangene.

Von der übrigen Front ist außer Artilleriekämpfen von wechselnder Heftigkeit und der Fortsetzung der Sappen- und Minenkämpfe nichts von Bedeutung zu melden.

Sturm und Regen behinderten fast auf der ganzen Front die Gefechtstätigkeit.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Vor etwa vier Wochen wurde hier der allgemeine Angriffsbefehl veröffentlicht, den der französische Oberbefehlshaber kurz vor dem Zusammentritt der französischen gesetzgebenden Körperschaften im Dezember erlassen hatte.

Die Angriffsversuche der Gegner auf dem Westkriegsschauplatz, die daraufhin einsetzten, haben die deutsche Heeresleitung in keiner Weise behindert, alle von ihr für zweckmäßig erachteten Maßnahmen durchzuführen. Sie haben dem Feinde an keiner Stelle irgend nennenswerten Gewinn gebracht, während unsere Truppen nördlich La Bassée, an der Aisne und in den Argonnen recht befriedigende Fortschritte zu verzeichnen hatten.

Die feindlichen Verluste während dieser Zeit betragen an von uns gezählten Toten etwa 26 000 und an unverwundeten Gefangenen 17 860 Mann; im ganzen werden sie sich, wenn man für die Berechnung der Verwundeten das Erfahrungsverhältnis von eins zu vier einsetzt, abgesehen von Kranken, nicht beobachteten Toten und „Vermißten“ auf mindestens 150 000 Mann belaufen.

Unsere Gesamtverluste im gleichen Zeitraum erreichen noch nicht ein Viertel dieser Zahl. (W. T. B.)

Fortsetzung im dritten Bande.

